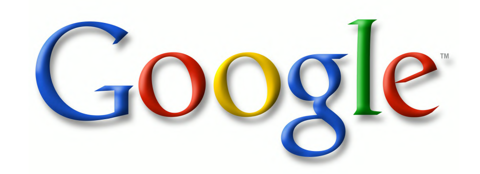














Tilly

im

dreißigjährigen Kriege

von

Onno Klopp.

Ne virtutes sileantur.
Tac.

Erster Band



bis zur Zeit des Friedensschlusses von Lübeck 1629.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1861.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg

Inhalt.

Dritter Abschnitt.

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Eilfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Dreizehnter Abschnitt.

Beilagen.

ternehme es die Geschichte der Wirksamkeit eines Mannes zu schreiben,
m Leben hochgeachtet von Freund und Feind, am Schlusse desselben
ch nach seinem Tode dem befangenen Urtheile der Parteileidenschaft
kenntnis anheimgefallen, der von dieser Parteileidenschaft aus mit
ichen des Mörders und Würgers gebrandmarkt ist. Ich werde
en Ergebnissen unmittelbarer Quellen und nach den klar vorliegenden
en General Johann Tserklaes Grafen von Tilly zu schildern, wie
im Lichte seiner Zeit, wie sein Bild sich verhält zu denen seiner
auch seiner Mitstreiter.
schichtliche Literatur der Deutschen und der Belgier zählt in den
chnten eine Reihe von Schriften auf, welche sich bemühen das Bild
es herzustellen rein von den trüben Schatten und Verdunkelungen
idenschaft. Zunächst und hauptsächlich betreffen diese Darlegungen
nis Tillys zu dem Brande von Magdeburg. Der Erfolg ist nicht [illegible]
esen. Es darf schon jetzt für die eigentliche Wissenschaft der Ge-
feststehend angenommen werden, daß von keinem Standpunkte der-
em General Tilly heute noch die Absicht einer Zerstörung der Stadt
beigemessen wird. In ähnlicher Weise hat die Forschung in einzelnen
ndern, einzelnen deutschen Städten zu Tage gefördert, daß Tilly an
ligen Orte, in dem jedesmaligen Falle den Namen, welchen früher
lle Anschauung einer Partei ihm beigelegt, nicht verdient.
es fehlte noch auf deutschem Boden eine Gesammtauffassung seines
Es fehlte vor allen Dingen für das Ganze aus unmittelbaren, un-
Quellen der Nachweis, wie Tilly in seiner Stellung sich verhielt zu
m, zu den Deutschen, zu den Gesetzen und Rechten der Corporationen
zelnen. Dieses wird unsere Aufgabe sein. Nicht das Gewühl der
nicht das Ringen physischer Kräfte, nicht die Operationen der Strategik
unsern Zweck in erster Linie, sondern die Kenntnis, die Erforschung
ringung der moralischen Motive. Es ist nicht bloß der General
wir kennen zu lernen haben, sondern der Mensch und der Christ.
ferner zu lauschen nicht bloß auf die Kundgebungen derer, die den
ten, sondern auch derer, die ihn erlitten. Wir haben die allzu oft

verklungenen Aeußerungen der Schwachen ans Licht zu ziehen, damit sie unmittelbar selbst Kunde geben von den schrecklichen Tagen, damit sie namentlich uns Kunde geben von dem Walten und Wirken des einen Mannes, den die Nachkommen der Vorfahren, welche er schützte und rettete, misleitet und bethört ihren Dränger und Unterdrücker genannt haben.

Wir haben dann ferner zu sagen, wie es möglich war, daß eine solche Dunkelheit sich legen konnte über das Bild dieses Mannes. Wir haben zu untersuchen, von woher diese Dunkelheit ihren Ursprung nahm, wie sie sich ausbreitete, wie sie zu haften vermag bis herab auf unsere Tage.

Erster Abschnitt.

Der Religionsfriede von Augsburg war ein vorläufiger Abschluß in der großen Bewegung der Reformation. Dennoch darf uns das Wort des Friedens nicht täuschen über den Inhalt desselben. Eben dieser Inhalt war die Wurzel und der Quell des zukünftigen Krieges. Wir haben denselben zu erörtern.

Zunächst nämlich war und ist es ein ungenauer Ausdruck, den man so häufig vernimmt, als sei der Augsburger Religionsfriede geschlossen zwischen den christlichen Parteien als solchen, zwischen Katholiken und Protestanten, als sei von jener Seite durch den Frieden den letzteren die Religionsfreiheit gewährt. Vielmehr ward der Friede abgeschlossen zwischen den katholischen und den protestantischen Reichsständen, den Fürsten und Obrigkeiten, und betraf nur diese. Die Fürsten und Obrigkeiten, und nur diese sicherten gegenseitig einander die Religionsfreiheit zu. Ein Reichsstand soll fortan den andern der Religion wegen nicht bedrängen. Weiter ging der Friede nicht. Innerhalb des eigenen Landes hatten die Reichsfürsten das Recht nach eigener Ansicht zu verfahren. Es ist der Grundsatz, den man kurz und bündig in die Worte kleidete: cujus regio ejus religio. Wessen das Land, dessen auch die Religion. Es lag dabei die Vorstellung zu Grunde, daß nur einerlei Religionsbekenntnis der Unterthanen einem Lande fromme. Demgemäß waren die Unterthanen eines Fürsten, der zur Confession von Augsburg übertrat, reichsgesetzlich verpflichtet dem Befehle des Landesherrn zu gleichem Uebertritte zu gehorchen. Wenn sie sich dessen weigerten, so war es ihnen gestattet Hab und Gut zu verkaufen, und nach Erlegung der Abzugssteuer in ein anderes Land zu ziehen, wo etwa sie Duldung hoffen durften.

Thatsächlich hatte theils mit, theils auch wider den Willen der Unterthanen dieser Satz in allen Gegenden protestantischer Fürsten gegolten, sobald in denselben die Reformation zum Durchbruche kam. Der Kaiser Karl V. verlangte 1530 zu Augsburg von dem Kurfürsten in Sachsen die Gestattung der Messe. Der Kurfürst forderte das Gutachten seiner Theologen. Diese entwickelten die Gefahr einer solchen Erlaubnis. Sie schließen mit den Worten: „Es ist nicht genug, daß wir Prediger dagegen predigen. Die Fürsten dürfen es auch nicht zugeben: sie

müssen es wehren.“ [1] Der Kurfürst war nicht säumig in der Befolgung dieses Gutachtens. In gleicher Weise ward in den Ländern der anderen protestantischen Fürsten verfahren. Die Bedeutung des Religionsfriedens von Augsburg in dieser Beziehung lag darin, daß er diesem thatsächlichen Bestande reichsrechtliche Gültigkeit verlieh.

Von katholischer Seite ward dieser Satz bis dahin und noch lange nachher nicht folgerecht durchgeführt. Denn auch in denjenigen Ländern, deren Fürsten dem Bekenntnisse der Väter treu blieben, war durch die Stürme der Reformation die alte Kirche heftig erschüttert. Daher rührten auf dem Concile von Trient die Bemühungen des Kaisers Ferdinand I. um die Ehe der Geistlichen, um den Kelch im Abendmahl für die Laien, weil Ferdinand diese Zugeständnisse für die Erhaltung der Kirche unerlaßlich hielt. Sie wurden deßungeachtet abgeschlagen. Aber die Neigung zum Protestantismus blieb.

Erst als allmählig die katholische Kirche auf deutschem Boden hauptsächlich durch die Thätigkeit der Jesuiten wieder erstarkte, trat ein Menschenalter nach dem Abschlusse des Augsburger Friedens aus der katholischen Partei eine Schrift hervor, mit der Behauptung, daß die Sätze des Friedens, vor allem derjenige, den man das landesherrliche Reformationsrecht nannte (cujus regio, ejus religio), für katholische Reichsfürsten nicht mindere Berechtigung habe, als für protestantische. Es war eine Behauptung von bedeutender Tragweite, und das Buch de autonomia, welches dieselbe verkündete, war ein wichtiges Ereignis. Die Früchte reiften langsam heran.

Wenn man einmal von katholischer Seite die Bestimmungen des Religionsfriedens von Augsburg untersuchte, in wie weit dieselben günstiger waren, als der Thatbestand: so ergab sich bald als ein anderer Zündstoff des Streites das Schweigen des Friedens von Augsburg über eine dritte Partei. Die Bedingungen desselben waren festgesetzt zwischen den katholischen und den lutherischen Reichsfürsten, den Anhängern der Confession des Jahres 1530. Der abweichenden Ansichten, welche dem Glaubenssysteme des Calvin näher traten, und deßhalb der Kürze wegen mit dem allerdings nicht ganz präcisen Namen des Calvinismus bezeichnet werden können, ward nicht gedacht. Mithin waren sie, wenn ihnen nicht die Berufung auf die Confession von Augsburg gelang, nach dem Wortlaute der Bestimmungen des Friedens reichsrechtlich ausgeschlossen. Nun aber regte sich in den ersten Jahrzehnten nach Luthers Tode an vielen Orten, selbst in Sachsen, eine starke calvinische Partei, welcher Melanchthon nicht ferne stand. Sie ward in Sachsen erdrückt. In der Kurpfalz dagegen errang sie durch Friedrich III. die Herrschaft, und Friedrich zauderte nicht das landesherrliche Reformationsrecht für seinen Calvinismus anzuwenden. Die Regierung seines Sohnes Ludwig, der die Pfälzer ins Lutherthum zurückreformirte, dauerte kurze Zeit. Schon sieben Jahre nachher reformirte Johann Casimir die unglücklichen Pfälzer wieder um in den Calvinismus hinein. Von da an blieb Kurpfalz dauernd das Haupt des Calvinismus in Deutschland.

[1] Corpus Reformatorum II. 307.

schien die Gewöhnung das Verfahren der protestantischen fürstlichen Häuser zu einem Rechte zu stempeln.

Aber wie war es, wenn einmal ein Kaiser mit Macht auftrat, um als oberster Richter des Reiches die gesetzlichen Ordnungen desselben zu schützen, sie festzuhalten nach dem Buchstaben? Unter Ferdinand I. ward diese Besorgnis kaum noch rege. Er hatte genug zu thun, um sich der Türken zu erwehren. Auch sein Sohn Maximilian II. gab geringen Anlaß zu solcher Furcht. Max hatte in seinen Jugendjahren geschwankt zwischen der katholischen und der protestantischen Lehre, bis die Zänkereien der Vertreter der letzteren ihm ein Schreckmittel wurden vor solchen Früchten. Es blieb ihm die Abneigung sich für oder wider zu betheiligen, so sehr, daß in seinem Ausschreiben zu seinem letzten Reichstage 1576 ungeachtet der vielen Beschwerden von beiden Seiten der Religionssache nicht gedacht wurde. Was Max aus einer gewissen Ueberzeugung gethan, wenn man dieß Wort hier gelten lassen will, das befolgte sein Sohn Rudolf II. aus Schwäche. Er war dem Glauben seiner Kirche eifriger zugethan als sein Vater; aber einen Kampf im Reiche für dieselbe aufzunehmen wagte er nicht. Er sah die Religionssache durch den Frieden von Augsburg als abgethan an, und die Berufung zum Reichstage von 1582 erwähnte derselben nicht.

Dennoch trat unter ihm der Wendepunkt ein, der Punkt, an welchem es klar wurde, daß die Bestrebungen nach Aneignung des katholischen Kirchengutes ihren Culminationspunkt überschritten hatten, daß sie fortan auf entschiedenen Widerstand stoßen würden. Der junge Erzbischof Gebhard von Köln erblickte bei einer Procession die schöne Gräfin Agnes von Mansfeld. Er führte sie auf sein Schloß zu Poppelsdorf. Die Brüder der Gräfin drangen dort zu ihm ein, und ließen ihm die Wahl zwischen Heirath oder Tod. Gebhard zog die erstere vor. Zu diesem Zwecke dachte er zuerst seinem Erzbisthum zu entsagen; aber bei näherer Erwägung und Berathung meinte er denselben Schritt wagen zu dürfen, den Andere vor ihm glücklich ausgeführt. Er begann sein Erzbisthum zu reformiren. Aber das neue Glaubensbekenntnis war nicht dasjenige, welches der Religionsfriede von Augsburg gestattete, es war nicht das lutherische, sondern das calvinische. Gebhard zog den Calvinismus vor im Vertrauen auf die Hülfe des Auslandes: auf Holland, Frankreich, England. Um so mehr verstieß er gegen die Ansicht der lutherischen Reichsfürsten. Wenige Jahre zuvor hatten diese durch die Errichtung der Concordienformel, welche das deutsche Lutherthum zum Abschlusse brachte, absichtlich und geflissentlich den weiten Spalt zwischen ihrer Lehre und der calvinischen der Welt offen gelegt.[1] Sie hatten ausdrücklich erklärt, daß es also ihr Wille sei. Eben diesen Willen bewiesen sie dem neuen Reformator von Köln. Es lag vor Augen, daß die Bestrebungen desselben in doppelter Hinsicht gegen den Wortlaut des Religionsfriedens von Augsburg verstießen. Der geistliche Vorbehalt untersagte ihm beim Uebertritte zum

[1] Man vgl. das Schreiben des luth. Kurfürsten an den König Heinrich von Navarra, bei Rehtmeyers br. Kirchengeschichte III. Beilage 109, vom 1. März 1585.

Protestantismus seine Unterthanen mitzunehmen. Die Bestimmung des cujus regio ejus religio galt nur für Lutheraner und allenfalls für Katholiken, nicht jedoch für Calvinisten. In diesem Sinne gab der Kurfürst von Sachsen, der Führer der lutherischen Reichsstände, seine Meinung ab: der Religionsfriede von Augsburg entscheide zu Gunsten der alten Kirche, und darum sei das Verfahren Gebhards unrechtmäßig.[1] Der Plan desselben war mislungen.

Innerlich war damals die alte Kirche bereits wieder erstarkt. Die innere Kräftigung wirkte zurück nach außen. Die Vertreter der alten Kirche hatten sich auch nach dem Religionsfrieden von Augsburg darein gefügt die norddeutschen Stifter eines nach dem anderen in die Hände protestantischer Fürstensöhne gelangen zu sehen. Der katholische Theil durfte es schon als viel gewonnen ansehen, wenn er nur die Thatsache, in die er sich fügte, nicht auch als Recht anerkannte. Denn häufig ward von protestantischen Fürsten die Forderung erhoben, daß der geistliche Vorbehalt abzuschaffen sei. Sie behaupteten, daß die Stifter von den alten Kaisern, Königen und Fürsten vornehmlich zum Unterhalte der hohen Geschlechter bestimmt seien, und daß der geistliche Vorbehalt den Fürsten der Confession von Augsburg die Gelegenheit nehme ihre Kinder standesmäßig zu versorgen. Die Kaiser Ferdinand und Max dagegen erkannten klar, daß die Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes, welche alle kirchlichen Fürstenthümer in die Hände der weltlichen Reichsfürsten bringen würde, die Kaiserwürde vollends zu einem wesenlosen Schatten machen und über kurz oder lang die Reichsverfassung zersprengen müsse. Deßhalb wollte weder Ferdinand, noch Max, noch Rudolf sich zur Aufhebung des für die protestantischen Reichsfürsten so lästigen Riegels verstehen. Sie ließen geschehen, was sie zu wehren nicht vermochten; aber was geschah, war darum in ihren Augen, in denen der geistlichen Fürsten des Reiches und in denen des Oberhauptes der Kirche nicht ein Recht. Das Verhältnis des kirchlichen Vorbehaltes war gleich demjenigen des cujus regio ejus religio eine Saat des Unheiles für spätere Jahre.

Gegen das Ende des Jahrhunderts, als die katholische Kirche äußerlich und innerlich wieder fester auftrat, häuften sich am Reichskammergerichte die Klagen von katholischer Seite über eingezogene Klöster und geistliche Güter. Man erörterte namentlich auf calvinischer Seite lebhaft die Frage, ob das Kammergericht berechtigt sei die Klagen von katholischer Seite anzunehmen und zu entscheiden. Kurpfalz meinte im Jahre 1600: wenn alle eingezogenen Klöster, Stifter und Gefälle herausgegeben werden, wenn man auch wohl gar die inzwischen gezogenen Nutzungen sammt den Gerichtskosten erstatten solle: so sei das eine ganz unerträgliche Last. Das könne für einen einzigen Reichsstand vielleicht etliche Millionen austragen.[2] Es ist sehr wahrscheinlich, daß Kurpfalz unter diesem Reichsstand sich selber meinte. Der Herzog von Zweibrücken erwiederte: es sei wohl besser, man nähme jetzt eine Weile all dieses Geld zusammen und setzte

[1] Häberlin, N. T. Reichsgeschichte XIII. 253 ff.

[2] Londorp. acta publ. III. Nr. XIII.

sich in eine solche Verfassung, daß man sich seiner Haut wehre und alle unbillige Processe mit Gewalt abschaffe. Manche dieser Fürsten meinten, das Unheil solcher Entscheidungen, welche zur Herausgabe von Kirchengütern nöthigten, komme daher, daß die Zahl der Beisitzer am Kammergericht nicht paritätisch abgemessen sei, daß die Katholiken überwögen. Zu ihrem Erstaunen vernahmen sie, daß gerade das Urtheil, welches damals sie so heftig aufregte, gefällt sei von vier protestantischen und zwei katholischen Beisitzern.

Wie sollte man sich in so schwierigen Händeln benehmen? — Diese Frage trat unabweislich näher. Denn man wollte namentlich auf Seiten der calvinischen Fürsten nicht bloß behalten, was man einmal hatte, sondern man wollte mehr, je nachdem Zeit und Gunst der Umstände es gestatteten. Es ward innerhalb der Partei im Jahre 1600 der Plan vorgeschlagen: man müsse dasselbe Mittel anwenden, durch welches man früher von dem Kaiser Religionssicherheit erlangt habe: man müsse nämlich dem Kaiser weder Volk noch Geld zum Beistande gegen die Türken gewähren, wenn er nicht zuvor die Kammergerichtsprocesse in Religionssachen abschaffe. Dieß Mittel konnte indessen deßhalb nicht angewendet werden, weil Kursachsen und die anderen lutherischen Reichsfürsten, welche der Fahne Kursachsens folgten, auf den Reichstagen mit den katholischen Ständen zu stimmen pflegten. Diese zusammen als die Mehrheit faßte 1598 zu Regensburg den Beschluß, daß die Rückstände der Türkenhülfe beim Kammergerichte eingeklagt und demzufolge beigetrieben werden könnten. Unter solchen Umständen mußten die calvinischen Reichsstände wohl oder übel gehorchen.[1]

Damals, gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, war die schroffe Dreitheilung im Reiche bereits vollendet. Die Concordienformel von 1578 war die feste Burg, welche das Lutherthum gegen den Calvinismus in der Glaubenslehre aufgerichtet hatte. Man fand in Sachsen den alten Gesang Luthers: Erhalt uns Herr bei deinem Wort, Und steur' des Papsts und Türken Mord — verändert in: Und steur' der Calvinisten Mord.[2] Das Wort Calvinist ward in Sachsen ein Schimpfname, der Inbegriff alles Ehrenrührigen. Der gemeine Mann haßte wie immer das, was er selber nicht kannte, weil seine Lehrer und Führer es ihm als hassenswerth schilderten. Der kursächsische Hof dagegen, an welchem die Bitterkeit sich concentrirte, haßte mit mehr Grund, weil die Politik hinzutrat. Von Beginn der Reformation an hatte Kursachsen die Führung derselben obgelegen. Der listen- und ränkegewandte Herzog Moritz hatte dieselbe seinem schwerfälligen Vetter Johann Friedrich entrissen. Er hatte dadurch den Kurhut, sein Nachfolger den Religionsfrieden von Augsburg erlangt. Seitdem begnügten sich diese Nachfolger mit dem Gewonnenen. Der anstürmende Geist der ersten Zeit des Protestantismus war von dem Lutherthume gewichen: es stagnirte und schloß sich ab. Es entsagte namentlich den Bündnissen mit fremden undeutschen Mächten. Wie das neue Kurhaus von Sachsen aus Pflicht der Dank-

[1] Senkenberg, fortg. Häberlin. XXI. S. 659 ff.
[2] Menzel, Geschichte der Deutschen, Bd. V. S. 225 hat mehrere Strophen.

Religionsfriede, welcher ausdrücklich feststellte, was sich ohnehin von selbst verstand, daß die Punkte und Sachen des gemeinen Friedens deutscher Nation allein den Kaiser, die Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches und sonst Niemand belangen. „Und wir," also erklären die Vorfahren des Pfalzgrafen Friedrich und des Landgrafen Moritz von Cassel, „wir Otto Heinrich und Wilhelm bezeugen und bekennen, daß alle und jede Punkte mit unserem guten Wissen und Willen vorgenommen, verhandelt und abgeschlossen sind, für uns und unsere Nachkommen." [1] Als der Landgraf Moritz von Hessen-Cassel 1593 vom Kaiser die Belehnung empfing, leistete er zuvor Gelübde und Eid dem Kaiser getreu, gehorsam, gewärtig zu sein, den Kaiser für seinen natürlichen Herrn zu halten, ihm zu dienen und zu thun, wie ein Fürst des heiligen Reiches dem Kaiser von Rechtswegen zu thun verpflichtet ist. [2] Hat der Landgraf Moritz das gehalten?

Seitdem der Landgraf Philipp, den man den Großmüthigen genannt hat, zuerst das Beispiel gegeben, wie der französische König in innere deutsche Angelegenheiten hereinzuziehen sei, blieb eine Neigung zu ähnlichen Ränken und Bündnissen mit fremden Mächten gegen den Kaiser und das Reich in dem Hause von Hessen-Cassel haften. Namentlich war für den Ehrgeiz von Moritz sein Land viel zu klein. Er trat mit den Generalstaaten der Niederlande, mit Heinrich IV. von Frankreich in Verbindung. Er reiste zu diesem Könige, der ihm gestand, daß er ungeachtet seines Uebertrittes zur katholischen Kirche im Herzen noch ein Calvinist sei. [3] Ein solches Bekenntnis festigte die Freundschaft. Sie schrieben einander Briefe über das bien public, die gemeinsame Sache, und der König betheuerte, wie sehr er den calvinischen Fürsten in Deutschland geneigt sei. Wie konnte für Moritz, der eben damals im Begriff stand, seine Unterthanen in den Calvinismus umzureformiren, etwas erwünschter sein! Er lauschte mit Begier den Planen Heinrichs auf die Begründung dessen, was der König eine christliche Republik nannte. Wenn auch vielleicht das Wort selber nicht von Heinrich IV. ausgegangen, so ist doch dasselbe mit dem ganzen Plane gedacht in seinem Geiste und Sinne.

Es ist hergebracht, diesen König Heinrich IV. zu loben, weil er für Frankreich ein guter König gewesen sein soll. Wir haben das hier nicht zu bestreiten. Es ist vielmehr für uns die Frage, ob Heinrich IV. darum, weil er für Frankreich ein guter König war, auch für uns Deutsche irgend welches Lob verdient. Diese Frage muß verneint werden. Denn streifen wir die schönen Worte der christlichen Republik, der allgemeinen Duldung und dergleichen mehr von den Planen Heinrichs IV. ab: so bleibt als Kern übrig die Absicht auf die Zerstückelung des deutschen Reiches und der deutschen Nation, deren Bruchstücke und Splitter der König hierhin oder dahin zu werfen beschloß nach seinem Gefallen. Die Existenz der deutschen Nation war in ihrem Grunde und

[1] Londorp. III. 885

[2] Rommel, Geschichte von Hessen VII. 413.

[3] a. a. O. S. 265.

Wesen bedroht. Die Lage der Dinge war für solche Zwecke so günstig wie möglich. Das Haus Oestreich war in sich uneinig. Matthias stand an der Spitze eines Heeres gegen seinen Bruder Rudolf, den Kaiser. Dieser ohnehin niemals eines thatkräftigen Entschlusses fähig, war dadurch völlig gelähmt. Als Helfershelfer erboten sich dem Franzosen die calvinischen Fürsten, namentlich Kurpfalz und Moritz von Hessen; denn der letztere ist das Triebrad des Bundes mit Frankreich. Es waren zur Verwirklichung des wohlklingenden Planes, der in Wahrheit alles Völkerrecht und alle bestehende Ordnung mit Füßen trat, die Maßregeln aufs beste getroffen und geordnet. Heinrich IV. hatte seine Rüstungen vollendet. Er meldete am 8. Mai 1609 dem Landgrafen Moritz, daß er selbst mit seinem Heere am 20. Mai an der deutschen Grenze stehen werde. Sechs Tage vorher zerschnitt das Mordmesser von Ravaillac die Plane des französischen Eroberers.

Dennoch hinterließ er auch so dem deutschen Lande ein unseliges Vermächtniß. Auf das Anstiften des französischen Königs,[1] auf seine Versprechungen thätiger Hülfe dachten Kurpfalz und einige andere, hauptsächlich calvinische Fürsten seit 1606 an die Stiftung eines besonderen Bundes. Derselbe kam am 4. Mai 1608 zu Ahausen unter dem Namen der Union zusammen. Sie war errichtet nach dem Vorbilde der Generalstaaten der Niederlande, von denen auch ein Gesandter zugegen war.[2] Die öffentlichen Artikel des Bundes waren nicht gerade sehr verfänglich; aber es liegt nahe, daß im Fall des wirklichen Einbruchs des Franzosenkönigs in Deutschland diese Union, die er gestiftet, sich zu ihm geschlagen hätte. Wenn auch die Plane nicht so weit dem katholischen Reichstheile offen lagen, so verkündete doch das Bestehen der Union an sich schon Gefahren für den Frieden des Reiches, insbesondere für die Kirchengüter. Deßhalb schien bei der Schwäche des Trägers der Kaisergewalt ein gleicher Bund geboten. Am 10. Juli 1609 wurde zu München die Liga geschlossen, als deren eigentlicher Stifter nicht Max, sondern der Bischof Julius von Würzburg erscheint.[3] Maximilian von Bayern war indessen die Seele dieses Bundes.

Wie im Stillen der Zweck der Union auf die Aneignung der Bisthümer und Stifter hinausging, so war der offen ausgesprochene der Liga die Erhaltung derselben. Sie verkündete laut, daß sie nichts wolle, als einzig und allein die Erhaltung des Religions- und öffentlichen Friedens. Die Absicht der Union barg sich hinter die Worte einer Erneuerung[4] des Religionsfriedens. Die Liga erklärte, daß sie denselben buchstäblich wolle im Sinne von 1555, und verwahrte sich feierlich gegen die Weiterdrängenden von der katholischen Seite, welche den Frieden nur für ein einstweiliges Abkommen ausgäben.[5]

Es sind zwei Parteien, bereit in jedem Augenblicke sich gegen einander zu

[1] Beckmann, Geschichte von Anhalt V. 317.

[2] Londorp. acta publica I. p. 2.

[3] (Stumpf), Geschichte der Liga, S. 6.

[4] a. a. O. S. 42.

[5] a. a. O. Beilagen S. 22. Der Zweck ganz bestimmt S. 120.

erheben, und zwar nicht zunächst um Interessen der Religion, sondern um diejenigen des Besitzes. Keines von beiden Bündnissen entspricht dem Interesse der deutschen Nation, keines von beiden demjenigen des Kaisers. Weder Rudolf, noch Matthias haben die Liga gutgeheißen. Der letztere war stets beflissen sie aufzulösen. Da indessen die Kaisergewalt nicht mächtig genug war durch sich den Frieden zu erhalten und zu schützen, so muß anerkannt werden, daß nach dem Vorgange der Union, bei der beständigen Bedrohung der Ruhe und des Friedens durch dieselbe, die Stiftung der Liga unvermeidlich war. Es war die conservative Partei gegenüber der revolutionären, und zwar die katholisch-conservative Partei. Die lutherisch-conservative Partei, die ihre Hauptstütze und ihren Vertreter in dem Kurfürsten von Sachsen hatte, stand für sich, war jedoch der Union entschieden abgeneigt. Auf die Anzeige der Unirten, daß sie zum Schutze der Religion zusammengetreten seien, erwiederte Kursachsen, die Sache der Einziehung von Klöstern sei nicht diejenige der Religion. Der Reichsabschied von 1555 sage klar, daß man keine geistliche Güter ferner einziehen dürfe. Man könne dem katholischen Reichstheile den Rechtsweg nicht versperren. Kursachsen betonte scharf: der Kaiser sei nicht bloß Ehren halber da, sondern das Haupt im Reiche.[1] — Eine Zeit lang neigte Sachsen sich anfangs der Liga zu. Nicht von dieser, sondern von Johann Georg selbst ging der Antrag aus zum Eintritte in die Liga.[2] Heinrich Julius von Braunschweig rieth dringend ab. Er hebt nachdrücklich hervor, daß derartige Bündnisse nicht geschlossen werden dürfen ohne Genehmigung des Kaisers. Er bittet den Kurfürsten treu zum Kaiser zu stehen, mit ihm denselben anzugehen, daß er auf einem Reichstage alle Fürsten um sich sammele und den Frieden sichere.[3] Die Liga dagegen glaubte noch 1611 auf den Beitritt des Kurfürsten rechnen zu dürfen.[4]

Es kam nicht dazu. Vielmehr trat es allmählig hervor, daß der Kursachse eine vermittelnde Stellung einzunehmen gedenke, daß er mit Heinrich Julius von Braunschweig einstimme.

Jeder Bund im Reiche, erklärt er[5] einige Jahre später, ist eine Trennung. Auf die Union ist die Liga gefolgt. Sollte dieß fortgehen, so wird man keines Kaisers, keines Kammergerichts, keines Religionsfriedens mehr achten. Der Kurfürst erkennt nochmals wie vorher den Kaiser für seine ordentliche, von Gott gesetzte Obrigkeit. Er wird sich deßhalb der Reichsverfassung jederzeit gehorsam unterwerfen, den Religionsfrieden achten und das Reich ungetrennt auf die Nachwelt zu bringen suchen. — In Wahrheit hat der Kurfürst Johann Georg von Sachsen mit einer kurzen, freilich inhaltschweren Unterbrechung von 1631—35 diesem Grundsatze gemäß gehandelt.

[1] Londorp. I. p 2 ff.
[2] Wolf, Maximilian Bd. III. 19.
[3] Regierungs- (ehemals Domcapitel-) Archiv in Osnabrück.
[4] (Stumpf), Geschichte der Liga. S. 33.
[5] d. h. die Schrift: discursus politicus durch einen erfahrenen Jurisc. und Hist., die jedoch dem Zusammenhange nach nur von Dresden ausgegangen sein kann.

Das sehnsüchtig heiße Gelüste der Unirten nach dem schönen Kirchengute blieb auch nach dem Tode des Gönners Heinrich IV. von Frankreich dasselbe wie zuvor. Allein es mangelte an der geeigneten Gelegenheit, und noch mehr vielleicht an dem geeigneten Führer. Man versuchte es auf einem anderen Wege. Auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1613 traten die Unirten den katholischen und altlutherischen Reichsständen gegenüber mit der Forderung auf, daß hinfort die Mehrheit der Stimmen in Reichsschlüssen nicht mehr gelten dürfe. Die Mehrheit nämlich dürfe nicht mehr gelten zuerst in Sachen der Religion. Dabei müssen wir uns erinnern, daß auf dieser Seite die Einziehung eines Klosters mit den betreffenden Gütern eine Sache der Religion genannt zu werden pflegte. Ferner solle die Mehrheit nicht mehr gelten in Sachen der Contributionen, des Kammergerichtes, der Privilegien und Freiheiten der Stände, in Sachen, die des gemeinen Vaterlandes Wohlstand, Heil und Ruhe betreffen, in Sachen, darin die Katholischen mit den Evangelischen streitig sind, der Reichsconstitutionen, der goldenen Bulle und dergleichen.[1] Man wird nach solcher Aufzählung zu der Frage gedrängt: was im Reiche denn noch für gemeinsame Beschlüsse übrig blieb? Die Nothwendigkeit dieser Frage zwingt weiter zu dem Urtheile, daß die Union auch ohne Frankreich alles that, was in ihren Kräften stand, um die Bande des Reiches zu sprengen.

Und dessen ungeachtet wies diese selbe Union zwei Jahre später allein dem Kaiser die Entscheidung aller Streitfragen zu. Sie wendete sich an Matthias mit der Bitte, daß er das löbliche Beispiel Ferdinands I. nachahme, welcher den Vertrag von Passau so rühmlich erhandelt habe. Und ob man gleich vorgeben solle, sagten die Fürsten der Union, daß der Kaiser der katholischen Partei keinen Vergleich aufdringen könne: so werde sich doch dadurch der Kaiser von seinem guten Vorhaben, dessen Ausführung für das Heil Deutschlands entscheidend sei, gewis nicht abwenden lassen.[2] Matthias leistete der Aufforderung keine Folge. Aber betrachten wir diese Sachlage. Damals war die Union übermächtig, wenigstens schien sie es zu sein. Wenn der Kaiser damals eine Entscheidung treffen wollte, so konnte dieselbe bei einer solchen Bitte dazu von solcher Seite nur ausfallen im Sinne der Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes. Wie nun aber, wenn einmal die Dinge sich wandten? Wie dann, wenn von der Seite der Liga an den Kaiser die Aufforderung erging seine kaiserliche Macht anzuwenden im Sinne der Befestigung und Bestätigung des kirchlichen Vorbehaltes? — Die Union war 1615 nicht in der Lage die Beantwortung dieser Fragen an sich kommen zu lassen. Vierzehn Jahre später, im Jahre 1629, hatten die Fürsten derselben ihre Forderung vergessen.

Dagegen unterhielt die Union fort und fort ihre Verbindungen mit dem Auslande, hauptsächlich mit den calvinischen Mächten. Der junge Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz führte die englische Königstochter Elisabeth auf sein

[1] Londorp. act. publ. I. 112.
[2] Wolf, Maximilian IV. 38.

Schloß zu Heidelberg. Die Aufnahme in den Niederlanden auf der Reise nach London bewies, in welch freundlichem Verhältnisse Friedrich mit den Generalstaaten stand. Auch war ja seine Mutter eine Tochter Wilhelms des Oraniers, sein Oheim Moritz von Nassau stand an der Spitze des Freistaates. Friedrich schloß 1613 das Bündniß der Union mit den Generalstaaten. Die Gesandten derselben fehlten bei keinem Tage der Union. Moritz von Hessen persönlich bemühte sich mehr um Frankreich. Wie er mit Heinrich IV. befreundet gewesen, der den Hessen als bereitwilliges Werkzeug zu gebrauchen gedachte: so trug Moritz auch Ludwig XIII. die Anhänglichkeit entgegen, die er nach Eid, Recht und Pflicht seinem Vaterlande und dem Kaiser schuldig war. Moritz erzählte dem fremden Könige von dem hessischen Erbstreit mit seinem lutherischen Vetter Ludwig von Darmstadt, von der Abneigung des Kaisers, von der Ungunst, die ihm durch seine Freundschaft mit Frankreich erwachse.[1] Die Lenker dieses Landes jedoch hatten damals fürerst auf die Politik Heinrichs IV. gegen Deutschland verzichtet, und erst zehn Jahre später rief der Cardinal Richelieu dieselbe wieder ins Leben. Dagegen wandte sich Moritz und auf seinen Betrieb die gesammte Union an den Schwedenkönig Gustav Adolf. Diesem thatendurstigen Jüngling war das hoch willkommen. Es sei offenbar, meinte er, daß die päpstliche Liga darauf ausgehe die reformirte Religion zu unterdrücken. Dieß sehe man aus dem Verfahren gegen Deutschland, Frankreich, England und die Niederlande.[2] Er stellte seinen Beistand in Aussicht. Das Wort Liga ist hier in Gustav Adolfs Augen offenbar ein allgemeiner Begriff, und nicht die eigentlich deutsche Liga auf deutschem Boden. Diese hatte keine auswärtige Theilnehmer, und konnte den Umständen nach auch keineswegs angriffs-, sondern nur vertheidigungsweise sich verhalten. Zur That von Seiten Gustav Adolfs kam es einstweilen nicht; aber er bewahrte sich die Einladung für günstige Zeiten.

In den letzten Jahren des Kaisers Matthias gingen von allen Seiten eine Menge Druckschriften aus, und flatterten gleich Sturmvögeln umher. Die drei Parteien im Reiche: die katholische, die lutherische, die calvinische sondern sich schroff von einander ab, doch so daß nicht bloß die lutherischen Fürsten, sondern auch die lutherischen Deutschen im Allgemeinen den Katholischen näher stehen als den Calvinisten. Indessen nicht auf die Deutschen im Allgemeinen kommt es an. Durch die Abneigung dieser Parteien unter einander um der Glaubenssätze willen, die sie von ihren Vätern ererbten, wäre nimmer ein Krieg entstanden. Ein solcher drohte nur aus dem Eifer der Fürsten um die Erweiterung oder das Festhalten des Besitzes. Die hauptsächlichen Fürsten der calvinischen Partei der Union sind Kur-Pfalz, Hessen-Cassel, Baden-Durlach, Anspach, Anhalt, Nassau. Auch Württemberg finden wir mitgenannt.[3] Die lutherischen

[1] Rommel VII. p. 330.

[2] a. a. O. 333

[3] So zählt Herzog Heinrich Julius von Braunschweig sie auf in einem Schreiben an Johann Georg von Sachsen. Abschrift im Osnabr. Archiv.

Fürsten sind Kursachsen, Hessen-Darmstadt, Braunschweig in den verschiedenen Zweigen des Welfenhauses, Pommern, Mecklenburg. Keiner derselben gehört der Union an. Die Liga umfaßt außer den geistlichen Fürsten den Herzog Max von Bayern, und einige kleinere wie den Grafen Johann von Rietberg als Heerführer. Ihnen gegenüber steht die Union der calvinischen Fürsten entschieden feindlich. So lange es nicht zu den Waffen kam, focht man mit Worten, und dabei traten namentlich die calvinischen Theologen und Hofprediger hervor.

Der Calvinismus hat von Anfang an aller Orten gründlicher mit dem altkatholischen Kirchensysteme gebrochen, als das Lutherthum. Man hat dazu ferner häufig die Annahme aufgestellt, daß der Calvinismus vermöge seines demokratischen Elementes günstiger sei für eine freie politische Entwickelung, als das Lutherthum, welches frühzeitig seine Lehre vom leidenden Gehorsame der Unterthanen ausgeprägt habe. Indessen möchte auf deutschem Boden dieser Unterschied nicht sehr merklich sein. Es kommt in Wahrheit auf den Boden an, in welchem der Calvinismus aufwuchs. Er war allerdings eine bevorzugte Glaubensform der Kirchenänderung in den westlichen Ländern geworden. Er diente in Frankreich, in den Niederlanden zur Fahne des Aufstandes. Desgleichen ward er in Deutschland in dem letzten Viertel des Jahrhunderts die besondere Glaubensform der Fürsten, deren Eifer und Streben nach Erweiterung ihres Besitzes sich mit den bestehenden Ordnungen nicht vertrug. Allein das Beispiel der westlichen Nachbaren, die Aussicht oder die Hoffnung auf die Hülfe derselben wirkte hier wesentlich mit, um die fürstlichen Bekenner dieser Lehre auf deutschem Boden zu kräftigen und zu stählen. So indessen gestaltete sich das Verhältniß nur nach oben hin, wirkte auf die Stellung der calvinischen Fürsten zu Kaiser und Reich. Nach unten hin im eigenen Lande bemerken wir nicht eine ähnliche Wirkung. Die Zumuthungen, die der calvinische Moritz von Hessen-Cassel an den Gehorsam seiner Unterthanen stellte, übertrafen bei weitem diejenigen, welche sein lutherischer Vetter Ludwig von Hessen-Darmstadt an die Seinen erhob. Auch ist eine freiere Kirchenform für die Beherrschten in den deutschen Ländern des Calvinismus nicht wahrzunehmen. Bei den deutschen calvinischen Fürsten nahmen die Hoftheologen wesentlich dieselbe Stellung ein, wie bei den lutherischen.

Die kursächsischen Hoftheologen predigten Gehorsam gegen den Kaiser als die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit, weil dieser Gehorsam der Politik des Kurfürsten von Sachsen entsprach. Eher, sagt der Hofprediger Hoe von Hoenegg, sollen wir mit den Papisten, als mit den Calvinisten Gemeinschaft haben, und zwar aus zwei Gründen. Der eine ist theologisch, weil die lutherische Lehre mit der katholischen mehr Verwandtschaft hat, als mit der calvinischen. Der andere Grund ist politisch, weil der Papst für die Vertheidigung des römischen Reiches gegen den orientalischen Antichrist, den Türken strebt. Mit gleichem Nachdrucke widerrieth diese scharf lutherische Partei ein Bündnis mit fremden Mächten. Die Propheten, sagt sie, haben gegen keine Sünde so scharf geeifert, wie gegen ein Bündnis mit den ungläubigen fremden Völkern. Darum sollen

auch wir Christen mit Arianern, Wiedertäufern, Calvinisten keinen Bund machen.[1]

Wir bezweifeln nicht, daß solche Predigten die damalige Ueberzeugung des Hofpredigers Hoe aussprachen: wir legen hier nur Gewicht auf die Uebereinstimmung in der Theologie des Hofpredigers mit der Politik des Kurfürsten. Dieselbe Uebereinstimmung in anderer Weise finden wir zu Heidelberg. Dort prägte David Pareus, den die Lutheraner den Mufti des Calvinismus nannten, die politischen Meinungen des jungen Kurfürsten Friedrich in seinen Predigten und Schriften aus. Er ließ ein Buch ausgehen, in welchem er ermahnte das Papstthum aus dem Reiche zu vertilgen. Er nannte dies Buch: Irenicus, der Friedliche. Auch bewies Pareus die Richtigkeit seiner Ansicht aus der Bibel, und zwar aus dem so oft behandelten und mishandelten dreizehnten Kapitel des Briefes Pauli an die Römer. „Christliche Fürsten sollen sein zum Schrecken für die bösen Werke, Rächer für alle, die Böses thun. Das meiste Böse aber thut der Papst. Also muß mit dem Schwerte seine Bosheit gezügelt werden." Dieselbe Logik entwickelt Pareus noch weiter. „Es ist geweissagt," heißt es dort bei ihm,[2] „daß christliche Könige und Fürsten die babylonische Hure werden wüst und öde machen, sie nackend ausziehen, ihr Fleisch essen und sie mit Feuer verbrennen. Nun ist die babylonische Hure das Papstthum. Ferner ist die Weissagung gleich einem Gebote. Also sind unsere Fürsten schuldig demgemäß mit dem Papstthum zu verfahren." Das Fleisch, wie sich von selbst versteht, sind die Stifter und Kirchengüter.

Diese Angriffe scheinen zunächst nur der katholischen Kirche zu gelten. Allein der bestehende kirchliche Zustand war nicht zu trennen von dem weltlichen, von demjenigen des römischen Reiches deutscher Nation. Die Consequenz solcher Predigten des kurfürstlichen Hoftheologen von Heidelberg war eine völlige Umkehrung des rechtlich bestehenden Zustandes. Wir finden die so nahe liegende Folgerung auch offen ausgesprochen. „Das römische Reich," heißt es, „ist des Antichristes Werk und Creatur, und es hat der Erhaltung desselben Niemand mehr zu genießen, als Pfaffen und Mönche. Der Religionsfriede schützt sie. Deßhalb ist es von protestantischer Seite eine Thorheit sich dieses Friedens annehmen zu wollen."[3]

So geneigt nun auch allerdings der Wille war, so sehr von verschiedenen Seiten darauf hingearbeitet wurde die Menschen für solche Entwürfe empfänglich zu machen: so fehlte es doch noch längere Zeit an einer schicklichen und geeigneten Gelegenheit ein solches Feuer anzuzünden, welches die alte Ordnung von Grund aus verzehre und Raum schaffe für eine neue. Aber die Gewitterschwüle blieb. Die Bitten des Kaisers Matthias um Aufhebung der Union, als deren festgesetzte Zeit abgelaufen war, wurden beantwortet mit der Erneuerung des Bundes durch

[1] Man vgl. die sächsisch-lutherische Schrift fuga laquei.
[2] Irenicus cap. XXIV.
[3] Londorp. I. 321.

den jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz. Ihm mehr als irgend einem anderen erschien das Maß der Schwäche des Reichsoberhauptes als dasjenige der eigenen Kraft. Die Liga hatte ihr Fortbestehen abhängig gemacht von demjenigen der Union. Da diese erneuert wurde, blieb auch jene.

Am bedrohlichsten vielleicht sah es in den österreichischen Erbstaaten selber aus.

Die Geschichte des Protestantismus dort wiederholt in jedem einzelnen Erblande in kleinerem Maßstabe dasselbe, was im deutschen Reiche im größeren geschah. Wie hier die Fürsten und Reichsstände die neue Lehre benutzten, um einestheils vermittelst derselben das kirchliche Wesen ihrer Länder sich unterthan zu machen, um zugleich die Besitzthümer der alten Kirche an sich zu nehmen, um durch beides die eigene Selbständigkeit und Territorialhoheit zum Abschlusse zu bringen, dagegen die Bande des Reiches und die kaiserliche Obergewalt um eben so viel zu lockern: eben so schien den Dynasten und mächtigen Adelsfamilien der habsburgischen Erblande der Protestantismus gegen die Landesherrn dienen zu müssen. Anfangs widerstrebten diese. Auch Max II., so geneigt er sich früher dem Protestantismus erwiesen, schlug doch das Begehren der Adelsgeschlechter in Oestreich nach freier Religionsübung ab. Aber diese setzten denselben Hebel an, vor welchem im Reiche der Widerstand der Kaiser gegen die Forderungen der Reichsfürsten mehr als einmal gewichen war. Die Stände d. h. der Adel erklärten 1568, daß sie nur unter dieser Bedingung der freien Religionsübung Geldhülfe zum Türkenkriege hergeben würden.[1] Da mußte Max II. sich fügen. Er verstattete den Herrn und Rittern sowohl im Lande unter, als ob der Ens in ihren Schlössern, Häusern und Gebieten die freie Uebung der Religion. Es war der Anfang.

Max verkannte nicht das Bedenkliche seiner Lage. Die Erfahrung lag vor Augen, daß überall da, wo der Landesherr die neue Lehre mit ergriffen, sich zum Führer der Bewegung gemacht hatte, dieselbe zur Erhöhung seiner Gewalt wesentlich beitrug. So namentlich, um von Deutschland abzusehen, in England und Schweden. Umgekehrt sah man da, wo das Oberhaupt des Staates der alten Kirche getreu verblieb, die Aristokratie unter dem Banner der neuen Lehre zum Streite ausziehen gegen den Oberherrn. Also geschah es in Frankreich. Die Anwendung solcher Erfahrungen auf die östreichischen Erblande lag nicht fern. Das Steuerwesen lag in den Händen der Landstände. Kam noch das Kirchenwesen voll und ungekürzt dazu: so blieb für die landesherrliche Macht kaum noch ein Brocken übrig. Denn es versteht sich, daß ein jeder einzelner Grundherr auf seinem Gebiete ganz dasselbe Verfahren anwandte, wie die deutschen Reichsstände auf dem ihrigen, das sogenannte Reformationsrecht, das Recht des cujus regio ejus religio. Dasselbe ergab sich schon wie von selbst daraus, daß das Patronat der Pfarren in der Regel bei den Grundherren war.

Und darin ja gerade zeigte sich so häufig die vortheilhafte Seite des Protestantismus für kleine Dynasten, die dem Rechte nach einem Größeren, dem

[1] Meiern, acta pacis W. III. p. 136.

Kaiser oder dem Landesherrn, unterthan sein sollten. Die protestantischen Geistlichen, welche von solchen Grundherren angestellt wurden, waren nicht geschützt durch eine mächtige auf sich ruhende Genossenschaft der Kirche. Sie waren hingegeben in die Hand derer, welche ihnen eine Anstellung verliehen. Demgemäß lag für sie die Versuchung nahe zu predigen, wie der Brodherr es wünschte. Nach unten predigten sie eifrig den Gehorsam gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit, nach oben rechtfertigten sie unter Umständen den Widerstand ihrer Herren gegen den Kaiser oder den Landesfürsten durch die Berufung auf das Evangelium. Denn man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Um doch wenigstens die Oberleitung des Ganzen in Händen zu behalten, faßte Max II. gleichzeitig mit seiner Bewilligung an die Herren und Ritter den Plan eines landesherrlichen Consistoriums. Da nämlich nach Luthers kirchlichem Systeme der Landesherr geborener Oberbischof der lutherischen Landeskirche ist: so konnte es für Max gelingen durch ein solches Verfahren einen wesentlichen Vortheil, welchen die eigentlich protestantischen Fürsten von der Reformation gezogen, auch für sich zu sichern, wenigstens denselben nicht ganz zu verlieren. Die spätere Erfahrung in Kursachsen und anderen Ländern hat bewiesen, daß der Plan des Kaisers Max nicht auf innere Schwierigkeiten des lutherischen Systemes stieß. Die späteren katholischen Kurfürsten und Könige von Sachsen blieben geborene Oberbischöfe ihrer lutherischen Landeskirche, mochten sie die Rechte dieses Amtes persönlich ausüben oder an ihre Behörden übertragen.

Dennoch wurde der Plan des Kaisers Max II. vereitelt, und zwar theils durch den Papst Pius V., der dem Kaiser heftige Vorstellungen machte, theils durch den Hinblick des Kaisers selbst auf die wüthigen Zänkereien der Theologen im übrigen Deutschland, an deren Heilung und Versöhnung er nicht glauben konnte. Den östreichischen Grundherren blieb die Gestattung der augsburgischen Confession, obwohl in Wirklichkeit der Zustand, da überhaupt kein Band der Einigung durch eine Behörde oder sonst ein Mittel vorhanden war, von einer kirchlichen Anarchie nicht sehr verschieden sein mochte. Aehnliche Verhältnisse walteten ob in den anderen östreichischen Erbländern.

Anders gestaltete sich die Sache durch Ferdinand von Steiermark. Wie die protestantischen Reichsfürsten unausgesetzt in ihren Ländern den Grundsatz befolgten, daß nur diejenige Religion die wahre und für die Unterthanen zu gestatten sei, welche der Landesherr selbst bekenne: so ward Ferdinand von seinem Oheime Wilhelm von Bayern und den Jesuiten zu Ingolstadt zu der Ueberzeugung erzogen, daß wahres Glück und Segen der Regierung geknüpft sei an die Erhaltung oder Herstellung der alten katholischen Religion. Wie der Kaiser Max im Erzherzogthume Oestreich, so hatte auch der Vater von Ferdinand sich 1578 genöthigt gesehen den Herren und Rittern der Steiermark für die Gewährung der Türkenhülfe die Confession von Augsburg zu gestatten. Als Ferdinand 1596 die Regierung der Steiermark antrat, weigerte er sich diese Erlaubnis seines Vaters zu bestätigen. Aber noch griff er nicht durch. Erst zwei Jahre später ward eine kirchenschänderische That eines lutherischen Feldpredigers die

Veranlassung, daß Ferdinand erklärte: er gedenke sich desselben Rechtes zu bedienen, wie alle andere Fürsten im Reiche. Er forderte die Rückkehr seiner Unterthanen zur katholischen Kirche. Hier und da ward eine Kirche mit Pulver aufgesprengt; aber nirgends floß Blut. Steiermark ward wieder katholisch. Es war für Ferdinand der Fingerzeig, daß die Jesuiten Recht hatten mit ihrer Behauptung: es bedürfe nur des festen Entschlusses und der Beharrlichkeit in der Ausführung, um die katholische Kirche herzustellen.

Der Kaiser Rudolf II. blickte mit Verwunderung auf das Werk seines Neffen. Ihm selbst fehlte die Thatkraft zu gleichen Entschlüssen, und noch mehr diejenige zur Durchführung derselben, auch wenn er sie gefaßt hätte. Zudem fühlte er sich nicht sicher im eigenen Hause. Zwischen ihm und seinem Bruder Matthias hatte von den Jünglingsjahren an niemals ein freundschaftliches Verhältnis obgewaltet. Die Schwäche der Regierung Rudolfs lockerte bei den Ständen in Oestreich, Ungarn, Böhmen die Bande des Gehorsams, und machte sie geneigt zu Neuerungen. Matthias lieh den Vorschlägen der Großen dieser Länder ein bereitwilliges Ohr. Rudolf ahnte die Plane seines Bruders: er, selber unverheirathet, dachte daran dem thatkräftigen Ferdinand von Steiermark die Nachfolge zuzuwenden. Aber der Geist der Empörung schwoll rascher empor. Matthias zog gegen seinen Bruder, den Kaiser. Erschreckt und eingeschüchtert trat Rudolf seinem Bruder Matthias beide Oestreich, Mähren und Ungarn ab. Es verblieb ihm noch Böhmen, Schlesien und die Lausitz. Aber bei den Ständen aller dieser Länder gährte derselbe Sinn. Diejenigen Böhmens forderten von Rudolf im Jahr 1609 den Majestätsbrief und erhielten ihn. Der Brief war in kirchlicher Beziehung für die böhmischen Herren dasselbe, was der Religionsfriede von Augsburg für die Fürsten des deutschen Reiches. Er gab die Unterthanen kirchlich dem Willen der Mächtigen anheim. Aber die böhmischen Großen gingen noch einen erheblichen Schritt weiter. Sie ernannten sogenannte Defensoren mit ausgedehnter Gewalt zum Schutze des Majestätsbriefes, und zwar völlig unabhängig vom Kaiser und Landesherrn. Die schlesischen Stände folgten diesem Beispiele der Böhmen, nur daß die Befugnisse der schlesischen Grundherren noch ausgedehnter waren. Mit denjenigen Ständen, welche katholisch geblieben waren und ferner bleiben wollten, kam eine friedliche Vereinbarung zu Stande.

Rudolf hatte bewilligt, was er nur bewilligen konnte. Auch damit noch waren seine Gegner nicht zufrieden. Es liegt in dem Wesen siegender Revolutionen ein Etwas, das immer weiter drängt. Matthias kam nicht eher zur Befriedigung, bis sein Bruder ihm alles abgetreten, und fand dazu abermals an den Ständen Böhmens willige Helfer. Rudolf ward auf seiner Burg zu Prag einem Gefangenen gleich. Als er sich völlig machtlos und von Allen verlassen sah, brach der lang gepreßte Unmuth des unglücklichen Fürsten in bitterer Verwünschung hervor. Er öffnete das Fenster, welches hinausschaute auf die Stadt Prag, und sprach: „Du undankbares Prag, durch mich bist du herrlich geworden, und jetzt stößest du mich, deinen Wohlthäter, von dir. Die Rache Gottes soll dich ereilen und mein Fluch über dich und ganz Böhmen

kommen." [1] Das Wort war hart; aber es geht kein Wort in Erfüllung, wenn nicht diese eine verdiente ist.

Rudolf verzichtete auf alle seine Länder für Matthias. Die Stände huldigten dem neuen Könige. Als Rudolf wenige Monate nachher vor Gram und Kummer starb, wählten die Kurfürsten des deutschen Reiches den König Matthias zum Kaiser. Es mochte Viele geben, die vorher Vertrauen gehegt hatten zu seiner Thatkraft. Matthias rechtfertigte nicht diese Erwartungen. Daheim war er gelähmt durch dieselben Mittel, deren er sich bedient zum Sturze seines Bruders. Wie konnte er es wagen aufzutreten gegen die Großen der Erbländer, die ihm den Sieg über seinen Bruder ermöglicht hatten, deren Forderungen damals auch die seinigen gewesen waren! Im Reiche erhob die Union drohend das Haupt. Auf dem ersten Reichstage, den Matthias 1613 berief, trat sie ihm mit jener Forderung entgegen, deren wir oben gedacht, mit der Forderung, daß in den wichtigen Angelegenheiten des Reiches nicht die Mehrheit gelten solle. Er forderte die Aufhebung der Bündnisse im Reiche, der Union und der Liga. Beide bestanden fort, als sei kein Kaiser vorhanden. Rudolf hatte in dem Streite über die Erbschaft von Jülich, Cleve, Berg die Belehnung an Kursachsen ertheilt. Die andern Bewerber, Pfalz-Neuburg und der Kurfürst von Brandenburg, der eben damals sich überzeugte, daß das calvinische Bekenntnis dem lutherischen vorzuziehen sei, hatten thätige Hülfe von den Generalstaaten. Matthias ließ geschehen. Was auch sollte er thun? Man vernahm, daß die Union, daß namentlich das Haupt derselben, Friedrich V., darauf sinne nach dem Tode von Matthias die Kaiserkrone an ein anderes Fürstenhaus zu bringen. Hier trat die Gefahr dem ganzen Erzhause näher.

Deßhalb einigten sich die Glieder desselben. Wie Matthias, so waren auch die Brüder Maximilian und Albrecht kinderlos. Sie übertrugen ihre Rechte auf das Haupt Ferdinands von Steiermark, und die Linie des Hauses Habsburg in Spanien trat nach kurzem Widerspruche bei. Der Kaiser Matthias erschien mit dem Erzherzoge Ferdinand im Juni 1617 auf dem Landtage der böhmischen Stände zu Prag. Er eröffnete ihnen, daß er mit dem Rathe seiner Brüder den Vetter Ferdinand an Sohnes statt angenommen, und forderte sie auf den Erzherzog als seinen Nachfolger zum Könige zu wählen, zu verkünden und zu krönen. [2] Ein Mitglied des Herrenstandes, Matthias Graf von Thurn wandte ein, daß die Regierung Ferdinands friedlicher sein werde, wenn die Wahl auf einem allgemeinen Landtage geschehe, zu welchem auch die Nebenländer von Böhmen einberufen würden. War die Friedlichkeit der Zweck? — Die königliche Partei durchschaute den Plan. Der Oberstburggraf erwiederte: die goldene Bulle enthalte, daß nach Abgang des regierenden Königshauses in Böhmen den Ständen eine neue Wahl zustehe, und in solchem Falle könne allerdings die Frage nach der Berufung eines allgemeinen Landtages erhoben werden. Nicht also liege hier die

[1] Amos Comenius, hist. persec. Bohem. cap. XLI.

[2] Hurter, Geschichte Ferdinands II. Bd. VII. S. [illegible] f. Senckenberg, fortges. Häberlin Bd. XXIV. S. 111.

Riegel, ließ jedoch die Hüter unversehrt.[1] Das entschied. Am 1. Juli 1618 empfing Ferdinand zu Preßburg die Krone des heiligen Stephan und das Gelöbnis der Treue von den Magnaten von Ungarn.

Wenn in Wahrheit solche Gelöbnisse, solche Eide damals die Treue der Großen des Reiches bedingten: so ging Ferdinand und die Länder des Erzhauses, die seinem Scepter gehuldigt, einer ruhigen und hoffnungsreichen Zukunft entgegen. Denn mit dem Erbfeinde der Christenheit, mit dem Türken, war man seit 1615 im Frieden, und die Zustände am Bosporus erregten nicht die Besorgnis, daß derselbe vor dem Ablaufe der bestimmten Frist von 20 Jahren von dort her gebrochen werden könne. Aber schon waren die Mächte der Umwälzung und Zerstörung offenbar thätig in ihrem unheilvollen Werke. Noch vor der Krönung zu Preßburg vernahm die christliche Welt mit Entsetzen die Kunde des Fenstersturzes zu Prag.

So genau der Majestätsbrief der böhmischen Stände die Rechte derselben zu wahren bezweckte: so glaubten doch die Führer später Lücken zu erkennen. Da der Majestätsbrief keinen Unterschied hervorhob zwischen geistlichen und weltlichen Grundherren, so zogen jene daraus die Folgerung, daß den geistlichen Grundherren auf ihrem Gebiete dieselben Rechte gebührten, wie den weltlichen auf dem übrigen, daß mithin katholische Grundherren, ob geistlich, ob weltlich, auf ihrem Gebiete protestantische Kirchen zu dulden nach dem Majestätsbriefe nicht verpflichtet waren. Anders folgerten Thurn und seine Anhänger. Indem jeder von ihnen auf dem eigenen Gebiete über die Religion der Unterthanen waltete nach eigenem Ermessen, ihnen Geistliche setzte nach eigener Meinung, waren sie der Ansicht, daß die Unterthanen kirchlicher Grundherren, die Einwohner königlicher Städte ungehindert sein müßten.[2] Diese Verschiedenheit der Meinung führte bei der Erbauung neuer protestantischer Kirchen in Klostergrab und Braunau zum feindseligen Hader. Die geistlichen Grundherren wollten den Bau nicht dulden. Kaiser Matthias erklärte: er könne nicht hindern, daß der Majestätsbrief, den er gegeben, den Unterthanen von Aebten und Bischöfen erlaube Kirchen zu bauen wider den Willen ihrer Grundherren. Was die Pfarreien in seinen eigenen Herrschaften betreffe: so wolle er nicht geringer sein, als andere unter den böhmischen Ständen.[3] Aber die böhmischen Defensoren, vor Allen Thurn, nahmen sich der Forderungen dieser Unterthanen der geistlichen Herren an. Sie beschwerten sich bei Matthias.

Der Kaiser meldete seinen Statthaltern zu Prag: sie sollten diejenigen Stände, die zu Prag anwesend seien, vor sich bescheiden, ihnen versichern, daß die Entscheidung des Kaisers ihnen nicht zum Abbruch ihrer Freiheiten und Privilegien gereichen solle, zugleich aber auch sie vermahnen, daß sie sich begnügen ließen an dem, wozu sie berechtigt seien, und fremder Sachen sich nicht

[1] Hurter, Ferdinand Bd. VII. 226.

[2] Man vgl. Gindely, Geschichte der Ertheilung des böhm. Majestätsbriefes von 1609. S. 105

[3] Hurter, Ferdinand Bd. VII. 140.

anmaßen wollten.[1] Die böhmischen Feudalherren nannten dieß Schreiben ein scharfes. An demselben Tage, wo sieben Jahre zuvor Matthias durch die Hülfe der böhmischen Herren und Ritter die dem Bruder abgetrotzte Krone auf sein Haupt gesetzt, zog eine Schaar derselben bewaffnet auf das Schloß, um die kaiserlichen Statthalter zur Rede zu stellen für dieß Schreiben des Kaisers. Wollte man nur dieß? Die Herren und Ritter — denn von den städtischen Mitgliedern, die den Ständen von Böhmen angehörten, war Niemand anwesend — erfaßten die Räthe und Statthalter ihres Kaisers und warfen höhnend die Flehenden aus den Fenstern des Schlosses.

Geschah der ungeheure Frevel im Aufwallen der Leidenschaft? — Die ausführliche Darstellung des Vorganges deutet nicht auf eine andere Leidenschaft, als welche die Führer in sich selber nach eigenem Willen erregten. Eben so wenig die folgenden Handlungen. Die That geschah am 23. Mai. Der 24. war der Tag Christi Himmelfahrt. Am 25. erwählten die böhmischen Stände dreißig Directoren, und am selben Tage ging das ausführliche Werk einer Apologie der böhmischen Stände an den Kaiser ab. Die Möglichkeit der Ausführung einer solchen Arbeit in solcher Zeit ist kaum denkbar. Die Schrift muß *vorher ausgearbeitet sein.* Von einer Bitte um Verzeihung des Geschehenen, auch nur von *einer* Entschuldigung vor dem Kaiser ist in dieser Apologie keine Spur. Die böhmischen Herren und Ritter melden ihrem Kaiser: sie hätten alles nur zum Besten des Kaisers selbst und seiner getreuen Unterthanen vorgenommen: sie hofften daher, er werde gnädigst mit ihnen zufrieden sein.[2]

Wir fassen unser Urtheil über die Schrift zusammen in die Worte Senkenbergs, welche dieser Schriftsteller 150 Jahre später ohne irgend eine Spur einer Neigung für die Sache Ferdinands II. niederschrieb: „Ich gestehe, daß ich auch kein Wort weiß, um dieses Schreiben zu entschuldigen."[3]

Es ist eine seltsame Art der Revolution, diese böhmische. Halten wir uns die Hauptmomente derselben noch einmal vor Augen. Die Bewohner zweier Ortschaften wollen Kirchen erbauen. Die Grundherren verwehren es ihnen und berufen sich für das Verbot auf den Majestätsbrief. Der Kaiser, der den Majestätsbrief verliehen, entscheidet zu Gunsten der Ortsobrigkeiten. Die böhmischen Stände nehmen sich der Ortschaften an. Der Kaiser ermahnt sie in einem milden Schreiben sich zu begnügen mit dem Besitze ihrer Rechte und nicht hinüber zu greifen auf fremdes Gebiet. Die Stände werfen zur Antwort die kaiserlichen Statthalter und Räthe aus den Fenstern, in der unzweifelhaften Absicht sie zu tödten. Sie melden dem Kaiser, was sie gethan, und erklären es für recht, und zwar so, daß die Rechtfertigung der That aller Wahrscheinlichkeit nach eher geschrieben als die That begangen ist. Sie warten nicht eine Antwort des Kaisers ab, sondern wählen sofort am selben Tage eine Executivbehörde, welche sogleich wesentliche Rechte der Regierung ausübt. Sie verbannt die Jesuiten aus

[1] Senkenberg, fortges. Häberlin XXIV. 182.

[2] Londorp. acta publ. I. 418.

[3] Senkenberg a. a. O. S. 214 n. 1.

dem Königreiche Böhmen. Sie erläßt sofort ein Aufgebot des ganzen Landes. Der achte Mann soll sich unter die Waffen stellen. Warum? Wozu? Gegen wen? Ein Krieg nach außen ist nicht da. Es kann nur der eigene Landesherr sein, gegen den man sich rüstet, der Kaiser Matthias, der seinerseits auch nicht einen Soldaten damals im böhmischen Lande hat. Und was hat er gethan, der Kaiser? Er ist über die Auslegung einer Stelle des von ihm gegebenen Majestätsbriefes, eine Stelle, die, um alles einzuräumen, was eingeräumt werden kann, im Wortlaute nicht völlig klar ist — über diese Stelle ist er anderer Meinung als die Böhmen. Und deßhalb eine Revolution eines ganzen Landes, das mehre Millionen Einwohner zählt?

Nicht also liegt die Sache. Es ist in Bezug auf die Ereignisse vielfach hergebracht von den Böhmen im Allgemeinen zu reden, als hätte im Mai 1618 das gesammte Volk der Böhmen sich gegen seinen Landesherrn empört. Daraus sind zu nicht geringem Theile die Irrthümer entstanden, welche wir in der gewöhnlichen Geschichtserzählung dieser Zeiten wuchern sehen. Die wahre Sachlage ist, daß im Mai 1618 nur die Rede sein kann von den böhmischen Ständen. Diese Stände sind: die Herren, die Ritter und einige wenige Vertreter der Städte. An dem grausamen Frevel des 23. Mai 1618 nahmen nur Herren und Ritter Theil, nicht die Abgeordneten der Städte; denn den jauchzenden Pöbel von Prag wird man dazu nicht rechnen. Die Herren treten voran in Wort und That, die Ritter folgen dem Beispiele. Und eben dasselbe Verhältnis findet nachher statt. Unter den dreißig Directoren sind zehn aus dem Herrenstande, zehn Ritter, zehn aus dem Stande der Städte. Die letzten treten sofort zurück in den Schatten, ähnlich die Ritter, die Führung bleibt den Herren. Der gemeine Mann betheiligt sich nicht: er verhält sich ruhig von Anfang an. Obwohl die Herren für ihren Frevel den Vorwand gebrauchen, der auf den schlichten einfältigen Landmann jederzeit am meisten wirkt: die Sache betreffe die Religion; obschon dieser Vorwand bei jedem Erlasse, jeder öffentlichen Kundgebung wiederholt wird: so sagte doch dem gemeinen Manne, wenn er auch das Einzelne nicht durchschaute, sein richtiges Gefühl, daß die Religion hier der Vorwand sei, der Schild, unter dem sich andere Dinge bargen. Das Wüthen einzelner Pöbelhaufen zeugt nicht gegen, sondern für unsere Ansicht. Der Bürger, der Landmann nehmen von Anfang an keinen anderen Antheil, als denjenigen des Leidens. Viele der Leibeigenen hätten wohl lieber gegen ihre unmittelbaren Dränger losgeschlagen, als gegen den Kaiser.[1]

Den Führern der böhmischen Großen leuchtete sehr bald dieß Verhältnis ein. In den ersten Tagen nach dem Aufruhr erlassen sie ein Aufgebot des ganzen Landes: der achte Mann soll unter die Waffen treten. Kaum ist ein Monat verflossen, so ist davon nicht mehr die Rede: man beschließt Truppen zu werben.[2] Dann freilich handelte es sich später darum, wer diese geworbenen Truppen

[1] Hurter, Geschichte Ferdinands. Bd. VII. S. 279. Man vgl. Müller, Forschungen Bd. III. S. 63.

[2] Müller a. a. O. S. 12.

zahlen solle. Die Willfährigkeit der Mächtigen dazu war klein. Als die Rückstände s Soldes für die geworbenen Truppen emporschwollen, kamen diese Großen i Jahr später abermals auf die Frage eines Volksaufgebotes zurück. Es waren och dabei Bedenken. „Damit man sich von den Bauern, wenn sie geübt rden, nichts Ungleiches zu versehen, sollen die Waffen von den Obrigkeiten in rwahrsam gehalten und nur zur Uebung herausgegeben werden." [1] Also ward beschlossen; aber weil es also beschlossen wurde, war der Beschluß in sich t. Weder die Bürger der Städte, noch das Landvolk haben die Waffen für se Revolution getragen. Die böhmischen Großen meinten sich und nur sich. r Ziel war eine unumschränkte Herrschaft der hohen Feudalaristokratie, etwa ch der Art, wie sie sich in Polen entwickelt und dadurch ein geordnetes Staats-sen unmöglich gemacht hat. Die Sache des Hauses Oestreich gegen die böh-ischen Feudalherren im Jahre 1618 war diejenige des geordneten Rechts-standes unter landesfürstlicher Autorität gegen die Tyrannei und die Willkür eler kleinen Herren.

Dieß Bestreben der kleinen Herren war in seinem innersten Kern und Wesen n slavisches. Von den Mitgliedern des Herrenstandes in Böhmen war nur ner, Andreas Schlick, der deutschen Sprache mächtig. Auch auf dieser Bahn llte man weiter gehen. Das Grundeigenthum in Böhmen sollte fortan nur slavischen Händen sein. Der Landtag beschloß, daß Ausländer, die in Böhmen h niederlassen, ihre Kinder die böhmische Sprache erlernen lassen sollen. Beim de der Eltern sollen die unbeweglichen Güter auf diejenigen Kinder vererben, lche der böhmischen Sprache mächtig sind, die anderen sind mit Gelde abzu-iden. Der Name deutsche Gemeinde soll im Lande Böhmen nicht mehr geduldet rden. [2]

Wir sehen, die Sache des Hauses Oestreich gegen die böhmischen Großen r diejenige des Schutzes deutscher Sprache und deutscher Kultur in einem nde des deutschen Reiches gegen das Slaventhum.

Noch eine Seite der Sache ist übrig, die wichtigste von allen. Seit länger s einem Jahrhunderte war Oestreich die Vormauer gegen den Erbfeind der ristenheit, das Bollwerk, an welchem die heranwogenden Schaaren des Halb-ondes zerschellten. Der Name der Türken erfüllte den deutschen Bürger, den utschen Landmann mit Schauder und Entsetzen, und die Türkensteuer zur Ab-hr dieses Feindes war die einzige im römischen Reiche deutscher Nation, welcher iemand sich entziehen durfte. Das Bestehen der geeinten Macht des Hauses absburg gegen den allgemeinen Feind war nothwendig für die Erhaltung r abendländischen Civilisation. Wenn diese Kräfte im Südosten Deutschlands, se Hausmacht von Oestreich auseinander fiel: so standen dem Türken die ore zu Deutschland offen und nicht leicht fand er einen zweiten Gegner. Eben ch hatte Matthias einen Stillstand mit den Türken auf zwanzig Jahre

[1] Müller, Forschungen III. 200. Die Forderungen gegen die Städte S. 202.
[2] Hurter Bd. VII. Urkunde CCLXXV.

geschlossen, und das Verhalten derselben deutete bis 1618 nicht eine Gefahr des Bruches an. Aber was konnte geschehen, wenn diese Revolution Fortgang gewann, wenn die inneren Kämpfe dieser Länder selbst den Türken einzuladen schienen?

Eine solche Rücksicht schreckte die böhmischen Großen nicht ab von ihrem Werke. Sie that vielmehr das Gegentheil. Sie feuerte sie an. Um so viel leichter hofften sie ihr Ziel zu erreichen, und strebten darum die Türken herbeizuziehen. Sie ließen im Sommer 1618 bei dem Sultan um Hülfe ersuchen. Sie fanden dort kein Gehör. Ein türkischer Gesandter in Wien schickte einen eigenen Eilboten an den Sultan: er möge die Personen, die sich der Böhmen wegen bei der Pforte anmeldeten, festnehmen und zur Bekräftigung des Friedens dem Kaiser ausliefern. Auch das noch hielt die Böhmen nicht ab. Am 4. Februar 1619 erschien ein Bevollmächtigter der böhmischen Großen mit einem Schreiben an den Sultan, in welchem sie sich ihm zu steuerpflichtigen Unterthanen antrugen. Der Ueberbringer dieses Schreibens war ein Pfälzer Namens Bitter. Allerdings war eine Partei in Constantinopel für offene Theilnahme. „Denn,“ also berichtet der venetianische Gesandte [1] an die Signoria zu Venedig, „die Türken wissen es sehr gut, wie vortheilhaft für sie die Spaltung Deutschlands ist, indem sie auf diese Weise vor einem Kriege von jener Seite sicher sind, welchen sie zum Theil so sehr fürchten.“ Dennoch fand dieses Schreiben bei dem Sultan Osman nicht die gewünschte Aufnahme. [2]

Zweiter Abschnitt.

Auf die Nachricht des böhmischen Aufruhres vernehmen wir zu Wien den Vorschlag: „Man schicke ein bedeutendes Heer nach Böhmen, befreie die dortigen Unterthanen von der Leibeigenschaft und Tyrannei der Herren, so stehen sie auf des Kaisers Seite.“ [3] Matthias wagte es nicht. Er war für Vermittelung. Zwar verhehlte er seinen Unmuth nicht. Es sei traurig, meldete er den Böhmen, daß man so großen, seit Menschengedenken niemals erhörten Unthaten den Deckmantel der Religion umhängen wolle. Auch machten die Rebellen selbst ihm diese Friedensneigung um so schwerer, als sie die kaiserlich getreuen Städte durch ihr Kriegsvolk anfallen und belagern ließen. Das Verfahren der Böhmen zwang den Kaiser auch seinerseits sich zu rüsten und Truppen nach Böhmen zu senden.

[1] Bericht des Paolo Minio von 1620, abgedruckt im Archive des Vereines für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge II. 2. S. 151.

[2] Man vgl. Müller a. a O. S. 54. -- Hurter VII. 281. Hammer, Geschichte der Osmanen II. 774.

[3] Müller, Forschungen III. S. 63.

Aber er versicherte in jedem Schreiben an die böhmischen Stände, daß es ihm niemals in den Sinn gekommen sei den Majestätsbrief und ihre Privilegien beschränken zu wollen. Er bat den Kurfürsten von Sachsen um Vermittelung, Johann Georg war dazu bereit. Aber die Sache der böhmischen Feudalherren war nicht auf eine Vermittelung angelegt. Sie wollten weiter. Deßhalb stellten sie die unerfüllbare Forderung, daß der Kaiser vorher sein Heer zurückziehen müsse. Ihr Führer Graf Thurn schrieb im October 1618 an Johann Georg:[1] „Mit dem Kaiser Matthias wäre eine Vereinbarung möglich, aber nicht mit Ferdinand, der unter der Herrschaft der Jesuiten steht." Diese Gesinnung blieb dem Kaiser Matthias nicht unbekannt; aber er ließ nicht ab. In seinem Namen schlug Adam von Wallenstein in Prag vor: die böhmischen Herren möchten wenigstens in so weit sich unterwerfen, daß sie einige Schuld einräumten und erklärten, daß das was sie gethan, in der Furie und aus unbedachtsamem Eifer geschehen sei. Man verwarf diese Vorschläge, weil Wallenstein keine genügende Vollmacht habe. Johann Georg beschied auf den 10. Februar einen Tag nach Eger. Matthias war erbötig Commissarien zu schicken. Die böhmischen Directoren schlugen ab. Ungeachtet aller solcher Erfahrungen hat Johann Georg bis zum Tode des Kaisers Matthias im März 1619 auf Vermittelung gehofft. Dann war es aus.

Ferdinands[2] erste Handlung der Regierung war den böhmischen Feudalherren alle Freiheiten und Privilegien zu bestätigen, und Friedensermahnungen an die Directoren zu senden. Die Directoren verwarfen diese Schreiben wegen mangelhafter Form, und würdigten ihren König keiner Antwort. Es war offenbar kein anderes Mittel als das Schwert.

Das Beispiel der böhmischen Aristokratie hatte damals bereits die Nebenländer nach sich gezogen. Wenn auch das slavische Element nirgends so stark überwog, wie in Böhmen: so waren doch im Wesentlichen in Mähren, in Schlesien, in der Lausitz, auch in Ober- und Niederöstreich sehr verwandte Verhältnisse. Die Stände, das heißt die Feudalaristokratie aller dieser Länder, näherte sich offen den Böhmen. Ferdinands Boten an sie trugen kalte zurückweisende Antworten voller Beschwerden heim. Auch Steiermark, Kärnthen, Krain waren nicht mehr sicher. Dort war das Landvolk längst wieder der katholischen Religion zugethan; aber die Grundherren gedachten der für sie so viel bessern Zeit vor Ferdinand. Im Osten bedrohte Bethlen Gabor von Siebenbürgen, der türkische Vasall, Ungarn mit seinem Einbruche, und die Treue der Magnaten von Ungarn stand nicht auf festeren Füßen, als diejenige der Herren in Böhmen. Und überall gab die Religion den Namen her.

Obwohl dieß überall nur der Schein war, der das Wesen, das Streben der Grundherren nach völliger Unabhängigkeit für sich auf Kosten des Volks und der landesherrlichen Hoheit umhüllte: so erschienen die Umstände nicht ungünstig

[1] A. a. O. S. 82.

[2] Die Anschauung Ferdinands von der Sache ist am klarsten ausgedrückt durch das von ihm diktirte Memorial bei Khevenhiller IV. p. 82.

nach auswärts hin diese Lüge glaubhaft zu machen. Zuerst hatten Thurn und seine Genossen klüglich die Gelegenheit der Verweigerung des Baues zweier Kirchen benutzt, um davon ihre Sache anzufangen, wenn auch sie selbst dabei keineswegs betheiligt waren. Ferner zitterte noch aller Orten die Aufregung des vorigen Jahres nach, in welchem man in den protestantischen Gegenden die Jubelfeier des Auftretens von Martin Luther begangen hatte. Nur einer der deutschen Fürsten, der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, hatte die Weisheit besessen seinen Theologen zu gebieten, daß sie sich aller verletzenden Aeußerungen gegen die katholische Kirche zu enthalten hätten.[1] In den anderen Ländern, auch Kursachsen nicht ausgenommen, vernahm man zorndrohende Reden gegen den Antichrist zu Rom. Heftige Flugschriften von beiden Seiten fachten die Glut. Der Fanatiker Schoppe[2] stieß damals in die Trompete zum heiligen Kriege gegen die Ketzer. Die Schriften von calvinischer Seite wiederholen unablässig den Vorwurf: es sei katholischer Grundsatz den Ketzern nicht Treue und Glauben zu halten. Also gebiete es das Concil von Trident. Der kaiserliche Beichtvater Becanus[3] schrieb eine Schrift zur Widerlegung der Anklage, und bewies daß es katholische Lehre sei Ketzern Glauben zu halten. Man achtete dessen nicht. Dieselbe Anklage kehrte damals immer wieder. Die Erfolge der Jesuiten hatten ihnen vor allen katholischen Genossenschaften den Haß der Gegner zugezogen, und das Vorurtheil, als ob die Sache der böhmischen Feudalherren die Religion betreffe, fand nicht geringe Nahrung, als man wenige Tage nach dem Fenstersturze von Prag vernahm: die Jesuiten seien aus Böhmen vertrieben. Diese selbst benahmen sich mit würdevoller Gelassenheit. Sie zogen hinweg, still und geräuschlos. Dann erließen sie eine Schrift, in welcher sie die Beschuldigungen zu widerlegen suchen. Nur dies war der Zweck. Kaum klagen sie ihr Leid, bitten Niemanden um Hülfe oder Wiedereinsetzung, kein Wort des Eifers oder Zornes entfährt ihrer Feder, die mit den Worten schließt: „Vater vergib ihnen; sie wissen nicht, was sie reden.“[4]

Indessen was auch immer die deutsche Nation, ob katholischen, ob lutherischen, ob calvinischen Theils von der böhmischen Revolution urtheilen mochte: da ein etwaiger Krieg nur durch Söldner geführt werden konnte: so kam es auf die Meinungen der Unterthanen nicht an, sondern nur auf diejenigen der Fürsten und Mächte, die Geld zum Kriege besaßen. Und hier handelte es sich zunächst darum das Verhältnis der wichtigsten Geldmacht jener Tage zu beleuchten.

Die Generalstaaten der vereinigten sieben Niederlande hatten 1609 mit Spanien einen zwölfjährigen Stillstand geschlossen. Mit Verdruß und Unwillen hatte Moritz von Nassau sich darein gefügt. Dennoch benutzte er während derselben Zeit und Umstände ganz vortrefflich, besser vielleicht als bei der Fort-

[1] Senkenberg (fortgesetzter Häberlin) Band XXIV. p. 132.

[2] Scioppius, Classicum belli sacri bei Londorp. I. 903.

[3] Becanus, de fide haereticis servanda.

[4] Ich bemerke, daß das obenstehende Urtheil nicht von mir, sondern von Senkenberg herrührt. Band XXIV. S. 217. Ich nehme es auf, weil ich ihm beistimme.

dauer des Krieges es ihm möglich gewesen wäre. Die Welt war voll von theologischen Redensarten und Zänkereien, welche tief eingreifenden politischen Planen zur Hülle dienten. Der Calvinismus in den Niederlanden, der dort die Alleinherrschaft besaß, spaltete sich in zwei Fractionen, welche jede für sich über die ewigen Rathschlüsse der Gottheit Auskunft geben zu müssen vermeinten. Moritz wußte nicht, wie er sagte, ob die Streitfrage grau oder blau sei; aber er warf sein Schwert in die Wagschale derjenigen Partei, deren energischer Fanatismus für sie selbst daheim den Sieg, nach außen die Wiederaufnahme des Krieges gegen Spanien verbürgte. Die erstere Berechnung traf sofort ein. Moritz und die Theologen von Dortrecht überlieferten ihren gemeinsamen Gegner, den Greis Oldenbarnevelt, dem Schwerte des Henkers. Die Schranken vor dem Prinzen waren gefallen. Der Wiederausbruch des Krieges, der im Stillen namentlich auf der See und in fernen Zonen niemals aufgehört hatte, mußte den Prinzen persönlich mächtiger, unabhängiger in der Leitung desselben finden, als er es vorher gewesen war.

Doch das genügte nicht. Früher hatten die Niederlande nur mit Spanien zu kämpfen gehabt. Der jüngere Zweig des Hauses Habsburg hatte an dem Kriege nicht Antheil genommen. Maximilian II. hatte nicht gewollt, Rudolf II. nicht gekonnt, auch wenn er gewollt hätte. Aehnlich war es mit Matthias. Allein durfte auch ferner ein solch friedliches Zusehen von dort erwartet werden? Neben Matthias stand der Vetter Ferdinand in voller Kraft des Lebens, nicht ohne Energie, die er in seinem Steiermark bereits bewiesen. Es war bekannt, daß die Mitglieder des Hauses Oestreich sämmtlich ihre Rechte auf das eine Haupt übertragen. Dann stand auch die Kaiserkrone in wahrscheinlicher und vielleicht naher Aussicht. Im Besitze der gesammten Hausmacht von Oestreich, mit der Kaiserkrone auf dem Haupte konnte Ferdinand und mußte voraussichtlich zu dem Kampfe im Nordwesten des Reiches eine andere Stellung einnehmen, als seine Vorgänger gethan. Denn die Niederlande, wenn auch der That nach längst entfremdet, gehörten doch dem Namen nach als burgundischer Kreis noch immer als ein Glied dem großen Ganzen an. Wie die etwaige Einmischung Ferdinands ausfallen würde, konnte auch abgesehen von seinem persönlichen Charakter in Rücksicht auf seine politische Stellung nicht zweifelhaft sein. Dem mußte vorgebeugt werden. Moritz und die Generalstaaten wußten längst, was sie dem deutschen Reiche gegenüber wagen durften. Sie hatten die deutschen Ströme, den Rhein selbst innerhalb der Grenzen des Reiches gesperrt, und die wehrlosen Deutschen für die niederländischen Kriegsflotten gegen Spanien tributpflichtig gemacht. Es war seit langen Jahren kaum eine Unruhe, eine Empörung im Reiche gewesen ohne niederländische Emissäre, ohne ihre Geldhülfe, selbst ohne ihre Söldner. Sie hatten sich die Entscheidung angemaßt über die Erbrechte deutscher Fürsten in deutschen Ländern, und sie hatten durch das Schwert ihrem Worte Nachdruck gegeben wider den Kaiser. Das Feuer glomm noch fort. Aber dießmal mußten sie, wenn sie ihren Zweck erreichen wollten, noch einen bedeutenden Schritt weiter gehen. Ein grösseres Feuer mußte angezündet werden.

Es mußte brennen, hell und lichterloh, bevor der Wiederausbruch des Krieges mit Spanien, den man sehnlichst erhoffte,[1] die Niederländer selbst allzusehr in Anspruch nahm. Es fragte sich, ob Böhmen den Herd des Feuers abgeben könne.

Daß die hochmögenden Generalstaaten bereits vor dem Fenstersturze im Mai 1618 thätig gewesen sind, läßt sich schon daraus abnehmen, daß die böhmischen Feudalherren sofort von diesem ihrem Schritte im Haag Anzeige machen. Mehr konnte man dort nicht wünschen, und es kam nun darauf an zu sorgen, daß dieß neue, große Feuer nicht wieder verglimme. Die Hochmögenden stellten sich selber, ihren nun vierzigjährigen Kampf gegen Spanien als Beispiel auf. „Wir prophezeien euch einen gleichen Erfolg," meldeten sie, „wegen der Gleichheit der Sache." Es fiel den czechischen Feudalherren nicht ein dieser Behauptung von der Gleichheit der Sache im Einzelnen schärfer nachzudenken. Sie mochten immerhin selbst glauben, daß es so sei. Und weiter drängten die Hochmögenden. Sie versprachen am $^{16}/_{26}$. Februar 1619 alle mögliche Hülfe, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die Böhmen sich nicht zu einer Vergleichung herbeiließen und ohne Vorwissen und Einwilligung der Generalstaaten keinen Frieden schlössen. In Prag prahlte man von 300,000 Gulden monatlich, von fünf Regimentern, welche diese Freunde schicken würden.[2] Dazu logen ihnen die Holländer vor, daß auch Jakob von England Hülfe senden würde. Nur möge man Friedensbedingungen der Spanier nicht trauen, weil man nur betrogen werde. Die frommen und tapferen böhmischen Helden, also reden die Holländer, mögen sich wohl vorsehen. Selbst Luther muß sich citiren lassen von den calvinischen Gesandten. „Was würde der theure Mann Gottes," ruft der Holländer aus, „zu den schläfrigen Sachsen sagen? Er würde vielmehr dem Heere der Evangelischen im Namen des Herrn vorantreten und den Sieg erhalten." Wie süß klang das den Ohren der böhmischen Herren, die das, was sie Freiheit nannten, erstreiten wollten auf Kosten ihrer Leibeigenen und fremder Hülfe, und nicht bedachten, daß diese fremde Hülfe selbst sie gebrauchte als Werkzeuge, wozu sie gut waren.

Auf gleiche Weise wandten sich die böhmischen Directoren an die Union. Die Union versicherte sofort die böhmischen Feudalherren ihres Wohlgefallens an der Einigkeit in der Festhaltung des Majestätsbriefes. Man könne sie noch in die Union nicht aufnehmen; aber man wolle bei Frankreich, England und den Generalstaaten ihre Sache unterbauen. Dem Kaiser Matthias dagegen meldeten die Unirten: seine Schritte schienen darauf abzuzielen die böhmischen Stände um ihren Majestätsbrief zu bringen, und, wenn erst dieser überwunden, dem ganzen Reiche den Religionsfrieden zu entziehen, der jenem Briefe verwandt sei, zu geschweigen, daß diese Unruhe den Türken leicht Gelegenheit geben könne Ungarn anzufallen. Eine Abschrift solcher Rede theilten sie den Böhmen mit. Kein

[1] Aitzema, historie of verhael van zaeken van staet en oorlog. I. p. 12. der Quartausgabe.

[2] Müller, Forschungen. Bd. III. S. 56 ff.

Wort der Abmahnung an dieselbigen, keine Misbilligung des unerhörten Frevels an den Stellvertretern des Kaisers kam den Unirten in den Sinn.[1]

Weiter ging das Haupt derselben, Friedrich V. Er war schon seit mehren Jahren eifrigst bemüht zu erwirken, daß nicht Ferdinand die Kaiserkrone erlange. Er reiste 1617 nach Sedan, um dort mit seinem Vetter, dem Herzoge von Bouillon und mit englischen Gesandten sich zu besprechen. Wollte Friedrich sich selber wählen lassen? Man erkannte an, daß es besser sei einen Katholiken vorzuschlagen. Die Rede kam dort auf den König von Frankreich. Es ist nicht sicher, ob dem Könige selbst dieser Vorschlag wirklich gemacht sei. Dagegen stellte man dem Herzoge von Lothringen die Krone in Aussicht, mit englischer, savoyischer, holländischer Hülfe. Der Herzog lehnte ab.[2] Friedrich eilte nach München. Max entgegnete, er sei nicht feind mit Ferdinand. Auch er war nicht Willens das aufzugeben, was man deutsche Freiheit nannte: er wollte nicht durch die Erblichkeit der Kaiserwürde bei Oestreich allgemach gemeiner Landstand des Kaisers werden. Das einzige Mittel dagegen aber sei gemeinsames Bestreben, und zu diesem Zwecke schlage er Pfalz vor wieder katholisch zu werden. Die Räthe Jocher und Camerar besprachen dieß. Es ist ein ausführlicher Rathschlag darüber vorhanden, wie Jocher dem Camerar darthun sollte, daß Einigkeit, Andacht, Disciplin, Gehorsam, Wohlstand auf katholischer Seite hoher sei, als auf protestantischer. Camerar lehnte ab. Auf wiederholtes Dringen des Jocher erklärte er, daß ihm der Vorschlag nicht so gar zuwider sei.[3]

Dennoch kam man darin nicht weiter und Pfalz wandte sich nun Savoyen zu, um diesen Herzog zur Annahme der Kaiserwürde geneigt zu machen. Friedrich hatte schon vorher kein Bedenken getragen diesen verschlagenen Italiener in die Union mit aufzunehmen. Als der böhmische Aufruhr losbrach, fand Carl Emanuel Gelegenheit für diese Aufnahme der Union einen Gegendienst zu thun, der für Deutschland eine der hauptsächlichen Quellen des unendlichen Jammers ward. Im Dienste des Herzogs von Savoyen hatte der Bastard Ernst von Mansfeld eine Truppe von 4000 Mann geworben. Er war der Sohn des spanischen Generals in den Niederlanden, stand zuerst in östreichischen Diensten, und trat in savoyische Dienste über, nicht wegen einer Ehrenkränkung von Oestreich, wie man gemeint hat, sondern weil er als länderloser Abenteurer dort besseres Glück hoffte. Der katholische Carl Emanuel überließ diesen Mansfeld und seine Truppe dem calvinischen Pfälzer für die gemeinsame Sache, wie man es nannte. Mansfeld rückte mit oder ohne Wissen der böhmischen Directoren in Böhmen ein, zog vor die kaiserlich getreue Stadt Pilsen und erstürmte sie. Er forderte eine Brandschatzung von 120,000 Gulden, führte den Calvinismus ein, ließ Dankreden halten und in den Kirchen von Pilsen singen: „Ein veste Burg ist unser Gott;“[4] und weiter: „Dieß ist der Tag, den Gott gemacht.“

[1] Senkenberg XXIV. 253 ff.

[2] a. a. O. S. 124 ff.

[3] Wolf, Maximilian. Bd. IV, S. 192 ff

[4] Theatr. Europ. I. p. 92.

Der Anfang war gemacht und Friedrich stand nicht still. Schon im September 1618 ging eine Gesandtschaft von Heidelberg nach Savoyen. Es galt einen Wettlauf nach Kronen, obwohl dieselben nicht erledigt waren. Beide eifrige Bewerber, der deutsche Kurfürst und der italienische Herzog strebten in diesem Wettlaufe jeder sein Ziel mit Hülfe, und je nach den Umständen auf Kosten des Anderen zu erreichen. Im Namen Friedrichs meldete Christian von Anhalt, dem bald Mansfeld nach Turin folgte: wenn der Herzog von Savoyen den Plan des Kurfürsten Friedrich auf die böhmische Königskrone beförderte: so wolle Friedrich wiederum ihm zur Erlangung der Kaiserkrone behülflich sein. Nicht also meinte es Carl Emanuel. Er erwiederte im Anfange 1619: Böhmen brauche er für sich selbst. Dagegen wolle er dem Kurfürsten von der Pfalz das Elsaß, Ungarn, auch einen Theil von Oestreich abgeben. Dem Markgrafen Joachim Ernst von Anspach, dem General der Union, lachte bei solchen Reden die Zukunft rosenroth. Frohlockend rief er aus: „Wir haben nun das Mittel die Welt aus ihren Angeln zu heben!“ [1] War man denn schon so weit? Friedrich trat näher. Er gab sogar die Erklärung ab: obwohl die Böhmen eine starke Neigung zu seiner Person hätten, wolle er doch dem Herzoge von Savoyen ein Genüge thun. Freilich verlangte er eine Bedingung. Der Herzog solle zuvor zwei bis drei Millionen Ducatons an einem sicheren Orte in Deutschland niederlegen; denn ohne diese könne der Lärm nicht angehen. [2] Die Millionen freilich blieben aus. Im März 1619 meldete Friedrich abermals dem savoyischen Herzoge, daß die böhmischen Führer ihm geneigt seien. Der savoyische Herzog zog damals sich zurück. Dennoch prikelte den Friedrich die Ungeduld noch einen Schritt weiter zu gehen. Sein Gesandter Dohna fragte im April 1619 die böhmischen Directoren geradezu, ob sie geneigter seien für Friedrich, oder den Kurfürsten von Sachsen. Man verwies ihm: es sei noch zu früh dergleichen Fragen zu thun. [3]

Das geschah im Frühlinge 1619. Die Lage des Königs Ferdinand ward ungünstiger von Tag zu Tag. Die Böhmen hatten ihm Treue gelobt und geschworen; aber selbst die einzige Regierungshandlung, die er bis dahin ausgeübt, die Bestätigung der Privilegien der böhmischen Stände, war mit Verachtung zurückgewiesen. Man wollte ihn nicht mehr. Als Ferdinand auch damals noch durch den Kurfürsten von Sachsen neue Friedensanträge machen ließ, gab Thurn den Rath: man solle antworten: [4] „Die Sache hat sich nun so weit verlaufen, daß wir unserer selbst nicht mächtig, sondern zur Erhaltung unserer Ehre, Siegel, Brief und Wort gezwungen sind ohne Einwilligung unserer Verbündeten nicht Frieden zu schließen.“ Also dachten auch die Anderen. Am 26. Mai erklärte der Graf Schlick: nicht allein die Herren Böhmen, sondern auch die anderen und vornehmsten Länder hätten diese beständige Resolution genommen:

[1] Wolf, Maximilian Bd. IV. S. 197 ff. Vgl. auch Senkenberg XXIV. S. 235.
[2] Hurter VIII. 4
[3] Müller, Forschungen III. 208
[4] Müller a. a. O. S. 195.

den König keineswegs anzunehmen, er erbiete sich auch was er wolle. Denn man wisse doch wohl, daß nichts gehalten werde. Sie wollen nun einmal sich und ihren Nachkommen aus der östreichischen Servitut helfen und dabei das äußerste, auch Leib, Gut und Blut willigst aufsetzen; denn es ist viel besser einmal redlich gestorben, denn also in der steten Dienstbarkeit und Gewissenszwang zu leben.

Von einer begangenen That Ferdinands gegen die böhmischen Privilegien, welche zu solchen Befürchtungen der Feudalaristokratie einen vollgültigen Grund hätte hergeben mögen, konnte nicht die Rede sein; denn Ferdinand hatte dazu noch keine Gelegenheit gehabt. Dennoch ist es damals und häufig auch später die Ansicht gewesen: Ferdinand habe seine Zusagen nicht redlich gemeint, er habe den offenen Bruch gewünscht, um mit den Waffen dreinschlagen zu können. Es würde nach der Lage der Dinge ein maßloses Selbstvertrauen gewesen sein. In Wahrheit verstieg sich Ferdinand nicht so hoch. Er wünschte den Frieden, selbst mit großen Opfern und Zugeständnissen. Wir haben dafür ein sehr starkes Zeugnis in der Instruction seines Gesandten an den Papst. Ferdinand schildert dem Papste seine Lage. „Ich wünsche sehnlichst den Frieden," sagt er, „damit Böhmen nach sechsjährigem Zustande des Aufruhres wieder zur Ruhe komme. Deshalb habe ich, um von meiner Seite alles zu thun, zuerst alle Privilegien des Reiches bestätigt. Dann habe ich in einem Briefe an den Oberstburggrafen die böhmischen Stände gebeten, daß sie ihres Eides eingedenk und aus Fürsorge gegen alles Unheil des Krieges die Waffen niederlegen und nur nach Frieden streben möchten. Den ersten Brief haben die böhmischen Stände nicht angenommen, weil der rechte Titel fehle, obwohl er ausgefertigt war, wie die früheren. Auf den anderen haben sie mich einer Antwort nicht gewürdigt. Sie haben die Nachbarländer aufgereizt. Sie haben Bethlen Gabor zu Hülfe gefordert, der heranzieht mit Türken und Tartaren. Die östreichischen Stände sind in gleicher Gährung. Es scheint, daß sie mir nicht eher huldigen wollen, bis sie die Bewilligung, die sie von Max II. erhalten, von Matthias ertrotzt haben, auch von mir erlangen." Ferdinand bittet den Papst ihm zu gestatten, daß er diese Bewilligung, die nicht von ihm ihren Ursprung genommen, der Aristokratie von Oestreich zugestehen möge. [1]

Wie Ferdinand moralisch zu der Sache stand, kann nach solcher Darlegung keinem Zweifel unterliegen. Es ist nach dem Fenstersturze zu Prag von Seiten der böhmischen Herren auch nicht ein einziger Schritt zu gütlicher Beilegung gethan. Mit anderen Mitteln wollte man dem Herrscher nahen, dem man Treue geschworen. Im Juni 1619 rückte Thurn mit seinem böhmischen Heere vor Wien. Schon hieß es in der Stadt: man werde den König in ein Kloster stecken, seine Kinder protestantisch erziehen, seine Staaten vertheilen. Der Frevel von Prag ward wo möglich überboten. Die Truppen der Böhmen richteten auf Befehl des Führers ihre Geschosse auf die Fenster des Königs. Die Kugeln schlugen ein in seine Zimmer. Die Räthe Ferdinands fielen ihm zu Füßen und

[1] Senkenberg XXIV, in der Vorrede XLVIII.

baten ihn zu fliehen. Ferdinand weigerte sich. Die Abgeordneten der östreichischen Stände drangen zu ihm ein, stellten sich vor ihn und forderten von ihm die Bewilligung ihrer Conföderation mit den böhmischen. Die Gefahr war groß, Ferdinand unerschütterlich. Es fielen heftige Worte: da schmetterten mit hellem Klang hinein bis in den Saal die Töne der Trompeten von kaiserlichen Reitern. Unvermuthet waren sie gekommen, sie ritten ein und stellten sich auf den Burghof. Das entschied: Thurn zog ab. Ferdinand machte sich auf den Weg zur Kaiserwahl nach Frankfurt am Main.

Denn dorthin hatte der Kurfürst von Mainz den Wahltag sofort nach dem Tode des Kaisers Matthias angesetzt. Es war das gemeinsame Interesse aller friedlich Gesinnten im Reiche, daß das Vikariat des Reiches ein möglichst kurzes, daß der Träger desselben, das unruhvolle Haupt der Union, Friedrich V. von der Pfalz, nicht allzu lange die Zeit seiner Herrschaft benutze. Vor allem hatten dieß Interesse die von Friedrich stets bedrohten geistlichen Fürsten. Daher die eilige Berufung. Daß der bedrängte Ferdinand sich auf den Weg machte zu dieser Wahl, war ein meisterhafter Schachzug. Und diese Reise bot ihm zugleich Gelegenheit den Bund der Jugendfreundschaft mit seinem Vetter von Bayern neu und fest zu knüpfen.

Von Anfang an hatte Ferdinand mit hoffender Seele nach seinem Vetter Max geblickt. „Du hast mir immer treu geholfen, so hilf mir auch jetzt.“ [1] So schrieb Ferdinand bereits im Juli 1618. Max zauderte. Auch die böhmischen Feudalherren wandten sich an ihn; aber Max erwiederte ihnen ernst und bündig: „Ihr habt Euch zu Richtern in eigener Sache gemacht und dieß unbefugte Urtheil auf eine unerhörte Weise vollzogen. Ihr habt Geistliche, die mit dem Willen des Kaisers und des Landes aufgenommen waren, ohne Verhör und Spruch hinausgejagt, mithin habt Ihr gerade das gethan, dessen Ihr die Räthe des Kaisers beschuldigt.“ Ferdinand erneuerte seine Bitten. Erst im Anfange des Jahres 1619 gab Max dem Andringen des Vetters nach. [2] Er war zur Hülfe bereit, er stellte sie in Aussicht; aber er verlangte Ersatz. Sein Bote in Wien bemühte sich ausführlich die Schwierigkeiten zu zeigen, nicht um abzuschlagen, um auszuweichen, sondern um den Preis der Hülfe zu steigern. Von Geldbeisteuern war nicht die Rede: Max wollte kommen mit einem Heere. Ferdinand war dann dazu gedrängt den Bund der Liga, den er im Gefühl seiner Würde als Kaiser von Herzen eben so wenig willkommen heißen konnte, wie Matthias es gethan, als berechtigt anzuerkennen. Die Unterhandlungen deckte das tiefste Geheimniß. [3] Der Besuch Ferdinands bei seinem Vetter Max auf der Reise nach Frankfurt festigte sie. Ferdinand sicherte für den Fall des Sieges seinem Vetter Max die Kurwürde des Pfälzers zu.

Zur selben Zeit als Ferdinand in München bei seinem Vetter Max weilte,

[1] Wolf, Maximilian IV, 130.

[2] a. a. O. 159.

[3] Vgl. Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse. Urkunden zum dritten und vierten Abschnitt.

erwog Friedrich zu Heidelberg mit seinen Räthen, wie man sich zu verhalten habe bei der demnächstigen Wahl. [1] Lieber freilich hätte Friedrich es gesehen, daß die Kaiserwahl überhaupt vereitelt würde. Seine Räthe ließen sich im März 1619 selbst gegen den Erzbischof von Köln verlauten, [2] ob denn ein Kaiser nothwendig sei, ob nicht wie in Italien, jeder Fürst sich selbst regieren könne. Es war ja das auch später eine der wichtigsten Tendenzen des ganzen Krieges das Reichsfürstenthum auf Kosten der Einheit und der Freiheit der deutschen Nation völlig zu entfesseln von der kaiserlichen Oberhoheit, ein Bestreben, welches folgerecht nur festgehalten wurde von dem Hause der Landgrafen von Hessen-Cassel. Zu diesem Zwecke der Hinderung der Kaiserwahl hatte Friedrich den Herzog von Savoyen aufgefordert: er solle den französischen König vermögen, daß dieser die Kaiserwahl nicht gestatte. [3] Darauf indessen war nicht zu rechnen. Friedrich dachte an einen anderen Plan. Er kam mit Moritz von Hessen-Cassel in Mannheim zu einer Berathung zusammen, wie die Wahl zu hindern sei. [4] Das letzte Mittel, meinten sie, sei sich der Stadt Frankfurt zu bemächtigen. Sie machten ihren Plan dazu schriftlich. Als es sich um die Unterschrift handelte, ging Friedrich zu Bette, der Landgraf reiste in der Nacht ab. Es ist derselbe Charakterzug, der bei den Beiden so oft hervortritt. Sie möchten gern die Früchte des Verbrechens genießen, wollten auch dasselbe wohl ausführen; aber es fehlt ihnen im Augenblicke der Entschließung der Muth.

Demnach blieb für Friedrich nur die Erwägung, wie er sich bei der Wahl zu verhalten habe. Die Protokolle dieser Berathung liegen vor. [5] Sie beweisen, daß weder Friedrich, noch seine Räthe recht wußten, was sie wollten. Christian von Anhalt war nicht dabei. Deshalb endet jede besondere Berathung, ob Friedrich zur Wahl nach Frankfurt reisen, ob er mitstimmen, für wen er stimmen solle, mit dem Schlusse: Anhalt darüber zu hören. Sie waren rathlos alle zusammen. Doch gab Camerar wiederholt den Rath: es sei besser von dem Wahlconclave in Frankfurt und der nachherigen Gratulation wegzubleiben, weil dieß bei den Böhmen ein seltsames Ansehen geben würde. Friedrich ging nicht dahin. Aber er schickte seinen Gesandten Dohna mit einem eigenhändig geschriebenen Gutachten. [6] Den Inhalt desselben werden wir erfahren.

Ferdinand eilte weiter nach Frankfurt. Als er am 28. Juli 1619 dort eintraf, fand er seine Aussichten nicht überaus günstig. Es war deutlich zu ersehen, daß die Bürger von Frankfurt ihm nicht geneigt waren. Der Kurfürst von Köln schrieb an seinen Bruder Max: „Ich habe wenig Hoffnung auf einen guten Erfolg, ja wir sind hier nicht ohne Gefahr.“ Der eifrige Moritz von Hessen eilte geschäftig hin und her, um gegen Ferdinand zu wirken. Er scheue

[1] Moser, patriotisches Archiv VII. 81.
[2] Hurter, Ferdinand Bd. VIII. 5.
[3] a. a. O. S. 11.
[4] a. a. O. S. 28.
[5] Moser, a. a. O.
[6] Londorp. I. 699.

keinen Haß und keine Gefahr, erklärte er seinen Räthen,[1] wenn es ihm gelinge Ferdinands Wahl abzuwenden. Als die Räthe ihn warnten, rief Moritz im Unmuthe aus: er wolle lieber den Hals darstrecken und sich abhauen lassen, als einem solchen Kaiser sich fügen. Er rufe Pfui und abermals des Teufels Pfui aus über alle diejenigen, welche mithülfen zu dieser Wahl. Dennoch wurden, so seltsam es klingt, die besten Dienste, und zwar ganz unglaubliche für Ferdinand geleistet durch die pfälzischen Wahlgesandten. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen hatte dem Pfälzer zugestanden: bevor Ferdinand nicht im ruhigen Besitze von Böhmen sei, könne er nach der goldenen Bulle nicht Theil nehmen an der Kaiserwahl. Demgemäß erhob Kursachsen in Frankfurt seine Stimme, daß die Beilegung der böhmischen Sache als Vorbedingung der Wahl aufzustellen sei.[2] Die drei Erzbischöfe erwiederten, daß eine solche Vorbedingung nicht statthaft sei. Die pfälzischen Gesandten erklärten, daß sie keinen Befehl hätten dem Könige Ferdinand seinen Besitz und sein Recht streitig zu machen. Desgleichen die Brandenburger. Der Erzkanzler verwies den Abgeordneten Kursachsens ihr Votum. Erzürnt erklärten diese: die Pfälzer seien die Ursache, daß ihr Herr also gestimmt. Sie traten der Mehrheit bei. Ferdinand ward von dem gesammten Kurcollegium als Mitkurfürst und mithin als König von Böhmen anerkannt.

Was half es den Pfälzern, daß sie dann noch auf die Zulassung der Abgeordneten von Böhmen drangen, welche gekommen waren, um dem Rechte Ferdinands zu widersprechen?[3] Was half die pfälzische Erklärung, daß man das Recht der Böhmen durch die Wahl nicht antafte?[4] Der entscheidende Schritt war ja einmal geschehen. Die Anerkennung Ferdinands als Kurfürsten von Böhmen war die Vorbedingung seiner Wahl zum Kaiser. Nach jener war diese unausbleiblich. Und hier nun läßt sich mehr errathen als im Einzelnen nachweisen, daß die persönliche Anwesenheit von entscheidendem Gewichte gewesen ist. Ferdinand selbst sprach nachher dem Oheime Albrecht in Brüssel Dank für die thätige Mitwirkung aus.[5]

Trier stimmte zuerst. Es nannte Ferdinand. Max von Bayern hatte im voraus abgelehnt. Dessen ungeachtet verlasen die Kurpfälzer eine Erklärung von Friedrich mit eigener Hand geschrieben,[6] in welcher er dem Herzoge Max seine Stimme gab als einem erfahrenen, verständigen, friedfertigen Fürsten, der in keinen Krieg verwickelt sei. Der Schluß lautete: wenn die Mehrheit der Stimmen auf Ferdinand laute, so habe Friedrich keine Ursache es ihm zu misgönnen, sondern gedenke sich auf solchen Fall aller Gebühr nach zu bezeugen. Die Kurfürsten einer nach dem andern stimmten für Ferdinand.[7] Also auch stimmte er

[1] Wolf, Maximilian IV. 237.
[2] Rommel, Geschichte von Hessen VII. 363.
[3] Moser patriotisches Archiv VII. 37.
[4] Moser a. a. O.
[5] Archiv zu Brüssel. Corresp. des Empereurs.
[6] Senkenberg XXIV. 343. — Moser VII. 100.
[7] Moser a. a. O. VII. 41.

selbst, wie es der goldenen Bulle gemäß war. Mithin trat die Schlußerklärung in dem Schreiben des Kurfürsten Friedrich in Kraft, daß er der Mehrheit für Ferdinand seine Stimme nicht entziehe. Ferdinand war einstimmig zum Kaiser erwählt.

Als die Fürsten hervortraten aus der Bartholomäuskirche, murmelte das umstehende Volk das Gerücht: die böhmischen Stände hätten Ferdinand als König abgesetzt. Einen Tag zuvor hätte diese Nachricht, dieß Gerücht die ganze Lage der Dinge verändern können. Es war vorbei. Die Kaiserwahl war geschehen. Am 19. August 1619 empfing Ferdinand von den Fürsten des deutschen Reiches den Eid der Huldigung und der Treue. Nicht wenige haben denselben gebrochen; aber der erste, der ihn brach, war derselbe Kurfürst, der unter den weltlichen durch sein Verhalten die schnelle Wahl ermöglicht hatte, und doch von Anfang an keine andere Absicht haben konnte, als diesen Eid zu brechen.

Zur selben Zeit als die Revolution der Böhmen nach außen hin sich wie siegreich ansehen ließ, als Thurn dem Könige in seiner Burg zu Wien in die Fenster schoß, gaben sich in dem Hauptsitze der Umwälzung die deutlichen Spuren des völligen Zerfalles kund. Es war da keine Begeisterung, keine Ordnung, kein Geld. Das Rechtswesen lag danieder. Die Directoren unter sich waren uneinig. Die Finanznoth stieg entsetzlich.[1] Es ward von Freund und Feind später bezeugt, daß die böhmischen Herren sich jeder freiwilligen und unfreiwilligen Zahlung entzogen.[2] Ja es scheint sogar, daß die Häupter selbst geglaubt haben, die reichen Holländer, welche so freudig dem Anfange zugejauchzt hatten, würden zugleich mit dem leibeigenen Volke von Böhmen die Kosten bezahlen und großmüthig den Gewinn den böhmischen Feudalherren überlassen. Da vernahm man denn längst vor der neuen Königswahl in Böhmen die Stimmen einzelner Kundigen: das sei ein Wesen, welches endlich auf Abbitten und Fußfallen hinauslaufen würde.[3] Die Herren selbst dagegen waren frühzeitig beflissen die Schuld auf Andere zu wälzen. Schon im März 1619 erklärte der Präsident der Directoren: die Generalstaaten seien an allem Unheil Schuld, weil sie auf Hülfe vertrösteten und dieselbe nicht schickten. Der sächsische Gesandte sah die Dinge von einem anderen Gesichtspunkte an. Die Holländer haben zur Fortsetzung ermahnt, sagt er, aber nicht um zu helfen, sondern weil die Zeit des Wiederbeginns ihrer Feindseligkeit mit Spanien näher rückt. — Warum auch sollten die Holländer ferner noch Hülfe leisten? Sie hatten die Sache einmal in Gang gebracht. Das dafür aufgewandte Capital war nicht verloren: es war nutzbringend angelegt. Das Weitere machte sich von selbst; denn die böhmischen Herren konnten längst nicht mehr zurück. Sie mußten nun vorwärts, mit Willen oder ohne: was kümmerte das die Hochmögenden? Schon ging in Böhmen die Rede, daß Mansfeld, der bleibend im Kreise von Pilsen stand, im

[1] Müller, Forschungen III. S. 244.
[2] Vgl. Mansfelds Apologie, ferner Moser, patriotisches Archiv VII. 64.
[3] Moser a. a. O. S. 75.

Namen der Generalstaaten denselben behalten werde, bis die Vorschüsse zurückgezahlt seien.

Wie Mansfeld in Pilsen verharrte, ohne daß Jemand ergründen konnte, was denn eigentlich seine Absicht sei, so zog Thurn, der andere General der Böhmen, mit seinem Heere planlos umher. Wir erkennen den Sinn dieses Mannes, den ganzen Stand der Sache und den sittlichen Gehalt derselben aus einem officiellen Schreiben, das er damals an die Directoren richtet: „Wenn die kaiserlichen Generale Dampierre und Bucquoi sich vereinigen: so bin ich perduto. Aber Gottes Verheißung ist groß, der thut Wunder. Rhedi hat Befehl mit 10,000 Mann zu mir zu stoßen. Ich sauf heut wacker." [1]

Unter solchen Umständen schien vielleicht Manchem die Wahl eines eigentlichen Hauptes die Bürgschaft einer besseren Ordnung zu sein. Aber vorher gedachte diese Feudalaristokratie sich selber zu sichern. Im Mai 1619 kamen Abgeordnete der Stände der vereinigten Länder nach Prag. Man erwartete dazu vornehme Abgesandte von vielen Orten. Insbesondere ließ Kurpfalz sich überaus gnädig vernehmen und wünschte guten Erfolg. Dieser war insofern nicht schwer, als die Feudalherren zuerst sich beflissen in einer neuen Verfassung sich selber zu bedenken, und dem künftigen Könige und dem Volke von Böhmen möglichst wenig übrig zu lassen. Sie setzten etwa achtzig Punkte auf, die das, was man in monarchischen Staaten königliche Rechte nennt, fast völlig vernichteten. Der königliche Name ward in dieser Verfassung zu einem Spotte und Schimpfe.

Nachdem dieses Werk fertig gemacht, nachdem die Stände von Mähren, Schlesien, der Lausitz, beigetreten waren, um gemeinsam das was sie ihre Religionsfreiheit nannten, zu schützen und aufrecht zu halten, erklärten sie am 17. August 1619 ihren König Ferdinand, dem sie zwei Jahre zuvor geschworen, als den Erbfeind der Gewissensfreiheit und den Sklaven Spaniens und der Jesuiten, welcher die fürchterlichen Drangsale des Krieges über Böhmen gebracht, welcher die böhmische Krone durch verwerfliche Kunstgriffe erschlichen und durch geheime Verträge an Spanien verrathen habe, aller Ansprüche auf den Thron Böhmens verlustig. [2] Dann kamen die Bewerber in Frage. Der böhmische General Mansfeld hatte den Herzog von Savoyen vorgeschlagen, mit dem Bemerken, daß derselbe im Falle der Wahl die Religion wechseln werde. Die böhmischen Großen waren nicht geneigt. Einige schwankten für den Kurfürsten von Sachsen. Denn obwohl kein Beweis vorhanden ist, daß Johann Georg jemals sich über das Beginnen der böhmischen Stände billigend geäußert habe: so hatte doch diejenige Partei, welche es wünschte, eifrig dieß verbreitet. Wenige Wochen vor der Wahl machte Graf Schlick eine Reise nach Dresden. Er kam wieder und berichtete: „Der Kurfürst Johann Georg sei also geneigt, daß man sich dessen billig zu erfreuen habe. Wer es aus Unwissenheit anders

[1] Londorp. acta publica I. 857 vom 5. October 1619.
[2] Müller a. a. O. S. 197 ff.
[3] Londorp. acta publica I. 673.

sage, den solle Gott belehren; wer es aber absichtlich thue, den solle Gott vertilgen." Die actenmäßige Forschung hat ergeben, daß diese Aeußerungen Schlicks, der für den besten und bedeutendsten Politiker der böhmischen Herren galt, rein erdichtet waren. [1] Der Zweck der Dichtung kann nur gewesen sein das arme betrogene Volk der Böhmen zu täuschen. Jedoch der Schimpf mit einer angebotenen Krone zurückgewiesen zu werden, stand allzu drohend vor Augen. [2] Auch der Vorschlag des Dänenkönigs fand geringen Anklang.

Demnach blieb nur übrig Friedrich von der Pfalz. Man erhob als Gründe für ihn: er sei mäßigen Verstandes, behandle den Adel gut, habe Geld, Verbindungen mit dem Auslande, sei ein Schwiegersohn Jakobs von England, eng verbunden mit den Generalstaaten, stehe in uraltem Bündnisse mit Frankreich, mit Venedig, mit Schweden. Er dürfe nicht ausschlagen; denn die Vocation sei von Gott, und daß sie von Gott sei, erscheine daraus, daß Ferdinand sie nicht haben wolle. [3] — Es scheint, daß diese Absurdität aus einem Reste von Scham dieser böhmischen Herren vor der Blasphemie stammte: den eigenen Willen mit der Gottheit zu identificiren.

Es ist merkwürdig, daß den böhmischen Großen ebenso wenig wie Friedrich der Gedanke in den Sinn gekommen ist, wie ungleich wichtiger die Absetzung Ferdinands, die Wahl Friedrichs hätte sein müssen, wenn sie der Kaiserwahl vorangegangen wäre. Allerdings hat man in Prag dieß erwogen. Aber man wartete. Man entschied sich sogar zuvor von Frankfurt zu vernehmen, wie dort die Sache abgelaufen wäre. [4] Danach wolle man sich richten. Als die Führer erkannten, wie in Frankfurt die Sache stünde, beeilten sie sich. Es war schon zu spät. Als Friedrich die Nachricht seiner Wahl zum Könige von Böhmen erhielt, hatten bereits seine Gesandten zu Frankfurt dem Kaiser, dem sie in seinem Namen seine Stimme gegeben, in seinem Namen den Eid der Treue geschworen.

Friedrich erhielt die Nachricht seiner Wahl zu Amberg. So lange hatte er gestrebt, hatte alles aufgeboten, um es dahin zu treiben, und nun, da die Erfüllung ihm vor Augen lag, wo er nur die Hand auszustrecken brauchte, um diese Krone zu ergreifen, schien er zu schwanken. Er fragte seine Räthe. [5] Sie hoben hervor, was sich gegen die Annahme, was sich für dieselbe sagen ließ. Friedrich selbst, sagten sie, habe Ferdinand als König von Böhmen anerkannt. Er habe Güter von Böhmen zu Lehen, und könne sich ohne Felonie der Lehnsverbindlichkeit nicht entziehen. Es ist seltsam, daß die Räthe der unendlich größeren Felonie, des Bruchs der eben beschworenen Pflicht gegen das selbstgewählte Reichsoberhaupt, nicht gedachten. Es sei ohne Beispiel, es müsse die katholische Partei im Reiche in die Waffen bringen, wenn Friedrich zwei Kurstimmen vereinige. Darum würde die Folge der Annahme ein Religionskrieg

[1] Müller, a. a. O. S. 181.
[2] a. a. O. S. 220.
[3] Theatr. Europ. I. 225.
[4] Müller a. a. O. S. 218.
[5] Das Gutachten der Räthe bei Moser, patriotisches Archiv VII. 109.

sein. Friedrich sei nicht stark genug beide Länder zu beschützen. Dann könne, wenn die Sache sich unglücklich wende, das Gelüste des Neuburgers Wolfgang Wilhelm nach der Kur in Erfüllung gehen. Die Räthe Friedrichs dachten nicht an Max von Bayern. Aber sie sahen voraus, was kommen würde, was kommen mußte, daß nämlich Ferdinand die Kurwürde nicht bei Friedrich lassen könne. Nur Friedrichs Kanzler Camerar vernahm bereits im September 1619 von Frankfurt aus Stimmen, welche sagten, wenn Friedrich annähme: so müsse der Kaiser die Kur auf Max von Bayern übertragen.[1] — Für die Annahme der Krone sprach: es sei ein herrlicher Besitz, und die Hülfe auswärtiger Mächte stehe in Aussicht.

Das Gerücht, welches Camerar von Frankfurt aus vernahm, war nicht ein falsches. Folgen wir Ferdinand auf seinem Wege. Bevor er von der neuen Wahl in Prag vernommen, hegte er im Anfange Septembers den Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft mit Friedrich, um durch Vermittelung von Max alles Mistrauen wegzunehmen und gutes Vertrauen zu pflanzen. Max wollte sie beide nach München einladen. Dann kam die Nachricht der Wahl, und Ferdinand nahm seinen Wunsch einer Besprechung zurück. Er reiste allein über München. Von dort aus hatte bereits Max den Vetter Friedrich dringend abgemahnt, die dargebotene Krone anzunehmen. Als Ferdinand nach München kam, erneuerten beide noch einmal ihre Vorstellungen. Der Kaiser schickte einen eigenen Gesandten nach Amberg, der dem Kurfürsten Friedrich mit Ernst und Milde vorstellen sollte, wie er durch die Annahme der böhmischen Krone das Recht des Kaisers verletze, das ganze Reich und sich selber in die höchste Gefahr bringe. Auch Max hob die Folgen hervor. Er wies warnend darauf hin, daß der Schritt Friedrichs sämmtliche katholische Stände zwingen würde an ihre Vertheidigung zu denken. Von einem Eingriffe des Hauses Oestreich in die Rechte deutscher Fürsten, die dem Herzoge Max eben so theuer seyen, wie Friedrich, könne hier nicht die Rede sein. Nicht Ferdinand, sondern Friedrich bedrohe den Frieden.[2]

Also die beiden Fürsten an Friedrich. Wenn aber, wie fast vorauszusehen war, ihre Abmahnungen an denselben erfolglos blieben: so vereinigten sie sich zu gemeinsamem Handeln. Der Kaiser sicherte Max die freie absolute Leitung der Liga zu, mit dem Versprechen, daß weder er selbst, noch ein Prinz seines Hauses den Versuch machen wolle ihn daran zu hindern. Ferdinand gab damals im October 1619 dem Vetter Max das bestimmte Versprechen: wenn Friedrich die böhmische Krone annähme, so wolle Ferdinand für die Hülfe, die Max ihm leiste, die Kurwürde von Friedrich nehmen und auf Max übertragen.[3] Es war nicht eine Forderung von Seiten des Herzogs Max, sondern ein freiwilliges Erbieten von Seiten Ferdinands. Der Bund ward geschlossen. Die beiden Fürsten erneuerten die Freundschaft ihrer Jugend ganz und voll, und die Erneuerung dieser

[1] Wolf, Maximilian IV. S. 249.
[2] Wolf, Maximilian IV. S. 266.
[3] a. a. O. S. 249 Vgl. auch (Stumpf) Geschichte der Liga S. 121.

England ab. Als man ihm sagte, daß Moritz zugerathen, erwiederte er: „Der freilich ist der Mann dazu Anderen das ihrige zu nehmen und es dann auch für sich zu behalten; aber mein Schwiegersohn ist es nicht.“ [1] Doch nicht bloß die richtige Erkenntnis von Friedrichs Unfähigkeit leitete den König Jakob. Er hat aus moralischen, religiösen und politischen Gründen von Anfang an den böhmischen Aufruhr verworfen, und weder Friedrich noch seiner eigenen Tochter jemals den königlichen Titel bewilligt.

Der zweiundzwanzigjährige Friedrich kämpfte mit sich selbst. Wenigstens gab er sich den Anschein, als ob er es thäte. Was seine Pflicht sei, war vor dieser Wahl ihm vollkommen klar gewesen. Sein Abgesandter Dohna hatte noch am 12. August bei dem Kurfürsten von Sachsen gegen die Wahl Ferdinands zum Kaiser geltend gemacht: es sei dem Reiche nachtheilig Ferdinand zu erwählen, weil dieser in so viele Angelegenheiten verwickelt sei, aus welchen ihn das Reich zu retten haben werde. [2] Wenn das nach der Anschauung Friedrichs die Pflicht des Reiches war: so war es sicherlich um so mehr seine eigene, nachdem er mit dieser Anschauung freiwillig selbst seine Stimme für Ferdinand gegeben. Auch war die Verschiedenheit der Religion zwischen Ferdinand und ihm keineswegs ein Hindernis seiner Pflichterfüllung, nicht bloß nach den Gesetzen des Reiches, sondern auch nach Friedrichs eigener Ansicht. Noch im Juli 1619 hatte er sich vor dem spanischen Gesandten zu Diensten in eigener Person für Spanien und das spanische Haus erboten. [3]

Aber die glänzende Krone des schönen Böhmens und aller Nebenländer dazu! Vor diesem Schimmer erblich und erblindete alle Rücksicht auf Recht, Ehre, Patriotismus und gesunde Politik. Es kam für Friedrich nur noch darauf an einen Ausweg zu finden, wie er die Annahme der Krone mit seinen Pflichten, seinen Eiden, seinen Worten vor der Welt mit einigem Scheine und Glimpfe vereine. Er begann mit der Erklärung: er habe die Krone von Böhmen nicht gesucht. So offenkundig das Gegentheil Jedermann vor Augen lag: Friedrich wiederholte seine Behauptung. Dann baute er seine Schlüsse weiter auf. Weil er die Krone nicht gesucht, sagte er, so sei es eine besondere Vorsehung Gottes, die ihn dazu berufen. Diesen Satz stellte er allen Abmahnungen entgegen wie ein festes unangreifbares Bollwerk. Denselben Gedankengang machte sich die Kurfürstin Elisabeth mit der vollen Störrigkeit der Stuarts zu eigen. Daß Elisabeth damals, wie später ihre Enkelin von Orleans erzählt hat, [4] nicht an Königskronen, sondern nur an Komödien, Bälle und Romanlesen gedacht habe, ist sehr fraglich. Es ist an sich unglaublich, daß ein junges hoffärtiges Weib still schweigen werde, wenn der Schimmer einer Königskrone das schwache Geisteslicht ihres Gemahles bethörend und verlockend überstrahlt und blendet. Die eigene Mutter hatte früher sie gereizt, hatte spottend der eben Vermählten noch daheim

[1] Aitzema I. 102.
[2] Müller, Forschungen III. 234.
[3] a. a. O. 236.
[4] Briefe der Herzogin von Orleans, herausgegeben von Menzel, p. 287.

und Hand spüren müsse, darum er denn dem göttlichen Berufe keineswegs widerstreben könne. Besonders habe er dabei bedacht, daß im Falle des Widerstrebens gegen den göttlichen Beruf alles fernere Blutvergießen auf seine Rechnung geschrieben würde.[1] Er betheuert: er habe nichts gethan, um auf den böhmischen Thron zu gelangen. Hätte er hoffen dürfen, durch die Ablehnung dem Reiche den Frieden zu sichern, so würden alle Güter und alle Ehren der Welt ihn nicht zur Annahme vermocht haben.

Ist die Proclamation von dieser Seite angesehen ein Gewebe von Unwahrheit, so schimmert doch aus dem was sie verschweigt, noch einige Scheu des Gewissens hervor. Sie wagt den Namen Ferdinands nicht zu nennen. Sie ist verfaßt von dem Kanzler Camerar. Derselbe hat nach seiner späteren Behauptung nicht zur Annahme der Krone gerathen; aber alles negative Verdienst, das daraus ihm erwachsen könne, hat er für sein Vaterland auch abgesehen von seinem späteren Verhalten reichlich aufgewogen als Werkzeug für diese Proclamation.

Und doch durchdrang der scharfe Blick desselben Camerar in Prag sofort die Lage der Dinge. Er und Scultet waren in der Begleitung des sich selbst bethörenden jungen königlichen Paares. Der Hoftheologe predigte von lauter Wundern, daß es also gekommen sei: es sei ein Wunder göttlicher Allmacht, daß er dort stehe und predige. Anders urtheilte Camerar. „Alles ist in Verwirrung," erklärt er, „die böhmischen Herren gründen ihre Hoffnung auf die Mittel Friedrichs und seiner Freunde. Friedrich dagegen setzt alles auf Gott und gute Hoffnung."[2] Allerdings leuchtete gerade in den Tagen, als Friedrich zu Prag anlangte, der stärkste Sonnenblick der Hoffnung für ihn. Bethlen Gabor von Siebenbürgen nahte mit einem großen Heere gegen Wien. Zur selben Zeit zog Thurn aus Böhmen heran und vereinigte sich mit ihm. Dort standen sie mit einem Heere von 80,000 Mann, und der neue Kaiser, der gerade von München zurückkehrte, gelangte nur mit Gefahr in seine Stadt. Seine Festigkeit, welche ein halbes Jahr vorher sich so ruhmvoll bewährt, stärkte auch dießmal seine Umgebung. Bevor noch jene Beiden etwas Entscheidendes unternommen, vernahm das erstaunte Wien, daß sie sich getrennt und Jeder besonders wieder heimwärts zogen. Mangel an Lebensmitteln, Kälte und Schnee sei die Ursache. Es war der Anfang des Umschlags, und von da an stieg Ferdinands Stern empor.

Denn ob auch die Nebenländer von Böhmen dem neuen Könige huldigten, wie Böhmen es gethan, ob auch selbst die protestantische Aristokratie von Oestreich sehnende Blicke nach ihm warf: es kräftigte nicht den inneren Halt. Verständige Leute hatten gehofft, daß die Einheit auch die Ordnung wieder bringen werde. Die Hoffnung ward nicht zur Wahrheit. Die Dinge blieben in dem heillosen Zustande wie vorher. In den Straßen von Prag wüthete allnächtlich der Mord.[3] In gleicher Weise tobten die anderen Laster, die von solchen

[1] Senkenberg XXIV. p. 387. Hurter VIII. 104.

[2] Londorp. I. S. 860

[3] Wolf, Maximilian Bd. IV. 769. Bericht des pfälzischen Secretärs

ständen untrennbar, unter Friedrich fort, wie sie es unter den Directoren gethan. ie Vergnügungslust des jungen königlichen Paares, die im sicheren Heidelberg ihrem Orte gewesen war, das Ringelrennen und Schlittenfahren, die Bälle id Trinkgelage wurden in Prag, wo eine Krone zu behaupten war, zum verecherischen Leichtsinn. Denn während Friedrich in Prag Feste feierte, darbte s Heer, und die Söldner des Darbens müde, sengten und brannten und ordeten den Landmann. Anhalt war zum General gemacht, aber Mansld in dem sicheren Pilsen gehorchte ihm nicht weiter, als er wollte, und er lte möglichst wenig. Der gemeine Mann, der von Anfang an mit der ache nichts zu schaffen gehabt und doch alle Last tragen mußte, war äußerst wierig. Kundige, unparteiische Beobachter hielten dafür: wenn zum Besten s gequälten Landmannes ein Heer auf der Grenze erschiene, so möchte er wohl was wagen und sich dieser Art von Regenten entledigen, ehe man es vereinte.[1] Man sah im südlichen Böhmen die Bauern sich zusammen rotten: sie rderten Entfernung des Mansfeld, der sie quäle, und Befreiung von der Leibgenschaft.[2]

Hätte Friedrich mit seiner Rücksichtslosigkeit auf Gesetz und Recht einen ergischen Willen verbunden, so war ihm hier die Möglichkeit gegeben seinem nen Königthume eine festere Unterlage zu bereiten. Es mußte ihm allmählig r werden, daß die böhmischen Feudalherren ihn hatten gebrauchen wollen auf ne Kosten für ihre Interessen. Er konnte dieß wenden und diese Aristokraten, ihn gerufen, auf ihre Kosten für seine Interessen gebrauchen, wenn nämlich den geringeren Adel, den Landmann, den Bürger zur Grundlage seines nigthumes machte. Friedrich schien davon nichts zu hören, noch zu wissen. tatt die Sympathien des Volkes sich zu erwerben, schien es, als lege er es darauf sie alle zu zerstören, vor allen Dingen in religiöser Beziehung.

Friedrich war Calvinist. Darum erweckte seine Wahl bei Katholiken und theranern in Böhmen ein großes Wehklagen.[3] 112 Personen des Herrenndes verließen das Land. Die lutherischen Geistlichen in Böhmen ließen einen merzlichen Klagebrief ausgehen.[4] „Das Joch des Antichristes gegen Niederng ist schwer; aber zehnmal schwerer ist das Joch des Antichristes gegen Aufng, d. i. der Calvinismus oder die calvinischen Türken. Niemand ist armliger und übler daran, als wir unglückliche Lutheraner." Diesem Klageruf, r von Böhmen aus erscholl, antworteten die lutherischen Geistlichen im Reiche it gleichen Tönen. Allen voran trat der kursächsische Oberhofprediger Hoe von oenegg. Kaum war die Wahl Friedrichs geschehen, als Hoe an einen der hmischen Großen, den lutherischen Grafen Schlick, ein Schreiben erließ mit hefgen Ausdrücken gegen den Calvinismus.[5] „O wie Schade, o wie großer

[1] Müller, Forschungen III. 420.
[2] a. a. O. 283.
[3] a. a. O. 264. 361.
[4] Londorp. I. 926.
[5] Londorp. I. 932.

Schade," ruft Hoe aus, „um so viele edle Länder, daß sie alle dem Calvinismus in den Rachen gesteckt werden. Vom occidentalischen Antichrist sich losreißen und den orientalischen dafür bekommen, ist in Wahrheit ein schlechter Vortheil. Das calvinische Joch ist unerträglicher als das papistische."

Es läßt sich in Bezug auf Hoe von Hoenegg entgegnen, daß sein Eifer, der mittelbar auf die Sache des Kaisers gerichtet war, eine etwas trübe Beimischung dadurch erhielt, daß Kaiser Ferdinand ihm bedeutende Geschenke zufließen ließ.[1] Allein Hoe kämpfte hier doch in Wahrheit nach der Weise seiner Zeit für sein Lutherthum. Seine Auffassung entspricht derjenigen der lutherischen Geistlichen in Böhmen, so wie an allen andern Orten in Deutschland. Die Tübinger Theologen bitten in denselben Tagen ihren Herzog als Mitglied der Union: er wolle sich mit den Calvinisten in Böhmen nicht befassen.

Ja dieser lutherische Eifer ging sehr weit. Im Sommer 1620 vernahm man in der Mark Brandenburg, daß kursächsische Truppen dort einfallen würden, um Rache zu nehmen für die Unterstützung der rebellischen Böhmen. Die Nachricht erregte in der Mark nicht etwa Trauer, sondern große Freude. Besonders jauchzte man in Berlin: wenn sie doch nur kämen! Dann würde man der Calvinisten auf einmal los.[2]

Eine Flugschrift von der Wittenberger Universität[3] aus verkündete: „So lange die Papisten und wir Lutherische einig waren, hörte man nichts von Factionen und Parteiungen. Keiner trieb den Andern aus seinem wohl erlangten Besitze. Wir lebten in friedlichem Wohlstande beisammen. Wir heiratheten unter einander. Die Väter zogen ihre Söhne, die Mütter ihre Töchter auf ihre Religion. Damals war unter uns Christen keine Verfolgung, noch Blutvergießen. In Böhmen dagegen zeigt Calvin, daß er sowohl die Päpstlichen als Lutherischen unterdrücken will. Er unternimmt dort eine Reformation, die eine wahre Deformation oder besser noch Destruction ist. Er stürmt die Bilder in den Kirchen, entehrt lästerlich die Reliquien oder verbrennt sie. Wenn man schon zu Anfang solche Gewalt übt, wo man kaum den Fuß hineingesetzt: was wird der Fortgang sein, wenn Calvin gar die Oberhand erhält? — Darum haben Papst und Luther bei so bewandter Gefahr nicht zu feiern, sondern zur Erhaltung deutscher Freiheit, zur Wiederbringung deutscher Treue und Beständigkeit sich kräftig zu verbinden, mit geeinter Kraft ins Feld zu ziehen und das calvinische Unkraut gänzlich auszurotten. Dienlich wäre es vor allen Dingen in den Reichsstädten beide Religionen frei zu lassen, die lutherische und die katholische, im Königreiche Böhmen dagegen das arme Landvolk von der Leibeigenschaft einer heidnischen Dienstbarkeit ledig zu sprechen. Denn es stünde wohl um den Kaiser, wenn er zuerst darin das Beispiel gäbe."

[1] Senkenberg XXIV. p. LIX.

[2] Cosmar, über Graf Adam von Schwarzenberg S. 153.

[3] Flugschrift von 1621, enthaltend: Drei vnterschiedliche Tractätlein. Die dritte davon ist Einfältig vnd wolmeinender Discurs ꝛc. eines Wittenbergers.

die Lutheraner in Böhmen zu schonen, sie an sich zu ziehen, sich geneigt zu machen. Es schien, daß er dieß wolle. Er verkündete in seiner Proclamation, daß die Katholiken von ihm nichts zu besorgen hätten. Um so eher durften dieß die Lutheraner erwarten. Nicht also ward es ihnen zu Theil. Wir haben die Geistlichen selbst zu hören.

Dieselben hatten bis dahin unter dem Kaiser Matthias und den Directoren einer nicht geringen Art von Freiheit genossen. „Bislang," sagen sie, „sind die lutherischen Prediger gegen die Calvinisten und Papisten dermaßen frei und nachdrücklich verfahren, daß der Eifer des frommen Volkes bisweilen diese gar umgebracht und verbannt hat haben wollen. Das wird jetzt doch verboten. Wir dürfen auf den Kanzeln die Calvinisten und die Zwinglianer nicht mehr nennen, ja auch die Arianer und Türken darf man in Predigten nicht mehr sicher strafen." [1] So hart ein solches Verbot für einen eifrigen lutherischen Pastor jener Zeiten sein mochte: so war es doch nicht ein besonderer Druck zu nennen. Aber Scultet — denn dieser Name galt bei Lutheranern und Katholiken als die Seele der Theologie am Hofe Friedrichs — bezweckte noch andere Dinge.

In den letzten Tagen vor Weihnachten 1619 sah man eine Menge Leute in der Schloßkirche zu Prag beschäftigt mit einer Arbeit, welche Scultet, der König und einige Andere eine Reinigung des Tempels Gottes nannten. [2] Hohe böhmische Herren legten Hand mit an. Sie ergriffen Axt und Haue, und führten ihre Streiche auf Altäre, Bilder, Crucifixe. Die Arbeiter wollten das große Crucifix im Triumphbogen des Chores langsam herab lassen, daß es nicht zerbräche. Man gebot ihnen es zu stürzen, und das Gebäude erzitterte vor dem schrecklichen Falle. Dann kamen Diener des Scultet, packten das zertrümmerte Schnitzwerk in Körbe und trugen es zur Feuerung in die Küche des glaubenseifrigen Mannes. Das Volk von Prag, ob katholisch, ob lutherisch, erzitterte vor Zorn und Grimm ob des furchtbaren Frevels. Die lutherischen Geistlichen predigten heftig. Des Königs Leute fürchteten Todschlag. Dennoch dachte der junge König darin noch weiter zu gehen. Während die Prager Anstoß nahmen an der Kleidung der Damen vom Hofe, ließ sich die Königin aus: sie könne den nackten Baderknecht auf der Brücke nicht ansehen. Sie meinte das Crucifix. Friedrich verlangte die Wegnahme desselben. Erst die drohende Haltung der Prager brachte ihn von seinem Begehren ab. Scultet aber bestieg die Kanzel und bewies aus der Bibel, daß es die Pflicht der christlichen Obrigkeit sei den Tempel zu reinigen von Götzenbildern.

In Folge dieser That, in Folge der anderen Schritte gegen sie ergießen die lutherischen Geistlichen von Böhmen ihren Zorn in die heftigsten Klagen an ihre Mitbrüder. [3] „Viele große und bittere Drangsale," sagen sie, „haben uns überfallen, viele Schmerzen des Todes haben uns umrungen, unsere Seele muß

[1] Schreiben der Prädicanten, abgedruckt in Hormayr, Taschenbuch 1844, p. 71.
[2] Greuel der Verwüstung d. i. kurze und warhafftige Erzählung 1620. (Oft gedruckt.)
[3] Hormayr, Taschenbuch 1844 p. 71.

mit dem Auslande überhaupt: so namentlich bei den Lutheranern durch die Verbindung mit den Generalstaaten.

Und dazu kam nun noch eine andere Verbindung, hassenswerth im Sinne jener Zeit, wie keine andere. Gleich den böhmischen Großen und Feudalherren, stand auch Friedrich von Anfang an in Verbindung mit Bethlen Gabor von Siebenbürgen. Werfen wir einen Blick auf diesen Mann. Wie andere Fürsten sich von Gottes Gnaden nennen: so nannte sich Bethlen Gabor Fürst von des Sultans Gnaden.[1] Darin mochte er die Wahrheit reden. Im Uebrigen mußte er sich von dem Türken Mehemed Bassa sagen lassen: „Summa Summarum, du hast bis zu diesem Tage noch nicht ein wahres Wort gesprochen.“ Sollte das Haus Oestreich seiner Erbländer gänzlich beraubt werden, meldete Bethlen Gabor im Spätherbste 1619 dem eben in Prag eingezogenen neuen Könige von Böhmen: so verlange er für sich und das Königreich Ungarn die Länder: Oestreich, Steier, Kärnthen und Krain.[2] Zwei Monate später verkündeten die Kanonen zu Prag den erstaunten Bürgern die frohe Nachricht der Wahl Bethlen Gabors zum Könige von Ungarn. Friedrich machte diesen Bethlen Gabor zum Pathen seines damals geborenen Sohnes.[3] Bethlen Gabor dagegen meldete seinem Lehnsherrn, dem Sultan: sein Freund Friedrich, der König von Böhmen, werde nächstens Kaiser sein. Bethlen Gabor setze seinen Kopf dafür, daß die Länder Ferdinands alle bereit seien getreue Sklaven des großmächtigsten Sultans zu werden. Damals hatte Bethlen Gabor bei seinem Heere 5000 Türken und Tataren; und mit diesem selben Heere vereinigt stand Friedrichs General Thurn vor Wien. Bethlen Gabor selbst erklärte sich gegen Johann Georg von Sachsen: er führe den Krieg mit Gutheißung und Vorwissen, aber ohne Hülfe der Türken, nicht um die katholische Religion oder irgend eine andere auszurotten, sondern um die rechtgläubige Religion vor Unterdrückung zu erretten. Was Bethlen Gabor unter den Worten der rechtgläubigen Religion verstand, dürfte nicht mit Sicherheit auszumitteln sein. Er ließ wohl einmal in derselben Kirche an demselben Tage in seinem Beisein nach einander die verschiedenen Culte der Religionsparteien durchführen. Nicht also benahm er sich gegen die Personen. Die Jesuiten, die in seine Hände fielen, wurden zerstückt, die Mönche verstümmelt.[4]

Das Verhältnis Friedrichs zu Bethlen Gabor war noch nicht eine unmittelbare Verbindung Friedrichs mit dem Sultan. Auch diese erfolgte. Im Januar 1620 entsendete Friedrich seinen ersten Boten nach Constantinopel. Derselbe wurde dort mit Beifall aufgenommen. Auch kam Mehemed Bassa nach Prag, und verherrlichte die Feier der Taufe des Prinzen Ruprecht durch seine Gegenwart. Im März 1620 legte Friedrich dem böhmischen Landtage vor: es seie hohe Nothdurft gewisse Personen mit ansehnlichen Geschenken an den Sultan

[1] Hurter VIII. 147. 166.
[2] Müller III. 300.
[3] a. a. O. 318.
[4] Müller a. a. O. ff. cf. auch Hurter VIII. 226.

Fassen wir unser Urtheil zusammen in die Worte eines böhmischen, lutherischen Adligen jener Zeit. [1] „Wir geben Apologien und Vertheidigungen heraus," sagt er; „aber weder glauben Andere, daß wir dadurch unsere Sache gerecht machen, noch bestehen wir vor unserem eigenen Gewissen. Der Türke, der König von Frankreich, [2] der Kurfürst von Sachsen, der Schwiegervater unseres Königs, sie alle misbilligen unsere Sache, wenn auch dieser oder jener die Revolution begünstigt. Wir haben gegen unseren Eid angesehene Männer, die im Namen unseres Königs kamen, ungehört aus dem Fenster gestürzt: wir haben ihnen nicht Zeit zum Beten gelassen, geschweige denn zur Vertheidigung. Wir haben den Kaiser Matthias, den König Ferdinand, die uns auch da noch Frieden, Verzeihung, unsere Rechte und Privilegien, schiedsrichterliche Beilegung anboten, nicht einmal hören wollen. Wir haben die Nachbarländer in und außer dem Reiche, wir haben die Ungarn, die Engländer, die Holländer, die Türken, den Teufel selbst beschworen. Wir haben Wien belagert, das ganze deutsche Reich, so viel an uns war, den Türken und Tartaren offen dargeboten. Bethlen Gabor sagt: er suche nicht Gerechtigkeit, sondern Herrschaft. Anhalt sagt: er suche Geld. Ebenso die anderen Obersten und Hauptleute. Darin ist eine gewisse Ehrlichkeit. Aber auch das Gewissen will befriedigt werden, und deshalb schiebt man die Religion vor. In Wahrheit war das Bekenntnis unter dem Oestreicher zehnmal freier, als unter dem Calvinisten. Darum haben der Kurfürst von Sachsen und die anderen Lutheraner mit weisem Bedachte die Partei des Kaisers ergriffen. Was hat denn auch unser König gethan? Er hat Bilder zerbrochen, das Wohl der Generalstaaten in böhmischem Biere getrunken, und mit böhmischen Damen getanzt. Mögen wir Sieger sein oder Besiegte: unser Loos ist schwer. Siegen wir, so steht die lange Reihe derer da, die Friedrich geholfen haben, gierig nach Besitzthum und Geld auf unsere Kosten. Sind wir besiegt: so kommt über uns der Zorn des schwer beleidigten Kaisers. Was auch Anderes ist zu erwarten? Wir haben dem Kaiser genommen, was des Kaisers ist, und was Gottes ist, haben wir dem Türken dargeboten."

Nachdem Friedrich die böhmische Krone angenommen, konnten nur noch die Waffen den Ausschlag geben. Es fragte sich, welche Kräfte von beiden Seiten ins Feld zu stellen waren, zunächst für Friedrich, was die Union für dieß ihr Haupt thun würde. Getreu seinem Principe sein eigenes Verbrechen dem ganzen Protestantismus aufzubürden, berief er im November 1619 einen Tag nach Nürnberg, und lud dahin nicht bloß die eigentlichen Mitglieder der Union, sondern alle protestantischen Fürsten und Stände. Die Zahl der Erschienenen war nicht groß, und dazu brachten sie schwere Bedenken mit. Die Tübinger Theologen baten flehend ihren Herzog: er wolle nicht die reine Jungfrau Tübingen in den Verdacht einer Befleckung durch den Calvinismus bringen. Die Verfolgung, die derselbe gegen das Lutherthum übe, sei härter, als diejenige einer päpstlichen

[1] Londorp. II. 75.
[2] Daß dies so, vgl. Hurter VIII. 335.

Obrigkeit, insonderheit härter, als die vom Hause Oestreich ausgehe. Solchen Bedenken der Theologen, solcher Stimmung der Gemüther in ihren Ländern entsprach die Haltung der Reichsstände in Nürnberg. Namentlich den Reichsstädten, welche unter dem Regimente ihrer vornehmen und noch höher hinaus strebenden Patricier der Union beigetreten waren, ward bang zu Muthe. Die kaiserlichen Abgeordneten berichteten heim: es sei den Abgeordneten der Städte deutlich anzusehen, daß sie gar gern in Güte von der Sache ab wären. Ferdinand kam entgegen. Es ward damals in jeder gegen Kaiser und Reich revolutionären Flugschrift der Gedanke wiederholt: es sei katholischer Grundsatz und katholische Kirchenlehre den Ketzern nicht Wort zu halten. Aus solchen Flugschriften sog das Mißtrauen täglich neue Nahrung. Ferdinand wußte das. Er sprach der Stadt Nürnberg seine Klage aus, daß es also sei. Er wünsche nur, sagte er, daß man etwas von ihm begehre. Wenn er alsdann und zwar binnen der gesetzten Frist dasjenige, was er desfalls zugesagt, nicht hielte: so erkenne er die Beschwerde als billig an. Es ist schmerzlich, daß ein deutscher Kaiser, der noch nicht einmal eine Gelegenheit gehabt hatte, in welcher er möglicher Weise das Vertrauen der Nation hatte verwirken können, eine solche Sprache zu führen sich veranlaßt sah. Allein da er sie einmal führte: so konnte sie nicht wirkungslos bleiben. Die Hauptsache indessen war, daß die zagenden Gewissen der Unirten nicht durch irgend welche Vortheile, die Friedrich ihnen in Aussicht stellte, zum Verstummen gebracht wurden. Denn im günstigen Falle gewann nur Friedrich. Sollte man für diesen sich selber zum Opfer bringen?[1]

Während die Unirten zu Nürnberg beriethen, trat im Namen des Kaisers der Graf von Hohenzollern in die Versammlung, und nahm unverweilt den Vorsitz ein. Staunend ließ man es geschehen. Er legte dar, daß von einer Religionssache gar nicht die Rede sein könne, daß der Kaiser die Religion der Böhmen nie gefährdet habe und nicht gefährden wolle. Freilich ertheilte nun Camerar eine Antwort, die kriegerisch genug aussah; aber Camerar war der pfälzische Redner. Wenn die Anderen nicht laut widersprachen: so bewies der Fortgang der Dinge, daß Camerars Worte nicht die ihrigen waren. Die Versammlung dauerte vier Wochen ohne bestimmten greifbaren Beschluß. Ihr Zweifeln und Schwanken endete mit dem Ergebnisse eines Gesandtschaft an den Herzog Max von Bayern zu senden, um zu fragen, was die Liga wolle.

Dem neuen böhmischen Könige mochte dieß Ergebnis als ein bedeutungsvolles erscheinen. Er berichte: über jene Anfrage sehr hochtrabend an die Generalstaaten: er habe eine runde kategorische Erklärung von dem Herzoge Max und der Liga gefordert, ob sie die Waffen niederlegen wollten: Wo nicht, so werde er energisch gegen sie auftreten.[2] Er mag es sich so gedacht haben. Es fragte sich, ob die Liga selbst es auch so dachte.

Nur diese nämlich war die Stütze für den bedrängten Kaiser, der mit

[1] Man vgl. Londorp. I. 873. — Wolf, Maximilian Bd. IV. S. 269.

[2] Schreiben Friedrichs vom 1. Dezember 1619 im Archive zu Brüssel.

eigenen Kräften damals kaum vermochte sich Thurns und Bethlen Gabors zu erwehren. Er forderte die Kurfürsten auf ihn zu schützen und bei dem Seinigen zu erhalten. Daß es also ihre Pflicht sei, hatte ja auch selbst Friedrich noch im August 1619 in Dresden anerkannt. Die geistlichen Kurfürsten hatten mit Ferdinand das gemeinsame Interesse in der Vertheidigung des Bestehenden, des römischen Reiches deutscher Nation in der alten Form. Sie waren willig. In denselben Tagen, wo Friedrich die Glieder der Union nach Nürnberg berufen, beschied der Herzog Max diejenigen der Liga nach Würzburg. Dort waren sie versammelt, als die Botschaft der Union eintraf.

Die Union entbehrte trotz Friedrichs Anwesenheit des Hauptes und der Leitung. Nicht also die Liga. Sie folgte dem Herzoge Max. Zuerst erkannte sie an, daß eine gemeinsame Gefahr vorhanden sei. Diese lag in der That nahe genug vor Augen; denn bei dem Fortgange von Friedrichs Beginnen war zunächst das Bestehen aller Bisthümer und kirchlichen Stiftungen in Frage gestellt. Auch hatte Friedrich diese seine Ansicht, die Niemand bezweifelte, thatsächlich dadurch an den Tag gelegt, daß er den rheinischen Erzbischöfen und Bischöfen ihre Einkünfte sperrte.[1] Demgemäß forderte Max gemeinsame Rüstung, ein Heer von 25,000 Mann. Er forderte Geld zur Werbung und zum Unterhalte dieses Heeres. Es ward alles bewilligt und Mittel angegeben, wie das Geld zu beschaffen sei. Die Leitung ward einmüthig in die Hände des Herzogs Max gelegt. Dann kam die Gesandtschaft der Union. Sie erhielt auf ihre Frage die Antwort, daß man keinen Zweck habe, als den der Vertheidigung. Max allerdings drängte zum Losschlagen, weil der Türke, auf den Friedrich hoffe, erst im Sommer heranzuziehen pflege; aber dem stand entgegen, daß man, um den Worten zur Vertheidigung buchstäblich nachzukommen, erst einen Angriff abwarten müsse.[2] Auch kam die Verzögerung nur der innerlich kräftigen Partei zu gute, und nicht der zerfahrenen. Es gingen Gesandtschaften hin und her. Jeder Theil schob dem anderen die Anklage der ersten Rüstung zu, welche zur Vertheidigung zwinge.

Unterdessen verfloß der Winter und die Anzeichen wurden günstiger für Ferdinand. Man hatte geglaubt nach den ausgestreuten Gerüchten die Hülfe des Königs Jakob für Friedrich fürchten zu müssen. Als Friedrich von Nürnberg nach Prag zurückkehrte, fand er englische Gesandte vor, welche im Namen Jakobs ihm den königlichen Titel versagten.[3] Bethlen Gabor schloß einen Stillstand mit dem Kaiser. Die Generalstaaten zahlten nichts mehr. Gustav Adolf von Schweden schickte einige Kugeln und Kanonen, und betheuerte seinen guten Willen. Der Kurfürst von Brandenburg hatte mit Friedrich geliebäugelt, ihm Werbungen verstattet und von ihm böhmische Lehen angenommen. Das war alles was er that. Es ward allgemach offenkundig, wie hohl und nichtig das böhmische Wesen sei. Mit dem Beginne des Jahres 1620 durchlief die Nachricht von dem Gräuel des Bildersturmes zu Prag das deutsche Reich.

[1] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 50 ff.

[2] a. a. O. S. 70.

[3] Senkenberg XXIV. 423.

Zur rechten Zeit erließ der Kaiser Ferdinand am 29. Januar 1620 ein Manifest, in welchem er das ganze Wesen der Böhmen für rechtswidrig und ungültig erklärte. Er forderte alle Fürsten und Obrigkeiten auf mit ihm die Empörer zu bekämpfen, welche mit frevelnder Hand alles Recht zerstören und alle bürgerliche Ordnung umkehren.

Und hier kam es nun zunächst auf den Kurfürsten von Sachsen an. Die Stimmung der Geistlichen und des Volkes der Lutheraner kannte man aus zahlreichen Kundgebungen; aber darum war der Kaiser noch nicht sicher, wessen er sich von den lutherischen Fürsten zu versehen, ob nicht diese bei der Aussicht auf die straflose Aneignung der Kirchengüter dennoch dem Pfalzgrafen Friedrich zutreten würden.

Seit der Kaiserwahl in Frankfurt, der Königswahl in Prag wurde das Verhältnis zwischen Johann Georg in Dresden und Friedrich immer gespannter. Schon im October 1619 sprach Friedrichs Rathgeber Camerar die Ansicht aus, daß seine Partei den Kursachsen zugleich mit den Papisten vernichten müsse.[1] Wie Pfalz mit steigender Erbitterung auf Kursachsen blickte: so die Liga mit wachsender Hoffnung. Zu Würzburg im December 1619 hoffte die Liga, daß der Kurfürst Johann Georg wenigstens neutral bleibe. Sein Schwiegersohn, der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, baute die Brücke auf zu noch weiteren Dingen. Es ist ein merkwürdiger Gegensatz zwischen diesem Ludwig und seinem Vetter Moritz von Cassel. Zwischen beiden schwebte ein Erbstreit über Marburg, und Moritz hatte im raschen Zugreifen sich dieser Erbschaft bemächtigt. Wie Moritz hoffend auf die Gewalt des Auslandes schaute, um sich mit fremder Hülfe bei diesem Besitze zu behaupten, wie er zu diesem Zwecke mit allen Feinden des Kaisers und des Reiches ringsum in beständiger Verschwörung war: so blickte Ludwig hoffend auf die Reichsgerichte und den Kaiser. Sein Interesse war die Erhaltung und Kräftigung des Reiches, um dadurch das zu erlangen, was er für sein Recht hielt. Indessen war es nicht bloß sein Interesse, welches ihn diese Bahn der wahrhaft nationalen Politik verfolgen ließ. Es war zugleich seine Gesinnung. Er hatte sich auf sein Sterbehemd die Worte sticken lassen: Gott und dem Kaiser getreu.[2] Diese Treue hat er sein Lebenlang bewährt. Ludwig war lutherisch, und wir haben ihn schon kennen gelernt als denjenigen Fürsten, welcher allein von allen auch bei dem Jubelfeste der Reformation dem Eifer der Seinigen die Schranken der Mäßigung vorschrieb. In Ludwig gipfelte die lutherische Partei, welche festhielt an den alten Ordnungen des Reiches. Wir werden später bei dem Einbruche des Schwedenkönigs Gustav Adolf ersehen, daß Ludwig also handelte und redete in voller Uebereinstimmung mit den Ständen seines Landes.

In dieser Gesinnung erklärte der Landgraf Ludwig: es werde der löblichen Nation deutschen Landes und allen Ständen des Reiches ein unauslöschlicher

[1] Wolf, Maximilian Bd. IV. 319. Camerar macht das Wortspiel: Saxea corda flectere non possumus: nihil itaque superest quam ut illa una cum Papistis supprimamus.

[2] Rommel, Geschichte von Hessen VI. 115.

Makel und ewige Nachsage bei Auswärtigen und der lieben Posterität sein, wenn man geschehen lasse, daß das Oberhaupt, welches die Kurfürsten des Reiches einstimmig erwählt, so ganz und gar unterdrückt würde. Er fügte hinzu, daß er jüngsthin auf einer Reise bei fremden Nationen solche Rede mit Schmerzen habe vernehmen müssen.[1]

Solche patriotische Worte mußten Eingang finden. Ludwig bot sich zur Unterhandlung an zwischen der Liga und Kursachsen. Johann Georg zauderte nicht mit seiner offenen Erklärung. Er durfte es um so weniger, da der Kaiser Ferdinand ihm schon damals bei kaiserlichem Worte zugesagt, daß er keinen Religionskrieg begehre, noch führen wolle, ja daß er auch damals noch bereit sei, im Falle die Böhmen zur Gebühr zurückkehrten, ihnen alle ihre Privilegien und den Majestätsbrief zu belassen.[2] Darum erwiederte Johann Georg dem Landgrafen Ludwig: er spreche es aller Orten aus, nachdrücklich und ohne Scheu, daß die Gerechtigkeit der Sache in Böhmen notorisch auf des Kaisers Seite, der Unfug bei den Böhmen sei. Die Absicht der Unirten sei dem Hause Oestreich in Teutschland das Garaus zu machen. Man wolle dem Erbfeinde Thür und Thor öffnen, alles mit Gewalt ausrichten, und die Reichsverfassung umstürzen. Da handele es sich nicht um die Religion, sondern um Land, Leute und Herrschaft. Es sei der Kurfürsten Amt und Pflicht mit und neben anderen getreuen Fürsten und Ständen des Reiches darüber nachzudenken, wie solchem allem zu begegnen, wie das heilige Reich bei seinem Oberhaupte und die Glieder bei dem Haupte in Frieden und Ruhe bleiben könnten. Dagegen hob Johann Georg auch die Schwierigkeiten hervor.[3]

Und hiebei traten von lutherischer Seite die Fürsten des niedersächsischen Kreises in den Vordergrund. Dort hauptsächlich waren Bisthümer und Kirchengüter nach dem Religionsfrieden von Augsburg in die Hände der Fürsten gekommen. Wir haben gesehen, wie der thatsächliche Besitz nicht dem gesetzlichen Rechte des Friedens entsprach. Darum fürchteten diese Fürsten die Entschiedenheit des Kaisers. Daß der Pfalzgraf Friedrich gegen den Kaiser im Unrecht sei, sagt Johann Georg, daran zweifeln sie nicht. Aber sie sind für sich selber in Furcht, weil sie wegen der Stifte von dem Kaiser bislang weder Indulte noch Belehnung mit den Regalien haben erlangen können.[4] Diese Furcht war der Punkt, an welchem die Unirten den Hebel setzten. Sie wiederholten unablässig, daß der Kaiser und die Liga nur darauf sännen diese Güter zurückzunehmen und sie der

[1] Müller, Forschungen III. 319.

[2] a. a. O. 370.

[3] Man vgl. zu allem diesem Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 59. — Dann namentlich die kursächsische Flugschrift: Gnädigste Antwortschreiben des d. h. Fürsten und Herrn Johann Georgen u. s. w. 1621. Es sind sechs Schriften: an die böhmischen Herren, an Landgraf Moritz u. s. w. Der Kern aller derselben ist, daß Friedrich, weil er zuerst Ferdinand als König von Böhmen anerkannt, mit zum Kaiser gewählt, ihm als solchem Treue geschworen — ein treubrüchiger Rebell sei, und daß um die Religion es sich hier nicht handle.

[4] Hurter, Ferdinand II. VIII. 208. Ebenso Wolf, Maximilian Bd. IV. 322.

:le wieder zu übergeben. Deshalb verlangte Johann Georg: man müsse den
rsten des niedersächsischen Kreises den Besitz ihrer Güter zusichern. Alsdann
rden sie ruhig bleiben, und man habe freie Hand.

Diese Erklärungen Johann Georgs ebneten die Bahn. Die rheinischen
rfürsten vereinigten sich mit ihm, mit dem Herzoge Max und dem Landgrafen
owig einen Tag zu Mühlhausen zu halten. Dort kamen sie zusammen im
irz 1620. Johann Georg erhob seine Forderung einer Versicherung für die
rsten beider sächsischen Kreise. Die rheinischen Kurfürsten erklärten, daß sie
en wegen der Stifter, die sie in Besitz genommen, mit Gewalt nicht zusetzen
lten. Aber sie gingen nicht so weit, diesen Besitz für einen rechtlich gültigen
erklären. Dagegen verlangten sie ihrerseits von jenen Inhabern das Ver-
:chen unverrückter Treue gegen den Kaiser, sowohl bei der gegenwärtigen Un-
e in Böhmen, als auch in künftigen Fällen ähnlicher Art, und ferner das
rsprechen die den Katholiken noch zuständigen geistlichen Güter nicht antasten
wollen. Auch das ward geleistet. Die Fürsten wären eines Sinnes. Als
: Kurfürsten von einander Abschied nahmen, sprach der Mainzer in Gegenwart
r Brüder von Köln und Bayern zu Johann Georg: „Wir wollen allerseits
: einander halten, und wenn einem von uns etwas begegnen sollte, einander
ulich beistehen.“ Johann Georg erwiederte: „Haltet Ihr nur, Ihr Herren
Brüder und Kurfürsten, an mir soll kein Mangel sein.“ [1] Der Kaiser Fer-
and bemerkte ausdrücklich: jene Zusicherung an beide sächsische Kreise finde er
stlichen und weltlichen Rechten, auch den Reichsconstitutionen angemessen. [2]

Demgemäß schickte er eine Gesondtschaft an die nordwärts wohnenden Fürsten.
s Haupt derselben war der Herzog von Lauenburg, ein Protestant. [3] Er
d die Stimmung günstiger, als man erwartet hatte. Die Reichsritterschaft
t aller Orten für den Kaiser; denn in ihm erkannte sie den Schützer gegen
andringende Uebermacht der Fürsten. Aber auch diese selbst äußerten sich
ierlich. Der Sachsen-Altenburger erbot sich dem Kaiser tausend Reiter zuzu-
ren. Christian Wilhelm, der Administrator von Magdeburg rief aus: „Möge
Teufel diejenigen holen, welche Sr. Majestät die Wiedereroberung ihrer
nde nicht gönnen!“ Christian von Lüneburg-Celle entgegnete: so lange er
en warmen Tropfen Blutes in sich habe, werde er den Kaiser ehren, ihm
orsam sein. Auch der König Christian von Dänemark bezeugte seine Freude
r die Wahl des Kaisers, setzte die Gesandten desselben über sich hinauf, und

[1] Schreiben des Kurfürsten von Sachsen vom 30. Mai 1631. Beilage 5 zur Copia
solutionis, welche kurfürstliche Durchlaucht zu Sachsen u. s. w.

[2] Hurter, Ferdinand VIII. 212. Müller III. 372. Die Zusicherung des Kaisers
den Herzog Christian von Celle im Königlichen Archive zu Hannover lautet: So
len wir uns nicht weniger auch gegen E. L. der inhabenden geistlichen Güter wegen auf
jenige, was auf obigem mühlhaus. Convente geschlossen, mit ehisten resolviren, unter-
en aber E. L. vor aller Anfechtung und Gefahr, die Sie Ihnen etwa vorgebildet
en möchten, bei unserem kaiserlichen Worte nochmals sinceriren und versichern.

[3] Hurter a. a. O. 214.

legte ihnen selber vor. Also ein Fürst nach dem anderen. Friedrich Ulrich von Braunschweig schwankte noch etwas; doch erklärte zuletzt auch er: er wolle als gehorsamer Fürst des Reiches die Gnade Sr. Majestät verdienen, für den Kaiser Gut und Blut einsetzen. Nur Moritz von Hessen-Cassel besuchten die Gesandten nicht. Auch so ward ihnen die Reise nicht leicht. Elvern, der Begleiter des Herzogs, schließt seinen Bericht an den Kaiser: er werde treu demselben dienen, so lange er das Leben habe; doch müsse er hinzusetzen, daß dasselbe durch das große und grausame Trinken am sächsischen Hofe nicht um ein Weniges geschwächt sei.

Der Kaiser schickte dann noch eine zweite Gesandtschaft an die Fürsten Niedersachsens.[1] Er erhielt die Nachricht, daß dieselben dem Friedrich den Königstitel versagten und die Meinung aussprächen: der Kaiser müsse ihn in die Reichsacht erklären.

Schon seit dem Beginne des Jahres 1620 hatte Ferdinand diese letzte Frage erwogen. Der Herzog Max von Bayern war einverstanden. Er glaubte sogar, daß auch Johann Georg beistimmen werde. Doch war dieser nicht so bereitwillig. Er verlangte auf dem Tage zu Mühlhausen zuerst noch eine ernste, bedrohende Abmahnung an Friedrich V. Diesem Wunsche gemäß erließ Ferdinand diese Abmahnung am 30. April. Sie blieb fruchtlos, wie alle Abmahnungen an Friedrich; dennoch sprach Ferdinand auch damals noch nicht die Achtserklärung aus. Er verlangte zuvor noch ein Gutachten von dem Reichshofrathe im Mai 1620, ob er Friedrich in die Acht erklären müsse. Der Reichshofrath bejahte am 1. Mai 1620: Friedrich sei notorisch ein Majestätsverbrecher. Ferdinand schickte dieses Gutachten an Max,[2] und dieser wiederum erwog die Sache mit Johann Georg von Sachsen. In Folge dessen erklärte der Kurfürst Johann Georg von Sachsen im Juli 1620: wenn einmal die Unternehmung auf Böhmen glücklich vorüber sei: so werde die Achterklärung des Kurfürsten Friedrich bald im Reinen sein.[3] Also beschloß Ferdinand damit zu warten.

Die katholischen und die lutherischen Fürsten des Reiches hatten zur Genüge anerkannt, daß es ihre Pflicht sei dem Kaiser beizustehen. Dennoch muß es auffallen, daß die hervorragendsten von ihnen, die sich nun der Hülfe unterzogen, dabei zugleich einen Lohn für sich erwarteten, ja daß der Kaiser ihnen vorher denselben anbot.[4] Es lag nicht an den Einzelnen, sondern an den Zuständen und der geschichtlichen Entwickelung des Reiches, in welchem es von jeher also gehalten war. Der Lohn war die Entschädigung für die Kosten und Mühen des Kriegszuges. Ferdinand setzte seine Erbländer zum Pfande, Oberöstreich für Max, die Lausitz für Johann Georg. Wer aber meint, daß Johann Georg nur wegen der Hoffnung auf die Lausitz dem Kaiser beigestanden, der wolle erwägen, daß die Gegenpartei ihm dasselbe bot. Von Seiten der böhmischen Großen würden dem sächsischen Gesandten Andeutungen gemacht: wenn

[1] a. a. O. S. 220.
[2] Wolf, Maximilian IV. 376.
[3] Wolf, Maximilian IV. 387.
[4] Müller III. 371.

Eine gemeinsame Kriegsverfassung des Reiches gab es nicht. Eben so wenig besaß der einzelne Reichsfürst eine stehende Truppe von einiger Bedeutung. Jedem einzelnen Fürsten und Stande war die Vasallenschaft die Heeresfolge schuldig; aber sie ward im Gehorsame säumiger von Jahr zu Jahr. Höchstens ließ sie sich gegen kleinere streifende Schaaren zum Schutze der Grenzen des Landes verwenden, und selbst dazu reichte sie wegen der Langsamkeit in der Befolgung des Aufgebotes oft nicht hin. Nur hier und da erstrebte ein Fürst mit Ernst und Nachdruck die Wehrfähigkeit seines gesammten Volkes. Dieser Ruhm gebührt dem Herzoge Maximilian von Bayern und seinem General Tilly; aber der Raum war ein zu beschränkter, als daß dieß Bestreben für das gesammte Reich eine dauernde Wichtigkeit haben konnte. Im übrigen Deutschland hatte an wenigen Orten der Landmann das Recht die Waffen zu tragen, und im Falle der Noth fehlte da die Uebung. Am ehesten wehrfähig waren die Bürger hinter den festen Mauern ihrer Städte. Die Macht und die Kraft der Städte bestand außer ihren Geldmitteln für die ersten Jahre des Krieges in dieser Ummauerung. Das platte Land lag in der Regel vertheidigungslos jedem Feinde offen, um so mehr da jedes Territorium für sich bestand und der Fürst des einen sich nicht kümmerte um die Leiden des anderen.

Ein eigentlicher Krieg konnte nur geführt werden mit Söldnern. Deutschland selbst war dafür die hauptsächliche Brutanstalt. Die sogenannten Religionskriege in Frankreich, die Kämpfe Spaniens gegen die abgefallenen Niederlande wurden zu nicht geringem Theile von deutschen Landsknechten gefochten. Also nannten sich diese waffengeübten Bursche, die nach einem Friedensschlusse, einem Stillstande der Waffen herrenlos durch die Länder schweiften, lauschend, von wo zuerst die Trommel erdröhne und sie herbeirufe. Ob in ob außer Diensten waren sie eine ungeheure, und dennoch, wie es schien, unabwendbare Plage der Länder. Dienstlos zogen die Söldner unter dem Namen der gartenden Knechte einher. Sie wollten leben, und wo der Landmann nicht gutwillig ihnen gab, da nahmen sie es mit Gewalt. Dieser oder jener Fürst, welcher meinte irgend etwas mit den Waffen ausfechten zu müssen, diese oder jene Stadt, welche sich bedroht glaubte, nahm solche Knechte in Dienst, oft nur für sehr kurze Frist, für einen Monat oder mehr. Sobald aber irgendwo ein eigentlicher Krieg auszubrechen drohte, füllten sich die Straßen dahin mit solchen gartenden Knechten. Der ganze Proceß hat eine unverkennbare Aehnlichkeit mit einem bösen Geschwüre im menschlichen Körper. Der Kriegsherr schickt Hauptleute aus mit Werbebriefen, die man Patente nannte, je eins für ein Fähnlein zu Fuß von 300 Mann, oder eine Compagnie zu Pferde von 100 Mann. Jeder Hauptmann wählt sich einen Ort, eine Gegend, wo er umschlagen, das ist, die Werbetrommel rühren läßt. Das nannte man den Laufplatz. Die Knechte stellen sich ein, erhalten ein Handgeld und ziehen dann weiter nach dem eigentlichen Musterplatze. Dort erst wird der Eid geleistet, der oft weiter keine Wirkung hat, als daß die Söldner aus unbeeidigten Quälern des Landmannes zu beeidigten werden.

Die moralischen Kräfte in einem solchen Heere sind der Natur der Sache

nach gering. Es gilt von den Söldnerheeren auf deutschem Boden dasselbe, was Macchiavelli ein Jahrhundert zuvor von den Condottieri Italiens berichtet. Der Hauptzweck ist ein Herrenleben zu führen auf Kosten Anderer: deshalb hütet nan sich durch allzu großen Eifer das eigene kostbare Leben in unnöthige Gefahr zu bringen.[1] Wahrlich nicht Thatkraft ist das was den dreißigjährigen Krieg harakterisirt. Eine solche wohnt nur bei Einigen; die wir näher kennen lernen verden. Zwar wird auf Reputation gehalten. Allein sie besteht sehr häufig n Aeußerlichkeiten, in pomphaftem Auftreten. Man erfindet fürchterliche Namen, m sich fürchterlich zu machen. Die Daradiridatumdarides und die Horribilicribifax des Andreas Gryphius, die in Worten den Himmel stürmen, und bei em Scheine einer wirklichen Gefahr zittern wie ein Espenlaub, bramarbasiren iicht bloß erst gegen das Ende des Krieges. Ein Lieutenant unter Mansfeld rgebt sich im Januar 1620 in hochgewaltigen Reden und unterschreibt sich dann entsprechend: Bandis Hontolaniasonntasau Leutenant.[2] Das klingt lächerich; aber die Kehrseite für die damalige Zeit ist sehr ernst. Unter diesem Namen belegt der Lieutenant ein offenes Städtchen mit hoher Contribution und zwar bei Strafe der Plünderung. „Kommt derowegen morgen zu mir und bringt Geld mit Euch." Das ist der Kern der Sache. Der Schutz, welchen Wehrlose von dem Ehrgefühl der Officiere und Soldaten zu erwarten hatten, darf ehr gering angeschlagen werden. Und fast in gleichem Verhältnisse steht das Gefühl der Treue gegen den Kriegsherrn.

Denn auch die Nationalität kann nur bei einem Theile dieser Söldner als in moralischer Hebel angesehen werden.

Wir han gar kleine Sorgen
Wol um das römisch Reich,
Es sterb heut oder morgen,
So gilt uns alles gleich.

Statt dessen ist man durch die falsche Tradition, die noch häufig in Deutschand über jene Zeiten herrscht, gar leicht geneigt die Religion als Triebfeder ener Krieger anzusehen. Daran ist noch weniger zu denken. „Was ist's einem hrlichen Soldaten um die Religion? — Sie ist nicht von seiner Profession. Er läßt diesen Handel für Mönche und Pfaffen, damit sie die Suppe nicht msonst essen." — „Die Pfaffen haben eine Spiegelfechterei erdacht, das nennen ie conscientia, das Gewissen. Das soll solch ein Wunderthier sein, daß sich ie Libertät nicht darein schicken kann."[3] Die einzige Triebfeder ist der Sold. bi fas, ubi merces.

[1] Man vgl. z. B. Müller, Forschungen II. das Söldnerwesen u. s. w. S. 56. Aehnliche Belege in reicher Fülle gibt es bei allen Heeren jener Zeit. Wir werden Gelegenheit haben solcher zu gedenken.

[2] Müller, Söldnerwesen 43.

[3] Also ein Gespräch in einer Flugschrift zwischen einem holländischen Käsekrämer, inem Söldner u. A.

Außer dem regelmäßigen Solde diente zur Steigerung der Kampflust die Hoffnung auf Plünderung. Hab und Gut in einer mit Sturm genommenen Stadt war rechtmäßige Kriegsbeute der Soldaten. Nur das Geschütz, alles Kriegszeug und die Kirchenglocken gehörten dem Kriegsherrn für die Artillerie.

Bei geordneten Zuständen sind stets die Neigungen zum ruhigen friedlichen Leben überwiegend. Der Bürger, der Handwerker, der Landmann wendeten sich mit Abscheu hinweg von diesem Söldnerleben, und schon deshalb mußte, damit sich Menschen dennoch dazu hergaben, der Sold höher sein, als der Lohn des Tagelöhners und Arbeiters. Als im Fortgange des Krieges das Söldnergewerbe sich immer mehr als ein Handwerk ausbildete, als einzelne Heerabtheilungen Monate, selbst Jahre lang in denselben Quartieren lagen, sah man viele ihre Frauen und Kinder mit sich herumschleppen. Zu Anfang geschah dieß seltener. Der Söldner verzichtete in der Regel auf jeden edleren Lebensgenuß, und die thierische Seite des Menschen stieg in ihm empor.

Fragen wir darüber den kundigsten Zeugen, den Söldnerführer Ernst von Mansfeld. [1] „Soll der Soldat leben," sagt er, „so gehört Geld dazu. Gibt man es ihnen nicht, so nehmen sie es, wo sie es finden, und zwar nicht auf Rechnung dessen, was man ihnen schuldig ist. Denn sie zählen es nicht, so wiegen sie es auch nicht. Und wenn man ihnen also einmal das Thor geöffnet: so rennen sie auf dem Plan ihrer Unbändigkeit immer fort. Da hilft kein Zaum mehr, noch eine Schranke. Sie begnügen sich nicht mit ihrer Nothdurft: sie wollen sich auch bereichern. Sie nehmen alles. Sie plündern alles. Sie schlagen und erschlagen, was ihnen Widerstand thun will. In Summa, da ist keine Unordnung, noch Unwesen zu erdenken, das sie nicht anstiften. Denn sie sind aus verschiedenen Nationen, Praktiken und Gesellschaften in allen Bubenstücken aufs Höchste gekommen. Der Deutsche, der Niederländer, der Franzose, der Italiener, der Ungar gibt ein jeder etwas von dem Seinigen dazu, daß keine Verschlagenheit, noch arge List etwas zu überkommen erfunden werden mag, die ihnen verborgen bliebe, die sie nicht verübten. Da sehen sie keine Person an, sie sei, weß Standes und welcher Würde sie wollen. Es ist ihnen kein Ort frei noch heilig. Das alles wissen wir und gestehens gern, haben dessen auch mit unserem großen Herzeleide viele Exempel sehen müssen. Und das ist das große Ungemach, welches den Unfrieden und Krieg so greulich und abscheulich macht. Das einzige Mittel dagegen ist eine gute Disciplin. Diese kann nicht gehandhabt werden, wo es an Zahlung und Sold mangelt. Ich wüßte Niemand, der solches zu führen sich anders unterfangen könnte."

Wir haben nicht zu vergessen, daß Mansfeld diese seine Schrift zu seiner Vertheidigung in Deutschland ausgeben ließ. Er beschreibt sein eigenes Heer und mit diesem sich selbst.

Allerdings gab es nur ein Mittel bei dem Mangel edlerer Motive dennoch in diese Schaaren von beutegierigen Abenteurern, von Verbrechern aller Art, von

[1] Mansfelds Apologie für 1618—1622. Seite 18.

Landstreichern und Müssiggängern, von bankerotten Krämern und entlaufenen Mönchen, leider aber auch bald von ruinirten Handwerkern und abgebrannten Landleuten, in solche Banden einen sittlichen Halt zu bringen und daran sie zu leiten. Dieß Mittel war pünktliche Bezahlung des Soldes und demgemäß straffe Disciplin. In enger Verbindung damit stand Gewöhnung an die Fahne und den Feldherrn. Und vollends ward dieser Halt befestigt und gekräftigt, wenn dieser Feldherr nicht bloß eine militärische, sondern auch eine religiös-sittliche Größe war, ein Mann, der selbst voranleuchtete mit dem Beispiele der Zucht und Entsagung und Strenge gegen sich. Ob Mansfeld dieser Mann war, wird der Verfolg uns zeigen.

Als Max von Bayern mit der Liga auf dem Tage zu Würzburg 1619 sich zum Kriege entschloß, wurden zugleich die Leistungen bestimmt, die jeder Einzelne für die Bundeszwecke und das Heer zu zahlen hatte. Diese Feststellung gab von Anfang an dem Heere der Liga den unterscheidenden Charakter. Nur sie hatte eine sichere Kasse, aus welcher sie den Sold des Heeres bezahlte. Der Kaiser Ferdinand II. konnte den Seinigen oft nichts zahlen, weil er nichts hatte. Die böhmischen Großen bezahlten die ihrigen nicht, weil sie von dem eigenen nichts hergeben wollten, weil sie allerdings möglichst frei, möglichst unabhängig zu werden erstrebten, aber nicht auf eigene Kosten, sondern auf fremde, auf diejenigen ihrer Unterthanen, und wer sonst freiwillig oder unfreiwillig beitrug. Darum waren die Heere des Kaisers und der böhmischen Herren so wie sie waren. Darum war das Heer der Liga bei allen Unregelmäßigkeiten, die auch dort in der Zahlung vorkamen, verhältnismäßig das best disciplinirte von Anfang bis zu Ende.

Dieß war der eine Vortheil des ligistischen Heeres. Der andere, wichtigere, beruhte in dem Feldherrn. Es war Johann Tserklaes Freiherr von Tilly.

Unfern von Brüssel, in den Gegenden von Genappe, von Fleurus, von Ligny, und St. Amand, wo jede Kirchthurmspitze an die Schlachten Europas mahnt, hält in unsern Tagen der Bahnzug an einer Station, Namens Tilly. Es ist nur noch der Name: von der einstigen Burg ist keine Spur erhalten. Dort oder in Brüssel wurde im Februar 1559 Johann von Tilly als der jüngste Sohn seiner Eltern geboren.[1] Kaum zehnjährig ward er von seiner Mutter den Jesuiten übergeben, und kam mit diesen nach Köln. Die Neigungen des Knaben zeigten sich früh auf eine ascetische Frömmigkeit gerichtet, und schienen darum ihn zum geistlichen Stande zu bestimmen. Viele meinen, daß er als Novize bei den Jesuiten eingetreten sei. Eine sichere Auskunft ist bislang darüber nicht vorhanden. Indessen wenn auch der junge Tilly eine Zeitlang diese Absicht gehegt haben mag: so ist doch bald der Beruf für den Kriegsdienst entschieden in ihm hervorgetreten. Daß er noch unter Alba gedient, daß er sogar diesem im Aeußeren nachgeahmt habe, ist sehr fraglich; denn bei der Abrufung Albas

[1] Man vgl. hiezu, wie sich von selbst versteht, die Nachrichten und Forschungen von Villermont, Tilly ou la guerre de trente ans. T. I. p. 2 ff.

1573 war Johann von Tilly erst vierzehn Jahre alt. Er begann vielmehr seine Laufbahn unter Alexander von Parma, und trug nach der Weise der Zeit zuerst die Pike. Seine Fähigkeiten wurden bemerkt. Er stieg empor, und führte in dem Kriege gegen den Kölner Kurfürsten Gebhard Truchseß von Waldburg ein Regiment.

Der mislungene Versuch dieses Erzbischofs, der durch die Heirath, zu welcher die Brüder der Agnes von Mansfeld ihn zwangen, und durch das reformirte Glaubensbekenntnis sein schönes Erzstift in ein weltliches Erbfürstenthum zu verwandeln gedachte, dieß Mislingen ist auf deutschem Boden das erste handgreifliche Zeichen, daß die Fluth des Protestantismus damals den Höhepunkt erreicht hatte, daß sie zu ebben begann. Es ist merkwürdig, daß ein wesentlicher Antheil dieses ersten großen Erfolges für den Besitzstand der katholischen Kirche dem jungen Manne zufiel, der hernach als Greis die volle Höhe der neuen Strömung miterlebte, sie hauptsächlich herbeiführte, und dann in kurzer Zeit so rasch verrinnen sah.

Der Krieg gegen Gebhard war beendet. Tilly kehrte zurück in die engere Heimat, und diente als Volontär mit der Pike unter dem Prinzen von Parma bei der denkwürdigen Belagerung von Antwerpen. Dieser Feldherr war das Vorbild, welchem der junge Mann nachstrebte, innerlich und äußerlich. Er hatte mit Parma die Wärme der religiösen Ueberzeugung gemein, und man sah ihn gleich jenem dieselbe bethätigen in Wort und That.

Antwerpen fiel. Den jungen Tilly drängte es fort zu neuen Thaten. Er führte unter dem Grafen Adolf von Schwarzenberg eine Compagnie Cürassiere nach Frankreich, und half bei d'Auneau gegen Fabian von Dohna den Sieg erringen. Er zog weiter in die Dienste des Herzogs von Lothringen, und erhielt zum Danke für seine Thaten von diesem Herzoge den Befehl in den Städten Dun und Villefranche. Im Jahre 1594 wurden diese Städte durch Vertrag dem französischen Könige Heinrich IV. übergeben. Der König wußte von Tilly. Er suchte auch diesen mit zu sich herüber zu ziehen. Tilly weigerte sich.

Er schaute ostwärts.[1] Der edelste, erhabenste Kampf war derjenige gegen den Erbfeind der Christenheit. Dieser drängte von Osten heran mit zahllosen Schaaren. Wir erblicken mit voller Sicherheit Johann von Tilly in diesem Kampfe erst 1600. Bis dahin fehlt über ihn jegliche Nachricht von 1595 an. Die Wiener Archive melden von einem Tilly; aber es ist unzweifelhaft, daß auch der ältere Bruder Jakob damals dort die Waffen trug. Es ist möglich, daß alle jene Nachrichten auf diesen sich beziehen, daß keine von ihnen Johann bezeichnet. Es ist möglich, sagen wir. Aber da wir von ihm bis 1600 nichts wissen, da wir ihn 1600 dort finden: so liegt die Vermuthung nahe, daß er auch bislang schon da gewesen, daß er schon 1595 dem inneren Drange seines Jugendmuthes, seiner warmen Begeisterung für Christenthum und Kirche, und zugleich dem Hülferufe der bedrängten Völker im Osten des Reiches gefolgt sei.

[1] Da die möglichst genaue Erörterung dieses Verhältnisses ein besonderes Verdienst des Werkes von Villermont ist: so begnüge ich mich darauf zu verweisen S. 7 ff.

Dort finden wir ihn kämpfend unter dem Herzoge von Mercoeur. Es ist
er jener langen Kriege, die keine Entscheidung bringen, die nur aufhören aus
derseitiger Erschöpfung, mit einem Frieden, der die Erneuerung des Krieges
nahe Aussicht stellt. Aber es war eine Schule reicher Erfahrung zu dem-
hstiger Verwendung. Der Krieg dauert bis zum Jahre 1606.

Er hörte auf, um dem Ausbruche eines anderen Zwistes Raum zu geben.
dolf und Matthias wirkten jeder auf seine Weise gleich verderblich für die
reichischen Erbländer und für das deutsche Reich: dieser durch seine Velleitäten
Ehrgeizes und der Herrschsucht, jener durch die Schwäche seines Widerstandes.
tthias glaubte die Stände, das ist: die Herren und Ritter der Erblande,
gebrauchen gegen seinen kaiserlichen Bruder, und erkannte nicht, wie
der Schwächere, von den überlegenen Führern dieser Stände gebraucht
rde zu ihren Zwecken der Unabhängigkeit von dem Landesherrn. Mat-
as kämpfte gegen die Interessen seines Hauses und seine eigenen. Er stand
der Spitze der ungarischen Magnaten. Er selbst führte sie auf dem Reichs-
ge zu Preßburg im Januar 1608 zu weiteren Schritten. Der wichtigste
ar der Preßburger Vertrag zwischen den Ständen von Ungarn und Oestreich,
s ist, zwischen den Magnaten von Ungarn und dem Herrenstande von
streich. [1]

Es ist nicht unsere Aufgabe hier diese Schritte im Einzelnen zu erörtern. Es
nur die Frage aufzuwerfen, wie Johann von Tilly sich dabei verhielt. Er
r in Preßburg anwesend. Er war damals Feldmarschall, d. i. nach den Rang-
fen unserer Zeit Generalmajor. Aber er allein war der Führer der geringen
acht, auf welche der Kaiser Rudolf zählen durfte. Wenn Matthias diesen
erführer gewann: so war Rudolf in seine Hand gegeben. Matthias machte
ne Versuche. Sie scheiterten. Tilly begab sich auf den Weg nach Prag, um
bst dem Kaiser Rudolf die wahre Lage der Dinge zu enthüllen, zu einer Zeit,
Matthias noch immer dem kaiserlichen Bruder freundliche Briefe voll Er-
benheit und Treue schrieb. Der Plan Tillys war gut, nur Rudolf unfähig ihn
hören. Tilly erwirkte indessen von ihm den Befehl, daß das Heer von Nie-
mdem Befehle anzunehmen habe, als dem Feldherrn. Auch das war für
lly genug. Er eilte zurück und fand sein kleines Heer schon wankend durch
Umtriebe des Erzherzogs Matthias. Tilly festigte die Offiziere in der Treue
ihrem Eide. Erzürnt über ein solches Durchkreuzen seiner Plane schleuderte
atthias eine Schrift hinaus, in welcher er die schwersten Anklagen der Grau-
nkeit auf Tilly wirft. Es ist seltsam, wie diesem Manne lebend und todt
selbe von verschiedenen Seiten hat widerfahren müssen. Aber der Lebende
mochte sich zu wehren gegen die Tücke der Lüge. Tilly weiß, von wem die-
be ausgegangen ist. Er entwickelt dieß und die ganze Sachlage in einem aus-
rlichen Schreiben an den Erzherzog Albrecht in Brüssel. Aber zugleich auch
wahrt er sich öffentlich durch eine Druckschrift, ohne den Urheber der

[1] Man wolle vergl. Hurter, Ferdinand Bd. V. p. 150 ff.

Verleumdung zu nennen.[1] Es ist die Sprache eines tiefgekränkten ehrlichen Mannes, die in jeder Zeile sich ausspricht und dennoch nur sich vertheidigt. „Die Schrift behauptet," sagt Tilly, „mein Kriegsvolk habe auf den mährischen Grenzen durch Rauben und Brennen großen Schaden gethan. Ich weiß mich nicht zu erinnern, daß Jemandem durch Rauben der geringste Schaden geschehen, noch ist darüber von Groß oder Klein die geringste Klage an mich gebracht. Wäre es geschehen, so würde ich gewußt haben, wie dem zu begegnen. Was aber das Brennen betrifft, so erkläre ich öffentlich, erbiete und verpflichte mich gegen Jedermann, wenn im Grunde der Wahrheit durch unverdächtigen genügenden Beweis dargethan wird, daß von meinem Kriegsvolk zur selbigen Zeit das geringste Gebäude mit meinem Wissen verbrannt oder angezündet sei: so will ich dasselbe mit meinem Kopfe, mit Leib und Leben bezahlen, und bin erbötig mit Bewilligung des Kaisers mich zu stellen, wohin ich deshalb erfordert werde. Und ferner sagt man von mir, ich hätte den Adel ausrotten wollen. Wenn dies wäre: so müßte ich die Absicht gehabt haben aus eigenem Antriebe oder auf Befehl. Nun wird mir aber Jeder, der mich kennt, mir gern das Zeugniß geben, daß ich dem Adel gegenüber mich benommen, wie es einem ehrlichen Cavalier zusteht, und ich selbst weiß weder in Oestreich, noch in Mähren einen einzigen Mann hohen oder niederen Standes, den ich wissentlich beleidigt, dem ich feind wäre, oder dem ich mir feind zu sein Ursach gegeben haben möchte. Daß ich aber zu einem solchen Mordstreich gegen den Adel keinen Befehl gehabt, bezeuge ich mit Gott, meinem guten Gewissen und der ganzen Welt. Niemand hatte mir damals, wie noch heute zu befehlen als der Kaiser selbst. Will man auf den Kaiser eine solche Anklage bringen? Wie kann man ein solches Wort vor Gott und der Welt verantworten? — Und gesetzt auch selbst, es sei mir befohlen, was nicht der Fall ist: so lebe ich doch vor Jedermann der guten Zuversicht und Hoffnung: es werde mein Gottlob ohne einigen unziemlichen Ruhm zu melden, guter Name so weit bekannt sein, daß ich mich je und allezeit die Tage meines Lebens aufrichtiger Thaten, mit Leib, Gut und Blut wider den Erbfeind des christlichen Namens beflissen, und nicht heimlichen Mordes, noch dazu mich gebrauchen oder bestellen lassen." Und abermals erbietet er sich dann mit Erlaubniß des Kaisers, wo immer es sei, sich wegen der erhobenen Beschuldigungen zu verantworten und darzuthun, daß er mit seinen langen treuen Kriegsdiensten nicht bloß um den Kaiser, sondern auch um das Reich und das Erzhaus Oestreich ein Anderes verdient habe, als eine solche Schmähschrift.

Seine Antwort that ihre Wirkung. Die Verleumdung von damals, die Tilly selbst abwehren konnte, war aus der Geschichte spurlos verschwunden. Erst die urkundliche Forschung unserer Tage hat sie wieder hervorgezogen, nicht wegen der Verleumdung, sondern wegen der Abwehr.

Matthias beharrte auf seinem Wege mit Hülfe oder vielmehr als Werkzeug

[1] Villermont, Tilly etc. II. p. 249 ff. hat die betreffenden Schriften abgedruckt.

der Feudalherren der Erblande des Hauses den kaiserlichen Bruder zu bedrängen. Tillys Kopf und Arm waren dem Kaiser verfügbar; allein Rudolf gab sich selber auf. Am 25. Mai 1608 trat er Ungarn und Mähren dem arglistigen Bruder ab. Tilly zog sich zurück. Während der beiden nächsten Jahre wissen wir nichts von ihm. Es scheint, daß er als Privatmann gelebt, ohne doch seines Dienstes von Rudolf völlig entlassen zu sein.

Er sah, wie die Dinge sich wandten, wie er bei längerem Beharren im Dienste des Hauses Oestreich früher oder später denselben Erzherzog Matthias als seinen Herrn erkennen müsse, der alles gethan, was er vermochte, um die Ehre des Helden zu Schanden zu machen. Deshalb war ihm der Ruf des Herzogs Maximilians von Bayern im Frühlinge des Jahres 1610 willkommen. Rudolf gewährte ihm die gewünschte Entlassung. Tilly meldete dem Erzherzoge Albrecht in Brüssel sein Vorhaben und betheuerte, daß er ungeachtet dieser Aenderung in treuer Devotion gegen das Haus Oestreich verharren, und wo die Gelegenheit es geben würde, demselben mit Darbringung von Gut und Blut zu dienen bereit sei.[1] Vom Mai 1610 an stand Tilly im Dienste des Herzogs Maximilian von Bayern.

Max war von den Jesuiten zu Ingolstadt erzogen. Der Plan, den sie dabei verfolgten, liegt vor.[2] Max sollte nicht bloß ein strenger Katholik sein, sondern zugleich ward Bedacht genommen auf die möglichste Ausbildung seiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten. Der Plan enthält in kurzen gedrängten Zügen ein theoretisches Musterbild seiner Art. Es kommt dabei freilich auf die Praxis an. Und auch daran hat es bei den kundigen, weltmännisch gewandten Vätern der Gesellschaft Jesu nicht gefehlt. Es ward allerdings auch von befreundeter Seite die Klage erhoben, daß dieser Erziehungsplan nicht den Vorschriften entspreche, welche Xenophon bei der Ausbildung des Cyrus als maßgebend aufgestellt.[3] Aber fragen wir nach dem Ergebnisse. Max sprach außer seiner deutschen Muttersprache auch italienisch und französisch, und verstand ziemlich spanisch. Er bemühte sich, was er schrieb, in wohlgesetzte Form zu bringen und stilistisch abzurunden. Auch dabei bewährte er seine deutsche Gesinnung, daß er über die Berichte aus Tillys Kriegskanzlei sich unmuthig gegen denselben äußerte: wer doch die neuen undeutschen Wörter aufbringe.[4] Max war den Künsten hold, insbesondere der Malerei. Er hatte bedeutende Kenntnisse in der Wissenschaft des Rechtes. Von einer finsteren Ascetik enthält der Studienplan nicht ein Wort. Allein während die Fürstenhöfe in Nord- und Mitteldeutschland einer wilden zerrüttenden Sauflust fröhnten, blieb Max und seine Umgebung nüchtern, mäßig, thätig in hohem Grade. Max sah mit eigenen Augen. Er duldete keine Schmeichler. Er war wohlthätig. Er war der einzige deutsche Fürst seiner Zeit, der keine Schulden hatte. Wenn seine Bemühungen

[1] Man sehe das Schreiben bei Villermont, Tilly II. 257.
[2] Adlzreitter, Annales B. G. Pars III. lib. 1.
[3] Wolf, Maximilian I. 83 ff.
[4] Westenrieder, Beiträge VIII. 155.

des Sparens über das rechte Maß hinausgingen, wenn dieselben oft einem Scharren zu gleichen schienen: so sparte Maximilian niemals für sich. Und vor allem, ihm war ein Gedanke aufgegangen von unermeßlicher Tragweite für das nationale Leben. Der Gedanke, den Machiavelli hundert Jahre vor Maximilians Auftreten für Italien mahnend verkündet, der hundert Jahre nach Maximilians Tode energische Vertreter in dem Domherrn Fürstenberg zu Münster, in dem Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe fand, der Gedanke, den wiederum dieser letztere als Keim für eine große Aussaat des deutsch-nationalen Lebens auf Scharnhorst übertrug: daß die feste Grundlage des Staates und der Nation, der Ordnung und der Sicherheit bestehe in der Wehrfähigkeit und Wehrpflicht aller Angehörigen: dieser Gedanke hatte früh in der Seele Maximilians Wurzel geschlagen und wuchs empor durch ihn. Er hat in seinem Lande dafür gethan, was er vermochte. Allein die Zeit der Ausführung war noch nicht gekommen.

An diesem mäßigen, stillernsten Hofe zu München, dem Gegensatze der Völlerei zu Dresden, der französischen Nachäfferei zu Heidelberg, der schwächlichen Mattherzigkeit zu Berlin, war der mäßigste, still ernsteste Mann Johann Tserklaes von Tilly. Nie hatte der Wein Gewalt gewonnen über ihn. Er war unverheirathet geblieben; doch der Vorwurf der Herabwürdigung der Frauen in irgend einer Weise traf ihn nicht. Er war ein Mönch im Gewande des Feldherrn. Ob darum auch die Bande, die ihn an das menschliche Geschlecht knüpften, weniger stark und fest waren, als bei Anderen, werden wir zu seiner Zeit erfragen. Tilly stand dem Herzog zur Seite in der Ausführung des Lieblingsplanes alle gesunden Männer des Volkes zur Wehrfähigkeit heranzubilden, und ohne das Gutachten des Feldherrn durfte im Kriegsrathe nichts von Wichtigkeit entschieden werden. [1]

Diesen Mann ersah sich die Liga zum Feldherrn. Tilly hatte ein thatenreiches Leben hinter sich. Als im Jahre 1620 sich ihm die größere Laufbahn eröffnete, stand er im 61sten Jahre, in einem Alter mithin, wo bei gewöhnlichen Menschen nach wechselvollem Leben das Bedürfnis der Ruhe sich zu regen beginnt. Tilly fühlte dasselbe nicht. Wie sein Geist noch frisch und kräftig war, so waren auch seine Glieder gestählt durch lange Mäßigkeit und Abhärtung. Er war klein von Gestalt, aber sehnig, mit breiter, vorragender Stirn, lebhaften blauen Augen, mit Adlernase, mit spitzigem Kinne, von starkem Barte umumschattet. Das kurz geschnittene Haupthaar war früh gebleicht. Der Eindruck des Gesichtes war ernst und würdig, [2] aber wohlwollend. Wir werden später oft ersehen, wie die Menschen mit Vertrauen ihm entgegen treten, wie er durch Freundlichkeit die Gemüther gewinnt, und wie oft man sich ihm mit Bitten um seine Fürsprache naht.

[1] Wolf, Maximilian I. 815.

[2] Villermont gibt I. 160 diese Züge nach Porträts, die er gesehen. Die Kupferstiche im Theatrum Europ., bei Khevenhiller, in Köhlers Münzbelustigungen sind damit vereinbar.

Der Charakterzug, der bei ihm hindurchgeht durch sein Leben, durch sein
hun und Lassen, ist seine Religiosität. Wir meinen nicht bloß die eine Seite
erselben: die treue Anhänglichkeit an die Lehren und den Cultus seiner Kirche.
Diese besaß Tilly und zwar in hohem Grade. Der Regel nach hört er zweimal
glich die Messe.[1] Er ist mit besonderer Verehrung der Jungfrau Maria er-
eben: ihr Name dient ihm zum Feldruf in den wichtigen Treffen. Auf seinen
nen Zügen an der Nordsee gedenkt er ihrer ihm besonders lieben Kirche zu Alten-
ting, in welcher er seine Ruhestätte sich erkoren, und bringt dahin seine Opfer
ar. Diese Kundgebung der Religiosität Tillys ist nie bestritten. Es ist aber
ch eine andere Seite derselben, deren Darstellung uns obliegen wird. Es wohnt
i Tilly in einer für seine Zeit beispiellosen Weise die Anerkennung der Rechte
nderer Menschen, nicht bloß in Bezug auf ihre Habe, ihr Eigenthum, ihren
nspruch an Frieden und Lebensglück, sondern vor allen Dingen in Bezug auf
re religiösen und kirchlichen Gewohnheiten. Wir werden im Einzelnen dieß zu
sehen haben im Fortgange unserer Darstellung.

Für ihn selbst bethätigt sich die Religiosität in der Hingabe an seine Pflicht
nd an die Sache, welcher er dient. Tilly ist der Mann der Entsagung nicht
loß in den materiellen Genüssen des Lebens, sondern auch in den feineren, in
n Ansprüchen auf Macht und Ehre. Er hatte seine neue Laufbahn zu beginnen
it der Bethätigung dieser Entsagung. Nachdem schon die Liga ihn zu ihrem
bherrn ersehen, schickte Franz von Vaudemont, Herzog von Lothringen, den
rafen Marques an Maximilian, um für sich die Heerführung zu erhalten. Es
ar zu erwarten, daß im Falle der Bejahung dieser Herzog sich fest an die Liga
iden würde. Maximilian schwankte. Tilly machte bald diesem Schwanken ein
nde. Der 61jährige, kriegserfahrene, ruhmbedeckte, eben erst gewählte Mann
at zu seinem Herzoge und erklärte aus freien Stücken, daß er um der Sache
llen sich mit der Stelle unter dem Herzoge von Lothringen begnügen werde.[2]
so im März 1620. Es kam nicht dazu. Die Unterhandlungen geriethen ins
ocken und Tilly behielt das ihm einmal überwiesene Amt, jedoch für die erste
it war Max selber beim Heere anwesend.

Noch einmal im Mai 1620 bat der Herzog Max von Bayern den Vetter
n der Pfalz abzustehen von dem Beginnen. Eben dasselbe that der Kaiser.
iedrich erwiederte: er habe nicht zu thun mit Ferdinand als dem Kaiser, son-
rn mit dem Erzherzoge von Oestreich. Der Kaiser könne nicht Richter in
jener Sache sein. Vermeine der Kaiser als Erzherzog von Oestreich eine

[1] Historisch-politische Blätter XIV. Tepler Manuscript über die Eroberung von
agdeburg.

[2] Brüsseler Archiv. Am 3. Februar 1620 Max von Bayern an den Kurfürsten
n Mainz: „Sonnst wollten die catholischen Stände Tilly alß Generallieutenant des
undesheeres haben. Aber durch jeneß wirdt das Haus Lothringen besser an die catho-
sche Union (Liga) gekettet. Daher cedirt Tilly guetwillig vnd begnügt sich mit dem
ldmarschallamte.“ Feldmarschall damals etwa gleich Generalmajor. Der Kriegsherr
der eigentliche General, daher der wirkliche Feldherr Generallieutenant.

Erbforderung auf Böhmen zu haben: so müsse er sie ausführen vor den Richtern, die das böhmische Gesetz bestimme. Diese Richter nennt freilich Friedrich nicht. Wenn dagegen Ferdinand als Kaiser von Jemandem angesprochen werde: so müsse er gemäß der goldenen Bulle vor dem Pfalzgrafen Friedrich selbst zu Rechte stehen. [1]

Es war klar, daß der allzuspitzige Scharfsinn des pfälzischen Rathes Camerar sich hier umgelegt hatte bis zum völligen Unsinn. Von kaiserlicher Seite wandte man diese Sätze spottend um und entgegnete: weil der Pfalzgraf Friedrich mit Ferdinand als Kaiser nichts zu thun hat, sondern nur mit dem Erzherzoge von Oestreich, so hat auch Ferdinand als Kaiser nichts zu thun mit dem Pfalzgrafen Friedrich. Indem deshalb der Kaiser die Sätze der goldenen Bulle gegen Friedrich zur Anwendung bringt, ist er nicht Richter in eigener Sache, sondern Oberstrichter des Reiches, der die Beleidigung des einen Reichsfürsten gegen den anderen, des Pfalzgrafen gegen den Erzherzog, reichsgesetzlich ahndet. [2]

Kürzer und bündiger ward von lutherischer Seite auf Friedrichs Behauptung die Gegenfrage gestellt: wenn ein Stand im Reiche Aufruhr erweckt, wem gebührt es da den Frieden herzustellen, als dem Kaiser? [3]

Der Stoß des Heeres der Liga, mit welchem Maximilian von Bayern und Tilly im Sommer 1620 dem Kaiser zu Hülfe zu kommen gedachten, sollte den östreichischen Erbländern gelten. Zuvor indessen mußte Max Bedacht nehmen auf Sicherheit im Rücken vor der Union. Spinola rückte damals schon gegen die Unterpfalz heran. Das Heer der Union stand bei Ulm, unfern von da bei Dillingen dasjenige der Liga unter Tilly. Dahin eilte Max. Die Unirten hielten in Ulm einen Bundestag. Dort traten die Bayern auf und forderten eine offene, klar bestimmte Erklärung, ob die Union ihrem Worte gemäß ferner mit der Liga Frieden halten wolle oder nicht. Die Liga wolle lediglich Selbstvertheidigung. Die Union erwiederte, auch sie habe keinen anderen Zweck. Max entgegnete abermals, er biete den Frieden an unter der Bedingung, daß auch jene alsbald klar und bestimmt und ohne Anhang denselben aussprächen. Die Unirten fanden das hochmüthig und bedrohlich. [4]

Inzwischen war eine französische Gesandtschaft angekommen. Die Anschauung derselben von der Sache ist von hoher Wichtigkeit. Seit dem Tode Heinrichs IV. bis zur Erhebung des Cardinals Richelieu schwieg vierzehn Jahre lang die ränkevolle auf Deutschlands Zerrüttung berechnete französische Politik, und die Wahrheit machte dort sich geltend. [5]

Im Beginne des Jahres 1620 stellte Jeannin dem Könige Ludwig XIII. die Lage der Dinge in Deutschland dar. Die katholischen Fürsten dort, sagte er, sind zum Theil waffenlos, oder, wo sie die Waffen tragen, da ist ihr Zweck

[1] Senkenberg XXIV. 523.
[2] Mansfelders Ritterthaten p. 126.
[3] Speculum Germaniae oder neu polirter deutscher Spiegel 1621.
[4] Wolf, Maximilian IV. 399.
[5] Hurter, Ferdinand Bd. VIII. S. 467 und 62.

lediglich die Vertheidigung des eigenen Landes und ihrer Unterthanen. Das Ziel der Union dagegen ist die Theilung der großen geistlichen Güter. Bei solcher Verwirrung im deutschen Reiche, bei solcher Gefahr der Zersplitterung und Ohnmacht desselben weist Jeannin warnend auf die Gefahr vor dem Türken hin, der lauernd im Hintergrunde stehe. Deshalb räth er zu einer Gesandtschaft mit dem Zwecke der Vermittelung des Friedens. Ludwig XIII. folgte und schickte diese Gesandtschaft nach Ulm. Sie redete im Sinne der Bayern.

Die Fürsten der Union setzten das Benehmen des Tages von Nürnberg fort.[1] Ihr Bund war ein Körper ohne Seele. Heinrich IV. hatte ihn ins Leben gerufen; dem Interesse des Franzosenkönigs sollten die Velleitäten dieser deutschen Fürsten dienen. Da das Wort dieses Königs dem Bunde nicht mehr einen festen Rückhalt gab, war die Union innerlich längst gelöst. Camerar war anwesend, um das Interesse Friedrichs zu verfechten. Würtemberg und Anspach bemerkten, daß die Vorschläge von Seiten der Liga billig seien; aber Camerar dränge sie. Er wurde lästig. Man sagte ihm, das einfachste Friedensmittel sei die Niederlegung der angemaßten Königskrone. Das wollte ihm nicht zu Sinne. Eine Weile noch sträubten sich die Unirten und verlangten, daß auch der Erzherzog Albrecht zu Brüssel in den Frieden aufgenommen werde. Wenn dieß geschah, so durfte Spinola im Namen desselben die Unterpfalz nicht angreifen. Max erwiederte, der Erzherzog gehöre nicht zur Liga und darum könne diese nichts für ihn versprechen. Die Franzosen redeten begütigend drein. Also einigte man sich am 3. Juli: es solle Friede sein zwischen beiden Bündnissen, der Union und der Liga. Der Vertrag jedoch erstrecke sich nicht auf Böhmen, das gänzlich davon ausgeschlossen sei.

Die Franzosen berichteten heim: die Union habe einst sich auf Befehl und unter dem Schutze Heinrichs IV. gebildet, deshalb übe der Sohn dieses Königs auf die Entschlüsse der unirten Fürsten einen solchen Einfluß, daß sie jederzeit Allem sich unterziehen würden, was dem Könige für sie anzuordnen belieben möchte. In Wahrheit verdienten die Franzosen hier die Anerkennung der Deutschen. Der Vertrag von Ulm war ein blutloser und doch vollständiger Sieg über die Zerstörer des Friedens.

Und rasch nun wandten Max und Tilly ihre Schaaren, nicht freilich direkt gegen Böhmen, sondern gegen Oestreich ob der Ens. Der Herzog Max rechtfertigte dieß Verfahren.[2] Die in Böhmen nach Bayern zu gelegenen Kreise seien verödet, und der Uebergang durch den rauhen Böhmerwald sei gar zu schwer. Das Land Oestreich dagegen liege günstig in der Mitte. Der Wasserstrom erleichtere die Verbindung und die Hülfe. Dazu sei das Land ob der Ens das rechte Nest und die Quelle alles Unheils. Wichtiger mochte für Max noch etwas sein, was er nicht sagte. Oberöstreich war das Pfand, das ihm der Kaiser für

[1] Wolf, Maximilian IV. 390 ff. Vgl. Hurter a. a. O. 461. Ferner Senkenberg XXIV. 525 ff.

[2] Wolf, Maximilian IV. 402.

seine Hülfe verheißen, und Max beeilte sich zuerst dieses Pfand zu ergreifen. Am 13. Juli stand er zu Schärding, an der Grenze von Oestreich. Die Stände desselben waren sehr bestürzt. Zwar wußten sie, was ihrer warte.[1] Am 30. Juni hatte der Kaiser gegen die Stände Oberöstreichs ein Patent erlassen in folgenden Worten: „Ihr habt euch der Rebellion in Böhmen theilhaft gemacht, wider das Erzhaus euch bewaffnet, der Regierung euch angemaßt, die Gehorsamen kriegsweise bedrängt, den Feinden geholfen: deswegen haben wir unsern lieben Vetter und Fürsten, den Herzog Max beauftragt zu euch: ihm habt ihr die Pässe zu öffnen, die Bundesbriefe kassirt zuzustellen und die Erbhuldigung zu leisten." Noch wäre es Zeit gewesen einzulenken. Die östreichischen Herren wollten nicht. Sie mochten die Gefahr noch nicht für so drohend halten. Erst als Max ihre Grenze überschritt, ging ihnen eine andere Ahnung auf. Sie meldeten dem Herzoge, daß sie gar nicht feindlich gegen ihn seien; auch er, hofften sie deshalb, werde nicht feindlich gegen sie sein: er werde sein Heer von ihren Grenzen entfernen. Max erwiederte: er werde in einigen Tagen zu Linz die Absicht seiner Ankunft eröffnen. Diese Eröffnung lautete: er fordere vollständigen Gehorsam gegen ihn als Stellvertreter des Kaisers. Er gab fünf Tage Zeit. Die Stände waren rathlos. Sie forderten längere Frist. Sie hofften nämlich, daß sie binnen derselben Mansfeld aus Böhmen an sich ziehen würden. In der That näherte sich derselbe. Max kehrte sich nicht daran, er zog fort und rückte am 4. August 1620 in Linz ein. Dort forderte er die Stände vor sich. Sie erschienen zagend und baten um Erhaltung ihrer Privilegien, ihrer Verbindung mit Böhmen. Max erklärte: jene werde der Kaiser schonen, diese nicht gestatten. Noch einmal forderte er binnen zwei Tagen den Eid der Huldigung für sich im Namen des Kaisers. Am 20. August schworen Prälaten, Herren, Ritter und Städte. Sie verzichteten auf den Bund mit Böhmen und gaben ihre Truppen zum Heere der Liga. Die Niederöstreicher hatten schon früher gehuldigt.

Daß es so kommen würde, hatten Max und Tilly vorausgesehen. Bevor der Herzog aufbrach, meldete er im Mai an den Kurfürsten von Sachsen: er hoffe mit Oberöstreich die Sache in acht Tagen abzuthun.[2] Viel länger in der That dauerte es nicht. Widerstand hatte er kaum gefunden. Nur hier und da hatten einige Bauernhaufen sich zur Wehr gesetzt und streifende Bayern erschlagen. Diese rächten das durch Niederbrennen der Dörfer. Nicht also war es der Sinn des Herzogs und seines Feldherrn. Den Brandstiftern ward der Strick zu Theil. Doch schärfer noch mußten die Fesseln der Disciplin angezogen werden.

Es war bei dem Heer eine französische Abtheilung.[3] Von diesen entliefen in Linz sechs Söldner, wurden wieder eingefangen und zum Galgen verurtheilt. Schon standen sie unter demselben, bereit das letzte Gebet zu sprechen, als sich unter den nächsten Soldaten ein leises Murmeln um Gnade erhob. Es schwoll

[1] Hurter, Ferdinand VIII. 435.
[2] Müller, Forschungen III. 395.
[3] Wolf, Maximilian IV. 424.

in, ward lauter; es war nicht mehr ein Bitten, sondern ein heftig forderndes Geschrei der ganzen umgebenden Menge. Das Toben ward unruhiger, der Henker bei Seite geführt, der Profoß mit seiner Wache erschien nicht. Einige Verwegene stürzen heran zu den Delinquenten, zerschneiden die Stricke, nehmen die Galgenvögel auf unter die Schaar und tauschen mit ihnen die Kleider, daß sie unkenntlich sind. Schon glauben die Verurtheilten sich außer aller Gefahr. Aber Tilly, der Feldherr, und der Oberst Haslang hatten oben vom Fenster herab alles wahrgenommen. Beide stürzen hinunter mit gezogenem Schwerte. Ihnen starren die vorgehaltenen Piken entgegen. Tilly tritt zurück. Er eilt zu seinem Regimente und führt es heran. Die rebellische Schaar wagt weiter keine Thätlichkeit, und Tilly greift neun heraus, unter ihnen die sechs Verurtheilten oder die er dafür hält. Vier von den neun sind ritterlichen Standes. Es wird ihnen Zeit zum Beichten verstattet, alsdann sollen sie innerhalb der nächsten sechs Stunden den Tod erleiden.

Der Stand der Sache indessen war dennoch sehr gefährlich. Die ganze Schaar der Franzosen im Heere war tief erbittert. Es handelte sich geradezu um die Existenz desselben. Tilly traf weitere Maßregeln. Er ließ das Geschütz auffahren gegen den Ort der Franzosen. Das ganze Heer war unter den Waffen. Ein deutsches Regiment zu Fuß stand auf dem Markte von Linz, auf beiden Flügeln Reitergeschwader. Außerhalb der Stadt hielt die andere Reiterei, jeden Augenblick zum Einsprengen bereit. Vor solchen Anstalten unter solcher Leitung mußte der Gedanke eines tumultuarischen Widerstandes erlahmen. Die Delinquenten wurden herangeführt. Man sieht ihnen an, daß sie sich in ihr Schicksal ergeben. In dichten Reihen umschließen die zuverlässigen Truppen den Ort und lassen nur einen schmalen Durchgang für die Verurtheilten frei. Der Spruch wird vollzogen.

Tillys Maßregeln dauerten die ganze Nacht. Am anderen Morgen wurde noch einer der gleich zu Anfang Verurtheilten gefangen eingeliefert und folgte alsbald dem Loose seiner Gefährten. Tilly hatte sich Gehorsam und Mannszucht erzwungen.

Dieser Vorfall verzögerte einige Tage den Aufbruch von Linz nach Böhmen. Bevor Max die Grenze desselben betrat, erließ er abermals ein Schreiben an Friedrich und an die böhmischen Stände. Max forderte ihn auf doch jetzt noch gutem Rathe Gehör zu geben, der Freundschaft mit dem Erbfeinde des christlichen Namens zu entsagen, Krone und Länder dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückzustellen. Im Falle des Gehorsams verhieß Max abermals die kaiserliche Gnade. Die Antwort Friedrichs lautete wie immer: der Kaiser könne nicht Richter sein in eigener Sache.[1] Demnach mußte man vorwärts. Am 8. September 1620 stieß der kaiserliche General mit seinen Truppen zu den Bayerischen. Aber vergebens spähten beide Heere aus nach den Böhmen. Sie wollten nicht schlagen. „Der Plan," meinte Max, „ist vortrefflich."

[1] Senkenberg XXIV. 573.

War es wirklich ein vorbedachter, überlegter Plan? Richten wir unsern Blick auf die Zustände in Böhmen im Sommer und Herbste 1620, und fragen wir, mit welchen Mitteln Friedrich sein neues Reich zu vertheidigen gedachte. Er hatte gehofft auf Hülfe von außen: auf Bethlen Gabor von Siebenbürgen, auf die Union, auf die Generalstaaten, auf England, auf Brandenburg, auf Schweden, auf die Türken und wen immer sonst. Bethlen Gabor hatte im Januar 1620 seinen Frieden mit dem Kaiser geschlossen: er machte auch ferner Krieg und Frieden nur nach seinem eigenen Vortheil und kümmerte sich dabei nicht um Friedrich. Die Union war gelähmt durch den Vertrag von Ulm. Die Generalstaaten hatten ihren Zweck erreicht: das Feuer brannte einstweilen und Ferdinand war beschäftigt. Wenn ihm das Löschen dießmal gelang, so waren sie sicher noch Brennstoff genug zu finden oder selbst herbeizutragen, um ein neues anzuzünden. Mehr wollten sie nicht. „Das Wenige, was wir thun können," sagten dieselben Hochmögenden,[1] die im Anfange immer vorwärts gedrängt und getrieben hatten, „wird eher hinreichen Erbitterung zu erregen und die gewaltsamen Absichten der Feinde zu verstärken, als die Herren Fürsten vor Unterdrückung sicher zu stellen." Der Schwedenkönig Gustav Adolf erklärte: er halte den Böhmen durch seinen Krieg gegen Polen den Rücken frei.[2] Aus England war allerdings einige Hülfe gekommen: nicht von dem Könige Jakob, sondern von Anderen.[3] Die flehenden Bittschreiben der neuen Königin Elisabeth an englische Bischöfe und vornehme Damen in England hatten erwirkt, daß man in London die Werbetrommel rührte.[4] Jakob sah durch die Finger, vielleicht auch, weil er die also Geworbenen von seinen Unterthanen nicht ungern vermißte. Von den 2000—2500 Knechten, welche der Oberst Grey 1620 nach Deutschland führte, waren die meisten aus Gefängnissen und Kerkern zusammen gelesen. Zu denselbigen gesellten sich 400 adlige Abenteurer, unbewaffnet, nicht geübt. Das hinderte die Bischöfe und Damen von England nicht diese Schaaren als Vertheidiger des evangelischen Glaubens den Deutschen zuzusenden. Sie landeten an der Elbe. Die Herzöge von Meklenburg wollten sie nicht dulden. Die Engländer gingen auf die andere Seite hinüber und zogen durch Lüneburg der Mark Brandenburg zu. Dort erzitterte man vor Schreck; denn wie fast überall im deutschen Reiche bei der völligen Wehrlosigkeit der Fürsten und ihrer Länder, war man auch in Brandenburg nicht im Stande eine solche Schaar abzuhalten. Und in Wahrheit waren diese Engländer danach angethan den Märkern Furcht einzuflößen. Sie waren nicht bloß halbnackt, hungrig, schlecht bewaffnet, ohne alle Disciplin, aus dem Gefängnisse entronnen oder entlassen, mit ekelhaften Krankheiten behaftet; sondern noch dazu waren sie Calvinisten, oder kamen wenigstens aus einem calvinischen Lande. Die Bevölkerung der Mark war lutherisch. Sie haßte mithin die Eindringlinge wegen der Religion. Sie war ferner

[1] Müller III. 307.
[2] a. a. O. 306.
[3] a. a. O. 386.
[4] Cosmar, Schwarzenberg. Urkundliche Beilage XII, p. 62. Vgl. Müller III. 385.

eben weil sie lutherisch war, kaiserlich gesinnt. Das geheime Raths-Colleg in Berlin war mit dem Kurfürsten calvinisch und theils darum, theils nach der haltlos schwankenden Neigung des Kurfürsten, der von Friedrich böhmische Lehen angenommen, der Sache desselben geneigt, ohne etwas für dieselbe zu thun. Nun wollten die Geheimräthe wohl den Engländern etwas Gutes erweisen; aber sie fürchteten sich vor dem Bürger und Landmann, und aus der beklommenen Brust des Kanzlers Pruckmann rang sich in der Meldung an den Kurfürsten der Seufzer empor: „Ich wollte, die Fremden wären erst vorüber. Der gemeine Haufe aus Haß gegen die Religion geht knurren und murren, daß man sie nicht abgetrieben.“ Dennoch war es ja, wie Friedrich und seine Freunde sagten, gemeine Sache. Die kurfürstlichen Räthe thaten etwas, so viel sie vermochten, ohne die Berliner zum Aufstande zu reizen. Diese freilich versammelten sich selbst in Wehr und Waffen mit tobendem Lärm. „Wo sie der reformirten Räthe des Kurfürsten ansichtig wurden, da sahen sie uns an, als wollten sie uns fressen.“ Dennoch schützten die Bürger von Berlin sich selbst ohne Schwertstreich und fast ohne es zu wissen. Den Engländern nämlich ward nun auch ihrerseits bang vor dem schreienden und lärmenden Berlin. Sie zogen vorüber. Was auch bedurften sie der Feinde? Sie selbst trugen den bittersten bei sich in dem Mangel an aller Ordnung und Disciplin. Die Mehrzahl ging auf dem Wege nach Böhmen zu Grunde.

Mehr Verlaß für Friedrich schien nach der ersten Aufnahme der Gesandten in Constantinopel auf die Türken zu sein.[1] Im Mai 1620 kam ein türkischer Gesandter nach Prag und erklärte: sein Sultan sei ein Freund der Könige von England, Frankreich, auch des Königs von Böhmen. Er wolle Freund sein aller derer, die des Königs Freunde seien. Darum habe er 80,000 Mann gegen Polen geschickt. Diese mochten immerhin Friedrichs Freunde, dem schwedischen Gustav Adolf in dem Kriege gegen Polen nützlich sein. Aber für Friedrich that unmittelbare Hülfe noth. Und diese kam nicht, weder von den Türken, noch von Gustav Adolf von Schweden, der allein unter allen Königen Europas die Sache des Pfälzers billigte.[2] Auch die Bemühungen der Generalstaaten, denen türkische Hülfe für Friedrich wohlfeiler und darum lieber war als eigene, zu Gunsten der Böhmen in Constantinopel hatten keinen besseren Erfolg: Und dessen ungeachtet, so seltsam es klingt, beharrten Friedrich und die böhmischen Feudalaristokraten bei dieser Hoffnung und diesem Glauben auf die Türken und Bethlen Gabor. Noch im August 1620 berichtete der sächsische Gesandte heim: das ganze Fundament wird hier auf die ungarische und siebenbürgische Hülfe gesetzt. Man schmeichelt sich, der Türke werde mit Geld und Volk nach Möglichkeit helfen.[3] Die Hoffnungen gingen noch weiter. „Auch die anderen barbarischen Völker in Asien haben sich erklärt, daß sie gleichfalls zu den Böhmen

[1] Müller III, 383.
[2] a. a. O. 307.
[3] a. a. O. 388.

stoßen wollen." Ob auch diese sämmtlich unter dem Banner der evangelischen Freiheit und Religion ins Feld ziehen wollten, darüber haben die böhmischen Herren sich nicht erklärt. Ein großer Unterschied mochte es nicht sein.

Das Vertrauen Friedrichs und seiner böhmischen Anhänger auf fremde Hülfe war die unvermeidliche Folge des Gefühls der eigenen Schwäche, sowohl moralisch, als auch physisch. Wie die böhmischen Herren alle Vortheile der Revolution für sich in Anspruch nahmen, so wälzten sie alle Last, Mühe und Gefahr den anderen Ständen zu. Der böhmische General Mansfeld, der in der Lage war in die Einzelheiten zu sehen, berichtet uns,[1] daß einer der böhmischen Herren, der 29,000 Gulden Einkünfte hatte, für den Krieg 300 Gulden bot. Manche zahlten ein Zehntel dessen, was von ihnen gefordert wurde. Einer, dem es gelang mit 500 Gulden abzukommen, mußte nachher 300,000 Gulden im Stiche lassen. — Bei solchem Geize derer, welche mit gutem Beispiele hätten vorangehen sollen, waren stets die Kassen leer. Das Heer erhielt keinen Sold. Mehr als einmal geschah es, daß die böhmischen Söldner gerade dann, wenn man sie gebrauchen wollte, den Gehorsam weigerten und erst Geld forderten. In denselben Tagen, als Max und Tilly die böhmische Grenze überschritten, betrugen die Soldrückstände für das böhmische Heer fünfundvierzig Tonnen Goldes.[2] Eben damals, als diese Gegner heranzogen, waren die böhmischen Söldner in vollem Aufstande. Und zur selben Zeit nahte nun auch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen mit seinem Heere von Nordwesten her. Unter solchen Umständen lag es für den sächsischen Gesandten nahe die Ansicht auszusprechen: die Sache werde bald in sich selber zusammenfallen. Auch in Thurn regte sich diese Besorgnis. Er ist im Anfange Septembers 1620 in Prag, und sieht, wie Muth und Herz auch den Ansehnlichsten entfallen will. Er entsetzt sich ob solcher Kleinmüthigkeit, und nimmt sich vor mit wenigen herzlichen Worten, wie er es nennt, den böhmischen Landoffizieren zu sagen, nicht etwa daß man zur Revolution des Geldes bedürfe und sie selber dieses zahlen müßten, sondern Thurn will sie erinnern zu bedenken, daß sie nicht ihr eigenes Werk treiben, sondern dasjenige Gottes, und darum guten Muth behalten müßten. Es ist schwer bei solcher Anschauung in dem Urheber des Fenstersturzes die Grenze zu finden, wo die Dummheit aufhört, wo die Verruchtheit anfängt.

Allen voran ging Friedrich selbst. Als die Bayern bereits die Grenze überschritten hatten, traten am 23. September nochmals mit Vorwissen des Herzogs Max der französische und der englische Gesandte zu ihm und baten: er möge sich zur Abtretung erbieten und dadurch auch jetzt noch Ehre und eigene Habe sich bewahren. Friedrich lehnte ab.[3] Daß er dabei sehr wohl wußte, welche Folgen nach dem Lehenrechte der Ungehorsam gegen den Lehensherrn nach sich ziehe, ersehen wir aus einem vertrauten Briefe, den er einige Zeit

[1] Mansfeld in seiner Apologie.
[2] Müller III. 420. a. a. O. 381
[3] Müller III. 386.

n Einfall in die Oberlausitz wider seine dreifache Pflicht gehandelt, er wegen vieler Lehnstücke uns als regierendem König in Böhmen st, weil Johann Georg unverantwortlich verfahren, und dadurch aller Lehnstücke sich durch die That selbst verlustig gemacht hat: so sprechen ben, die Kursachsen von Böhmen hat, demselben ab und dem Herzoge nst von Weimar nebst Brüdern und Vettern zu." Im Hintergrunde Johann Ernst die Kurwürde durch Friedrich, wenn nämlich erst Friedrich

doch mußte das was dem Grafen Thurn bei seinem Besuche in Prag aus auf den ersten Blick sich erschloß, dem Friedrich selbst und seinen lich und stündlich offen vor Augen liegen. Es war da, also berichtet euge, weder Gehorsam, Eifer, noch Beständigkeit.[3] Jeder einzelne strebte nur für den eigenen Vortheil, höchstens noch dazu, wie er ern, Vettern und Freunden etwas zuwendete. Sie versammelten sich ingen oft zu Rathe; aber in ihren Berathungen war weder Gestalt, ng, noch vorhergehende reife Betrachtung der Dinge, und sobald zu Hause kam, fing man wieder an, wo man es gelassen, nämlich en. Um diese Schilderung zu vollenden, müssen wir hinabsteigen zu eiten, die kaum des Wortes werth und dennoch charakteristisch sind. h die Häupter einmal auf sieben Uhr Morgens in den Rath bestellte, etliche der Vornehmsten: sie könnten um sieben Uhr nicht erscheinen. müsse nach ausgestandener Arbeit auch seine Ruhe haben, und zudem rderung wider ihre Privilegien. Und mit solchen Menschen wollte n Kampf bestehen gegen Max und gegen Tilly? Sie alle wußten, eer ohne Disciplin und Ordnung sei, daß man seit dem Monate glich mit Meuterei zu kämpfen habe. Sie alle wußten und sprachen es daß Mansfeld höchst unzuverlässig sei, daß man sich keines Gehorihm zu versehen habe, daß dabei die Unbändigkeit gerade seiner s Landvolk zur Verzweiflung bringe.[4] Dennoch geschah keine Ab-

Gange der Dinge sich eine Thür zum Rückweg offen zu halten: so war doch ein gemeinsames Zusammenwirken, eine einheitliche Leitung nicht zu spüren.

Dieser Zustand der Dinge mehr als ein vorbedachter Plan der Böhmen war es, welcher sie hinderte, dem vereinigten Heere unter Max, Tilly und Bucquoi entgegen zu treten. Für diese freilich war die Wirkung der Rathherzigkeit ihrer Gegner dieselbe, wie die eines tief durchdachten Planes. Das bayerische Heer litt schon in Oestreich Noth. Max ließ Lebensmittel auf der Donau nachkommen; aber das gebackene Brod war nicht gut verwahrt worden. Es war so schimmlicht, daß auch den Augen darob grausete.[1] Das Heer litt an Krankheit. So betrat es das verheerte Böhmen. Die Lebensmittel stiegen hoch im Preise. Man sah eine Krone bezahlen für einen Laib Brodes, einen Thaler für eine Maß Wein. Es geschah, daß man den Herzog Max, seine Obersten und Hofleute unter einem Baume gewahrte, ihr schwarzes Brod zu verzehren. Die Krankheiten mehrten sich. Dennoch eilten Max und Tilly rastlos vorwärts. Als der kaiserliche General Bucquoi zu ihnen stieß, schlug er vor zur besseren Pflege des Heeres sich nach Mähren zu wenden, von wo aus man dem Kaiser nahe sei gegen Bethlen Gabor. Das entsprach nicht dem Plane, den Max und Tilly ausgedacht. „Prag ist das Herz von Böhmen," erwiederten sie. „Dorthin, wo dem Kaiser so manche Herzen treu ergeben sind, führt unser Weg. Mit Prag ist alles gewonnen." Bucquoi fügte sich.

War die Verstärkung, welche Max und Tilly durch die Kaiserlichen erhielten, ihnen erwünscht: so brachte sie auch Nachtheile von anderer Art. Seit dem Tage von Linz war die Disciplin des bayerischen Heeres wohlgefestigt, und demgemäß ward Rauben und Plündern nicht gestattet. Bucquoi nahm es bei den Seinen nicht so genau. Die Soldaten Bucquois raubten und plünderten nicht blos, sondern brannten dazu, schleppten die unglücklichen Landleute, Frauen und Kinder fort, und gaben sie nur gegen ein Lösegeld frei. Von einem etwaigen Fanatismus der Söldner ist, wie überhaupt fast niemals in jenen Zeiten, nicht die Rede. Die Truppen Bucquois machten weder einen Unterschied der Personen, des Ortes, noch der Religion. Der Soldat beraubte, wen er fand, ob kaiserlich gesinnt, ob pfälzisch, ob katholisch, ob protestantisch, lediglich um seines Gewinnes willen, mochte es sein in Häusern, Kirchen oder Klöstern. Als die Vorstellungen und Erinnerungen des Herzogs bei dem kaiserlichen Feldherrn nicht fruchteten, als Max vor eigenen Augen sehen mußte, wie diese ungezähmten Banden sich auch durch ihn selbst in ihrem wüsten Treiben nicht beirren ließen, wandte er sich mit heftiger Klage an den Kaiser.[2]

Gegen Ende Octobers standen die Heere einander bei Rakonicz gegenüber, wenige Meilen von Prag. Friedrich schickte einen Trompeter und bat um Geleite für seinen Gesandten zur Unterhandlung. Max bewilligte dasselbe; aber seine erste Bedingung vor aller Unterhandlung war: Verzicht auf die angemaßte

[1] Hurter, Ferdinand VIII. 514.

[2] Wolf, Maximilian IV. 432. Man vgl. Hormayr, Taschenbuch 1844 p. 91 ff.

ne und Länder. Das erschien Friedrich zu hart. Er lag mit seinem Hof-
ate in dem Städtchen Rakonicz. Hier, wo alles für ihn auf dem Spiele stand,
rachtet er die Entwickelung der Dinge nicht mit dem Auge des Herrschers,
r berufen ist zu leiten und zu lenken, sondern mit der Neugier eines blasirten
lemannes, dessen früh abgestumpfte Genußfähigkeit besonders heftige Reizmittel
dert. „Ich habe heute," meldet er[1] seiner Frau, „ein sehr schönes und
stiges Scharmützel gesehen. Die einbrechende Nacht schnitt diesen Zeitvertreib
." Die Uneinigkeit der Generale dauerte unter seinen Augen fort. Anhalt
tet Mansfeld aus Pilsen herbeizukommen und zum Hauptheere zu stoßen.
nsfeld kam nicht. Er unterhandelte damals mit den Kaiserlichen.

Die Witterung ward rauher, die Herbeiführung der Lebensmittel schwieriger,
Krankheiten nahmen zu. An einem kalten Herbstmorgen sah man im baye-
chen Lager die Geschützwache, zehn Mann, vor Frost erstarrt. Es mußte
vas Nachdrückliches geschehen. Da man bei Rakonicz nicht zum Schlagen kam,
gen Max und Tilly nach längerem Verweilen dort ihren alten Plan hervor
f Prag zu ziehen. Am 4. November brachen sie auf, am 7. erschauten sie
e Thürme von Prag. Die Böhmen, welche beobachtend erst das Heer der
inde begleitet hatten, waren voran geeilt und standen vor der Stadt. Es
r die Frage, ob man sie angreifen sollte; denn ihre Stellung war vortrefflich.
r Rechten hatten sie den königlichen Park, den Thiergarten, zur Linken einen
ilen Abhang als Deckung, im Rücken die Stadt. Nur von vorn, wo der
den rauh und hügelig, war ein Angriff möglich, und hier waren Verschan-
ngen errichtet. Dazu floß davor ein Bach mit einer einzigen Brücke. Das
er des Kaisers und der Bundesgenossen war ermattet von dem langen Marsche,
schwächt durch Krankheiten und Entbehrungen.

Dennoch entschieden sich Max und Tilly für den sofortigen Angriff. Bucquoi
r dagegen. Dazu war er verwundet und fieberkrank. Er schlug vor die
inde zu umgehen, dann Prag anzugreifen. Bei gleicher moralischer Kraft
r Heere und namentlich der Feldherren hätte dieser Rath im regelmäßigen
rlaufe der Dinge der bessere sein mögen; allein hier kamen mehr Rück-
hten in Frage. Max und Tilly brachten noch andere Kräfte und Mittel in
schlag, als diejenigen der Zahl, des Ortes, der physischen Kraft. Während
: Feldherren uneinig waren, trat der Pater Dominikus zu ihnen, ein Mann
n ernstem strengem Wandel, der im Rufe der Heiligkeit stand. An seiner
ust sah man das Bild Mariens, auf seinem Stabe das des Gekreuzigten.
Söhne der Kirche," rief er, „was zaudert ihr? Wie sollten wir nicht jetzt sie
greifen, da der Herr sie in unsere Hände gibt? Wir werden sie überwinden,
gewiß wir leben." Er zog ein verstümmeltes Marienbild hervor, hielt es
ch und rief: „Seht da, was sie gethan. Die Fürbitte dieser wird mit euch
n. Vertrauet auf Gott und geht kühn in die Schlacht. Er streitet für euch
d gibt euch den Sieg." Bucquoi wich, er stimmte bei. Das Losungswort

[1] Aretin, Beiträge VII 168.

war: heilige Maria. Es war ein Sonntag, und das Evangelium desselben lautete: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Es waren dieselben Worte, die in fast jeder lutherischen Flugschrift über Böhmen damals wiederkehren, dieselben Worte, deren Anwendung für Ferdinand gegen Friedrich die Calvinisten den Lutheranern so sehr übel nahmen.

Der Angriff mußte von der Niederung aus beginnen, und zu diesem Zwecke die Brücke über den Bach überschritten werden, die im Bereiche der feindlichen Geschütze lag. Tilly wagte es die Seinen zuerst hinüber zu führen. Wallenstein und andere urtheilsfähige Richter haben dieses Wagestück später sehr getadelt. Friedrichs Feldherr Christian von Anhalt nannte später den ganzen Angriff eine unbedachtsame, aber brave Resolution.[1] Daß derselbe taktisch ein Fehler war, dürfte danach nicht zweifelhaft sein. Aber Tilly war ein alter ergrauter Feldherr, der als Grundsatz seines Handelns später wohl einmal erklärte: er gehe nicht tiefer ins Wasser, als wo er den Grund noch sehen könne. Es ist eine alte Erfahrung, daß ein scheinbarer Fehler strategisch eine wohl begründete Maßregel sein kann. Wir dürfen annehmen, daß ein Fehler, der jedem anderen Auge sich erschloß, demjenigen Tillys nicht verborgen gewesen sein kann. Demgemäß mußte er einen Grund haben, der ihn bewog aus höheren strategischen Rücksichten diesen Fehler zu begehen. Und zwar kann dieser Grund nur in der Ueberzeugung zu suchen sein, die wir bei ihm, wie bei dem Herzoge Max auf dem ganzen Zuge lebendig sehen: derjenige der Ueberzeugung von der völligen inneren Richtigkeit des böhmischen Unwesens. Wie tief mußte der erfahrene alte Feldherr seine Gegner verachten, wenn er, der 61jährige Meister der Vorsicht, das vor ihren Augen wagte!

Wenn, wie wir anzunehmen ein Recht zu haben glauben, dieß die Berechnung Tillys war: so traf sie vollkommen ein. Sein Zug über die Brücke, sein Aufmarsch ward nicht gestört. Nur der kühne Jugendmuth des jüngeren Anhalt, sein Beispiel, das Andere mit fortriß, machte für eine kurze Frist die Wage schwanken. Als Anhalts Ansturm gebrochen, war auch die Schlacht entschieden. Es war Mittag, als sie begann. Sie dauerte nicht eine Stunde. Der Verlust der kaiserlichen Waffen in dem entscheidenden Treffen betrug 3—400 Mann. In wilder Flucht wälzten sich die böhmischen Streiter den Thoren der Stadt zu.

Friedrich saß bei Tafel, als die Nachricht kam, daß die Reihen der Seinigen sich auflösten. Er eilte hin und gebot das Thor zu öffnen, damit es die Fliehenden aufnehme. Zugleich näherten sich die Bayern. Friedrich schickte einen Trompeter zu Max und bat um 24 Stunden Aufschub zur Unterhandlung. Max erwiederte fest und kurz wie immer: die erste Bedingung aller Unterhandlung sei Verzicht auf die böhmische Krone. Dazu wolle er acht Stunden Zeit gewähren, nicht mehr. Was sollte Friedrich thun? Man wies ihn hin auf die sichere Festigkeit der Stadt Prag, auf die Noth und die Krankheit des bayerisch

[1] Moser patriotisches Archiv VII 144.

iserlichen Heeres, das zu einer Belagerung sich nicht eigne, auf die Truppen
Mansfelds, der ungebrochen in Pilsen stand. Es war vergeblich. Die Erbärm-
lichkeit der Menschen, die so lange blasphemisch ihre Gier nach fremdem Eigen-
tum für Gottes Sache ausgegeben hatten, trat nun in vollem Maße ans Licht.
Thurn und Anhalt zitterten gleich Friedrich. Sie sahen, wie die Bürger von
Prag den flüchtigen Soldaten die Quartiere weigerten: wie nahe lag da die
Angst, daß dieselben Bürger zur eigenen Rettung die Führer ausliefern würden!
Davor mußte man sich sichern. Und wiederum ergriff Friedrich, in welchem
Stolz und Verzagtheit so wunderbar sich paarten, das schlimmste Mittel, das
er ergreifen konnte. Ohne einen Frieden, ohne einen Stillstand zu schließen,
ohne abzudanken, ohne die Unglücklichen, die ihm geschworen, ihres Eides zu
entlassen, floh er in der Dunkelheit der nächsten Nacht von dannen und über-
ließ das Land hinter sich der Verwirrung und dem Kriege. Die Krone, das
Archiv mit allen Briefen und Papieren, welche den Flüchtigen nur brandmarken
konnten, seine Anhänger dort ins Verderben bringen mußten, ließ er in Prag.
Der Abzug geschah nicht ohne Hinderung von Seiten der Bürger. Es war
hohe Zeit. Friedrichs Freunde meinten, wenn die Abreise noch eine Stunde
verschoben wäre: so würden die Bürger den König nicht mehr hinausgelassen
haben, um nämlich ihn ausliefern zu können. [1]

In der Frühe des Morgens erschienen Abgeordnete der Stände von Böhmen
vor dem Herzoge Max und baten wegen der Uebergabe der Stadt um drei Tage
Bedenkzeit. Max erwiederte: er bewillige ihnen nicht drei Stunden. Sofort
mußten sie sich ergeben. Es war in ihrem eigenen Interesse. Denn die Habe
einer mit Sturm und Kriegsdrang gewonnenen Stadt gehörte nach Kriegs-
brauch den Soldaten, und schon waren die Wallonen beutegierig bereit zur
Erkletterung der Mauern. Dazu gährte es in der Stadt unter den flüchtigen
Söldnern, die seit langem ihres Soldes harrten und nun nicht einmal Obdach
und Nahrung fanden. Es kamen Deputationen aus der Stadt und baten um
Schutz. Der Herzog eilte zur Stadt. Wilhelm Poppel von Lobkowitz, einer
der eifrigsten Mitwirker am Fenstersturze im Mai 1618, dann Oberhofmeister
des Königs Friedrich, kam mit fünf anderen böhmischen Herren dem Herzoge
entgegen. Sie weinten bitterlich und flehten um Gnade.

Des Herzogs Einritt in die Stadt sicherte dieselbe. [2] Max ließ den Söld-
nern der Stände entbieten: obwohl sie wegen ihres Ungehorsams, daß sie gegen
ihren Herrn und Kaiser die Waffen getragen, wohl der Schärfe nach zu bestrafen
wären: so wolle er doch ihnen Gnade und Sicherheit gewähren, wenn sie sofort
Prag räumten. Die Söldner nahmen den sicheren Abzug an, verlangten aber
vorher ihren rückständigen Sold. Sie standen im Ringe auf dem Altstädter
Markte, trotzig drohend, sie könnten ohne Bezahlung nicht weichen. Aufs we-
nigste soll man ihnen erlauben, sich an den Gütern derer, von welchen sie bestellt,

[1] Moser, patriotisches Archiv VII. 157.
[2] Kurtze vnd eigentliche Beschreibung u. s. w. p. 78.

war: heilige Maria. Es war ein Sonntag, und das Evangelium desselben lautete: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist. Es waren dieselben Worte, die in fast jeder lutherischen Flugschrift über Böhmen damals wiederkehren, dieselben Worte, deren Anwendung für Ferdinand gegen Friedrich die Calvinisten den Lutheranern so sehr übel nahmen.

Der Angriff mußte von der Niederung aus beginnen, und zu diesem Zwecke die Brücke über den Bach überschritten werden, die im Bereiche der feindlichen Geschütze lag. Tilly wagte es die Seinen zuerst hinüber zu führen. Wallenstein und andere urtheilsfähige Richter haben dieses Wagestück später sehr getadelt. Friedrichs Feldherr Christian von Anhalt nannte später den ganzen Angriff eine unbedachtsame, aber brave Resolution.[1] Daß derselbe taktisch ein Fehler war, dürfte danach nicht zweifelhaft sein. Aber Tilly war ein alter ergrauter Feldherr, der als Grundsatz seines Handelns später wohl einmal erklärte: er gehe nicht tiefer ins Wasser, als wo er den Grund noch sehen könne. Es ist eine alte Erfahrung, daß ein scheinbarer Fehler strategisch eine wohl begründete Maßregel sein kann. Wir dürfen annehmen, daß ein Fehler, der jedem anderen Auge sich erschloß, demjenigen Tillys nicht verborgen gewesen sein kann. Demgemäß mußte er einen Grund haben, der ihn bewog aus höheren strategischen Rücksichten diesen Fehler zu begehen. Und zwar kann dieser Grund nur in der Ueberzeugung zu suchen sein, die wir bei ihm, wie bei dem Herzoge Max auf dem ganzen Zuge lebendig sehen: derjenige der Ueberzeugung von der völligen inneren Nichtigkeit des böhmischen Unwesens. Wie tief mußte der erfahrene alte Feldherr seine Gegner verachten, wenn er, der 61jährige Meister der Vorsicht, das vor ihren Augen wagte!

Wenn, wie wir anzunehmen ein Recht zu haben glauben, dieß die Berechnung Tillys war: so traf sie vollkommen ein. Sein Zug über die Brücke, sein Aufmarsch ward nicht gestört. Nur der kühne Jugendmuth des jüngeren Anhalt, sein Beispiel, das Andere mit fortriß, machte für eine kurze Frist die Wage schwanken. Als Anhalts Ansturm gebrochen, war auch die Schlacht entschieden. Es war Mittag, als sie begann. Sie dauerte nicht eine Stunde. Der Verlust der kaiserlichen Waffen in dem entscheidenden Treffen betrug 3—400 Mann. In wilder Flucht wälzten sich die böhmischen Streiter den Thoren der Stadt zu.

Friedrich saß bei Tafel, als die Nachricht kam, daß die Reihen der Seinigen sich auflösten. Er eilte hin und gebot das Thor zu öffnen, damit es die Fliehenden aufnehme. Zugleich näherten sich die Bayern. Friedrich schickte einen Trompeter zu Max und bat um 24 Stunden Aufschub zur Unterhandlung. Max erwiederte fest und kurz wie immer: die erste Bedingung aller Unterhandlung sei Verzicht auf die böhmische Krone. Dazu wolle er acht Stunden Zeit gewähren, nicht mehr. Was sollte Friedrich thun? Man wies ihn hin auf die sichere Festigkeit der Stadt Prag, auf die Noth und die Krankheit des bayerisch

[1] Moser, patriotisches Archiv VII. 144.

aiserlichen Heeres, das zu einer Belagerung sich nicht eigne, auf die Truppen Mansfelds, der ungebrochen in Pilsen stand. Es war vergeblich. Die Erbärmlichkeit der Menschen, die so lange blasphemisch ihre Gier nach fremdem Eigenthum für Gottes Sache ausgegeben hatten, trat nun in vollem Maße ans Licht. Thurn und Anhalt zitterten gleich Friedrich. Sie sahen, wie die Bürger von Prag den flüchtigen Soldaten die Quartiere weigerten: wie nahe lag da die Angst, daß dieselben Bürger zur eigenen Rettung die Führer ausliefern würden! Davor mußte man sich sichern. Und wiederum ergriff Friedrich, in welchem Trotz und Verzagtheit so wunderbar sich paarten, das schlimmste Mittel, das er ergreifen konnte. Ohne einen Frieden, ohne einen Stillstand zu schließen, ohne abzudanken, ohne die Unglücklichen, die ihm geschworen, ihres Eides zu entlassen, floh er in der Dunkelheit der nächsten Nacht von dannen und überließ das Land hinter sich der Verwirrung und dem Kriege. Die Krone, das Archiv mit allen Briefen und Papieren, welche den Flüchtigen nur brandmarken konnten, seine Anhänger dort ins Verderben bringen mußten, ließ er in Prag. Der Abzug geschah nicht ohne Hinderung von Seiten der Bürger. Es war hohe Zeit. Friedrichs Freunde meinten, wenn die Abreise noch eine Stunde verschoben wäre: so würden die Bürger den König nicht mehr hinausgelassen haben, um nämlich ihn ausliefern zu können.[1]

In der Frühe des Morgens erschienen Abgeordnete der Stände von Böhmen vor dem Herzoge Max und baten wegen der Uebergabe der Stadt um drei Tage Bedenkzeit. Max erwiederte: er bewillige ihnen nicht drei Stunden. Sofort müßten sie sich ergeben. Es war in ihrem eigenen Interesse. Denn die Habe in einer mit Sturm und Kriegsdrang gewonnenen Stadt gehörte nach Kriegsbrauch den Soldaten, und schon waren die Wallonen beutegierig bereit zur Erkletterung der Mauern. Dazu gährte es in der Stadt unter den flüchtigen Söldnern, die seit langem ihres Soldes harrten und nun nicht einmal Obdach und Nahrung fanden. Es kamen Deputationen aus der Stadt und baten um Schutz. Der Herzog eilte zur Stadt. Wilhelm Poppel von Lobkowitz, einer der eifrigsten Mitwirker am Fenstersturze im Mai 1618, dann Oberhofmeister des Königs Friedrich, kam mit fünf anderen böhmischen Herren dem Herzoge entgegen. Sie weinten bitterlich und flehten um Gnade.

Des Herzogs Einritt in die Stadt sicherte dieselbe.[2] Max ließ den Söldnern der Stände entbieten: obwohl sie wegen ihres Ungehorsams, daß sie gegen ihren Herrn und Kaiser die Waffen getragen, wohl der Schärfe nach zu bestrafen wären: so wolle er doch ihnen Gnade und Sicherheit gewähren, wenn sie sofort Prag räumten. Die Söldner nahmen den sicheren Abzug an, verlangten aber vorher ihren rückständigen Sold. Sie standen im Ringe auf dem Altstädter Markte, trotzig drohend, sie könnten ohne Bezahlung nicht weichen. Aufs wenigste soll man ihnen erlauben, sich an den Gütern derer, von welchen sie bestellt,

[1] Moser, patriotisches Archiv VII. 157.

[2] Kurtze vnd eigentliche Beschreibung u. s. w. p. 78.

aber nicht bezahlt seien, schadlos zu halten. Die Antwort lautete, daß ihnen die Wahl frei stehe zwischen sofortigem willigem Abzuge oder Gewalt. Da fügten sie sich und zogen ab.

Es war ein Tag der Erlösung für Viele. In den Kreisen der Katholiken und Lutheraner hörte man das Tedeum erschallen, und von allen Seiten ward bemerkt, daß diese im Eifer jenen voran eilten. Es war eine ähnliche Erscheinung au vielen Orten. Als die Nachricht nach Berlin gelangte, riefen die dortigen Lutheraner: da sehe man, daß Gott an den Calvinisten keinen Gefallen habe.[1] „Allhier," meldete der Kanzler, „ist bei dem gemeinen Haufen ein solches Frohlocken über den Verlust bei Prag, daß es nicht auszusprechen." Die Städte von Prag schworen sofort dem Herzoge im Namen des Kaisers.

Am andern Tage kamen auch die Stände von Böhmen.[2] Poppel von Lobkowitz führte den Haufen der Herren und Ritter an, die demüthig hinanschritten, um vor Max Abbitte zu thun. Es sei ihnen alles, was geschehen, sagten sie, von ganzem Herzen leid. Dabei liefen dem Poppel von Lobkowitz die hellen Zähren über die Backen und seine Stimme war die eines Weinenden. Sie flehten mit unterthänigster Bitte den Herzog an: er wolle ihr Fürsprecher sein, daß der Kaiser sie wieder zu Gnaden annehme. Max erwiederte: sie thäten Recht das zu bekennen. Vor allen Dingen sollten sie alle ihre Pacta und Bündnisse herausgeben. Es geschah. Weiter baten die Herren und Ritter, daß sie möchten ungeplündert bleiben. Auch das bewilligte der Herzog. Es ward ihnen dann in Form eines Eides ein Bekenntnis vorgelesen, daß sie sich schwerlich versündigt hätten gegen ihren rechtmäßigen, erblichen, gekrönten und gesalbten König, daß sie fortan dagegen ihm in allen Stücken treu und gehorsam sein wollten. Die Herren und Ritter reckten die Finger empor und schworen, wie ihnen geheißen war. An der Urkunde der Unterwerfung, die nach Wien gesandt wurde, hingen dreihundert Siegel.[3]

Diese Dinge hätten auch nach Friedrichs Gedankengange seine Ansprüche vernichten müssen. Er hatte die Krone erlangt und angenommen, weil nach seiner Ansicht die böhmischen Großen berechtigt waren den bereits gekrönten Ferdinand wieder abzusetzen. Nun hatten eben diese Großen, auf deren Wahl allein Friedrichs Recht sich gründete, Ferdinand wieder angenommen. Allerdings hatten sie Friedrich geschworen, und er sie ihres Eides nicht entlassen. Allein vorher hatten sie Ferdinand geschworen, und auch Ferdinand hatte sie ihres Eides nicht entlassen. Was das erstemal nach Friedrichs Ansicht erlaubt und recht gewesen war, mußte es auch das zweitemal sein. Hatten die böhmischen Großen ungeachtet ihrer Eide Ferdinand absetzen dürfen: so durften sie es ungeachtet ihrer Eide eben so mit Friedrich thun. Es fragte sich, ob Friedrich Willens sein würde sich in diese unbequeme Logik zu vertiefen.

[1] Cosmar, Schwarzenberg 399.
[2] Theatrum Europ. I. 464. (Ausgabe von 1635.)
[3] Theatrum Europ. I. 471.

Nachdem er Prag verlassen, floh er rastlos weiter. Einige treue Anhänger riethen ihm sich nach dem festen Glatz zu werfen. Dort sei er im Mittelpunkte der Länder, könne halten, was noch zu ihm stehe und sich vertheidigen. Nicht das war seine Meinung. Ihm brannte der Boden unter den Füßen. Er eilte nach Breslau, seine Frau zur Sicherheit für ihre Entbindung nach Berlin.

Dort zeigte sich klar, wie Jedermann bis auf Friedrich diesen Ausgang der Dinge vorher gesehen. Der König Jakob hatte bereits einige Monate zuvor den Kurfürsten von Brandenburg um Unterkommen für seine Tochter ersucht, wenn sie demnächst dahin fliehen würde. Der schwache Kurfürst Georg Wilhelm, der so lange mit dem Unfuge der böhmischen Herren geliebäugelt, als möglicher Weise etwas dadurch zu gewinnen war, hatte mehre Wochen vor der Schlacht bei Prag eine Zusage nicht gewagt. Er müsse erst bei dem Kaiser anfragen, meinte er. Inzwischen langte die flüchtige Elisabeth an, und verlangte ein Obdach, um ihrer Leibesfrucht zu genesen. Der Kurfürst war nicht da, die geheimen Räthe sehr in Verlegenheit. Sie wendeten den Mangel der Tapeten ein, dazu dieß und jenes: auch sei die Fürstin in Küstrin nicht sicher vor streifenden Polen. Es half den Jammerseelen nichts: Elisabeth ertrotzte sich ihr menschliches Recht als Weib und Mutter. Zur Beruhigung für jene lief dann auch die Antwort des Kaisers ein: er gebe gerne die Aufnahme zu, nur möge man nicht böhmischen Rebellen eine Zuflucht gewähren.[1]

In Breslau ward Friedrich als König empfangen. Da außer Schlesien damals auch Mähren sich noch nicht von ihm losgesagt hatte, stand es noch in seiner Macht durch freiwilligen Verzicht sich seine Erblande zu sichern. Also rieth es ihm sein Kanzler Rusdorf.[2] Camerar dagegen schwankte.[3] Das eine Mal rieth er die Vermittelung Schwedens und Dänemarks nachzusuchen, damit dadurch die Kurpfalz erhalten werde. Also sah Camerar wie Rusdorf voraus, daß bei Fortsetzung des Widerstandes die Kurpfalz verloren gehen müsse. Abermals rieth Camerar an Frieden zu machen, wenn auch auf harte Bedingungen. Und



wiederum sagt er dann: mit der Hülfe von Dänemark, Schweden, Holland, Bethlen Gabor von Siebenbürgen, den Unirten lasse sich alles Verlorene wieder gewinnen, dazu die Länder des Kaisers, die Stifter des Reiches, und dann endlich an Ferdinands Statt ein nicht katholischer Kaiser erwählen.[4] Ein solcher Rath gefiel Friedrich viel besser, und um denselben noch einleuchtender zu machen, trat seine Art von Theologie hinzu. Er schickte im Januar 1621 einen Gesandten an Johann Georg von Sachsen,[5] und berief sich auf die Schickung Gottes, die ihn zu seinem Thun ersehen. Er fügte hinzu: wofern dem Kurfürsten des Reiches Heil und Wohlfahrt angelegen sei: so möge derselbe sich bemühen, daß die Krone Böhmen ehestens wieder an Friedrich abgetreten, und



[1] Hurter, Ferdinand VIII. 562.
[2] Rusdorf, consilia et negotia publica p. 1 vom 10. December 1620.
[3] Söltl, Religionskrieg III. 105 ff.
[4] Moser, patriotisches Archiv VIII. 564.
[5] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse. Anhang S. 95.

aller Schaden und alle Unkosten erstattet würden: sonst müsse er Türken und Tartaren zu Hülfe rufen, um sich sein Recht zu verschaffen. Johann Georg erwiederte gelassen: der einzige Rath, den er geben könne, sei derjenige der demüthigen Bitte um Verzeihung. Im andern Falle könne geschehen, was Friedrich nicht erwarte. Gegen Türken und Tartaren werde man das Thor zu schließen wissen.

Die Lausitz war schon unterworfen. Als Pfandinhaber dieses kaiserlichen Erblandes hatte Johann Georg dort das Reformationsrecht, und demgemäß bestätigte und befestigte er dort das lutherische Bekenntnis. Die Reihe kam an Schlesien, und Johann Georg stellte unter Zusicherung der Religion die Forderung der Unterwerfung. Die schlesischen Stände wandten sich an Friedrich mit der Frage, ob sie unterhandeln sollten. Friedrich erkannte ihre wahre Herzensmeinung. Er hatte ohnehin schon seiner Frau gemeldet, daß es in Breslau langweilig sei.[1] Er erwiederte den schlesischen Ständen, daß er es vorziehe seine Person an einen sicheren Ort zu bringen. Mähren hatte damals sich bereits unterworfen. Die schlesischen Stände schenkten dem Könige zum Abschiede 60,000 Gulden, einen Betrag, der kaum einen anderen Zweck gehabt haben kann, als seine Entfernung durch dieß Reisegeld zu beschleunigen. Friedrich zog von dannen. Doch versprach er: er wolle wieder kommen, und durch eigene Macht und fremde Hülfe die Länder wieder an sich bringen. Noch im Januar 1621 verließ er die letzte Stadt seines ehemaligen Königreiches.

Wo sollte er den sicheren Ort finden für seine Person! Er ging nach Berlin. Sein Schwager dort ließ ihn mehre Stunden vor dem Thore warten. Er ließ ihm eine Wohnung anweisen über dem Stalle. Das alles schreckte Friedrich nicht. Erst als die Stände der Mark ihn ersuchten das Land zu räumen, ging er von dannen. Er wandte sich nach Wolfenbüttel. Als der Herzog Friedrich Ulrich die Ankunft des Pfälzers erfuhr, ritt er davon, und überließ es seiner Mutter für den Gast zu sorgen.[2] Auch sie wäre gern fortgegangen; aber Friedrich war nun einmal da. Er wußte, daß Friedrich Ulrich seinetwegen gegangen sei. Er meldet es seiner Frau und fügt hinzu: eine seltsame Höflichkeit.[3] Aber er blieb lustig und guter Dinge. „Es ist eine Heirath im Werke," schreibt er. „Darüber lachen wir viel, weil die Braut so sehr häßlich ist. Uebrigens thun wir nichts als essen und trinken." Seine Frau dagegen wünscht Perlen für ihre Tochter. Friedrich findet sie theuer. „Doch wenn sie so passend sind," schreibt er, „so kaufe sie." Zu diesem Zwecke schickt er in einer Zeit, wo er nur von der sichtlich widerwilligen Gnade Anderer lebt, seiner Frau 1000 Thaler. Es ist dieselbe Frau, die früher ihre eigenen Kleinodien verkaufen wollte zur Erlangung der böhmischen Krone.

Indessen dachte Friedrich in Wolfenbüttel doch auch an andere Dinge. Er

[1] Aretin, Beiträge Band VII. 172.
[2] Hurter, Ferdinand VIII. 568.
[3] Aretin, Beiträge VII. 174.

ıtte nicht abgedankt, die Krone nicht niedergelegt, stand darüber nicht in einer nterhandlung. Daß die böhmischen Großen und ihrem Beispiele nach diejenigen ler einverleibten Länder sich von ihm losgesagt, daß sie alle Ansprüche des wählten Königs, des Königs, dessen Scheinansprüche lediglich in der Wahl ruhten, durch diese Lossagung vernichtet und aufgehoben: das alles kümmerte n Friedrich nicht. Er substituirte dafür das was er die göttliche Vorsehung nnte. Es wurde ihm von Böhmen aus eine Darlegung nachgesandt, daß er rch den Bildersturm, durch gewaltsame Einführung des Calvinismus in luthe- he Kirchen den Majestätsbrief schreiender gebrochen, als von Ferdinand je zu warten gewesen. Es ward ihm vorgehalten, daß er durch sein Bündnis mit ı Türken alles gethan, was er vermocht, um das grausame Joch derselben er die ganze Christenheit zu bringen. Daher habe er sich viel mehr des nigreiches verlustig gemacht, als Ferdinand. Zuletzt sei er geflohen, und habe Länder preis gegeben. Das Haupt sei fort: was sollen die Glieder? Es langte die flehende Bitte an ihn: da bei Fortdauer des Krieges nur der Ruin r Länder zu erwarten stehe, so möge er, um nicht den Schein auf sich zu den, daß er seiner Ehre, seines Nutzens wegen die Länder gesucht, jetzt ent- gen.[1]

Friedrich wollte nicht. Denn zugleich gelangten andere Berichte an ihn. nsfeld war in der Schlacht bei Prag nicht mit besiegt. Er hatte sich fern alten, bei Seite gestanden, abwartend wie die Dinge laufen möchten. Seine ffnungen waren zur Wahrheit geworden: ihm winkte der alleinige, der beschränkte Oberbefehl, die Aussicht als Söldnerfürst zu herrschen. Denn auf en Mann, der während der Anwesenheit Friedrichs in Böhmen nichts für gethan, der Niemandem hatte gehorchen wollen, der mit dem Mistrauen er anderen Anführer und Räthe Friedrichs, mit dem Fluche des böhmischen rgers und Landmannes beladen war: auf diesen Mann, der nun nach der tscheidung sich zu Allem willig erbot, setzte Friedrich auf einmal alle seine ffnung. Wie das geschah, wie Mansfeld diese Hoffnung rechtfertigte, werden später ersehen.

Die Sache Friedrichs war nicht bloß im Erfolge vereitelt, sie war in den gen der deutschen Nation moralisch unrettbar dahin. Sehen wir ab von den ufbolden aller Lebensstände, von dem fürstlichen bis zu dem geringsten Söldner, seine Haut und Gesundheit, der Leib und Leben an die Hoffnung auf ünderung und Beute wagt: so hatte kein deutscher Katholik, kein deutscher theraner die Sache Friedrichs je gebilligt. Von den reformirten Deutschen en wir erst später unsern Beweis in dieser Art zu bringen. Aber selbst man misbilligt, da scheint der glückliche Erfolg dennoch ein gewisses Recht verleihen. Auch ein solcher war hier nicht eingetreten. Die Flugschriften gen die Nachricht von dem maßlos jämmerlichen Ausgange des böhmischen zuges durch die deutschen Länder. Auch Friedrichs Erbärmlichkeit konnte

[1] Theatrum Europ. I. 516 ff.

dabei nicht verhehlt bleiben. Die Geringschätzung seiner Person schimmert in allen Flugschriften jener Zeit herdurch. Dem entsprechend war die Behandlung, welche er erfuhr. Friedrich fand zu Wolfenbüttel und Braunschweig nicht einmal die Aufmerksamkeit, um von Theilnahme nicht zu reden, welche das Volk jederzeit so gern einem unglücklichen Fürsten zollt. Man achtete seiner nicht.[1] Und während er noch dort weilte, hallte der Achtruf des Kaisers über ihn durch die deutschen Länder.

Wir haben gesehen, wie der Kaiser Ferdinand nach dem Wunsche des Kurfürstentages zu Mühlhausen vor einer Achtserklärung noch eine Abmahnung mit Androhung derselben erlassen sollte. Er hatte dieß gethan. Wir haben ferner gesehen, wie im Mai 1620 der Reichsrath dem Kaiser das Gutachten gab, daß Friedrich als Majestätsverbrecher der Acht verfallen sei.[2] Ferdinand sprach dieselbe noch nicht aus. Unter den kaiserlichen Räthen mochte das nicht von allen gebilligt werden. Derjenige von ihnen, der mit dem sächsischen Hofprediger Hoe von Hoenegg in Verkehr stand, hätte sie längst schon ausgesprochen gewünscht.[3] Ferdinand zauderte. Auch nach der Schlacht am weißen Berge erließ er sie nicht. Er besprach sich abermals mit dem Herzoge Max, ob es thunlich sei.[4] In dieser Zeit, wo jeder Tag eine neue Kunde brachte, daß die Sache des Pfälzers in Böhmen rettungslos verloren sei, hätte es in der Hand desselben gestanden dem Schlage der Acht zuvorzukommen. Nur das kann der Sinn der Mahnung Johann Georgs gewesen sein: es könne etwas geschehen, was Friedrich nicht erwarte. Und weil wiederum der Kaiser so lange zauderte mit einem Spruche, zu welchem er nach dem Gutachten des Reichshofrathes berechtigt und verpflichtet war: so kann es nur der Zweck des Kaisers gewesen sein dem Pfälzer die Thüre zur Umkehr offen zu halten, so lange es noch möglich war.[5] Die Nachrichten, die im November, im December, im Januar über Friedrich einliefen, bewiesen, daß alle solche Hoffnung vergeblich sei. Der Kaiser entschloß sich zu dem letzten unvermeidlichen Schritte der Achtserklärung. Er sprach sie aus am 23. Januar 1621. Geflissentlich ward zu der feierlichen Handlung aller Pomp aufgeboten, den die goldene Bulle vorschrieb. Der Ruf hallte wieder durch das deutsche Land. Es ist kein Zweifel, daß die ungeheure Mehrheit der Deutschen ihn ansah als wohl verdient.

Friedrich eilte fort von Wolfenbüttel nach Hamburg. Von dort aus entsandte er abermals einen glühenden Brandbrief, dießmal an Bethlen Gabor. Er habe, sagt er, nach seiner Niederlage sich nach Schlesien begeben, in der Hoffnung, daß seine Unterthanen dort ihrem Eide gemäß gegen ihn als die von Gott gesetzte Obrigkeit sich bis zum letzten Athem getreu beweisen würden. Nicht also sei es ergangen. Wie die rebellischen Mähren meineidig gegen ihn sich

[1] Hurter VIII. 569.
[2] a. a. O. 572.
[3] Senkenberg XXIV. p. LX.
[4] Hurter VIII. 574.
[5] Man vgl. das Schreiben Camerars über die Meinung Spinolas bei Söltl III. 122.

dem Kaiser unterworfen: so seien die Schlesier gleichfalls meineidig einen Vertrag mit dem Kurfürsten von Sachsen eingegangen. Aber es sei Gottes Wille, daß er das Königreich Böhmen wieder gewinne, und seine Pflicht sei dem Willen Gottes zu gehorchen, deshalb müsse er den Krieg auch ferner fortsetzen, seine pflicht- und eidvergessenen Unterthanen mit Feuer und Schwert verfolgen, und die rechtlehrende christliche Religion befördern.[1] „Darum begehren wir anjetzo nichts mehr," sagt Friedrich, „als daß Ew. königliche Würde den angefangenen Krieg in Ungarn wider den Kaiser Ferdinand nach höchstem Vermögen fortsetzen wollen, damit Oestreich, Steier und Kärnthen verheert, Mähren verstört und Schlesien nebst anderen einverleibten Ländern zu Grund in die Asche gelegt werden." Aber Bethlen Gabor konnte seinerseits fragen, was denn Friedrich selber thäte. Auch dieser Frage kam Friedrich mit einer Antwort entgegen, wie sie seiner Sinnesart entsprach. Er habe, sagte er, durch die Hülfe des Königs Jakob, der Könige von Dänemark und Schweden, der Stände von Niedersachsen ein Heer von 20,000 Mann unter seinem Befehle, nehme täglich mehr Söldner an, und gedenke innerhalb zweier Monate sich nach Böhmen zu begeben und mit Mansfeld zu vereinen.

Als Friedrich diese Worte schrieb, hatte er, wie sich von selbst versteht, auch nicht einen einzigen Mann zur Verfügung. Es war alles erlogen. Er floh weiter nach Segeberg, wohin Christian IV. von Dänemark einen Convent der Fürsten berufen. Die Siege der kaiserlichen Waffen schienen doch den Fürsten des Nordens Gefahr zu drohen für die evangelische Religion, d. h. für ihren Besitz der Stifter und anderer Kirchengüter. Sie beriethen, wie sie dagegen sich in Vertheidigung zu setzen hätten. Dagegen waren sie der Person des Pfalzgrafen, der mittelbar diese Gefahr für sie herauf beschworen, keineswegs geneigt.[2] Friedrichs Oheim, Christian IV. von Dänemark, fuhr ihn an: „Wer hat euch geheißen Könige zu verjagen und Königreiche einzunehmen? Haben es eure Räthe gethan: so haben sie gehandelt wie Schelme." Er fragte weiter: „Warum habt ihr die Bilder zerstört?" Friedrich entgegnete: wer ein Haus habe, richte es gern nach Gefallen ein. „Es ist die Frage," erwiederte Christian, „ob es euer Haus gewesen." So sehr sich dann der König für die Sache Friedrichs durch eine Gesandtschaft bemühte, so war doch für die Person desselben, dort, wo man ihm so kurz und bündig die Wahrheit sagte, seines Bleibens nicht.

Er floh westwärts über Bremen und Münster nach Holland. Also war es der Wunsch der hochmögenden Generalstaaten. Gerade damals ließ der König Jakob mehr als einmal seinen zürnenden Unmuth in Briefen an die Generalstaaten aus, daß sie die Ursache seien an dem Unglücke seiner Kinder.[3] Das kümmerte weder die Hochmögenden, noch Friedrich. Unter einem Geleite ihrer Reiterschaaren betrat der Mann, an dessen Fersen sich Deutschlands Fluch und

[1] Londorp. II. 377.
[2] Müller III. 468.
[3] a. a. O. 460.

Unheil heftete, die holländische Grenze und zog nach dem Haag. Dort ward er fortan verwendet als die willkommene Puppe, die gern sich brauchen ließ, um zu Gunsten der Holländer im deutschen Vaterlande Krieg und Verderben auszusäen. Im Haag hauptsächlich haben wir für die ersten zehn Jahre das Gebläse des Feuers zu suchen, welches Deutschland in Asche legte. Man erkannte dieß damals sehr wohl. „Deutschland," sagt eine der besten lutherischen Flugschriften [1] jener Zeit, „muß mit Herzeleid sehen und hören, daß fast alle Unordnung, Trennung, Krieg und Aufruhr von Holland aus ihm ins Herz geführt werden."

Max hatte sein Versprechen dem Kaiser gelöst. Böhmen war bezwungen. Es liegt in der Natur der menschlichen Dinge, daß der Gegenstoß der bisher unterdrückten Partei gegen die Unterdrücker sich abmaß nach der Heftigkeit und Gewaltsamkeit, welche sie selber erfahren. Deshalb kam über Böhmen unendliches Weh. Die erste Plage war die des Kriegsvolkes. Das kaiserliche Heer fügte sich in keine Zucht, und ließ an keine Ordnung sich binden. Die lauteste Klage darüber führte der Herzog Max gegen den Kaiser. Am Tage vor seiner Abreise meldete er, daß das Rauben, Plündern, Mishandeln der Frauen endlos sei und nichts anders zu erwarten stehe, als zuletzt ein allgemeiner Aufstand der ganzen Bevölkerung gegen die kaiserlichen Truppen, zu geschweigen der täglichen Gefahr des Mordes zwischen bayerischen und kaiserlichen Reitern und Knechten. [2] Diese Klagen des Herzogs sind, wie es scheint, ein vollgültiger Beweis, daß die bayerischen Truppen die bessere Mannszucht, zu welcher Tillys kräftige Faust sie gebracht, auch als Sieger bewahrten.

Dann folgte die Confiscation der Rebellengüter. Die Maßregel war dem Buchstaben des Rechtes gemäß, die Ausführung unendlich hart, um so mehr, da hier, wo die Gewinnsucht betheiligt wurde, sich ein weites Feld für alle bösen Leidenschaften und die Möglichkeit eröffnete Unschuldige mit in das Netz zu verstricken, weil sie das Verbrechen an sich trugen reich zu sein.

Der Majestätsbrief war durch die offene Rebellion der Böhmen von selbst gefallen. Mit demselben fiel auch die sogenannte Religionsfreiheit, welche darin bestand, daß ein jeder Grundherr auf seinem Grund und Boden, in den Kirchen, deren Patronat er besaß, diejenige Religion predigen ließ, welche ihm am besten gefiel. Eben darum rechnete man damals in Böhmen und Mähren dreißig Sekten, jede mit verschiedener Farbe und Gestalt. [3] Anfangs traf die Ausweisung bloß die calvinischen Geistlichen. Auch ward nicht der Gesichtspunkt der Religion vorangestellt, sondern derjenige der Theilnahme an der Rebellion. Die calvinischen Geistlichen wurden ausgewiesen, „weil sie in der Kreuzwoche des Jahres 1618 durch Verlesung einer mit Unwahrheiten angefüllten Schrift von der Kanzel das Volk aufgehetzt hätten." [4] Die lutherischen Geistlichen schmeichelten

[1] Speculum Germaniae p. 20.
[2] Wolf, Maximilian IV. 453.
[3] Hurter VIII. 591.
[4] Hurter, Ferdinand VIII. 591.

sich damals noch mit der Hoffnung, daß man von kaiserlicher Seite dabei stehen bleiben, sich auf das Verbot des Calvinismus beschränken würde. Sie hatten ja so eifrig ihre Loyalität bezeugt, eifriger selbst als die Katholiken. Dennoch irrten sie sich. Der Kaiser Ferdinand selbst hätte vielleicht sie geduldet; allein der päpstliche Nuntius Caraffa betrieb mit Nachdruck die volle Durchführung des landesherrlichen Reformationsrechtes, des Rechtes cujus regio, ejus religio, welches der Religionsfriede von Augsburg den Landesfürsten verlieh. Der Kaiser gab dem Andringen Caraffas zwei Jahre später nach. Im Jahre 1622 mußten die lutherischen Geistlichen Prag und Böhmen verlassen. Die Zahl derselben war nicht groß. Es waren zwei Männer.[1]

Daß der Kaiser also verfuhr, durfte man von protestantischer Seite tief beklagen. Eben darum vernahm der Kaiser auch in seiner Umgebung abrathende Stimmen, welche hinwiesen auf die Möglichkeit der Entfremdung der Lutheraner im Reiche. Johann Georg von Kursachsen führte in demselben das Wort. Aber seinen Klagen setzte man von Wien aus die Frage entgegen: ob der Kaiser in seinen Erblanden des Reiches geringer sein solle, als der kleinste Fürst in seinem Territorium, ob und warum allein der Kaiser nicht thun dürfe, was das Reichsgesetz des Religionsfriedens einem jeden Fürsten gestatte, was ein jeder Fürst demgemäß ausübe. Also in Wahrheit lag die Sache. Als ein Unrecht hätten die Austreibung der beiden lutherischen Geistlichen von Prag dem Kaiser nur diejenigen lutherischen Fürsten vorwerfen dürfen, die in ihren Ländern Calvinisten oder Katholiken duldeten, calvinische Fürsten, die in ihren Ländern Katholiken oder Lutheraner duldeten. Das Letzte geschah nur unter dem Kurfürsten von Brandenburg, und nicht aus Kraftgefühl. Im Uebrigen war Duldung nicht vorhanden, bei keinem jener Fürsten. Wenn sie dem Kaiser Ferdinand über die Herstellung des Katholicismus in Böhmen einen Vorwurf machen wollten, so konnte es nur der sein, daß Ferdinand sich nicht zu einer höheren Stufe der Anschauung empor gehoben, als auf welcher sie standen, daß er nicht um dieser höheren Anschauung willen auf ein Recht verzichtete, welches die Vorfahren dieser protestantischen Fürsten nach ihrem Siege über die Kaisergewalt 1555 festgesetzt, damals freilich nicht im Interesse des Kaisers, sondern im eigenen. Auch hielten diese Einwendungen Johann Georgs nicht vor. Der Kaiser that ihm keinen Eintrag über die Befestigung des Lutherthums in der verpfändeten Lausitz: durfte da Johann Georg beharren bei seiner Abmahnung an den Kaiser? Wir werden sehen, wie er später das reichsgesetzliche Recht des Kaisers zu diesem Verfahren in den Erblanden vollständig anerkannte.

Schwieriger indessen ward die Frage der Rekatholisirung Böhmens dadurch, daß noch niemals das Recht des cujus regio, ejus religio in einer so großartigen Weise angewendet ward. Was die protestantischen Fürsten in ihren

[1] Man vgl. über die Sache: Carlo Caraffa, Relatione u. s. w., herausgegeben von J. G. Müller. 1860. S. 141 ff. Caraffa bespricht die Sache sehr ausführlich. Ferner: Caraffa de Germ. Sacra rest. p. 114. 130. 134.

Ländern gethan, war im Umfange, nicht im Wesen geringer, als das was Ferdinand that. Darum fiel dieß stärker auf. Und ferner hatten sich die protestantischen Zustände Böhmens entwickelt in einer langen Reihe von Jahren. Was langsam und allmählig geworden war, das sollte nun enden mit einem plötzlichen Streiche. Das mochte Vielen sehr hart erscheinen.

Auf der anderen Seite hatte der Kaiser Ferdinand für sein Verfahren einen Grund der Rechtfertigung, dessen lutherische und calvinische Fürsten völlig entbehrten. Wer denn waren der Mehrzahl nach die Protestanten von Böhmen? Was war der Protestantismus dort? Seit Jahrzehnten hatten die Feudalaristokraten der östreichischen Erbländer ihre Auflehnung gegen den Landesherrn, ihr Streben nach Eigenmacht in den Deckmantel der Religion gehüllt. Bevor der Protestantismus dort sich erhoben, das heißt, bevor die Feudalaristokraten den Protestantismus als das geeignete Mittel erkannt, um für sich nach völliger Selbstherrlichkeit zu trachten, hatte nach Verhältnis gegen die neuere Zeit Ruhe und Friede geherrscht. Der Kaiser Ferdinand als Katholik suchte den Grund dieser Unruhen und Empörungen nicht in der Art und Weise, wie die Großen des Landes den Protestantismus handhabten, sondern im Protestantismus selbst. Wir haben vernommen, wie die lutherischen Geistlichen von Prag sich mit Nachdruck gegen das Unwesen Friedrichs aussprachen, wie ihre Klage durch die deutschen Länder ging und dort Wiederhall fand. Freilich; aber also redeten die lutherischen Geistlichen in der Stadt Prag, nicht diejenigen, welche in den Dörfern und auf den Edelsitzen der Herren von Böhmen unmittelbar abhingen von diesen Herren, nicht geschützt durch den Zusammenhang mit irgend einer kirchlichen Macht, einer kirchlichen Behörde von Ansehen und Gewalt. Diese anderen Geistlichen, preisgegeben mit Weib und Kind in die Hand des Patrones, konnten nicht anders reden, als wie es der Brodherr gebot. Ferdinand konnte hier nicht den Unterschied machen zwischen Lutherthum und Calvinismus, weil derselbe für Böhmen weder in seinen Augen, noch auch in der That wesentlich war. Die böhmischen Großen hatten einen calvinischen König gewählt, weil sie hoffen durften, derselbe werde wegen seiner Verbindungen im Auslande rücksichtsloser in der Wahl seiner Mittel sein. Unter ihnen selbst waren wenige eigentliche Calvinisten. Da überhaupt die Religion nur der Deckmantel ihres Verbrechens war, so führte jedes äußere Bekenntnis, wenn es nur nicht mit demjenigen des Kaisers übereinstimmte, wenn es nur den Vorwand bot zur Forderung von Religionsfreiheit, sie auf gleiche Weise zum Ziele. Daß das lutherische Volk in den Städten und die lutherischen Geistlichen dort, denen es Ernst war um ihr lutherisches Bekenntnis, die Sache anders betrachteten, wie die Feudalaristokraten, denen die Religion Mittel war zum Zwecke, war für den Kaiser auf seinem kirchlich-politischen Standpunkte nicht ein durchschlagendes Hindernis gegen seine Maßregel. In unserer Zeit würde der Gedanke nahe liegen eine kirchliche Behörde für das Lutherthum zu gründen und dadurch die Oberleitung zu behalten. Wir haben gesehen, wie auch Maximilian II. schon für die Erblande Oestreichs diesen Gedanken gehabt, aber ihn nicht durchführen konnte, weil die Zeit nicht

f war dazu. Ferdinand hat an eine solche Maßregel wohl kaum gedacht. Er ff energisch, entscheidend durch. Seine Maßregel traf den ganzen Protestantmus. Indem er diesen ausschloß, sorgte er nach seiner Ueberzeugung für die ihe und den Frieden.

Man mag das Verfahren beklagen; aber ein Vorwurf besonderer Art gegen Kaiser Ferdinand ist von daher nicht gerechtfertigt. Auch ist der Name eines ligionskrieges von daher nicht berechtigt, und Johann Georg von Kursachsen ft wies ein solches Wort zurück. Wir werden das später ersehen.

Die Maßregel traf offenbar nicht bloß Schuldige, sondern auch Unschule mit schwerem Drucke. Vorher schon erfolgte eine andere Strafe, freilich für Schuldige, nur für die Leiter und Führer, aber nach der Meinung er Späteren dennoch für hart, selbst für grausam geachtet. Erörtern wir selbe.

Es war zu erwarten, daß in Böhmen eine Strafe stattfinden würde, blutig nach der Größe des Verbrechens der Rebellion und dem Geiste der Zeit. Die iupter des Aufstandes hatten sich empört gegen Eid und Pflicht. Sie hatten frevelnde Hand an die Diener ihres Königs gelegt, die in seinem Namen, ne Ahnung der Absicht des ungeheuren Frevels schutz- und wehrlos vor ihnen nden. Sie hatten erbarmungslos die Flehenden einem anscheinend gewissen le überliefert. Sie hatten die auch da noch zur Versöhnung ausgestreckte Hand es Fürsten zurückgestoßen, hatten mit fremden Herrschern außer Deutschland, dem Erbfeinde der Christenheit Verschwörung angezettelt gegen ihr Oberhaupt. hatten die Sicherheit seines eigenen Hauses gefährdet, in seine Fenster geiffen, hatten dann ihn abgesetzt, ein anderes Haupt erwählt, mit Hülfe desen Krieg geführt gegen ihren rechtmäßigen Herrn, dem sie geschworen, hatten Land in unabsehbares Verderben gestürzt, alles unter dem erlogenen Deckntel der Religion. Ferdinand konnte, durfte um des allgemeinen Beispieles len nicht verzeihen.

Der Geist der Zeit war hart und grausam. Die Scheiterhaufen der Hexen erten fern und nah. Die Menschen wuchsen auf in der Gewöhnung an Blutnen und Hinrichtungen. In den Kellern der Rathhäuser deutscher Städte llten die Gewölbe wieder von dem Schmerzensrufe derer, die man in politischen oceſſen auf der Folter sterben ließ.[1] Wir haben nicht die milderen Anauungen unserer Tage auf jene Zeit zu übertragen. Nicht die Abkürzung der desstrafe, das Zusammendrängen derselben auf einen Moment war das Ziel, h welchem man strebte, sondern die Verlängerung der Qual nach Maßgabe Schuld. König Jakob von England ließ den Verurtheilten der Pulverschwörung lebendig die Eingeweide aus dem Leibe reißen und verbrennen, ifzehn wurden lebendig geviertheilt u. s. w. Es war eine Zeit, wo Fürsten er es ihrer Würde angemessen hielten der Hinrichtung ihrer Gegner zuzuen. Moritz von Nassau schaute von seinen Fenstern herab auf den Justizmord,

[1] Man vgl. Strombecks Henning Brabant in Braunschweig.

der mit seinem Wissen und auf sein Geheiß an Oldenbarnevelt verübt wurde.[1] Sein Vetter Moritz von Hessen, der bewandert war in allen Wissenschaften, hielt es seiner Würde gemäß zuzuschauen bei der Viertheilung eines Lebendigen, der mit unerhörter Eile kaum drei Tage nach seinem Vergehen in des Landgrafen eigener, persönlicher Sache dieses Loos erfuhr, und Moritz schrak nicht zurück von dem Sterbenden das letzte Wort zu vernehmen, daß er seinen irdischen Richter Moritz vorlade vor Gott am Tage des Weltgerichtes.[2]

Verfuhr auch Ferdinand also, der deutsche Kaiser? Gemäß der Carolina, dem Gesetzbuche des römisch-deutschen Reiches, erfolgte der Spruch mehrere der Schuldigen lebendig zu viertheilen. Aber Ferdinand II. war nicht ein Jakob, nicht ein Moritz. Er bestätigte nicht den Spruch. Auch seine heftigsten Gegner, insofern sie nämlich etwas von ihm wußten, und nicht wie später so oft geschehen, ihre Meinung über seinen Charakter lediglich gestalteten nach der eigenen Einbildung, erkennen ihm das Zeugnis zu, daß er von Blutdurst nie eine Spur zeigte.[3] Wallenstein machte später bei der zweiten Uebernahme des Generalates als einen Grund seiner Forderungen geltend: kaiserliche Majestät sind gar zu mild und lassen geschehen, daß Jeder, der den kaiserlichen Hof kenne, Verzeihung erhalte.[4] Vielleicht hat dieser Vorwurf ein begründetes Recht. Der Kaiser war mild. So auch bewährte er sich diesmal. Die Nacht vor der Unterzeichnung des Urtheils brachte er schlaflos zu. Am Morgen legte er seinem Beichtvater Lammermann die Frage vor: ob er ohne Verletzung des Gewissens die Verurtheilten begnadigen könne, oder ob er die Vollziehung des Richterspruches gestatten solle. „Beides," erwiederte Lammermann, „steht in Eurer Majestät Befugnis."[5] In der That suchte Ferdinand Beides zu vereinen.

Es ist die Frage, ob nicht die Geistlichkeit Ferdinand zur Schärfe angereizt, wenn nicht die Jesuiten, so doch die Kapuziner. So nämlich hat man neuerdings gesagt. Die Sache ist diese. Vor etwa 60 Jahren erwähnte zuerst Senkenberg,[6] daß der Kapuziner Sabinus in einer zu Wien gehaltenen Predigt den Kaiser zur äußersten Schärfe gegen die Böhmen aufgerufen. Diese Worte von Senkenberg haben neuerdings den Einen und Anderen verleitet die Sache so anzusehen, als habe der Kapuziner Sabinus von der Kanzel herab das Blutgericht von Prag als ein Gott wohlgefälliges Werk gepriesen. Es ist die Frage, ob die Sache so sich verhalte. Die Predigt des Sabinus ist uns erhalten.[7] Er sagt darin: es sei die Pflicht Ferdinands zu handeln wie der Töpfer, der ein Gefäß, das ihm nicht gefalle, zerbreche und neu forme. Doch fügt er dann selbst hinzu, als hätte er dieß spätere Misverständnis geahnt: „Klarer muß ich es sagen.

[1] Cl. Sarrarii epistolae p. 196.
[2] Rommel, Geschichte von Hessen VI. 635.
[3] Habernfeld p. 61.
[4] Förster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst p. 179.
[5] Hist. persecutionum eccl. B. 221.
[6] Senkenberg XXV. p. 59.
[7] Londorp. II. 228.

erreiß ihnen die gegebenen Bewilligungen, weil dieselben dem Gesetze Gottes zuwider laufen. Nimm ihnen die Freiheiten, welche deine Vorfahren ihnen gegeben. en Majestätsbrief mach zu nichte; denn er gereicht deiner Krone zum Nachtheil nd zum Schaden." Das sind die schärfsten Worte des Sabinus, in denen von lut nichts zu finden. Jener Aufforderung zur Vernichtung des Majestätsiefes bedurfte es nicht, da bereits der offene Aufruhr der böhmischen Großen, r Krieg gegen ihren Kaiser ihre Privilegien vernichtet hatte.

Andere Vermuthungen über die Neigung der Geistlichen in Ferdinands ngebung ermangeln des Beweises, und der Rath Lammermanns, den wir ch den Worten eines Feindes von Lammermann berichtet haben, ist nicht ein ugnis einer Härte.

Mit Thränen in den Augen, mit zitternder Hand unterschrieb Ferdinand s Todesurtheile, doch so, daß er die Viertheilung bei lebendigem Leibe in Entuptung verwandelte. Zwölf andere wurden zu Gefängnis oder anderer Strafe egnadigt, unter ihnen auch Poppel von Lobkowitz, der vor dem Herzoge Max it solchem Nachdrucke geweint hatte. Das Benehmen der Anderen in den letzten tunden söhnte Manche aus mit ihrer Vergangenheit, und ließ sie für Viele s Märtyrer erscheinen. Soll diese Benennung einen Sinn haben: so kann sie r das Martyrthum der Feudalaristokratie bezeichnen, welche heilige Namen zu ren Zwecken misbraucht. Die Mehrzahl der Hingerichteten gehörten zum Herrenid Ritterstande. Allein so seltsam verblendet ist die Meinung der Menschen, ß man später nicht die Gerechtigkeit des Kaisers pries, der keinen Unterschied achte zwischen Hohen und Niedrigen, sondern daß man um so mehr das edle lut beklagte, das an einem Tage stromweis geflossen.

Und wer von diesen Großen beklagte die Asche der Städte und Dörfer, le die Trümmer, welche schon damals Lebensglück und Lebensfreude so vieler enschlichen Wesen begruben und ferner noch begraben sollten?

Nur dieses Blut ließ Ferdinand fließen. Die in Mähren zum Tode Vertheilten, 23 an der Zahl, wurden sämmtlich begnadigt. Und wo Ferdinand rzieh, da verzieh er völlig und ohne Rückhalt. Der Graf Nachod, einst des isers Kämmerer, war zu Friedrich übergetreten. Hernach verzieh ihm Ferdinand f die Bitte des Grafen Zierotin, und gab ihm den Kammerherrnschlüssel zurück. ber man wußte, daß Nachod mit Friedrich davon gesprochen, wie Ferdinand f der Jagd könne gefangen, oder sonst aus dem Wege geräumt werden. eran wurde Ferdinand erinnert. Man fragte ihn, wie er Jemandem trauen öge, der so schwer sich gegen ihn vergangen. „Gewähre ich Jemanden Verbung," erwiederte Ferdinand, „so thue ich es mit solchem treuen Herzen, daß ihm niemals mehr etwas Böses zutraue, und es ist mir, als hätte er nieals etwas wider mich gethan. [1]

Noch eine Frage haben wir in Bezug auf die Prager Hinrichtung zu erörtern, die wichtigste hier für uns: wie stand Tilly dazu? — Der alte Held hatte

[1] Khevenhiller IX. 1392.

die böhmischen Rebellen in offenem Kriege besiegt. Nur das wollte er, nicht mehr. Sein milder Sinn hätte nach dem Siege am liebsten die Gnade walten lassen. Da das nicht möglich war, ging Tilly an die Grenze des Erlaubten, es wäre denn, daß er von Ferdinand geheime Weisung bekommen hätte, was nicht unmöglich ist. Er wußte was kommen würde, und gab den Bedrohten einen Fingerzeig ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie blieben. Sie waren in leichter Haft. Eines Tages erblickten sie die Wachen nicht. Dieselben mußten weggenommen sein: der Weg war frei. Auch das benutzten sie nicht. Mehr zu thun stand nicht in Tillys Macht. [1]

Vierter Abschnitt.

Zur selben Zeit als Max und Tilly durch ihren energischen Feldzug in Böhmen die Sache entschieden, ward auch im Westen des Reiches, in der Pfalz am Rhein in ähnlicher Weise gekämpft. Spinola nahte im Sommer 1620 als Feldherr des burgundischen Kreises. Der Zusammenhang der Niederlande mit dem Reiche war rechtlich damals noch nicht aufgehoben: der König von Spanien war als Fürst des burgundischen Kreises ein Glied des deutschen Reiches. Deshalb klingt es seltsam, wie man in späteren Zeiten dem Kaiser einen Vorwurf daraus hat machen können, daß er von einem Reichsfürsten Hülfe forderte und erhielt gegen einen Rebellen, der kein Mittel unversucht gelassen hatte alle denkbaren Potentaten in Ost und West gegen seinen Herrn und Kaiser und das Reich in die Waffen zu bringen. Im August 1620 betrat Spinola die Pfalz. Das Heer der calvinischen Union, die nach dem Ulmer Vertrage doch etwas für das Erbland ihres Hauptes Friedrich thun mußte, stand ihm gegenüber. Zum Schlagen kam man nicht.

In Wahrheit war es auch nur ein Etwas, was die Unirten für Friedrich thaten. Es fehlte ihnen nicht bloß an einer energisch leitenden Persönlichkeit, es fehlte ihnen an dem festen Vertrauen auf ihre eigene Sache. Man tadelte ihre Langsamkeit, ihre Unentschlossenheit. [2] Ihr Feldherr erwiederte: der Zweck der Union sei Vertheidigung; darum habe man nicht Spinola entgegen ziehen, ihm den Uebergang über den Rhein nicht wehren dürfen. Spinola komme in des Kaisers Namen, der Kaiser habe bei jeder Gelegenheit versprochen: er wolle keine Unruhe im Reiche erregen. Darauf habe man sich verlassen. Diese Lage der Dinge bei den Unirten durchschaute der Landgraf Ludwig von Darmstadt, der kaiserlich treu gesinnte Mann, und baute darauf die Hoffnung einer Unter-

[1] Pelzel, Geschichte von Böhmen II. 731.
[2] Senkenberg XXIV. 548. — Hurter IX. 12.

lung. Er trat mit dem Markgrafen Joachim Ernst von Anspach, dem pte des Heeres der Union, in brieflichen Verkehr. Diese Briefe beweisen ein Einverständnis, eine Bestechung gar des Markgrafen. Auch konnte ihm nicht leicht etwas bieten, das seinem bisherigen Solde als General Union die Wage hielt. Er hatte 5000 fl. monatlich sichere Einkünfte, und so viele an unsicheren [1]. Geldvortheile also hatte er gewißlich mehr bei der n, und diese hielten ihn bei derselben zurück. Er war unentschieden, un- fig in sich. Er wollte wohl handeln, fürchtete aber dann wieder dem Kaiser misfällig zu werden, die Friedensunterhandlungen ganz abgebrochen zu , und gar den Feind in sein eigenes Land zu bekommen. [2] Er meldete 10. September 1620, daß er mit Fleiß, um dem Feinde nicht zum Neu- m Anlaß zu geben, manche gute Gelegenheit aus den Händen gelassen habe. lich drückte sich der Herzog von Würtemberg zur selben Zeit gegen den er aus. [3] Es lag zu Tage: die Fürsten der Union hatten nur so lange großes Wort gehabt, als sie nicht auf energischen Widerstand stießen. Nun dieser sich zweimal sobald hinter einander gefunden, bei Ulm und in der z, harrten sie mit Verlangen einer Möglichkeit, um gütlich und mit einigen, auch halben Ehren von der verdrießlichen Sache loszukommen. Auch die unft einer Anzahl Holländer unter dem Grafen Friedrich Heinrich von Nassau, er tausend Engländer unter Horace de Vere spannte wohl die Worte der ten ein wenig höher, änderte aber das Wesen der Sache nicht. Spinola t vor und die Union sah ruhig zu. Am Ende des Jahres 1620 waren noch Mannheim, Heidelberg, Frankenthal und Lautern in den Händen ischer Truppen.

Im Anfange Decembers 1620 kam der Landgraf Ludwig mit mehren der en Fürsten zu Worms zusammen. Damals gingen noch die Reden auf Stelzen. Spinola müsse erst abziehen, forderte man; denn er bedrohe nur die Pfalz, sondern auch die Länder der Unirten. Inzwischen kam die richt von Friedrichs Niederlage, von seiner Flucht. Der Landgraf Ludwig ete im Januar 1621 dem Joachim Ernst und bei dieser Gelegenheit allen ren Fürsten der Union mit, daß es des Kaisers fester Wille sei Friedrich seine Anhänger in die Acht des Reiches zu erklären. Das gab einen heil- n Schrecken. Joachim Ernst erwiederte: er wolle lieber in des Kaisers sten eine Pike tragen, als anderswo commandiren. [4] Der Würtemberger og erklärte, daß er nächst Gott und Gottes Wort nichts höher achte, als aiserliche Gnade, wofern er derselben gewürdigt werde. Sie baten um einen stand der Waffen. Spinola schlug das Begehren ab. Dessen ungeachtet n nun die Unirten dem Landgrafen mit Friedensanträgen immer näher.

[1] Müller III. 487.
[2] Senkenberg a. a. O. 551.
[3] a. a. O. 561. eben so für das Folgende. Senkenberg hat aus den Darmstädter ben geschöpft.
[4] Senkenberg XXV. 52.

Sie wollten eine Gesandtschaft nach Wien abschicken. Sie hofften, der Kaiser werde es nicht übel nehmen, wenn sie im Falle eines Angriffs von Spinola sich wehrten. Sie wollten den Kurfürsten Friedrich ermahnen die böhmische Krone niederzulegen und Abbitte zu thun. Sie wollten bei allen ihren Freunden sich weitere Verstärkung verbitten.

Der Landgraf Ludwig meldete das dem Kaiser. Die spätere Betrachtung dieser Dinge, welche unter veränderten Rechtszuständen des deutschen Reiches geschah, hat eben darum die früheren häufig nicht genug gewürdigt. Es war nicht bloß äußere Furcht, welche die Unirten zu solchem Zurückweichen bewog: es trat auch als nachdrückliches inneres Motiv hinzu die wieder erwachende Scheu vor der Majestät des kaiserlichen Namens. Der Landgraf Ludwig meldet dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen ausdrücklich, daß die Unirten bislang aus Ehrfurcht vor dem Kaiser gewichen seien von Ort zu Ort, in der Hoffnung dadurch den Frieden zu erlangen.[1] Und weil dieß also geschehen, weil auf der anderen Seite zu fürchten, daß die Unirten bei Versagung des Friedens in Verbindung mit den Fremden sich zum Aeußersten entschließen, weil dann allerdings die Meinung aufkommen könne, als sei es um den Untergang der evangelischen Religion zu thun: so bat der Landgraf Ludwig die Forderungen nicht zu hoch zu spannen. Wir sehen, wie der wackere Mann eine wahrhaft deutsche Politik des Friedens verfolgt.

Indessen hatte doch der Landgraf Ludwig den Muth der meisten Fürsten noch überschätzt. Sie wurden nachgiebiger von Tag zu Tag. Spinola bewilligte nichts: er forderte die schriftliche Erklärung, daß die Unirten sich des Pfälzers Friedrich nicht mehr annehmen wollten, und versprach seinerseits, daß dann der Kaiser sie als getreue Reichsstände anerkennen würde. Im April 1621 sträubten sie sich nicht mehr, sondern fügten sich ohne alle Bedingung. Am $^{2}/_{12}$ April 1621 ward zu Mainz der Vertrag unterzeichnet. Der Kaiser beeilte sich denselben zu bestätigen. Der Bund der Union lief mit dem Anfange des Monats Mai ab. Die noch übrigen Fürsten derselben versprachen ihn nicht wieder zu erneuern.

Friedrichs Rath Camerar war damals in Heidelberg. Er machte seinem Verdrusse in den heftigsten Worten Luft. „Weil das Geld aufgehört," sagt er,[2] „daß man sich nicht mehr mit Rosenobeln füllen kann, ist Muth und Kraft dahin, zur ewigen Schande. Denn ich glaube nicht, daß solch ein Exempel in irgend einer Geschichte zu finden. Es wäre besser, daß nie eine Union gewesen, als daß sie mit dieser Schmach ein Ende nimmt." So dachte Camerar. Ob auch das pfälzische Volk in gleicher Weise dachte? Derselbe Camerar berichtet uns, daß die Söldner der Unirten die Pfalz mehr verdarben, als die Feinde. Wie konnte es anders sein, da die Söldner der Union damals drei Millionen Soldrückstände zu fordern hatten?[3] Daß Spinola Ordnung und Manns[illegible]

[1] a. a. O. XXIV. 26.
[2] Söltl, Religionskrieg III. 120 ff.
[3] Hurter IX. 12.

ielt, berichten uns auch andere Gegner. Die Ursache lag außer der Persönchkeit dieses großen Feldherrn darin, daß nur er eine wohlgefüllte Kasse hatte, nd darum regelmäßigen Sold auszahlte, nicht seine Gegner. [1]

Schon im Anfange des Jahres waren die Reichsstädte von der Union abetreten. Daß einige derselben jemals der Union angehört hatten, war abgesehen on dem moralischen und nationalen Verhältnisse ein großer politischer Misgriff, essen Erklärung nur in dem Hochmuthe der Patriciergeschlechter gesucht werden ann. Auch fehlte es nicht an scharfen Darlegungen dieses Sachverhaltes. Ein tädter selbst, und zwar augenscheinlich ein lutherischer, hält seinen Mitbürgern achdrücklich vor, [2] daß sie in den Augen der Fürsten und Mächtigen nichts ien als umgemauerte Bauern. „Jene haben das ganze Kriegswesen in ihrer erwaltung und werden mit dem Kriegsvolke, das sie auf unsere Kosten georben, das wir auch ferner bezahlen, von uns herauspressen, was sie gelüstet. s ist möglich, daß sie so ehrlich sind es nicht zu thun; aber sollen wir die Freieit und Sicherheit, deren wir uns im Anschließen an den Kaiser erfreuen, erst on fremder Gnade erwarten? — Unterliegen wir in diesem Bündnisse mit den Fürsten: so werden wir dem Ueberwinder zum Raube, so werden wir von den Fürsten verlassen und verachtet. Will das Glück der Union den Sieg zuwenden, o sind wir denen, welche denselben erstritten, eine Zugabe zu der übrigen Beute.“ Indessen so lange die Union zu blühen schien, fanden dergleichen Erwägungen ei den Patriciern von Straßburg, Nürnberg und Ulm keinen Eingang. Erst ls die Schlacht bei Prag dem rechtmäßigen Oberherrn den Sieg gegeben, beilten sich die Städte glücklich heimzukommen. Straßburg zuerst, dem die ndern folgten, versicherte dem Kaiser seine Treue. Ferdinand nahm sie gnädig n. Er dehnte die Verzeihung aus auf alles, was nur möglicher Weise auch on früher her in Betracht kommen konnte. [3] Er erhob ferner die Schule von Straßburg zu einer Universität. Die Reichsritterschaft hatte von Anfang an esser ihr eigenes Interesse verstanden. Der Pfälzer Friedrich, der Landgraf Moritz fanden mit ihren Aufforderungen gemeinsame Sache mit ihnen gegen Spinola zu machen, nur Ablehnungen. Gegen die Gewalt dieser Fürsten bat ie Reichsritterschaft den Kaiser um Schutz. [4] Ferdinand war sehr bereitwillig enselben zu erweisen und wies Spinola an den Rittern mit Nachsicht zu beegnen.

Nur ein Fürst, welcher anfangs der Union zugehört und sich nicht losesagt hatte, war auch dem Mainzer Vertrage nicht beigetreten. Es war der

[1] Man vgl. Söltl III. 105. 115. Aitzema I. p. 13, in Betreff Spinolas.

[2] Politischer Discurs, ob des heil. Reichs Städten vnd Herren rathsamb u. s. w.

[3] Brüsseler Archiv. Corresp. des Emp. avec les Gouv. des Pays-bas. Wie denn n diese vnsere Kayserliche gnedigste erklerung alle eure Räthe vnd Diener, so iemals er furher oder langer zeit wider vns oder vnsere Vorfahren, oder auch sonnst, ehe dieelben zu ihren Diensten kommen, geredet, geschrieben, gerathschlagt oder gehandelt haben, begriffen seyn sollen. 23. Januar 1621.

[4] Hurter IX. 16.

Landgraf Moritz von Hessen-Cassel. Die Art und Weise, wie er dennoch murrend damals sich fügte, erfordert ein tieferes Eingehen, zumal da wir daraus erfahren, in welcher Weise nicht bloß diese Fürsten, die lediglich ihren Vortheil suchten, über die Union dachten, sondern auch wie die Meinung der Geringeren war, deren Stimmen in der Geschichte der Deutschen leider allzuleicht und oft unbeachtet geblieben sind.

Wir haben gesehen, wie die Stände von Böhmen vermöge des Majestätsbriefes sich in kirchlichen Dingen desselben Rechtes erfreuten, welches die deutschen Reichsfürsten nach dem Augsburger Religionsfrieden ausübten. Jeder Grundherr hatte das Recht auf seinem Grund und Boden die Religion seiner Unterthanen zu bestimmen. Wir haben ferner gesehen, wie dies Verhältnis den böhmischen Ständen den Vorwand gab ihre Rebellion gegen den Landesherrn, der in diesem Falle zugleich der Kaiser war, mit dem Vorgeben der Religion zu verbrämen. Anders lag die Sache in Hessen-Cassel. Dort entschied Moritz über die Religion seiner Unterthanen, sowohl der adligen Landstände, als der geringsten Bauern. Demgemäß mußten dieselben calvinisch denken, weil Moritz seit 1606 es so befahl.[1] Viele auch mochten bald der Gewöhnung nach aufrichtig und aus Ueberzeugung so glauben. Allein der Gedanke sich deshalb, weil sie so glaubten, feindselig gegen das Reichsoberhaupt zu stellen, kam nicht den adligen Landständen, sondern nur dem Landesherrn Moritz in den Sinn, und zwar deshalb weil er vermöge des Calvinismus im Bunde mit Frankreich, mit den Generalstaaten, mit anderen auswärtigen Mächten auf Vergrößerung hoffte. Dieser Heißhunger nach fremdem Gute trat manchmal auf eine seltsame Weise zu Tage. Moritz erkannte die Wichtigkeit früher Einwirkung auf die Jugend, um die Anschauung des Menschen für das Leben zu bestimmen. Er war dafür sehr thätig. Er selbst componirte calvinische Kirchengesänge und befahl, daß seine Compositionen in allen Kirchen des Landes gekauft würden. Daran geschehe sein gnädiger Wille. Aehnlich versuchte er sich auf anderen Gebieten der Wissenschaft und Kunst. Er verfertigte deutsche Sprachlehren, weshalb man ihn den Casselschen Grammaticus nannte, ferner Lehrbücher der Poetik und Metrik, durch welche er, wie man gesagt hat, einem Bedürfnisse seiner Schulen abhalf. Aber eben so wichtig war es auf die Begriffe der Jugend über Recht und Unrecht einzuwirken. Geschichtliche Bücher verfertigte Moritz nicht selbst, sondern ließ sie verfertigen, so jedoch, daß der Name Hessen nicht bloß sein Land, sondern auch die umliegenden Herrschaften Waldeck, Rietberg, Darmstadt mit befaßte.[2]

Indessen seine Landstände waren keineswegs geneigt Wünschen Vorschub zu leisten, für deren Ausführung sie die Opfer zu zahlen hatten. Der Beitritt des Landgrafen Moritz zur Union geschah eben so wie in Würtemberg gegen den Willen des hessischen Landes. Die Stände weigerten sich die Beiträge dafür zu

[1] Rommel, Geschichte von Hessen VII. 285.
[2] Rommel VI. 431.

zahlen. Das hielt Moritz nicht ab. Als der böhmische Aufruhr losbrach, betonte er auf dem Unionstage mit dem schärfsten Nachdrucke: die böhmische Sache sei eine allgemeine Reichs- und Religionssache.[1] Man habe es hier mit den Jesuiten zu thun. Man müsse sich in Kriegswerbung setzen. Wenn es von ihm abgehangen hätte, so wäre ganz Deutschland schon 1619 in hellen Flammen gestanden. Er mahnte unaufhörlich das Werk zur Ehre Gottes, zur Fortpflanzung seines heiligen Wortes und zur Erhaltung deutscher Freiheit aufzufassen.[2] Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Moritz den Rath gegeben sich der Person Ferdinands vor der Wahl zu versichern.[3] Moritz war zu Allem bereit, jedoch mehr noch in Worten, als in Thaten. Wir kennen bereits seine weittragende Erklärung: er scheue keinen Haß und keine Gefahr, wenn es ihm gelinge Ferdinands Wahl abzuwenden. Seine Räthe warnten ihn. Im grimmigen Unmuthe rief Moritz aus: er wolle lieber seinen Hals darstrecken und sich abhauen lassen, als einen so beschaffenen Kaiser adduliren. Dennoch hat er sich dann der geschehenen Wahl gefügt. Er war nicht völlig so gewissenlos wie Friedrich. Er hielt diesem vor, daß er durch die Anerkennung Ferdinands als Mitkurfürsten, durch die Wahl selbst sich den Weg zur Annahme der böhmischen Krone versperrt habe.[4] Freilich nachdem Friedrich sie einmal angenommen, that Moritz was er konnte, um ihn dabei zu behaupten.

Die Landstände von Hessen sahen mit Unmuth und Verdruß auf den unruhigen Mann. Fast auf jedem Landtage bewiesen sie ihre Abneigung gegen seine friedenstörenden Projecte. Moritz ließ darum nicht davon. Er wiederholte immer wieder den alten Versuch in langen Reden, die oft zwei Stunden dauerten, die Stände über die Wahrheit irre zu führen und den Kitzel seiner Gier und Großmannsucht unter einem Wulste biblischer Redensarten vor Anderen eben so zu verhüllen, wie er es vor sich selber längst erreicht hatte. Es half nicht. Die Stände zeigten sich unwilliger von Jahr zu Jahr. Als er im Monate August 1620 außerordentliche Mittel forderte, erwiederten sie insgesammt: die Gefahr sei so groß, daß man ihr mit innerlicher Macht nicht hinreichend begegnen könne.[5] Daß dieß nur eine Verkleidung der eigentlich kaiserlichen Gesinnung der Stände, eine schonende Ausdrucksweise für den Landgrafen war, ergab sich aus seiner Weisung an die Räthe seine auswärtigen Verbindungen den Ständen zu verhehlen. Er habe schon 1610, sagte er, darüber verschiedene boshafte Reden gehört. Daß die Hessen damals die frevelhaften Plane zum Umsturze des Reiches und aller bisherigen Ordnung mit tiefer Entrüstung vernommen, liegt sehr nahe. Da die Stände sich weigerten, äußerte er sich im September:[6] er sei mit Moritz von Nassau der Meinung: man müsse die gott-

[1] Rommel VII. 349.
[2] Rommel VII. 350.
[3] a. a. O. 363
[4] a. a. O. 369.
[5] a. a. O. 56.
[6] a. a. O. S. 388.

losen Pfaffen angreifen, um von den Mitteln derselben die Heere zu unterhalten. Es war das bedeutungsvolle Wort, welches bald einen viel gelehrigern Schüler fand, als Moritz war. Den Willen dazu, auch die völlige Nichtachtung fremder Rechte besaß Moritz; allein seine Gier hatte nicht so völlig seine Ueberlegung unterjocht, daß er nicht auch erkannte, wie gefährlich die Bethätigung dieses Eifers sei. Er ging deshalb zu seinen Ständen zurück. Er forderte die Ritterschaft auf sich binnen acht Tagen, am 7. October, zum Lehnsdienste zu stellen. Er sprach, wie sich von selbst versteht, von Religion und Freiheit, drohte gegen die Säumigen mit landesfürstlicher Ungnade, mit Verlust der Lehngüter und der Pfründen. Im Jahre 1599 hatten hundert hessische Rittergeschlechter noch 227 Mann gestellt. Im Jahre 1620 kamen kaum 100, langsam, schlecht bewaffnet, mit untauglichen Pferden.[1] Immerhin mochte damals die Willigkeit zum Lehndienste aller Orten sehr abnehmen; aber eine Abnahme solcher Art war gar zu groß. Moritz rief aus: das sei scandalös, eine unerhörte Verletzung der ihm von Gottes und Rechts wegen zustehenden Obrigkeit. Der Gedanke, daß er dieselben Lehnspflichten, die er forderte, auch seinerseits nach Eid und Schwur dem Kaiser schuldig war, kam nicht in seinen Sinn.

Die Ursache des Verhaltens der hessischen Stände war in Wahrheit die, daß sie kaiserlich deutsch gesinnt waren, und dieß nicht verhehlten.[2] Moritz erwiederte unwillig: es scheine ihm, als ob die Stände die kaiserliche Majestät fast vergöttern wollten, als wäre dieselbe unfehlbar. Aus Furcht konnte diese Gesinnung der Stände nicht hervorgehen; denn es war October 1620, wo die Jämmerlichkeit des böhmischen Wesens noch nicht zu Tage lag, die Schlacht am weißen Berge noch nicht geschlagen war, die Union noch anscheinend in voller Stärke stand. Die Stände von Hessen-Cassel riethen damals dem Landgrafen an: er möge gehorchen. Moritz erwiederte: wie ihre Vorfahren Verräther gewesen seien gegen den Landgrafen Philipp: also seien sie es gegen ihn. Moritz wollte als Kreisoberster den Kreis in die Waffen rufen gegen Spinola. Die Stände entgegneten: ein solches Recht gegen den Kaiser oder den Feldherrn desselben stehe ihm nicht zu. Sie verlangten gütliche Einigung mit Spinola. Moritz wollte nicht. Als die Nachricht von dem Siege der kaiserlichen Waffen bei Prag die deutschen Länder durcheilte und von den Lutheranern in Dresden und Berlin, wie in Prag selbst, mit großer Freude vernommen ward, ließ Moritz in Cassel alle Feste verbieten und verordnete Gebete zur Abwendung der päpstlichen Tyrannei, der Verfolgung des wahren Christenthumes und der evangelischen Kirche.[3] Unterdessen stand Spinola drohend an der Grenze. Moritz mußte sich der Bitte seiner Stände zur Absendung von Gesandten an ihn bequemen. Spinola forderte Abtritt von der Union im Januar 1621.

Es ist zur Charakteristik der Anschauungen der Menschen in jener Zeit von

[1] Rommel a. a. O. S. 9.
[2] a. a. O. S. 63 und 43.
[3] a. a. O. S. 400.

wesentlicher Bedeutung das Gutachten der hessischen Räthe an ihren Landgrafen einzusehen.[1] Sie untersuchen, ob das Beharren bei der Union für Moritz nützlich und ehrenhaft sei. Die Nützlichkeit wird, wie zu erwarten, sofort verneint. Es handelt sich um die Ehrenhaftigkeit. Die Räthe legen ihrem Landgrafen, dessen grimmerfüllte Gesinnung gegen den Kaiser sie kennen, ihre Ansicht dar. Sie verwahren sich, daß sie es thun ohne alle Affecte, in ihrer Einfalt. Sie sagen, daß man sich gegen den Kaiser als die von Gott gesetzte Obrigkeit einzig und allein dann vertheidigen dürfe, wenn die Religion bedroht werde. Daß es bei der Beschützung der Pfalz um die Religion sich handele, sagen sie weiter, wird von Vielen in Zweifel gezogen. Denn der Kaiser ist vorher in Böhmen gewählt, gesalbt, gekrönt. Er ist von den Kurfürsten als König von Böhmen in das Collegium der Kurfürsten aufgenommen, als solcher mit den Titeln und Würden geehrt. Die Union selbst hat ihn als König von Böhmen anerkannt. Erst dann hat man den Kaiser in seinen Erblanden, ja an seinem Hoflager zu Wien selbst feindlich verfolgt, belagert, ihm sein Land verwüstet. Der Kaiser hat das hoch empfunden, hat sich zur Wehr gesetzt, und Gottes Verhängnis hat ihm den Sieg gegeben. „Sollen wir das misbilligen, mit Feuer, Blut und Schwert verfolgen? Das würde nur geschehen können mit der äußersten Gefahr für die Religion und das allgemeine Vaterland. Deshalb halten wir in unserer Einfalt dafür, es sei ehrenhafter in den Schranken des Respectes gegen den Kaiser, zum wenigsten der Neutralität zu verharren. Besser wäre es für das evangelische Wesen, wenn der Kurfürst Friedrich seinen Ansprüchen auf Böhmen entsagte."

Daß die Räthe des Landgrafen Moritz zu diesem herrischen Manne also zu sprechen wagten, enthält für uns, auch abgesehen von den deutlichen Kundgebungen der hessischen Landstände, den Beweis, daß die Sache des Pfalzgrafen Friedrich bei ihnen moralisch gerichtet war, vor allen Dingen, daß man einen Zusammenhang der Rebellion von Böhmen mit der Religion nicht anerkannte.

Moritz gab so weit nach, daß er sich zu einer weiteren Besprechung in Bingen gefügig erwies. Die Bedingungen, die Spinola als Feldherr des Kaisers ihm auferlegte, waren dieselben, wie für die Union. Für das Aufgeben der Sache des Pfalzgrafen und die Eröffnung des Rheinpasses sicherte Spinola dem Landgrafen die Erhaltung des Friedens kirchlich wie weltlich. Die Räthe nahmen an. Sie gingen durch den Abschluß dieses Vertrages über den Willen des Landgrafen hinaus.[2] Er nannte das einen Landesverrath und jagte zwei der Räthe fort. Er ging noch weiter. Ungeachtet der Bitten und Warnungen seiner Stände, seiner Räthe, einiger benachbarten Fürsten, der Genehmigung des Kaisers und aller anderen Betheiligten für den Vertrag mit Spinola, verweigerte er die seinige. Weil jedoch fürerst den ohnmächtigen Worten des Zornigen

[1] Zeitschrift für hessische Geschichte III. S. 200. cf. Londorp. II. 387. — Theatrum Europ. I. 550.
[2] Rommel VII. 407.

weiter keine That entsprach, weil das Land und die Stände von Hessen-Cassel an dem Grimme ihres Herrn sichtlich unschuldig waren: so ließen die kaiserlichen Generale den zorneseifrigen Mann in Frieden.

Noch einmal hielten die Fürsten der Union im Mai 1621 einen Tag zu Heilbronn, um mit einander zu hadern, wer sich am feigsten bewiesen. Die Soldrückstände von einer Million deutete die Fülle der Leiden an, welche die unglücklichen Länder um dieses Rückstandes willen von den Söldnern zu erdulden hatten.[1] Es war mit der Union auch sonst in so mancher Beziehung ein ähnliches Verhältnis, wie mit dem böhmischen Aufruhr. Beide hatten begonnen mit schauerlichen Verbrechen: die Fürsten der Union mit dem Verrathe des deutschen Vaterlandes an Heinrich IV. von Frankreich, die Feudalherren von Böhmen mit dem unerhörten Mordversuche an den wehrlosen Statthaltern ihres Herrn. Beide hatten sich selber und die armen Unterthanen, welche die Last und Bürde zu tragen hatten, mit dem Vorwande zu belügen gesucht: es sei die Sache der Religion. Beide hatten ungeachtet der anscheinenden Furchtbarkeit nach außen innerlich ein jämmerliches Dasein gefristet und schimpflich geendet.

Die Gesinnungen des Landgrafen Moritz über den Vertrag mit Spinola legten sich dar in einer glühenden Flugschrift: Spinolischer Friedens-Unfried. Jene Zeit hat eine Reihe von Schriften hervorgebracht, heftig, fanatisch, voll Mord und Brand: diese alle überbietet der Spinolische Friedens-Unfried. Der inneren Wahrscheinlichkeit nach ist sie das Werk eines hessischen Theologen; denn es versteht sich, daß die Theologen mit den Landesfürsten in der Regel derselben Meinung sind. Die Schrift macht den böhmischen Großen heftige Vorwürfe. „Hätte man damals," sagt sie, „als die kaiserlichen Statthalter zum Fenster hinausgeworfen waren, den Kaiser mit einem Heere überzogen: so wäre jetzt das Spiel gewonnen. Es hätte eines Weiteren nicht bedurft, und wir wären jetzt Herren und Schiedsrichter in der ganzen Christenheit. Aber die böhmischen Herren haben es nicht gewagt sich mit einem jähen Angriffe der Person des Kaisers zu bemächtigen. Sie haben gleichsam mit einer Scham rebellirt." Von dem Vorwurfe eines solchen Gefühles ist allerdings der Verfasser dieser Schrift vollkommen frei zu sprechen. Die Pariser Bluthochzeit und was nur immer in den Augen des Volkes Gräßliches von solcher Art vorhanden, muß hier dazu dienen die Deutschen gegen ihren Kaiser zu entflammen. Es ist eine seltsame Gewandtheit dieser calvinischen Theologen die Sprüche der Apocalypse auf die Katholiken und die katholische Kirche anzuwenden und denjenigen Theil der Deutschen, der dem althergebrachten Glaubensbekenntnisse anhing, als Diener des Antichristes zu bezeichnen. Es ist Lehre der Jesuiten, sagt die schauerliche Schrift, daß die Vergießung alles evangelischen Blutes besser sei, als ein fruchtbarer Regen im heißen Sommerwetter.[2] Aber Spinola hielt doch Mannszucht, war sanftmüthig, mild. Die Schrift leugnet es nicht. Sie erkennt es ausdrücklich

[1] Rommel VII. 410. — Senkenberg XXV. 43.
[2] Spinolischer Friedens-Unfried p. 94.

an, hebt es hervor. Eben darum aber, fügt sie hinzu, muß der Abscheu gegen ihn um so heftiger sein, weil unter der Maske ein um so größerer Schalk verborgen ist. Die Schrift, die von Anfang bis zu Ende immer nur das Banner des Evangeliums hoch hebt, schließt mit den drohenden Worten: „Des Höchsten Blutrache über die babylonische Hure ist jetzt allernächst.“

Ob eine solche Stimmung bei dem deutschen Volke Anklang fand? Daß die Katholiken, daß die Lutheraner sehnlichst den Frieden wünschten, daß sie einstimmig das Verbrechen des Pfalzgrafen Friedrich verwarfen, haben wir gesehen, auch bevor der schimpfliche Ausgang die Erbärmlichkeit desselben völlig enthüllte. Es konnte sich nur noch fragen um die Reformirten. Wie die Stände von Hessen-Cassel dachten, haben wir erfahren. Wir haben ferner gesehen, wie die reformirten Räthe des reformirten Landgrafen Moritz selbst ihm zu sagen wagten, daß die Schritte des Pfalzgrafen Friedrich wider den Kaiser mit Recht und Ehre unvereinbar seien, daß die Religion mit dem Thun desselben nichts zu schaffen habe. Wenn diese Männer, die für eine solche offene Sprache eine Belohnung wahrlich nicht zu erwarten hatten, in solcher Weise redeten: so haben wir das Recht anzunehmen, daß nicht bloß die Waffen des Kaisers mit Sieg gekrönt waren, sondern daß auch die sittliche Anschauung nicht bloß von zwei Dritteln, sondern der gesammten deutschen Nation 1621 zu Gunsten der Sache des Kaisers war.

Und dennoch hörte der verderbliche, der entsetzliche Krieg nicht auf? Dennoch schlugen eben damals wieder die Flammen hell und lichterloh empor? Wie war das möglich?

Auf seiner Flucht hatte Pfalzgraf Friedrich bereits von Breslau aus den Ernst von Mansfeld aufgefordert zu beharren und ihn zu seinem obersten General bestellt. Wir haben schon angedeutet, wie Mansfeld der Aufforderung entsprach. Die Person dieses Anführers, sein Verhalten in Böhmen, fordert hier unsere Aufmerksamkeit.

Seit dem 20. August 1618 stand Mansfeld, der bis dahin Oberst zugleich bei den unirten Fürsten und bei dem Herzoge von Savoyen war,[1] als General der Artillerie in Diensten der böhmischen Stände. Als solcher eroberte er die kaiserlich getreue Stadt Pilsen. Genau genommen war dieß seine einzige Waffenthat, wenn wir nicht eine Niederlage dazu rechnen wollen, die er im Sommer 1619 von Bucquoi erlitt. Er hielt sich in Pilsen, welches er stark befestigte. Weder Bitte noch Befehl lockte ihn von dort hinweg. Die Verheerungen, welche seine Völker ausübten, waren schauerlich.[2] Auf die Klagen der böhmischen Stände über den Mangel an Mannszucht in seinem Heere erwiederte er mit Beschwerden über die Nichtzahlung des Soldes. Beide Theile hatten Recht; aber eben darum stieg das Mistrauen zwischen ihnen. Einer der böhmischen Herren machte den Vorschlag: da Mansfeld mit seinem Volke durch Rauben und

[1] Mansfelds Apologie.
[2] Müller, Forschungen III. 419.

Plündern so unsäglichen Schaden thue, ihm auch sonst in keiner Weise zu trauen sei: so müsse man auf Mittel bedacht sein sich seiner zu bemächtigen und ihn mit allen den Seinigen niederzuhauen.[1] Das Schreiben kam Mansfeld in die Hände, und er forderte demgemäß bei Friedrich seinen Abschied. Es war das überhaupt seine Weise, und seine Gegner erzählen, daß er damals bereits viermal bei verschiedenen Anlässen von Friedrich seinen Abschied gefordert. Die Ursache, weshalb er dennoch blieb, war die Forderung des rückständigen Soldes, und dafür war die feste Stadt Pilsen ihm ein Unterpfand. Als das kaiserliche Heer herannahte, gebot Anhalt dem Mansfeld zu ihm zu stoßen. Mansfeld blieb in Pilsen. Anhalt wiederholte den Befehl. Mansfeld rührte sich nicht, dagegen verlangte er Geld für seine meuterischen Soldaten.

Unterdessen war das kaiserliche Heer herangekommen, und Mansfeld begann mit Bucquoi Unterhandlungen über die Uebergabe von Pilsen.[2] Friedrich und Anhalt hörten davon. Auf ihre Frage erwiederte Mansfeld: er thue dies lediglich, um Zeit zu gewinnen. Dagegen schickte er Proviant ins bayerische Lager, warnte vor den nahen Ungarn, feuerte nicht auf die Truppen Bucquois, so nahe dieselben auch vorüber zogen. Was damals sein Plan war, wer mag es wissen? Er blieb in Pilsen.

Der Herzog Max von Bayern wünschte und bat damals, daß man den Sieg verfolgen, daß dem Krieg auf einmal ein Ende gemacht werden möchte.[3] Es geschah nicht. Die Hauptschuld scheint an der Uneinigkeit des kaiserlichen Generals Bucquoi mit dem Civilgouverneur Liechtenstein gelegen zu haben. Dazu war das kaiserliche Heer fast wie völlig aufgelöst, und hauste mit Plündern und Beutemachen in ähnlicher Weise, wie die Schaaren Mansfelds. Dieser ward in Pilsen nicht gefährdet, zumal da er wieder Unterhandlungen anknüpfte. Wer auch mochte die volle Gefahr von diesem Manne damals durchschauen? Die Unterhandlungen dauerten, bis Mansfelds Angebot den flüchtigen Friedrich erreichte, bis von diesem die Antwort eintraf, daß er seine Sache nicht aufzugeben gedenke, sondern Mansfeld zu seinem Generale mache, daß er ferner diesen ermächtige in der Wiederbringung des Königreiches Böhmen keine Mühe, noch Unkosten zu sparen und keine Folgen anzusehen.[4] Mansfeld brach die Unterhandlungen ab und meldete seinen Capitänen in Pilsen im Jannar 1621: „Ich habe mich mit dem Feinde deshalb in Unterhandlungen eingelassen, auf daß wir durch solches Mittel, es wäre ehrlich oder nicht, wenn wir gar kein anderes haben können, zu unserer Zahlung kommen, und zugleich auch in Mangel anderer Hülfe unser Volk von hinnen bringen könnten. Nachdem aber wir durch einen anderen Weg bezahlt werden und gute Mittel von hier weg zu kommen

[1] a. a. O.

[2] Mansfelders Ritterthaten 73. Der Verfasser ist Gegner Mansfelds. Man hat deshalb die Apologie des letzteren damit zu vergleichen.

[3] Hurter VIII. Beilage VI. und VIII.

[4] Londorp. II. 377.

n können, ich auch vermerke, daß der Feind uns nur hinhält, will ich mit Unterhandlung nichts mehr zu schaffen haben." [1]

Und nun beginnt für Mansfeld, und daß wir hier gleich es sagen, für schland eine neue Zeit. Es ist eine Zeit, die schrecklicher nicht erdacht en kann. Niemand auf deutschem Boden billigt noch die Sache Friedrichs der Pfalz, Niemand hofft und wünscht für ihn. Und dennoch ist die Sache, ist vielmehr der Name dieser Sache da, und flattert hoch als Banner des erfürstenthumes. Mansfeld hält dasselbe empor. Mit ihm tritt es ins L. Er schreitet mit demselben durch die deutschen Länder, und wo er hin- da lodert die Flamme empor, da trieft das Schwert seiner Mitgesellen Blute der Wehrlosen, da ringt sich der Schmerzensruf der gequälten Men- zum Himmel auf, bis der barmherzige Tod ein Ende macht, da schleichen um aber sicher dieser Fahne des Söldnerfürsten die bleichen Geschwister nach, Hunger und die Pest, um zu fressen, was übrig geblieben. Mansfeld tritt als Söldnerfürst. Es ist eine neue Epoche des deutschen Lebens. Friedrich ihm geschrieben: er möge keine Folgen ansehen, keine Rücksicht nehmen. hatte Friedrich Rücksichten bei Mansfeld? Er hatte doch wahrlich aus eigener hrung einige Monate zuvor sich wohl überzeugen dürfen, daß Mansfeld Rücksicht nahm irgend welcher Art, als nur diejenige seines Vortheils und ssés. Und dafür war nun Raum und freie Bahn. Es begann für Mans- die Zeit der unbedingten Herrschaft über alles, was in seinem Bereiche war. Fürst, kein Herr, kein Kaiser auf Erden herrschte mit solcher unbedingten alt. Was die Erde an Genüssen bot, das war sein. Ein General, der d welche Rechenschaft seinem Kriegsherrn abzulegen, ein Fürst, der selber und Leute zu verlieren hatte, wäre zu einigen Rücksichten gezwungen ge- n. Nichts davon paßte für Mansfeld. Er hatte unbedingte Vollmacht. Er war r- und besitzlos. Er war ein Bastard. Er war verwachsen, hasenschartig. war von Jugend auf ein anderer Ismael, Jedermanns Hand wider ihn, seine Hand wider diejenige seiner Mitmenschen. [2]

Aber Friedrich war ein irrender Flüchtling. Der in Welt- und Menschen- nis erfahrene Mansfeld mochte voraussehen, daß der Flüchtling auf seiner t geringe Ermuthigung finden werde, daß Gefahr der Unterwerfung und t des Endes der Dinge da sei. Deshalb beeilte sich Mansfeld ihn zum eren zu ermuthigen, und zeigte sich dabei in der Redeweise der Partei be- vert trotz Friedrich und Scultet. Er freue sich, meldete der würdige Diener, heroischen Muthes des Königs und des zu ewigen Zeiten rühmlichen Herzens n das Königreich Böhmen und die verbundenen Länder, ferner des großen s die wahre evangelische Religion zu handhaben, und alle frommen Menschen des Papstes Tyrannei zu erlösen. Was seine Person betreffe, so sei ihm s mehr angelegen als geleistete Pflicht und Eide standhaft und getreu zu

[1] Mansfelders Ritterthaten p. 83.

[2] Mansfelders Ritterthaten p. 7.

bewahren. Zu diesem Zwecke habe er Pilsen und Tabor in Pflicht erhalten. Er lebe der Hoffnung binnen wenigen Wochen 15,000 Mann zu haben. Der König, also bittet Mansfeld, möge sich zu falscher Friedensstiftung mit den Spaniern keineswegs bereden lassen; denn man habe von dorther ja doch bislang nur grausame Tyrannei, Meineid und Betrug erfahren. Also schrieb Mansfeld, und hatte damit den Sinn Friedrichs ganz und gar getroffen. Er, der als ein fürstlicher Bettler durch die deutschen Länder floh, von Niemandem willkommen geheißen, von Niemandem bedauert noch getröstet, verhieß [1] dem Mansfeld mit genugsamer Hülfe an Volk und Geld auf alle kommende Fälle zu erscheinen. Er werde nicht eher sein Haupt zur Ruhe legen, sagte Friedrich, bis er mit Hülfe des allerhöchsten Richters und vieler großmächtigen Potentaten sich an seinen Feinden gerochen und sie zu Schanden gemacht habe. „Das wird geschehen Gott zu sonderbarem Gefallen, unseren und der christlichen Religion Feinden zum höchsten Schrecken, aller Welt zum denkwürdigen Exempel."

Dazu war ja Mansfeld gern bereit. Aber es mußte erst ein Heer geschaffen werden; denn die Zahl der Truppen, die in Pilsen und Tabor ihm zu Gebote standen, waren nur einige tausend. Wenn das Heer erst da war: so erhielt es sich nach Mansfeldischer Weise so oder so; aber das Anwerben zuvor kostete Geld. Dieß mußte herbeigeschafft werden. Mansfelds Kopf war erfinderisch. Er erwirkte Geld in England und in Holland. Wenn er nur dieses hatte, an Menschen fehlte es nicht. Der Winter war hart und streng. Damals fror der Bosporus zu, was nur zweimal in einem Zeitraume von 900 Jahren berichtet wird. [2] Die Zersprengten des früheren böhmischen Heeres irrten umher, hungernd, von der scharfen Kälte gequält, dazu grollend über den Rückstand, den sie in Böhmen noch zu fordern hatten. Mansfelds Trommel wirbelte um durch Stadt und Land. Er gab aufs Pferd 20 Thaler Handgeld und versprach 15 Gulden Monatssold. Höher bot kein Fürst. „Daneben erbeut er sich ihnen den Raub gänzlichen zu lassen." [3] Sein Heer schwoll an zum Schrecken und Entsetzen der nah gelegenen Länder. Sie hatten allerdings zu erfahren, welche Tragweite in Mansfelds Händen die Vollmacht hatte: er solle keine Folgen ansehen.

Tilly war mit 6000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern in Prag geblieben. [4] Es könnte die Frage sich erheben, warum nicht er sofort, nachdem Mansfeld die Unterhandlungen abgebrochen, auf denselben losging, um ihn noch rechtzeitig zu erdrücken. Das bayerische Heer war durch den Marsch von Linz bis Prag unter den grausamsten Entbehrungen heftig mitgenommen. Die Krankheiten wütheten fort. Dazu war ferner ein Winterfeldzug damals nicht der Brauch. Es ist sehr fraglich, ob Tilly seine Schaaren, die wenn auch freilich aus disciplinirten Söldnern, doch immer aus Söldnern bestanden, zu einem Zuge hätte

[1] Londorp. II. 377.
[2] Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches II. 787.
[3] Müller III. 138.
[4] Hurter, Ferdinand. VIII 583.

wenden können, der wider allen gewöhnlichen Kriegsbrauch war, zumal da e Truppen einen so wohl begründeten Anspruch auf Ruhe hatten und der ater so sehr strenge war.

Auch überschätzt man gar leicht die innere Kraft der Liga. Sie hatte, wie s Bündnis, die Schwäche aus verschiedenen Personen zu bestehen, von denen ein ganz besonderes Interesse neben dem allgemeinen verfolgte. Dieß In- sse war neben der allgemeinen Sicherheit gegen die Raubanfälle calvinischer sten- und ihrer Truppen hauptsächlich und zuerst Jeder selber für sich sicher zu . Die Liga hatte bis dahin schon viel Geld bezahlt. Bis zum 20. Februar 21 hatte sie an Sold allein vier Millionen Gulden ausgegeben.[1] Die rhei- ten Glieder der Liga zahlten monatlich 70,000 Gulden. Im Januar 1621 aten sie: sie für sich hätten keine Hülfe genossen, und deshalb sei es ihr ht ihre Beiträge geringer anzusetzen.[2] Um dieß durchzutreiben, hatten sie selben einstweilen gar nicht gezahlt. Eben so hatte Salzburg seine Pflicht ht geleistet. Die Folge war, daß auch bei dem Heere der Liga eine große mme des Soldes rückständig, die Soldaten darum unzufrieden waren, und ngemäß auch die Beweglichkeit des Heeres der Liga sich verringerte. Es be- rfte der vollen Energie des Herzogs Max im Februar 1621 die geistlichen rren zusammen zu halten, und ihnen die Gefahr nahe zu legen, die sie am meisten und nächsten von Mansfeld zu befürchten hatten. In Wahrheit chte erst das Anwachsen dieser Gefahr die Glieder der Liga zu erneuten An- gungen, und eben wegen dieser inneren Schwäche des Bundes nach errun- em Siege konnte derselbe auch in den ersten Monaten des Jahres 1621 nur geringem Nachdrucke gegen Mansfeld auftreten. Das Heer desselben mehrte sich.

Der Kaiser Ferdinand erkannte schon damals die volle Furchtbarkeit dieses nteurers. Er nennt in einem Briefe an den Erzherzog Albrecht in Brüssel n im Anfange des Jahres 1621 den Mansfeld den allgemeinen Friedens- er und Landverderber.[3] Und dennoch vermochte der Kaiser nichts gegen ihn. Bethlen Gabor damals wieder den Kaiser bedrohete, hatte Ferdinand gegen nsfeld keine Waffen verfügbar. Er mußte die Abwehr desselben der Liga eimstellen. Er bat diese abermals und abermals ihn nicht zu verlassen, ihm h ferner beizustehen. Das einzige, was der Kaiser gegen den verwegenen lbner thun konnte, war die Erneuerung der Acht, die schon Matthias gegen nsfeld ausgesprochen. Da dieser Freibeuter nicht Hab und Gut besaß, das n ihm absprechen konnte: so betraf die Acht lediglich seine Person. Der iser setzte einen Preis aus von 100,000 Gulden für den, welcher den Mans- lebendig einbringe, von 10,000 Gulden für den, welcher ihn todt einliefere.

Während die Gefahr für den Frieden des Reiches durch Mansfeld stieg, hten die Freunde des Pfälzers seine Sache auch wieder moralisch zu heben.

[1] Hurter, Ferdinand. IX. 7.
[2] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse. Anhang S. 120.
[3] Brüsseler Archiv. Corresp. des Emp. avec les Gouv. des Pays-bas 1619—22.

Dieselbe hatte vielleicht den schlimmsten Stoß erlitten durch Friedrichs Werben um türkische Hülfe. Es war aller Orten in ganz Deutschland bekannt, wie Friedrich früher von Böhmen aus Verbindungen mit Constantinopel angeknüpft, wie sein Hofprediger Scultet von der Kanzel dieß theologisch gerechtfertigt und Gott wohlgefällig dargestellt hatte. Man wußte ferner, wie Friedrich noch auf seiner Flucht dem Kurfürsten von Sachsen gedroht: wenn man ihm Böhmen nicht wieder gäbe: so werde er Türken und Tartaren ins Reich rufen. Bei dem Namen Türken und Tartaren gerann dem Deutschen jener Zeiten das Blut in den Adern. Man kannte nichts Schrecklicheres darüber hinaus. Die Berichte von Plünderungen, Räubereien der Söldner jener Tage betrachten es als die höchste Potenz zu sagen: Türken und Tartaren hätten es nicht ärger machen können. Darum mußte sich auf eine solche Drohung des Pfälzers mit Türken und Tartaren bei dem friedlichen Deutschen jeder Lebensstellung ein Sturm des Unmuthes und des Unwillens erheben.

Nun vernahm man wenige Monate später ein ganz anderes Wort. Friedrich, also hieß es, [1] habe einen Brief erhalten vom Sultan mit goldenen Buchstaben auf Pergamen geschrieben. Darin habe der Sultan dem Pfalzgrafen bei dem lebendigen Gotte und dem großen Propheten Muhamed zugesagt, daß er wenn Friedrich es begehre, mit 200,000 Mann ihm zu Hülfe kommen wolle. Aber der Pfalzgraf lebe der tröstlichen Zuversicht, Gott werde ihm auch durch andere Mittel helfen können, die der Christenheit nicht so schädlich seien. Darum habe er mit David gesprochen (2 Sam. 16, 25. 26.): Werde ich Gnade finden vor dem Herrn, so wird er mich wieder holen. Spricht er aber also: Ich habe nicht Lust zu dir: — siehe, hier bin ich, er thue mit mir, was ihm wohlgefällt. Darum habe Friedrich die Hülfe des Sultans abgeschlagen. Man erörterte dieß weiter. Viele halten dafür, hieß es, daß der Pfalzgraf Friedrich durch dieses Absagen der Christenheit einen großen Dienst erwiesen, wie es seine Vorfahren durch Abwehr der Türken gethan. Dieses Verdienst um die Christenheit, um das Haus Oestreich, um das deutsche Reich sei billig höher anzuschlagen, als der Fehltritt, den Friedrich als ein junger Herr von 23 Jahren durch die Annahme der böhmischen Krone begangen. Also die Freunde des Pfalzgrafen.

Leider steht dieß Gerücht von dem Edelmuthe des jungen Fürsten auf sehr schwachen Füßen. Das Actenstück selber ist nirgends gedruckt, wie es doch, wenn Friedrich dieses Erbieten ausschlug, sein Interesse, um sich rein zu waschen, wesentlich erforderte. Die Nachrichten, die der Sache erwähnen, geben es selbst nur als ein Gerücht, begleiten es mit dem inhaltsschweren soll, und wie man sagt. Die Lage der Dinge in der Türkei war nicht der Art, daß ein solches Anerbieten auch nur denkbar gewesen wäre. [2] Der Sinn des Sultans Osman stand hartnäckig auf einen Krieg gegen Polen. Im Anfang Mai 1621 steckte er seine Roßschweife auf, und vierzehn Tage später war er mit dem ganzen

[1] Meteren III. 73. Man vgl. Theatrum Europ. I. 509 (568).
[2] Vgl. Hammer, Geschichte der Osmanen II. 782.

uf dem Marsche dahin. Etwas Anderes hatte er nicht im Sinne. Da-
ſt auf der anderen Seite an ein Lossagen der Partei, mit welcher es
hielt, der Generalstaaten, des schwedischen Königs Gustav Adolf und
, von ihren Umtrieben in Constantinopel gegen den Kaiser und das
icht zu denken. Sie setzten dieselben mit aller Lebhaftigkeit fort. Das
wird ferner widerlegt durch das Verfahren des Markgrafen von Jägern-
en Friedrich in Schlesien zu seinem General bestellt. Indem dieser Mark-
neue Stratagem nicht kennen mochte, forderte er[1] eben damals die
chen Stände, die Herren und Ritter auf sich nicht dem Kaiser zu unter-
, weil er Nachricht habe, daß der Sultan mit Polen sich vertragen, und
m Schutze des Königs von Ungarn schon etliche tausend Türken und Tar-
auf dem Weg seien.

Dazu ferner kommt, um das Gerücht von Friedrichs Edelmuth in der Ab-
ung einer vermeinten türkischen Hülfe als völlig haltlos und rein ersonnen
zulegen, die fortdauernde Verbindung desselben mit Bethlen Gabor. Dieser
pricht im April 1621 zu Friedrich die Gemeinschaft mit den Türken.[2] Er
gt, wer der größere Feind sei, derjenige, welcher sich nicht einen Christen
nt, auch nicht dafür gehalten sein will, und doch darauf bedacht ist, was
em Christen geziemt, oder derjenige, welcher den christlichen Namen führt,
doch auf alle Weise und Wege bedacht ist die Christenheit zu tyrannisiren.
s soll heißen: der wahre Türk ist in Wien, der wahre Christ in Constan-
opel. Friedrich erhielt im Haag dieß Schreiben am 25. Mai, und erwiederte
ge Wochen später frohen Muthes seinem Freunde, daß er die allerheiligste
meinschaft seines Bundes mit ihm erneuere. Es waren Heilige von beson-
er Art, Friedrich und Bethlen Gabor! Dieser gibt in dem Schreiben die
age: Friedrich möge keinem Gerüchte von Frieden zwischen dem Kaiser und
hlen Gabor Glauben schenken; denn es sei ein für allemal sein fester Ent-
uß in seinem Leben keinen Frieden mit dem Kaiser zu haben. Nach wenigen
naten kam zwischen ihm und dem Kaiser der Friede zu Stande. Auch dieß
derum meldet Bethlen an Friedrich und gibt als Grund des Friedens an,
die türkische Hülfe gar zu langsam gekommen sei. Aber zugleich läßt
hlen Gabor an Friedrich schreiben: er wolle auf den künftigen Mai mit
lfe und ganzer Macht der Türken die Ungarn tanzen lehren, und alsdann
Feind bis aufs äußerste verfolgen.

Ziehen wir das Ergebniß. Weil es offenbar in die Augen sprang, daß
edrichs Hoffnung auf die Türken ihm bei den Deutschen auch den geringen
t der Sympathie entzog, der möglicher Weise für ihn noch Statt haben
nte: so streuten Friedrich und seine Freunde das Gerücht aus, daß er die
ar angebotene Hülfe der Türken abgelehnt. Es war an diesem Gerüchte auch
ht ein wahres Wort.

[1] Theatrum Europ. I. 578.
[2] Londorp. II. 434 ff.

Aber es leuchtete ein, daß für die moralische Hebung der Sache Friedrichs mehr noch geschehen müsse. Es hieß, das Verfahren des Kaisers den König von Böhmen ungehört und ohne richterlichen Spruch in die Acht des Reiches zu erklären, sei hart und eigenmächtig. Dieselbe Partei der calvinischen Fürsten, welche auf dem Reichstage von Regensburg im Jahre 1613, so viel an ihr war, die Bande des Reiches zersprengt hatte, weil sie in Reichssachen die Mehrheit der Stimmen nicht mehr anerkennen wollte, dieselbe Partei, welche damals und schon früher bemüht gewesen war das Richteramt in deutschen Angelegenheiten dem französischen Könige Heinrich IV., den Generalstaaten, dem Herzoge von Savoyen, ja gar dem Sultan zuzuwenden, welche ferner ihr Streben darauf angelegt hatte die deutsche Nation und das Reich in Trümmer zu zerschlagen, um Jeder für sich bei dem großen Schiffbruch ein Trümmerchen aufzufischen; diese selbe Partei und ihre Diener legten sich nun eifrig auf das Studium der goldenen Bulle, des Grundgesetzes des deutschen Reiches, und suchten ausführlich und gründlich zu beweisen, daß das Verfahren des Kaisers dem Buchstaben der goldenen Bulle nicht entspreche. Daß das Verfahren Friedrichs nicht dem Geiste der goldenen Bulle entsprach, daß es eine der schnödesten Rechtsverletzungen war, die je auf deutschem Boden verübt sind, das freilich erwog man nicht. Alle Potentaten des Auslandes, vor welchen drohend die Gefahr aufstieg, daß endlich einmal wieder ein Kaiser dieß große deutsche Reich unter sich einigen könne mit starker Hand, daß dieser Kaiser dann wieder in der That das sein werde, wovon ihm nur noch der Name geblieben, das weltliche Haupt und der Schirmherr der Christenheit: alle diese Potentaten, welche um dieser Furcht willen eine Sache suchten gegen den deutschen Kaiser und die deutsche Nation, stimmten ein in diesen Ruf: Friedrich sei ungehört verurtheilt, sei geächtet ohne Richterspruch.

Bevor wir den Kaiser selbst auf diesen Vorwurf sich verantworten lassen, ist es nöthig die Frage zu erörtern, ob nicht doch moralisch betrachtet die Strafe des Kaisers schwerer wiege, als das Vergehen des Pfalzgrafen. Um dieses uns klar zu machen, haben wir uns vorzuhalten, was Friedrich ferner gegen den Kaiser im Sinne hatte, nicht bloß zur Wiedererlangung des Verlorenen, sondern auch dasjenige, was er im Falle des Gelingens damals noch über seinen Kaiser zu verhängen gedachte, denselben Kaiser, den er zu Frankfurt freiwillig mitgewählt, dem er zu Frankfurt Treue geschworen hatte. In denselben Tagen, wo der Ruf der Acht über Friedrich durch das deutsche Land erging, vergab Friedrichs getreuster Rath Camerar vermittelst einer Armee von 40,000 Mann, welche Christian IV. von Dänemark und Christian von Braunschweig anführen sollte, Oestreich ob und unter der Ens nebst Passau an Dänemark. Die anderen deutschen Länder: Kärnthen, Krain u. s. w. sollen an Ungarn fallen. Ferdinand soll nichts behalten. Er wird sich dann, meint Camerar,[1] hoffentlich aus Deutschland weg begeben und in Spanien einsperren. Der Kurfürst von Sachsen, falls er nicht gutwillig mitthut, ist mit Gewalt zu bezwingen. „Und ist sonderlich

[1] Londorp. II. 613.

ie wirft doch ein solches Wort einen grellen Lichtblick auf diese Charak-
amerar will zur Ehre des göttlichen Namens den Kaiser plündern und
n, bis nichts mehr übrig bleibt. Wenn aber Camerar und sein Pfalz-
s nicht vermögen, wenn keine Aussicht da ist in solcher Weise den
Gottes zu verherrlichen und die Bedrängten zu trösten: so will man
elben Mann, den man eben noch in Gottes Namen plündern und be-
wollte, für das, was man bereits gegen ihn gethan, um Verzeihung
Mithin erwartete Camerar diese Verzeihung, wenn nur man darum
Er erwartete sie von demselben Manne, den er, lieber doch, wenn es
war, berauben und plündern wollte, und zwar in Gottes Namen. Das
gt Camerar nicht, um die Verworfenheit seiner Gesinnung zu enthüllen,
um einen politisch guten Rath zu geben.

nd bei solcher Ansicht, bei solcher Ueberzeugung, daß die Bitte um Ver-
bei dem Kaiser das Mittel sei, um alles friedlich zu beenden, ging die
des Pfalzgrafen, Camerar und die Anderen, auch noch den Schritt
den Vorwurf der Unversöhnlichkeit öffentlich vor der Welt dem Kaiser
ssen. Sehen wir, wie es darum stand, wie Ferdinand selber sich aus-

uf die Verwendung des Königs von Dänemark um die Herstellung des
, welcher wider den Buchstaben der Reichsverfassung ungehört geächtet
lte der Kaiser zuerst das Gutachten der drei rheinischen Kurfürsten und
Georgs von Sachsen ein. Dann legte der deutsche Kaiser dem dänischen
die ganze Kette der Verbrechen Friedrichs gegen Recht und Reichsver-
vor Augen. Allerdings, sagte Ferdinand, stehe es dem Kaiser nicht zu
en ungehört und ohne Proceß in die Acht zu erklären. Allein eine
Regel des gemeinen Rechtes könne nur mit der Ausnahme verstanden
wenn das Verbrechen nicht notorisch sei. Ein solches notorisches Ver-
liege hier vor, und nach dem Reichsgesetze verfalle der Landfriedensbrecher
ne alle weitere Erklärung durch die That selbst in die Acht des Reiches.

denn Jemand im Ernste erwarten dürfe, daß der Beleidigte dem Beleidiger, der bei seiner Feindseligkeit beharre, die Versöhnung antrage und zuerst sein Kriegsvolk entlasse.[1]

Der Kaiser hatte von seiner Seite ein Recht diesen Mangel an Selbsterkenntnis bei Friedrich zu betonen; denn Ferdinand hat damals wie später vielfach und oft bewiesen, daß seine Verzeihung dem reuig Nahenden in sicherer Aussicht stand. Er hat den Christian von Anhalt begnadigt, der bis dahin als der Urheber und Anstifter bei allen Planen Friedrichs galt. Wie vielmehr würde er diesem selbst verziehen haben, zumal da hier zu dem weichen Gemüthe Ferdinands die Erwägung der Klugheit hinzutrat, daß Friedrichs Name der Vorwand war, hinter den fortan alle feindlichen Plane gegen den Kaiser und die deutsche Nation sich versteckten! Aber eine Bedingung vor Allen war dazu unerläßlich: die unbedingte Anerkennung der Schuld von Seiten Friedrichs.

Also dachte der Kaiser von seinem Standpunkte aus. Wir Spätere, die wir die Dinge vollständiger zu übersehen vermögen, haben aus den Worten Camerars selbst an seinen Herrn erfahren, daß man an dieser Gesinnung des Kaisers nicht zweifelte. Camerar selbst hat seinem Herrn und mittelbar der Nachwelt gesagt, daß die Verzeihung des Kaisers in Aussicht stehe, wenn nur man darum bitte. Es war ja das für Camerar das letzte Mittel, wenn man sonst nichts mehr vermöge. Im Wesentlichen war also Camerar mit dem Kaiser völlig einverstanden: für das Bekenntnis der Schuld stand die Verzeihung in Aussicht. Aber wiederum war das eine nöthig: das Bekenntnis der Schuld von Seiten Friedrichs.

Und dazu war derselbe theils wegen des Hochmuthes, mit welchem ihn seine Prädestinationslehre von seiner göttlichen Versehung zum Könige von Böhmen erfüllte, theils wegen der Aufhetzung der Fremden, in deren Interesse der Unfriede und die Zerrüttung von Deutschland lag, nimmer zu bringen. Aber weil man erkannte, wie wichtig es war die Schuld der Störrigkeit von Friedrich ab und auf den Kaiser zu wälzen, behauptete man damals und behauptete auch später: Friedrich habe die Verzeihung des Kaisers gesucht, Ferdinand dagegen sie verweigert. Um dieß glaubhaft zu machen, ließ Friedrich am $^{1}/_{11}$ Mai 1621 vom Haag aus an verschiedene Kurfürsten und Fürsten des Reiches ein Schreiben ergehen: er wolle gern dem Kaiser zu unterthänigen Ehren sich bequemen, mit dem Zusatze: „so viel seine Ehre und Gewissen litte.“ Was denn litt Friedrichs Ehre und Gewissen? Das Letztere war nach außen hin weit genug, um unter dem Vorgeben der evangelischen Religion ein ganzes Königreich zu verschlingen, von innen eng genug dasselbe auch dann noch behalten zu wollen, als ihm nichts mehr blieb als der Name. Und eben diesen Namen gebrauchte Friedrich in demselben Schreiben, welches seine Nachgiebigkeit bezeugen sollte. Er nannte sich in demselben König von Böhmen. War es da zu erwarten, daß seine Anschauung von Ehre den Verzicht auch nur auf den Namen gestatten

[1] Londorp. I. 444.

rde? Ferner sagte Friedrich: er wolle dem Kaiser allen Gehorsam, Ehre und spekt bezeugen, mit dem Zusatze: „wie es den Reichsconstitutionen gemäß sei." s denn war den Reichsconstitutionen gemäß? Wenn es in Friedrichs Hand darüber zu entscheiden, oder andere als die Kurfürsten des Reiches im Ver- e mit dem Kaiser darüber entscheiden zu lassen: so lag es ferner in seiner nd nach seiner etwaigen Wiedereinsetzung in ähnlicher Weise das alte Spiel neuem wieder zu beginnen. Derartige Clauseln gaben für Kaiser und Reich e Gewähr des Friedens. Sie konnten dieß um so weniger, da Friedrich denselben Tagen, wo er dieses Schreiben an einige Reichsfürsten abgehen , dem Markgrafen von Jägerndorf abermals die Vollmacht ertheilte für ihn Krieg aufs äußerste zu führen. Ferdinand that dieß im Juni 1621 den rsten des Reiches kund und fragte sie, ob ferner noch einer von ihnen für verzweifelten Aechter eine Bitte um Stillstand des Achtverfahrens einbringen le, eine Bitte, deren Ziel nur darauf hinaus laufen könne dem Kaiser die nd zu binden, dem Aechter und Rebellen dieselbe frei zu lassen. [1]

In diesem Sinne daß es dem Pfalzgrafen nicht Ernst sein werde mit einem ieden, der ihm nicht alle seine Wünsche gewähre, faßten nicht bloß der Kaiser rdinand, die Kurfürsten und alle getreuen Fürsten des Reiches die Erbietungen iedrichs auf, sondern was wichtiger und was entscheidend ist: die eigenen nterthanen desselben in der Pfalz. Wir berufen uns dafür auf das Zeugnis getreuesten Dieners von Friedrich, seines Rathes Camerar. Er meldet uns rst im April 1621, [2] wie man am kaiserlichen Hofe das zum höchsten ansehe, seit der Schlacht von Prag der König sein feindliches Gemüth wider den iser immer fortgesetzt, auch nie einige Neigung sich zu accommodiren blicken lassen, lmehr den Mansfeld mit Werbung und Kriegsrüstung immer noch steife. Im ai 1621 ist Camerar in Heidelberg. Er fühlt sich dort nicht mehr sicher. [3] nn auf ihm laste der starke Haß, daß er auf Reichstagen und sonst die Vor- ge habe thun müssen. Camerars Erfahrungen in dieser Beziehung werden mer trüber. Nachdem durch das deutsche Reich aller Orten zur Genüge be- nnt geworden, welche Schritte im Sommer 1621 von beiden Seiten geschehen, eibt Camerar im September: [4] „Das Größte und Beschwerlichste ist, daß nmehr auch den Dienern und Unterthanen eingebildet wird, Ihre Majestät tten mit nur einem guten Brieflein an den Kaiser den Frieden haben können d dieß dennoch nicht gewollt, und gleich wie diejenigen Räthe, welche mit in hmen gewesen, den größten Haß auf sich geladen und alles müssen gethan ben, also wird auch der Haß und Neid auf diejenigen fallen, die jetzt in den ederlanden sind." Erwägen wir, daß die deutschen Volksstämme ohne Aus- hme jederzeit ihren eigenen Landesfürsten eine merkwürdige Treue und An- nglichkeit bewiesen haben, erwägen wir, daß des Pfälzers eigene Unterthanen

[1] Londorp II. 437.

[2] Zöltl, Religionskrieg III. 126.

[3] a. a. O. 129.

[4] a. a. O. 135.

sich so entschieden misbilligend über die Handlungsweise ihres Pfalzgrafen aussprachen: was dann, fragen wir, wird das Urtheil der anderen Deutschen gewesen sein, die nicht für den Pfälzer, sondern für den Kaiser und ihre eigenen, dem Kaiser getreuen Landesfürsten Anhänglichkeit fühlten?

Friedrich war im Haag. Vergegenwärtigen wir uns die Lage der Dinge in dieser damals so mächtigen Republik. Mit Stolz sagte sie von sich, daß alle Potentaten sie um Hülfe ersucht. „Unsere Waffen," sagten die Holländer,[1] „haben dem Könige von Frankreich gezeigt, daß von unserer Hülfe sein Kriegsglück gegen la Rochelle abhangt. England hat gegen Spanien bittend um unsere Schiffe nachgesucht, ohne welche es der Spanier Gewalt nicht widerstehen kann. Dänemark begehrt unsere Hülfe für den niedersächsischen Kreis. Die Brandenburger wären von Neuburg und Spanien aus allen Jülichschen Ländern vertrieben, wenn nicht wir ihnen geholfen hätten. Der Pfalzgraf hat mit unserem Rathe, mit unseren Waffen die böhmische Krone erlangt, und hätte sie behalten, ja auch das Kaiserthum wäre sein geworden, wenn die böhmische Armada unserem Rathe und unseren vorsichtigen Anschlägen gefolgt wäre. Venedig, Savoyen, Moscovien gegen Polen haben unsere Hülfe in ihren Kriegen anerkannt. Der Schwede hat mit unserem Rathe glücklich gegen Polen gekriegt und Riga erworben. Bethlen Gabor hat zu seinen Planen gegen den Kaiser unseren Rath und unser Volk gebraucht. Der Großtürke hat uns um Schiffe gebeten wider seine Feinde. Der Perser hat bei Ormuzd unsere Macht empfunden. America, Peru, Mexico haben unter unseren Waffen gezittert, Brasilien hat sich im Vertrauen auf unsere Hülfe gegen Spanien empört. Der Großmogul begehrt unsere Allianz, eben so China, Japan und die Könige und Fürsten des indischen Oceans. Die Herrschaft des Meeres wohnt, wie männiglich bewußt, bei uns. Unsere Seeleute haben in kurzen Jahren einen weiteren Raum durchmessen, als alle Schiffleute der ganzen Welt. Und dabei haben wir über 55 Jahre Krieg geführt gegen den mächtigsten König, der je gewesen, und zwar zu Wasser und zu Lande durch alle Theile der Welt. Wir haben ihn gezwungen einen nicht reputirlichen Stillstand bittend einzugehen." Also sprach sich das Selbstgefühl eines Holländers jener Zeiten aus, der nicht zur herrschenden Partei der Synode von Dortrecht, sondern zu den Arminianern gehörte und deshalb nach aller Aufzählung dessen, was die Republik gethan und was sie vermöge, mit dem Wunsche um Frieden schloß.

Anders dachte die Partei der Prädestinatianer von Dortrecht, deren Anschauungen das Haus Oranien mit der Mehrheit hauptsächlich des niederen Volkes und der Geistlichen theilte. Als mit dem Jahre 1621 der zwölfjährige Waffenstillstand mit Spanien ablief, die Frage sich erhob, ob Krieg, ob Frieden fortan, redete diese Partei in folgender Weise.[2] „Wir haben vom Frieden nur Schaden gehabt, und nur Einzelne einigen Nutzen. Allerdings ist der Verkehr

[1] Londorp II. 473
[2] Londorp II. 468.

Flandern und Brabant frei und sicher gewesen; aber dafür sind auch die- en unter uns, die der katholischen Religion zugethan, frei dahin ausgegan- haben Pfaffen und Jesuiten gehört, und diese wiederum sind zu uns ge- en. Die Schifffahrt hat danieder gelegen; denn wir waren vom westindischen el ausgeschlossen." Dieß klingt seltsam, erklärt sich aber dadurch, daß der dische Handel der Holländer lediglich der Seeraub gegen Spanien war, der Friede Einhalt gebot. „Der Waffenstillstand hat ferner die hochschädliche der Arminianer ausgebrütet, deren Führer Oldenbarnevelt, Grotius und re waren. Auch liegen die Dinge weder zu Lande, noch zu Wasser günstig. n und Wesel sind unterdrückt, Böhmen und die Pfalz sind erobert. Dazu die Gegner keine Mittel gehabt, wenn wir im Kriege verblieben wären. Macht der Seeräuber auf dem Meere ist gestiegen, so daß man jetzt für ersicherung gegen sie 16—18 Procent geben muß, wo man früher mit $5^1/_2$ n. Diese Seeräuber sind entstanden aus unseren abgedankten Kriegsleuten, sich mit Türken und anderen Ueberläufern verbunden haben. Der Feind sucht Frieden, um sicher zu sein vor uns zu Wasser, und seine kostbaren Waaren fährdet einzubekommen."

Aber soll man denn darum Krieg wollen? Das fiel auch selbst dieser ei schwer aufs Gewissen, und zur Befriedigung desselben mußte etwas gesagt en. Deshalb preist sie den Frieden und die Segnungen desselben. „Der ," sagt sie weiter, „ist an ihm selbst ein böses Thier, und wer Lust am e hat, muß eines wilden unmenschlichen Gemüthes sein." Das genügt zur wichtigung des Gewissens, und es tritt dann die Lichtseite des Krieges r. „Aus dem Kriege ist für uns allezeit Nutzen zu hoffen, aus dem enstillstande nur Schaden. Nun ist es ja besser Hoffnung auf Nutzen zu n, als sicheren Schaden. Man könnte sagen: die Mittel fehlen uns. Aber n unsere Vorfahren auch Mittel gehabt, als die Watergeusen den Briel elen und einnahmen? Lasset uns in wahrhaftiger Bekehrung und demü- m Gebete unser Bündnis und unsere Gemeinschaft mit Gott machen: so uns wohl geholfen werden."

Solche Worte entsprachen der Anschauung der Mehrheit des niederländischen es. Die Stimmung desselben war 1621 für die Erneuerung des Krieges Wasser und zu Lande. Zu Wasser war Niemand geeigneter ihn zu führen, die Niederländer selbst. Zu Lande war nach der Kriegsweise jener Zeit ein einziges Erfordernis nöthig, nämlich Geld. Für dieses kaufte man schen, Kriegserfahrung, geradezu alles. Und dieß eine Mittel, das alles loß, besaßen die Niederländer durch ihren anderen Zweig der Kriegführung. dieß durchzusetzen, durfte vor allen Dingen der Brand in Deutschland nie chen.

Was sie gegen das deutsche Reich vorhatten, das lag wenn nicht durch Geldsendungen, doch durch eine lange Reihe von Einbrüchen auf deutsches iet offen vor Augen. Von Emden an bis hoch hinauf zum Rheine war große Zahl von Städten auf deutschem Reichsboden mit niederländischen

Truppen besetzt. Wer mochte es ihnen wehren? Ein Theil der Reichsfürsten dort hoffte durch niederländische Waffen den Nachbaren etwas abzutrotzen, der andere schaute unmuthig drein; aber er beschränkte sich auf Klagen. Sich zu wehren waren sie allesammt zu schwach. Und um das Maß voll zu machen, hatten die Holländer eben noch, während das Reich mit ihnen in tiefem Frieden war, auf dem Boden desselben, auf einer Rheininsel nahe bei Bonn, dem Ausflusse der Sieg gegenüber eine neue Festung erbaut. Im höhnenden Uebermuthe, um zu zeigen, was diese stachlichte Ecke bedeute, hatten sie ihr den Namen Pfaffenmütz gegeben.

Zu diesem Staate nahm Friedrich von der Pfalz seine Zuflucht. Ferdinand kannte die Generalstaaten zur Genüge. Er nannte sie: des Krieges in unseren Erbländern und des allgemeinen Unheiles erste Hauptaufwiegler und Anstifter, die den meineidigen Unterthanen mit Volk, Geld und Munition an die Hand gegangen sind.[1] Als der Kaiser erfuhr, daß Friedrich sich dort befinde, äußerte er sich: dort sei er ein schlafender, halbtodter Schatz im Elende.[2] Aber Ferdinand durfte nach jenen Worten über die Hochmögenden erwarten, daß sie nicht bloß die Mittel besitzen würden diesem halbtodten Schatze so viel Leben einzuhauchen, als ihnen dienlich, dem Kaiser und dem Reiche sehr gefährlich war, sondern auch, daß die Hochmögenden von diesen Mitteln den ausgedehntesten Gebrauch machen würden.

Die Holländer empfingen den halbtodten Schatz, wie der Kaiser den Pfalzgrafen bezeichnete, mit großen Ehren. Nicht bloß bis an die Grenze, sondern bis in die Gegend von Münster auf deutschem Reichsboden hatten die Generalstaaten ihm sechs Compagnien Reiter entgegen geschickt, um ihn zu geleiten.[3] Auch ferner war man gegen ihn sehr höflich. Am 19. April begehrte er Audienz. Sieben Abgeordnete der Generalstaaten erschienen vor ihm und baten ihn sich nicht zu bemühen. Sie seien bereit ihn anzuhören. Er erwiederte, daß es ihm nicht eine Mühe, sondern eine Ehre sei vor der Versammlung zu erscheinen. Also ward er von den sieben eingeführt. Hier erklärte er, daß er von allen Bundesgenossen verlassen gewesen sei bis auf diesen Staat, von woher er mehr Hülfe empfangen, als er habe hoffen dürfen. War dieß Compliment eine Wahrheit? Oder sollte es die Hochmögenden zum Mitleide bewegen? — Diesen Zweck an diesem Orte zu erreichen war schwerer, als vielleicht Friedrich sich gedacht. Die Generalstaaten wiesen ihm ein Haus an; aber nur die ersten vier oder fünf Tage hielten sie ihn frei. Dann mußte Friedrich für den Lebensunterhalt seiner Familie täglich Pferde, Kleinodien und was er sonst mitgebracht, verkaufen.[4] Sein ehemaliger Kanzler in Böhmen, Ruppa, ersuchte die Hochmögenden für Friedrich um ein Darleben von 200,000 Gulden. Mit dieser Summe gedachte Friedrich Mähren und Schlesien wieder zu unterwerfen. Die

[1] Hurter, Ferdinand VIII. p. 23. Nt. 59. — Vgl. Beilage Nr. II.
[2] Prodromus oder Vortrab u. s. w. 1622. Beilage VI. vom 15. Oktober 1621.
[3] Aitzema I. 101 ff.
[4] Müller III. 460. Bericht des sächsischen Gesandten.

Lenker der Niederlande dagegen erwogen, daß Friedrich und die Seinen im Besitze dieser Summe vielleicht ein anderes Land als Zuflucht suchen möchten. Das wollten sie nicht. Er sollte bei ihnen bleiben, von ihnen, ihrer Gnade abhängig, als das Werkzeug, dessen sie sich bedienten. Sie wiesen die Forderung einstweilen zurück. Den Pfalzgrafen Friedrich schien das alles nicht zu rühren. Er benahm sich, als sei ihm niemals etwas Widerwärtiges begegnet. Er ritt und fuhr lustig vor dem Haag umher, trieb Kinderspiele mit seinen Kindern im Walde vor dem Haag. Der Prinz von Oranien murrte darüber und meinte, es stände ihm besser an Tag und Nacht zu sinnen, wie er seine verlorene Krone wieder erlange.

Dieß allerdings stand nicht in Friedrichs Macht; aber es stand in seiner Macht zur selben Zeit, während er sich an harmlosen Kinderspielen vergnügte, die Brandfackel des Krieges hoch und höher leuchten zu lassen über das unglückliche Deutschland. Die Hochmögenden hatten seine Bitte nicht völlig abgeschlagen: sie hatten sie nur vertagt. Sie selbst wußten zu wohl, daß, wie man im Haag sich ausdrückte, [1] das Gewitter, welches in Böhmen gefallen, auch über sie Regen bringen werde. Deshalb waren sie sofort thätig gewesen durch Aufreizung in Deutschland, Schweden, Dänemark, und durch Stärkung des Mansfeld. Als Friedrich sein Gesuch um eine Anleihe in die bestimmtere Form faßte, daß das Geld für Mansfeld sein solle, waren die Hochmögenden bereit. Auf die Obligation des Böhmenkönigs, denn nur mit diesem lächerlichen Namen wurde Friedrich dort genannt, übersendeten sie im Juni 1621 dem Mansfeld 150,000 Gulden. Mochte Mansfeld siegen oder nicht: in jedem Falle waren Kaiser und Reich mit ihm beschäftigt und den Niederlanden erwuchs von daher keine Gefahr. Diese Sicherheit war eines solchen Opfers werth.

Der König Jakob von England dagegen unterstützte seinen Schwiegersohn nur mit geringen Mitteln, und noch dazu widerstrebend gegen sein eigenes Gewissen. Er schickte seiner Tochter Geld nach dem Haag, aber mit der Bedingung, daß er es an sie schicke und nicht an Friedrich. [2] Die Engländer nahmen ihm diese Weigerung durchgreifender Hülfe in jener Zeit sehr übel. Das Parlament drängte ihn zum Kriege. Daß auch Deutsche nicht damaliger Zeit, sondern späterer Tage, in denen man leider so häufig die englische Anschauung von deutschen Zuständen auf deutschen Boden zu verpflanzen suchte, diese Meinung der Engländer über den König Jakob sich zu eigen gemacht haben, daß auch Deutsche unzufrieden gewesen, weil nicht der König Jakob die Gier seines Schwiegersohnes nach fremdem Gute durch Verheerung deutscher Länder vertheidigte, ist höchst beklagenswerth. Jakob hat vielmehr in der ganzen Sache wenn auch nicht immer ehrlich gehandelt, doch ehrlich sich geäußert. Er hat Unterstützungen geschickt; aber sie waren gering, dem Zwecke nicht entsprechend. Dagegen hat er sich dem Kaiser Ferdinand gegenüber eben so ausgesprochen, wie seinem

[1] Aitzema I. 101.
[2] Müller III. 461.

Parlamente. Vor diesem erklärte er 1621 mit Nachdruck: er habe Friedrichs Wahl, seine Annahme der Krone von Böhmen nie gebilligt. Man sage: es sei um der Religion willen geschehen. Der Teufel möge glauben, daß die Religion Antheil an dieser Sache habe: er glaube es nicht.[1] Christus ist in die Welt gekommen, sagte Jakob, um die Unterthanen zu lehren, daß sie ihren Königen gehorchen sollen, nicht rebelliren. Und eben so erklärte er dem Kaiser: nicht bloß seine Religion verbiete ihm jegliche Unterstützung für Friedrich, sondern noch mehr die Scheu vor dem bösen Beispiele, das er als legitimer König durch die Unterstützung eines Aufruhres geben würde. Als man einmal weiter in ihn drang, legte er selber die Unwahrheit seines Schwiegersohnes offen dar, und bewies aus den Briefen desselben, daß nach Friedrichs eigenen Worten seine Annahme der böhmischen Krone mit der Religion nichts zu thun habe, daß dieses Wort nur gebraucht werde, um die Unterthanen irre zu führen.[2] Es ist ein Beweis mehr für die erstaunliche, fast unglaubliche Verlogenheit Friedrichs. Eben so wichtig mochte immerhin von Anfang an bei Jakob die Erkenntnis der völligen Unfähigkeit seines Schwiegersohnes sein, die Erkenntnis, daß er nur Opfer und zwar vergebliche Opfer bringen würde. Diese Erkenntnis lag den Generalstaaten nicht minder offen vor Augen; aber Friedrich war für sie nicht Zweck, sondern Mittel und dazu war er, auch so wie er war, völlig gut genug, zumal in ihren Händen.

Daß nun aber auch durch Mansfeld und seine Thätigkeit im Jahre 1621 nichts von Bedeutung und Bestand zu hoffen war, sah Camerar, Friedrichs getreuer Rath, gleich von Anfang voraus. Indem er im April 1621 die hoffnungslose Lage der Dinge sich vorhält, rechnet er Mansfeld mit ein. Es ist bekannt, sagt Camerar, wie er es in Böhmen gemacht hat mit Verheeren. Es überfällt den pfälzischen Rath eine bange Sorge, wenn er daran gedenkt, daß Mansfeld von Böhmen aus in die Oberpfalz rücken werde. Wenige Wochen nachher klagt Camerar in schmerzlichen Worten, wie seine Befürchtungen bereits zur Wahrheit geworden. Der üble Zustand in der Oberpfalz ist nicht zu schildern. „Das Mansfeldische Kriegsvolk haust arg.“[3]

Tilly blieb den Winter über in Böhmen. Im März 1621, wo er 10,000 Mann unter seinem Befehle hatte, rückte er vor Pilsen. Er wußte, daß die mansfeldischen Soldaten niemals Bezahlung erhielten, und daß es deshalb nur eines Versuches bedürfe. Mansfeld selber hatte wenige Wochen zuvor seinen Hauptleuten den Grundsatz entwickelt, daß der Soldat zu seinem Gelde kommen müsse durch dieses oder jenes Mittel, es sei nun ehrlich oder nicht, und daß er deshalb mit den Kaiserlichen über den Verkauf von Pilsen unterhandelt.[4] Er selbst war nicht in Pilsen. Seine Hauptleute indessen hatten schnell diesen

[1] Hume, hist. of E. Chapter IV. p. 76. Theatrum Europ. I. 582.

[2] Aitzema I. 321.

[3] Söltl III. 129. Dort steht Unterpfalz, ein offenbarer Irrthum. Die Unterpfalz nennt Camerar Kurpfalz.

[4] Mansfelds Apologie 50 Ritterthaten p. 83.

Grundsatz sich angeeignet und liehen den Anerbietungen Tillys ein williges Ohr. Es lagen in Pilsen sieben Compagnien mansfeldisches Volk.[1] Für jede Compagnie wurden 20,000 Gulden bezahlt. Dann traten vier von ihnen in das Heer Tillys, die anderen drei zogen friedlich ab. Tilly hatte Pilsen, wo er am 3. April 1621 einzog, ohne Schwertstreich erlangt.

Zu Ende Mai erhielt Tilly den Auftrag gegen Mansfeld zu ziehen,[2] der täglich sich stärkte. Mansfeld zeigte sich in derselben Weise, wie im Jahre zuvor in Böhmen. Während Tilly Elenbogen belagerte, die Besatzung dort auf Hülfe durch Mansfeld vertrauete, sah dieser ruhig aus der Ferne zu. Elenbogen ergab sich, und die Besatzung zog mit allen Ehren ab. Dennoch war Tilly an Zahl dem Mansfeld nicht gewachsen. Eben damals hatten die Fürsten der Union ihre Truppen verabschiedet. Der Kriegsruf des Mansfeld durchhallte das deutsche Land. Die dienstlosen Söldner eilten zu ihm. Er hatte 20,000 Mann unter den Waffen, mit denselben ein paar Herzöge von Weimar. Er war stark genug, um mächtig und gebietend aufzutreten. Er forderte die Domcapitel von Würzburg und Bamberg auf ihre Truppen vom Heere der Liga abzurufen: wo nicht, so werde er mit Feuer und Schwert über die Stifter kommen. Also geschah es. Man hätte sagen mögen, das waren seine Feinde. Aber dasselbe Geschick widerfuhr dann auch dem Landgrafen von Leuchtenberg, der sich völlig parteilos verhalten. Mansfeld schleppte ihn gefangen mit.

Tilly vermochte nicht es zu hindern. Mansfeld weigerte sich eines Treffens im offenen Felde. Er lag an günstigen Orten bei Waidhausen verschanzt, und Tilly konnte ihm nicht beikommen, zumal da er schwächer war, und sein Heer durch Ausbleiben des Soldes, da die rheinischen Bundesgenossen im Zahlen säumig waren, auch innerlich gelitten hatte.[3] In kleinen Gefechten behielten die Mansfelder die Oberhand.[4]

Die Last des Heeres drückte schwer auf die Oberpfalz. Die Einwohner wurden täglich unwilliger. Im Juli ließ Mansfeld an Tilly Meldung thun, daß der Statthalter in der Oberpfalz, der Graf Solms, sich mit Tilly zu bereden wünsche. Es ward ein Ort zwischen beiden Lagern bestimmt, und Tilly schickte einige Cavaliere dahin. Auch er selbst ritt am folgenden Tage zu diesem Orte. Als man mitten in der Besprechung war, kam Mansfeld herangesprengt. Tilly wandte sofort sein Roß und ritt von dannen. Man kam über einen Stillstand von sechs Tagen überein.

Einige Wochen später vernahm man vom Mansfeldischen Lager aus das Gerücht, daß ein Italiener gefunden sei mit einem Messer, daß er bekannt habe von Tilly und von Jesuiten zu einem Mordversuche auf Mansfeld gedungen zu sein. Auf die Kunde von diesem Gerüchte schickte Tilly sofort einen Trompeter an Mansfeld und ließ demselben auf seine ritterliche Ehre versichern, daß ein

[1] Hurter IX. 46.
[2] Hurter IX. 51.
[3] Westenrieder, Beiträge VIII. 150.
[4] Theatrum Europ. I. 591. Meteren III. 100 ff. Dagegen Ritterthaten 92 ff.

Vetter, dem Obersten René de Chalons, spanischem Gouverneur von Hulst.[1] Zu diesem schickte Mansfeld im Juni 1621 einen Trompeter mit der Bitte ihm beim Erzherzoge Albrecht die Versöhnung mit Oestreich und Spanien zu bewirken. Denn nachdem er von dem Pfalzgrafen nichts mehr zu erwarten, wünsche er nichts anderes, als wiederum die Gnade des Hauses Oestreich sich zu erbitten, und seine vergangenen Fehler durch künftige treue Dienste wieder gut zu machen. Eben so schrieb er an den Erzherzog Albrecht. Auf den Befehl desselben reiste Chalons zu Mansfeld und kam bis Nürnberg. Von da aus sandte er einen Vertrauten zu Mansfeld. Mansfeld schilderte beredt, wie er nur aus Leichtfertigkeit seiner Jugend vom Hause Oestreich abgefallen. Er bat Chalons dieß dem Kaiser zu sagen. Nicht auf seine Schuld wolle der Kaiser sehen, sondern auf die Verdienste seines Vaters. Eben so wandte Mansfeld sich an den Herzog Max, an den spanischen Gesandten Onate.

Was konnte dem ostwärts her bedrängten Kaiser erwünschter kommen, als ein solches Erbieten! Ferdinand gab dem Herzoge Max Vollmacht mit Mansfeld abzuschließen. Es wurden Geiseln ausgetauscht. Es war noch die wichtige Frage übrig, ob Mansfeld auch seines Heeres sicher sei. Er erwiederte: dasselbe habe nur ihm geschworen, nicht einem Anderen. Das ebnete völlig die Bahn. Schon am 25. September 1621 berichtet der Herzog Max nach Brüssel, daß er mit Mansfeld in der Hauptsache einig sei.[2]

Die verlangte Summe für sein Heer, wenn er dasselbe in östreichische Dienste hinüber führe, ward ihm zugesagt, zugleich Aufhebung der Reichsacht, Bestallung in spanisch-östreichischen Diensten über 4000 zu Fuß und 2000 Reiter. Mansfeld kommt mit Chalons zu Neumarkt zusammen, und sie machen alles fest. Mansfeld weint vor Rührung über die kaiserliche Gnade. So lange ein Blutstropfen sein ist, will er leben und sterben im Dienste des Kaisers. Hocherfreut vernahm Ferdinand II. diese Wendung der Dinge, die den Frieden wieder bringe. Er gab dem Boten des Chalons eine goldene Kette. In Prag läuteten die Glocken, donnerten die Kanonen, sang man das Te Deum.[3] Alles schien ja in bester Ordnung. Also am 10. October 1621.

Die ganze kaiserliche Partei, die Fürsten der Liga, der Landgraf Ludwig von Darmstadt waren voll Hoffnung. Es gingen Berichte hin und wieder. Man forderte Spinola und Cordova auf in der Unterpfalz keine weitere Fortschritte zu machen. Es werde sich bald alles gütlich beenden lassen. Eben diese Briefe[4] sind ein bündiger Beweis, wie die Partei des Friedens und der Ruhe es meinte. Nur Cordova scheint gezweifelt zu haben. „Es kommen mir

[1] Ich folge hier der Schrift: Mansfelders Ritterthaten p. 95 ff. Der Verfasser hat den ganzen Verlauf der Sache aus dem Munde von Chalons. Die betreffenden Papiere, so viele ich im Archive zu Brüssel eingesehen, bestätigen die Richtigkeit. Ferner wolle man vergleichen Mansfelds eigene Apologie.

[2] Archiv zu Brüssel. Corresp. du duc de Bavière avec A. et J. Tom. I.

[3] Meteren III. 108.

[4] Vgl. die urkundlichen Beilagen III. und IV.

solcher Mensch von ihm nicht geschickt sei. Es kann für uns nicht die Frage sein zu untersuchen, ob es dennoch wahr sei oder wahr sein könne oder nicht. Diese Frage wird erledigt durch die andere, ob Mansfeld selber dieser Aussage des Italieners, die er reichlich ein halbes Jahr später, also ungeachtet der Versicherung Tillys drucken ließ, Glauben beigemessen habe oder nicht. Die Beantwortung dieser Frage müssen wir auf die Ereignisse des folgenden Jahres verschieben.[1]

Der Zustand des Tillyschen Heeres besserte sich unterdessen nicht wesentlich. Im Anfange des August bat Tilly dringend, daß sein Herzog Unterstützung schicke oder selbst komme.

Was in dieser ersten Hälfte des Jahres 1621 der Plan des Herzoges Max gewesen, läßt sich mit Sicherheit nicht sagen. Man kann ihm nicht den Vorwurf machen, daß es seine Absicht gewesen sei den Krieg in die Erbländer des Pfalzgrafen Friedrich zu spielen, die der Kaiser ihm als Entschädigung für die Kriegskosten zugesichert. Nicht Max oder Tilly zuerst waren von Böhmen aus in die Oberpfalz gerückt, sondern Mansfeld. Der Schritt desselben zog den Einmarsch Tillys nach sich, wie der Magnet das Eisen, und wir haben ja darüber die wohlbegründete Klage Camerars vernommen. Aber dann lag Max mit einem Heerhaufen und dem Aufgebote seines Landes zu Straubing und rührte sich nicht. Es ist wahrscheinlich, daß er es vorzog auf dem Fürstentage zu Regensburg, den Ferdinand längst beabsichtigt, zuvor die Kurwürde zu empfangen. Es kam damals nicht zu dem Fürstentage. Als gegen das Ende des Monats August dieß zur Gewißheit ward, entschloß sich der Herzog Max der Bitte Tillys gemäß zu handeln,[2] zumal da er von Wien aus dieselbe Aufforderung erhielt.

Und ferner kam ihm dieselbe Aufforderung zu aus der Oberpfalz selbst. Die Ritter- und Landschaft der Oberpfalz, obwohl Mansfeld der General ihres Landesfürsten war, erkannten an, daß sie von den Banden desselben mehr Noth litten, als von den Truppen der Liga.[3] Deshalb wandten sie sich an den Herzog von Bayern. Max nahte heran. Er verkündete den Bewohnern der Oberpfalz, daß er komme im Namen des Kaisers und darum Gehorsam von ihnen fordere. Cham wurde acht Tage lang belagert. Es ergab sich am 25. September. Eine Stadt nach der anderen folgte rasch und ohne Widerstand, die Ritterschaft that ein Gleiches. Die Oberpfalz erkannte den Herzog willig an. Es schien, daß der Krieg nun ein Ende erreichen werde. Da auf einmal erfolgte ein seltsamer Umschlag, der wiederum sich knüpfte an die aalglatte, schlangenartige Person des Mansfeld.

Mansfeld hatte vorausgesehen, daß auf die Dauer in Böhmen und der Oberpfalz seines Bleibens nicht sei, und deshalb zeitig andere Schritte zu seiner Sicherung gethan. Er hatte einen Theil seiner Jugend zugebracht bei seinem

[1] Ueber diese Sache reden viele Berichte. Einen der ausführlichsten hat das Theatrum Europ. 593. cf. dagegen Mansfelders Ritterthaten 93.

[2] Hurter IX. 55.

[3] Meteren III. 108.

Vetter, dem Obersten René de Chalons, spanischem Gouverneur von Hulst.[1] Zu diesem schickte Mansfeld im Juni 1621 einen Trompeter mit der Bitte ihm beim Erzherzoge Albrecht die Versöhnung mit Oestreich und Spanien zu bewirken. Denn nachdem er von dem Pfalzgrafen nichts mehr zu erwarten, wünsche er nichts anderes, als wiederum die Gnade des Hauses Oestreich sich zu erbitten, und seine vergangenen Fehler durch künftige treue Dienste wieder gut zu machen. Eben so schrieb er an den Erzherzog Albrecht. Auf den Befehl desselben reiste Chalons zu Mansfeld und kam bis Nürnberg. Von da aus sandte er einen Vertrauten zu Mansfeld. Mansfeld schilderte beredt, wie er nur aus Leichtfertigkeit seiner Jugend vom Hause Oestreich abgefallen. Er bat Chalons dieß dem Kaiser zu sagen. Nicht auf seine Schuld wolle der Kaiser sehen, sondern auf die Verdienste seines Vaters. Eben so wandte Mansfeld sich an den Herzog Max, an den spanischen Gesandten Onate,

Was konnte dem ostwärts her bedrängten Kaiser erwünschter kommen, als ein solches Erbieten! Ferdinand gab dem Herzoge Max Vollmacht mit Mansfeld abzuschließen. Es wurden Geiseln ausgetauscht. Es war noch die wichtige Frage übrig, ob Mansfeld auch seines Heeres sicher sei. Er erwiederte: dasselbe habe nur ihm geschworen, nicht einem Anderen. Das ebnete völlig die Bahn. Schon am 25. September 1621 berichtet der Herzog Max nach Brüssel, daß er mit Mansfeld in der Hauptsache einig sei.[2]

Die verlangte Summe für sein Heer, wenn er dasselbe in östreichische Dienste hinüber führe, ward ihm zugesagt, zugleich Aufhebung der Reichsacht, Bestallung in spanisch-östreichischen Diensten über 4000 zu Fuß und 2000 Reiter. Mansfeld kommt mit Chalons zu Neumark zusammen, und sie machen alles fest. Mansfeld weint vor Rührung über die kaiserliche Gnade. So lange ein Blutstropfen sein ist, will er leben und sterben im Dienste des Kaisers. Hocherfreut vernahm Ferdinand II. diese Wendung der Dinge, die den Frieden wieder bringe. Er gab dem Boten des Chalons eine goldene Kette. In Prag läuteten die Glocken, donnerten die Kanonen, sang man das Te Deum.[3] Alles schien ja in bester Ordnung. Also am 10. October 1621.

Die ganze kaiserliche Partei, die Fürsten der Liga, der Landgraf Ludwig von Darmstadt waren voll Hoffnung. Es gingen Berichte hin und wieder. Man forderte Spinola und Cordova auf in der Unterpfalz keine weitere Fortschritte zu machen. Es werde sich bald alles gütlich beenden lassen. Eben diese Briefe[4] sind ein bündiger Beweis, wie die Partei des Friedens und der Ruhe es meinte. Nur Cordova scheint gezweifelt zu haben. „Es kommen mir

[1] Ich folge hier der Schrift: Mansfelders Ritterthaten p. 95 ff. Der Verfasser hat den ganzen Verlauf der Sache aus dem Munde von Chalons. Die betreffenden Papiere, so viele ich im Archive zu Brüssel eingesehen, bestätigen die Richtigkeit. Ferner wolle man vergleichen Mansfelds eigene Apologie.

[2] Archiv zu Brüssel. Corresp. du duc de Bavière avec A. et J. Tom. I.

[3] Meteren III. 108.

[4] Vgl. die urkundlichen Beilagen III. und IV.

über die Unterhandlungen des Mansfeld doch so verschiedene Nachrichten zu," meint er am 23. October. [1] An diesem Tage hatte sich bereits alles geändert. Wir haben über diese Aenderung Mansfeld selbst zu fragen, was er nach seiner Aussage vor der Welt über diese Unterhandlungen gedacht.

Weil die Oberpfalz, sagt Mansfeld, in ihrer Treue gegen Friedrich gewankt, weil sein Heer zu zerstreut gelegen, deshalb habe er sich in Tractaten einlassen müssen, um das Land zu retten. Solche Mittel und Kriegsvortheile seien so wenig verboten, daß sie in den Historien höchlich gepriesen werden. Also Mansfeld selbst. [2] Er sagt mithin: ich habe von Anfang an, als ich die Unterhandlungen begann, die kaiserliche Partei dadurch täuschen wollen. Stellen wir diese Thatsachen zusammen. Erst im August wankt die Treue der Oberpfälzer, und zwar, weil sie der Mishandlungen der Mansfelder müde sind. Mansfelds Bitte in Brüssel ist vom Juni. Dieser Bitte gemäß entspinnen sich die Unterhandlungen. Da Mansfeld das Wesen derselben anerkennt, da es, wenn er nach seiner Aussage von Anfang an die Absicht des Betruges hatte, in seinem Interesse lag diesen Betrug möglichst zu verdecken, von seiner Seite alles aufzubieten, daß man ihn für ehrlich halten möge: so sind sicherlich auch die Nebenumstände in der Weise begründet, wie der Verfasser der Ritterthaten sie erzählt hat.

Bei solcher Sachlage drängt sich mit Nothwendigkeit die Frage auf, ob nach Maßgabe der menschlichen Verhältnisse anzunehmen sei, daß Mansfeld bei einer Unterhandlung, die auf seinen Wunsch begonnen, in solcher Weise Monate lang durchgeführt wird, nur, wie er sagt, die Absicht eines Betruges gegen die kaiserliche Partei gehabt haben kann oder ob er vielmehr hier wie immer das Spiel getrieben habe sich beide Wege offen zu halten.

Leider ist die Erwägung der Irrgänge eines von Grund aus verlogenen Mannes ein wesentliches Moment in der deutschen Geschichte jener Zeit. Man hat viele Worte darüber gemacht, daß der Kaiser damals der Bitte des englischen Gesandten Digby um einen Stillstand nicht willfahrte, daß er alles dem Herzoge Max überwies. Wie konnte der Kaiser anders bei den Erbietungen des Mansfeld? Nicht von den diplomatischen Unterhandlungen der Digby und Oñate jener Tage hing damals Krieg oder Friede ab, sondern von dem Entschlusse, welchen Mansfeld im Lager von Waidhausen faßte. Nicht Friedrich, sondern Mansfeld allein als Söldnerfürst war eine Macht, wenn er auch dem Namen nach für Friedrich in den Waffen stand. Er selbst legt immerzu Gewicht darauf, damals wie später, daß sein Heer nur ihm geschworen, daß er es führen könne, gegen wen und für wen er wolle. Die Thatsachen widerlegen nicht seine Behauptung, namentlich im folgenden Jahre. Sein Heer, lediglich eine Söldnerbande, folgte nur ihm. Wenn Mansfeld seinen letzten Versprechungen gemäß das Heer zum Kaiser überführte: so war der ganze Krieg beendet. Wenn er den älteren

[1] a. a. O.

[2] Continuatio Mansfelds Kriegeshandlung p. 8.

ersprechungen gemäß bei Friedrich beharrte: so dauerte das Unheil für Deutsch-
nd fort. Denn an die Fersen des unheilvollen Mannes heftet sich die Fackel
s grausigen Krieges. Wir fragen also: was im Grunde wollte Mansfeld im
ger zu Waidhausen?

Von kaiserlicher Seite hatte Jedermann zu der Unterhandlung gerathen,
d darum waren Mansfeld fast alle seine Forderungen zugestanden. Er kam
s der Acht, er erhielt Geld, um seine Söldner zu bezahlen oder mitzunehmen
kaiserliche Dienste, für sich einen stattlichen Jahrgehalt, und Befehl über
00 Mann im kaiserlichen Heere. Man hielt sich seiner sicher. Er hatte aus-
cklich bedungen, daß während der Unterhandlungen Waffenruhe herrschen solle.[1]
ı der That war es so: die Soldaten von beiden Theilen gingen aus und ver-
rten friedlich und freundlich. Binnen vierzehn Tagen, vom 10. October an
rechnet, sollte die kaiserliche Erklärung erfolgen, ob Ferdinand die Truppen Mans-
ds übernehmen oder sie abdanken wolle. Man erwartete diese Antwort. Von
r anderen Seite erklärte Mansfeld, daß er binnen vierzehn Tagen — so viel sei
thig, um seiner Ehre wegen den Pfalzgrafen Friedrich in Kenntnis zu setzen
- das Heer entlassen werde. Er hatte sich dabei ausdrücklich verpflichtet: es
folge gleich vom Pfalzgrafen eine Antwort, welche es auch sei.[2]

Da auf einmal, bevor von der einen oder der anderen Seite eine solche
ntwort eintraf, hieß es, Mansfeld habe sein Lager aufgebrochen und ziehe in
ilmärschen westwärts. Daß es also sei, wußte die Infantin zu Brüssel bereits
ı 23. October.[3] Erstaunt und bestürzt sendet der Herzog Max dem Fliehenden
n General Tilly nach. Es ist vergeblich. Wer aus dem Mansfeldischen Heere
cht mit fortkann, wird zurückgelassen.[4] Die Leichen, die Sterbenden liegen
ı Wege. Tilly, der nicht auf gleiche Weise mit den Seinigen verfahren darf
d will, vermag nicht den Flüchtigen einzuholen. Das erstaunte Deutschland
rnimmt im Herbste 1621: Mansfeld ist in der Unterpfalz, und dort am
heine schlägt abermals die Lohe des Krieges hoch empor.

War auch die Unterhandlung gescheitert: so kamen doch offenbar die nächsten
ortheile des Benehmens von Mansfeld dem Kaiser und dem Herzoge Max zu
te. Die Anwesenheit des Mansfeld mit seinem Heere hielt Böhmen in steter
nruhe, sicherte, so lange es ging und so lange die Einwohner nicht offen ab-
len, die Oberpfalz für Friedrich. Der Herzog von Bayern glaubte zwei Heere
gleich gerüstet erhalten zu müssen: das eine unter Tilly, um die Grenzen von
öhmen zu wahren, das andere unter Max selbst, um die Städte der Oberpfalz
zunehmen. Die Flucht des Mansfeld brachte Böhmen zur Ruhe, gab die
berpfalz völlig in die Hände des Herzogs Max. Weil der Kaiser Ferdinand
m Herzoge dieses Land zum Ersatze der Kriegskosten versprochen, weil dasselbe
m neuen Besitzer nun mühelos zufiel: so erhob sich schon damals bei den

[1] Söltl III. 86.
[2] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse I. 177.
[3] Brüsseler Archiv. Corresp. du duc de Bavière avec A. et J. Tom. I.
[4] Söltl III. 68 ff.

rheinischen Fürsten der Liga der Verdacht, als habe der Herzog den Mansfeld entschlüpfen lassen. Die eigenen Worte des letzteren widerlegen diese Ansicht. Mansfeld sagt, er habe die Verbindung abgebrochen. Eben dasselbe meldete er dem Pfalzgrafen Friedrich. Er sagt diesem: er habe sich in Unterhandlungen eingelassen.[1] „Als der Herzog Max antwortete und der Brief in meine Hände kam, sah ich bei der Eröffnung, daß er den Besitz, nicht aber den Frieden der Pfalz wollte.“ Mansfeld trägt seinem Obersten Ferenz auf dieses dem Pfalzgrafen Friedrich ausdrücklich zu sagen. Er muß ein erstaunliches Vertrauen zu der völligen Blindheit dieses Fürsten gehabt haben; denn eine solche Aeußerung von Mansfeld hätte nun zu der Erwartung berechtigen müssen, daß er in der Erkenntnis dieser Absichten des Herzogs Max auf den Besitz der Oberpfalz die Verhandlungen nur deshalb abgebrochen, um die Oberpfalz gegen denselben zu vertheidigen. Dagegen liegt es vor Augen, wie er durch seine Flucht die Oberpfalz dem Herzoge Max überliefert hatte.

Was es gewesen sein mag, das den Mansfeld zu diesem so unberechenbaren Schritte getrieben: wer mag es mit voller Sicherheit sagen? War es ihm um Sicherheit, um eine gute Stellung in der Welt, um Geld zu thun? Alles das konnte er in Oestreich haben. Die Hauptsache, die ihn geleitet zu haben scheint, ist das Streben nach der Fortdauer des unverantwortlichen Oberbefehls. In östreichischen Diensten hätte er sich unterordnen müssen. In der Oberpfalz hätte er sich als Friedrichs General noch eine Weile behaupten können, aber nicht lange mehr. Er hatte sie verödet, Niemand gab ihm Lebensmittel freiwillig, keine Zufuhr derselben von außen stand in Aussicht.[2] Er mußte seine Schaaren beisammen halten; denn Tilly stand ihm nahe. Max und Tilly dagegen hatten das nicht verheerte Bayern hinter sich; von dorther bezogen sie Zufuhr. Sie drängten Mansfeld; auf die Dauer mußte er erliegen, wenn er nicht etwa abziehen konnte. Da zur guten Stunde kam von England Geld, eine Summe von 40,000 Pfund Sterling.[3] Sie machte die Söldner wieder geneigt und willig. Mansfeld benutzte diesen Zeitpunkt, wo zugleich die Gegner ihn nicht scharf beobachteten. Er bahnte sich einen Ausweg durch die List, indem er nach seiner Behauptung Ferdinand und Max und Tilly, in Wahrheit alle zusammen betrog. Was kümmerte es ihn? Er selbst erklärt: er handele nach dem Spruche: dolus an virtus, quis in hoste requirat? Als Friedrichs Obergeneral trat er abermals in der Unterpfalz auf. Und Friedrich mußte gutheißen, was nicht zu ändern war; denn das einzige Heer, das er besaß, band sich an die Person dieses Mansfeld. Entlassen konnte er ihn nicht.

Der Verlauf der Dinge zeigt uns klar, daß die Ereignisse des Jahres 1621 nicht bedingt wurden durch die diplomatischen Verhandlungen, ob der Kaiser ein Recht habe die Oberpfalz dem Herzoge von Bayern zuzusprechen, ferner nicht

[1] Söltl, Religionskrieg III. 80

[2] Theatrum Europ. 598.

[3] Lingard, Geschichte von England (deutsche Uebersetzung) IX 223.

durch die Bemühungen des Kaisers den Widerstand Spaniens gegen diese Maßregeln zu besiegen, oder auch durch die Bemühungen des englischen Gesandten Digby bei dem Kaiser Gnade für den Pfalzgrafen Friedrich zu erwirken und demselben seine Erbländer zu erhalten. Die Entwickelung der Dinge, wir wiederholen es, knüpfte sich lediglich an die Person des unberechenbaren Mansfeld. Jakob hatte Stillstand der Waffen verlangt, Ferdinand wies die Entscheidung darüber an Max. Es war eine ungeheure Forderung für diesen, daß auf die Bitte eines englischen Königs, dem die Soldaten seines Schwiegersohnes oder richtiger die Söldner Mansfelds zu irgend welchem Gehorsame weder verpflichtet, noch willig waren, der Herzog selbst an der Spitze eines Heeres ruhig zusehen solle, wie der Landverderber Mansfeld nahe an seinen Grenzen stand und dort den Auswurf der Menschheit an sich zog, um aufs neue sich zu stärken zu schauervollen Thaten. Daß Engländer dieß verlangten, kann nicht befremden; daß aber jemals Deutsche dieß Verlangen gerecht befunden, den Herzog Max und den deutschen Kaiser wegen der Nichterfüllung desselben getadelt haben, würde kaum glaublich sein, wenn nicht leider so manches mit deutschen Worten abgefaßte Buch es bezeugte.

Indem Mansfeld durch die Oberpfalz westwärts eilte, nicht sowohl nach der Unterpfalz, als nach den reichen, damals noch nicht geplünderten Bisthümern am Rheine, mußte Max ihm das Heer der Liga zum Schutze der geistlichen Fürsten nachsenden. Bis dahin war der Herzog Max noch entweder selbst bei dem Heere oder doch häufig mit demselben im Felde gewesen. Erst vom Herbste 1621 an beginnt Tillys selbständige Laufbahn in einem Lebensalter von reichlich 62 Jahren.

Fünfter Abschnitt.

In denselben Tagen, als Mansfeld mit seinen Schaaren aus der Oberpfalz westwärts floh, um den Krieg in den Stiftern am Rheine neu zu entzünden, erstand dem Könige von Böhmen ein neuer Vorkämpfer ähnlicher Art im nordwestlichen Deutschland. Das welfische Haus war in mehrere Linien getheilt, unter denen zwei vorantraten: die von Celle und von Wolfenbüttel. Die letztere hatte zwei männliche Sprossen, den regierenden Herzog Friedrich Ulrich und dessen Bruder Christian, geboren 1599. Die beiden Brüder waren sehr verschieden. Während Friedrich Ulrich nachgiebig, schwach sich dem Einflusse jedes stärkeren Willens ergab, entwickelte Christian als Liebling seiner Mutter eine Eigenwilligkeit, die durch keinen Andern sich Maß und Ziel setzen ließ. Er ward siebzehnjährig durch den Einfluß seines Hauses vom Domcapitel zu Halberstadt

zum lutherischen Bischofe erwählt. Der Kaiser versagte die Belehnung. In solcher Versagung allein bestand der Schutz, den Rudolf, den Matthias den kirchlichen Stiftern angedeihen lassen konnten. Die Thatsache blieb dieselbe: die Einkünfte von Halberstadt bezog Christian. Er ging nach Holland, und während er daheim noch mehr kirchliche Würden erwarb, stand er als Rittmeister im niederländischen Heere. Daheim war die Regierung des Landes ihm versagt, in den Niederlanden ruhten noch die Waffen. Christian führte im Haag, so jung er war, ein wildes unbändiges Leben, für welches die Einkünfte seiner Pfründen nicht reichten.[1] Doch zugleich ward er von Thatendurst verzehrt. Er bot den böhmischen Ständen 1619 an ein Regiment Cürassiere für sie zu werben.[2] Auch dazu kam es nicht.

Dagegen hielt Christian sich für berufen und befähigt einen andern Plan auszuführen, und diesen zunächst haben wir zu erörtern. Im Jahre 1620 gab sich die pfälzische Partei viele Mühe den Dänenkönig Christian zur thätigen Hülfe zu bewegen. Sie stellte ihm, seinem langjährigen Trachten gemäß, die niedersächsischen Bisthümer in Aussicht. Es sei unumgänglich nothwendig, hieß es, daß man zu Erhaltung beständiger Sicherheit, auch zur Ergötzung für den erlittenen Schaden, die Pfaffen an allen Orten, so viel möglich und thunlich, angreife. Die Frage, was denn die unglücklichen Deutschen, die unter geistlichen Landesherrn wohnten, den Feinden der Pfaffen zu Leide gethan hatten, ward nicht aufgeworfen. Der Gesandte Werther im Haag erhielt den Auftrag dem Prinzen Moritz diesen Plan mitzutheilen und um seine Ansicht zu bitten, ob nicht diese Execution anzufangen habe in den Stiftern Paderborn und Münster. Diese seien geeignet, weil die Reiter der Holländer am leichtesten dahin kommen und sich erquicken könnten. Dahin könne der Herzog Christian seinen Laufplatz für die Werbung verlegen. Ja, meint der pfälzische Rath Rusdorf, man könne das sogar auch rechtfertigen. Denn gegen das vielfältige Erinnern der Generalstaaten seien im Bisthum Münster den Feinden des böhmischen Königs Werbungen verstattet. Die Stadt Paderborn dagegen habe früher einmal die Generalstaaten gebeten sich ihrer anzunehmen, und das geschehe also jetzt. Die Herren Staaten würden ihre Reiter nur so lange da liegen lassen, bis der König von Dänemark herzu käme, die Stifter für sich zu nehmen.[3]

Das Frevelhafte dieser Plane, die im October 1620 vorgelegt wurden, ist für uns deshalb weniger in die Augen springend, weil der thatsächliche Bestand längst ein anderer geworden ist, weil selbst die Erinnerung an die früheren Zustände sich fast verloren hat. Um die volle Unrechtmäßigkeit dieser Plane, die weder mit der Pfalz, noch mit Böhmen in irgend welche Beziehung zu bringen waren, sich völlig klar zu machen, muß man sich wieder hineindenken in die Zeit, als alle jene Fürsten in eben so rechtmäßig anerkanntem Besitze ihrer Länder

[1] Die Klage seiner Mutter an ihn in der wichtigen Schrift: Kurtze gründliche Information, was es umb die Graffschaften Hon- und Reinstein u. s. w 1628 S. 106.

[2] Rommel, Geschichte von Hessen VII. 350.

[3] Rusdorf im October 1620 bei Londorp II. 606.

iren, wie ihre Unterthanen im Besitze ihres Eigenthums, und alle gleichmäßig dem deutschen Kaiser den Brunnquell des Rechts und der Gerechtigkeit für ben und Eigenthum erkannten.

Der dänische König wich damals noch zurück vor solchen Planen. Sie gewannen gegen Boden in der Seele des jungen Bischofs, wenn dieser Name gestattet Christian von Halberstadt, gingen lustig in ihm auf und reiften. Im August 21 war Christian mit dem Könige Friedrich und dem Prinzen von Oranien Arnheim in Geldern. Dort machte der 22jährige Herzog den Vorschlag, er le tausend Reiter für Friedrich anwerben.[1] Das leuchtete nach kurzem Be- len dem Friedrich ein. Der Prinz von Oranien gab in gleicher Weise seinen fall, und Christian zog in die Heimath. Man hat gleich damals dieß Auf- en romanhaft ausgeschmückt. Man läßt den jungen Mann die Sache unter- men aus schwärmerischer Verehrung für die schöne unglückliche Königin von hmen, mit zehn Thalern in der Tasche.[2] Was den Geldpunkt betrifft, so r Christian Administrator zu Halberstadt, Propst zu Braunschweig, Abt zu ichaelstein. Obwohl er schon arg verschuldet war, konnte er doch auf solche künfte immer noch Vorschüsse erhalten. Dazu auch kamen die holländischen lder. Denn Christians Freund und Gesinnungsgenosse, der Landgraf Moritz t Hessen-Cassel, erklärt wenige Monate später ungescheut: es sei gewagt ristian zu beleidigen, weil er in holländischen Diensten stehe. Ueberhaupt war die Weise der Hochmögenden in solcher Art ein kleines Kapital sehr nutz- agend anzulegen.

Eben so haltlos ist der poetische Duft der Liebe, den man über diesen ristian zu breiten gesucht. Von Poesie[3] ist bei Christian wenig vorhanden: ist bei ihm nur die schauerliche Wirklichkeit des Schwertes und der Brand- el, und ein gerader Gegensatz gegen allen Platonismus. Wir werden aus eigenen Worten des 22jährigen Jünglings erfahren, daß das weibliche Ge- echt von ihm mishandelt und zertreten ist in mehr als der gewöhnlichen Weise er Zeit.

Christian begann zu werben. Mit Schrecken und Entsetzen hörten und sahen die umwohnenden Fürsten und Völker. Wo die Drosten und Amtleute die herziehenden Söldner zur Rede setzten, wer und woher, da erwiderten jene h und trotzig: sie seien nicht auf Sold, sondern auf Beute ausgezogen, und s sie nicht mitnehmen könnten, das wollten sie verderben.[4] Schon wenige chen nach Christians Auftreten berichtete auch der Kurfürst von Mainz an Kaiser: Christian hat einen starken Zulauf gleich dem Mansfelder; denn er

[1] Aretin, Beiträge VII. 177.

[2] Memoires de Frédéric Henri, Prince d'Orange p. 3.

[3] Neuerdings hat der Engländer Leigh Hunt, the town p. 262, der Elisabeth ır die Schönheit abgesprochen. Schönheit sei nicht die Mitgabe der Stuarts gewesen. weiß nicht, inwiefern er Recht hat; doch muß ich bemerken, daß die Porträts der isabeth in den Königlichen Schlössern in Hannover und Celle ihr Schönheit beilegen.

[4] Theatrum Europ. I. 548.

gestattet zu beuten.[1] Ein Fürst nach dem anderen erließ bittende Abmahnungen an Christian. Das Domcapitel zu Halberstadt erwog, ob es nicht möglich sei die Wahl Christians wieder aufzuheben und einen kaiserlichen Prinzen zu erwählen.[2] Wie überhaupt damals in dem Adel aller deutschen Länder eine lebhafte kaiserliche Gesinnung sich geltend machte: so erinnerten sich auch die lutherischen adligen Domherren von Halberstadt, daß Alles, was dem Adel zum Glanze gereiche: Adel, Lehen, Güter, Regalien, seinen Ursprung habe von dem Kaiser. Das Domcapitel wandte sich im October 1621 flehentlich an den Herzog Friedrich Ulrich: er wolle den Bruder von diesem Vorsatze der Werbung abbringen.[3] Dieselben Bitten liefen ein von allen Seiten. Die Stände der Landschaft Calenberg boten dem jungen Herzog 20,000 Thaler, wenn er ablassen wollte von diesem Beginnen.[4] Das irrte Christian nicht. Im selben Monate October wußte bereits der kaiserliche Statthalter Liechtenstein in Böhmen, daß Christian werbe, um mit einem Heere nach Böhmen durchzubrechen. Er schrieb es Friedrich Ulrich. Eben so warnten und mahnten die Vettern von Celle. Sie gestatteten den zulaufenden Söldnern nicht den Durchgang durch ihr Land. Friedrich Ulrich selber dachte nicht anders. Er und die Mutter Elisabeth richteten flehende Abmahnungen an den Bruder und Sohn. Namentlich stellte Elisabeth ihrem Sohne in den eindringlichsten Klagen einer Mutter alles Unheil vor, das er herabziehe auf sich selber, auf sein Haus, auf sie, auf das Reich und unzählige Menschen; denn schon am 20. October hat sie vernommen, wie die Reiter ihres Sohns plündern, rauben und brennen.[5] Als diese Ermahnungen nicht fruchteten, ließ Friedrich Ulrich selbst noch im October die zusammengerotteten Haufen seines Bruders innerhalb seines Landes angreifen und aus einander jagen. Christian zog sich in das Stift Minden, dessen erwählter Bischof sein Vetter Christian von Celle war.

Und wie tritt nun hier die Wehrlosigkeit der einzelnen deutschen Reichstheile abermals in einer so traurigen Weise ans Licht! Es war auch nicht ein Fürst jener Gegenden, der billigend auf das Unternehmen Christians blickte. Dennoch waren sie höchstens im Stande das Zusammenlaufen kleinerer Banden in ihrem Gebiete zu verhindern, einzelnen Rotten den Paß zu verweigern. Sobald dieselben eine gewisse Stärke erreicht hatten, stand ein solcher Anführer da als eine gebietende Macht, allen Fürsten gefährlich, allen furchtbar, und mächtiger als sie alle. Auch lief nur ein kleinerer Haufe Gefahr sich nicht erhalten zu können. Ein Heer ernährte sich selbst, indem es jeden Widerstand erdrückte. Mansfeld zuerst hatte in Böhmen, in der Oberpfalz das Beispiel gegeben sich zu erhalten, sich zu verstärken, ohne Sold zu zahlen. Der gelehrige Schüler Christian ahmte

[1] Brüsseler Archiv. Corresp. des Empereurs avec les Gouv. des Pays-bas.
[2] Londorp. II. 121.
[3] Königliches Archiv zu Hannover. — Wichtig ist ferner hier vor allen Dingen die citirte gedruckte Schrift: Kurtze und gründliche Information u. s. w. mit ihren urkundlichen Beilagen.
[4] Archiv der Landschaft Calenberg zu Hannover.
[5] Die unter 3 citirte Schrift S. 106 ff.

Beispiel nach mit entschiedenem Glücke. Es war längst eine übliche Rede
derer, welche die kirchlichen Fürstenthümer zu vertheilen gedachten, daß
zu diesem Zwecke aus den Stiftsländern selbst die Mittel nehmen müsse sie
zwingen. Man müsse die Pferde den Pfaffen an den Zaun binden, hieß
Es kam, um dieß auszuführen, nur auf das kühne Wagnis an sich nicht
mehr in Worten, sondern auch in Thaten um Recht und Besitz anderer
schen nicht mehr zu kümmern. Und zu diesem Wagnis hatte nächst Mans-
keiner in solchem Maße den Muth, wie der 22jährige Christian von
nschweig. Er kam aus einer dazu geeigneten Schule. Er hatte bei
m Verweilen in den Niederlanden dort den glühenden Haß gegen die ka-
ische Geistlichkeit und das katholische Kirchenwesen eingesogen, der ein so tief
akteristisches Merkmal des damaligen Calvinismus war. Diesen fanatischen
s brachte er mit und verpflanzte ihn in seine deutschen heimatlichen Gegenden,
damals Katholiken und Lutheraner wenn auch nicht in herzlicher Eintracht,
h ohne Störung des Friedens neben einander lebten.

Im November 1621 hatte Christian schon 13,000 Mann. Fortan war
derstand nur durch ein geordnetes Heer möglich. Er brach südwärts auf,
sich, wie es wahrscheinlich ist, mit Mansfeld in der Unterpfalz zu verbinden.
m mainzischen Eichsfelde drohte er einstweilen nur die Verwüstung, und er-
t zum Abkauf derselben 100,000 Thaler. Er zog weiter durch Corvei und
derborn und gelangte an die Grenzen des Landgrafen Ludwig von Darmstadt.
ser bat um Verschonung mit Durchzug.[1] Christian erwiederte: wenn der
dgraf es hindern und ihm Böses erweisen wolle, so werde er auch Böses
eisen. Ludwig entgegnete klagend, daß die Reiter Christians seine Unter-
nen bereits mißhandelten. Besser sei es für einen kriegslustigen Herrn sich
und Ehre im Kampfe gegen den Erbfeind zu erstreiten. Abermals bat er
nd, Christian wolle sein Land verschonen. Der jugendliche Herzog ent-
tete: „So wir im geringsten angegriffen werden sollten: so haltet gewis
ir, daß wir dermaßen in dero Landen hausiren werden, daß es dieselben
uen und Kindeskinder sich darüber sollen zu beklagen haben. Dieß zur
richt." Also schrieb[2] Christian aus Neustadt am 28. November 1621.
wig flehte den Vetter Moritz an ihm zu helfen. Moritz entgegnete: das
r des Christian sei nicht bloß für Friedrich, sondern auch für die General-
ten geworben. Deshalb wolle es sich nicht gebühren solche mächtige Leute
zu Feinden zu machen. Er wisse nichts von Christians Absicht: das sei
Herr von der Faust und nicht von der Feder. Er nannte den jungen
zog den heros Germaniae.

In Wahrheit glaubte Moritz, daß nun die Zeit gekommen sei, wo in
utschland alles drunter und drüber gehen werde, wo es darauf ankomme bei
n großen Schiffbruche sich im voraus möglichst viel zu sichern. Dennoch

[1] Londorp. II. 529

[2] Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Hannover 1845. S. 12.
er betreffende Aufsatz von Wittendorf enthält viele archivalische Nachrichten.

setzte seine Klugheit seiner Habgier Zügel an. Er hieß den Christian willkommen; aber er verband sich nicht mit ihm.[1] Er unterstützte ihn mit Lebensmitteln und Pulver, aber heimlich. Er meldete[2] dem General Tilly im December 1621: er befleißige sich vollkommener Neutralität. Der Krieg sei nur eine böhmische Privatsache, er aber sei ein gehorsamer Fürst des Reiches. Moritz hatte selbst 8000 Mann geworben; aber er verwandte sie auf eine Weise, welche die Dauer des dadurch Erworbenen zu sichern schien. Er fiel über seinen schwachen Nachbarn, den Grafen von Waldeck her, eroberte Corbach und ließ die Stadt ihm schwören. Wir sehen bei solchen Gelegenheiten die Hofprediger immer in derselben Weise auftreten. Als Friedrich V. die böhmische Krone annahm, predigte Scultet. Als er die Bilder zerstörte, predigte Scultet. Als er ein Bündnis mit den Türken schloß, predigte Scultet. Als der Hesse Moritz im tiefen Frieden Waldeck überfiel, bestieg sein calvinischer Hoftheologe in dem eroberten Städtchen Corbach die Kanzel, und predigte von dem Rechte seines Herrn gegen die Grafen von Waldeck.[3]

Christian drang vor bis in das Busecker Thal in der Nähe von Gießen. Nicht bloß die Unterthanen des Kurfürsten von Mainz, sondern auch die des Landgrafen Ludwig zwang er den Eid der Treue für Friedrich von der Pfalz zu leisten. Unterdessen nahte der Graf von Anholt, den Tilly noch zur rechten Zeit gesendet, rasch heran, schlug Christian am 10. December 1621, und zwang ihn zur Umkehr. Rund umher beleuchteten brennende Dörfer und adlige Höfe den Weg.

Und nun erst brach über das unglückliche Stift Paderborn die volle Wucht des 22jährigen Jünglings und seiner Banden herein. In Christians Antwort auf die Bitte der Ungerüsteten und Wehrlosen um Verschonung des Landes paart sich knabenhafter Trotz mit der Androhung von Grausamkeiten, deren nur Menschen und nicht Tiger fähig sind. Christian fragt spottend, ob die Paderborner sich wehren wollten. „Haltet für gewis," sagt er,[4] „daß wir nichts lieber sehen als dieß, es sei bei Tag oder bei Nacht, wollen euch auch solche Gelegenheit mit Anzünden der Dörfer machen, daß ihr desto besser sehen könnt." Noch hielten Kanzler und Räthe mit der Absendung von Bevollmächtigten an den Herzog zurück. Darum meldet er ihnen abermals am 23. December 1621: er spüre wohl ihre Halsstarrigkeit und bösen Willen gegen ihn. Dennoch warne er sie zum Ueberflusse aufs fleißigste sich stündlich im Augenblick zu erklären. Wo nicht, „so werden wir alsdann ohne weitere Nachricht das ganze Stift abbrennen, alle Bauern und Angehörige niederhauen und niederschießen, daß darüber Kindeskinder sich werden zu beklagen haben."

Also mußten Hunderttausende damals zu sich reden lassen von einem Jünglinge, der bis dahin erst einmal erfahren, was es heiße im Kriege als Mann

[1] a. a. O. S. 14.
[2] Hurter, Ferdinand IX. 85
[3] Londorp. II. 513.
[4] Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. 1845. S. 17.

n Manne gegenüber zu stehen, an der Spitze einer zusammengerafften Schaar i Verbrechern, die vor einigen wenigen wohl geordneten und geführten Reitern deutscher Soldaten unserer Tage in alle Winde zerstieben würde. :llich auch damals regte sich der Zorn und der Ingrimm über die schnöde walt dieser Haufen, und drohte in Thaten auszubrechen. Christian wußte or zu kommen. Er ließ verkünden, daß für jeden Reiter, den man ihm te, ein Dorf in Flammen aufgehen solle. Der Stadt Paderborn zunächst b nichts anderes übrig, als sich zur Brandschatzung zu verstehen. Sie selbst lte 15,000 Thaler, Domkapitel und Geistlichkeit der Stadt 100,000 Thaler, Juden 30,000. Dazu nahm Christian alle Kirchenschätze, das fürstliche bergeschirr, zerstreute das Archiv, setzte die Räthe und Beamten gefangen, ein Jeder von ihnen sich mit einer von Christian bestimmten Summe auste.[1] Der Domdechant war entflohen. Christian setzte auf seine Einlieferung, endig oder todt, einen Preis von 10,000 Thalern.[2]

Die spätere Zeit ist oft leicht geneigt gewesen über derartige Dinge als den riegsbrauch jener Zeiten hinweg zu sehen. Aber wer denn im Reiche hatte rieg mit Christian von Braunschweig? Wer ermächtigte den selbst länderlosen üngling zu einer kriegerischen Unternehmung gegen deutsche Länder, die mit der hmischen Sache auch nicht in der entferntesten Beziehung standen? Auch nicht i einziger Fürst des Reiches hat es gethan. Sie alle riethen dringend, selbst hend ab. Der Einzige, der ihn ermuthigte, der Landgraf Moritz von Hessen, it es nur verstohlen.[3] Er suchte dabei die Meinung zu verbreiten, daß auch dere Fürsten derselben Absicht seien. Seine Räthe äußerten sich gegen Tillys :erften Anholt, daß nicht bloß Moritz den Durchzug durch sein Land gegen ristian wehren werde, sondern daß auch Christians Bruder Friedrich Ulrich reit sei zu diesem Zwecke mit 7000 Mann zu Hülfe zu kommen. Tilly ndte sich fragend an Friedrich Ulrich, und bat es nicht zu thun. Friedrich rich war sehr erstaunt und befremdet. Wer das von ihm sage, daß er dem serlichen Heere sich widersetzen oder den Paß versperren wolle, der thue ihm r Gott und aller Welt unrecht. Er habe vielmehr seinem Bruder Christian n Durchzug verweigert, einige Compagnien desselben entwaffnet und zertrennt, n brüderlich abgemahnt, ihm noch eben jetzt im Vereine mit Christian Wilhelm n Magdeburg einen Trompeter zugeschickt, daß er ablassen möge von seinem nun.

Wir sehen, wie Christian sich bei keinem Fürsten irgend welcher Sympathien freute. Sollte er vielleicht sie bei dem friedlichen Bürger und Landmann genden haben? Die Nachwelt hat das verkannt. Sie hat nicht erwogen, daß die lge der Handlungsweise Christians bei Allen ohne Ausnahme nur Furcht und aß sein konnte. Aber man ist in dieser irrigen Anschauung noch weiter

[1] a. a. O. S. 18.
[2] Hurter IX. 88
[3] Zeitschrift für hessische Geschichte, Bd. II. S. 183.

gegangen. Man hat später über den Raub, den Christian an den Kirchenschätzen von Paderborn beging, mit leichtem Scherze hinweggesehen. Christian fand im Dome zu Paderborn die goldene Bildsäule des heiligen Liborius. Die Ueberlieferung erzählt, daß er dieselbe mit dem Arme umschlungen und dem heiligen Liborius Dank gesagt, weil er so lange seiner gewartet. Alsdann fand er die zwölf Aposteln von Silber. Zu diesen wandte er sich, wie die Sage berichtet, mit den Worten: „Was stehet ihr hier und seid müßig? Es steht doch geschrieben: geht hin in alle Welt. So will ich euch denn hinausschicken." Er sprachs und schickte Liborius und die Apostel in die Münze. Mögen die Nebenumstände nur der Sage ihren Ursprung und ihre Erhaltung verdanken: die Thatsache selbst ist richtig. Also wird es bezeugt durch die Thaler mit dem Gepräge: Christian, Gottes Freund, der Pfaffen Feind.

Und diesem selben Jüngling bot der Kaiser Ferdinand am 13. December 1621 Verzeihung für das Vorgefallene und Ertheilung der Lehen an, wenn er die Waffen niederlege.[1] Christian achtete dessen nicht. Er wollte nicht Verzeihung, nicht Frieden: er wollte Krieg. Um die sittliche Ansicht jener Zeit darüber ins Klare zu bringen, haben wir uns nicht auf Katholiken oder Lutheraner zu beziehen. Daß diese einmüthig davor schauderten, bedarf nicht einer Nachweisung. Daß deutsche Calvinisten den Raub nicht billigten, glauben wir nach Maßgabe aller anderen menschlichen Verhältnisse annehmen zu dürfen. Es kommt nur darauf an das Urtheil eines calvinischen Fürsten jener Zeit einzuholen, allerdings nicht dasjenige Friedrichs V., oder des Landgrafen Moritz, sondern eines Unbetheiligten.

Im Jahre 1620 schlug das Geheimerathscolleg von Brandenburg vor:[2] der Kurfürst möge befehlen die im Dome bei Seite gesetzten Götzenbilder, mit denen in Zukunft vielleicht noch mehr Abgötterei getrieben werden könne, zu Thalern auszuprägen, an denen es im Lande fehle. Freilich sei der letzte Wille und Befehl der in Gott ruhenden kurfürstlichen Eltern dagegen; doch werde es wohl zu entschuldigen sein. Der sonst so gefügige, schwache Kurfürst hatte dießmal den Muth den Antrag abzuschlagen. Denn, erklärte er, darüber ist unseren Vorfahren äußerste Verfluchung vorhanden, auch würde hierdurch das Land gar nicht befreit, uns dagegen ein äußerst böser Name gemacht werden. Der Kurfürst schlug dieß ab im eigenen Lande für Kirchenschätze, auf die er nach der Rechtsansicht jener Zeit und seiner Confession wenigstens einigen Anspruch hatte. Danach darf man annehmen, daß die Meinung über das Verfahren des Herzogs Christian in Paderborn sich außer dem Haag an wenigen Orten einer Billigung erfreut haben werde. Aber weil es geschah, weil es straflos geschah: so war ein solches Beispiel die Saat zu unzähligen anderen Verbrechen der Nachahmung.

Und das ja eben wollte man. Weil Christians Frevel besonders die

[1] Königliches Archiv zu Hannover.
[2] Cosmar, Schwarzenberg S. 156.

Katholiken trafen: so sollte daraus bei dem protestantischen Volke der Gedanke des Religionskrieges Eingang gewinnen. Die protestantischen Deutschen zeigten sich nicht willig darum mit Mord und Brand sich gegen ihre Landsleute zu erheben. Und doch, der Gedanke war da, er trieb Sprossen. Bei den Deutschen, welche fern wohnten von dem Schauplatze der Greuel, wuchs doch leise ein Mistrauen auf, ob nicht das Vorgeben Christians etwas für sich haben könnte. Namentlich aber wuchs der Natur der Sache nach der Gedanke auf bei denen, welche, da Friedrich Ulrich keine Aussicht auf Nachkommen zu haben schien, möglicher Weise in Christian ihren künftigen Landesherrn erblickten. Durften sie annehmen, daß ihr Herzog so ganz und gar nur ein wüster Raufbold und Räuberhauptmann sei, daß er nicht aus wirklichem Interesse für den Protestantismus also handele? Die Zahl derer, welche also dachten, mochte sehr klein sein; dennoch gab es eine solche.

Die Städte Lippstadt und Soest, welche spanisch-burgundische Besatzung hatten, fielen gutwillig oder mit Gewalt in die Hände des Schrecklichen. Im Anfange des Jahres 1622 zog er gegen Münster.[1] Er that der Stadt kund: sie habe einen Drosten Scharenberg mit Geld und Juwelen in ihre Mauern aufgenommen. Dieses Geld sei aus der Kriegsbeute von Prag. Darum sei Scharenberg ein Feind des Königs von Böhmen, darum auch ein Feind Christians. „Wer unseren Feind aufnimmt, der ist selbst auch unser Feind. Ferner ist unser Feind der pestilenzialische Hause der Jesuiten, die ihr bei euch habt. Deshalb verlangen wir Auslieferung der Güter, die Scharenberg in die Stadt gebracht, Verjagung der Jesuiten oder 150,000 Thaler für ihre Hälse. Dagegen wir eine Einrede wegen Neutralität oder andere jesuitische und sophistische Ausflüchte nicht leiden mögen." Was war zu thun? Man wollte sich weigern, Widerstand leisten; aber die Flammen des nahen Mauritzstiftes vor der Stadt zeigten, wie Christian es meine. Man willfahrte seiner Forderung.

Aber sollte man denn nun gar nichts thun? Man wollte wenigstens berathen. Es ward für das Fürstenthum Münster ein Landtag ausgeschrieben. Christian erfuhr es. Er verbot den Besuch desselben bei Strafe des Todes und gründlichen Abbrennens.[2] Der Landtag kam nicht zu Stande.

Man hat es dem Herzoge Christian als einen Act der Menschlichkeit nachgerühmt,[3] daß er zwei Jesuiten, die er im Münsterschen gefangen, fortan mit sich herumführte, ohne sie zu tödten, sie sogar an seiner Tafel speisen ließ. Diese Verschonung fiel auf; denn in der Regel ließ Christian die katholischen Geistlichen tödten oder verstümmeln. Derartige Brutalität fiel nicht Christian allein zur Last: sie gehörte seiner ganzen Partei. Nur wolle man unter der Partei nicht die Protestanten als solche verstehen. Nach den Kriegsartikeln des Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel mußten seine Söldner beschwören

[1] Londorp. II. 625.
[2] Hurter, Ferdinand IX. 68.
[3] So Häusser in der Geschichte der rheinischen Pfalz II. 385.

Mansfeld hatte sich in seinem Zuge nach der Unterpfalz, damit er dem nachsetzenden Tilly entkomme, um die Zurückbleibenden nicht gekümmert. Warum auch sollte er solche Rücksichten nehmen? Der Ausfall ward leichter gedeckt durch die Werbetrommel. Der Bischof von Speier hätte ihm mit Hülfe einiger spanischen Regimenter den Uebergang über den Neckar sperren können;[1] allein Mansfeld versicherte ihm im Voraus schriftlich mit eigener Hand bei ritterlichen Ehren, daß er das Land und die Unterthanen des Bischofs im Geringsten nicht beschädigen, vielmehr gute Freundschaft halten würde. Kannte der Bischof den Spruch, nach welchem Mansfeld handelte: dolus an virtus, quis in hoste requirat? Der spanische General Cordova, der nach Spinolas Rückkehr dort den Oberbefehl führte, belagerte Frankenthal. Er dachte nicht an einen Feind, als plötzlich die Kunde erscholl: Mansfeld nahe heran. Cordova hob die Belagerung auf. Mansfeld begab sich sofort in das Bisthum Speier. In drei Tagen flammten dreißig Dörfer auf.

Die Klage, daß Mansfelds Kriegführung schrecklich war, hallt uns aus jedem Berichte jener Zeit und von allen Seiten entgegen. Er selbst hat in seiner Apologie das Verfahren seiner Söldner in den Grundstrichen gezeichnet. Es ist hier nöthig das Bild weiter auszuführen, mit den Worten freilich eines Gegners, aber eines Officiers von ehrenhafter Gesinnung,[2] dessen Angaben sich jeder eingehenden Forschung als probehaltig erwiesen haben, dessen Angaben in diesem Falle eben nur die Ausführung dessen sind, was aus Mansfelds eigener Darlegung in seiner Apologie sich errathen läßt.

„Die Mansfelder haben die armen, unbewehrten Bauern haufenweise in die brennenden Häuser mitten in die Flammen geworfen, und diejenigen, die sich retten wollten, wie die Hunde niedergeschossen. Sie haben die Kirchen aufgebrochen, beraubt, die Altäre abgerissen, das heilig hochwürdige Sakrament mit Füßen getreten, einander ja ihre blutrünstige Schuh mit dem heiligen Oele und Chrysam angestrichen und beschmiert. Sie haben die Taufsteine ausgeschüttet und sie auf unehrliche Weise zu Schanden gemacht. Sie haben alle Weibspersonen öffentlich geschändet und nach verübtem Muthwillen dieselben ins Feuer geworfen. Ja welches einem die Haare auf dem Kopfe zu Berge kehrt, und in der ganzen Christenheit, ja von allen Zeiten nach der Benjaminiter verteufeltem Laster unerhört, sie haben junge Kinder von neun, zehn Jahren mit unaussprechlicher, teuflischer Unzucht verderbt, so lange unmenschlich rottenweise verschändet, bis sie unter ihnen gestorben. Wie ihrer dann junger und alter Weibsbilder eine gute Anzahl drei Tage danach in offenen Wegen, in den alten verbrannten Scheuern noch unehrlich, unbedeckt todt gefunden worden, andere

[1] Mansfelders Ritterthaten S. 117.

[2] Mansfelders Ritterthaten S. 118. Ich habe um so eher ein Recht diese Schilderung für völlig wahr zu halten, da ich in meiner Geschichte Ostfrieslands von 1570 bis 1751 (Hannover 1856) ganz dasselbe aus ostfriesischen Acten und Augenzeugen dargethan habe. Man wolle dort vergleichen S. 251 ff.

[illegible] sie kaum athmen können und nach wenigen [illegible] Sind das nicht in den hohen Himmel rufende [illegible] Laster? Wo haben je die kaiserlichen Soldaten, [illegible] gehandelt? Wo ist solche teuflische Tyrannei, ja [illegible] von uns verübt worden?" —

[illegible] Annahme, die man vielfach gedruckt findet, daß Tilly [illegible] Weise verfahren sei, wie Mansfeld. Von denen, [illegible] aufgebracht, oder welche sie wiederholt haben, [illegible] ein Beweis für die Wahrheit dieser Ueberlieferung [illegible] geschehen ist: so haben wir die Frage [illegible] Sachlage, theils nach den uns über[illegible] die Sache verhalte.

[illegible] Mansfeld und Christian von Braunschweig. [illegible] beiden noch einiger Unterschied. [illegible] Mansfeld [illegible], so viel wir wissen, nicht beschuldigt [illegible] was seine Söldner treiben: er läßt [illegible] Geistliche. Er läßt in Wimpfen 1622 [illegible] einen Greis von achtzig Jahren, [illegible] Gewändern wie Verbrecher an den Pranger [illegible] Christian ist persönlich blutdürstig. Er läßt [illegible][2] Mansfeld zündet nicht selber die [illegible], wenn sie angezündet werden. [illegible] das Brennen. Er hat [illegible] Wohnungen kunstgerecht an[illegible] der Halberstädter Feuerstecher, der [illegible] ein Unterschied zwischen [illegible] Zuschusses an [illegible] zerrinnen bald, [illegible]. Aehnlich verhält es [illegible] Geldsendungen, welche [illegible] Anderen kamen. Die [illegible], welche sie durch [illegible] und Ordnung [illegible] das [illegible] Christian rühmt sich [illegible] an Frauen und [illegible] der [illegible]

[illegible] IX [illegible] III p. 44.
[illegible]
[2] [illegible]
[3] [illegible] XXX [illegible]

Schönheiten mit umher.[1] Wie konnte in den Banden solcher Führer nach solchem Beispiele eine Achtung für Frauenehre übrig bleiben?

Wie so ganz anders ist das alles bei Tilly! Mäßig, nüchtern, ernst steht er da vor seinen Schaaren. Sein Beispiel gebietet Achtung vor den Frauen. Er ist würdevoll in seinem Aeußeren, selbst gravitätisch, und dennoch freundlich gegen Jedermann. Er ist der kluge, umsichtige Feldherr, der nicht weiter ins Wasser geht, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, als er festen Boden unter den Füßen hat, daß er den Grund erblickt. Und dennoch weiß der Soldat, daß dieser Graubart, wenn es Noth thut, selber den Degen zieht und sich in die Gefahr stürzt, als sei die Zahl seiner Jahre auf die Hälfte verringert. Eben damals bat ihn der Herzog Maximilian seine Person wohl in Acht zu nehmen, sich nicht auszusetzen; denn er wisse ja selbst, was an ihm gelegen sei. Niemals dagegen entfährt ein Wort der Leidenschaft diesem Munde. Wie er sein Aeußeres beherrscht, so auch sein Inneres. Er umhüllt sich nicht mit dem Nimbus der Unnahbarkeit, er ist Allen zugänglich. Jeder einzelne Soldat kennt den alten Johann, den Vater Johann, und er wiederum nennt sie seine Söhne. Eine solche Persönlichkeit an der Spitze des Heeres legt auch dem rohesten Söldling die Zügel der Achtung für das Haupt an, und zwingt ihn seine Gelüste zu bezähmen.

Dazu ferner kommt, um die Grundlage aller Disciplin und Ordnung zu festigen, die regelmäßige Soldzahlung aus der Casse der Liga. Sie zahlte nicht alles. Es galt namentlich in den folgenden Jahren der Grundsatz aus der Casse der Liga nur die Hälfte der Bedürfnisse des Heeres zu decken, die andere Hälfte von dem besetzten Lande zu nehmen. Auch jene Hälfte war wohl einmal im Rückstande, namentlich in den späteren Zeiten. Wir werden von Tilly später erfahren, wie er das ansieht, wie er darüber schmerzlich klagt. Allein es war doch die Regel, welche die Ausnahmen nicht aufhoben. Der Soldat wußte, daß von daher sein Sold ihm verbürgt war. Er war nicht auf Beutemachen angewiesen, um zu leben, sondern auf seinen Sold und die Verpflegung, welche nach Feststellung Tillys und seiner Generalcommissäre Ruepp und Lerchenfels mit den Commissarien des Landes geschah. Es ist Tillys unabänderlicher Grundsatz nicht selbst zu fordern oder gar die Soldaten fordern zu lassen, sondern, bevor er ein deutsches Land betritt, die gesetzliche Obrigkeit zu ersuchen um die Absendung von Quartiercommissarien, welche mit ihm die Ansprüche und Leistungen regeln. Die Erhebung steht nicht bei den Soldaten oder Officieren, sondern bei den gesetzlichen Autoritäten der Länder.[2]

In dieser Weise sehen wir Tilly überall handeln. Demgemäß war auch sein und seiner Soldaten Verhalten in der Pfalz. Wie wir früher von Friedrichs Rathe Camerar[3] vernommen haben, daß die Truppen der Unirten die

[1] Engel, Geschichte von Ungarn IV. 450.

[2] Wir werden später die archivalischen Belege bringen, hauptsächlich aus dem königlichen Archive in Hannover.

[3] Eben so übrigens auch andere Berichte. Meteren III. 104, wo die Engländer als besonders brutal hervorgehoben werden.

Unterpfalz mehr verheerten, als der Feind, als die Soldaten Spinolas: sie zeigten sich in derselben Weise, wie die Untergebenen Spinolas, auch diejenigen Tillys. Wir vernehmen dieß abermals von Camerar.[1] Er ist im Frühlinge 1622 zu Lübeck. Von dorther vernehmen wir seine Klagen. „Die Excesse," meldet er, „die von den Unirigen mit Rauben und Plündern vergehen, werden sehr stark angezogen." Es hätte doch nahe gelegen darauf zu erwiedern, was in unseren Tagen vielleicht Jemand erwiedern möchte: also sei es die Kriegesweise jener Zeit, oder: Tillys Truppen plündern auch. Man dürfte es erwarten, wenn nämlich Camerar zu dieser Erwiederung einigen Grund gehabt. Aber er schweigt davon. Er sagt nichts über Tilly. Ueber Mansfeld dagegen, über Christian sind seine Briefe voll. Es ist mit den beiden, meldet er im März 1622, ein misliches Ding. Er meint, es könne ihnen ergehen wie dem Markgrafen von Jägerndorf. Das Heer desselben hatte sich zwei Monate zuvor aufgelöst, und der Markgraf war in großer Gefahr von den Söldnern dem Kaiser ausgeliefert zu werden. „Gott gebe," ruft im April 1622 abermals schmerzlich Camerar, „daß das mansfeldische Volk in der Pfalz nicht hause wie in Böhmen, damit nicht alles verzweifele." So bitter auch immer Camerar den Gegner Tilly hassen mochte, dessen Schwert alle Hoffnungen, alle Entwürfe des gewandten Mannes durchhieb: niemals hat Camerar gegen Tilly die Andeutung einer ähnlichen Anklage, wie gegen Mansfeld. Ein solches Schweigen ist ein schwer wiegendes Zeugnis für Tilly. Und darum haben wir das Recht auch die positiven Zeugnisse der Officiere Tillys für ihn zu vernehmen.

Die Einwohner der Unterpfalz bekannten eben so wie im Jahre zuvor diejenigen der Oberpfalz, viel mehr von den eigenen Truppen des Pfalzgrafen erlitten zu haben, als von den Feinden.[2] Sie verkehrten den Namen der Vertheidiger der Pfalz in: Verwüster der Pfalz. Vorzüglich sah man dieß an den Kirchen. Die mansfeldischen Söldner verwüsteten jede Kirche, ob katholisch oder protestantisch. Tilly achtete jedes Glaubensbekenntnis, jede Art des Cultus, jede Kirche. Seine Soldaten allerdings mochten nicht immer gleichen Sinn tragen. Deshalb ließ Tilly, damit die sonntägliche Feier in den calvinischen Kirchen ungestört bleibe, Schildwachen an die Kirchenthüren stellen. Diejenigen in Tillys Heere, welche des Feldherrn Anschauung sich zu eigen gemacht, wiesen mit einem Gefühle des Stolzes darauf hin, daß in der ganzen Unterpfalz an allen Orten, die in ihrer Gewalt seien, die Einwohner ungestört ihre Psalmen singen, ihre Predigten, Kindtaufen, Begräbnisse frei und ungehindert halten, ja daß in keiner der ordentlichen Pfarrkirchen der katholische Cultus eingeführt, oder auch nur eine katholische Predigt vernommen worden sei. Sie fordern die Städte Kreuznach, Alzei, Oppenheim, Bacharach, Simmern, Kaiserslautern und eine Reihe anderer auf darüber ein öffentliches Zeugnis abzulegen. Sie leugnen nicht, daß auch sie Engelstadt, Gunterblum und noch drei andere Dörfer in der Nähe

[1] Söltl Religionskrieg III. 111 ff.
[2] a. a. O.

a Worms verbrannt; aber dieß sei geschehen, weil die Bauern dort die einartierten Soldaten gemordet hätten. Sie fordern auf Zeugnis abzulegen, ob end sonst von ihnen einer der Unterthanen an Leib und Leben im Geringsten beschädigt worden.[1] —

Das Jahr 1622, das Jahr des glänzenden Ruhmes für Tilly, brach an t trüben Aussichten für den Kaiser. Mansfeld hatte zuerst das Bisthum eier geplündert. Er hatte von den Städten nah und fern, die er nicht abgen konnte, Ritterzehrungen verlangt, sogenannte freiwillige Geschenke von em Betrage. Aber er wollte mehr. Er fiel in das kaiserliche Erbland, das aß, ein. Dort war der Erzherzog Leopold ihm nicht gewachsen. Weit und it umher trieb Mansfeld Brandschatzungen ein, bis das feste Elsaßzabern ihm e Grenze setzte. Er rächte sich für dieß Mislingen an dem unglücklichen Landl. In der bitteren Kälte des Januar 1622 flammten die elsaßischen Dörfer f, irrten die elenden Bewohner obdachlos in Frost und Hunger umher, bis verdarben und starben.[2] Mansfelds Heer dagegen schwoll an. Um die litte Januars 1622 berechnete man dasselbe auf 35,000 Mann.[3] Tilly müsse m helfen, rief klagend der Erzherzog Leopold. Aber Tillys Heer war dazu cht im Stande. Es lagerte von Heilbronn bis Heidelberg am Neckarstrome, müdet durch die Anstrengungen der letzten Monate, oft dem Hunger ausgesetzt, d beständig den Krankheiten.[4] Beim Beginne des Jahres 1622 hatte der neral nicht 8000 Mann. Dazu nahm auch die Zahl der Spanier zusehends , und sie waren nicht sehr willig. Seit Spinolas Abzug waltete neben dem neral Cordova der Kriegscommissär van Efferen schonungslos und hart, und ; dadurch den Klagen über dieß fremde Volk einen triftigen Grund. Dazu rd gerüstet von allen Seiten. Der calvinische Markgraf Georg Friedrich von den-Durlach warb Söldner an. Man sagte, er habe 21,000 Mann. Gegen n waren sie bestimmt? Er selbst erklärte, er wolle seine Neutralität aufrecht alten. Nicht das war die Wahrheit. Er hatte von Anfang an keinen andern eck als denselben, wie Christian von Braunschweig. Also wissen wir es durch Herzöge von Weimar, die jede Erhebung gegen Kaiser und Reich mit Freude üßen. Am 17. April meldeten diese Herzöge dem Durlacher, daß sie mit em geworbenen Volke wegen Verweigerung der Pässe nicht zu ihm stoßen nten, und deshalb sich zu Christian von Braunschweig begeben wollten.[5] ithin galt diesen Herzögen von Weimar der Zweck des Baden-Durlachers und jenige Christians für gleich.

Ahnte oder wußte das auch der Kaiser? Ihm wurden allerdings diese dischen Rüstungen bedenklich. Er schickte den Grafen von Hohenzollern, einen gendfreund des Baden-Durlachers, damit er diesen über die Rüstungen befrage.

[1] Mansfelders Ritterthaten S. 119.
[2] Theatrum Europ. I. 713.
[3] Hurter IX. 91.
[4] Hurter IX. 91.
[5] Röse, Bernhard von Weimar I. 91. 95. 334.

Hohenzollern hatte ein Jahr zuvor bei den Unterhandlungen mit Mansfeld diesen durchschaut und den Kaiser vor ihm gewarnt: seinen Jugendfreund durchschaute Hohenzollern nicht. Es sei empörend, meinte er, daß man Georg Friedrich zu verunglimpfen suche. Das sei ein wahrhafter Herr, dem man trauen dürfe.[1] Der Kaiser mochte vielleicht solchen Versicherungen glauben: der alte Tilly traute dem Durlacher nicht. Auch Johann Friedrich von Würtemberg warb abermals. Von Norden her drohte Christian von Braunschweig. Wenn alle Erwartungen und Hoffnungen der Partei des Umsturzes sich erfüllten: so hatte Tilly im Frühlinge 1622 eine Anzahl von Heeren zum Belaufe von 116,000 Mann zu bestehen.

Diese Lage der Dinge war für Friedrich so günstig, wie noch nie. Seine Räthe aus Heidelberg hatten ihm noch im October 1621 gemeldet: der Kaiser habe sich für die Einstellung der Feindseligkeiten erklärt. Er sei geneigt zum Frieden.[2] Im Beginne des Jahres 1622 forderte der Kurfürst Johann Georg von Sachsen mehrere andere Fürsten des Reiches auf: sie möchten allen Einfluß bei Friedrich anwenden, daß er sich unterwerfe und dadurch der Friede hergestellt werde.[3] Wie sollte Friedrich im Haag, wo es seinen Berathern nicht um den Frieden, sondern um den Krieg zu thun war, damit das Reich nicht zur Ruhe komme, der Kaiser nicht freie Hand erhalte gegen sie: wie sollte Friedrich dort auf solche Vorschläge hören? Er faßte auf den Rath seines Oheims Moritz, dem der Schwiegervater Jakob von England beistimmte, einen anderen Entschluß: er selbst wollte nach seinem Erblande, nach der Unterpfalz sich begeben, und mit Hülfe aller der Heere, die damals für ihn, wie sie selber es sagten, in Waffen standen, dieß sein Erbland wieder gewinnen. Die Hochmögenden vernahmen gern seinen Entschluß. Sie stellten ihm ein Kriegsschiff zur Verfügung. Friedrich bestieg dasselbe am 20. März im Briel. Vorher erließ er eine Betheuerung an die deutschen Fürsten: er habe nicht die Türken in seine Sache verflechten wollen. Ob er bei den Deutschen damit Glauben fand, wo so offenkundige Beweise des Gegentheiles vorlagen? Das Kriegsschiff trug den Pfalzgrafen nach Dieppe. Dort stieg er aus und eilte mit nur einem, höchstens zwei Begleitern durch Frankreich. Unterwegs erkannte ihn ein französischer Edelmann und rief seinem Begleiter zu: „Wahrhaftig, das ist der König von Böhmen!“ Friedrich eilte vorüber. Schlimmer sah es für ihn aus, als er auf der Landstraße einigen Reitern des Erzherzogs Leopold begegnete. Sie nahmen ihn gefangen und führten ihn zu ihrem Hauptmanne. Das Schicksal des deutschen Vaterlandes hing in diesem Momente an dem Scharfblicke dieses Offiziers. Wenn er in dem Gefangenen etwas Besonderes ahnte: so konnte für Deutschland der Frieden und die Ruhe wiederkehren. Es geschah nicht. Dagegen hatte Friedrich Gelegenheit aus den Spottreden[4] der Söldner über den Pfälzer Fritze die wahre Meinung der

[1] Hurter IX 104.
[2] a. a. O. 108.
[3] Königliches Archiv in Hannover.
[4] Theatrum Europ. 717.

olkes über ihn zu erkennen. Auch er benutzte diese Gelegenheit nicht. Er ent-
m und zog zu Mansfeld, dessen Quartier in Germersheim war, 11. April 1622.

Friedrich fand seinen General bei einer sonderbaren Beschäftigung. Mans-
ld hatte im October 1621 die Unterhandlung mit dem Herzoge Max von
ayern abgebrochen durch seine Flucht. Er hatte damit auf die Plane dieser
nterhandlung nicht verzichtet. Ja es scheint, als habe ihm diese Flucht dienen
üssen seinen Preis zu steigern. Schon im November 1621 war eine aber-
alige Meldung von ihm in Brüssel.[1] Dießmal schrieb er an Peter Ernst von
ollingen, seinen Gönner aus den Zeiten, wo er in östreichischen Diensten ge-
anden. Derselbe Mansfeld, der öffentlich gedruckt in die Welt ausgehen ließ,
habe die Unterhandlung in der Oberpfalz nur zum Scheine angesponnen,
hauptet gegen Rollingen, seine Unterhandlung mit Chalons sei deshalb nicht
m Ziele gekommen, weil der Herzog von Bayern ihm die versprochenen Artikel
icht gehalten, sondern ihn mit Gewalt aus der Oberpfalz getrieben.[2] Deshalb
i er gezwungen in die Unterpfalz gekommen. Er wünsche nichts so sehr, als
on dem Hause Oestreich zu Gnaden angenommen zu werden; doch wolle er sich
ngern mit Chalons wieder einlassen. Rollingen möge zu ihm nach Hagenau
mmen. Die Infantin gestattete eine Unterhandlung. Schon am 9. Januar
622 ist Rollingen auf der Reise zu Mansfeld beim Erzbischofe Lothar in Trier.
in katholischer Bundesstand nach dem andern willigt ein, daß die Summe, die
über bei dem bayerischen Accord mit Mansfeld vereinbart, auf gemeinsame
sten ihm gezahlt werde. Auch die Infantin schließt sich an. Tilly gibt seine
nwilligung und meint, auch der Herzog Maximilian von Bayern werde bei-
eten. Also geschieht es urkundlich durch eine Acte vom 19. Januar 1622.
er Zweck und das Ziel ist die Befreiung der Katholischen und der anderen
horsamen Stände des Reiches von Mansfeld. Man stellt actenmäßig fest, daß
e neue Unterhandlung geschehe auf Mansfelds eigene Veranlassung und Ansuchen.
lan verhehlt sich die Unzuverlässigkeit des Mannes nicht, mit dem man zu
un hat; dennoch ist so viel daran gelegen, daß die Sache keinen Verzug
iden will.[3]

Nicht also war es Mansfelds Ansicht. Der Vergleich seiner Stellung im
nfange des Jahres 1622 mit derjenigen des Herbstes 1621 steigerte seine
rderung. Er hebt ferner hervor, daß er seit jenem Vertrage von Waidhausen
ine Armee mit großen Kosten sechs Monate lang unterhalten habe. Die maß-
ie Frechheit dieser Behauptung scheint die Infantin in Brüssel noch nicht

[1] Villermont, Tilly etc. I. p. 153.

[2] Archiv zu Brüssel. Sécrétairerie de l'Etat. L'Allemagne et le nord. Cor-
sp. de Wallenstein etc. Daher das Folgende. Der deutsche Name Rollingen heißt
rt Raville.

[3] Archiv zu Brüssel „Nichts destoweniger vnd sinthemahl diese Handlung (darauff
ickwol all erwogen vnd von Tag zu Tag mehr herfürbrechenden vmbständen nach sehr
nig zu bauen) einigen verzug nicht leiden will, den catholischen Stenden aber merckblich
ran gelegen, daß dieselben ihre gewierige Fortsetzung erreichen" — u. s. w.

Verzicht sich selber zum besitzlosen Abenteurer gleich Mansfeld machte, benahm er dem Kaiser die Möglichkeit ihn zu strafen. Alsdann erklärte er: „Nunmehr wolle er bis an sein Ende ein Soldat sein und als Soldat sterben, auch nicht ruhen, bis die Eduardischen Erben ausgereutet wären, und ferner nicht ruhen, bis den katholischen Geistlichen alle Gewalt und alles Land genommen sei." [1]

Wir sehen dieselben drei Hauptmotive wirksam, wie bei so vielen anderen kleinen deutschen Machthabern jener Zeit: wilde Lust nach Abenteuern, Haß der verwandten Fürstenfamilien untereinander, Habgier nach den Gütern der kirchlichen Fürsten. Es versteht sich, daß auch dieser Baden-Durlacher diese drei Motive, die er selber hier für seinen Krieg angibt, concentrirte in das Wort: Religion.

Das Heer dieses Markgrafen war so stattlich ausgerüstet, wie es aus dem Beutel eines kleinen Reichsfürsten nicht bezahlt, wie es nur durch fremdes, wahrscheinlich holländisches Geld ermöglicht sein konnte, und selbst die Art und Weise der Ausrüstung, die alles übertraf, was man von solchen Dingen bislang gesehen, deutete auf weit hinaus blickende Plane. Im Vertrauen darauf mochte der Markgraf ausrufen: wenn er in diesem Kriege nicht obsiege, so könne Gott nicht gerecht sein.

Das treulos verrätherische Benehmen dieses Markgrafen von Baden-Durlach erregte namentlich den Widerwillen und Abscheu derer, die durch seinen Lug und Trug nicht bloß selbst getäuscht, sondern eben darum von ihm als Werkzeuge zur Täuschung Anderer benutzt waren. Mit Zorn und Scham meldete der Graf von Hohenzollern einem Freunde: „Ich hatte für den Markgrafen beim Kaiser und beim Herzoge von Bayern mein Wort zum Pfande gesetzt. Eher hätte ich mich des Einsturzes des Himmels versehen, als daß ich so zu Schanden werden sollte." [2] Auch bei Tilly entschuldigte sich Hohenzollern: „Ich habe den Markgrafen gekannt von Jugend auf. Ich habe ihn stets für aufrichtig gehalten, weil er jederzeit die Worte im Munde geführt: lieber sterben, als Treue brechen. Ich stand immer in der Meinung mit einem aufrichtigen, gewissenhaften deutschen Fürsten zu verkehren. Hab und Gut hätte ich auf ihn vertraut, zumal in der letzten Zeit." — Tilly für sich durfte ruhig sein. Die Heuchelei des Markgrafen hatte den alten Krieger nicht vermocht in seiner Stellung ihm eine Blöße zu geben.

Es war nun die Frage, was der Markgraf thun würde. Verband er sich mit Mansfeld: so waren sie zusammen stark genug, um Tilly zu erdrücken. Also war es der Plan und die Hoffnung dieser Partei. Sie gedachte dann auch den Herzog Christian von Braunschweig heranzuziehen. Die drei zusammen sollten die Länder aller geistlichen Fürsten besetzen, diese selbst für ihr Lebenlang gefangen halten. Nur der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Würzburg und Speier sollten mit dem Schwerte hingerichtet werden. [3]

[1] Brüsseler Archiv, Correspondance du duc de Bavière avec A. et J. Der Bericht eines Anwesenden.

[2] Hurter IX. 116.

[3] Brüsseler Archiv, Correspondance du duc de Bavière avec A. et J. enthält darüber verschiedene Briefe.

Der Plan mochte immerhin ganz gut angelegt sein; aber man hatte doch ei einen sehr bedeutenden Umstand übersehen, nämlich ob Mansfeld und der en-Durlacher, abgesehen von dem noch fernen Christian sich vertragen würden. friedliches und freundliches Verhältnis zweier Söldnerfürsten wäre beispiellos er Weltgeschichte. Auch hier war an ein solches Zusammengehen nicht zu en. Die Eifersucht vielmehr war mächtiger als irgendwo. Jeder der beiden er ging durchaus allein seines Weges nach eigenem Belieben. Dieß rettete und sein Heer, oder um es nachdrücklicher zusammen zu fassen: es rettete deutsche Reich und die deutsche Nation vor dem Chaos.

Der spanische General Cordova hatte von Brüssel Befehl sich Tillys Anordgen zu fügen. Tilly zog ihn an sich, und suchte also gestärkt zuerst den rkgrafen auf. Am 5. Mai trafen sie bei Wimpfen auf einander. Das en schwankte, bis einige Pulverkarren im Rücken des Markgrafen aufflogen. s entschied. Bei dem erneuten Angriffe brach das Heer des Badeners zumen, und überließ den Siegern eine reiche Beute, unter welcher 15 Geschütze d die Kriegskasse mit fast einer Viertelmillion Thaler.

Die Sage hat später der Geschichte des Treffens den Heldentod von 400 rzheimer Bürgern hinzugedichtet. Sie ist, wie bekannt, nicht die einzige der wahren [1] Ueberlieferungen, welche nach dem grauenvollen Kriege unter verrrten politischen Verhältnissen entstanden; aber sie gehört zu den harmlosen, Niemandem wehe thun würden, wenn nämlich die Sache des Badeners nur ralisch, politisch, national einen höheren Werth hätte, als den der Rebellion einer selbst damals erstaunlichen Verlogenheit. Der Sohn fand bei dem ser seine Fürsprecher an den Besiegern seines Vaters: an dem Herzoge Max dem General Tilly. [2]

Nach der Niederlage begab sich der Durlacher mit den immer noch bedeuten Ueberbleibseln, etwa der Hälfte des Heeres, zu Mansfeld. Dieser durfte mals den Herzog Christian von Braunschweig erwarten. Aber er wandte sich t nordwärts, um demselben die Hand zur Vereinigung zu bieten, sondern r den Rhein südwestwärts, wo damals der Erzherzog Leopold die Stadt genau angriff. Es war der feste Ort, in den Mansfeld seinen Raub geborgen. esen wollte er bewahren, und wohl oder übel wanderten die beiden abenteueren Fürsten, der Pfälzer und der Badener, an der Hand des größeren Abenrers dahin, um vor allen anderen Dingen, die in Mansfelds Augen minder htig waren, die Beute desselben zu sichern. Es gelang. Leopold ward abchlagen, und nach dieser vollbrachten That führte Mansfeld sein Heer mit den den Schützlingen nach Mannheim zurück.

Zur Vereinigung mit dem Halberstädter, wie Christian gemeiniglich genannt rd, schien es auch da noch Zeit genug. Und bei dieser Gelegenheit ließ sich ichzeitig noch ein anderer Zweck erreichen: die Züchtigung des Landgrafen

[1] Du Jarry I. 104.
[2] Hurter IX. 118.

Fürsten. Es versteht sich, daß auch dieser Baden-Durlacher diese
er selber hier für seinen Krieg angibt, concentrirte in das Mo

Das Heer dieses Markgrafen war so stattlich ausgerüstet,
Beutel eines kleinen Reichsfürsten nicht bezahlt, wie es nur durch
scheinlich holländisches Geld ermöglicht sein konnte, und selbst d
der Ausrüstung, die alles übertraf, was man von solchen Di
sehen, deutete auf weit hinaus blickende Plane. Im Vertraue
der Markgraf ausrufen: wenn er in diesem Kriege nicht obsiege
nicht gerecht sein.

Das treulos verrätherische Benehmen dieses Markgrafen v
erregte namentlich den Widerwillen und Abscheu derer, die durch
Trug nicht bloß selbst getäuscht, sondern eben darum von ihm
Täuschung Anderer benutzt waren. Mit Zorn und Scham meld
Hohenzollern einem Freunde: „Ich hatte für den Markgrafen
beim Herzoge von Bayern mein Wort zum Pfande gesetzt. Eh
des Einsturzes des Himmels versehen, als daß ich so zu Schanden
Auch bei Tilly entschuldigte sich Hohenzollern: „Ich habe den M
von Jugend auf. Ich habe ihn stets für aufrichtig gehalten,
die Worte im Munde geführt: lieber sterben, als Treue bre
immer in der Meinung mit einem aufrichtigen, gewissenhaften
zu verkehren. Hab und Gut hätte ich auf ihn vertraut, zum
Zeit." — Tilly für sich durfte ruhig sein. Die Heuchelei des
den alten Krieger nicht vermocht in seiner Stellung ihm eine

Es war nun die Frage, was der Markgraf thun würde.
mit Mansfeld: so waren sie zusammen stark genug, um Ti
Also war es der Plan und die Hoffnung dieser Partei. Sie ge

Ludwig von Hessen-Darmstadt für seine Treue gegen Kaiser und Reich. So entsprach es dem Sinne Friedrichs. Demjenigen des Mansfelds dagegen und seiner Schaaren lachte die Hoffnung auf die Beute im Lande von Darmstadt. Ludwig war auch damals wieder unermüdlich thätig für die Herstellung der Autorität des Kaisers und die Ruhe des Vaterlandes. Er hatte erreicht, was nur möglich war. Er war ermächtigt dem Pfalzgrafen kund zu thun: wenn Friedrich an den Kurfürsten von Sachsen oder sonst an irgend einen Fürsten des Reiches ein Schreiben mit durchblickender Abbitte richten werde: so könne er seiner Wiedereinsetzung versichert sein. [1] Die Hoffnung des Friedens dämmerte in dem wackeren Landgrafen Ludwig auf. Eben von der Reise zu diesem Zwecke nach Dresden und München zurückgekommen, schickte er Ende Mai 1622 nach Heidelberg Pässe für einen pfälzischen Rath zur Besprechung mit ihm. Zur Antwort kam nicht ein pfälzischer Rath, sondern Mansfeld mit Friedrich und 16,000 Mann nach Darmstadt. Was das Heer dort sollte in dem friedlichen Lande, dessen Fürst noch nicht sich ausgeruht hatte von der Mühe seiner Reisen und letzten Fürbitten für Friedrich: das eröffnete Mansfeld den gierig lauschenden Söldnern also: er führe sie nun auf eine gute Weide. In derselben sei alles ihnen preisgegeben, nur Brennen und Todtschlagen sei verboten, auch Mühlsteine und heißes Eisen sollten sie liegen lassen. [2] Um Mitternacht am 1/2 Juni 1622 brach das Heer von Mannheim auf. Am andern Tage stand es vor Darmstadt, und begehrte Einlaß im Namen des Königs von Böhmen. Auf die Frage des Landgrafen Ludwig, ob als Freund oder Feind, erhielt er die Antwort: als Freund.

Friedrich zog ein, und Ludwig eröffnete ihm sofort den Vorschlag, zu welchem der Kaiser ihn ermächtigt. Jener erwiederte: er an der Spitze eines ansehnlichen Heeres brauche weder sich zu unterwerfen, noch zu verzweifeln: einer Abbitte aber wolle man nur nicht mehr gedenken.

Vier Tage lang benahm sich Friedrich gegen die Person Ludwigs ohne offene Gewalt. Am [illegible]. Juni ließ er ihm mitten in der Nacht fünf Punkte vorlegen, durch deren Annahme der Landgraf die Sache Friedrichs zu der eigenen gemacht hätte. [3] Seine Kinder sollte er als Geiseln hergeben. Noch in derselben Nacht entfloh Ludwig mit seinem ältesten Sohne aus seinem Hause und seiner Stadt. Auf dem Wege nach Mainz hielten Durlacher Reiter ihn an und schleppten ihn gefangen mit ins Lager. Dort eröffnete ihm der Durlacher Markgraf: Ludwigs Abtrünnigkeit von der gemeinen evangelischen Sache rechtfertige den Ueberfall. Wenn er nicht dem Könige von Böhmen in Allem beipflichte: so werde man sein Land mit Feuer und Schwert in den Grund verderben.

Dem Pfalzgrafen Friedrich selbst mochte bei solchen unerhörten Freveln, die nicht bloß mehr gegen die unschuldigen Unterthanen gingen, weil sie unter katholischen oder lutherischen, dem Kaiser und dem Reiche getreuen Fürsten wohnten,

[1] Hurter IX. 120. 140.
[2] Theatrum Europ. I. 721
[3] Hurter IX. 121

rn welche den Standesgeist aller Reichsfürsten ohne Ausnahme aufreizten verletzten, doch etwas bange zu Muthe werden. Er meinte, seine Forde- rn seien ja kein Ultimatum gewesen. Er sei nicht Willens darauf zu be- n.[1] Dennoch wurden sie in der Hauptsache erneuert. Ludwig erklärte: rich habe ihm bei der Ankunft sein fürstliches Wort gegeben ihn nicht als), sondern als Freund zu behandeln. Er verwahrte sich demselben den lichen Titel zu geben. Er habe an der Execution nicht Antheil genommen, insofern sei er neutral; aber er sei nicht neutral, indem er die Sache des rs als die gerechte anerkenne. Das Einzige, was man von ihm erlangte, das Versprechen nicht wieder entfliehen zu wollen. Friedrich wies ihm dafür mende Bedienung an.

Und unterdessen das unglückliche Land? Mansfeld hielt seinen Söldnern alich, was er ihnen versprochen, ohne auch nach den Bedingungen des nicht mens und nicht Tödtens viel zu fragen. Geschont wurde Niemand. Leider ie Meinung über jene Zeiten noch immer eine solche, daß es nicht über- sig, sondern geboten ist ausdrücklich zu bemerken, daß die protestantischen lichen nicht geschont wurden. Wie sollte man auch! Mansfeld, der Herr Gebieter über Leib und Leben, über Hab und Gut, und was sonst dem Men- s lieb und werth ist, hatte ja das alles preisgegeben. Acht Tage lang dauerte unendliche Jammer. Dann trat eine Wendung ein.

Eben so nämlich, wie es für Friedrich und Mansfeld wichtig war dem ruben Christian von Braunschweig sobald wie möglich die Hand zur Vereinigung bieten: eben so wichtig war es für Tilly das zu hindern, den einen zu schlagen dem anderen. Aber Mansfeld stand in Darmstadt, Tilly am Neckar, istian kam von Norden. Die Vereinigung war mithin schon fast geschehen, daß Christian noch um einige Märsche weiter nördlich stand. Tilly mußte Mittel sinnen, wie er sie dennoch trenne, wie er dennoch zuerst an Christian mage. Dieser war jung, aufbrausend, ohne alle Kriegserfahrung: es war rscheinlich anzunehmen, daß er nicht wie der glatte Mansfeld seine Kunst in suchen werde sich einem Treffen zu entziehen, sondern daß er ein dar- otenes annehmen, daß er ferner dann dem alten Tilly gegenüber sich eine ße geben würde. Allein bevor Tilly sich auf Christian werfen konnte, mußte nsfeld aus seiner Stellung weggelockt werden, damit der Weg nordwärts hin würde. Tilly hielt es für das geeignete Mittel zu diesem Zwecke scheinbar nnheim anzugreifen. Die Stadt Mannheim sicherte dem Mansfeld den Weg seinen Raubnestern im Elsaß. Es war anzunehmen, daß Mansfeld die dung dieses Weges nicht gern verlieren, daß er zum Schutze Mannheims von rmstadt her südwärts ziehen werde. Freilich stand das Interesse des Pfalz- fen Friedrich dem entgegen. Dieses forderte Behauptung der Stellung in rmstadt, und nordwärts gegen den Main, um für Christian den Weg zur

[1] Königliches Archiv in Hannover. Mittheilungen des Herzogs Georg, Schwieger- ers von Ludwig, an Herzog Christian d. A. von Celle. Ebenso das Folgende.

Vereinigung offen zu erhalten. Allein Tilly nahm seine Maßregeln nach den Menschen, die er vor sich hatte. Die Erfahrung hatte bewiesen, daß Mansfeld in den Fällen, wo sein eigenes Interesse mit demjenigen seiner Kriegsherren in Conflict kam, zuerst das eigene Interesse wahrnahm. Allerdings war Friedrich selbst anwesend, aber als Puppe, die Mansfeld hierhin und dorthin führte nach seinem Willen und Gefallen.

Tillys Berechnung traf ein nach Wunsch. Sobald er Miene machte Mannheim anzugreifen, wandte Mansfeld mit seinem Heere sich dahin. Tilly dagegen hatte sich bereits in Eilmärschen nach Aschaffenburg begeben. Von dort aus nahm er fast zwischen Mansfeld und Christian eine abwartende Stellung ein, bereit sich auf den ersten zu stürzen, der sich nähere. Daß ein großer Fehler begangen sei, scheint selbst Friedrich eingeleuchtet zu haben. Er schrieb am $^{7}/_{17}$ Juni aus Mannheim klagend an seine Frau: „Das Heer ist noch immer hier. Ich wünschte, es wäre weit weg.“ [1] Dachte er vielleicht: Mansfeld zuerst sollte Tilly mit gesammter Macht entgegentreten? Mansfeld theilte nicht einen solchen Eifer. Bei dieser Lage der Dinge bat der englische Gesandte Chichester den deutschen Feldherrn um einen Waffenstillstand auf Grund der Bedingungen, welche die Infantin von Brüssel vorgeschlagen. Der Stillstand sollte drei Wochen dauern. Was auch konnte man mehr wünschen? Der Wunsch war verzeihlich: aber die Hoffnung auf Erfüllung war lächerlich. Tilly wies den Gesandten an den Kaiser, an den Herzog Max von Bayern. Der Engländer und Friedrich erhoben laute Klage über diese Falschheit, wie sie sagten. [2] Sie wollten es dem Könige Jakob klagen, sagten sie.

Unterdessen rückte Christian näher. [3] Die Stadt Frankfurt füllte sich mit Flüchtigen. Am $^{5}/_{15}$ Juni stand der Vortrab des Halberstädters vor Höchst. Einige Stunden versuchte die Stadt sich zu halten, dann entflohen vor Knyphausens schauerlichen Drohungen die entsetzten Bewohner über den vorbeifließenden Strom. Am $^{7}/_{17}$ Juni besetzte das Hauptheer Christians die Stadt. Sein Brandmeister erhielt Befehl die nahgelegenen Orte anzuzünden, ob feindlich, ob neutral, und man sah an einem Tage die Feuergarben aufsteigen von den Flecken und Dörfern ringsum, ob mainzischen, ob frankfurtischen, ob hanauischen oder was immer Gebietes.

Doch der Retter war nah, war schon auf dem Wege. Am $^{7}/_{17}$ Juni setzte Tilly bei Aschaffenburg über den Main, und zog am rechten Ufer des Stromes daher. Es galt den Halberstädter zu erreichen, bevor er südwärts über den Strom setze. Am $^{8}/_{18}$ Juni lagerte Tilly zwischen Hanau und Frankfurt im freien Felde. Christian ließ unterdessen an einer Brücke arbeiten, zu welcher das Material die Frankfurter ihm gezwungen verkaufen. Am $^{9}/_{19}$ Juni erkannte Christian die Fahnen der Tillyschen Truppen wehen in der Nähe von Höchst.

[1] Aretin, Beiträge VII [illegible]
[2] Aretin, Beiträge VII [illegible]
[3] Theatrum Europ. [illegible]

zum zweiten Male sahen die Mordbrenner nicht mehr wehrloses Landvolk und Bürger vor sich, denen bangte um Weib und Kind, sondern ein schlachtgewohntes Heer. Die Stunde der Vergeltung war gekommen.

Von Kriegskundigen ward später behauptet, daß für Christian nicht eine Nothwendigkeit vorgelegen habe das Treffen anzunehmen. Wenn dem so ist: so hatte Tilly seinen Gegner richtig geschätzt. Weichen erschien in Christians Augen eine Feigheit. Er nahm das Treffen an mit dem vollen physischen Muthe der Jugend. Ungeachtet er nur drei Kanonen hatte, von denen zwei bald unbrauchbar wurden, dauerte doch das Treffen am $^{9}/_{19}$. Juni mehrere Stunden. Dann erst lösten die Truppen Christians sich auf zur wildesten Flucht. Hinter ihnen war der Main. Sie mußten über die schmale, nothdürftige Brücke, oder durch das Wasser. Viele ertranken. Man erzählte, daß die Fischer am Mainstrome reich geworden seien durch die Beute der Ertrunkenen. An denjenigen, die sich gerettet, und versprengt umherirrten, vollendeten die umwohnenden Bauern die Blutarbeit des heißen Tages. Ueber zwei Drittel des Heeres waren vernichtet. Christian war herangezogen mit 20,000 Mann. Mit 6000 gelang es ihm den Mansfeld zu erreichen. Dieser hatte sich etwas näher gewagt. Er hielt an der Bergstraße. Er ließ zum Zeichen, daß er da sei, dort den Flecken Pfungstadt in Rauch aufgehen. Weiter rückte er nicht vor.[1] Nach der Vereinigung zogen die beiden Abenteurer weiter südwärts auf Mannheim zu.

Es ist gesagt worden, daß Tilly nach dem Treffen die Besatzung, welche Christian in Höchst gelegt, wider sein gegebenes Wort habe niederhauen lassen. Alle diese Ueberlieferungen stützen sich dafür auf eine und dieselbe Quelle, und zwar eine solche, welche für Tilly nicht mehr rein und lauter fließt.[2] Aber hören wir diese Quelle selbst. Sie berichtet, die Befehlshaber in Höchst seien einig gewesen, wenn man ihnen nicht freien Abzug bewillige, sich mit dem Schlosse in die Luft zu sprengen. „Darauf ist ihnen zwar Quartier versprochen und mit weißen Stäben abzuziehen verakkordirt worden. Weil sie aber zuvor so heftig daselbst tyrannisirt, und die armen Weiber und Kinder unverschuldet niedergehauen, auch einen alten Pfaffen castrirt, hat Tilly auf Antrieb des Obersten Gonatten sie alle niederhauen lassen." Ob der Berichterstatter selbst hier eine Anklage gegen Tilly erheben will, dürfte fraglich sein, zumal da der erste Satz zu unbestimmt ist, als daß daraus ein wirkliches Versprechen Tillys zu erhärten wäre. Der mansfeldische Bericht dagegen meldet kurz: die Braunschweiger in Höchst hätten sich auf Gnade und Ungnade ergeben.[3] Der Officier aus Tillys Heere, der eine ausführliche Darstellung dieses ganzen Zuges gibt, erwähnt der Sache gar nicht, sondern gedenkt nur die zum Himmel steigenden Thaten der Banden Christians in Höchst an Weibern, Kindern, Wahnsinnigen und Greisen.[4]

[1] Mansfelders Ritterthaten S. 139.

[2] Den Beweis für diese Anklage gegen das Theatrum Europ. sehe man in den „Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte." Bd. I. Heft 1. S. 128 ff.

[3] Actor Mansf. continuatio p. 21.

[4] Mansfelders Ritterthaten S. 140.

Der Sieg Tillys bei Höchst war von weittragenden Wirkungen. Zunächst ward des Kaisers eifrigster und bitterster Feind, der Landgraf Moritz von Hessen-Cassel, der abwartend lauerte, dadurch zur Ruhe gezwungen. Auch die anderen kleinen Reichsfürsten, die nach Kirchengütern hungerte, fügten sich in das unabwendbare Geschick der Entbehrung. Der geringe moralische Muth im Lager Friedrichs und Mansfelds war gebrochen. Der Durlacher meldete: „Ich sehe menschlich zu reden, den Untergang vor mir.“ [1] Er verließ das Lager am Tage nach dem Treffen in aller Stille, ohne Friedrich Lebewohl zu sagen. Dieser forschte bei sich nach den Gründen, und kam zu der Ueberzeugung, daß dieselben schwach, auch wohl ganz nichtig seien. [2] An den nächst liegenden Grund, an die Hoffnung des Durlachers durch schleunige Unterwerfung vielleicht noch etwas wieder gut zu machen, dachte Friedrich am 20. Juni noch nicht. Erst allmählig sollte er zur Einsicht kommen, daß derselbe Grund auch bei Anderen obwalte.

Christian von Braunschweig allerdings schien nicht solche Absichten zu hegen. Er traf wenige Tage später in Mannheim bei dem Pfalzgrafen ein, und führte dort ein rohes, lautes Wort. [3] Er nannte den Ulmischen und den Mainzer Vertrag, welche früher die Union geschlossen, Verträge für Schelme. Es kümmerte ihn wenig, daß der Landgraf Ludwig, der hauptsächlich diese Verträge vermittelt, als ein gefangener Mann mit an demselben Tische saß. Christian fuhr fort: der Markgraf Joachim Ernst von Anspach und die Neutralisten würden ihn mit Sengen und Brennen schon kennen lernen. Es sei seine Absicht sich mehr durch Schaden als Gutes thun einen Namen zu machen. Er verweilte mit Wohlgefallen bei dem Unheil, welches er über das verwüstete Stift Paderborn gebracht. Das sei nun ziemlich hergenommen, meint er; aber es sei auch besamet, und er stehe nicht davor, ob nicht auch mit der Zeit einige junge Herzöge dort umherlaufen würden.

Richtiger als aus den hochfahrenden Worten des wilden Jünglings erkennen wir die Stimmung der Partei aus den mit Ueberlegung niedergeschriebenen Worten Camerars. [4] Er weilte in Bremen. Dort vernahm er am $^{6}/_{16}$ Mai die Nachricht von Mansfelds Vortheile über Tillysche Truppen bei Wiesloch. Seine Phantasie malt ihm dieselben zu einem glänzenden Siege aus. Schon sieht er im Geiste den Friedrich als Sieger in München einziehen. Das Nächste, meint er, wird sein, daß der Kaiser und die Pfaffen um Frieden bitten. Dann freilich steigen auch die Bedenklichkeiten auf. Er weiß nicht, wozu er dem Friedrich rathen soll „bei einer solchen Opposition fast aller Evangelischen.“

Man darf die Wichtigkeit dieser Worte Camerars nicht unterschätzen. Es ist nicht etwa eine Einräumung, ein Zugeständnis, das er macht: es ist nicht eine Behauptung, die erst bewiesen werden müßte. Camerar spricht hier als

[1] Londorp. acta publica II. 590.
[2] Aretin, Beiträge VII. 186.
[3] Senkenberg XXV. 139.
[4] Söltl III. 155.

eine anerkannte, Friedrich und der ganzen Partei unverborgene Thatsache aus, daß das Bestreben diesem Kriege, der aus Habgier entsprungen war und aus Habgier fortgeführt wurde, durch den schmählichen Misbrauch des Wortes Evangelium bei den deutschen Protestanten eine Art von religiöser Weihe zu geben, daß dieß frevelhafte Bestreben damals vollständig mislungen war. Es gab wie es scheint, Niemanden, der in dem Maße berufen und befähigt war ein Urtheil in dieser Sache abzugeben, wie Camerar. Er war geistig der am meisten befähigte unter Friedrichs Partei. Er scheint es, so viel wir zu erkennen vermögen, mit diesem am ehrlichsten gemeint zu haben. Er hielt die Sache der Rebellion gegen Kaiser und Reich leidenschaftlich fest durch sein ganzes Leben. Er kannte die Sachlage und Deutschland genau durch seine diplomatischen Reisen. Sein Zeugnis ist ferner offenbar nicht für das, was er erstrebt, sondern dagegen. Sein Zeugnis ist ferner abgelegt im Mai 1622, wo er sich in Siegeshoffnungen wiegte. Fassen wir daher alles zusammen: so gibt es kaum ein Wort so moralisch vernichtend über die eigene Sache, wie dieses von Camerar: daß die Protestanten an seine und Friedrichs Blendwerke nicht glaubten.

Also urtheilte Camerar zu Bremen im Mai 1622. Seitdem hatte Tilly mit zwei gewaltigen Schlägen zwei Heere Friedrichs zertrümmert. Noch bevor Camerar die Nachricht von dem Siege bei Höchst haben konnte, kam er zu der Ueberzeugung: ein ehrlicher Friede sei jetzt am meisten zu wünschen.[1] Denn er sieht keine Hoffnung den Krieg in die Länge mit Glück fortzusetzen. Die Gefangenschaft Ludwigs von Darmstadt empört die Gemüther. Bei der Fortdauer derselben hat Friedrich zu fürchten, daß der König von Dänemark und die Fürsten in Niedersachsen feindlich gegen ihn auftreten.

Friedrich mochte selbst dergleichen fürchten. Er mochte sich selbst nicht wohl fühlen bei dem Anblicke dieses Gefangenen. Er meldete seiner Frau, daß er den Landgrafen so gut bewirthe, wie nur immer möglich.[2] Doch noch schleppte er ihn mit. Mansfeld faßte nach der Schlacht bei Höchst den Entschluß nicht etwa sich nun Tilly gegenüber zu stellen, wo es ihm hätte ergehen mögen, wie dem Durlacher und dem Halberstädter, sondern abermals nach dem Elsaß zu ziehen. Dort gab es noch etwas zu plündern und zu rauben. Abermals loderten die Flecken, Dörfer und Schlösser im Bereiche des marschirenden Heeres in hellen Flammen auf.[3] Friedrich ging mit, wie er gewohnt war, und darum mußte auch der Landgraf Ludwig folgen. In den ersten Tagen hatte Friedrich diesem Gefangenen seine Meinung gesagt: es könne nicht Friede werden, man thue denn Erstattung für den angerichteten Schaden. Denn die kurpfälzischen Lande seien nun ganz verderbt, und ihrer nicht mehr zu genießen.[4] Von solchen Forderungen sprach er nun nicht mehr. Die Aussichten wurden trüber.

[1] Söltl III. 158.

[2] Aretin, Beiträge VII. 181.

[3] Theatrum Europ. 726.

[4] Königliches Archiv in Hannover. — Ludwig an den Herzog Georg von Lüneburg. Mai 1622.

Man hatte Grund zu fürchten, daß das Heer aus Mangel an Lebensmitteln zu Grunde gehe.[1] Die Briefe an den Schwiegervater Jakob von England wurden mit jedem Tage demüthiger.[2]

Am $^{16}/_{26}$ Juni hielt Friedrich mit seinen Heerführern eine Berathung über seine Lage.[3] Sie einigten sich dahin ihm Unterwerfung anzuempfehlen, und auf die Verwendung des Kurfürsten von Sachsen und des Königs von Dänemark zu vertrauen. Am folgenden Tage verlangte Friedrich von dem gefangenen Landgrafen Ludwig eine schriftliche Zusage, daß Ludwig sich für Wiedereinsetzung Friedrichs in sein Land und seine Würden beim Kaiser verwenden wolle. Ludwig gab das Versprechen, und erhielt dafür seine Freiheit zu Landau am $^{17}/_{27}$ Juni 1622.

Es war nur die wichtige Frage, wie man mit einigem Scheine von Ehre die Sache zu Ende bringen solle. Das Heer lagerte vor Elsaß-Zabern. Friedrich hatte noch, wie es schien, keine Lust zu enden. In Wahrheit schien es nur so, während er selber die Kläglichkeit seiner Lage vollkommen erkannte.[4] Er war täglicher Zeuge der endlosen Gewaltthaten dieser Räuber, die in seinem Namen bewaffnet waren, aber nicht ihm gehorchten. Er selber fühlte, daß eine etwaige Ausrede, er vermöge nichts über diese Banden, ihm nicht helfen würde, daß er selber vor aller Welt die Schuld dieser Greuel tragen müsse. Wie aber sollte er es anfangen, um loszukommen? Er wußte es nicht. Seine Heerführer dagegen wußten es. Sie selbst, nachdem Mansfeld schon Eröffnungen seines Vorhabens an Tilly gemacht,[5] bahnten ihm den Weg. Sie traten vor ihn mit der Forderung der Entlassung, weil die Sache unhaltbar sei. Friedrich fügte sich und stellte ihnen ihr Zeugnis aus,[6] wie es für Söldner sich schickt, und wie sie es der Lage der Dinge gemäß selbst gefordert haben mögen. Friedrich erklärt darin, daß sie bislang ihm getreue Dienste geleistet. Da ihm aber alle Mittel abgeschnitten seien das Heer ferner zu unterhalten, da mithin dasselbe, ohne sich völlig zu Grunde zu richten, in seiner Pflicht nicht verharren könne: so wolle er es ihnen nicht verdenken, daß sie solcher Pflicht entlassen zu sein begehrten. Demnach entlasse er sie, sei auch damit zufrieden, daß sie ihre Sache anderswo versuchen möchten, wo und welcher Gestalt sie es am besten finden würden. Das geschah am 3/13. Juli im Lager vor Elsaß-Zabern.

Das Aktenstück, und was nun in Folge dessen weiter geschah, ist eine der wichtigsten Urkunden zur Beleuchtung des eigentlichen Charakters des entsetzlichen Krieges. Nicht der Pfalzgraf Friedrich entließ den Mansfeld und den Christian von Halberstadt, sondern sie entließen den Pfalzgrafen. Er konnte gehen. Sie blieben mit ihren Heeren. Sie wollten einen anderen Kriegsherrn suchen für

[1] Aretin, Beiträge VII. 186.
[2] Söltl III. 85 ff.
[3] v. d. Decken, Herzog Georg I. 118.
[4] Söltl III. 86.
[5] Theatrum Europ. 731.
[6] a. a. O.

und diese Heere. Wer war dieser neue Kriegsherr, den Mansfeld und der berstädter suchten?

Am folgenden Tage, dem $^4/_{14}$ Juli 1622, schickte Mansfeld dieß Zeugnis Entlassung an den General Tilly. Mansfeld hatte demselben bereits vorher ietungen gemacht, auf welche Tilly, wie es scheint, nicht eingegangen ist. hrmals waren schon Trompeter zwischen den Anführern ab- und zugegangen. nsfeld stellt nun mit Berufung auf seine eben erhaltene Entlassung das Anieten, daß sowohl er, als Christian von Braunschweig und das ganze Heer lens und bereit seien für die Zahlung des rückständigen Soldes in kaiserliche nste zu treten.[1] Denn dem Kaiser zuerst und vor allen Anderen seien sie dienen willig. Dieß dem General zu eröffnen sei der Zweck des Schreibens. nn aber der Kaiser ihre Dienste nicht wolle: so bitten sie ihn die Reichsacht r sie aufzuheben und einen Generalpardon zu erlassen. In diesem Falle seien sämmtlich bereit sofort aus den Grenzen des Reiches zu scheiden. Und eben zu seien sie auch bereit, erklärt Mansfeld, wenn nur Tilly persönlich ihnen sprechen, daß dieser Generalpardon des Kaisers ergehen werde, und in diesem lle würden sie auf Tillys Zusage sofort gehen.

Hier ist der Ort zurück zu kehren zu der Beschuldigung, welche Mansfeld n Jahr zuvor in der Oberpfalz gegen Tilly erhoben, daß auf die Veranlassung selben ein Mörder ihm nach dem Leben getrachtet. Es war nicht unsere Aufbe zu erörtern, ob die Wahrheit dieser Beschuldigung möglich sei: es kann iglich unsere Aufgabe sein zu fragen, ob Mansfeld jemals selber an die hrheit seiner Anklage geglaubt habe. Derselbe Mansfeld, der offen von sich sagt, er handele nach dem Grundsatze: dolus an virtus quis in hoste quirat? der diesen Grundsatz als einen sehr preiswürdigen ansieht, erklärt r seinem Gegner, der nicht bloß als feindlicher Heerführer, sondern als von nsfeld persönlich tief und ehrenrührig gekränkter Mann ihm gegenüber steht, sem selben Gegner erklärt Mansfeld im eigenen Namen und demjenigen seiner nossen, daß das Wort dieses Mannes für etwas, was nicht einmal völlig der Macht desselben stand, ihm genügen werde. Erhob sich nicht in Mansd der Gedanke an seinen eigenen Satz von dolus und virtus? Erhob nicht in ihm die Furcht vor der Rache des beleidigten Mannes? — n dem Allen nichts. Vor der hohen Seelengröße dieses Gegners schwieg liches Bedenken. Der Glanz, den dieser fleckenlose Spiegel menschlicher renhaftigkeit von sich strahlte, ward selbst in der schmutzigen Seele des Mansd durch kein Wölkchen getrübt. Es ist die Huldigung des Lasters vor der gend.

Auf die Anfrage des Mansfeld und seiner Gefährten erachtete Tilly sich t für ermächtigt eine Zusage zu geben.[2] Er berichtete das Anerbieten der iden Söldnerführer an seinen Herzog. Max erwiederte: man könne sich auf

[1] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse I. 182.

[2] Westenrieder, Beiträge VIII. 153.

dieß Anerbieten nicht verlassen. Es sei nur ein Vorwand, um neue Schwierigkeiten zu erregen. Tilly möge es dem Kaiser vorlegen. Also am 22. Juli. Daß der Kaiser den Söldner, der so oft ihn betrogen, durch schweigende Verachtung habe strafen wollen, scheint uns weniger glaublich, als daß die Ereignisse einer solchen Antwort voraneilten. Mansfeld und Christian konnten sich in dem Lager von Zabern nicht mehr halten: sie mußten einen Ausweg suchen. Ostwärts war ihnen der Weg durch Tillys Schwert versperrt. Da kam zur guten Stunde von dem Herzoge von Bouillon, der die Banden für die Hugenotten zu gebrauchen hoffte, die Aufforderung westwärts zu ziehen. Mansfeld folgte, er seinerseits in der Hoffnung, der König von Frankreich werde ihn verwenden. Doch hing das von den Umständen ab. Ibi fas, ubi merces.

Die bedauernswerthe Unkunde, welche über die deutsche Geschichte verbreitet ist, läßt den armen Friedrich im Lager vor Elsaß-Zabern zum Opfer einer treulosen Politik werden. Man denkt sich ihn da auf dem Gipfel seiner Macht, an der Spitze eines zahlreichen, mächtigen Heeres, das bereit ist ihm nach allen Seiten zu gehorchen: da plötzlich verzichtet Friedrich, dessen Klugheit mit seinem Edelmuthe nicht gleichen Schritt hält, auf alle seine Vortheile, um sich als Geächteter wehrlos dem Kaiser zu Füßen zu legen und sein Heil nur noch von der Barmherzigkeit desselben zu erflehen.

Der Widerspruch dieser Ansicht mit der Thatsache liegt vor Augen. Es fragt sich: woher eine solche Miskennung der offenkundigen Wahrheit?

Während der erwähnten Vorgänge war der englische König Jakob emsig thätig für Friedensunterhandlungen, deren Zweck von seiner Seite war seinen Enkeln die Pfalz zu erhalten. Wir haben gesehen, wie Mansfeld um diese und andere Unterhandlungen sich niemals kümmert, wie er nur verfährt nach eigenem Gutdünken, wie er nach diesem eigenen Gutdünken im Lager vor Elsaß-Zabern es für geeignet hält den Pfalzgrafen als Kriegsherrn zu entlassen, und sich einen anderen Kriegsherrn zu suchen, damit er nicht zu Grunde gehe. Jakob und die Engländer aber bemühten sich nun die Sache so aufzufassen und darzustellen, als hätte Friedrich wirklich den seltsam unklugen Edelmuth bewiesen, den Jakob so gern von seinem Schwiegersohne bewiesen gesehen hätte. Ob Jakob dabei in freiwilliger oder unfreiwilliger Täuschung sich befand, ob, um es mit dem rechten Ausdrucke zu benennen, Friedrich in dieser Weise ihn belogen, wagen wir nicht zu entscheiden. Jakob that, als ob er es glaube. Er und die Engländer wagten alles Ernstes dem deutschen Kaiser zuzumuthen: er solle nun den Fortlauf des Sieges hemmen, gegen einen Mann hemmen, der nicht bloß eid- und treubrüchig war gegen Kaiser und Reich, der auch damals noch nicht die leiseste Neigung zu dem Schritte zeigte, welcher allein dem Kaiser genügen konnte: Anerkennung seines Unrechtes und Abbitte als moralische Fessel, sondern der auch damals noch wieder auf jedes Mittel ausging, um nicht bloß diesen oder jenen christlichen Söldnerfürsten, sondern den Türken dazu in die Waffen zu bringen gegen den rechtmäßigen Herrn. Denn daß auch da noch immer diese Hoffnung auf die Türken die Partei Friedrichs nicht verließ, sagt uns sein

ern: Die Engländer wandten sich an die Infantin zu Brüssel. Sie
rte: was in der Pfalz vorgehe, thue Tilly, dem sie nichts zu befehlen
Cordova sei von Spanien aus unter Tillys Befehl gestellt. Dennoch
auch sie bei Tilly an. Er entgegnete: daß er handele im Auftrage des
, welcher ihm befohlen die ungehorsamen Fürsten zur Vernunft zu bringen.
gliſche Geſandte forderte im September 1622 von Tilly: er ſolle mit den
brigen Plätzen des Pfälzers einen Stillſtand abſchließen. Der alte Held
nete: eben ſo wenig wie der König von England es gut heißen würde,
der Kaiſer einen ungehorſamen engliſchen Vaſallen beſchützen wolle: eben
nig könne auch der Kaiſer ein Einſchreiten des Königs Jakob zu Gunſten
er Vaſallen gegen den Kaiſer billigen.

mmerhin, könnte man erwiedern, iſt der Irrthum über Friedrichs Edel-
im Lager von Elſaß-Zabern engliſchen Urſprunges; aber warum denn
wir ihn wieder auf deutſchem Boden? Wie hat er dort ſich erhalten, ſich
en können?

chon zur Zeit der Herrſchaft der ſchwediſchen Waffen auf deutſchem Boden
te ſich unter dem Drucke derſelben die geſammte Anſchauung. Daſſelbe
welches uns die wichtigen Aktenſtücke aufbewahrt, durch die Mansfeld
hriſtian damals von Friedrich ihre Entlaſſung fordern, trägt unmittelbar
die ſeltſame engliſche Anſchauung vor,[2] als habe Friedrich ſich durch
Entlaſſung ein Verdienſt erworben, für welches er die Rückgabe ſeiner
hätte erwarten dürfen. Er ſei aber in dieſer Erwartung häßlich be-
Der Mangel des deutſchen Nationalgefühles in den ſpäteren Zeiten, das
rſchen einer einſeitigen Auffaſſung hielt dieſe Anſicht feſt. Namentlich hat
raum ſechzig Jahren der in mancher Beziehung ſchätzenswerthe Senkenberg[3]
len Ausdrücken abermals die einfache Sache verwirrt, und eben ſo iſt
oft und vielfach das Mährchen nachgeſprochen und geſchrieben.

Wir wiederholen die einfache Sachlage. Friedrich entließ die Söldnerfürſten,
e nicht mehr wollten. Und ſie wollten nicht mehr, weil ſie ſtatt ferneren
s vor ſich den Untergang erblickten durch den Hunger und durch Tillys

durfte er die Anrechnung eines Verdienstes bei dem Kaiser nicht bauen. Eine Rückgabe seiner Länder konnte er nur erwirken durch die Anerkennung seines Unrechtes und durch die Abbitte desselben. Und diese wollte er nicht leisten.

Auch schien ihn diese Wendung seines Geschickes gar nicht so sehr anzufechten. Er begab sich nach der Abdankung seiner Söldner sogleich nach Sedan zu seinem Oheime von Bouillon. Sechs Wochen zuvor, als sein Schicksal und dasjenige von ganz Deutschland sich um die Frage drehte, ob die Vereinigung von Christian und Mansfeld vor einer Schlacht gelingen würde, meldete Friedrich aus Mannheim an seine Frau am 3/13. Juni:[1] „Ich langweile mich so, daß ich es dir nicht sagen kann." Von Sedan aus dagegen meldet er derselben am 14/24 Juli: „Man bewirthet mich hier gut. Ich verbringe die Zeit hier mit Ballspielen und Baden. Wenn das Eine mich erhitzt, erfrischt mich das Andere. Uebrigens befinde ich mich sehr wohl." Er war heiter und guter Dinge. Was wollte er mehr? Von einem Schmerze, einer Klage um die unsäglichen Leiden, die um seinetwillen die Länder erduldeten, vernehmen wir auch in solchen vertrauten Briefen an seine Frau nicht ein einziges Wort.

Tilly unterdessen verfolgte seine Siegesbahn in der Pfalz. Es waren in der Unterpfalz drei Städte, welche ernsten Widerstand leisteten und deshalb mit Gewalt zu nehmen waren: Heidelberg, Mannheim und Frankenthal. In der ersten Stadt commandirte der Holländer van der Merven. Vor demselben erschien am 16/26 August ein Trompeter Tillys und verlangte die Uebergabe. Merven wies ihn an seinen Obercommandanten de Vere in Mannheim. Auf diese Entgegnung begann Tilly die Belagerung. In der Stadt war keine Einigkeit. Die Bürgerschaft von Heidelberg stand gespannt, fast feindlich mit dem Gouverneur, und beide Theile gaben später heftige Schriften gegen einander in Druck.[2] Es sind Parteischriften, wie immer: es fragt sich nur, auf welcher Seite ist die größere innere Wahrscheinlichkeit. Die Bürgerschaft beklagte sich über das unbändige Wesen der Besatzung, über den Mangel an Zucht und Disciplin unter diesen Söldnern. Sie wirft ihnen Stehlen, Rauben, Fressen, Saufen, Fluchen und Toben, Mishandlung und Mord der Bürger vor, und fügt mit Nachdruck hinzu, daß auf alle Klagen weder von Seiten des Gouverneurs selbst, noch der Officiere eine Abhülfe geschehen sei. Mit Ingrimm erzählen die Bürger, daß man sie durch Schläge und Mishandlungen aller Art gezwungen habe die Dirnen der Söldner mit an ihren Familientisch zu nehmen. Der härteste Vorwurf dagegen von Seiten des Gouverneurs gegen die Bürger ist, daß sie die Stadt an Tilly überliefert haben.

Es ist nach der Lage der Dinge allerdings mit Recht anzunehmen, daß Tilly vielen Heidelbergern als Befreier erschienen ist. Auch spricht die zuverlässigste Quelle, Tillys eigener Bericht an den Kurfürsten Max, nicht von einem Widerstande der Bürger. Tilly erwähnt nur des Widerstandes der Soldaten

[1] Aretin, Beiträge VII. 188.
[2] Londorp. II. 751.

van der Merven's, und meldet, daß sein eigener Verlust gering, auf Seiten der Gegner etwa 400 Soldaten gefallen seien. Von einem Einverständnisse mit den Bürgern erwähnt er nichts, sondern lobt vielmehr den Muth seiner Truppen bei dem Sturme. Die Einnahme der Stadt geschah in einer und einer halben Stunde. Befehlshaber und Söldner dagegen flohen auf das Schloß. Von dort aus ließ Merven um Capitulation für die Altstadt ersuchen. Er erhielt die Antwort: warum er es nicht früher gethan? Die Soldaten seien einmal im Anlaufe begriffen, und es sei nun nicht mehr möglich sie zurück zu rufen. Auch die Altstadt ward sofort genommen.

Und die Plünderung? Es ist eins der alten Mährchen dieses Krieges, daß bei der Erstürmung von Heidelberg große Greuel vorgegangen seien. Man pflegt bei solchen Erzählungen den Fanatismus der katholischen Krieger der Liga in Anschlag zu bringen, und denkt nicht daran zuvor die Frage aufzuwerfen, ob diese Krieger katholisch waren. Das mußte der Pfalzgraf Friedrich besser wissen. Er meldet damals seinem Schwiegervater Jakob von England: „Die Mehrzahl des Kriegsvolkes zu Roß und zu Fuß unter dem Banner der Liga ist nicht katholisch.“ [1] Es ist sogar sehr zweifelhaft, ob geplündert worden sei; denn weder Tilly selbst erwähnt in seinem Berichte an den Herzog Max etwas davon, [2] noch die Stadt Heidelberg in ihrer Verantwortung gegen Merven. Immerhin mag es sein: [3] denn es war das Recht des Soldaten eine mit Sturm genommene Stadt zu plündern. Nach demselben Rechte der Eroberung, welches sogar die Kirchenglocken in Anspruch nehmen durfte, wenn der Feldherr das nicht erließ, fiel auch die Bibliothek von Heidelberg dem Sieger zu. Max schenkte sie dem Papste, der so bedeutende Beisteuer zu diesem Kriege gegeben. Daß dieß geschah, ist zu beklagen, wenn auch anerkannt werden muß, daß diese einmalige Schenkung nicht in Vergleich zu bringen ist mit den Schätzen der Kunst und Wissenschaft, die später von Würzburg, von Mainz und vielen anderen Orten nach Stockholm und Upsala wandern mußten.

Noch war das Schloß nicht gewonnen, und schaute finster drohend über die Stadt. [4] Tilly ließ Merven zur Uebergabe auffordern. Er wolle sich noch zehn Jahre vertheidigen, erwiederte dieser; doch bat er um Anfrage in Mannheim bei de Vere. Die Einnahme stand sicher bevor; doch scheute Tilly nie ein solches Mittel, um Blutvergießen zu hindern, und bewilligte darum den Aufschub, obwohl ungern. De Vere konnte keine Hülfe schicken. Es war im Schlosse Mangel an Kraut und Loth, an Lebensmitteln. Die Söldner waren meuterisch. Deshalb entschloß sich Merven zu der Uebergabe, und bewies bei dieser Handlung das Vollmaß seiner Treulosigkeit und Brutalität gegen die Bürger. Ungeachtet der flehenden Bitten nahm er auf die pfälzischen Räthe, Diener,

[1] Aitzema I. 631.
[2] Villermont, Tilly etc. II. Annexes p. 263.
[3] Man sehe Beilage VI.
[4] Man vgl. Theatrum Europ. 739 ff.

dürfte er die Anrechnung eines Verdienstes bei dem Kaiser nicht bauen. Eine Rückgabe seiner Länder konnte er nur erwirken durch die Anerkennung seines Unrechtes und durch die Abbitte desselben. Und diese wollte er nicht leisten.

Auch schien ihn diese Wendung seines Geschickes gar nicht so sehr anzufechten. Er begab sich nach der Abdankung seiner Söldner sogleich nach Sedan zu seinem Oheime von Bouillon. Sechs Wochen zuvor, als sein Schicksal und dasjenige von ganz Deutschland sich um die Frage drehte, ob die Vereinigung von Christian und Mansfeld vor einer Schlacht gelingen würde, meldete Friedrich aus Mannheim an seine Frau am 3/13. Juni:[1] „Ich langweile mich so, daß ich es dir nicht sagen kann." Von Sedan aus dagegen meldet er derselben am 14/24 Juli: „Man bewirthet mich hier gut. Ich verbringe die Zeit hier mit Ballspielen und Baden. Wenn das Eine mich erhitzt, erfrischt mich das Andere. Uebrigens befinde ich mich sehr wohl." Er war heiter und guter Dinge. Was wollte er mehr? Von einem Schmerze, einer Klage um die unsäglichen Leiden, die um seinetwillen die Länder erduldeten, vernehmen wir auch in solchen vertrauten Briefen an seine Frau nicht ein einziges Wort.

Tilly unterdessen verfolgte seine Siegesbahn in der Pfalz. Es waren in der Unterpfalz drei Städte, welche ernsten Widerstand leisteten und deshalb mit Gewalt zu nehmen waren: Heidelberg, Mannheim und Frankenthal. In der ersten Stadt commandirte der Holländer van der Merven. Vor demselben erschien am 16/26 August ein Trompeter Tillys und verlangte die Uebergabe. Merven wies ihn an seinen Obercommandanten de Vere in Mannheim. Auf diese Entgegnung begann Tilly die Belagerung. In der Stadt war keine Einigkeit. Die Bürgerschaft von Heidelberg stand gespannt, fast feindlich mit dem Gouverneur, und beide Theile gaben später heftige Schriften gegen einander in Druck.[2] Es sind Parteischriften, wie immer: es fragt sich nur, auf welcher Seite ist die größere innere Wahrscheinlichkeit. Die Bürgerschaft beklagte sich über das unbändige Wesen der Besatzung, über den Mangel an Zucht und Disciplin unter diesen Söldnern. Sie wirft ihnen Stehlen, Rauben, Fressen, Saufen, Fluchen und Toben, Mishandlung und Mord der Bürger vor, und fügt mit Nachdruck hinzu, daß auf alle Klagen weder von Seiten des Gouverneurs selbst, noch der Officiere eine Abhülfe geschehen sei. Mit Ingrimm erzählen die Bürger, daß man sie durch Schläge und Mishandlungen aller Art gezwungen habe die Dirnen der Söldner mit an ihren Familientisch zu nehmen. Der härteste Vorwurf dagegen von Seiten des Gouverneurs gegen die Bürger ist, daß sie die Stadt an Tilly überliefert haben.

Es ist nach der Lage der Dinge allerdings mit Recht anzunehmen, daß Tilly vielen Heidelbergern als Befreier erschienen ist. Auch spricht die zuverlässigste Quelle, Tillys eigener Bericht an den Kurfürsten Max, nicht von einem Widerstande der Bürger. Tilly erwähnt nur des Widerstandes der [illegible]

[1] Aretin, Beiträge VII. 188.
[2] Londorp. II. 751.

Geistliche, Bürger, die mit im Schlosse waren, keine Rücksicht.[1] Nur ihm und seinen Söldnern kam die Capitulation zu gute. Tilly pflegte in solchen Fällen den nach damaliger Weise ehrenvollen Abzug zu gewähren, mit fliegenden Fahnen, brennenden Lunten, Kugeln im Munde, Ober- und Untergewehr, mit Sack und Pack. Seine Soldaten dagegen mochten über die gemachten Bewilligungen an einen Feind, der sich nicht lang mehr hätte wehren können, anders denken als der milde Feldherr. Mehrere von ihnen machten Miene über die Abziehenden herzufallen. Es war in damaliger Zeit überhaupt nicht selten, daß die Söldner die Capitulation, welche ihre Anführer bewilligt, nicht hielten. Der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien, dem Niemand hernach den Vorwurf einer besonderen Grausamkeit gemacht, hatte einige Monate zuvor ruhig zugesehen, daß aus einer spanischen Besatzung, die auf sein Wort vertrauend auszog, vor seinen Augen acht Mann niedergeschossen wurden.[2] Es war indessen nicht Tillys Weise dergleichen zu dulden. Er selber sprengte mit gezogenem Degen unter die Seinen, und sie wichen zurück. Er gab den Abziehenden eine Bedeckung bis Frankfurt mit.

Der siegende Feldherr konnte nur gewähren, was gefordert wurde, nicht mehr. Deshalb waren nach der boshaften Absicht Mervens die Zurückbleibenden, die Räthe, die Geistlichen, die Bürger im Schlosse den Soldaten Tillys preis gegeben, das heißt: sie mußten sich nach Kriegesrecht ranzioniren.[3] Das war hart und schwer. Aber fragen wir die Bürgerschaft von Heidelberg selbst. „Nach der Hand," berichtet sie uns, „ist auf Fürbitte der Herrn Commissarien die Ranzion aus sonderlicher Barmherzigkeit gemildert worden."

Wer bewies diese sonderliche Barmherzigkeit? Wer konnte und durfte sie beweisen? Die Ranzion kam nicht Tilly zu, sondern seinem ganzen Heere. Wenn er allein sie milderte: so bewies das eine erstaunliche Herrschaft dieses Mannes über seine Schaaren, daß sie sich schweigend dem Feldherrn unterwarfen, der ihr eigenes Interesse antastete. Wenn er die Soldaten vorher bewog in diese Milderung einzustimmen: so legten diese rauhen Krieger dar, daß die Gesinnung ihres Feldherrn in ihnen ähnliche Gefühle zu erwecken vermochte.

Wenn die Unterpfalz dem Herzoge Max von Bayern übergeben wurde: so stand nach dem Geiste der Zeit und dem Buchstaben der Reichsgesetze die Katholisirung derselben in eben so sicherer Aussicht, wie die vollständige Lutheranisirung der Lausitz durch den Kurfürsten von Sachsen. Tilly beließ einstweilen die calvinischen Geistlichen; denn nicht er griff darin durch. Erst als ihm einige Monate später die Anzeige ward, daß diese calvinischen Geistlichen zu Heidelberg in Conventikeln gegen den Kaiser predigten, gebot er ihnen aus Heidelberg zu weichen. Die Bürgerschaft legte Fürbitte ein. Tilly bewilligte, daß zwei Geistliche bleiben dürften. Nicht also dachte der Civilpräsident Heinrich von Metternich.

[1] Londorp. II. 751.
[2] Aitzema I. 272.
[3] Londorp. a. a. O.

widerrief die Erlaubnis des Generals. Abermals wandten die Bürger sich
diesen, bittend um seine Vermittelung. Da auch Tilly dießmal nicht zu
währen vermochte: so ist es wahrscheinlich, daß bestimmte Befehle von München
: vorgelegen haben. Die calvinischen Geistlichen mußten aus Heidelberg weichen
ı 22. Mai 1623, viele Monate nach dem Abzuge Tillys von da. [1]

Wir haben hier dem Gange der Dinge vorgegriffen. Kehren wir zurück in
Zeit unmittelbar nach der Einnahme Heidelbergs.

Von Heidelberg zog Tilly den Neckar hinab vor Mannheim. Auch hier
r es ein Fremder, der mit fremden Söldnern eine deutsche Stadt gegen den
[illegible]herrn des deutschen Kaisers zu halten suchte: der Engländer de Vere. Auch
r mag den Umständen nach der gute Wille der Bürger nicht allzu eifrig
wesen sein. Um die Citadelle Friedrichsburg, die näher am Rheine gelegen
r, desto besser zu vertheidigen, opferte de Vere vorher die Stadt Mannheim
ı Neckar den Flammen. Es war der immer wiederkehrende Beweis dieses
rieges, was die Deutschen von auswärtigen sogenannten Freunden zu erwarten
tten, nämlich völlige Rücksichtslosigkeit gegen das Wohl der Schützlinge. Zu=
eich war die Einäscherung, wie so häufig, ein Vortheil [2] für die Belagerer,
lche nun die Stadt um so leichter gewannen und in den Trümmern derselben
h festsetzten. Die Noth in der Citadelle, Hunger, Krankheit, Ermattung
hmen überhand. Am 3. November 1622 erhielt de Vere dieselben ehrenvollen
dingungen des Abzuges, wie van der Merven; aber dießmal waren die
irgerlichen nicht vergessen.

Noch eine Stadt blieb übrig. Es war Frankenthal auf dem linken Rhein=
er, auch mit englischer Besatzung. Dieselbe hatte ein Jahr zuvor erst Spinola,
m Cordova getrotzt. Sie trotzte auch Tilly. Der einbrechende Winter hinderte
n Feldherrn an Unternehmungen gegen sie. Bis auf die eine Stadt, welche
t im folgenden Jahre die Engländer an Spanien abtraten, war die Unter=
alz in Tillys Händen.

Das Jahr 1622 hatte trüb für ihn begonnen. Damals schien er der
bermacht erliegen zu müssen, und wenn er unterlag: so stürzte in ihm die
agende Säule des alten deutschen Reiches. Dann brach das Chaos herein.
s war anders gekommen, wie man erwarten durfte. Der Greis hatte mit
gendlicher Thatkraft und Schnelle hierhin einen Streich gethan und dahin, und
der dieser Streiche vernichtete ein anscheinend furchtbares Heer. Noch war ein
ittes übrig; aber der Führer derselben erwog weislich das Schicksal seiner
efährten, und bat um ein gütliches Abkommen. Bevor man damit zu Ende
m, verlor er sich vom deutschen Boden. Tilly stand da als Sieger über alle
ne Gegner. Er hatte das Reich gerettet von den Verderbern.

Seit dem 18. Juli 1622 unterschrieb er sich nach dem Willen des Kaisers
s Johann Tserklaes Graf von Tilly. [3] Von da an bis an sein Ende sind

[1] Man vgl. dieß Aktenstück bei Villermont II. 269.

[2] Theatrum Europ. 741.

[3] Westenrieder, Beiträge VIII. 159.

seine Schreiben so gezeichnet, in der Regel doch kürzer „Johann graue von Tilly," mit fester, sehr deutlicher, wir möchten sagen, zierlicher Hand.

Er verlegte sein Heer nach der Wetterau in die Winterquartiere, um selber von dort aus der Ladung des Kaisers zu dem Fürstentage nach Regensburg zu folgen.

Sechster Abschnitt.

Der Abzug der Freibeuter Mansfeld und Christian vom deutschen Boden im Sommer 1622 stellte nach menschlicher Meinung den Frieden in Aussicht. Werfen wir einen Blick zurück auf den Krieg, wie er bis dahin sich entwickelt, wie sich gestaltet. Er war entsprungen aus Friedrichs Gier nach fremdem Eigenthume, aus seiner Annahme einer nicht erledigten Krone durch eine Wahl, welche im deutschen Reiche Niemand billigte als die böhmischen Feudalherren selbst, als Friedrich, ferner die englische Königstochter und der Hoftheologe Scultet. Vergeblich hatte Friedrich gesucht sein Verbrechen mit dem Namen der Religion zu umhüllen: er hatte damit bei den Deutschen keinen Glauben gefunden. Seine Unterthanen in der Pfalz selbst haßten seine Räthe nach Maßgabe des Verdachtes, daß der Eine mehr als der Andere zur Annahme gerathen, obwohl sie in Wahrheit rechtlich und moralisch abgerathen hatten. Die Annahme der Krone zog den böhmischen Krieg unvermeidlich nach sich. Friedrich ward geschlagen. Dennoch gab er die verlorene Sache nicht auf: er beauftragte den Söldner und Freibeuter Mansfeld sie weiter zu führen. An die Person dieses Mannes, an die unberechenbaren Entschlüsse seiner gewandten Verlogenheit knüpft sich fortan der Krieg fast in gleichem Maße, wie an Friedrichs Eigensinn und seine Lenksamkeit durch holländische Einflüsse. Von einer Theilnahme des Volkes für Friedrichs Sache oder Person ist nirgends eine Spur. Seine Räthe sind verhaßt, in welcher Stadt auch sie sich zeigen. Camerar fürchtet in Bremen, in Hamburg, in Lüneburg für sein Leben. Er darf sich nicht öffentlich zeigen, seine Person ist in steter Gefahr. [1] Katholiken und Lutheraner sind der Sache mit gleicher Energie abgeneigt. Friedrichs eigene Unterthanen in der Oberpfalz sind willig für Max, und an vielen Orten in der Unterpfalz zieht das Volk die Schaaren Tillys den bisherigen Beschützern vor. Nur die Söldner Mansfelds und Christians halten noch den Krieg. Mehr als einmal steht es in Friedrichs Hand durch ein nach der Lage der Dinge günstiges Abkommen die Sache zu enden. Wenige Tage vor dem Treffen von Höchst, das seiner letzten Hoffnung die Axt an die Wurzel legt, bietet sich ihm abermals ein Weg, so völlig geebnet, so

[1] Londorp. II. 608. 610 ff.

ſbt gebahnt, wie keiner zuvor. Es bedarf nur eines Wortes an den Vertler ſelbſt, daß Friedrich ſein Unrecht erkenne, daß er Verſöhnung begehre. iedrich ſpricht es nicht. Er mishandelt den Wohlthäter, der ſo viel für ihn richt hat, beraubt und plündert das Land deſſelben, und prahlend auf das er hinweiſend, das nicht ihm gehorcht, ſondern dem Mansfeld, ruft er aus: r die Waffen können entſcheiden. In der That entſchieden die Waffen, d daneben der Wille derjenigen, die Friedrich als ſeine getreueſten Diener ſieht, und vier Wochen nach jenem vermeſſenen Worte irrt Friedrich abermals als Flüchtling durch die Länder, um das Gnadenbrod zu eſſen von nder Hand.

Der Ausgang im Sommer 1622 ſetzte den Kaiſer in den Stand den längſt egten Wunſch auszuführen und einen Fürſtentag nach Regensburg ausſchreiben. Er lud dahin die Kurfürſten des Reiches, mit ihnen Max von yern, Ludwig von Darmſtadt und einige andere lutheriſche Fürſten; doch ſchienen außer den geiſtlichen Kurfürſten nur der Herzog Max und der Landaf Ludwig perſönlich. Der Kaiſer verlangte von ihnen die Zuſtimmung zur ebertragung der Kurwürde des geächteten Pfälzers an Max von Bayern. Wir iſſen, wie Ferdinand von Anfang an ſeinem Vetter dieſe Belohnung versochen. Wir wiſſen ferner, wie Friedrich von Anfang an auf einen ſolchen hritt des Kaiſers gefaßt ſein mußte; denn ſeine Räthe hatten ihm in ihrem tachten über die Annahme der böhmiſchen Königskrone dargelegt, daß im lle des Mislingens Ferdinand die Kurwürde nicht bei Pfalz belaſſen werde. n dieſem Geſichtspunkte aus ſind die Beſchwerden Friedrichs und ſeiner Räthe würdigen, die zur ſelben Zeit als ſie meinten, daß nur noch ein Retter aus n Oriente ihrer verlorenen Sache helfen könnte, zur ſelben Zeit aus der lbenen Bulle zu beweiſen ſuchten, daß Friedrich ungehört und ohne rechtliche ünde in die Acht gethan und der Kur beraubt ſei. Die Einwendungen aner Fürſten gegen die Uebertragung der Kur an Max von Bayern floſſen hr aus Abneigung gegen die emporſtrebende Macht von Bayern, gegen das bergewicht der katholiſchen Stimmen im Kurcollegium, als aus Neigung für iedrich, oder der Anſicht eines Unrechtes von Ferdinand gegen ihn.

Unter den Kurfürſten des Reiches waren es die von Sachſen und Brandenrg, welche ſich unzufrieden äußerten, von fremden Königen, auf die der iſer Rückſicht zu nehmen hatte, neben Jakob von England auch der ſpaniſche. er Brandenburger, der Schwager Friedrichs, konnte wegen ſeiner völligen fähigkeit kaum in Betracht kommen. Wichtiger war Johann Georg von achſen. Er hatte zu ſeinem Verdruſſe erfahren müſſen, daß der Kaiſer daſſelbe ndesherrliche Recht der Reformation, welches in Sachſen thatſächlich ſeit hunrt Jahren gegolten, gemäß den Beſtimmungen des Religionsfriedens von ugsburg auch in Böhmen ausübe. Alle Einwendungen und Fürbitten Johann eorgs hatten dagegen nichts geholfen. Das hatte Johann Georg etwas vermmt, doch nicht ſo weit ihn darum Friedrich irgendwie geneigt zu machen. r ſprach noch im Sommer 1622 den Wunſch aus, Friedrich möge in die

Hände des Kaisers fallen, damit Ferdinand mit ihm verfahren könne, wie Karl V. mit Johann Friedrich von Sachsen.[1]

In Wahrheit war auch das Widerstreben des Kurfürsten Johann Georg nicht so ernst gemeint. Der päpstliche Nuntius Carafa zeigte einen Brief vor, den ein sächsischer Rath an seinen in Wien am kaiserlichen Hofe weilenden Bruder geschrieben.[2] Der Kurfürst, hieß es, nehme sich die Vertreibung der lutherischen Geistlichen aus Böhmen gar nicht so sehr zu Herzen, und werde deshalb gewiß keine Unruhen anfangen. Er habe aber seinen Glaubensgenossen zu Liebe, und um das Vertrauen derselben nicht zu verlieren sich mit Worten der Sache annehmen müssen, und diesen Vorwand recht gern ergriffen, um die Regensburger Versammlung nicht zu besuchen, wo die Uebertragung geschehen solle. Seine Gesandten aber seien angewiesen trotz aller zu erhebenden Klagen dem Kaiser nachzugeben, wenn nur keiner Gegenreformation in Schlesien und keiner Zurückforderung der Lausitz Erwähnung geschehe.

Der spätere Erfolg hat die Richtigkeit dessen bewiesen. Wir werden ersehen, daß Johann Georg zu Anfang des Jahres 1626 dem Kaiser das formelle Recht zu der Gegenreformation in Böhmen vor seinen Glaubensgenossen selber öffentlich zuerkennt.

Zu Regensburg indessen erhoben seine Gesandten Einwendungen gegen die Uebertragung der Kurwürde. Die Sachsen, die Brandenburger, und, was wahrlich nicht zu übersehen ist, der Landgraf Ludwig, den man gar zu leichthin einen völlig unbedingten Diener des Kaisers genannt hat, billigten zwar das Verfahren des Kaisers gegen Friedrich als Friedensstörer und Majestätsverbrecher; aber sie erhoben den Einwand, ob diese Uebertragung der Kur an Bayern der rechte Weg zum Frieden sei, ob nicht auswärtige Könige sich des Pfalzgrafen annehmen, ob nicht nach der Bitte des Königs von England eine Begnadigung vorzuziehen sei. Dieß sei auch der Rath der Infantin. Ferdinand beharrte dabei, Friedrich habe niemals Reue gezeigt. Er forderte, daß Friedrich durch ein Zugeständnis seines Unrechtes sich moralisch binde. Er erklärte sich bereit auf die Bitte des Königs von Dänemark, von England, ferner der Kurfürsten, wenn der Pfalzgraf sich schuldig unterwerfe, zwar nicht ihm die Kur zurückzugeben, die er nach der Reichsverfassung ihm abgesprochen, aber sonst Milde zu erweisen und ihn herzustellen. Der Kaiser erklärte den Rechten der Verwandten Friedrichs auf die Kur nicht zu nahe treten zu wollen. Diese Rechte sollen geprüft, und demgemäß soll darüber entschieden werden, und Maximilian wird sich verpflichten, daß nach seinem Tode diese Entscheidung in Kraft trete.

Am 25. Februar 1623 geschah die feierliche Belehnung des neuen Kurfürsten. Immerhin waren einige Fürsten damit unzufrieden, weniger diejenigen des Reiches, als die auswärtigen Könige. Es waren diejenige von England und Spanien, die damals an eine Vermählung des Prinzen von Wales mit der

[1] Khevenhiller, Annal. Ferd. XI. 1783.

[2] Carafa, Germania sacra, p. 138. — Ferner Carafa, Relatione etc. p. 160.

ren nahe liegenden Gründen die Uebertragung der Kur Unzufriedenheit , liegt nahe. Aber pflanzte darum der unselige, verderbliche Krieg Gab dieser Widerspruch nur irgend welchen Zündstoff her das deutsche ermals in Flammen zu setzen? Hatte einer von den Fürsten, welche tragung der Kur an Bayern nicht billigten, dazu den Willen oder t? Diese Frage haben wir zu untersuchen.

ten in die Berathungen zu Regensburg hinein hallte die Schreckens- Mansfeld und Christian von Braunschweig sind mit ihren Söldnerbanden lland aus abermals ins Reich eingebrochen und hausen im westfälischen nach ihrer bekannten Art. Also bestätigte es sich. Verfolgen wir die der Verderber, seitdem Friedrich im Juli 1622 sie, oder richtiger, sie ssen.

zogen in ihrer üblichen Weise durch Lothringen und betraten den ben Boden.[2] Es ist merkwürdig, daß nach der damaligen Kriegsver- der europäischen Länder auch Frankreich nicht die Mittel besaß sich dieser zu erwehren. Es wurden unter den Befehlshabern jener Gegenden Vorschläge laut. Einige riethen, man solle alle Dörfer auf der Grenze Striche von zwölf Meilen Breite verbrennen, damit diese heranziehende olke dort nicht verweilen könne. Es sei besser einen Theil des König- ür die Erhaltung des Ganzen zu opfern. Der Herzog von Nevers ge- das nicht: er meinte, Mansfeld würde doch in einem Tage den ver- Strich durchziehen, und dann sei das Uebel um so viel ärger. Andere vor, man solle Tilly und Cordova um Hülfe gegen das Gesindel bitten. thigsten dagegen meinten, man müsse sich selber rüsten. Also geschah Mansfeld übereilte sie alle und zersprengte die ungeübten Gegner. sen gelangten Anträge an ihn. Die Infantin zu Brüssel, die noch fest Glauben beharrte, Mansfeld habe seine früheren Anträge ehrlich gemeint, ,000 Kronen für seinen Eintritt in spanische Dienste. Die Holländer 00,000 Gulden für drei Monate, wenn er Bergen op Zoom entsetzte,

König bedienen. Wiederum schickte der Herzog von Nevers an Mansfeld: er möge in königliche Dienste treten. Die Unterhandlungen dauerten dem Mansfeld zu lange. Er warf sich auf die Stadt Pont-a-Mousson um sie zu belagern.

Mit Entsetzen sahen die Bürger diese Schaaren vor ihrer Stadt. Sie waren aus allerlei Völkern deutscher Nation zusammen gestoppelt, ein zusammen gelaufenes Gesindel, welches ohne alle Ordnung, ohne Kriegsdisciplin, ohne Gehorsam und ohne Besoldung lebte, immer uneinig, von unten bis oben.[1] Christian wollte in die Dienste des Herzogs von Bouillon treten, der ihm 60,000 Kronen versprochen, Mansfeld zog die königlichen vor. Inzwischen steckten die Söldner Christians alle umliegenden Dörfer in Brand, zwanzig an der Zahl. Daneben bildete sich die dritte Partei. 3000 Reiter, die keinen Obersten hatten, forderten von Mansfeld: endlich einmal solle er ihnen den rückständigen Sold auszahlen, sonst wollten sie das Geschütz zum Pfande nehmen. Mansfeld bat in seiner Noth den Befehlshaber von Pont-a-Mousson um Aufnahme in die Stadt. Man wußte von seinen Unterhandlungen um französischen Dienst, und willfahrte, um Schlimmeres zu vermeiden.

Inzwischen nahte Cordova und bot den Franzosen seine Hülfe an. Moritz von Nassau dagegen erneuerte seine Aufforderung zum Entsatze von Bergen op Zoom. Es stieg in den Freibeutern allmählig die Furcht auf, daß die Franzosen sie hinhielten mit Unterhandlungen, und Truppen herbeizögen, um sie dann mit gesammter Macht zu überfallen. Die gegenseitige Gefahr erzwang Einigkeit. Mansfeld und Christian traten wieder zusammen und beschloßen zu entrinnen. Sie verbrannten 200 Wagen, um desto mehr Leute beritten zu machen, und ließen nach ihrer üblichen Weise alle Kranke und Verwundete zurück. Sie eilten nach dem Hennegau. Weder die Franzosen, noch Cordova konnten nachsetzend sie erreichen. Woher sie zogen, da standen die Wohnungen leer, die Menschen waren geflüchtet. Dafür schlug rund umher von Dörfern und Flecken in ihrem Bereiche die Lohe empor. Es war in den Hundstagen, der Himmel tief blau, die Hitze dörrend, dazu hatten sie kein Brod, selbst Mansfeld einmal in acht Tagen nicht, bei Nacht kein Obdach. Sie durften sich nicht trennen; denn ringsum fahndete auf sie das ergrimmte Landvolk. Und dann kam noch ein Anderer, der ihrer wartete. Es war Cordova, der auf einem kürzeren Wege ihnen den Vorsprung abgewonnen hatte. Am 29. August stand er bei Fleurus. Mansfeld und Christian kamen daher: es war kein Ausweg, sie mußten schlagen. Christian ergriff mit Eifer diese Gelegenheit; nicht also Mansfeld. Er durfte seinen Reitern nicht trauen: sie waren meuterisch. Als das Treffen begann, hallte ihm auf sein Befehlwort von ihnen das Geschrei entgegen: „Erst Geld, erst Sold." Und dennoch muß anerkannt werden, daß Cordova unter solchen Umständen nicht einen vollständigen Sieg erfocht. Auch sein Heer, das meist aus Deutschen und Croaten bestand, krankte an mangelhafter Zucht und Ordnung.[2]

[1] Also Theatrum Europ. 737.

[2] Aitzema I. 283 ff. Dort auch der Zug der beiden Führer.

n Gefangenen zu unterhandeln. Christian ließ ihn an sein Bett
gebot ihm dem General Spinola zu sagen: der tolle Herzog habe
Arm verloren, aber auch einen behalten, um sich an seinen Feinden
Er hielt diesen Gedanken fest. Er ließ neue Thaler prägen mit einer
f und der Umschrift: Altera restat.[1] Die andere Seite dagegen
um Schrecken aller Geistlichen die in Christians Munde so inhalts-
rte: Gottes Freund, der Pfaffen Feind.

cht von dem wüsten Kriegsleben seltsam das Thun der Infantin in
In Wien nannte man sie die Nonne.[2] Sie war mehr als das.
u regieren und zugleich sich die warme Zuneigung des Volkes lebendig
Sie war mild und gütig. Nach der Schlacht von Fleurus ließ sie
ten ohne Unterschied in die Spitäler der benachbarten Städte bringen
senen mit einem Zehrpfennige entlassen. Diejenigen, die nach Brüssel
en, besuchte sie selbst.[3]

ld und Christian zogen weiter und gelangten nach Bergen op Zoom.
und um diese Stadt damals ein seltsames Gewimmel von Menschen
[4] Man vernahm dort das wilde Geschrei durch einander: tue,
mata; kill, kill; val aan, val aan. Dazu waren nun noch
t gekommen mit den vielfachen Abstufungen ihrer Mundarten, von
bis nach Bayern und dem Elsaß. Denn welches Land immer Mans-
, da blieben an seinen Schaaren verwandte Elemente kleben und zogen
Bergen op Zoom thaten sie die gewünschte Wirkung: Spinola hob
ng auf.

. October war Mansfeld im Haag. In die Versammlung der Hoch-
führt, fragte er um weitere Befehle.[5] Man zahlte ihm den letzten
versprochenen Summe. Weiter, hieß es, bedürfe man seiner nicht.
hm mit seiner Reiterei an den Rhein zu gehen. Aber die kaiserlichen
en Truppen hielten in der Grafschaft Mark und im Stifte Münster
Das wußte Jeder, das wußten auch die Hochmögenden im Haag

gebraucht. Er hatte seine Dienste gethan: er konnte gehen. Was kümmerte es sie, was ferner aus Mansfeld und seinen Truppen ward?

So liegt scheinbar die Sache; so auch wollten die Generalstaaten sie glaubhaft machen, indem sie Mansfeld entließen. Und doch ist die ganze Entlassung ein Gaukelspiel der Lüge, wie so manche andere aus jener Zeit. Es war den Hochmögenden keineswegs gleichgültig, was aus diesen brauchbaren Werkzeugen Mansfeld und Christian wurde. Sie waren zum Schüren des deutschen Feuers so geeignet, wie man es sich im Haag nur wünschen, nur denken mochte. Deshalb sollten sie erhalten bleiben und zu diesem Zwecke gute Winterquartiere haben, um sich für das kommende Jahr zu stärken, nur freilich nicht auf Kosten der Generalstaaten, die von der Erhaltung der Freibeuter den Nutzen zu ziehen gedachten, sondern auf Kosten der Deutschen selbst. Deshalb entließen die Generalstaaten den Mansfeld öffentlich, um vor aller Welt sagen zu können: er stehe nicht in ihren Diensten, seine weiteren Schritte hingen nicht von ihnen ab. Insgeheim trafen Moritz von Nassau, Friedrich von der Pfalz, der sich wiederum im Haag eingefunden, um dort ferner als Puppe zu dienen, und die Mitglieder des Staatsrathes andere Maßregeln.

An der nordöstlichen Grenze der Niederlande lag die deutsche Grafschaft Ostfriesland. Die Grafen derselben hatten schon früh die Reformation eingeführt, und zwar in einer calvinischen Form. Dann heirathete der Graf Edzard II. eine Tochter Gustav Wasas, eine Eiferin für das Lutherthum. Sie führte den Gemahl herüber, er ward eben so eifrig wie sie und behauptete den Ständen gegenüber sein landesherrliches Recht der Reformation. Die Stände widerstrebten. Eine Reihe anderer Zwistigkeiten kam hinzu: die Stadt Emden trat in offenem Aufstande ihrem Grafen gegenüber. Das sahen die Generalstaaten gern. Denn mit dem Lutherthume deutscher Fürsten stand damals in engem Bunde die Hinneigung zu Spanien. Der Graf Edzard II. war besonders stark darin. Seine Söhne fochten im spanischen Heere, er selbst war stets bereit den Spaniern die wohlgelegenen Häfen an seinem schönen Strome zu eröffnen, den Niederländern zu verschließen. Die Erhebung der Stände des Landes gegen den Grafen gewährte den Hochmögenden das Mittel ihm dauernde Fesseln anzulegen. Um den Zwist endlos zu machen, ihn immerfort nach Belieben zu erregen, boten die Generalstaaten ihre Vermittelung an, zwangen sie dem Widerwilligen auf und legten Besatzungen in seine festen Plätze. Neben dem Adel und den Städten gab es dort einen dritten landtagsfähigen Stand, den freien friesischen Landmann. Dieser kam allgemach zur Einsicht, hielt mit seinem Grafen gegen die Ritterschaft und die Stadt Emden, und flehte die Hochmögenden an das Land nicht ferner unter Vorgeben des Schutzes zu bedrängen.[1] Die Bitte kam zur selben Zeit, als man im Haag darüber nachdachte, wo dem Mansfeld und seinen zerlumpten und halb verhungerten Schaaren ein gutes Winterquartier anzuweisen sei. Moritz, Friedrich und einige Mitglieder des Staatsrathes deuteten den Söldnern an: dort

[1] Ausführlich in meiner Geschichte Ostfrieslands von 1570 1751. S. 1—244.

könnten sie sich erholen.[1] Die Niederlande hätten sie baldmöglichst zu verlassen. Es geschah. Mansfeld und Christian suchten auf dem kürzesten Wege die deutsche Grenze zu gewinnen, brachen in das Stift Münster ein und zogen durch dasselbe nordwärts, um sich in dem reichen, wohl gelegenen Ostfriesland auszubreiten.

Bei allen seinen früheren Räubereien hatte Mansfeld immer einen gewissen Vorwand, einen Schein seines Thuns gehabt. Er hatte Böhmen ausgeplündert. Immerhin konnte er erwiedern: die böhmischen Herren haben mich und meine Söldner angenommen und bezahlen uns nicht. Er hatte die Oberpfalz geplündert. Sie war Friedrichs Eigenthum, und Mansfeld war in Friedrichs Diensten ohne Sold. Er hatte die Unterpfalz ausgeraubt. Auch sie gehörte Friedrich. Er hatte Speier gebrandschatzt. Der Bischof und das Domcapitel waren katholisch. Mansfeld behauptete: es sei Pflicht gegen seinen Herrn solchen Gegnern die Mittel zum Schaden zu benehmen. Er hatte Hessen-Darmstadt verheert. Der Landesherr war, wie Friedrich sagte, sein Gegner und sollte dafür bestraft werden. Mansfeld hatte das Elsaß geplündert. Es war ein östreichisches Erbland. Er hatte die spanischen Niederlande mit der Brandfackel in der Hand durchzogen. Er war damals im Dienste der Generalstaaten, der Feinde der Infantin.

Von allen diesen Scheingründen und Vorwänden war bei dem Einfalle in Ostfriesland auch nicht der leiseste vorhanden. Die Ostfriesen standen nicht in der entferntesten Beziehung zu dem bisherigen Kriege. Mansfeld hatte öffentlich keinen Kriegsherrn. Er war von Friedrich, von den Generalstaaten entlassen. Diese letzteren, von denen aus Mansfeld zu den Ostfriesen kam, nannten diese ihre Freunde. Sie meldeten dem unglücklichen Lande in denselben Tagen, daß die Wohlfahrt desselben ihnen stets am Herzen liegen werde, wie diejenige ihres eigenen Landes. Die Generalstaaten waren calvinisch. Eben so war es die Mehrheit der Ostfriesen. Sie hatten jüngst auf die Bitte der Hochmögenden die Synode von Dortrecht beschickt. Flüchtige Böhmen, unter ihnen auch Friedrichs unseliger Hoftheologe Scultet, hatten in diesem Lande Zuflucht gefunden, und der letztere betrat als Geistlicher die Kanzel in Emden. Mansfeld, katholisch geboren und erzogen, hielt sich zum Calvinismus, obwohl von seinem Uebertritte nichts Sicheres bekannt.

Mansfeld und Christian hatten zuerst das Beispiel gegeben, wie in Feindes oder Freundes Land der Krieg sich selbst ernähre. Hier gingen sie einen Schritt weiter und gaben zuerst das Beispiel, wie man abgesehen von Freund oder Feind, auch auf Kosten derer den Krieg ernähre, die überhaupt etwas besaßen, was dazu dienlich war. Sie gaben dem Kriege den Charakter, den er mit der Zeit allgemein erhielt. Also erkannten umsichtige Zeitgenossen es an, und wälzten auf die Schrecklichen diesen Fluch, drückten dieses Brandmal ihnen auf.[2]

[1] Aitzema I. 213.
[2] Pappus, Epitome Rer. Germ. Ausgabe von Arndts. Wien 1856. S. 15.

[illegible] Was kümmerte es [illegible] Rauwerd mit seiner [illegible] war?

[illegible] welcher die Generalstaaten sie glauben [illegible] entließen. [illegible] ist die ganze Entlassung [illegible] Zeit. Es war den [illegible] brauchbaren Werkzeuge [illegible] des deutschen [illegible] denken mochte. [illegible] Winterquartiere haben, [illegible] nicht auf Kosten der [illegible] den Nutzen zu ziehen [illegible] Deshalb entließen die Generalstaaten [illegible] zu können: er [illegible] von ihnen ab. [illegible] der sich wiederum [illegible] und die Mitglieder [illegible]

[illegible] die deutsche Grafschaft [illegible] die Reformation [illegible] der Graf Edzard II. [illegible] Sie führte [illegible] behauptete den Ständen [illegible] Die Stände widerstrebten. [illegible] Emden trat in offenen [illegible] Generalstaaten gern. [illegible] einem Bunde die [illegible] stark darin. [illegible] den Spaniern die [illegible] den Niederländern [illegible] gegen den Grafen gewählt [illegible] Um den [illegible] boten die Generalstaaten [illegible] auf und legten [illegible] und den Städten gab es [illegible] Landmann. Diese [illegible] gegen die Ritterschaft und [illegible] das Land nicht ferner [illegible] kam zur selben Zeit, als man [illegible] und seinen zerlumpten und halb [illegible] ein gutes Winterquartier anzuweisen sei. Moritz, [illegible] des Staatsrathes deuteten den Söldnern an den

Ausführlich in meiner Geschichte Ostfrieslands von 1570–1751. S. 1–241

Und selbst damit noch sind wir nicht bis auf den letzten Grund der Sache gedrungen. Warum, wenn Moritz von Nassau und der holländische Staatsrath den Mansfeld und Christian nur erhalten und aufsparen wollten zu künftigen Thaten, warum riethen sie denselben nicht Quartier zu nehmen im Lande der eigenen Feinde, in den niederländischen Provinzen, welche dem Könige von Spanien getreu waren? — Sie hatten einen anderen Zweck, der ihre Politik leitete seit dem Prager Fenstersturze und vorher und lange nachher. Der leitende Gedanke, der hindurch geht durch all ihr Thun und Treiben, ist immer wieder zu erkennen. Er faßt sich kurz in die wenigen Worte: das deutsche Reich darf nicht zur Ruhe kommen, weil der Friede und die Ruhe des Reiches die kaiserliche Macht stärkt und dadurch die Unabhängigkeit Hollands gefährdet. Deshalb muß man um jeden Preis das Feuer im Reiche schüren, bis es hell wieder auflodert. Sobald Mansfeld und Christian wieder auf deutschem Boden stehen, hat Tilly dort vollauf Beschäftigung. Darum wiesen die Hochmögenden den Freibeutern Ostfriesland an.

Wie eine schwere Wetterwolke, voll Mord und Brand, wälzten die aller Menschlichkeit entwöhnten Verderber sich über die blühende Provinz. Mansfeld begann damit die dem Grafen Enno von den Holländern noch gelassenen festen Plätze in Besitz zu nehmen, den Grafen selbst gefangen zu setzen und von ihm persönlich 300,000 Thaler zu fordern. Dann ergossen sich die Haufen über die Dörfer und das platte Land, um zu verüben, was nicht einem Wolfe, noch Tiger, sondern nur dem Menschen möglich ist.[1] Zu Emden aber bestieg [illegible] die Kanzel und predigte:[2] es sei schlimm in die Hände derer zu fallen, welche den Leib verderben; aber schlimmer noch sei es in die Hände derer zu gerathen, welche Leib und Seele zugleich und mit einander verderben.

Mit Entsetzen vernahmen die Reichsstände in Regensburg diese Kunde von dem Wiederauflodern der Kriegesflamme im äußersten Nordwesten des Reiches. Eben noch hatte man geglaubt nach Besiegung des Pfalzgrafen sichere Hoffnung zum Frieden zu haben, da machte dieser Einbruch alle Hoffnung zu nichte. Da der schon einmal geächtete Ernst Mansfelder, also erklären die Reichsstände zu Regensburg dem Kaiser,[3] derjenige sei, der den Frieden des Reiches betrübe, die Stände mit Heereskraft überziehe, und seinem Brauche nach zu ruiniren in völliger Bereitschaft stehe, dazu auch bereits in der Grafschaft Ostfriesland und dem benachbarten Westfalen einen starken Anfang gemacht: so möge der Kaiser die Verordnung thun, daß sein Kriegsheer solchem allgemeinen Friedensstörer, vor welchem Niemand sicher sei, als der es mit ihm und seinen boshaften Anschlägen halte, unverzüglich unter Augen ziehe und mit Hülfe der benachbarten Reichsstände von des Reiches Boden ab und zur Ruhe treibe. Merkwürdig ist dann, daß dieselben Reichsfürsten, von denen einige eben vorher Zweifel erhoben.

[1] Vgl. Geschichte Ostfrieslands von 1570—1751. S. 215 ff.
[2] Spiegel van der Calvinisten Tyrannie onder beleyd van Mansfeld. 1623.
[3] Londorp. II. 667.

ob es dem Kaiser zustehe die Kinder des Pfalzgrafen von der Kurwürde auszuschließen, nun in dieser Sache verlangen, daß der Kaiser gegen die Weiber und Kinder der Söldner Mansfelds der Reichsverfassung gemäß mit kaiserlichem Ernste verfahre. Auch unter Mansfelds Banden fand man reichsfürstliche Personen. Christians von Braunschweig nicht zu gedenken, wanderten zwei Herzöge von Sachsen-Weimar mit ihm umher.

Wie wenig aber diese Reichsfürsten von Regensburg zu einem energischen Handeln befähigt waren, wie sehr sie krankten an dem allgemeinen deutschen Uebel nicht zu einem festen Entschlusse gelangen zu können, zeigte sich dann in zwei anderen wichtigen Punkten der Abwehr, dem Schutze des Reiches gegen die Türken und gegen die Holländer. Auch dabei freilich kargte man nicht mit Worten. Der Kaiser verlangte Türkenhülfe. Die Fürsten erwiederten, daß seine väterliche Fürsorge für das Reich zu unterthänigem hohem Danke gereiche, daß sie aber bei der ohnehin so hohen Last ihrer Unterthanen ihm dießmal mit einer Steuer nicht entgegen gehen könnten. Es war ferner die Frage, was gegen die Uebergriffe der Holländer auf deutsches Reichsgebiet zu thun sei. Die drohende Schanze Pfaffenmütz auf der Rheininsel nahe bei Bonn trat hier in den Vordergrund. Die Stände erwiederten dem Kaiser, daß sie auf dem vorigen Reichstage schon viel berathen, wie dergleichen Feindseligkeiten der Generalstaaten auf des Reiches Grund und Boden zu begegnen sei. Sie hätten aber jederzeit befunden, daß solcher Gewalt der Nothdurft nach zu begegnen, nicht in etlicher Stände Macht stehe. Deshalb sähen sie auch jetzt nicht, wie bei diesem engeren Fürsten-Convente von einem gründlichen Heilmittel gehandelt werden könne. Es ließ sich einwenden, daß ein so grober Friedensbruch, wie die Erbauung der Schanze Pfaffenmütz früher nicht vorgelegen. Die Stände fanden auf diesen Einwand den glücklichen Ausweg, daß die Schanze Pfaffenmütz bereits von den Truppen der Infantin erobert sei, und baten nun den Kaiser seinen Einfluß bei der Infantin zu verwenden, daß sie die Schanze schleife und damit den Rheinstrom wieder eröffne.

Ob diese Reichsfürsten wußten, um was zur selben Zeit Friedrich und die Generalstaaten sich bemühten? — Sie setzten zu Anfang 1623 ganz bestimmte Hoffnungen auf den Sultan. Der Graf Thurn meldete aus Constantinopel, daß alle Paschas in Ungarn Befehl hätten zur Unterstützung Bethlen Gabors.[1] Im Mai werde dieser mit einem großen Heere in Kaschau sein. Er bat, der König Friedrich möge nach Böhmen kommen, und Camerar unterstützte diese Bitte. Er wünschte, daß auch Christian von Braunschweig ein Heer werbe und sich dahin begäbe. — Näher wirkten die Generalstaaten.[2] Der Prinz Moritz ließ gegen Ende des Jahres 1622 den Residenten Aitzema von Hamburg kommen und gab ihm den Auftrag bei dem Könige von Dänemark, bei den Hansestädten, bei den niedersächsischen Reichsfürsten für einen Krieg zu wirken, den er einen

[1] Söltl, Religionskrieg III. 80.
[2] Aitzema I. 392.

Vertheidigungskrieg nannte. Man wollte zunächst dem Mansfeld und Christian Erleichterung verschaffen und die Sache in Deutschland ins Gleichgewicht bringen. Als Christian einige Monate später sich von Mansfeld trennte und abermals in Niedersachsen selbständig zu werden begann, erhielt er das Geld dazu von den Hochmögenden.[1]

Und selbst derartige Hülfeleistungen, welche die Holländer den Feinden des Kaisers und des Reiches bezahlten, wußten sie auf irgend eine Weise von den gequälten Deutschen baar wieder zu gewinnen. Sie erhoben im Jahre 1622 gegen den Kurfürsten von Köln die Anklage, daß von der Liga katholische Truppen den Spaniern zu Hülfe gekommen seien. Dafür gebühre ihnen Ersatz. Sie schlugen das Erzstift Köln, ebenso Lüttich, jedes auf 50,000 Thaler an, Münster auf 30,000 Thaler. Was half das Sträuben gegen die Uebermächtigen? — Das Geld ward bezahlt.[2]

Nur ein Mann war es, der mit entschiedenem Ernste und Nachdrucke zu Regensburg wirksame Maßregeln gegen die Generalstaaten forderte. Es war der wackere, von deutscher Gesinnung durchdrungene, manneskräftige alte Tilly. Der Kaiser hatte ihn nach Regensburg berufen, damit er seine Ansicht ausspreche, wie gegen den Mansfeld zu verfahren sei. Tilly wies zugleich auf die Holländer hin. Der Gedanke, daß der rechte Brunnquell aller Verwirrung im Reiche bei den Holländern zu finden sei, ward damals häufig ausgesprochen.[3] Die Holländer selbst wußten das sehr wohl. Auch lag ja, namentlich in diesem Falle, die Sache allzu klar vor Augen. Tilly drang nicht durch. Gleichzeitig mit dem Fürstentage berief der neue Kurfürst Max auch eine Versammlung der Liga nach Regensburg. Auch in dieser Versammlung ward lebhaft die Frage gegen die Holländer erwogen. Die Liga achtete und ehrte ihren Feldherrn. Sie machte ihm Geschenke, sie verpflichtete sich aufs neue zu den regelmäßigen Geldbewilligungen, welche den Sold ihres Heeres deckten und darum es Tilly ermöglichten die Disciplin und die Zucht zu erhalten, durch welche seine Truppen vor denen aller anderen jener Zeit sich hervorthaten. Allein energisch verfuhr die Liga nicht. Sie erklärte, die Sache gegen Mansfeld sei diejenige des Reiches und nicht blos der katholischen Bundesfürsten: denn es liege vor Augen, daß Mansfeld keinen Unterschied des Glaubens mache zwischen Katholiken oder Protestanten. Das war unzweifelhaft. Aber nur die Liga hatte ein schlagfertiges Heer, nicht die protestantischen Fürsten, auch der Kaiser nur durch die Liga. Die Gefahr drängte. Es war zu befürchten, daß Mansfeld von Ostfriesland aus verbräche. Lagen ihm doch die Bisthümer Münster und Osnabrück so nahe. Deshalb mußte die Liga auch ohne Verständigung mit den protestantischen Reichsfürsten einen Entschluß zur eigenen Sicherheit fassen, der mit den Ergebnissen der anderen Versammlung völlig eins war. Dabei handelte es sich um die Frage, wie Tilly

[1] Aitzema I. 367.

[2] Aitzema I. 269.

[3] Aitzema I. 115. Was Tilly betrifft, so geht diese Anschauung durch alle seine betreffenden Briefe. Wir werden später darauf zurückkommen.

gegen die Generalstaaten zu verfahren habe. Die Liga kam überein, daß ihr Feldherr ein etwaiges Heer der Holländer, das sich mit Mansfeld vereinige und auf dem Reichsboden demselben Hülfe leiste, als offenbare Feinde angreifen und verfolgen solle. Ständen sie dem Mansfelder nicht bei, zöge sich derselbe aber in das holländische Land: so wolle man ihn als einen öffentlichen Feind aller Orten hin verfolgen. Doch wolle man nicht dort feste Plätze belagern.

Bis dahin hätte der Beschluß noch erträglich sein können. Aber nun fügte noch wieder die Mehrheit hinzu: vorher seien die Generalstaaten zu bitten und zu ermahnen sich des Mansfeld nicht anzunehmen. Ueberhaupt sei ein Bruch mit den Generalstaaten zu vermeiden. [1]

Wahrlich, diese geistlichen Herren der Liga sind nicht kriegsdurstig. Wir sehen sie Beschlüsse fassen, als ob die Holländer selbst mit in ihrem Rathe säßen. Die Neutralität kam nur den Hochmögenden zu gute, welche unter dem Deckmantel derselben Jahr aus, Jahr ein mit ihrem Gelde neue Brandfackeln ins Reich schleuderten. Im Interesse des Reiches und nicht zum wenigsten auch der Liga lag der offene Krieg, im Interesse der Holländer die Neutralität.

Allein das Heer, welches Tilly führte, war nur mittelbar ein Heer des Kaisers. Ferdinand konnte es nicht anders verwenden, als wie die Liga es ihm zuließ. Und die Mahnungen des Feldherrn selbst prallten ab an dem Trugbilde, welches die Sehnsucht nach Frieden den geistlichen Herren vormalte. Wenn sie auf alle Weise an den Tag legten, meinten sie, daß nur die unmittelbare Abwehr ihr Ziel sei: so müßten doch auch endlich die Gegner davon sich überzeugen. Sie bedachten nicht, daß es gar nicht der Vortheil der Gegner war sich davon überzeugen zu lassen.

Tilly fügte sich gehorsam dem Befehle, der wieder seine bessere Einsicht lief, und ging zu seinem Heere in der Wetterau März 1623.

Mansfelds Einbruch in Ostfriesland bedrohte von da aus offenbar alle umliegenden Länder. Was waren von da aus seine weiteren Plane? Man wußte es nicht. Man wußte nicht einmal, ob er lediglich auf eigene Faust das neue Wagestück unternommen, ob er im Dienste einer anderen Macht stand. Dem Herzoge Christian von Lüneburg-Celle meldete Mansfeld selbst [2] noch im November 1622: er stehe in Diensten des Böhmenkönigs Friedrich und bitte um Werbung in Christians Lande. Christian, der Aeltere beigenamt, im Gegensatze zu seinem Vetter, den man eben so häufig den Tollen, als den Jüngeren nannte, war ein kaiserlich und deutsch treu gesinnter Mann, damals Kreisoberst in Niedersachsen. Seine Ansichten, sein Verhalten ist demjenigen des Landgrafen Ludwig sehr ähnlich. Er bat die Stadt Bremen dem Mansfeld ihre Weserpässe zu versperren. Im Januar 1623 verwendete sich der König Jakob bei den Generalstaaten für seinen Vetter, den Grafen Enno von Ostfriesland. Die Hochmögenden erwiederten: Mansfeld stehe nicht in ihren Diensten. Dieselbe Antwort gaben sie den

[1] (Stumpf), Geschichte der Liga, S. 189. Beil. S. 207.
[2] Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Hannover 1845. S. 58.

Ostfriesen, die um Erbarmen und um Rettung flehten vor dem Quäler. Sie wüßten nicht einmal, erwiederten die Hochmögenden diesen Schützlingen, deren Wohlfahrt ihnen, wie sie sagten, am Herzen lag gleich der eigenen: sie wüßten nicht, in welchem Style sie an Mansfeld zu schreiben hätten. Unterdessen forderten sie diesen auf sich durch neue Werbungen zu stärken. [1]

Was die Generalstaaten hier den flehenden Ständen von Ostfriesland schrieben, daß sie nicht wüßten, in wessen Diensten Mansfeld stehe, hatte dennoch eine gewisse Wahrheit, nur daß die hochmögenden Herren es selber nicht wußten. Wir haben die Persönlichkeit Mansfelds eine unberechenbare genannt. Er ist es niemals mehr als in diesem Winter, wo er in Ostfriesland stand. Er wälzt in sich ganz verschiedene, ganz entgegengesetzte Plane zu gleicher Zeit, nicht zwei oder drei, sondern mehr. Während die Generalstaaten ihn ermahnen sich zu stärken und neu zu werben, überschlägt er, ob es nicht vortheilhafter für ihn sei auch einmal den Generalstaaten einen Possen zu spielen. Wir haben die verschiedenen Plane dieses eigenthümlichen Menschen zu erwägen.

Zunächst dachte er daran sich zum bleibenden Herrn und Fürsten von Ostfriesland zu machen. Die Lage der Dinge dort war ihm genau bekannt, um so mehr da einer der ersten Edelleute des Landes, Dodo von Knyphausen, mit Christian und ihm wandernd umherzog. Der Vater Dodos, Wilhelm von Knyphausen, führte die ostfriesische Ritterschaft, wie der Graf Thurn die böhmischen Feudalherren. Mansfeld war auch mit Wilhelm sehr bekannt. [2] Demnach scheint sein Plan nicht so ganz aus der Luft gegriffen zu sein. Einige Wochen nach seinem Einbruche schlug er der Ritterschaft vor: da der Graf Enno doch nur darauf sinne mit Hülfe der Spanier die Verfassung umzustürzen: so möge man denselben auf seine Erbgüter beschränken, die Klostergüter dagegen für die Wehrkraft des Landes verwenden, und die vier nächst gelegenen Aemter des Bisthums Münster dazu nehmen. Alsdann sei es zweckmäßig die vollziehende Gewalt einem Gubernator, die gesetzgebende den Ständen zuzusprechen, mit den Generalstaaten ein enges Bündnis zu schließen und den Schutz des Königs von Frankreich nachzusuchen. Der Gubernator würde dann selbstverständlich Mansfeld sein.

Die Ritterschaft lehnte mit höflichen Redensarten die Plane des neuen Beschützers ab. Die Anträge konnten den Generalstaaten nicht ein Geheimnis sein oder bleiben. Sie wußten auch so schon von Mansfelds Unterhandlungen mit Frankreich. Aber von einem anderen gleichzeitigen Plane des Söldlings hatten sie sicherlich keine Ahnung.

Noch im December 1622 erschienen zwei Abgeordnete Mansfelds vor der Infantin in Brüssel, um ihr abermals die Dienste des Abenteurers anzubieten. Der Bastard hatte inzwischen seinen Rang erhöht: er nannte sich Fürst und

[1] Aitzema I. p. 228 ff.

[2] Rathsarchiv zu Emden. Man vgl. zu dem Ganzen meine Geschichte Ostfrieslands von 1570—1751. S. 253.

Graf von Mansfeld. Auch seine Bedingungen waren nicht geringer als die früheren. Die erste derselben betraf den Orden des goldenen Vließes. Ferner verlangte er 15,000 Reichsthaler monatlich für den Unterhalt seines Hauses, seiner Leibwache und die außerordentlichen Ausgaben seines Heeres. Die ordentlichen, oder was er so nannte, erhob er von dem besetzten Lande. Er forderte ferner alleiniger General des Heeres zu bleiben, welches zur Zeit unter seinen Befehlen stehe und nur ihm gehorche. Nur von dem Könige selbst, von der Infantin, oder dem Marquis Spinola wolle er Befehle annehmen. Im Falle der Bewilligung werde er sofort schwören und dann die günstige Gelegenheit abwarten, um sein ganzes Heer schwören zu lassen. [1]

So abenteuerlich das alles für unsere Zeit klingt: so erschien es damals doch nicht in diesem Lichte. Mansfeld hatte dießmal für Spanien mehr in die Wagschale zu legen, als bloß die Ueberführung seiner Söldner. Seit langer Zeit hatte man von Spanien aus dem Besitze der Emsmündungen nachgetrachtet. [2] Alba hatte die Wichtigkeit derselben nicht erkannt; aber unter jedem der folgenden Gouverneure war der Wunsch und mit demselben auch die Schwierigkeit gestiegen. Denn die Hochmögenden erkannten die Plane. Wir haben berührt, wie sie denselben entgegen traten durch die Fesseln, welche sie dem spanisch gesinnten Landesherrn anlegten. Sie schürten und reizten die Stände zur Opposition. Sie gaben dem Lande eine Verfassung, welche die endlose Unruhe desselben verbürgte. Sie behielten sich die Garantie derselben vor, und legten, um dieß desto besser zu können, in die hauptsächlichsten zwei festen Plätze des Landes, Emden und Leerort, ihre Besatzungen auf dem Boden des Reiches. Die Spanier vermochten nicht von dort sie zu vertreiben, noch weniger das Reich, wo Rudolph II. und Matthias sich nicht viel darum kümmerten. Ferdinand II. sah es mit bitterem Verdrusse; [3] allein er war nicht in der Lage es wehren zu können. Nun stand Mansfeld mit einem wenigstens anscheinend starken Heere dort. Er war nicht bloß erbötig Emden in spanische Hände zu bringen, sondern alle Seehäfen und festen Plätze jener Gegend, dann die Elbe und Weser zu besetzen, damit die Schifffahrt auf denselben unter spanische Gewalt komme. Er erbot sich in dieser Beziehung alles zu thun, was man nur wünsche. Er erinnerte an die Thaten und Leistungen seines Vaters in spanischen Diensten, an das Testament desselben, durch welches der Sterbende den Sohn der Gnade des Königs von Spanien empfohlen. Für die Friedenszeit verlangt er einen Jahrgehalt von 20,000 Reichsthalern. Dafür will er verzichten auf die Pensionen, die er von Frankreich und Venedig beziehe, von dort 8000 Reichsthaler, von hier 12,000 Dukaten, auf die Ansprüche, die er an England und Holland mache. Auf die Pfalz, sagt Mansfeld, habe er Ansprüche zu mehreren Millionen. Mit Hülfe von Spanien hofft er einige davon verwirklichen zu können. Er ist dem gesammten Hause

[1] Vgl. Beilage VII. aus dem Archive zu Brüssel.

[2] Geschichte Ostfrieslands von 1570—1751. S. 12, 28 ff.

[3] Relatione di Carafa. p. 222.

Oestreich immer treu gesinnt gewesen. Er will an Treue und Eifer wetteifern mit seinem Vater. Sein Thun, sagt er, ist durchaus gegen die Holländer gerichtet.

Die Infantin scheint das alles geglaubt zu haben. Sie erwiedert, daß die Treue des Vaters bei Spanien noch in gutem Andenken sei. Sie hofft, daß der Sohn ihm darin nacheifern werde. Sie bewilligt fast alles. Mansfeld soll Anführer seines Heeres bleiben unter Spinola. Er soll Graf Mansfeld sein mit 12,000 Reichsthalern monatlich. Mit dieser Summe und den Contributionen des besetzten Landes soll er sein Heer unterhalten. Er soll das goldene Vließ erhalten, sobald der Vertrag vollzogen ist. Wenn er die Stadt Emden und die Plätze, die er jetzt inne hat, dem Könige von Spanien überliefert: so ist er mit diesem Acte Grande von Spanien.

So weit war man in Brüssel mit der Sache schon am 25. December 1622. Die Unterhandlungen gingen fort. Im Februar 1623 ward bestimmt, daß die Genehmigung des Königs von Spanien binnen drei Monaten eingeholt werden müsse. Mansfeld reichte ein Gutachten ein, wie an dem Jadebusen ein Kriegshafen anzulegen sei. Die Eidesformel für Mansfeld lag fertig vor. Alles war bereit.

Ahnten die Holländer etwas von der Sache? Wir glauben nicht, wenigstens damals nicht. Der holländische Commandant zu Emden hatte die Weisung die Mansfelder unter den Kanonen der Stadt nicht zu dulden. Allein eine solche militärische Maßregel gegen Mansfeld durfte auch getroffen sein ohne bestimmten Verdacht. Die andere Seite, Loccum(?), stand wenigstens für Mansfeld selber offen.

Aber war es dem Mansfeld Ernst mit seinem spanischen Plane? Er hatte gleichzeitig noch vieles Andere an der Hand. Seine Truppen standen bis an die Grenze des Oldenburger Landes. Dort regierte der Graf Anton Günther, ein kluger umsichtiger Herr, der mit ungewöhnlichem Geschicke das Schifflein seines kleinen Staates durch die wilden Wirbel der schauervollen Zeit hindurch steuerte. Er hielt mit [illegible] die Bürgerbanden Mansfelds sich ab; doch wünschte er im Interesse des [illegible] Unheiles, welches sein Nachbarland verwüstete und verödete, der Sache ein friedliches Ende zu machen.[1] Deshalb ließ er mit Vorwissen des Dänenkönigs im Anfange März 1623 bei dem [illegible] um Gnade für Mansfeld [illegible] auch den Kurfürsten Max von Baiern [illegible] zu thun. Mansfeld ließ sich das so weit gefallen. Er [illegible]

[illegible]

[1] [illegible]

In denselben Tagen des Frühlings 1623, wo Mansfeld in seinen Unter-
andlungen mit der Infantin zum Schlusse gekommen zu sein schien, wo hin-
iederum der Kaiser nach abermals ausgesprochener Reichsacht dennoch zur Ver-
ihung erbötig war, in denselben Tagen, wo Mansfeld mit Vorwissen und
enehmigung der Generalstaaten und des Pfalzgrafen Friedrich in Ostfriesland
f deutschem Reichsboden sich stärken sollte zu künftigen Thaten: in denselben
agen waren auch andere Verhandlungen Mansfelds zum Abschlusse gekommen.
iese, die uns nicht ausführlich vorliegen, erschienen für Mansfeld als die vor-
ilhaftesten. Das seltsame Chamäleon unterzeichnete im Februar 1623 einen
ienstvertrag mit Frankreich, Savoyen und Venedig.[1] In denselben Tagen,
 der Dänenkönig den Kaiser um Verzeihung für Mansfeld bat, meldete
ansfeld diesem Dänenkönige: Frankreich, Savoyen und Venedig hätten ein
ündnis[2] geschlossen zur Erhaltung der Freiheit der Fürsten und Stände von
eutschland. Das Mittel dazu sei Krieg gegen den Kaiser und Spanien. Mans-
ld forderte Christian von Dänemark auf diesem Bunde beizutreten. Er nannte
ch den General dieses Bundes.[3]

Womit im Grunde war es diesem Mansfeld Ernst und womit nicht? —
er nächste Zweck jenes Bündnisses der Italiener und Franzosen war den Kaiser
 zwingen, daß er die Pässe und Plätze in Graubündten herausgebe. Mansfeld
och blieb mit seinem Heere in Ostfriesland stehen, auf deutschem Reichsboden
 der Nordsee. Dort landeten 6000 Franzosen zur Vereinigung mit ihm. Sie
ebten dort mit ihm, bis sie wie sein eigenes Heer und die Einwohner des
andes zugleich verdarben und verstarben. Daß dieß das Ende sein, daß Mans-
lds Heer dort in sich selbst zergehen werde, sah man im Februar 1623 noch
cht mit voller Sicherheit voraus. Darum lag es Tilly ob gemäß der Sendung
s Kaisers und der Fürsten von Regensburg gegen den Landverderber zu ziehen
d ihn aus dem Reiche zu schlagen.

Der niedersächsische Kreis war in großem Schrecken vor einem Durchbruche
ansfelds nach Südosten. Und hier tritt abermals der Jammer der Wehrlosigkeit
r deutschen Reichsfürsten in einer, wir möchten fast sagen, lächerlichen Weise
 Tage. Sie alle fürchten Mansfeld. Sie nennen ihn das commune malum.
ie beeilen sich dem Kaiser ihre Devotion, ihre Entrüstung über Mansfeld zu
theuern.[4] Allein anstatt nun sofort mit gesammter Macht sich aufzumachen,
n den Reichsfriedensbrecher wieder hinauszuschlagen, anstatt dadurch einerseits
ch gegen Mansfeld selbst zu sichern, andererseits das Herannahen eines kaiser-
chen Heeres unnöthig zu machen, schicken sie im Februar 1623 an Mansfeld
ne Besendung mit der Frage, ob er vorhabe auch in den niedersächsischen Kreis

[1] Rathsarchiv zu Emden. Aitzema I. 567.

[2] Nach Nani, Storia Veneta p. 255, ist das Bündnis der drei Mächte schon
m 1622.

[3] Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Hannover 1845. S. 101.
3. April 1623.

[4] Hurter, Ferdinand II. IX. 266.

einzurücken.[1] Er verneinte. Was auch sonst konnten sie erwarten, selbst wenn Mansfeld nicht der gewesen wäre, welcher er war? Sie gingen nun freilich nicht so weit die Rüstungen zu unterlassen. Sie warben ein Heer bis zu 10.000 Mann, und gaben den Befehl desselben an den Herzog Georg, den jüngeren Bruder Christians von Celle, später wohl bekannt durch seinen vielfachen Wechsel der Partei, und ferner als Stammhalter des welfischen Hauses. Damals und noch lange nachher war Georg kaiserlich gesinnt, wie sein Bruder Christian. Unversehens aber erhielt der niedersächsische Kreis wider den Willen dieser beiden Fürsten noch ein anderes und zwar stärkeres Heer dazu.

Christian von Braunschweig, der Jüngere oder Tolle zugenannt, hatte sich mit Mansfeld, dem er sich nicht unterordnen wollte, nie vertragen können. Als sie Holland verließen, zog er gerade aus ostwärts in die Länder seines Bruders Friedrich Ulrich und ließ dort die Werbetrommel erschallen. Die Holländer zahlten[2] das Werbegeld und mithin führten abermals im Grunde sie den Krieg. Christian faßte die Fürsten von Niedersachsen bei ihrer schwachen Seite. Er mahnte sie zu bedenken, daß die kirchlichen Stifter, auf welche die Katholiken seit langen Jahren das Auge geworfen, zu unwiederbringlichem Nachtheile aller Evangelischen ihnen abgezwackt werden sollten. Er sei in dieser Sache von Gott dem Allmächtigen erleuchtet, betheuert er, nicht jedoch, wie einige verblendete Leute meinen, dem niedersächsischen Kreise den allgemeinen Feind auf den Hals zu ziehen, sondern ihn abzuwehren. Die verblendeten Leute, welche Christian meint, sind seine Vettern von Celle. Wie lag es doch so nahe, daß nicht diesen verständigen Fürsten die Verblendung zur Last fiel, sondern dem wilden Jüngling selbst! Sein Beginnen zog die Waffen Tillys herbei, wie der Magnet das Eisen. Und dann wähnte dieser Knabe mit seinen frischgeworbenen zuchtlosen Haufen den Graukopf und dessen altversuchte Krieger bestehen zu können.

Christians Mutter Elisabeth und sein Bruder Friedrich Ulrich von Braunschweig sahen mit Angst und Bangen sein neues Beginnen. Sie baten und flehten abermals: er möge ablassen.[3] Er weigerte sich. Da gerieth die Mutter auf einen sonderbaren Einfall. Um zugleich ihren Sohn zu retten, um ihn von Mansfeld abzuziehen, seinen Waffen einen rechtmäßigen Anschein zu geben, und den Kreis gegen Mansfeld zu sichern, mußte Friedrich Ulrich den Vorschlag thun, daß der niedersächsische Kreis ihren Sohn Christian mit seinem Heere in Dienste nehme. Aber Georg von Lüneburg-Celle, kaiserlich gesinnt, war bereits Kreisgeneral, und die Vettern haßten einander. Deshalb nahm Friedrich Ulrich selbst am $^{3}/_{13}$ März[4] 1623 seinen Bruder Christian auf drei Monate in Dienst. Christian mußte versprechen sich von Mansfeld völlig loszusagen, den Kreis zu

[1] Londorp. II. 751.

[2] Aitzema I. 567.

[3] Kurtze vnd Gründtliche Information, was es mit der Graffschafft Hohn- vnd Reinstein u. s. w. S. 115.

[4] Acte im königlichen Archiv zu Hannover.

vertheidigen, wenn jener denselben angreife, und gegen den Kaiser in schuldiger Devotion zu verharren. Er versprach es.

War das ehrlich gemeint? — Daß Christian selbst es nicht so meinte, daß er nicht Willens sein konnte das mit holländischem Gelde geworbene Heer ungebraucht zu lassen, liegt nahe. Auch war er nicht so verschwiegen über seine Entwürfe. Es verlauteten bald Aeußerungen von ihm, daß er Willens sei nach Böhmen durchzubrechen, dort den Krieg wieder zu beginnen. Es kann nur die Frage sein, ob die Mutter Elisabeth, ob der Bruder Friedrich Ulrich mit Christian einverstanden waren oder nicht. Jene hatte den jüngeren Sohn, ihren Liebling, verzogen, dieser war ein Schwachkopf, der, um sich der Mühe des Durchlesens dessen zu entziehen, was seine Räthe in seinem Namen ausgehen ließen, es vorzog ihnen Blankette mit seiner Unterschrift zu geben. Die weiteren Schritte der beiden und des Oheims von Dänemark, des Bruders der Mutter Elisabeth, werden diese Frage beantworten.

Einstweilen war Zeit gewonnen, und diese sämmtliche Verwandte, die Mutter, der Bruder, der dänische Oheim bemühten sich für Christian bei dem Kaiser. Ferdinand bewies gegen Christian die gleiche Gesinnung, wie gegen Mansfeld, und abermals wieder gegen Friedrich von der Pfalz. Sehen wir zuerst das Verhalten des letzteren.

Am Schlusse des Jahres 1622 hielten noch englische Truppen die Stadt Frankenthal in der Pfalz besetzt. Sie allein war dort nicht haltbar, und Jakob ließ sie im März 1623 nach Zusicherung aller Ehren an die Infantin übergeben. Im Mai 1623 schlossen Jakob und die Infantin, um den Frieden anzubahnen, einen Stillstand auf 15 Monate. Der Kaiser trat bei.[1] Friedrich solle, also verlangte der Kaiser, während dieser Zeit allen feindlichen Verbindungen entsagen. Er solle keine neuen eingehen. Dagegen sollten alle diejenigen, welche auf dem Boden des Reiches Thätlichkeiten üben würden, als Reichsfeinde betrachtet werden. Der Kaiser erklärte sich bereit einen Friedenscongreß nach Frankfurt zu berufen. Die Kurwürde war an Max von Bayern vergeben; aber noch war das Verhältnis der pfälzischen Länder zur Kurwürde ein offenes.[2] Dieses sollte besprochen werden. Der deutsche Kaiser meldete das dem Kurfürsten Max. Er wünschte den Frieden. Er wünschte ihn, um dem Reiche die ersehnte Ruhe wieder zu geben. Er wünschte ihn ferner, weil der Glanz seiner Erfolge sein Auge nicht blendete gegen die Möglichkeit eines Umschlages.

Der Kaiser, die Infantin, der englische König mochten immerhin verabreden dieß und jenes: es kam darauf an, wie Friedrich darüber dachte, der im Haag eine merkwürdige Störrigkeit mit einer noch größeren Lenksamkeit verband. Störrig war er selbst gegen seine eigene Diener. „Er folgt immer seinem eigenen Willen," meldet damals Camerar,[3] „hört unseren Rath nicht, oder verachtet

[1] Khevenhiller X. 202.
[2] Hurter IX. 262.
[3] Söltl III. 200.

ihn.[illegible] In Wahrheit folgte er weniger seinem eigenen Willen, als demjenigen der Holländer. Er war arm, von Schulden gedrückt, und die Hochmögenden hatten viel Geld. Sie ließen ihm ein Gewisses davon zukommen, und ermahnten ihn im Kriegen zu beharren. Denn wenn auch der Kaiser noch so viel verspreche: es sei ja ein bekannter Grundsatz der Katholiken, daß man dem Ketzer nicht Wort zu halten brauche. Wir finden in calvinischen Flugschriften jener Tage dieß [illegible] dem Concile von Trident selber zugeschoben. War Friedrich [illegible] oder Willens diese Rede anzuzweifeln, oder gar nach Beweisen derselben zu fragen? Sie diente zu seiner Sicherheit. Das geringe Maß eigener Kraft, das [illegible] zu [illegible] damit. Camerar klagt, daß Friedrich nur noch im [illegible] lebe und verkümmere von Tag zu Tag. Auch um die Mahnungen und Forderungen des Königs Jakob kümmerte sich Friedrich nicht mehr. Jakob [illegible] einmal,[illegible] daß der neue Einbruch Mansfelds in das deutsche Reich, in [illegible] und [illegible] mit Friedrichs Vorwissen und Willen geschehen sei.

Diesem Verhalten Friedrichs entsprach seine Antwort auf die Aufforderung [illegible] zum Beitritte zu dem Stillstande.[illegible] Friedrich entgegnete: er habe nicht gegen den Kaiser die Waffen geführt. Wozu also ein Stillstand? — Im August [illegible] in den [illegible] Antwort. Er [illegible] bei, mit der Meldung an [illegible] die [illegible] Namen benutzen, um [illegible] zu [illegible] und zu [illegible], es sei mit solchen [illegible] [illegible] dem Kaiser nur [illegible].[illegible] Er forderte den Herzog von [illegible], [illegible]. Er [illegible] und Freuden zu [illegible] Er [illegible] diesem Halsstarrigen. er [illegible] Bethlen verriet, [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

rauchen ließen. Der Krieg konnte in dieser Art gegen den Willen aller Deutschen weiter geführt werden, weil Schlaffheit und Mangel an aller Thatkraft er Charakterzug der Zeit war. Er konnte weiter geführt werden, weil jedes inzelne Land den Söldnerheeren wehrlos offen lag und dann ihnen die Mittel ewähren mußte zu neuem Kriegführen nach Söldner Art. Ein bleibender Erolg dieser Art von Kriegführung war niemals zu erwarten. Die Erfahrung atte allzu deutlich und augenscheinlich dargethan, daß weder Mansfeld noch Christian vor Tilly zu bestehen vermochten. Der einzige Erfolg konnte sein und war: die Verödung der deutschen Länder.

Wie gegen Mansfeld, wie gegen Friedrich selbst der Kaiser alles that, was r ohne Nachtheil seiner Würde vermochte, um den Frieden wieder zu bringen: o auch gegen Christian. Daß die Werbungen des jungen Herzogs während der rsten Monate des Jahres 1623 nicht bezweckten den Kreis Niedersachsen gegen Mansfeld zu schirmen, daß es sein Plan war den Kriegesbrand abermals in ie östreichischen Erbländer zu schleudern, ahnte oder wußte Ferdinand zur Genüge. Nun kamen der Bruder, die Mutter, der Oheim dieses Christian mit Bitten heran um Verzeihung für den Söldnerführer, dessen Rüstungen täglich fortgingen, täglich mehr die deutschen Länder in Schrecken setzten. Waren diese Bitten ehrlich gemeint? Der Zweifel mußte bei dem Kaiser sich regen und Ferdinand konnte denselben nicht verhehlen. Auf die Bitte der Mutter und des Bruders, auf ihre Entschuldigung, daß Christian in der Leidenschaft der Jugend o gehandelt, wie er gethan, erwiederte der Kaiser Ferdinand: er könne von inem deutschen Fürsten, wie Friedrich Ulrich nicht anders erwarten, als daß ie Bitte um Begnadigung und das Anerbieten der Unterwerfung redlich gemeint ei. Doch müsse er ihnen sein Befremden aussprechen, warum nicht Christian elber bitte.[1] Dem Könige Christian IV. namentlich erwiederte Ferdinand: er alte für gewis, daß der König seine Fürbitte nicht ohne diese Ueberzeugung ethan haben würde. Deshalb gewährt der Kaiser die Verzeihung, doch so daß er Herzog als treuer und gehorsamer Fürst sich erweise, sein Versprechen halte, agegen verhüte, daß das abgedankte Kriegsvolk den Feinden des Kaisers uziehe.

Auf dieß kaiserliche Schreiben meldete der dänische König Christian seinem Neffen: mehr dürfe man von dem Kaiser nicht verlangen. Wenn sein Neffe ielleicht glaube, daß der Rath der Mutter und des Bruders aus natürlicher leigung mehr die Sicherheit als die Reputation ins Auge fasse: so möge der leffe auf den Rath des Oheims hören, der die Sache verstehe und es gut mit im meine. Der König bat: der Herzog wolle doch das kaiserliche Anerbieten icht aus den Händen lassen, nicht auf fremde Einflüsterungen hören. Der Oheim at den Neffen auch seine Ehre zu schonen. Er habe für den Herzog bei dem aiser um Gnade gebeten: darum sei, wenn Christian die Gnade nicht annähme, ie Ehre des Königs in Gefahr, und also deute es der Kaiser sehr merklich in

[1] Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen. Hannover 1845. S. 60 ff.

seinem Schreiben an. — Friedrich Ulrich meldete seinem Bruder: der Kaiser habe sich so mild und gnädig erboten, daß nicht abzusehen sei, was derselbe ohne Verletzung seiner kaiserlichen Majestät mehr thun könne, solle oder möge. Mit besserer Reputation als unter diesen Umständen könne Christian von dem Handel nicht abkommen. In gleicher Weise stimmten ein Christian Wilhelm von Magdeburg, Christian von Celle und andere Fürsten. Also am 24. April 1623.[1]

Friedrich Ulrich hatte Recht. Der Kaiser ging in seinem Anerbieten bis an die Grenze dessen, was er moralisch als oberster Richter des Reiches thun durfte. Denn wenn auch die Gnade gegen den reuigen Verbrecher das edelste Recht der Krone ist: so war der Kaiser auf der anderen Seite kraft seines Amtes auch der berufene Schutzherr der Tausende, die in Christians Frevelmuthe schuldlos hingeopfert waren.

Wir sehen, wie nach solchen Worten der Fürsten wir annehmen müssen, daß sie mit ihren Bitten für Christian bei dem Kaiser es aufrichtig meinten. Auch handelten sie in gutem Glauben. Der dänische Gesandte Siwert Pogewitsch versicherte einige Monate später dem Kaiser: Christian habe seiner Mutter mit Hand und Mund versprochen von dem Kriegeswesen abzustehen.[2]

Christian hatte in der Bestallung seinem Bruder bei fürstlichen Ehren und wahren Worten getreulich und ohne Gefährde gelobt nicht eigenmächtig Quartier zu nehmen, keinen Fürsten noch Stand des Reiches zu beleidigen, noch mit Gewalt zu überziehen, sich gegen den Kaiser allerunterthänigst zu verhalten, und dergleichen mehr.[3]

War es dem Christian Ernst solche Versprechen an die Mutter, den Bruder, den Oheim zu halten? Wir werden später das Urtheil der Mutter selbst über ihn vernehmen. Hier haben wir die Thatsachen ins Auge zu fassen.

Christian hielt Rinteln in Westfalen besetzt und bemächtigte sich in gleicher Weise anderer Orte an der Weser. Vergebens mahnte Friedrich Ulrich. Christians Werbungen gingen fort. Er suchte unter den Kreistruppen seines Vetters Georg von Celle Meuterei zu stiften, um sie herüber zu locken.[4] Dabei ließ er unter dem Landvolke verkünden: es gelte die evangelische Religion. Daß er nach Böhmen durchzubrechen strebe, war nirgends ein Geheimnis. Kleine Reichsfürsten aus dem Ernestinischen Geschlechte von Sachsen, welche ihr wilder Kriegesmuth abermals nicht daheim ließ, zogen ihm zu. Von einem derselben geschah das in der eigenthümlichen, für das Söldnerthum so charakteristischen Weise. Der Herzog Friedrich von Altenburg hatte ein Regiment geworben für den spanischen Dienst. Das Regiment war da. Friedrich sah kein Durchkommen damit nach den Niederlanden. Er zog zu Christian. Täglich schwoll das Heer desselben. Es war hohe Zeit, daß Tilly kam.

[1] Alle diese Schreiben in der Kurtzen vnd Gründtlichen Information, was es mit den Grafschafften Hohn- und Reinstein u. s. w. S. 121 ff.

[2] Hurter IX. S 279. Nr. 79 vom 13. September 1623.

[3] Kurtze vnd Gründtliche Information u. s. w. S. 114.

[4] v. d. Decken, Herzog Georg I. 105.

Das Heer desselben lag den Winter über still und friedlich in den Quartieren der Wetterau und weiter ostwärts.[1] Von Regensburg zurückgekehrt nahm Tilly ein Quartier zu Assenheim, im Herzen der Kornkammer der Wetterau. Dort geschah es, daß Johann Ludwig von Nassau eines Tags sich auf den Weg machte, um bei dem Feldherrn um eine Erleichterung der Einquartierung in Diez zu bitten. Er hatte eine goldene Kette zum Werthe von 2400 fl. bei sich, damit dieselbe seiner Bitte Gewicht verleihe. Als er zuvor Anderen davon erzählte, erhielt er den wohlmeinenden Rath den Versuch mit der Kette zu unterlassen, weil der General solchen Dingen unzugänglich sei.[2] Zur Entschuldigung des Grafen Johann Ludwig mag gereichen, daß Tilly damals zuerst in diese Gegenden kam, daß man damals noch den Unterschied dieses Mannes von den gewöhnlichen Heerführern nicht kannte. Wir werden später sehen, wie den Bürgern der norddeutschen Städte dieser Unterschied sehr wohl bekannt war.

Zu Assenheim erhielt Tilly von dem Herzoge Friedrich Ulrich die Nachricht, daß er und andere Fürsten bei dem Kaiser sich um Gnade für Christian bemüheten. Tilly entgegnete am 23. März:[3] er freue sich sehr über solche Bemühungen. Denn ein dauernder Friede sei ja nur dadurch zu erlangen, daß sich die protestantischen Fürsten in gleichem Maße wie die katholischen an den Kaiser anschlößen und in ihm ihren Herrn verehrten. Er freue sich, daß Christian diesen Entschluß gefaßt; denn wahrer Ruhm für einen deutschen Fürsten sei ja doch allein unter den Fahnen des Kaisers. Darum habe er gern vernommen, daß die Braunschweiger Herzöge in die Fußstapfen ihrer Vorfahren eingetreten seien. — Aber am selben Tage, wo Tilly den Gesinnungen und Worten in Friedrich Ulrichs Briefen seinen vollen Beifall gab, meldete der Herzog Georg aus Nienburg seinem Bruder Christian dem Aelteren von Celle: weder der Kaiser, noch Tilly würden sich über Christians des Jüngeren wahre Absichten durch Briefe und Bitten täuschen lassen.[4]

Bevor Tilly an ernstliche Thaten gegen Christian und Mansfeld denken konnte, wollte und mußte er zuvor den Ausgang der Unterhandlungen des Königs Jakob von England mit der Infantin zu Brüssel abwarten. Und dann lag ihm, bevor er zu Christian gelangte, noch ein anderes Land zunächst, durch welches er ziehen mußte, das Land des unruhigen, friedelosen Moritz von Hessen-Cassel.

Blicken wir zurück auf die Bewegungen desselben.

Seitdem Christian von Braunschweig im Herbste 1621 zuerst sich geregt, war Moritz in beständiger Geschäftigkeit und darum in beständigem Unfrieden

[1] Königliches Archiv zu Hannover. Herzog Johann Ernst von Weimar am 2. Januar 1623 an die Herzogin Clara von Braunschweig: „Wegen des Monf. Tilly umbliegenden Kriegsvolckes melden wir E. L. hierbey, daß wir anderst nicht wißen, alß das sich solch Volck noch still vnd friedlich verhalten thut.“

[2] Keller, Drangsale des nassauischen Volkes S. 47.

[3] Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1845. S. 73.

[4] Königliches Archiv zu Hannover.

[illegible]

ntergang seines fürstlichen Standes, der evangelischen Religion und seiner Unter= anen. Sein Gewissen verbiete ihm dazu still zu schweigen. Er suchte aus= lesene Mitglieder der Stände aus, um sich von denen seine Forderungen willigen zu lassen. Auch das führte nicht zum Ziele. Er berief im December 622 abermals die Stände. Mit Klagen und Seufzen bewilligten sie noch),000 Gulden für die Abdankung der Söldner, und baten dann sie mit rneren Steuern zu verschonen.

Das Ergebnis unserer Betrachtung ist dieß: das hessen=casselische Land war m Kaiser als dem rechtmäßigen Oberherrn treu ergeben. Es fürchtete von mselben weder für seine Religion, noch für seine Freiheit. Die Ursache des mmenden Unglücks war allein der ungebändigte Ehrgeiz, der fanatische Hoch= uth dieses Landgrafen, der dann nach der Weise seiner Partei jedes seiner chtswidrigen Gelüste gegen Kaiser und Reich, gegen die Einheit und den rieden der Nation mit theologischen Redensarten und Bibelworten zu umbrämen rstand.

Das Alles blieb in Wien nicht verborgen. Als im Sommer 1622 die Sache Friedrichs abermals gescheitert war, Mansfeld und Christian den deutschen oden verlassen hatten, reichte Moritz dem Kaiser eine Entschuldigung seines erhaltens ein. [1] Sie befriedigte nicht. Es ward in Wien ernstlich die Frage wogen, ob nicht der Landgraf Moritz wegen Felonie zu ächten sei. Dahin m es nicht; doch beachtete man genau seine Schritte. Auch Tilly wußte sehr ohl, was er von diesem Nachbarn zu halten habe, der voll krankhaften Un= uthes mit seinen Ständen, mit seinen Räthen, mit seiner Frau, seinen Kindern beständigem Hader lag. [2] Im August 1622 sagte man: Moritz habe 20,000 Mann auf den Beinen. Tilly fragte einen hessischen Lieutenant, ob dem also. ls dieser auswich, meinte Tilly: „Euer Herr hat viel zu thun. Er wird nicht er ruhig werden, bis ich komme und ihm ein Paar Federn ziehe." Dennoch harrte sowohl der Kaiser, als Tilly in ihrer milden, schonenden Weise. Auf r Reise nach Regensburg gab Ferdinand auf die Frage seiner Räthe über Moritz zur Antwort: er wisse wohl, wie es um denselben stehe. Doch wolle er, enn das Heer vor Schaden gegen den Landgrafen sicher sei, das hessische and mit Einquartierung verschonen. Dem Landgrafen indessen schlug das Ge= issen. Er schickte im December 1622 einige Räthe zu Tilly, der in Assenheim eilte, und ließ sich nach Tillys Absichten erkundigen. Tilly entgegnete: er für ine Person habe mit dem Landgrafen in Ungutem nichts zu thun, auch weder m Kaiser, noch vom Herzoge Max einen Auftrag zur Feindseligkeit. Er wisse var wohl, welchen Vorschub der Landgraf den Feinden des Kaisers gethan; ch solle Moritz sich dessen nichts Böses zu befahren haben. Die Räthe thaten hr unwissend. Sie fragten, was Tilly meine. Er bewies ihnen, daß Christian n Braunschweig dort unterstützt, dem Mansfeld im Hessenlande Werbungen

[1] Rommel VII. 430. — Hurter IX. 129.
[2] Rommel VII. 431.

Ländern gethan, war im Umfang
nand that. Darum fiel dieß stärk
Zustände Böhmens entwickelt in
und allmählig geworden war, da
Das mochte Vielen sehr hart ers
Auf der anderen Seite hatte
Grund der Rechtfertigung, dessen
behrten. Wer denn waren der
Was war der Protestantismus do
kraten der östreichischen Erbländer
Streben nach Eigenmacht in den
Protestantismus dort sich erhoben
Protestantismus als das geeignet
Selbstherrlichkeit zu trachten, hatte
und Friede geherrscht. Der Kaise
dieser Unruhen und Empörungen n
des Landes den Protestantismus b
Wir haben vernommen, wie die lu
druck gegen das Unwesen Friedrichs
schen Länder ging und dort Wied
lutherischen Geistlichen in der Stadt
und auf den Edelsitzen der Herren
Herren, nicht geschützt durch den
Macht, einer kirchlichen Behörde vor
lichen, preisgegeben mit Weib und
nicht anders reden, als wie es der
den Unterschied machen zwischen Lut
Böhmen weder in seinen Augen,
böhmischen Großen hatten einen
durften, derselbe werde wegen seiner
der Wahl seiner Mittel sein. Unte
vinisten. Da überhaupt die Religion
so führte jedes äußere Bekenntnis, w
übereinstimmte, wenn es nur den
freiheit, sie auf gleiche Weise zur
Städten und die lutherischen Geistlic
risches Bekenntnis, die Sache and
denen die Religion Mittel war zu
kirchlich-politischen Standpunkte nic
Maßregel. In unserer Zeit würde
hörde für das Lutherthum zu grün
Wir haben gesehen, wie auch M
diesen Gedanken gehabt, aber ih

verstattet seien. Die hessischen Räthe entgegneten: wenn dieß geschehen: so sei es heimlich gewesen. Tilly wies sie hin auf die Nothwendigkeit des Friedens für das Reich. Der Kaiser sei geneigt. „Auch haben die armen Priester und Pfaffen wenig Lust zum Kriege. Sie sind desselben nicht gewohnt, wollten gern Frieden halten und Jedem das Seinige lassen, wenn man nur ihnen auch das Ihrige nicht nähme." Die Hessen entgegneten: der Kurfürst von Sachsen könne viel zum Frieden thun. „Allerdings," erwiederte Tilly, „aber auch euer Herr, der Landgraf, könnte es und hätte es längst thun können. Er ist ein Fürst von gutem Verstande und großer Autorität im Reiche. Er würde sich selber nützen, dem Kaiser angenehm sein, und sich um das ganze Reich verdient machen." [1]

So stand die Sache, als Tilly von Regensburg zurückkehrte mit dem Auftrage den Mansfeld zu verfolgen. Mehre Monate noch wartete er zu Assenheim auf den Erfolg des Stillstandes, den damals der König Jakob im eigenen Namen und demjenigen Friedrichs mit der Infantin schloß. Erst als Tilly vernahm, [2] daß weder Christian, noch Mansfeld sich darum kümmerten, daß jener dagegen auf dem Eichsfelde abermals mit Feuer und Schwert um sich griff gegen die Unglücklichen, die das in seinen Augen ungeheure Verbrechen begingen katholisch zu sein und dem Erzbischofe von Mainz zu gehorchen, als Tilly ferner vernahm, daß es Christians Absicht sei nach dem Bisthume Würzburg vorzudringen und von da aus in Böhmen einzufallen: erst da entschloß sich Tilly am 27. Mai zum Aufbruch gegen die Weser und bat Cordova im Falle der Gefahr ihm zu Hülfe zu kommen.

Demgemäß forderte er den Durchzug durch Hessen-Cassel. [3] Der Grimm des Moritz hatte in den letzten Tagen neue Nahrung erhalten durch die Nachricht aus Regensburg, daß der Kaiser und die Fürsten dort in dem Marburger Erbstreite zu Gunsten des Landgrafen Ludwig entschieden und den Kurfürsten von Köln und Sachsen den Vollzug aufgetragen. Tillys Forderung ließ Moritz jede Mäßigung vergessen. Er rief alles zu den Waffen, was sich doch nun einmal nicht wehren konnte, Bürger und Landvolk. Er hielt an den Landesausschuß eine Rede, daß die Religion bedroht sei, voll der ihm unentbehrlichen und geläufigen Bibelsprüche. Die Stände erwiederten: man könne sich nicht wehren, nur bitten, daß das Land nicht beschwert werde. Moritz schickte Gesandte an Tilly. Bislang, erklärte Moritz, habe er sich des Vorhabens von Christian nicht theilhaftig gemacht. Er sei dem Kaiser zu allem gebührlichen Gehorsame willfährig, und glaube nicht, daß der Kaiser den Einmarsch Tillys in Hessen billige. Die Gesandten redeten wieder von Neutralität. Tilly fiel ihnen erzürnt ins Wort: „Nicht von Neutralität ist hier die Rede, sondern von Gehorsam gegen Kaiser und Reich, die mich senden. Der Landgraf von Hessen ist ein

[1] Vollständige Abschrift der Verhandlung im königlichen Archive zu Hannover. Vgl. auch Rommel VII. 431.

[2] Vgl. das Schreiben Tillys an Cordova bei Röse, Bernhard von Weimar I S. 345. Ma perche vedo che l'Alberstat etc

[3] Rommel VII. 534.

ine Neutralität von solcher Art, wie Moritz sie forderte, möglich und
war. Wie sollte der Kaiser seiner Pflicht des Schutzes für die An=
des Reiches genügen, wenn jeder einzelne Reichfürst mit dem Worte
ät dem Heere des Kaisers den Weg versperren durfte? Wir sehen dabei
dem Liebäugeln des Landgrafen Moritz mit dem Herzoge Christian: es
ich lediglich um eine Neutralität nach beiden Seiten hin. Da noch in
Zeit deutsche Geschichtschreiber geneigt sind dem Moritz wenigstens nicht
recht zu geben: so haben wir uns zu wenden an einen Mann aus
it selbst, der nicht entfernt dem Verdachte unterliegt das Recht des
über die Fürsten und Reichsstände zu überschätzen. Es ist der schwedische
ustav Adolf, bei dem wir unsere Antwort suchen. Als wenige Jahre
i dem Einbruche des Schweden in Deutschland der Graf Anton Günther
nburg ihn um Neutralität bat,[1] erwiederte Gustav Adolf 16. December
„es sei ja nicht abzusehen, wie eine solche Neutralität bei dem Kaiser
m Vasallen des Reiches nachzusuchen, weniger noch, wie sie zu erlangen
ir werden bald abermals Gelegenheit haben zu erfahren, wie Tilly und
dolf von ihren verschiedenen Standpunkten aus doch in einigen wichtigen
völlig übereinstimmen.

selben Zeit, als Tilly seinen bevorstehenden Einmarsch ankündigte,
Christian von Braunschweig: er werde kommen, um das hessische Land
en. Moritz fragte an, wo er gedenke dem Tilly den Kopf zu bieten.
die Stände, und verlangte Geld zu Werbungen. Die Stände lehnten ab,
öhnlich. Erzürnt ging Moritz auf die Hochzeit seiner Tochter nach Dessau.
ist dieß ein merkwürdiger böser Zug, der in dem für Deutschland oft
vollen Hause von Hessen=Cassel sich auch später wieder findet, daß sie
in der Zeit wichtiger Krisen das Land verlassen. Die Absicht liegt nahe:
rjenige der Provocation zur Anarchie.

Verzuges ungeduldig betrat Tilly im Mai das hessische Land. Da
ug unabwendbar war, so kann die Nichtabsendung von Commissarien
chtlich gewesen sein zu einem ganz besonderen Zwecke. Dieser Zweck

eigenem Gefallen. Dabei war Unordnung unvermeidlich. Diese etwaige Unordnung konnte dann auf Rechnung eines katholischen Fanatismus geschrieben, und durch die calvinischen Geistlichen zur Aufreizung des Landvolkes benutzt werden. Der wohlangelegte Plan mislang nicht völlig. „Obwohl Tilly auf dem Marsche von der Wetterau nach Hersfeld," erzählt uns ein gleichzeitiger Bericht,[1] „scharfe Disciplin gehalten und das Streifen ernstlich verboten, ist doch viel Ungemach vorgegangen, die Straßen sind unsicher geworden, und viele Flecken haben herhalten müssen." Allein Tilly setzte dem Stratagem des Landgrafen in dieser Art ein anderes entgegen von seiner Art. Moritz hatte das Landvolk aufgeboten zur Vertheidigung. Wo Tilly solche Kämpfer fand, griff er sie nicht an, sondern ließ freundlich zu ihnen reden. „Ihr Bauern," sprach er selbst zu einer solchen Schaar, „ihr seid gute Leute, zieht heim zu euren Weibern und Kindern, und sammelt Kraut und Rüben für sie ein: es soll euch nichts widerfahren." — „Das ist ein Stratagema," sagt ein heftiger Gegner,[2] „dessen Tilly viel genossen hat." Wir haben keinen Grund das zu bezweifeln. Der Eiferer zieht daraus die kluge Lehre nicht Besatzungen von Landvolk zu bestellen, dessen Herzen an Weib und Kindern, an Hab und Gütern hangen, sondern Söldner, die solche Rücksicht nicht nehmen.

Auch auf dem Marsche ließ Tilly nicht ab die Zusendung von Commissarien zur Anordnung regelmäßiger Verpflegung zu fordern. Am 20/30 Mai betraten seine Quartiermeister das Rathhaus zu Hersfeld und forderten in des Kaisers Namen die Lieferung von Lebensmitteln. Da endlich gaben dort die landgräflichen Beamten nach. Aber auch ferner noch schwankten einige zwischen der Noth des Augenblicks und dem ausdrücklichen Verbote des Landgrafen. Winfried wollte sich sogar widersetzen. Erst als die Ligisten mit Sturmleitern drohten, ward ein Accord geschlossen und die Thore geöffnet. Dennoch forderte dann der junge Landgraf Wilhelm gar die kleine Stadt Allendorf zur standhaften Vertheidigung auf. Erst wiederholte Drohungen erzwangen den Accord. Noch während des Stillstandes, der zu diesem Zwecke angesetzt war, wurden die Thore aufgeschlagen. Die Ligisten zogen ein. Unter jedem anderen minder disciplinirten Heere jener Zeit wäre unter diesen Umständen eine allgemeine Plünderung erfolgt. Der Oberst verhinderte sie.

Bevor Tilly Hersfeld verließ, verlangte er von allen Behörden eine schriftliche Erklärung die ferneren kaiserlichen Truppen ungehindert durchziehen lassen zu wollen.[3] Sie beriefen sich auf ihren Eid gegen den hessischen Fürsten. Tilly erwiederte: obenan stehen die Pflichten der Fürsten und Unterthanen gegen den Kaiser. Wenn der Landgraf Moritz sie daran hindere, werde es ihm nicht wohl bekommen. Auch so noch gaben die Behörden den verlangten Revers nur bedingungsweise, und entschuldigten sich bei Moritz: sie hätten noch Härteres befürchten müssen, als diesen Revers.

[1] Theatrum Europ. 838.
[2] Dormi secure oder Spinolas und Mons. Tillys Schlaftrunck 1625.
[3] Rommel VII. 546.

n Deputirten des Rathes von Cassel. Die Rache an diesen war leichter
en Rittern, weil die Ritterschaft als geschlossene einige Corporation gegen
handlung eines jeden ihrer Mitglieder aufgetreten sein würde. Der
eiber von Cassel rettete sich durch die Flucht. Der Bürgermeister ward
leichtsinnige Abstimmung zur Abbitte und 4000 Thaler Buße ver-
Unterdessen dauerte die Verbindung des Landgrafen mit Christian fort.
den Ständen seines Landes vor: die Verfolgung des Mansfeld in
land sei nur ein Vorgeben. Tilly werde, sagte Moritz, sobald er Chri-
rückgeschlagen, nach Hessen zurückkehren. Das war allerdings nicht an-
erwarten nach dem Verhalten des Moritz. Er setzte dann es durch,
landständische Ausschuß am 1. Juli die Frage der Vertheidigung erwog.[1]
rwägung der Stände, ob man mit Tilly, ob man mit Christian halten
hebt lediglich die politische Seite des Augenblicks hervor, wer von den
die Aussichten des Erfolges für sich habe. Die Vertheidigung des Vater-
welche auch die Ritter und Stände im Munde führen, bezieht sich nur
daß man sich jedes Heer möglichst fern halten möchte. Und diese Er-
mußte der Lage der Dinge gemäß gegen Christian von Braunschweig
gen. Als Moritz in Güte nicht durchdrang, versuchte er Gewalt. Er
den widerspänstigen Rittern die Thore von Cassel, entzog ihnen Futter
ahl, legte die Führer in Arrest. Die Ritter erklärten einmüthig: die
der Abstimmung auf Landtagen sei geheiligt durch das Völkerrecht. Sie
sich Schutz und Hülfe flehend an den Kaiser.

m so sicherer durfte nun Moritz nach seinen Benehmen sich als ein Pro-
scheinen, daß Tilly nach dem Siege über Christian und Mansfeld zu ihm
essen zurückkehren werde.

ürerst mußte Tilly vorwärts. Am Tage seines Aufbruches von Assen-
am 23. Mai, hatte er diesen dem Herzoge Friedrich Ulrich von Braun-
dem Bruder des Halberstädters, und dem Vetter Christian von Celle
rsten des niedersächsischen Kreises kund gethan. Christian der Aeltere,

der zur Zeit noch zu löschen sei, zu einem blutigen Kriege um sich greifen zu lassen. Es war nicht Hinterlist gegen den Vetter; denn gleichzeitig rieth er diesem, er möge doch endlich die Gnade des Kaisers ergreifen.[1] Friedrich Ulrich dagegen zeigte sich über Tillys Meldung sehr aufgebracht. Er vernehme mit höchstem Befremden, daß Tilly sich wider seine frühere ausdrückliche Erklärung dennoch jetzt nähere. Sein Bruder Christian, sagte er,[2] stehe in seinen Diensten. „Seitdem über den Pardon unterhandelt wird, hat er keinen einzigen Menschen, viel weniger denn euch beleidigt." Glaubte Friedrich Ulrich selbst, was er hier unterzeichnete? — Das Heer der Liga erhielt damals an Sold monatlich eine Viertel Million Thaler zugesandt.[3] Das reichte zur Hälfte. Christian hatte von seinem Bruder Friedrich Ulrich für die drei Monate des verabredeten Dienstes 100,000 Thaler bekommen. Sein Heer war eben so stark als dasjenige der Liga. War es da, abgesehen von allem Anderen, möglich und denkbar, daß Christian und sein Heer Niemanden beleidigte? — Bald indessen vernahm man auch andere Dinge, welche den etwaigen Zweifel lösten.

Am $^{9}/_{19}$ Mai war Tilly in Eschwege an der Werra. Von dort aus theilte er bestimmter an Friedrich Ulrich seinen Entschluß mit weiter vorzurücken, und bat zur Verhütung aller Unordnung um Quartiercommissarien.[4] Friedrich Ulrich erwiederte, wie früher. Er sähe gar nicht ein, meldete er, wie sein freundlicher lieber Herr Bruder zu solchem Vorrücken Anlaß gegeben. Derselbe berathe über die Annahme des kaiserlichen Pardons.

In Wahrheit berieth Christian ohne zu einem Entschlusse zu kommen, weil er zu einem solchen nicht kommen wollte. Auf das erste Versprechen, welches sein Bruder, seine Mutter und sein Oheim erwirkt, berief er seine Officiere am $^{16}/_{26}$ Mai.[5] Sie waren bereit die Waffen niederzulegen, wenn Christian so lange zu ihnen halte, bis die kaiserliche Verzeihung auch auf sie ausgedehnt und eine ewige Vergessenheit verheißen sei. Abermals legte der dänische König dieß Gesuch dem Kaiser vor. Und wiederum genehmigte der geduldige Ferdinand auch diese Forderung. Er wolle Allen verzeihen mit Ausnahme derer, die aus seinen Erbländern gebürtig seien; aber die Frist zur Annahme laufe nur acht Tage. Binnen dieser Zeit müßten sie sich entscheiden.

Ferdinand traute ihnen nicht; dennoch ging er um des Friedens willen, so weit er konnte. Er hoffte, daß die Fürsten des Kreises vielleicht dennoch Christian bewegen würden. Dieß meldete er am selben Tage, 18. Juni, an Tilly. Weil doch eine Möglichkeit sei, daß auf gütliche Weise alles zur Ruhe komme: so sollte Tilly noch nicht in den niedersächsischen Kreis einrücken, sondern an den Grenzen desselben sich aufhalten. Wenn auch Christian sich nicht unterwerfe

[1] Königliches Archiv zu Hannover. Schreiben vom 28. Mai / 7. Juni 1623.

[2] Eben dort. Schreiben vom 25. Mai / 4. Juni aus Calvörde.

[3] Westenrieder, Beiträge VIII. 155.

[4] Königliches Archiv zu Hannover.

[5] Röse, Bernhard von Weimar I. 58.

: sein Heer bei längerem Warten Tillys sich in dem Kreise von selbst
i, die unschlüssigen Stände desselben gegen sich reizen und vielleicht
geben, daß der Kreis Tilly um Hülfe ersuche. Also die Meinung des
Doch wollte er den Feldherrn nicht binden. Ausdrücklich fügt er hinzu,
die ganze Sache der bekannten Discretion Tillys anheimstelle. [1]
zwischen baten der König von Dänemark und der Kurfürst von Sachsen
längerung der Frist. Und abermals war der Kaiser Ferdinand auch
eit. Er dehnte die Begnadigung aus. Wenn Tilly bemerke, daß die
ne der Unterthanen des Kaisers aus seinen Erbländern ein Hinderniß
gebe er ihm die Vollmacht auch diese mit einzuschließen. Also handele
: der deutsche Kaiser Ferdinand, damit er hernach bei der ganzen Welt
mehr entschuldigt sein wolle, daß nicht er die Ursache der Fortdauer des
sei. Er erneuerte seine Vollmacht an Tilly und legte die Entscheidung
hand seiner Feldherrn. Also am 30. Juni.
n kaiserlicher Seite war geschehen, was geschehen konnte. Und wiederum
s dem Lande Friedrich Ulrichs von einsichtigen Männern alles gethan,
: thun konnten. Zwei Tage nach der letzten Aufforderung Tillys vom
ni legten die Räthe Friedrich Ulrichs ihm die flehende Bitte vor, der
wolle seinen Bruder ermahnen, daß Christian in sich gehe und bedenke,
n zeitlichen und ewigen Frieden diene. „Wir können," sagen sie, „das
hmen des Herzogs jetzt so wenig wie zuvor genehm halten. Auch möchten
t gern beschuldigt werden, daß wir nicht als ehrliche Deutsche das Unsrige
hätten. Wenn der Erfolg ein ungünstiger ist, so wird gemeiniglich alles
then beigemessen. Darum wollen wir unseres Ortes vor Gott, vor der
en Majestät, vor allen Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Reiches
entschuldigt sein." [2] Sie wiederholten die Bitte, Christian müsse die
he Gnade annehmen.
er junge Herzog fühlte, wie sich der Boden unter seinen Füßen höhlte.
erhaupt war noch für ihn? Er wußte oder ahnte, daß die Vettern von
mit Tilly in lebhaftem Verkehre standen. Keiner von den anderen
des Kreises billigte seine Sache, höchstens war Moritz von Hessen-Cassel
aft und wartete den Ausgang ab, um sich dann zu entscheiden. Das
ll konnte man immerhin durch die Predigten der Geistlichen fanatisiren
Wir finden einen Brief eines Pastors, welcher meldet: [3] „Der Tilly
e Menschen mit Pferden zerreißen lassen." Aber war auf dieses
ll zu vertrauen? Zu vertrauen im Kampfe gegen Tilly? Das
machte Christian nicht irre. Seinem wilden Frevelmuthe behagte der
t. Während der Kaiser ihm Verzeihung anbot, forderte Christian am
Juni von Tilly eine offene, runde Erklärung, ob er Freund oder Feind

Londorp. II. 763. Theatrum Europ. 738.
Königliches Archiv zu Hannover.
Königliches Archiv zu Hannover.

sei. Er werde keinen Pardon annehmen, sagte Christian, als wie er selber ihn vorgeschrieben. Bis dahin halte er seinen Revers gegen seinen Bruder fürstlich und redlich, und harre in Geduld. Zwar ziehe er vom Eichsfelde einige Gelder ein, welche man ihm dort das Jahr zuvor wegen Verschonung versprochen; doch könne man das keine Brandschatzung nennen. Es wäre denn etwa, daß man auch die Gelder, welche Tilly in der Wetterau, in Franken und Schwaben erhebe, Brandschatzung nennen wolle.

Tilly antwortete ihm eben so ruhig, eben so fest und sicher, wie er als Feldherr diesem leidenschaftlich zähen Raufbold gegenüber stand. Es ist die Sprache des erprobten und bewährten, maßvollen und herzlich wohlmeinenden Mannes gegenüber dem gährenden Strudel ungezähmter Kampfes- und Zerstörungslust, und was mehr sagen will: die Sprache der Wahrheit gegenüber der Lüge. [1] Der alte Tilly bittet den Jüngling Christian inständigst: er möge gedenken an allen Jammer und alles Leid, das er über Land und Leute bringe, er möge auch jetzt noch die kaiserliche Gnade annehmen. Dann aber verwahrt er sich selber. Er wolle in Unterthänigkeit nicht verhalten, sagt der alte Mann zu dem Jüngling, daß seine fürstliche Gnaden von einem oder dem anderen, der dem Kaiser oder seinem Feldherrn übel zugethan sein müsse, mit Unrecht berichtet sei, als habe er irgend Geld erpreßt. „Denn ich habe mich derselben Mittel nie gebraucht, auch zu brauchen niemals genöthigt gewesen." Und weiter verantwortet sich der alte Feldherr gegen den Vorwurf, als führe er fremde Truppen ins deutsche Reich. „Die Soldaten unter meinem Commando," sagt er, „bestehen nur aus solchen Nationen, welche jederzeit unter des kaiserlichen Adlers Schutz und Schirm gelebt, und die noch wohl vor kurzen Tagen für die werthe Christenheit wider den allgemeinen Erbfeind Gut und Blut willig dargeboten und ritterlich aufgeopfert haben." Christian hatte ihm ferner den [illegible] zuwider. „Nicht im Ge[illegible]" erwiederte Tilly. „Es ist nur meine Aufgabe das [illegible] des Kaisers als des höchsten Oberhauptes im Reiche und [illegible] mit sich bringen, und diese beweckt [illegible] und Aufhören des verderblichen [illegible]

[illegible] in diesem Schreiben [illegible], nicht bloß wie er [illegible] sondern sie dann auch in vollem Maße [illegible] Nur eine nothwendige [illegible] hat er bezweckt, nicht mehr [illegible] Muster der Zucht und [illegible] dem Landverderber und Mord[illegible] die bescheidenen Worte hinzu [illegible] daß es unmöglich ist eine [illegible]

[illegible]

t verbrannt habe.[4] Wie lange verzog der Retter?

Christian dabei bloß den Zweck die Bewohner des Eichsfeldes für die in ihren Zahlungen zu bestrafen, und zugleich seinen Söldnern etwas ? Erinnern wir uns, daß Christian, wie Friedrich selbst, wie alle dieser unheilvollen Partei, ihre bösen Plane stets mit den Worten es gelte die Religion. Erinnern wir uns, daß Christian sich vorzugs-lische Gegenden zu seinen Raubzügen aussucht. Sein Zweck liegt nahe. urch seine Thaten den Religionshaß entzünden. Er will durch den katholischen Deutschen in dem lutherischen Volke Niedersachsens den rwecken: es sei doch in Wahrheit um die Religion zu thun. Ist es mer so leicht die Menge mit den Worten: Religion und Freiheit zu und nun gar für einen Fürsten, der als Landesherr oder Bruder gemäß der abhängigen Stellung der Geistlichen auf die Mitwirkung zu diesem Rufe sich sichere Rechnung machen durfte!

i ist nun doch auch ein Verhältnis von der größten Wichtigkeit. Tilly n Heer das kaiserliche. Der Kaiser versah ihn mit dem Vollmaße der Ferdinand II. beauftragte Tilly zu handeln nach seiner Discretion. war und blieb Tilly nur der mittelbare General des Kaisers mit allen en, welche dieß Verhältnis ihm selber wie dem Kaiser in den Weg r war unmittelbar der General des Bundes der Liga. Zu diesem hörten nur katholische Fürsten, nicht ein protestantischer. Es gehörte gesehen von dem Grafen von Ostfriesland-Rietberg, der nur eine Zeit-lied gewesen zu sein scheint, kein katholischer weltlicher Fürst dazu, als n von Bayern. Alle anderen Theilhaber waren geistliche Fürsten, chliche Genossenschaften. Wie lag es da so nahe dieß Heer das katho-nennen, obwohl es, wie wir gesehen haben, nach Friedrichs eigener ng der Mehrzahl nach aus Protestanten bestand! Wie lag es so nahe, rotestantischen Geistlichen, die so dürftig und abhängig diesen katholischen

[illegible] kirchlichen Fürsten gegenüber standen, den Unmuth [illegible] nicht vergessen konnten, wo dieses Heer ihnen [illegible] zur Klage gab! Es war doch in Wahrheit nach ihrer [illegible] eigentlich kaiserliches Heer, sondern ein katholisches, ein Heer [illegible]. Wir finden diesen Ausdruck, wenn auch nicht damals, doch später [illegible]. Sollte denn dieses Heer wirklich nicht einen Religionskrieg führen? [illegible] stand Cortman nicht mit seiner Behauptung.

[illegible] des Religionskrieges mehr Schein zu geben, [illegible] Tillys Truppen in gleicher Weise gegen die [illegible] handelten. Auch diese Klage ward laut. [illegible] Wir haben sie zu vernehmen und [illegible] wie es dazu stand.

[illegible] Tillys mehrere Tage lang still und friedlich an der [illegible] an dem Amte Radelfshausen gelegen, [illegible] fielen über Radelfshausen her, plünderten [illegible] und ein großer Theil von Radelfshausen [illegible] dem Herzoge Christian dem Aelteren von [illegible] treue Gesinnung außer Zweifel stand. Er führte [illegible].

[illegible] mit tiefem Schmerze. Er ist sich bewußt das [illegible] Seele verabscheut zu haben. Es gibt ja [illegible] verderbliche Brennen für nöthig [illegible] der ganzen Kriegsführung halten, welche ja [illegible] anstellen und befehlen. Aber ihm selber gilt [illegible] er hat bis dahin das Recht [illegible] auf seinen Namen vor der ganzen [illegible] seinem Namen Gefahr! Es [illegible] hinwegwenden von ihm, [illegible] denen der Bürger, welche [illegible] Glück und Frieden der Familien [illegible] Menschen dem [illegible]. Was doch soll Tilly thun [illegible]? Er giebt die Gesandten [illegible] und Untersuchung [illegible] Soldaten sich nicht [illegible], der büßt [illegible] und Leben. Er bittet [illegible] gebe über [illegible] daß die Erhaltung von Land und [illegible] die Aufgabe seines eigenen Heeres

[illegible]
[illegible]

Allein mit allem Nachdrucke, mit voller moralischer Ueberzeugung spricht zugleich dem Herzoge Christian von Celle gegenüber es aus, daß die ganze ausgebe von den Widerwärtigen, welche durch die Verschlagenheit solcher in dem Herzoge Mistrauen erwecken und die kaiserliche Armee verhaßt n wollen. Verhielt sich dieß so? Wir haben nur die Ansichten damaliger u berichten. Die Beamten des Herzogs Christian waren der Ansicht, Tillys ten müßten geglaubt haben, daß das von ihnen verheerte Amt Christian Jüngeren gehöre. In dieser Weise sah acht Tage später auch Tilly die an.[1] Er spricht von Irrthum und Misverstand der Soldaten. Er hofft, Christian von Celle seine Entschuldigung und die Strafe der Verbrecher in m vermerkt, daß der Herzog dieselbe den Umständen nach als gültige faction annehmen wolle, zumal da fortan gute Ordnung herrschen werde. fühlt aus dem Briefe die Sicherheit der Ueberzeugung des Feldherrn, daß guter Name nicht gelitten habe.

Unterdessen wandte Tilly sich abermals an die Fürsten des Kreises und bat en jungen Herzog zur Niederlegung der Waffen zu bewegen.[2] Er wieder- sein Versprechen, daß der Kreis nichts von ihm zu befürchten habe, sobald dieß geschähe. Die Fürsten versammelten sich zu einem Kreistage in Lüne- Sie mahnten den Christian: er möge sich fügen. Er wollte nicht. Er auf mainzisches Gebiet und griff dort kaiserliche Truppen an. Er wieder- dieß. Da durfte Tilly nicht länger warten. Es lag klar zu Tage, daß Halberstädter nicht den Frieden, daß er Krieg wolle. Aus strategischen den[3] rückte Tilly in braunschweigisches Land, und besetzte das Schloß Fried- Friedrich Ulrich schickte keine Commissare zur Ordnung der Quartiere. Landvolk war sehr widerwillig. Christian von Halberstadt ließ laut ver- en und ausrufen: Tilly habe die Neutralität des Kreises gebrochen. Es n unheildrohende Gerüchte und Verleumdungen. Das Alles meldete Tilly 14. Juli dem kaiserlich gesinnten Herzoge von Celle und bat ihn das Seinige hun, damit diesen Verleumdungen ein Ziel gesetzt werde. Christian von erstadt besetzte Northeim.

Die Gefahr eines Zusammenstoßes lag vor Augen, und es mußte ein Ende acht werden. Die Noth zwang die Fürsten des Kreises zu einer entschiedenen Erklärung. Am 20. Juli trafen ihre Abgeordneten den Halberstädter unter der z Plesse unfern von Göttingen. Sie stellten ihm die Wahl: Abdankung s Heeres oder Abführung desselben aus dem Kreise binnen drei Tagen: im ren Falle würden sie sich mit Tilly gegen ihn vereinen. Auch da noch hätte n Christians Macht gestanden durch Entlassung seines Heeres Gnade zu er- en. Sein Schritt am anderen Tage bewies, daß er es nie gewollt. Er rte, daß er sein Heer binnen drei Tagen nicht bloß aus dem Kreise, sondern

[1] Beilage X.

[2] Londorp. II. 766.

[3] Königliches Archiv zu Hannover. Tilly an Christian von Celle den 14. Juli. habe es gethan wegen der ratio belli.

auch aus dem Reiche abführen und abdanken wolle, um in eines anderen Potentaten Dienste zu treten.[1] In wessen, das wußte er noch nicht. Er rief Wehe über diejenigen, die ihn so hülflos gelassen und dagegen den Katholischen, wie er immer mit wohlberechneter Absicht das kaiserliche Heer nannte, sich unterwerfen wollten. Er entsagte seinem Bisthume Halberstadt, wie seinen andern geistlichen Pfründen; nur sein Degen solle fortan ihn ernähren. Seltsamer Weise schloß er seine Erklärung mit der Forderung, daß nun auch Tilly zurückgehen müsse. Dann brach er auf am 21. Juli mit 21,000 Mann, überschritt am 25. Juli bei Hameln[2] die Weser, und zog nordwestwärts, um sich, wie man allgemein glaubte,[3] mit Mansfeld, der noch in Ostfriesland stand, im Stifte Münster zu vereinigen.

Christian hatte die Erwartung ausgesprochen, daß Tilly ihn ziehen lassen werde. Daß er selbst an die Möglichkeit der Erfüllung dieser Erwartung geglaubt habe, ist kaum denkbar. Tilly verließ sofort den niedersächsischen Kreis; denn nicht um dessen willen war er gesendet, sondern gegen Christian. Am 28. Juli setzte Tilly bei Höxter über die Weser und eilte durch das Paderbornische, Lippe und Ravensberg seinem Gegner nach. Christian hatte mithin fünf volle Tage voraus, und dazu von Hameln aus nach dem Stifte Münster einen bedeutend kürzeren Weg als Tilly von Höxter. Es galt für Tilly ihn einzuholen.

Christian scheint anfangs nicht große Eile gehabt zu haben. Wir finden ihn am 20/30 Juli zu Borgholzhausen südöstlich von Osnabrück.[4] Dort schreibt er auf den $\frac{\text{22. Juli}}{\text{1 August}}$ eine Lieferung von 75,000 Pfund Brod nach Iburg aus, eine geringe Strecke weiter westwärts. Er selbst verweilt auf dem Schlosse zu Iburg. Erst dann mochte er Nachricht erhalten haben, wie schnell Tilly herannahe. Er bricht auf und eilt nun auch selber rastlos weiter. Jegliches Zurückbleiben ist bei Todesstrafe verboten. Diese wird vollstreckt selbst an dem Weibe eines Soldaten, welches im Augenblicke des Hängens ein lebensfähiges Kind gebiert. Dennoch rächte sich die Rast der zwei Tage. Tilly vergönnte den Seinen keine Rast. Als er am Abend des 4. August in Greven an der Ems einrückte, meldeten die Bewohner, daß Christian am Morgen über den Fluß gegangen. Sie behaupteten noch vor einer halben Stunde die Feldmusik desselben vernommen zu haben. Aber die Soldaten Tillys waren ermüdet. Er gewährte Ruhe, um in der Frühe des nächsten Morgens, durch Anholt verstärkt, um so eifriger nachzueilen. Es war klar, daß Christian nicht wie man zuerst erwartet die Richtung nach Mansfeld hin einschlug, der bis Meppen südwärts gezogen war,[5] sondern daß er westwärts die holländische Grenze zu gewinnen suchte.

[1] Londorp. II. 767.

[2] Andere Nachrichten sagen Bodenwerder. Tilly selbst nennt der Infantin bei Villermont II. 272 den ersten Ort. Es wäre möglich, daß Christian sein Heer getheilt. Die Daten hier sind nach dem neuen Kalender.

[3] Aitzema I. 569. Auch Tilly so an die Infantin.

[4] Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[5] Also ein Schreiben im Rathsarchive zu Osnabrück.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Regensburg [illegible]

[illegible]

[illegible] Generalwachtmeister [illegible]

[illegible]

[illegible] Theatrum Europ. [illegible]

[illegible] Villermont II. [illegible]

[illegible] VIII 134.

rden. Wozu hatte er ferner der Hydra einen Kopf zertreten, wenn neuer nachwuchs? Wenn aber, fügte der Feldherr hinzu, es an den Mitteln und der freien Verfügung fehle: so bat er, man wolle ihn en Bürde seines Amtes gnädigst entheben. Er stand damals im 65. ies Lebens.

weder der Kurfürst Max, noch der Kaiser das letzte Gesuch erfüllen war vorauszusehen. An dem Haupte dieses Mannes hing ja alles. anz ohne Aussicht, daß sein Wunsch in Erfüllung gehen würde, war uch Tilly nicht. Mansfeld lag noch in Ostfriesland. Dahin ging nun ch des kaiserlich-ligistischen Heeres. Wenn es gelang diesen Gegner zu ffen zu bringen: so war es möglich, daß Tilly der Instruction seiner en selbst gehorsam den Boden der Niederlande betrat, und dort am Feuers dem deutschen Reiche den ersehnten Frieden wieder gab. Nach sttagen bewegte sich das Heer nordwärts auf Meppen zu, wo die die Hase ihre Gewässer vereinigen.

Meppen aus meldete Tilly seine Ankunft, sein Anrücken dem ihm ver- Grafen Enno von Ostfriesland, und der Stadt Emden.[2] Tilly kannte Lage der Dinge in dem kleinen Lande. Diese Kenntnis lag ihm nahe, weil der Schwiegervater seines Bruders ein Graf von Ostfries- Tilly wußte, wie aller innere Unfriede dort listiglich erweckt, und rsamen Praktiken und Anschlägen genährt war von den wohlbekannten im Westen. Er forderte den Grafen, die Stadt auf ihm behülflich um die edle Provinz wieder unter den gesegneten Schutz des deutschen bringen. Wie gern hätte der Graf Enno das gethan! Aber was Er war aus der Haft des Mansfeld entflohen, aber dennoch machtlos. in Emden, einem gefangenen Manne gleich. Die Bürgerschaft dort Beschützer im Haag; aber die Hochmögenden hatten ihre Besatzung in hen Stadt, die sie auch dem Mansfeld verschlossen hielten. Zwei er Generalstaaten weilten in der Stadt, pflegten dort mit Zwang und

[illegible] Tilly [illegible] der eine Schlacht [illegible].

[illegible] war nicht zu fangen. Tilly [illegible] Mansfeld [illegible] habe.[2] Er [illegible] das Schlagen [illegible] Geschlagenwerden [illegible] Und das konnte in [illegible] Mansfeld war bei Tillys Her- [illegible] zerbrach und ver- [illegible] Dort war für Tilly kein [illegible] ob es ihm möglich sei und [illegible] lassen sich die Ja- [illegible] Nicht umsonst hatte Moritz [illegible] wenn er Ostfriesland [illegible] Nur ein sicherer Zugang [illegible] das ostfriesische Land, mit [illegible] Stadtbauten ver- [illegible] Es verlangte das Ge- [illegible] Ostfriesland gegen [illegible] im Einverständnisse mit [illegible] sich mit [illegible] zu [illegible] des Reiches und der al- [illegible][3]

[illegible]: die Bürger von [illegible] Es war nicht geschehen. Die [illegible] Mansfeld war wohl [illegible] Er hatte die [illegible] im äußersten Nord- [illegible] Ausgange der [illegible] ermüdet und erschöpft. [illegible] nicht mehr zu [illegible] Von dort aus schrieb [illegible] veranlassen, daß der [illegible] um mittelbar der [illegible] zu entwickeln. [illegible]

[illegible] herzoglichen Archiv zu [illegible]

[illegible]

[illegible] meine Geschichte Ostfr[illegible]

rief athmet das volle Gefühl des Patriotismus in dem wackeren Manne für
s deutsche Reich. Er benennt dem Rathe von Emden das Verhältnis desselben
den Generalstaaten als dasjenige der Sklaverei und Dienstbarkeit. Konnte
r Rath von Emden es leugnen? Aber Tilly droht deshalb nicht. Er sagt der
tadt, daß sein ausdrücklicher Auftrag vom Kaiser dahin laute die Stadt zu
reien aus ihrer Sklaverei, und sie dem deutschen Reiche, unter dem sie einst=
als so herrlich geblüht, wieder einzufügen. Die Generalstaaten werden das
cht hindern, sagt er; denn zuerst ist ein solches Bestreben an sich selber billig.
rner ist Emden eine Stadt des Reiches. Die Generalstaaten haben oft und
: die Neutralität versprochen. Wenn sie sich in diese offenbare Reichssache
schen: so gehen sie hinaus über die Neutralität. „Dann," sagt Tilly, „möchte
r Kaiser mir oder einem Anderen einen Befehl ertheilen, welcher der Ehre
d Würde des Reiches entspräche, den Herrn Generalstaaten aber großes Un=
mach und Nachtheil gebären möchte." Er fordert abermals die Stadt auf
lfreiche Hand mitanzulegen, daß der Zweck der Befreiung des Landes von
ansfeld erreicht werde. Er bittet sie kein Mistrauen in ihn zu setzen, als
che er etwas Anderes. Er verpflichtet sich im Voraus die Versicherungen ab=
geben, welche die Stadt Emden zur Wahrung ihrer Rechte und ihrer Freiheit
n ihm fordern werde.

Die Stadt indessen konnte nicht handeln, auch wenn sie wollte. Das Ge=
icht der verstärkten holländischen Besatzung lag schwer auf ihr, und der Rath
bst, die Obrigkeit war von den Holländern ernannt und ihnen dienstbar.
lly wiederum durfte sich nicht vorwärts wagen, ohne die Stütze eines solchen
tgegenkommens. Er genehmigte die Unterhandlung, welche der oldenburgische
raf Anton Günther und dänische Gesandte mit Mansfeld anknüpften, um ihn
Güte zum Abzuge zu bewegen. Für den Fall des Mislingens führte Anton
ünther dem General den augenscheinlichen Nachweis, daß das Mansfeldische
eer dort abgeschlossen sich in sich selber verzehren müsse.

In der That, es mußte sich verzehren. Als die Mansfelder Banden,
1,000 Mann stark, im November 1622 einzogen, war das Land blühend, reich,
ohlbevölkert. Es hatte durch die Schifffahrt freien Verkehr zur Herbeischaffung
r Lebensmittel, die es selbst etwa nicht besaß. Ein disciplinirtes Heer konnte
rt ohne allzuharten Bedruck der Einwohner sich erholen und stärken. Nicht
so das Mansfeldische. Die Frevel desselben schrieen zum Himmel. Nach
enigen Wochen bereits waren alle Bande bürgerlicher Ordnung zerrissen, Handel
d Gewerbe standen still. Die Menschen flohen, heimlich, in der Nacht, wenn
ch möglich. Denn die Mansfelder rächten die Flucht an den Ergriffenen durch
ißhandlung aller Art, durch Peitschenhiebe und dergleichen, an den Entflohenen
rch das Niederreißen der Häuser. Der Winter brach ein, hart und kalt. Er
achte Ströme und Moräste gangbar.

An der Südostgrenze von Ostfriesland liegt ein kleiner Bezirk, das Sater=
nd, mit sächsisch=friesischer Bevölkerung, wichtig für den Sprach= und Geschichts=
rscher durch die Bewahrung mancher Eigenthümlichkeit. Denn das Ländchen

Kriegsschiffe die Jade und die Weser, damit nicht Tilly seewärts her eine Zufuhr erhalte.[1]

Auch Mansfeld selbst, der schlaue Fuchs, war nicht zu fangen. Tilly wiederholt oft die Klage, daß Mansfeld niemals ihm Stand halte.[2] Er durfte es auch dieß Mal nicht erwarten. Nicht um das Schlagen und Geschlagenwerden war es Mansfeld zu thun, sondern um das Kriegführen. Und das konnte im Falle einer Schlacht ein häßliches Ende nehmen. Mansfeld zog bei Tillys Herannahen seine Besatzungen aus dem Münsterlande an sich, zerbrach und verbrannte die Mühlen, durchstach die Deiche und setzte das Land unter Wasser. Von Süden her ist Ostfriesland von Moor umgeben. Dort war für Tilly kein Durchdringen möglich. Er wandte sich ostwärts, ob es ihm möglich sei durch Oldenburg dem Mansfeld beizukommen. Auch von dort aus lassen sich die Zugänge zu dem wasserreichen Lande leicht versperren. Nicht umsonst hatte Moritz von Nassau dem Mansfeld beim Scheiden im Haag gesagt: wenn er Ostfriesland nicht zu halten verstehe: so sei er ein schlechter Kerl. Nur ein sicherer Zugang auf festem Sandboden führte von Oldenburg aus in das ostfriesische Land, und am Ausgange desselben lag Mansfeld in und bei dem festen Stickhausen verschanzt. In Brüssel dagegen war man voll Hoffnung. Es verlautete das Gerücht, Mansfeld habe beim Herannahen Tillys sich nach Westfriesland gezogen. Die Infantin meldete es Tilly. Sie forderte ihn im Einverständnisse mit Maximilian von Bayern auf nach dem Rheine zu eilen, sich mit Cordova zu vereinen, und dann mit gesammter Kraft die Feinde des Reiches und der allgemeinen Ruhe zu verfolgen, wo er sie finde.[3]

Anders lautete Tillys Bericht.[4] Er hatte vorausgesetzt: die Bürger von Emden würden sich erheben gegen die Holländer. Es war nicht geschehen. Die 600 Mann mehr drückten jeglichen Willen dazu nieder. Mansfeld war wohl verwahrt. Ein andauernder Regen kam ihm zu Hülfe. Er hatte die Schleusen gesperrt, das Land unter Wasser gesetzt, und weilte selbst im äußersten Nordwesten in dem festen Gretsiel, von wo aus beim unglücklichen Ausgange der Wasserweg zur Flucht ihm offen stand. Tillys Heer war ermüdet und erschöpft. Lebensmittel waren beim ferneren Vordringen in Ostfriesland nicht mehr zu finden. Tilly stand bei Oldenburg und Wardenburg. Von dort aus schrieb er noch einmal wieder an die Stadt Emden.[5] Er durfte voraussehen, daß der Rath von Emden abermals seinen Brief den Commissarien der Hochmögenden einhändigen werde. Deshalb benutzte Tilly diese Gelegenheit, um mittelbar den Hochmögenden selber seine wahre Herzensmeinung über sie zu entwickeln. Der

[1] Aitzema I. 557.

[2] In mehreren Schreiben damals an Christian von Celle im königlichen Archiv zu Hannover.

[3] Villermont II. 282.

[4] a. a. O.

[5] Beilage XI. — Zu dem Folgenden im Texte vgl. man meine Geschichte Ostfrieslands von 1570—1751 S. [illegible] ff.

von tiefem ungangbarem Moore umgeben, [illegible] der Außenwelt kaum berührt. Es haben fremde Heere die Nachbargegend betreten, zu den Saterländern sind sie nicht gekommen. Aber den Mansfeldern bahnte der Frost den Weg zu dem harmlosen Völkchen. Seitdem sind reichlich zwei Jahrhunderte vergangen. Das Völkchen ist geblieben wie es war: es hat seine Erinnerungen bewahrt, nicht getrübt durch die Fälschungen und Irrthümer der Bücher. In diesen Erinnerungen, welche ein Geschlecht dem anderen überliefert, tritt eine Persönlichkeit hervor in glühenden Farben. Die saterländische Mutter, die das schreiende Kind zur Ruhe bringen will, ruft ihm zu: der Mansfeld will kommen. Es ist der Inbegriff alles Entsetzlichen, und das Kind verstummt.[1]

Im Sommer 1623 war Ostfriesland und der südwärts anstoßende Theil Westfalens bereits völlig verödet, Hunger und Pest an allen Orten. Im Juni landeten 5000 Franzosen, um Mansfeld zu helfen. Auch für diese ward kein Sold, keine Lebensmittel nachgeschickt, und rasch brach der doppelte Würgengel ein auch über sie. Im August ließen die Generalstaaten täglich von Groningen aus Bier und Brod schicken, nicht für die unglücklichen Ostfriesen, welche sie ihre Freunde nannten, sondern damit die Mansfelder dem Tilly widerstehen könnten.

Tilly erkannte, daß der Erfolg, den er möglicher Weise erringen könne, nicht im Verhältnisse stehe zu den Opfern, welche er zu bringen habe. Auch wenn die Unterhandlungen scheiterten, durfte er ruhig den Auflösungsproceß sich in sich selber vollenden lassen. Bevor er schied, meldete er dem Kaiser in sehr warmen Ausdrücken die getreue deutsche Gesinnung des Grafen von Oldenburg. „Derselbe hat sich täglich also erwiesen und bezeigt, daß ich nichts mehr in dergleichen Begebenheiten von ihm zu verlangen mich unterstehen würde.“ Er bittet den Kaiser dieser Treue, die der Graf im Angesichte der Feinde bewiesen, ihm eingedenk sein zu wollen.[2] Alsdann wendete er nach einem Aufenthalte von zwölf Tagen sein Heer südwärts, um in Hessen-Cassel die Winterquartiere zu beziehen. Er ließ Anholt zum Schutze Westfalens zurück.

In der That scheiterten die Unterhandlungen. Mansfeld forderte von den Ständen Ostfrieslands 300,000 Gulden, um seine Söldner zu entlassen. Die Stände konnten und wollten nicht geben. Die Hochmögenden mengten sich darein mit gleißenden Reden. Sie mochten immer noch hoffen, daß Mansfeld etwas ausrichten werde. Sie sandten ihm Verstärkung. Sie hatten nach der Schlacht bei Stadtlohn den Herzog Christian mit seinen Reitern in Sold genommen. Aber das Volk war wild, unbändig, der Disciplin unfähig, wie ihr Herr selbst. Deshalb wurde es entlassen, damit es sich mit den Mansfeldern und Franzosen in Ostfriesland vereinige, und mit ihnen zusammen irgendwo etwas ausrichte.

Da endlich brach der Zorn des lang gequälten Volkes, so viel dessen noch

[1] Also nach mündlicher Erzählung eines Saterländers. Hoche, Reise durch das Saterland vom Jahre 1800, berichtet dasselbe.

[2] Villermont II. 299. Das Schreiben Tillys vom 15. September 1623.

ben. Von Süden her nahte Anholt, den Tilly als Wächter im Bis-
nster gelassen, und erlegte so viele er erreichen konnte.
ward im November 1623 den Generalstaaten bedenklich: sie suchten
lich zu vermitteln. Mansfeld hatte längst für den Abzug 300,000
fordert. Die Ostfriesen weigerten es. Ihre Antwort auf sein dama-
rten, daß er von nun an Mannszucht halten wollte, ist schrecklich
jene Zeiten. Das allerdings, erwiederte ihm der ständische Ausschuß,
icht eines Generals, der disciplinirte Officiere und rechtschaffene Krieges-
r sich habe; aber nicht ihm sei das möglich mit seinem herrenlosen,
Gesindel. „Darum geleben wir der einzigen uns noch übrigen Hoff-
lso reden sie zu ihrem Verderber, „daß uns Frost, Pestilenz, Hunger
ner bald von einander scheiden werden.“
Holländer redeten zu den Ständen für den Abkauf von Mansfeld durch
me. Die ostfriesischen Stände entgegneten, ob es recht sei von ihnen
gen, daß sie die Natter an ihrer Brust noch hegten und pflegten.
sfeld machte noch einen Versuch des Durchbruches. Er raffte mehre
ganz unfähige Regimenter zusammen, und schickte sie gegen Friesoythe
t kam zwischen Friesoythe und Oldenoythe Anholt über sie, schlug sie
er nahm sie gefangen.
an war es vorbei. Christian von Braunschweig zuerst machte ein Ende.
en Grafen Anton Günther von Oldenburg um die Erlaubnis des Durch-
seinen noch übrigen Reitern bitten, damit er sie daheim in Braun-
ntlasse. Anton Günther schlug es ab.[1] Christian kam selber. Er
te den Mansfeld mit tausend Flüchen. Er bat um Fürbitte bei dem
Gnade. Er versprach unter Hand und Siegel, daß er fortan sich
wolle die kaiserliche Gnade und Huld durch wirkliche Dienstleistung zu
Auf solche Bitten zeigte Anton Günther sich willig, und streckte
aler vor unter der Verpflichtung, daß Christian noch auf ostfriesischem
ine Reiter mit dieser Summe entlasse. Also geschah es. Die noch

noch auf 4000 schätzte. Er beharrte bei seiner Forderung von 300,00
für die Entlassung. Er verlangte dazu die Kanonen und das Heergeräth
die Stadt Emden ihm gekapert hatte. Die Bürger beriefen sich dar
Mansfeld ohne Treu und Glauben gegen sie gehandelt, wider sein
Versprechen ihre Güter außerhalb der Stadt geraubt und geplündert
erfolgten Fürbitten an die Stadt von Moritz von Nassau, von Friedrich
Pfalz, von Jakob von England.[1] Sie blieben vergeblich. Die
kannten die Stimmung in der Stadt: sie wagten nicht es zum Aeußerster
zu lassen: Mansfeld mußte abstehen. Dagegen erboten sich die Hoch
dem ständischen Ausschusse das Geld vorzustrecken, welches Mansfeld
Abzug forderte. Die Stände nahmen an. Geschah etwa dieß Ang
Mitgefühl und Menschlichkeit? Wir werden ersehen, daß die Hochmögen
mals mit diesen 300,000 Gulden ein gutes Geschäft machten, und
mehr als einer Seite.

Die Dinge lagen derartig, daß ohne diese Dazwischenkunft der
Mansfeld mit seinen noch übrigen Schaaren, wie es der ständische
als die einzige noch übrige Hoffnung vorausgesagt, an Frost, Pestilenz
und Kummer vergehen mußte. Demnach retteten die Holländer, was
retten war. Mansfeld war ihnen[2] für Geschütz und Kriegsgeräth Geld
dessen Bezahlung von ihm nicht zu erwarten stand. Also kürzten sie
die Hälfte. Dann kam die Reihe an die Ostfriesen. Sie mußten a
pfand für das Darlehen die sämmtlichen festen Plätze den Holländern
Wir werden darauf zurück kommen.

Mansfeld erhielt 150,000 Gulden und lohnte mit einem Theile
die Seinigen ab, die in drei Jahren nicht drei Monate Sold erhalten
Er versprach, daß sie beim Abzuge nicht rauben, noch brennen, noch
oder Vieh mit wegführen sollten. Die Ostfriesen dagegen sicherten
ihrerseits die Abziehenden nicht beschädigen zu wollen. Ein Theil der M
trat in holländische Dienste, die anderen zogen ostwärts ab, durch O
denn an der Südgrenze harrte Anholt. Auch Anton Günther stand
und duldete sie nur waffenlos, je in kleiner Zahl. Wo sie einzeln sic
da wurden sie von den oldenburgischen Bauern erschlagen. Dennoch
in solcher Zahl weiter ostwärts, daß die besorgten Fürsten in Nie
glaubten: es sei ein neues Stratagem des Mansfeld die Söldner vor
entlassen, um zwischen Weser und Elbe mit einem Heere wieder a
Nicht also war es sein Plan. Er ging sofort nach dem Haag, um
dort anzufragen, wo man weiter seiner bedürfe. Dort auch fanden di
Officiere sich ein, eines neuen Kriegesrufes ihres Führers gewärtig.

In solcher Weise wie Ostfriesland hatte selbst nicht Böhmen, nicht

[1] Die betreffenden Schreiben im Rathhausarchive zu Emden.
[2] Eigentlich dem Louis de Geer, dem großen holländischen Kriegslieferanten
[3] Aussagen von Soldaten an die Beamten Christians von Celle, im
Archiv zu Hannover.

gelitten. Vierzehn Monate hatte Mansfeld dort geweilt, und bei seinem Abschiede lebte nicht mehr der fünfte Mensch, stand nicht mehr das sechste Haus. Man rechnete die Einbuße des Landes an Geld und Geldeswerth auf zehn Millionen Gulden. Es sind dieß die Angaben eines officiellen Gesandten des Grafen im Haag.[1] Immerhin ist es möglich, daß die letztere Angabe für ein freilich sehr wohlhabendes Land von 54 Quadratmeilen übertrieben ist. Indessen, wenn sie übertrieben ist: so mußte noch immer die zu Grunde liegende Wahrheit entsetzlich sein.

Der Vortheil der Generalstaaten dagegen liegt vor Augen. Der Besitz der festen Plätze von Ostfriesland deckte nach damaliger Kriegführung ihre Grenzen gegen abermalige Gelüste von Tilly, öffnete zugleich ein Thor ins Reich von ihnen her, oder zu einer Landung von England aus, nährte auf jeden Fall die Unruhe und Besorgnis im Reiche. Das Alles ward sofort sehr wohl erkannt. Anton Günther von Oldenburg wies auf diese Gefahr hin und bat die Fürsten und Stände von Niedersachsen die 300,000 Gulden herzugeben, damit den Holländern der Vorwand des Verweilens auf deutschem Boden benommen werde.[2] Der Kaiser billigte diese Schritte des Grafen Anton Günther. Er selbst machte Christian von Celle aufmerksam,[3] daß dieß Verweilen holländischer Garnisonen auf deutschem Reichsboden in solcher Zahl ihn nöthige Tilly in der Nähe zu lassen. Christian von Celle verhehlte selber sich das nicht, eben so auch die anderen Fürsten von Niedersachsen. Aber man kam zu keinem Entschlusse, und es geschah nichts. So wollten es die Holländer, und ihre Besatzungen blieben wie ein Pfahl im deutschen Fleische.

Alle diese Fürsten wünschten und hofften, daß namentlich die Stadt Emden sich frei mache vom holländischen Joche. Man kannte ja die Stimmung der Bürger. Man wußte, was sie gegen Mansfeld gethan. Auch der Kaiser lobte sie.[4] Er mahnte die Stadt zu gedenken an ihre einstige Blüthe, ihren Glanz, ihre uralte Freiheit unter dem Schutze und Schirme des Kaisers und des Reiches, und damit zu vergleichen das jetzige Elend, den Jammer und die Dienstbarkeit. Sie möge gewis dafür halten, daß der Kaiser nur ihre Errettung erstrebe.

Es ist nach der Sachlage kein Zweifel, daß die Bürger dieser Stadt damals solche Worte gern vernommen. Aber die Hoffnung, welche durch alle diese Schreiben Tillys, des Kaisers an die Stadt, durch die Correspondenzen Anderer über dieselbe herdurchklingt, die Hoffnung, daß sie das holländische Joch durch eigene Kraft abschütteln werde, ward nicht erfüllt. Allzu schwer lastete die Besatzung auf der einstmals blühenden Stadt und drückte sie nieder.

[1] Aitzema I. 938. Winckelmann hat dasselbe. Ebenso eine handschriftliche Chronik von einem Zeitgenossen auf der landschaftlichen Bibliothek zu Aurich.

[2] Villermont II. p. 303 ff. Schreiben P. de Vischers an die Infantin.

[3] Schreiben des Kaisers vom 14. April 1624 im königlichen Archive zu Hannover.

[4] Verschiedene kaiserliche Schreiben im Rathhausarchive zu Emden. Man sehe eins derselben Beilage XII.

Siebenter Abschnitt.

Mit dem Schlusse des Jahres 1623 hatte abermals das Schwert des alten Tilly den deutschen Boden rein gefegt von den Verderbern, und nun doch schien der Friede wieder kehren zu müssen. Wie war der Jammer und das Herzeleid schon so groß! „Bei jetzigem zerrüttetem Zustande," also meldet Christian von Celle im Mai 1624 an den Kaiser,[1] „sind Kurfürsten, Fürsten und Stände, die Katholischen, wie diejenigen augsburgischer Confession bis auf den Grund erschöpft. Das ist männiglich vor Augen. Die Commercien sind gesperrt, Handel und Wandel lahm gelegt, der Herrschaften und Unterthanen Intraden und Vermögen zerrüttet." Das Streifen nahm überhand: es ward ein Handwerk und Gewerbe. Man fing viele Streifer und Raubvögel, knüpfte sie auf in ihren köstlichen Kleidern und mit goldenen Sporen, oder legte sie aufs Rad.[2] In Niedersachsen ergingen Erlasse der welfischen Herzöge an die Landdrosten und Obrigkeiten, daß sie die Dörfer mit Glockenklang aufbieten sollten zur Verfolgung eines verwegenen Räubers mit seiner Bande.[3] Schon damals vernehmen wir die Klage von einer Entsetzen erregenden Zunahme der Selbstmorde. „Die Unterthanen stürzen sich ins Wasser, erhängen sich, verlassen Haus und Hof, und wandern mit Weib und Kind hinaus ins Elend." Also Christian von Celle im Jahre 1624. Es sollte ja noch anders kommen.

Und warum wurde nicht Friede? — Die Unterhandlungen zur Beilegung der Pfälzer Sache, die den Söldnerführern und Verderbern den Vorwand lieh, hatten das ganze Jahr 1623 hindurch gedauert. Der König Jakob von England hätte gern seinen Schwiegersohn hergestellt, wenigstens das Erbe seiner Enkel erhalten gesehen; und zwar auf friedlichem Wege. Er warb für seinen Sohn Karl, den Prinzen von Wales, um eine spanische Königstochter. In Folge dessen hoffte er durch friedliche Unterhandlung das Gewünschte zu erlangen, und lieh den Vorschlägen von kaiserlicher Seite ein williges Ohr. Es kommt nicht darauf an die Einzelheiten der Verhandlung zu erörtern. Denn nicht an der Verhandlung scheiterte die Sache: sie brachte vielmehr ein Ergebnis. Dagegen ist es wichtig und ist mit Nachdruck hervorzuheben, daß Jakob unterhandelte und mit dem Kaiser zum Schlusse kam, ohne der Einwilligung des Schwiegersohnes in das Beschlossene vorher sicher zu sein. Am 20. November 1623 that der König Jakob seinem Schwiegersohne kund, was er durch die Unterhandlungen für diesen erreicht.[4] Die Bedingung für Friedrich ist persönliche Unterwerfung vor dem Kaiser in einer möglichst ehrenhaften Form, die zuvor mit Friedrich selbst vereinbart werden soll. Dafür bietet der Kaiser die völlige Herstellung

[1] Königliches Archiv zu Hannover. $\frac{13}{23}$ Mai 1624.
[2] Theatrum Europ. 921.
[3] Archiv der calenbergischen Landschaft zu Hannover
[4] Das Schreiben Jakobs bei Aitzema I. 626 f.

er Pfalz für Friedrichs Sohn, dessen Administrator der Vater für Lebenszeit ein soll. Nach dem Tode des Herzogs Maximilian von Bayern soll die Kurwürde an das pfälzische Haus zurückfallen, und zwar soll, wenn Friedrich dann och lebt, er selber die Kurwürde zurückerhalten, im anderen Falle sein Sohn. ur Besiegelung des Ganzen ist der Vorschlag gemacht den ältesten Sohn Friedichs mit der Tochter des Kaisers zu verheirathen. Es wird dafür von kaiserher Seite gefordert, daß der Prinz in Wien erzogen werde; allein Jakob stellt riedrich die Aussicht der Erziehung des Knaben am englischen Hofe unter den ugen der spanischen Infantin, welche der Prinz Karl demnächst heimführen wird.

Wir dürfen die Frage aufwerfen, ob unter den damaligen Umständen ein uweg geboten werden konnte, welcher für die Forderung der Unterwerfung, e der deutsche Kaiser Ferdinand um Rechts und Ehre willen nicht erlassen onnte, die Geneigtheit des Kaisers zum Frieden klarer und offenbarer an den ag legte. Jakob ermahnte seinen Schwiegersohn die Augen auf seinen jämmerchen Zustand zu richten, und sich die Frage zu beantworten, ob es nicht esser sei ein freies ehrliches Leben zu genießen, als von gefahrvoller Hoffnung nd unsicherer Unterstützung abzuhangen.

Friedrich war im Haag, und seine Antwort [1] an Jakob trug den vollen beigeschmack des Grundes und Bodens an sich, auf welchem er stand. Der lath einer persönlichen Unterwerfung vor dem Kaiser, erwiederte er, sei ausgangen von seinen Feinden. Er wolle nicht sein verlorenes Erbgut wieder langen auf Kosten seiner Ehre. Die Vorschläge des Königs Jakob drehten den atürlichen Gang der Dinge um, sagte Friedrich. Die Herstellung müsse der nterwerfung vorangehen. Wenigstens müssen im Voraus solche Versicherungen etroffen werden, die durchaus bündig seien. Wenn es dann dem Kaiser ernsth gemeint sei, wenn Ferdinand nicht die Absicht habe sich den Vortheil über e Person Friedrichs zu Nutze zu machen, wie einst Karl V. mit dem Landrafen von Hessen durch die Veränderung der Sylbe einig in ewig gethan: so erde sich der Kaiser auch begnügen mit der Abbitte eines Gesandten und daurch Friedrich befreien von der Furcht eines Prager Blutgerichtes, und anderer aiserlicher Unthaten.

Also Friedrich. Er mochte immerhin glauben an das Mährchen von der eränderung der Sylben ewig in einig, welches von Franzosen und landgräfchen Hessen erfunden und eifrig verbreitet, sich der Forschung als haltlos eriesen hat: [2] die ungeheure moralische Schuld, welche der bethörte Mann durch as Ausschlagen auch dieser Friedenserbietungen gegen das deutsche Vaterland uf sich lud, wird dadurch nur um ein Weniges verringert. Nicht in Brüssel, icht in Wien, nicht in Madrid, nicht in Whitehall scheiterte jeglicher Versuch es Friedens für Deutschland, sondern abermals an Friedrichs Starrsinne im

[1] a. a. O. S. 627. 30. December 1623.

[2] Bekanntlich hat auch Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation V. 413 das Mährchen preisgegeben. Sleidan, der besoldete Geschichtschreiber des schmalaldischen Bundes, kannte es noch nicht.

Haag. Friedrich schlug aus und forderte abermals von seinem Schwiegervater den Krieg zu seiner ganzen und vollen Herstellung. So viel an Friedrich lag, er wollte nicht den Frieden.

Und doch hatte er in Deutschland selbst keine Hoffnung irgend welcher Art. Also sagt es uns kurz und bündig sein eifriger Anhänger, sein Kanzler Rusdorf, einer aus der langen Reihe der Unglückseligen, die damals Deutschland an die Fremden verriethen. „Wenn es dem Kaiser gelingt," erklärte Rusdorf im Beginne des Jahres 1624, [1] „einen Reichstag zusammen zu bringen und mit den Fürsten Beschlüsse zu fassen: so ist es um uns geschehen. Das einzige Mittel dagegen ist durch das Geräusch der Waffen es zu verhindern, daß wenigstens in diesem Jahre ein solcher Tag zu Stande komme. Dann sind wir nicht ganz verloren." Und geschäftig wühlten dann Rusdorf und Andere, um neuen Brennstoff, neuen Zunder zu dem Brande ihres Vaterlandes herbei zu tragen. Sie hatten gar nicht weit zu suchen.

Der deutsche Kaiser dagegen wollte den Frieden, und that auch Schritte dazu selbst dort, wo am wenigsten man es vermuthen durfte.

In denselben Tagen als der deutsche Kaiser Ferdinand II. sich zu jenen Bewilligungen gegen Friedrich bereit erklärte, als Tilly bei Stadtlohn an der Grenze des holländischen Gebietes sehnend hinüberschaute und doch über sich selber einen größeren Sieg errang, als über Christian von Braunschweig: in denselben Tagen machte Ferdinand noch einmal den Versuch diese erbitterten Feinde im Haag selber zum Frieden nicht bloß in Worten, sondern auch in Werken zu bewegen. Er sendete an den Prinzen Moritz und an die Generalstaaten im Haag den Prälaten Johann Baptiste Gramay, Primas von Afrika. [2] Es war der Entschluß und Wille des deutschen Kaisers alles was dem Reiche verloren gegangen war, wieder herzu zu bringen. Deshalb war die Vollmacht Gramays gerichtet nicht bloß an die kurfürstlichen Erzbischöfe des Rheines, sondern auch an die von Utrecht und Cambrai, an die Bischöfe von Metz, Tull, Verdun, an die Aebte jener Gegenden, an die Capitel, ferner an die Generalstaaten, an den König von Spanien, an Alle, welche durch Unterlassung der Erneuerung ihrer Leben das Recht des deutschen Reiches bisher unterdrückt oder vernachlässigt hatten. An Alle diese erging die Aufforderung des Kaisers sich dem Reichsadler zu unterwerfen, und den Kaiser, der sie zurückrufe zum Reiche, als Oberlehensherrn anzuerkennen. Die Trennung der sieben vereinigten Provinzen von Deutschland war damals nur erst eine thatsächliche, nicht eine rechtlich anerkannte. Die Utrechter Union von 1579 erklärte in ihrem Eingange ausdrücklich, daß die Provinzen durch ihren Bund in keinerlei Weise dem römischen Reiche deutscher Nation sich entziehen wollten.

Auf die Nachricht, daß und warum Gramay herannahe, schickten die Hochmögenden vom Haag aus ihm Befehl entgegen, daß es ihm nicht gestattet sei

[1] Rusdorfii epistolae p. 37.
[2] Aitzema I. 334.

r geschickt wurde, ertheilte in drei Städten und einigen Dörfern an
Personen die Firmelung. [1] Darum, weil die Generalstaaten nicht wußten,
amay bringe, suchten sie ihn abzuwehren. Er vermied den Befehl. Von
s Dortrecht trieb sein Fahrzeug stromabwärts, ohne irgendwo anzuhalten.
. September 1623 erschien Gramay im Haag, und überreichte sofort seine
cht.
nd hier gleich fand sich ein Stein des Anstoßes, geeignet zur weiteren
r aller Vorschläge zu dienen. Der Kaiser hatte den Generalstaaten den-
Titel gegeben, wie den Schweizer Cantonen: Amplissimi u. s. w. Das
nicht. Die Generalstaaten verlangten den Titel der Signoria von Ve-
Illustrissimi u. s. w. Es ist der Titel der deutschen Reichsfürsten da-
Zeit. Sie ihrerseits, um allen Schein für sich zu haben, legten nach
illen des Prinzen Moritz dem Abgesandten den Titel Excellenz bei, der
nur einem wirklichen Ambassadeur zukam; allein sie fügten hinzu, daß
udienz ihm nicht verstattet werden könne. Sie würden jederzeit, also
sie, gute Freundschaft und Nachbarschaft mit dem Reiche unterhalten;
sie müßten auch ihr Recht behaupten. Gramay verwahrte sich, daß es
s Kaisers, nicht sein Wille sei ihre Würde zu beeinträchtigen. Man blieb
und weigerte die Annahme seiner anderen Papiere. Erst auf die wieder-
Bitte Gramays, da man sich ja überzeugte, daß nun keine Gefahr mehr
rgen sei, erfüllte man diese Höflichkeit.
Der Aufträge Gramays waren viele und mancherlei. Sie beschränkten sich
auf die Forderung in dem Kaiser den Oberlehnsherrn zu erkennen, die
des Reiches zurückzugeben, welche die Holländer mit Garnisonen besetzt
, und ferner zur Abwehr des gemeinsamen Feindes der Christenheit eine
steuer zu entrichten. Vielmehr erinnerte der Kaiser in gleicher Weise an
Pflicht des Schutzes für alle Deutsche und alle Angehörige des Reiches
n der Ferne, unter Türken, Sarazenen und anderen barbarischen Völkern,
auch unter Spaniern und überall, wo Gefangene sein könnten. In Ober-

Diese Vorschläge Gramays berührten eine wunde Seite jener Zeit, welche in den üblichen deutschen Geschichtsbüchern kaum jemals Erwähnung geschieht: die ungeheure Macht der Barbaresken des Mittelmeeres. Die anderen seefahrenden Nationen Europas konnten sich schützen oder Rache nehmen: die unglücklichen Deutschen waren wehrlos ihnen preisgegeben. Der Jammer und die Klage jener Zeiten sind verstummt. Damals war der Hülferuf heftig und schreiend, ein würdiger Gegenstand für die Sorge des Oberhauptes der Nation. Die deutsche Stadt Emden wußte im Sommer 1622 von ihren Angehörigen 33 Seeleute als Sklaven allein in Tunis.[1] In Algier fanden sich im Jahre 1648 20,000 Christensklaven. Wie viele Deutsche unter ihnen waren, meldet Niemand. Damals, als auch die Plane des deutschen Kaisers auf eine Kriegsflotte für seine Nation längst zu Grunde gegangen waren, konnte diesen Unglücklichen von nirgendwoher Hülfe erscheinen. Nahte eine Kriegsflotte der seemächtigen Nationen dem Räuberneste: so geschah der Loskauf ihrer Angehörigen leicht und schnell. Den deutschen Seeleuten ward keine Rettung als zu hohen Preisen, welche die Liebe der Angehörigen, das Mitleid Anderer aufbrachte. An diesem allerdings hat es nicht gefehlt. Die Kirchenbücher der norddeutschen Küstengegenden vermögen Zeugnis davon abzulegen, wie oft und mit welchem Ertrage die Collecten stattfanden für den Loskauf der Sklaven in der Türkei, wie oft diese Collecten die einzige Zuflucht der Unglücklichen waren.

In denselben Tagen als Gramay im Haag diesen Antrag machte, bemühte sich der holländische Gesandte in Venedig von da aus den Sultan zum Kriege gegen den Kaiser zu reizen.[2] Es wies auf das Beispiel seines Heimatlandes hin. Daheim, sagte er, in ihren Städten von den Spaniern fast belagert, durcheilen meine Landsleute alle Meere, und machen sich furchtbar in allen Himmelsstrichen der Erde. Die Holländer sind nicht der zweihundertste Theil der Osmanen: was also würden erst diese vermögen! In denselben Tagen ferner forderten die Hochmögenden die Seeräuber von Algier auf mit ihnen gegen die Spanier zu kreuzen.[3]

Gramays Vorschläge gingen noch weiter. Da die Seele der menschlichen Gesellschaft, sagt durch ihn der deutsche Kaiser Ferdinand II., die Freiheit des Handels, da eben diese auch das Hauptziel der Hanseaten ist: so wünscht er die Herstellung dieser Freiheit, und bittet die Generalstaaten ihre Wünsche und Ansichten dem Prälaten Gramay mitzutheilen. Ferdinand verspricht, daß er mit der Infantin zu Brüssel und dem Könige von Spanien über die etwaigen Beschwerden unterhandeln will.

Allein die Hochmögenden waren noch derselben Ansicht wie drei Jahre zuvor, daß nämlich die Fortdauer des Seekrieges durch den freien Raub an Spanien ihnen größeren Nutzen bringe, als ein Friede, der eine große Anzahl

[1] Meine Geschichte Ostfrieslands von 1570–1751. S. 428.
[2] Mysteria politica hoc est epistolae arcanae etc. Neapoli 1625 (aus Venedig).
[3] Theatrum Europ. I. 886

rer Seeleute zur Unthätigkeit verdamme. Sie erwiederten dem Gramay abermals, daß sie nicht in Verhandlung mit ihm treten könnten, bis er nicht eine iserliche Vollmacht beibringe, welche beweise, daß der deutsche Kaiser kein Oberheitsrecht irgend welcher Art über die Niederlande beanspruche. Gramay reiste ider ab.

Es war danach mit Sicherheit vorauszusehen, daß die schürende und hetzende olitik der Generalstaaten gegen Deutschland auch fernerhin dieselbe bleiben werde, e zuvor. Nur ein bislang von ihnen gebrauchtes Mittel wandten sie nicht hr an. Mansfeld und Christian von Braunschweig hatten bei den Hochögenden ihren Ruf verscherzt; denn auch das Treffen gegen Cordova bei eurus, wo ihnen von mancher Seite ein Sieg zugeschrieben wird, legten die üchternen Richter im Haag den beiden Abenteurern keineswegs günstig aus.[1] ie folgenden Ereignisse mit den beiden sprachen für sich. Die Hochmögenden hatten doch zu bemerken, daß viel Geld an diese beiden fruchtloser Weise rgeudet war, daß man dafür doch mehr Nutzen hätte haben können. Sie aren nach den gemachten Erfahrungen nicht geneigt es noch einmal wieder mit iesen Abenteurern zu versuchen. Möglich auch, daß Mansfelds letzte Versuche ei der Infantin in Brüssel ihnen nicht völlig geheim geblieben waren. Sie warteten ab und schauten aus, ob ein besserer sich fände.

Dagegen rief schon der Ausgang des Treffens von Stadtlohn in der Mutter hristians abermals den Wunsch hervor ihren Sohn dem schauerlichen Söldnerndwerke zu entreißen.[2] Was auch ihre Erziehung an ihm versündigt haben ochte: ihr Schreiben an den Verlorenen athmet die Fülle der Mutterliebe und r Wahrheit. „Du siehst ja," ruft sie ihm zu, „daß Gott dieß Werk nicht fällt. Darum geht alles zurück, was dein Vornehmen ist. Denn vor Gott nn man nicht lügen, wie vor den Menschen; denn Gott sieht ins Herze." ie gedenkt an seine Versprechungen, die er ein halbes Jahr zuvor ihr und m Könige von Dänemark wegen der kaiserlichen Amnestie gethan. „Wärst du mals mir gefolgt: so hättest du nicht so betrogen deinen Oheim, den König, und le die Verwandten, die es so gut mit dir gemeint haben. Folg nur noch nmal deiner Mutter. Dank ab von den Generalstaaten: du hast keine Ehre on ihnen. Sie achten deiner wie nichts. Bedenk, in welches Unglück du uns le mit einander gebracht hast. Welch Seufzen hast du auf dich geladen! Ich tte wohl Ursache dir zu fluchen; aber nein, ich bitte den lieben Gott, daß er ir endlich einmal soll die Augen öffnen."

Die Mutter flucht nicht ihrem Kinde. Die Last der Flüche auf der Seele es jungen Verderbers war ja ohnehin schon groß genug. Und nachdem Christian iesen Brief empfangen im October 1623, zog er zu Mansfeld nach Ostfriesland, m dort mit demselben zu erkennen, daß wieder einmal alles verloren war,

[1] Aitzema I. 569.

[2] Kurze und gründtliche Information, was es mit den Grafschafften Hohn- und leinstein u. s. w. S. 137 ff.

verloren durch ihren Frevel und durch ihre Schuld. Wir haben gesehen, wie abermals dann Christian dem Grafen Anton Günther von Oldenburg mit Hand und Siegel versprach nun ernstlich die Gnade des Kaisers zu suchen.

Unterdessen waren nämlich Mutter, Bruder und Oheim abermals in Wien für Christian thätig. Sie fanden dort wiederum die Gnadenthür geöffnet. Am 6. März 1624 erklärte sich der Kaiser Ferdinand auch da noch bereit die begangenen Excesse, Mishandlungen und Verbrechen Christians von Braunschweig seiner Jugend zuzuschreiben, ihm Pardon widerfahren zu lassen, auch ihm eine Bestallung gegen die Türken zu geben.[1] Die Bedingung ist, wie immer, daß Christian sein Unrecht erkenne und auch wirklich selber um Verzeihung bitte. Christian hörte auf den Ruf seiner Angehörigen insoweit, daß er im April 1624 nach Wolfenbüttel ging.[2] Es litt ihn nicht dort. Ohne auf die Bitten seiner Mutter und seines Bruders zu achten, zog er wieder nach dem Haag, wo man seiner nicht begehrte. Am 5. Mai versprach er von dort aus: er wolle gegen den Kaiser nichts unternehmen. Am 15. Mai äußerte er sich schwankend. Am 30. Mai erklärte er wieder entschieden: er wolle seine fortune par la guerre suchen.[3] Was dort im Haag in solcher Weise auf ihn bestimmend eingewirkt, werden wir später ersehen.

Es liegt uns zunächst die Frage ob zu erörtern, ob Tillys Verhalten in Norddeutschland, seine Stellung dort eine Ursache war zur Fortdauer des Krieges.

Es gab nach Tillys Anschauung nur ein Mittel des Friedens, und dieses Mittel legte der kaiserliche Feldherr warnend und mahnend jedem der Fürsten in Niedersachsen ans Herz, wo und wie er konnte. Wenn Gesandte derselben vor ihm erschienen: so pflegte er sie mit der Bitte zu entlassen, der Fürst oder Herzog möge dahin trachten, daß der Friede im Reiche hergestellt und befestigt werde. Auf die Frage, wie das zu bewirken, war es immer dieselbe Antwort: die Fürsten müssen sich eng an den Kaiser anschließen.[4] Sie müssen sich verpflichten, daß wo immer die Generalstaaten, der Herzog Christian, der Mansfelder den Fuß auf des Reiches Boden setzen, die Fürsten gesammter Hand und mit vereinten Kräften sie hinaustreiben. Wo das nicht geschieht, fügt dann Tilly mit ernster Mahnung hinzu: so wird es mit dem Kriege auf deutschem Boden noch immer ärger werden.

Zu solchen Entschlüssen fehlte den Fürsten in Niedersachsen zugleich der Wille und der Muth. Sie wollten der Furcht vor Mansfeld gern ledig sein, wollten dieß aber auch gern ohne irgend welche Last und Beschwerde für sich selbst. Sie hielten im Jahre 1623 ein Kreisheer unter dem Herzoge Georg; aber sie bezahlten es gar nicht oder sehr schlecht. „Ich thue hiermit nachrichtlich zu wissen," meldet der Beamte der Kreiskasse für Niedersachsen am 18. December 1623.

[1] Königliches Archiv zu Hannover

[2] Lichtenstein, die Schlacht bei Lutter a. B. S. 26.

[3] a. a. O.

[4] Königliches Archiv zu Hannover. An Christian von Celle 1623, 11. September an Friedrich Ulrich 27 September.

ß im Kreiskasten nicht ein einziger Thaler vorhanden, auch nunmehr fast in
f Monaten kein Geld eingekommen ist." [1] Und dabei beklagte sich der Herzog
org zur selben Zeit, daß beinahe der ganze Sold seines Heeres rückständig sei.
gleich mahnte ein Kaufmann aus Hamburg die Kreisfürsten um seine Forde-
ngen. „Das ist ein wunderlicher Kerl und scharfer Mahner," hieß es. [2] War
ein Ernst vorhanden zu entschiedenem Handeln?

Und doch wollte man gern nach allen Seiten sicher sein. Die ärgste Krank-
t der schlaffen Zeit ist das Mistrauen. Weil Meineid und Verrath hoher
upter gegen einander etwas so Alltägliches war: so konnte man sich schwer zu
n Gedanken erheben einmal Vertrauen zu fassen. Und freilich war für die
sten des niedersächsischen Kreises eine reich sprossende Wurzel des Mistrauens
s böse Gewissen. Die Stifter und Kirchengüter, welche sie thatsächlich inne
tten, waren ihnen rechtlich nie verbürgt. Die katholischen Kurfürsten hatten
20 zu Mühlhausen erklärt die Güter den Inhabern mit Gewalt nicht nehmen
wollen; aber die Anerkennung der Rechtmäßigkeit des Besitzes hatten sie ver-
eint. Eben so hatte der Kaiser gethan. Der nagende Wurm der Unsicherheit
ieb derselbe, und legte 1623 dem siegreichen Feldherrn des Kaisers Plane
ter, die er weder aus sich selbst, noch im Namen seiner Kriegsherren hegte.
ie Rückwirkung dieses Mistrauens traf das Heer. „Der ganze Feldzug," also
hrieb [3] Tilly im September 1623, „ist für meine Soldaten eine Verkettung
n Ungemach, Noth und Mangel." Es ward ihm schwer die Verpflegung zu
schaffen, um so schwerer, da er niemals herrisch auftrat, da er selbst an die
ringsten Reichsfürsten in den Ausdrücken eines Unterthans schrieb. [4] Oefters
t er dreimal, bis man ihm Quartiercommissarien schickte. Es ist fast lächerlich
ie man sich oftmals dem Unvermeidlichen zu entziehen suchte. Tilly schickt auf
iner Rückkehr von Oldenburg im September 1623 einen Boten voraus zu dem
mtmanne von Stolzenau mit Bitte um Anweisung von Quartieren für eine
zahl Truppen. [5] Der Amtmann erwiedert: er selber sei krank, habe deshalb
s Schreiben des Generals an seinen Herzog Friedrich Ulrich geschickt. Er bittet
it der Einlagerung zu warten, bis Antwort zurück sei. Tillys Heer ist auf
m Marsche. Dennoch greift er nicht durch. Er wartet. Er schickt eine aus-
hrliche Darlegung der Gründe, weshalb er hier Quartier verlangen müsse,
d setzt endlich in Güte durch, daß seine Soldaten nicht unter freiem Himmel
liegen haben. In Wahrheit, diese Geduld streift an Langmuth.

Wenn es damals im Herbste 1623 dem Kaiser, der Liga, dem Feldherrn
lbst mit Feindseligkeiten gegen den niedersächsischen Kreis Ernst gewesen wäre:

[1] Königliches Archiv zu Hannover.
[2] a. a. O.
[3] Hurter IX. 302.
[4] Alle Briefe Tillys dieser Art, so viele ich gesehen, gedruckte und ungedruckte.
beispielsweise erinnere ich an das Schreiben an Christian den Jüngeren, seinen Gegner,
ei Londorp. II. 763.
[5] Königliches Archiv zu Hannover.

so lag derselbe offen da. Zwar gab es eine Kreisarmee unter dem kriegesharrtigen Herzoge Georg; aber sie war halb so stark wie das Heer Tillys, nicht in gleichem Maße geübt, und sehr schlecht bezahlt.[1] Tilly hätte auf seiner Rückkehr von Oldenburg im September 1623 gegen die Fürsten von Niedersachsen leichtes Spiel gehabt. Er hatte sogar einigen Grund; denn es lagen genügende Andeutungen vor, daß im Falle einer Verwickelung mit Mansfeld in dem abgelegenen Ostfriesland, im Falle eines unglücklichen Ausganges dort das Heer der Fürsten desselben Kreises, den er eben von dem Halberstädter befreit, sich feindlich gegen ihn gestellt, ihn im Rücken angefallen haben würde. Statt dafür irgend welche Rache zu nehmen, wo er es konnte, versicherte Tilly gemäß seiner Instruction den Fürsten auf seinem Rückzuge ausdrücklich, daß er, um den Kreis möglichst wenig zu berühren, nicht auf das rechte Weserufer hinübergeben wolle. Aber wenn auch dann noch bei der geringsten Forderung, die er für seine Soldaten erhob, ihm die Neutralität des Kreises entgegen gehalten wurde, erwiederte er nach der Anschauung, die ihn beseelte, die, wie wir gesehen haben, auch Gustav Adolf von seinem eigenen Standpunkte aus für richtig erkannte: „Ich weiß nicht, wie man einen Fürsten, der seinem Kaiser Eid und Treue geschworen, und einen neutralen Fürsten in eine Person vereinigen will."

Der Zug Tillys von Oldenburg nach Hessen ging durch den westfälischen Kreis. Damit dort keiner über Gebühr belastet werde, bat der General, daß Officiere der verschiedenen Fürsten, deren Besitzungen auf dieser Strecke lagen, zusammen kämen, und sich über die Einquartierung verglichen. Von den Fürsten des niedersächsischen Kreises verlangt er Verkauf von Getreide gegen gebührliche Zahlung. Wir finden einem solchen Schreiben von Tillys Hand hinzugefügt, daß er persönlich für die Rücksendung der Wagen und Pferde einstehe, und wo nicht, sie aus seinen eigenen Mitteln ersetzen werde.[2] Und in gleichem Sinne und Geiste zieht er mit seinen Truppen am linken Weserufer einher. Es liegt uns ein Bericht einiger Beamten vor, die wegen der Quartiere zu ihm gekommen.[3] Sie klagen in allgemeinen Ausdrücken über die Last des Durchzuges. Tilly entgegnet: wenn die Einwohner wegen des Durchzuges beschwert würden: so sei das wider seine Anordnung, er höre es ungern und trage ein großes Mißfallen daran. Wofern es geklagt werde, solle alsbald die Strafe erfolgen an Leib und Leben. Es hätte aber Niemand geklagt, und darum könne er auch nicht richten. Er wolle aber nochmals bei höchster Strafe allen Muthwillen verbieten lassen, verhoffe auch morgen, als am Sonntag Abend, mit allem seinem Volke hindurch zu sein und wolle selbst den letzten Haufen abwarten.

Also der Feldherr zu diesen Beamten. Wenn nun in Wahrheit gegründete Klagen, auf Einzelnes und Besonderes sich beziehend, da gewesen wären: so war es für die Beamten nach diesen Worten Tillys die rechte Zeit sie anzubringen.

[1] v. d. Decken, Herzog Georg I. 113 118.
[2] Im königlichen Archive zu Hannover.
[3] a. a. O.

Statt dessen fährt ihr Bericht fort: Weiteres zu handeln waren wir nicht befehligt.

Erst als Tilly die Länder des Herzogs Christian des Aelteren verließ, der zugleich Bischof von Minden war, nimmt sich der Feldherr, der an der Spitze eines Heeres von 25,000 alter Soldaten einherzieht, das Herz dem Beamten, der ihn bis Rehme begleitet, eine persönliche Bitte vorzubringen. Er habe gehört, sagt Tilly,[1] daß im fürstlichen Gestüte eine gute Art Pferde falle. Nun sei er Willens gewesen den Herzog um ein solches zu ersuchen. Weil er aber besorgt, daß es etwa ungleich möchte aufgenommen werden: so möge der Beamte bei dem Herzoge bitten, daß dem General Tilly mit einem guten Pferde für seinen Leib möchte gewillfahrt werden. Tilly begehrt nicht, daß es ein ansehnliches schönes Pferd sein soll. Wenn es nur guten Maules, gewisser Schenkel und sanften Ganges ist: so ist ihm das die Hauptsache, wenn es auch sonst ein schlechter Klepper ist. Mit einem solchen Pferde, also berichtet der Beamte an den Herzog, geschähe dem General eine wunderbar große Freundschaft und Courtoisie.

Tilly zieht nach Hessen. Er hat den niedersächsischen Kreis geschont, so viel er vermag, und dieses sein Bestreben ist nicht ohne Wirkung auf die Fürsten desselben geblieben. Auf einer Rundreise durch die Quartiere seines Heeres, die sich nordwestwärts bis tief in Westfalen erstrecken, findet er zu Lübbeke Gesandte von Christian von Celle, Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, und Christian Wilhelm von Magdeburg. Sie bitten ihn um sein Fürwort bei der Infantin von Brüssel; denn diese will ihre Truppen nordostwärts vorschieben bis in die Länder Christians, in das Bisthum Minden. Also brachte es das traurige Verhältnis der Wehrlosigkeit mit sich. Wie der eine Reichsfürst, der Kurfürst von Brandenburg, wegen seiner Ansprüche auf Jülich-Berg die immer bereitwilligen Holländer über die Grenze auf den Boden des deutschen Reiches zog: so der Pfalzgraf von Neuburg in der entgegengesetzten Absicht burgundische Truppen. Tilly vernahm die Klage der Fürsten und meldet sie der Infantin. „Es ist Wahrheit," sagt er, „was jene berichten. Ich habe dem Berichte allein nicht trauen wollen; allein ich habe mich mit eigenen Augen auf dieser meiner Reise überzeugt. Das Land ist durch die Raubfahrten des Halberstädters und des Mansfelders, durch die Züge meiner Armee hin und zurück sehr verarmt. Eine neue Einlagerung wird hinwegnehmen, was noch geblieben ist, wird das Land ruiniren. Auch darf ich Ew. Hoheit aufmerksam machen auf die Folgen des Misvergnügens und Mistrauens, welches bei diesen Fürsten erwachsen muß, wenn sie so starke Heereskraft sich so nahe kommen sehen, zu einer Zeit, wo sie hoffen völlig befreit zu bleiben, und nach den vergangenen Leiden einmal wieder Athem zu schöpfen. Ich bitte Ew. Hoheit um des Wohles und der Ruhe des Reiches willen auf diese meine Bitte achten zu wollen." Also Tilly am 3. Februar 1624.[2] Er erhielt die Antwort, daß der Graf

[1] Bericht des Beamten a. a. O.
[2] Villermont II. 308. 310.

von Rietberg, der diese Truppen führe, Befehl habe dieselben nicht ostwärts der Weser zu legen.

Derartige Schritte des Feldherrn übten ihre Wirkung zurück auf die Fürsten und Stände des niedersächsischen Kreises. In derselben Zeit waren sie zum Kreistage versammelt. Sie beriethen, ob das Heer des Kreises unter dem Herzoge Georg noch beizubehalten sei. Die Landstände unter den einzelnen Fürsten baten dringend es zu entlassen. Am 16. März erfolgte der Kreisabschied: weil den Unterthanen die Contributionen für das Heer allzu beschwerlich sind: so wollen die Fürsten und Stände von Niedersachsen desselben entlassen, in dem Vertrauen, der Kaiser werde sie wider seine vielfachen Zusicherungen nicht beschweren.[1]

Aber warum entließ denn nicht auch der Kaiser, oder vielmehr die Liga das Heer? Die Frage liegt nahe, weil ja dann doch, wie es scheint, nach allseitiger Entwaffnung das gegenseitige Vertrauen den Frieden verbürgt hätte.

Es waren zwei Gründe, welche dem entgegen standen: die Besorgniß vor den Generalstaaten, und dem unruhigen Landgrafen Moritz von Hessen-Cassel.

Wir haben die Plane der Generalstaaten bereits angedeutet. Obwohl sie im Jahre 1624 nicht geneigt waren weder Mansfeld noch Christian auf die bisher übliche Weise zu verwenden, obwohl sie abwarteten, bis ein besserer sich fände: so hatten sie doch durch die Besetzung von Ostfriesland genugsame Maßregeln getroffen, um zu reizen und zu stacheln, und die Kohlen des Mißtrauens glimmend zu erhalten. Vermöge der festen Plätze in Ostfriesland beherrschten die Holländer die Einfahrt in die Häfen der Ems. Wozu anders konnte nach der Ansicht des Kaisers das sein, als um die Landung eines abermaligen Heeres auf deutschem Boden zu sichern? Hatten sich doch schon im Juni 1623 6000 französische Abenteurer auf diesem Wege zu Mansfeld gefunden. Daß die Holländer den Mansfeld und den Christian zu solchem Zwecke nicht wieder verwenden wollten, wußte der Kaiser nicht. Er warnte am 10. April 1624 den niedersächsischen Kreis, daß Mansfeld im Haag seine vornehmsten Officiere um sich sehe, daß er dort von ihnen das Versprechen genommen sich binnen den nächsten drei Monaten nicht in andere Dienste zu begeben. Der Kaiser mahnt die Fürsten von Niedersachsen daran, daß alle festen Plätze an der Ems in holländischen Händen seien.[2]

Offenbar war dagegen das sicherste Mittel die Holländer aus Ostfriesland zu schlagen. Aber dabei tritt wieder der Unterschied hervor, daß Tilly und sein Heer nur mittelbar dem Kaiser gehorchten. Der Kaiser drang im Juni 1624 bei der Liga auf ein entschiedenes Vorgehen in diesem Sinne.[3] Die geistlichen Fürsten verhielten sich wie immer. Sie waren wahrlich nicht kriegesdurstig. Am entschiedensten widerstrebte Ferdinand von Köln, der Bruder Maximilians von Bayern. Er hielt ein solches Unternehmen für sehr schwer und sehr

[1] Archiv der calenbergischen Landschaft zu Hannover. Beilage XIII.
[2] Königliches Archiv zu Hannover.
[3] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.

fährlich. Tilly, sagt er, hat nach dem Siege über Christian von Braunschweig h mit aller Macht dahin gewendet, und doch nichts erreichen können gegen lansfeld. Nun sind die Holländer da, die sich besser wehren werden. Auch pinola, sagt der Erzbischof, hat die großen Schwierigkeiten erkannt. Dennoch, eint dann Ferdinand von Köln, geht das Verlangen des Kaisers von Spanien us. Denn den Spaniern ist ja am höchsten daran gelegen das Reich in den rieg mit den Holländern zu verwickeln, und weil sie direct immer eine abschlägige ntwort erhalten: so versuchen sie es auf einem Umwege.

Dann jedoch fügt der geistliche Fürst den treibenden Grund für seine Abigung gegen einen solchen Angriff hinzu: wenn die Generalstaaten durch das er des katholischen Bundes angegriffen werden: so werden sie sich an den chst gelegenen Gliedern dieses Bundes erholen und die Länder derselben feindlich imsuchen. Man sieht, in welchem Ansehen die kriegerische Macht der Holländer mals stand.

Wenn etwas geschehen solle, sagt Ferdinand von Köln: so müsse es mit m ganzen Reiche überlegt werden. Zudem sei Ostfriesland durch Mansfeld rödet, biete weder für Freund noch Feind einige Nahrung.

Mußten nicht derartige Antworten in dem Kaiser den Wunsch hervorrufen ch einem Heere, das nur ihm selbst gehorchte? —

In Wahrheit scheinen die Hochmögenden mit der Besetzung von Ostfriesland ı Jahre 1624 nichts bezweckt zu haben, als die Schürung des Mistrauens. ie Politiker im Haag, die an Schlauheit alle andere ihrer Zeit überragten, nnten die Dinge und die Menschen ihrer Zeit zur Genüge, um zu wissen, daß ı deutschen Reiche gegen sie darüber viel Redens, aber keine That erfolgen rde. Sie sahen voraus, daß man eben nur die halbe Maßregel ergreifen rde: das Heer in Norddeutschland zu halten, mit dem unvermeidlichen Erlge des Mistrauens und der Unruhe. Daß dieß und nur dieß der Zweck jener nlagerung war: das Schüren des Mistrauens, sehen wir ein Jahr später. ls die anderen Bestrebungen gelangen, als das Feuer des deutschen Krieges ermals hoch aufloderte, zogen die Politiker vom Haag ihre nicht unmittelbar ybaren Garnisonen ohne weiteres Bitten und Bemühen Anderer von selbst rück.

Die andere Triebfeder der Unruhe war Moritz von Hessen-Cassel. Von denburg aus, wie bereits erwähnt, zog Tilly zu ihm.

Schon am 20/30 September 1623 traf ein Abgeordneter Tillys bei dem ndgrafen Moritz von Hessen ein. Da weder Mansfeld noch Christian die affen niederlegten, meldete Tilly: so müsse er in der Nähe bleiben und verge Commissarien für die Quartiere. Das Eintreffen der eigenen Propheung war für Moritz dennoch sehr schmerzlich. Er wollte aber nicht. Er beagte zuerst seine Räthe. Sie erwiederten, daß Widerstand unmöglich sei. Er agte die Befehlshaber der Söldner, die er noch immer nicht verabschiedet hatte. ie erwiederten, daß man sich bei dem jetzigen Unwesen weder auf die geworenen, noch auf eigene Truppen verlassen könne. Moritz entgegnete: er erkenne

mit Schmerzen, daß seine Räthe und Kriegsanführer sich mit den Ständen verschworen hätten ihn der Tollkühnheit zu beschuldigen. Aber er wolle nicht die wenigen Truppen abdanken. Er berief die Stände, warnte und mahnte sie. Die Stände beschlossen: man müsse die Truppen entlassen und der Forderung Tillys gemäß Commissare an ihn absenden. Abermals hielt Moritz lange Reden über Religion und Freiheit. Während alle seine Handlungen eine Kette von fortgesetzter Felonie gegen Kaiser und Reich waren, warf er den Ständen, die nicht die Kosten und den Schaden seines thörichten Widerstandes auf sich nehmen wollten, den Bruch ihrer eidlichen Huldigungs- und Unterthanenpflichten vor. Wenn die Stände auf Abdankung seiner Truppen beständen, sagte Moritz: so sähe er das für einen Rath an mit den Seinigen aufzupacken und aus dem Lande zu gehen. Die Antwort der Stände war ein dringendes Gesuch um sofortige Entlassung der Truppen. In denselben Tagen rückte Tilly ein.

Moritz ergriff abermals das tückische Mittel, dessen er schon einmal sich bedient. Er überließ das Land seinem Schicksale, und eilte von dannen, um überall, wo man ihn aufnahm, gegen den Kaiser und den Frieden des Reiches zu hetzen. Die Klagen des Landes, dem die oberste Autorität fehlte, wo Niemand sicher war später von Moritz zur Rechenschaft gezogen zu werden für das, was im Drange der Umstände unvermeidlich war, rührten Moritz nicht. Er habe, erwiederte er aus sicherer Ferne, mit der Tillyschen Einquartierung nichts zu thun.[1]

Tilly hielt nach seiner altbekannten Weise strenge Mannszucht.[2] Aber die Lage der Dinge machte dieselbe dort ihm schwerer als irgendwo sonst. Die höchste obrigkeitliche Person des Landes hatte dasselbe in der Zeit der Noth böswillig verlassen. Die Gesinnung desselben fand immerhin, wenn auch die Stände sie nicht theilten, im Lande hier und dort Wiederhall. Sie fand denselben bei den Beamten, welche erwogen, daß die Einlagerung vorübergehend, die Regierung des Landgrafen dauernd sei. Sie fand denselben ferner bei vielen Geistlichen; denn allzu oft schon haben wir gesehen, daß das Gebot des Landesherrn maßgebend ist für die Anschauung der Theologen. Sie fand denselben ferner bei denjenigen, welchen die Worte Religion und Freiheit um so süßer erscheinen, je weniger sie davon verstehen. Die niedere Bevölkerung hielt mit Moritz. Tillys Soldaten waren ihres Lebens nicht sicher, selbst nicht unter dem Dache ihrer Wirthe.[3] Der Zorn, die Rache der Soldaten drohte Gefahr. Tilly forderte den Landgrafen Wilhelm, den Sohn des Moritz, auf zum ernstlichen Einschreiten. Am 15. November 1623 untersagte Wilhelm bei Lebensstrafe jeden Angriff, Mord und Plünderung gegen die eingelagerten, sich des Marktes und

[1] Rommel VI. 568. Ich bemerke, wie sich von selbst versteht, daß von daher nur die Thatsachen entnommen sind, daß Rommel selbst die Thatsachen zu Gunsten von Moritz auffaßt.

[2] a. a. O. 571.

[3] Man vgl., was der Hesse Wolf später an Falkenberg berichtet bei Rommel VIII S. 92 Nr. 106.

r freien Straßen bedienenden Truppen, unter der Bedingung, daß diese sich iner Verletzung der Unterthanen schuldig machten, und sich den Festen des andes nicht näherten.

Hatte sich denn hier das gewöhnliche Verhältnis umgekehrt? — In der egel müssen und mußten namentlich damals die Einwohner gegen die Soldaten schützt werden, und nicht Soldaten gegen Einwohner. Nicht diese pflegten edingungen ihres Wohlverhaltens vorzuschreiben, sondern jene. Waren denn r Tillys Soldaten friedlicher als die Bewohner des Hessenlandes? So in der hat scheint es. Jedenfalls erweckt eine solche Verordnung des Landesherrn er seines Stellvertreters mit einer solchen Bedingung dabei die Frage, ob ein dherr, der an der Spitze eines zahlreichen, sieggewohnten Heeres solche Er: sse durch seine Aufforderung hervorrief, die Absicht haben konnte das Land, elches er mit seinem Heere inne hatte, welches ihm Gegenwehr zu leisten nicht hig war, welches, wenn er gewollt hätte, von ihm das Gesetz des Siegers mpfangen mußte, ob ein solcher Feldherr nach solchen Vorgängen die Absicht aben konnte dieses Land feindlich zu behandeln.

Und doch war es bei Tilly nicht Unkenntnis, was so ihn handeln ließ. r kannte den Moritz. Dieser selbst mochte immerhin noch wähnen, daß der aiser, daß Tilly ihn nicht völlig durchschauten: der Feldherr zeichnete ihn den rlichen Commissarien in wahrem Lichte. Moritz, sagte er,[1] nennt sich einen eutralen, einen gehorsamen Fürsten gegen Kaiser und Reich. Weder das Eine t wahr, noch das Andere. Seine aufgefangenen Briefe beweisen Feindseligkeit. ie legen klar vor Augen, daß Moritz nur auf einen Erfolg von Christian er Mansfeld gewartet, um sich auch offen für dieselben zu erklären. Die bwesenheit des Landgrafen, der Fortbestand der Soldtruppen, die Moritz ge: orben, verschulden alle Reibungen und alle Excesse. Der General fragt, wozu ese Last der Söldner dienen solle, wozu sie dem Lande fromme, da er ja iederholt erklärt habe, daß er zu Feindseligkeiten keinen Auftrag habe. Da r Landgraf weder die Macht habe sich zu widersetzen, noch die Selbstüber: indung zu gehorchen: warum da nicht Moritz seinem Sohne die Regierung btrete?

In den Ständen regte sich derselbe Gedanke. In Abwesenheit des Vaters erief Wilhelm dieselben. Sie erklärten einmüthig: das hessische Kriegsvolk müsse is auf ein Regiment abgedankt werden. Namentlich war man besorgt und ṛührt wegen des Regimentes des Obersten Lippe, der mit Mansfeld in Be: iehungen stand und nach dessen Weise handelte.[2] Wilhelm erwiederte: die orderung, daß ein unschuldiger und gehorsamer Reichsfürst nur ein Regiment oldaten haben solle, sei eine unbefugte Beschränkung der deutschen Freiheit. Doch meldete er dann seinem Vater: es sei besser nachzugeben, zumal da Tilly em Regimente des Obersten Lippe sehr feindselig gesinnt sei. Moritz erwiederte

[1] Rommel VI. S. 571.
[2] Rommel 562. Nr. 582.

ihm: Wilhelm sei ein einfältiger und unerfahrener Sohn, die Rathgeber desselben seien bös und strafwürdig, Wilhelm selbst von Tilly verführt. Daß der Vater Moritz hier sich sehr irrte, daß Wilhelm sein ächter Sohn war, nur mit etwas mehr Umsicht und Berechnung begabt, hatten sowohl Moritz selbst, als die Hessen, und mit ihnen das gequälte Deutschland noch schmerzlich zu erfahren.

In einer anderen wichtigen Sache war dagegen alles Widerstreben umsonst. Zu Regensburg im Beginne des Jahres 1623 war das Urtheil gefällt, daß Moritz die marburgische Erbschaft seinem Vetter Ludwig herauszugeben habe. Der Vollzug war den Kurfürsten von Köln und Sachsen aufgetragen. Die Anwesenheit Tillys gab Nachdruck. Mit der Einsetzung Ludwigs von Darmstadt in sein Erbe verband sich unmittelbar die Wiedereinführung des Lutherthumes, und das Land folgte unweigerlich, selbst mit einem gewissen Eifer. Dieser Eifer gab vielen Katholiken im Reiche Gelegenheit zu verschiedenen Betrachtungen. Sie meinten:[1] die Deutschen gehen nach dem Gebote ihrer Fürsten leicht von einem Bekenntnisse zum anderen über, wenn es nur nicht den katholischen Namen hat. Denn diesen Namen hassen sie, nicht die Lehre, welche sie nicht tief erforschen und wenig kennen. — Diese Ansicht war indessen nur halb richtig. Der Erblasser von Hessen-Marburg war lutherisch gewesen, ebenso sein Land, und er hatte in seinem letzten Willen das Lutherthum dadurch zu schützen gesucht, daß er das Bekenntnis desselben zur Bedingung der Erbfolge machte. Das hatte Moritz nicht gehindert sofort, indem er Besitz von dem Lande ergriff, nach dem von Gott erhaltenen Berufe, wie er es nannte,[2] sein Bekenntnis dort einzuführen. Er disputirte höchst persönlich mit Geistlichen und Professoren und entließ diejenigen, welche sich nicht überzeugten, daß der Landgraf die Bibel besser verstehe als sie, von Amt und Brod. Demgemäß galt das reformirte Bekenntnis. Dafür priesen neben den hessen-casselischen auch die pfälzischen Geistlichen den begeisterten Mann, der nicht bloß redete, predigte und schrieb, sondern auch noch diese anderen so wirksamen Mittel zur Verbreitung der wahren Lehre anwandte. Das Volk dagegen, obwohl äußerlich reformirt, hielt fest an seiner lutherischen Gewöhnung, und betrachtete die Wiederkehr des Lutherthums durch den Landgrafen Ludwig als eine Erlösung. Darum war der Uebergang so leicht und schnell.

Die Zustände des Landes waren trüb. Wiederholt bat die Ritterschaft ihren Landgrafen, der fern in Güstrow weilte: er möge wiederkehren, er möge das Vertrauen mit den Ständen durch einige Selbstüberwindung herstellen und dadurch das Elend lindern. Moritz wollte nicht. Er nannte sie Aufwiegler. Er sagte, daß er wie ein Verbannter sei wegen der übergroßen Halsstarrigkeit seiner Stände.[3] Er fragte den König von Dänemark um Rath. Auch von diesem ward ihm die verdrießliche Antwort: er möge allen seinen Landständen wegen der bisherigen Vorgänge verzeihen. Moritz wollte nicht und blieb grollend fern.

[1] Carafa, Germania sacra p. 179.

[2] Rommel VI. 570.

[3] Rommel VII. 579

Unter solchen Verhältnissen war es für einen damaligen Heerführer eine [illegible]ere Aufgabe in einem halb feindlichen Lande die Ordnung zu erhalten. [illegible]mentlich in der Umgegend von Cassel ward die Gesinnung des Landesfürsten [illegible] einigen Unterthanen in entsprechenden Thaten ausgeprägt. [1] Sie lagen mit [illegible]gen Röhren im Hinterhalte, lauerten den Tillyschen Soldaten auf und schossen [illegible]nieder. Dennoch ist es merkwürdig, daß im Jahre 1624 die Klagen nicht [illegible]esse der Soldaten, sondern die allgemeinen Zustände betrafen: Theurung und [illegible] der Contribution. Ist schon jederzeit eine solche Abwesenheit von Klagen [illegible] gutes Zeugnis für den Kriegsobersten: so war es in jener Zeit, unter solchen [illegible]hältnissen für Tilly ein wahrhaft glänzendes.

Freilich hinderte das Moritz und die wenigen von seiner Gesinnung nicht [illegible] ihren Bestrebungen. Obwohl die reformirten Geistlichen ihr Amt ausübten [illegible]h wie vor, obwohl die Behörden in ihren Befugnissen nicht gestört wurden: [illegible]erwiederten doch im September 1624 auf die Klagen der Stände, auf die [illegible]itten um die Rückkehr desselben seine Commissarien: die Gewisheit, daß hier [illegible] kein papistischer Druck und ein maßloser Gebrauch feindseliger Gewalt zur [illegible]rottung des Staates und der Religion im Werke sei, fordern nach göttlichen [illegible] menschlichen Rechten um jeden Preis die Nothwehr. Moritz wußte, wie [illegible]mals die Dinge auswärts standen. Er war in fortwährender Verbindung mit [illegible]en Mächten, welche mit Furcht und Schrecken die deutsche Kaisergewalt erstarken, [illegible]e kräftige Einigung der deutschen Nation sich vorbereiten sahen. Moritz wußte, [illegible]lche Plane abermals und zwar hauptsächlich wiederum im Haag geschmiedet [illegible]rden den deutschen Brand aufs neue zu entzünden.

Wir haben diese Plane zu erwägen.

Die Unterhandlungen über eine Heirath zwischen Jakobs einzigem Sohne [illegible]arl und der spanischen Infantin, als deren Folge der englische König Jakob [illegible]e völlige Herstellung seines Schwiegersohnes auf friedlichem Wege hoffte, [illegible]uerten bis in das Jahr 1624. Im Sommer 1623 schien die Sache fest zu [illegible]hen: im August reiste Karl nach Madrid, begleitet von dem charakterlosen, [illegible]heilvollen Günstling Buckingham. Der Tag der Vermählung ward bestimmt, [illegible] London der Grundstein zu einer Kapelle für die Infantin gelegt. Als die [illegible]iden Reisenden, die Jakob seine fahrenden Ritter nannte, zu ihm zurückkehrten, [illegible]andelte sich die Stimmung bei Jakob und seinem Sohne. Sie schlug um in [illegible]neigung, in Haß. Wer trug die Schuld? Es ist unzweifelhaft, daß man auf [illegible]tholischer Seite von dieser Heirath hoffte, nämlich zunächst Duldung für die [illegible]atholiken in England. Es ist eben so gewiß, daß mit Ausschluß des Königs [illegible]ie in England herrschende Partei, die im Parlamente ihren Ausdruck findet, [illegible]en wegen der Duldung der Katholiken diese Heirath fürchtete. [2] Der kaiser[illegible]che Gesandte in Madrid, Khevenhiller, [3] mißt die Schuld lediglich dem Herzoge

[1] a. a. O. 583.
[2] Aitzema I. 557.
[3] Khevenhiller, Ann. Ferdinand. X. 333.

Buckingham bei. In der letzten Frist vor dem Tage, der zur feierlichen Verlobung in Madrid angesetzt war, trafen dort kurz nach einander drei Eilboten ein, welche als neue Bedingung zu den bereits eingegangenen forderten: der spanische König solle im Falle der Weigerung des Kaisers den Pfalzgrafen völlig wieder einzusetzen, die Waffen für denselben ergreifen. Philipp erwiederte:[1] „der Vertrag ist geschlossen, die Eide sind geleistet: mögen der englische König und sein Sohn ihren Verpflichtungen nachkommen, wie ich die meinigen erfülle!" — Die Heirath war so gut wie abgebrochen, und an der Stelle des jungen Keimes der Freundschaft wuchs mit um so stärkerer Gewalt die alte Pflanze des Hasses empor.

Der Plan der spanischen Heirath war von Anfang an wider den Willen desjenigen Theiles der Bevölkerung von England, den man das englische Parlament nannte. Dasselbe hatte in gleicher Weise von Anfang an die Sache der Elisabeth und ihrer Kinder mit günstigem Auge betrachtet. Das Parlament war nicht für Friedrich gesinnt. Niemand unter den Vornehmen von England, also berichtet Friedrichs geheimer Rath Rusdorf,[2] billigt die Sache Friedrichs. Wenn sie nicht Rücksicht nähmen auf das englische Blut der Elisabeth und ihrer Kinder: so hätten sie Friedrich längst verlassen. Es tritt uns, wie wir sehen, der Charakterzug der Engländer entgegen keinen ihrer Angehörigen, dem wahres oder vermeintes Unrecht geschehen, schutz- und hülflos zu lassen. Für Elisabeth und ihre Kinder wollte das Parlament den Krieg, nicht für Friedrich. Auf diesem persönlich haftete in England ein sehr schmählicher Verdacht: man hielt ihn für feige.[3] Nur in Betreff der Angehörigen der Nation — denn als solche galt Elisabeth, galten auch ihre Kinder — hatte das Parlament dem Könige Jakob sehr deutlich nahe gelegt, daß es zu Bewilligungen für den Krieg erbötig sei.

Jakob hatte nicht gewollt, nicht bloß aus persönlicher Abneigung gegen den Krieg, aus moralischen, sondern auch, was man häufig übersieht, aus politischen Gründen, die er dem Kaiser Ferdinand nicht verschwieg. Er wollte nicht durch seine Unterstützung der Rebellion der böhmischen Großen einen Schein des Rechtes verleihen. Gab es doch auch daheim bei ihm verwandte Elemente. Es gab dort eine zahlreiche Partei, welchen das Beispiel der Böhmen verlockend erschien. Sie dachte daran die königlichen Rechte bis auf den Titel zu beschränken. Sie hoffte auf Jakobs Tod. Wenn dann nicht Karl ihre Forderungen bewillige: so gedachten sie ihn zu verlassen, wie die Israeliten den Roboam.[4] Und weiter sahen die Kundigen schon damals ein puritanisches Regiment voraus. Die puritanische Strömung regte sich stark in der Nation. Es gab in derselben sogar eine Partei, welcher selbst der Pfälzer Friedrich genehm war, weil bei ihr ein fanatischer Haß gegen alles was katholisch, östreichisch, spanisch war, die fehlenden

[1] Lingard, Geschichte von England (deutsche Uebersetzung) IX. 200

[2] Rusdorf, consilia et negotia publica p. 317.

[3] Rusdorfii epistolae p. 48.

[4] Mysteria politica hoc est epistolae arcanae. Neapoli 1625. (Neap. ist fingirt; wahrscheinlich ist es Venedig.)

igenschaften ersetzte. Der Pfälzer Rusdorf erkannte das. England ist wie ein Meer vor dem Sturme, sagte er. Leichte Winde nur kräuseln die Fläche; aber der erfahrene Seemann kennt dieß Kräuseln, er weiß, was es verkündet.[1] Es waren damals noch 17 Jahre vor dem Beginne des langen Parlamentes.

Wir haben gesehen, wie Friedrich im December 1623 die Vorschläge von sich wies, deren Bewilligung der König Jakob bei dem deutschen Kaiser für ihn erlangt. Wie liefen doch die Dinge so merkwürdig, daß zur selben Zeit, wo Friedrich dieß Angebot verschmähte, ihm die Hoffnungsstrahlen eines neuen Krieges aufgingen!

Im Beginne des Jahres 1624 berief Jakob das Parlament und legte demselben die Heirathssache seines Sohnes vor. Buckingham erstattete Bericht.[2] Er wußte, in welcher Richtung die Strömung rann. Er wußte, wie man ihm den bisherigen Verlauf der Dinge Schuld gab, was mithin er zu thun hatte, um sich rein zu waschen. Demgemäß fiel sein Bericht über die Reise nach Spanien aus. Der spanische Gesandte beschwerte sich bei dem Könige über diesen Bericht. Das Parlament athmete Krieg, Wiedereinsetzung des Pfalzgrafen mit bewaffneter Hand. Buckingham zur eigenen Sicherheit schürte und blies in das Feuer. Das Parlament trug dem Könige seine Bewilligungen entgegen, und forderte dafür nachsichtslose Strenge und Austreibung der Katholiken. In die erste Forderung willfahrte Jakob. Er hob seine Verdienste um den protestantischen Glauben hervor. Ein Märtyrer sei er zwar nicht, meinte er; aber auf die Ehre eines Confessors mache er Anspruch; denn er habe um der Religion willen Verfolgung gelitten: der Cardinal Bellarmin habe gegen ihn geschrieben.[3] Gegen den Krieg sträubte er sich noch. Niemals solle der Mensch durch Gewalt etwas erstreben wollen, so lange noch eine Möglichkeit sei des friedlichen Weges. Zumal er dürfe das nicht. Er berief sich auf seinen Namen: pacificus rex werde er genannt.

Als dennoch endlich Jakob in den Krieg einwilligte, war in London großes Frohlocken mit Freudenfeuern und Glockenklang. Warum auch sollten die Engländer nicht feiern? Die gewöhnlichen Rücksichten, welche die Völker der Kriegeslust ihrer Herrscher abgeneigt machen, waren hier nicht vorhanden. Nicht die Engländer hatten die eigene Kriegeslust auszubüßen, sondern zunächst und hauptsächlich, wie immer, die Deutschen. Der Gedanke an irgend ein Recht der Wiedervergeltung von den Deutschen gegen England konnte nicht aufkommen. England war unnahbar. Es konnte durch einiges Geld und dabei durch einige Menschen, deren man dort ihrer Qualität nach lieber entbehrte, den Krieg auf dem Festlande führen, ohne weiter selbst zu leiden, und konnte mit dem Kriege aufhören, wann es ihm gefiel. Dagegen bot in jedem Falle ein Krieg gegen Spanien Aussicht auf Gewinn. Noch besaß Spanien, dem Portugal gezwungen

[1] Rusdorfii epistolae p. 10 von 1623.
[2] Londorp. II. 800.
[3] Theatrum Europ. I. 913.

[illegible] zur Welt. Bis dahin warf der Bund zu [illegible] eine neue Beute ab. Aber diese Beute kam nur den Holländern zu gute. [illegible] wie nur diese Nachbarn allein [illegible] Vortheil [illegible]?[1] Das erschien weder klug, noch [illegible].

[illegible] dabei wieder solche Gelüste mit [illegible] zu vermählen. [illegible] Mangel sofort einen [illegible] für den großen Haufen noch immer hin. Auf die [illegible] für den englischen Prinzen fand [illegible]. War Henriette Marie von Bourbon [illegible] als die Infantin von Spanien? Man übersah das. [illegible], ist das Zusammen[illegible].

Der König von Frankreich hatte während des böhmischen Aufruhrs, auch [illegible] im Jahre 1620 dem Kaiser und dem deutschen Reiche namhafte Dienste geleistet. Im Jahre 1623 wendete sich der Strich des Windes. Der [illegible]. Frankreich neigte sich den Bewerbungen Savoyens und Venedigs zu. Sie waren gerichtet, wie [illegible] auf deutschem Reichsboden [illegible] im Februar 1623 [illegible] den Zweck des Bundes dieser drei Mächte trat. Das Bündniß scheint damals in Deutschland nicht einmal bekannt geworden zu sein. Im Juni 1623 wurden sogar 6000 Franzosen an der Ems auf dem [illegible] gesehen. Hierüber erst führte der deutsche Kaiser in Frankreich ernstere Klage.[2] Er fragte den französischen König, ob es seiner würdig sei einem solchen Manne Vorschub zu leisten. Das half nicht mehr. In unseren Tagen würde ein solcher Schritt wie derjenige des französischen Königs, ebenso wie die vielfachen der Generalstaaten als ein offener Friedensbruch angesehen werden. Damals war das nicht in gleicher Weise so, zumal bei dem friedliebenden Sinne des Kaisers Ferdinand, und weil ja auch diese Franzosen ohne weitere That wie Schnee an der Sonne zerschmolzen. Dennoch sah man deutlich, was fortan kommen würde, wie der Leiter des französischen Staates einlenkte in die Bahn Heinrichs IV. Es war klar, daß jeder Plan auf die Zerrüttung der kaiserlichen Macht, der Einheit und Kraft der deutschen Nation fortan wieder seine Förderer in Frankreich finden würde.

Sofort nach Abbruch des Planes der spanischen Heirath näherten sich England und Frankreich. Es galt für sie beide den Kampf gegen Spanien und Oestreich, das Haus Habsburg insgesammt. Der Umschwung am französischen Hofe, im Jahre 1623 nicht zu verkennen, trat 1624 vollendet hervor. Doch fehlte es auch da noch nicht an Vorstellungen des Rechts und der Gerechtigkeit. „Wir haben keine gerechte Ursache zum Kriege,“ sagt ein französischer Staatsmann jener Tage.[3]

[1] Rusdorffii epistolae p. 46.

[2] Hurter IX. 306

[3] Die mehrerwähnten Mysteria politica. Der Name des Franzosen ist Anserville. Der Brief ist aus Paris vom 8. September 1624.

Sollen wir dem Pfalzgrafen Friedrich helfen? — Er hat sich eine Krone an= maßt, die nicht sein war. Er hat den Türken um Hülfe angerufen. Er hat m Savoyer die Kaiserkrone versprochen. Er hat seine Mitfürsten mit Krieg erzogen. Der dänische König hat ihn abgewiesen. Sein Schwiegervater hat ne Sache oft misbilligt, hat ihn gebeten, daß er sich dem Kaiser gebührend terwerfe. Die Urheber des Unheiles selbst haben nachher sich von ihm los= sagt. Nie hat ein wahrer Christ das böhmische Wesen gebilligt. Unser König t die Sache des Kaisers Ferdinand als die gerechte anerkannt, hat in diesem nne auf die Union gewirkt. Alle Archive enthalten davon Zeugnis. Soll er t mit Hand anlegen für den Pfalzgrafen? Wenn er das thut, so wird Gott h ihm einen Pfalzgrafen erwecken. Soll er ferner mithelfen den Völkern iinische Herrscher aufzuzwingen? Dagegen empört sich das Gefühl des Katho= m." Und weiter fragt dieser katholische Franzose: „Sollen wir uns mit den ländern verbinden, welche den französischen Soldaten unter ihrem Heere katho= sche Priester und Sacramente verweigern? Eine solche Unterstützung wäre wider ie Religion. Sie wäre ferner ein Eingriff in die gesetzliche Ordnung des Rechtes n deutschen Reiche. Der Calvinismus ist in Deutschland nur geduldet. Er hat as Recht des Religionsfriedens von Augsburg nie erlangt. Soll er dieß Recht zt erlangen durch katholische Waffen?"

„Und was spricht denn im Grunde für den Krieg?" fragt dieser französische hrist. „Allen unseren Beweisgründen gegen denselben halten die Holländer, e Venetianer, die Freunde Mansfelds, und unsere eigene kriegesdurstige Jugend tgegen: Frankreich wird wachsen, die Kaiserkrone wird auf Frankreich zurück= men, das deutsche Reich wird kraftlos uns zu Füßen liegen. Aber jeder von sen Freunden hat seinen eigenen Zweck, seine eigene Begier: das Wohl Frank= ichs ist nur in ihrem Munde zur Verdeckung dessen, was jeder für sich begehrt." - Er weist dann die Zwecke der einzelnen Kriegeslustigen nach. Wir dürfen eselben je nach der Stellung des Einzelnen derselben, der Generalstaaten, der epublik Venedig, Mansfelds u. s. w. so als bekannt voraussetzen, wie der ranzose sie schildert.

Wenn auch immerhin von Manchen diese Einwendungen gemacht wurden: so ar das Uebergewicht des Richelieu, dem die Königin Mutter den rothen Hut rschafft, schon damals übermächtig. Die französische Speculation auf den neren deutschen Unfrieden, die mit Franz I. begann, die von Heinrich IV. in mantaften Planen der Umwälzung und Vernichtung mit lieblich klingendem amen ausgesponnen wurde, um von da an fort und fort einer der Angelpunkte s politischen Strebens unserer Nachbarn im Westen zu werden, besaß an diesem ardinal einen tückisch schlauen, und zugleich energisch erbarmungslosen Vertreter. ie Kehrseite des Planes der Centralisation von Frankreich unter den könig= chen Absolutismus war die Zerknitterung Deutschlands bis zur völligen Ohnmacht s Kaisers. Für beide Länder wirkte Richelieu gleich verderblich. Das Mittel gen den Kaiser und die deutsche Nation war Krieg im Innern. Die Sendlinge s Cardinals gingen aus, um bei den Fürsten des deutschen Reiches zu wühlen

gegen den Frieden desselben.[1] Zugleich schauten sie hoffend und erwartend nach England und nach dem Haag. Und namentlich hier waren ihre Wünsche nicht vergeblich.

Auch nach anderen Seiten waren damals die Holländer wieder rastlos wie je zuvor, um dem Kaiser und dem Reiche Feinde zu erwecken, wo immer möglich. Eben damals war ein Gesandter des Bethlen Gabor im Haag.[2] Er beklagte sich, daß man ihn nicht genügend unterstützt, daß Christian von Braunschweig nicht nach den östreichischen Erbländern durchgebrochen sei. Wenn das geschehen wäre, meinte Bethlen Gabor: so würde er jetzt Meister sein von Böhmen und den Nebenländern. Aber er sei noch Willens. Wenn nur die Generalstaaten ihm Geld vorstreckten: so würde er selbst alles aufbieten, dazu auch von den Türken Hülfe erlangen und niemals wieder mit dem Kaiser Frieden schließen. Das klang den Hochmögenden angenehm. Man ermahnte ihn nicht abzulassen, und namentlich dem Sultan alle Dienste zu leisten, damit derselbe Antheil nähme am Kriege. Dennoch mochten die Generalstaaten nicht großes Vertrauen hegen zu einem Manne, dessen Wechsel und Wandel bereits sprichwörtlich geworden war. Um so eifriger lauschten sie im Beginne des Jahres 1624 auf die Anfangs noch leisen Kundgebungen, die von England aus an ihr Ohr schlugen.

Der König Jakob hatte die Generalstaaten nie geliebt. Es haftete in ihm so manche schmerzliche Erinnerung, wie diese schlauen Hochmögenden auch bei der besonderen Königsweisheit, die mit ihm geboren sei, ihn häßlich überlistet hatten. Doch nicht bloß die schlauere Politik der Hochmögenden war ihm ein Dorn, nicht minder verdroß ihn ihre unverkennbare Ueberlegenheit zur See.[3] Bei den Völkern und Fürsten des fernen Indiens galt Moritz von Nassau als der eigentliche Herr in Europa, den König Jakob sahen sie viel geringer an. Auch in Europa überwog weit die holländische Flagge. Jakob pflegte den Holländern weder [illegible] Unmuth, noch den Grund desselben zu verhehlen. „Ihr seid weit und [illegible] Meister auf der See," fuhr er holländische Abgeordnete in einer Audienz an[4]. „Ihr thut was Ihr wollt. Ihr hindert meine eigenen Unterthanen am [illegible] auf meinen Küsten. Ihr seid Blutegel meines Volkes." Der Grund des Unmuthes der Engländer lag nahe. Wir haben denselben bereits berührt. Die Holländer wurden reich und mächtig durch den Raubkrieg an Spanien, und der Neid darüber war ein Sporn für das englische Volk zu der Forderung einen Antheil an dieser Quelle des Gewinnes zu erlangen.

Der Eifer in England für den Krieg wandelte diese Abneigung. Sobald die Generalstaaten das Bevorstehen der Wendung der Dinge in England wahrnahmen, erschienen dort ihre Gesandten, um mitzuwirken. Schon am 26. Februar 1624 gingen sie unter Segel.[5] Das Jahr zuvor hatten sie sich an der Friedensliebe

[1] Hurter IX. 323 ff.
[2] Archiv zu Brüssel. Corresp. du duc de Bavière avec A. et J.
[3] Aitzema I. 477.
[4] a. a. O. 490. cf. 477.
[5] a. a. O. 671.

lobs vergeblich abgemüht: dießmal fühlten sie sofort bei dem Empfange
i Hauch einer anderen Strömung. Ihre Anträge waren willkommen. Am
. Juni 1624 ward zwischen Jakob und den Generalstaaten ein Bund ge-
lossen, nach dem üblichen Ausdrucke jener Zeit zur gegenseitigen Vertheidigung
zugehörigen Länder. Wenige Wochen später erfolgte der Abschluß des Bundes
Generalstaaten mit dem französischen Könige.[1] Der Zweck in Worten war
Einigkeit und Ruhe der Christenheit.

Wir werden bald in nächster Nähe ersehen, auf welche Weise und wo diese
i Mächte die Ruhe und den Frieden der Christenheit erstrebten.

Zunächst verband Richelieu mit dem Plane dieses Bundes gegen Spanien
den Kaiser auch die andere Seite seines Wirkens. Gewicht und Gegen-
icht ward in die Wagschaale gelegt. Der französische König versprach den
bündeten jährlich eine Million Livres, und sie verpflichteten sich nicht Frieden
machen, als mit Rath und Genehmigung des Königs von Frankreich. Dieß
r nicht schwer zu erfüllen, weil die Holländer überhaupt nicht Frieden mit
panien wollten, sondern Krieg. Aber dazu forderte Richelieu noch einen anderen
ienst.

Ebenso wie in den Erblanden des Kaisers, hatte auch in Frankreich seit
Jahren die Religion für eine Anzahl von Herren und Großen als das
mer der Empörung gegen das Oberhaupt gedient. Es war das nächste Ziel
Cardinals Richelieu diese Empörung ganz und für immer niederzuschlagen,
Bollwerke zu schlichten, welche dem Absolutismus entgegenstanden. Heinrich IV.
e den Hugenotten feste Plätze zur Sicherheit gewährt. Diese mußten fallen.
stärkste Feste war la Rochelle, deren Bezwingung nur durch eine Flotte
glich war. Eine solche war nur von den Holländern zu erlangen. Es war
Hinderniß. Noch vor dem Schlusse des Jahres 1624 ward zwischen Frank-
h und den Generalstaaten ein anderer Vertrag abgeschlossen, demzufolge eine
ländische Kriegesflotte von 20 Segeln vor la Rochelle erschien.[2] Die Stadt
r calvinisch. Die Bewohner ergriffen, wie sie meinten, die Waffen für die
ligion. Sie duldeten in dieser Belagerung Qualen des Hungers, wie einst
Juden in Jerusalem gegen Titus. Die Holländer hielten sich für nicht
chtere Calvinisten. Sie bewiesen das daheim. Während die Flotte der cal-
ischen Holländer das calvinische la Rochelle für den Cardinal der katholischen
che belagerte, duldeten dieselben Holländer nach wie vor daheim keinen katho-
hen Gottesdienst, legten sie den Gesandten katholischer Mächte im Haag die
pflichtung auf in ihren eigenen Wohnungen zur Messe nur die eigenen Haus-
ssen zuzulassen.[3] Während die calvinischen Holländer das calvinische la
chelle, das für seine Religion zu kämpfen vermeinte, belagerten für den
rdinal der katholischen Kirche, gingen daheim die Verfolgungen gegen die

[1] a. a. O. 717.
[2] Aitzema I. 717.
[3] Aitzema I. 915.

Arminianer und Katholiken, das Fangen und Spannen, das Verbannen, die Ausmergelung durch Geldbußen, ungehemmt fort. [1] Auch das geschah um der Religion willen. Also sagte man.

Der Grund des Verfahrens der Holländer gegen la Rochelle lag darin, daß die Regungen der Hugenotten von damals unter dem Herzoge von Soubise nicht in den allgemeinen Plan paßten. Dieser allgemeine Plan der Mächte gegen Spanien und Oestreich, gegen das Haus Habsburg insgesammt und als Mittel dazu der Krieg zu Wasser und zu Lande, vor allen Dingen in Deutschland, erforderte vielmehr, daß Frankreich nicht zerrüttet werde. Darum tadelten nicht bloß die Generalstaaten an den französischen Führern der Hugenotten dasselbe Verfahren, zu welchem sie die protestantischen Reichsfürsten in Deutschland gegen den Kaiser aufzuhetzen suchten. In Schweden herrschte ganz dieselbe Ansicht. „Es ist zu erbarmen," meinte Johann Casimir, [2] der Oheim Gustav Adolfs, zu Camerar, „daß Soubise bei diesem Stande der Dinge in Europa sich erhoben hat. Es ist zu fürchten, daß auch bei den Unseren sich allgemach Wölfe in Schafsfelle einschleichen, welche dergleichen junge Herren aufreizen." „Ich hoffe aber," setzte er hinzu, „es sei nunmehr gestillt. Das gebe Gott und segne alle guten Rathschläge." Mit diesen anderen guten Rathschlägen außer der Besiegung der Hugenotten meint Johann Casimir die damaligen Plane des Schwedenkönigs Gustav Adolf gegen Deutschland. Wir werden dieselben bald näher zu erwägen haben, wie sie bedingt werden durch den großen Bund der drei Mächte. Zunächst haben wir unseren Blick zu lenken auf die schon allzu sehr bekannten Werkzeuge derartiger Plane.

Die Theilnahme Frankreichs und Englands am Kriege stand schon im Frühlinge 1624 fest. Es fragte sich, wer das Werkzeug zur Führung sein solle. Damals war ein guter General so viel und mehr werth als eine Armee. Denn man hatte keine. In England war nach dem Urtheile damaliger Staatsmänner auch nicht einer, der es verstände ein Heer zu führen. Auch Horace de Vere, den manche Deutsche späterer Zeit für sein Verhalten in Mannheim eben so zu rühmenden Beiworten ausgeschmückt, wie den Holländer van der Merven zu Heidelberg, hatte sich nach dem Urtheile kundiger Zeitgenossen in der Pfalz als unfähig bewiesen. [3] Die Blicke der Engländer fielen auf Mansfeld. Als dieser Mann im Januar 1624 Ostfriesland verlassen mußte, wendete er sich nach dem Haag. Dort fand er geringe Willfährigkeit für ihn: sein Credit bei den Vermögenden war in den Sümpfen Ostfrieslands stecken geblieben. Savoyen und Venedig, die alle dasselbe Interesse hatten den deutschen Kaiser daheim in Kriege zu verstricken, empfahlen ihn nach Frankreich. Dort ward Mansfeld wohl empfangen, und mit einem stattlichen Zehrpfennige versehen. [4] Während er noch dort weilte, schlug die Kunde von dem Abbruche der Heirathshandlung zwischen

[1] a. a. O. 459.
[2] Moser, patriotisches Archiv I, S. 49, vom 17. Mai 1625
[3] Rusdorf, consilia et negotia publica p. 350.
[4] Theatrum Europ 921.

König von England, der sich vor seinem Parlamente mit einem gewissen
en rex pacificus nannte, vergaß sich so weit den landverderbenden
dessen Hände besudelt waren mit dem Blute so vieler tausende wehr=
nschen, seinen lieben Oheim, Fürsten und Grafen zu nennen.[2] Der
Jakob bezeugte diesem Manne, daß seine Kinder ein großes Belieben
an Mansfelds Tapferkeit, Weisheit, Verstand, Wohlverhalten, Treue
ächseligkeit. Das Zeugnis war nicht der Wahrheit gemäß.[3] Friedrich,
oft von Mansfeld betrogen war, mochte endlich doch einigen Einblick in
Abgrund gewonnen haben. Er hatte den Mansfeld nicht empfohlen, und
ese Nichtempfehlung gereichte bei Jakob dem Mansfeld zum Vortheile.
und Friedrich waren weit getrennt. Der letztere nannte sich standhaft
lmehr störrig noch immer König von Böhmen: seinen Schwiegervater
chon der Name Böhmen in Aufregung und Zorn. Es war Jakob nur
Pfalz zu thun. Nur das Erbe seiner Enkel wollte er sichern, und zu
wecke sollte nun Mansfeld ein Heer führen. Mansfeld verlangte für
Mann monatlich 200,000 Gulden. Das etwa Fehlende, sagte er, lasse
Contributionen des besetzten Landes beitreiben.[4]
Erfolg Mansfelds in England rief in dem Genossen seiner Gesinnung
teifer hervor. Wir haben gesehen, wie Christian von Braunschweig im
24 noch schwankte, ob er den flehenden Bitten seiner Mutter folgen,
Grafen Anton Günther von Oldenburg in bündigster Form gegebenes
füllen, und mithin die abermals ihm entgegen getragene Verzeihung des
annehmen solle. Im Juni schwankte er nicht mehr. Er hatte inzwischen
nd zu seinem militärischen Rufe auch noch jeden anderen eingebüßt, so
davon verblieben war. Was er begangen, sagt uns Camerar nicht,
es eine schmachvolle Handlung gewesen sei.[5] Die Obrigkeit in Am=
erholte sich an dem Diener des Herzogs; aber es war offenkundig, daß
auf Befehl Christians gehandelt hatte. „Wir bemühen uns insgeheim,"
nerar, „diesen von der Schmach zu befreien; aber fürwahr, wenn er

nichts Großes, noch Gutes erwarten." Christian ging nach England und Frankreich, und fand dort eine ähnliche Aufnahme wie Mansfeld.

Und selbst damals noch, nach allem was vorangegangen war, bot im August 1624 der Kaiser diesem Christian Verzeihung an und Eintritt in den kaiserlichen Dienst. [1] Christian wollte nicht. Hatte er zu seinem Nichtwollen eine Triebfeder, die von irgend einem Standpunkte aus eine moralische genannt werden könnte? Wir bezweifeln es namentlich deshalb, weil Christian und Mansfeld im Juli 1622, als sie im Elsaß in Noth waren, dem Kaiser ihre Dienste anboten. Hätte damals Tilly aus eigener Macht sofort bewilligt: so waren Mansfeld und Christian gebunden. Einen moralischen Grund irgend welcher Art gegen den kaiserlichen Dienst konnte also Christian nicht haben. Seine Weigerung erwuchs aus einem anderen Motive. Wir glauben nach der ganzen Art und Weise wie Christian auftritt, annehmen zu müssen, daß der eigentliche Grund seiner Weigerung die Furcht vor Unterordnung war. Für ihn, wie für Mansfeld war schrankenloses Herrschen und Gebieten über Leib und Leben, Güter und Habe anderer Menschen das alleinige Streben. Im Dienste des Kaisers als der höchsten Obrigkeit selbst, des berufenen Schützers der Ordnung, des Friedens und der Gerechtigkeit unter den Menschen schien damals noch das Söldnerfürstenthum nicht gedeihen zu können.

Eben wegen dieses Strebens eines Jeden für sich konnten Mansfeld und Christian sich unter einander nimmer vertragen. Sie hinderten einander, sie waren einander lästig. Und doch lag es in der Natur der Sache, daß das gleiche Streben beider nach dem Söldnerfürstenthume sie in dieselben Bahnen führte, daß sie in denselben einander antreffen mußten. Wir haben deshalb die kundigsten Führer der Umsturzpartei über sie noch näher zu befragen.

Auf die Person des Mansfeld setzte damals Friedrichs geheimer Rath Rusdorf noch einiges Vertrauen. Mannigfache Gründe des Verdachts gegen den Söldner waren Rusdorf wohl bekannt. [2] Er half sich mit dem Troste: man muß Vertrauen haben, weil es einmal nicht anders ist, weil ja auch Mansfeld die Autorität des Königs von Böhmen anzuerkennen verspricht. Ob Rusdorf wohl bedachte, wie schwer oder leicht ein Versprechen des Mansfeld wog, ob er eine Ahnung hatte, daß Mansfeld ein Jahr zuvor im Anfange 1623 im Stande gewesen war vier oder fünf entgegengesetzte Unterhandlungen zu gleicher Zeit anzuspinnen? — Auf Christian dagegen hat Rusdorf gar kein Vertrauen. „Wir müssen uns bemühen," meint er [3] bei der Ueberkunft des Jünglings nach England," daß er die Unterhandlungen mit Mansfeld nicht stört. Wenn Christian mit diesem zusammen thun und etwa Anführer der Reiter sein will: so ist es aus. Die beiden können sich nimmer vertragen. Ihre Eifersucht, ihr Neid, ihr Haß gegen einander wird die Sache verderben."

[1] Hurter IX. 337. Nt. 122

[2] Rusdorfii epistolae p. 41.

[3] a. a. O. S. 41.

Anders dachte der bislang für Friedrich gleich unermüdliche Camerar. Er traute weder dem Mansfeld, noch dem Christian. Camerar hatte seit Jahren mit banger Sorge dem Treiben Mansfelds zugeschaut. Er zuerst hatte schon in Böhmen das Vertrauen auf diesen Söldner verloren. [1] Er hatte dort mit Schrecken die Verheerungen der Banden desselben angesehen. Seitdem hatte Mansfeld nicht eine bessere Meinung bei Camerar begründet. Mit Sorge und Bangen sah nun dieser erfahrene Politiker, welchen Einfluß Mansfeld über den König Jakob gewann. Camerar verkennt die Jämmerlichkeit Friedrichs nicht; allein er hegt damals noch die Hoffnung, daß durch englische Unterstützung der Schwächling angeregt werde sich selber aufzurichten, aus dem Frauengemach hervor zu kommen, und seinen Kindern ein Beispiel zu geben. Die Hoffnung trübt sich durch Jakob selbst. Nicht seinem Schwiegersohne und dessen Räthen vertraut der englische König Geld an, sondern dem Mansfeld. Davon, sagt Camerar, ist die Herstellung der Pfalz nicht zu erwarten. Und nicht bloß das, er fürchtet Schlimmeres. Er gedenkt an Mansfelds Kriegsweise. Wenn Mansfeld nicht der Mehrzahl nach deutsche Soldaten hat, sondern ausländische: so wird das ganze Reich sich wider ihn verbinden. Und dann tritt der Gedanke an Christian von Braunschweig hinzu. „Wenn dieser, der bei Gott und den Menschen gleich verhaßt ist, sich mit Mansfeld vereinigt: so wird die Gefahr erst recht groß.“ [2]

Wir wiederholen, daß es Camerar ist, der also im Interesse des Pfälzers Friedrich redet, nicht ein Anderer. Er fährt fort in diesem Sinne.

„Der Haß gegen Mansfeld ist verbreitet durch ganz Deutschland; doch größer noch ist derjenige gegen den Braunschweiger. Nicht solche Beschützer fordert die Zeit. Wenn nicht auf Kriegeszucht gehalten, wenn nicht die Unternehmungen von Friedrich selber abhängig gemacht, die Geldmittel von treuen Männern verwaltet werden: so ist nichts zu hoffen.“

Auf einen Anderen hofft Camerar, und gibt diese Hoffnung zu erkennen, wo und wie er kann. „Der König von Schweden,“ sagt Camerar, „ist der einzige, der uns helfen kann. Wenn der englische König an Gustav Adolf die Gelder gäbe, die er nun dem Mansfeld bestimmt: so würden auch die Generalstaaten eine bedeutende Summe zuschießen.“

Die Bemühungen Camerars und Anderer für Gustav Adolf waren nicht so ganz vergeblich. Wir haben die Plane dieser Art näher ins Auge zu fassen. Einstweilen hielt Jakob an Mansfeld. Wir haben deshalb zuvor den Mansfeldischen Entwürfen weiter zu folgen.

Camerars Meinung über diese Entwürfe, die nur auf Kriegführen so oder so, und nicht auf einen Zweck und ein Ziel des Krieges berechnet sind, die nach Mansfeldischer Art den Krieg nur erstreben um des Krieges willen, ist nicht eine vereinzelte. Moritz von Nassau stimmt mit ihm überein. Sie beide

[1] Die Briefe Camerars bei Söltl III. 192 ff.
[2] a. a. O. S. 196.

sind der Ansicht, daß der englische König sich verpflichten müsse für Friedrich ein paar Jahre 16,000 Mann zu besolden.[1] Damit ließe sich Westfalen erobern und so lange behalten, bis der Kaiser die Pfalz zurückgegeben. Westfalen und die Pfalz? Was denn hatten die armen Westfalen, die Fürsten und Unterthanen dort mit der Sache Friedrichs zu thun? — Moritz und Camerar erwogen nicht diese Frage. Sie waren der Meinung: wo das nicht geschehe, da werde der Ausgang abermals derselbe sein, wie bei den bisherigen plötzlichen und unbesonnenen Anschlägen des Mansfeld und des Christian. Ihre Warnungen finden kein Gehör. Im November 1624 beschließen die Könige von England und Frankreich mit der Heirath zugleich, daß sie den Mansfeld auf sechs Monate unterstützen wollen. „Auf sechs Monate?" ruft unwillig Camerar. „Glauben denn diese Könige, man könne eine solche Sache durch einen Krieg innerhalb sechs Monate beenden? Und was soll dann werden?" — Er wiederholt abermals: durch Mansfeld kann man das Verlorene nicht wieder erringen.

Auch den Hochmögenden bangte vor der Nähe von Mansfeld. Andererseits hatten sie den Schrecken vom August 1623 nach der Schlacht bei Stadtlohn, wo damals Tilly waffenklirrend an ihrer Grenze stand, noch nicht vergessen. Sie baten den englischen König, wenn er die Absicht habe ein Heer unter Mansfeld zu schicken: so möge er es nicht in der Nähe der Niederlande thun. Nicht, sagen sie,[2] als ob Mansfelds Person ihnen unangenehm sei; allein die Folge werde sein, daß die ganze Macht des Kaisers und der Liga sich dahin ziehe, und daß ferner die Eifersucht und der Unwille Dänemarks und des niedersächsischen Kreises rege gemacht werde. Denn diese hätten über Mansfelds Züge, Einlagerungen und Plünderungen, da er ja seine Leute nicht bezahlen könne, sich oft beklagt. — Also die Hochmögenden wußten sehr wohl, wie es um Mansfeld stand. Sie wußten es dann nämlich, wenn die Gefahr möglicher Weise sie mit berühren könne. Darum stellten sie dem Könige Jakob ihre Besorgnis vor, daß für sie aus der Nähe eines solchen Heeres mehr Schaden als Nutzen erwachsen würde. Wenn dagegen der König Jakob ein Heer unter Mansfeld nach Burgund, dem Valtellin oder sonst wohin schicken wolle: so sei das den Hochmögenden sehr angenehm.

Eben damals erfüllte die Nachricht von einer grausenhaften Barbarei, welche die Holländer auf Amboina gegen die dortigen Engländer verübt hatten, den König Jakob mit Schrecken und Zorn.[3] Er war ingrimmig auf die Holländer. Er sah voraus, daß sie seine Truppen nicht landen lassen würden. Auch sonst war die Willfährigkeit der Holländer klein. Jakob verlangte, daß sie dem Mansfeld das Geschütz und Heergeräth wieder verschafften, welches die Stadt Emden dem Mansfeld genommen. Emden war in der Gewalt der Holländer; aber Mansfeld erhielt sein Geschütz nicht zurück. Dennoch mußte Jakob nun vorwärts.

[1] Söltl III. 193.
[2] Aitzema I. 907.
[3] Aitzema I. 917. — Rusdorfii epistolae p. 53.

Im October 1624 gebot er 12,000 Mann Engländer zu pressen. Es war ein merkwürdiger Unterschied zwischen der Kriegsweise des Festlandes und der englischen. Auf dem Festlande pflegte man zu werben. Wenn die Trommel erdröhnte, wenn die Werbefahne lustig flatterte, strömten, wie sich von selbst versteht, zunächst die Auswürflinge der menschlichen Gesellschaft herzu. Selbstverständlich zog man das versuchte Volk, d. h. kriegserfahrene Leute vor. Der Jammer und die Leiden, welche diese Menschen selbst erduldeten, welche sie Anderen zufügten, kamen auf Rechnung des eigenen freien Willens. Anders in England.[1] Die Presser nahmen Jeden, welchen sie tauglich fanden. Um den eigenen Willen der Unglücklichen, um Befähigung und Uebung in den Waffen handelte es sich nicht. Sie sollten fechten für Religion und Freiheit, wie man es nannte, mit oder ohne Willen. Während also das Heer zusammen gebracht wurde, kam auch der Führer heran.

Am 12. November bestieg Mansfeld in den Niederlanden ein Schiff zur Ueberfahrt, um diese neuen Krieger zu holen. Das Fahrzeug strandete an der Küste: die Seeleute ertranken, nur Mansfeld mit einigen Officieren ward gerettet. Gleich nachher kam Christian von Braunschweig zum zweitenmale nach England. Beide wurden abermals festlich dort empfangen und hoch geehrt. Mansfeld sollte die englischen Fußgänger, Christian französische Reiter führen. Dazu wollte man Deutsche werben. Fast war es dem Könige Jakob schon wieder leid.[2] Mansfeld erkannte es. Er bat den englischen König ihn nur so weit zu unterstützen, bis er das Heer in Waffen fertig stehen habe. Das Uebrige, sagt Mansfeld, werde sich machen.

Es ist seltsam, daß weder die Heerführer, noch der englische König sich vorher vergewissert hatten, ob die zusammen gerafften Haufen, wenn nicht nach der Pfalz, doch wenigstens nach Deutschland einen Weg offen finden würden. Mansfeld schrieb an die Infantin zu Brüssel: sie müsse ihn durchziehen lassen, mit Güte oder mit Gewalt.[3] Die Fürstin kannte endlich diesen Mann. Sie würdigte ihn keiner Antwort. Dagegen meldete sie es an Tilly.[4] Sie fügte hinzu, daß sie den Durchzug niemals und unter keinem Vorwande gestatten würde. Sie bat Tilly um Hülfe. Das Gerücht verbreitete unterdessen die Nachricht, daß man die Landung des Mansfeld wahrscheinlich an der Küste der spanischen Niederlande zu gewärtigen habe. Bei dem Namen Mansfeld durchrieselte ein Schauder den wohlhabenden Bürger und Landmann, den Gatten und Vater. Die Menschen verließen Haus und Hof auf dem Lande, um sich mit allen Habseligkeiten hinter die Mauern der Städte zu flüchten. „Es ist ein Jammer anzusehen," meldet[5] der spanische Statthalter aus Arras an die

[1] Rusdorf hebt diesen Unterschied hervor in Consilia et negotia publica p. 349.

[2] Rusdorfii epistolae p. 51.

[3] Aitzema I. 1040.

[4] Villermont II. 322 vom 1. Februar 1625.

[5] Archiv zu Brüssel. Corresp. du duc de Bavière avec l'Infante. Bericht des Grafen Hoogstraten, December 1624.

Infantin, „welches Entsetzen die Menschen ergriffen hat. Die Landstraßen sind bedeckt mit Fliehenden." Und freilich war ja die Gefahr groß, da man wenige Truppen zur Verfügung hatte. Tilly sagte Hülfe zu bis auf 13,000 Mann;[1] aber die Schwierigkeit der Zusendung im Winter war groß. Die Infantin bot das Landvolk auf und bewaffnete es. Tag und Nacht spähten die Wachen von den Küsten, damit alles bereit sei zum Empfange des Verderbers.

Mansfeld ließ die gepreßten 12,000 Engländer in 300 Fahrzeuge laden, stieß von England ab und segelte auf Calais. Die Franzosen wollten ihn nicht aussteigen lassen. Die burgundische Küste war augenscheinlich wohl verwahrt, die Landung dort nicht thunlich. Mansfeld steuerte nach Seeland, und kam im Februar 1625 vor Gertruidenberg. Er erbot sich zum Entsatze von Breda, welches Spinola hart belagerte. Aus diesem Grunde wollten die Holländer dort die Landung zulassen; doch nicht also willfährig bewiesen sich Wind und Wellen. Mehre Tage lang wütheten Stürme, stießen die Schiffe auf der Rhede an einander, daß einige zerschellten. Es folgte ein Wechsel von Frost und Thauwetter. Pest, Fieber und Seekrankheit wütheten zugleich auf den Schiffen. Für die Gesunden hatte Gertruidenberg nicht Lebensmittel genug. Der gelinde Frost sperrte die Wege. Die zusammen Gepreßten starben haufenweise. Mansfeld ließ die Leichen und was man dafür hielt, bei Dutzenden ins Wasser werfen. Sie trieben an die Küste, der Hauch der Verwesung verbreitete in den nah gelegenen Orten Pest und Tod. Endlich wurde die Ausschiffung ermöglicht, und sofort begann die Desertion in Haufen. Was auch sollten die Armen? Sie waren gepreßt. Sie wußten nichts von Waffen und der Handhabung derselben. Manche füllten ihr Musketenrohr mit Pulver bis an die Mündung.[2] Sie wußten nicht, wofür und weshalb der Krieg, wer ihnen Freund sei oder Feind. Allein sie sahen, daß sie sterben mußten so wie so, vor Frost und Hunger, vor Pest und Ungemach. Darum entliefen sie. Mit 12,000 Menschen war Mansfeld von England abgegangen. Die nach seiner Landung noch übrigen 6000 wurden mit den Deutschen verbunden, die in Holland für englisches Geld geworben waren.

Zur selben Zeit führte Christian von Braunschweig französische Reiter zu Schiffe von Calais aus nach derselben Gegend. Der Sturm fuhr unter die Flotte, verschlug, verstreute sie. Ein Theil der Schiffe scheiterte, eine große Menge Menschen ging zu Grunde. Mit den Ueberlebenden stieß Christian zu Mansfeld: sie sollten Breda entsetzen. Was sie dort und ferner verrichtet, werden wir später erfahren. Wir haben zunächst zu erfragen, wie die Regungen der beiden in England und aller Orten während des Jahres 1624 ihren Rückschlag übten auf Deutschland.

Die Furcht vor Mansfelds und Christians Umtrieben ist im Jahre 1624

[1] Die Schreiben bei Villermont II. 323 ff.

[2] Ausführlich erzählt in der Schrift von Hermannus Hugo, de Belagering van Breda. — cf. Rapin de Thoyras, Hist. de l'A. A. VII. 241. 253.

auf deutschem Boden die Nahrung für das glimmende Kriegsfeuer. Der Name der beiden Freibeuter war für die Deutschen jener Tage ein Gegenstand des Hasses und des Abscheues, mehr noch derjenige Christians, als Mansfelds.[1] Wohin wird Mansfeld sich wenden, wo abermals in das Reich einbrechen, um abermals den Greuel der Verwüstung in die deutschen Länder zu tragen: das ist die Frage, welche wie in den spanischen Niederlanden, so auch im deutschen Reiche die Gemüther mit ängstlicher Sorge beschäftigt, sie nicht zur Ruhe, das Reich nicht zum inneren Frieden, den Kaiser und die Liga nicht zu einer durchgreifenden Entwaffnung kommen läßt. Wenn Mansfeld von Holland, von England aus wieder kommen will: so sind in Ostfriesland, wo nur holländische Besatzungen liegen, über die Ems her die Pforten des Reiches ihm aufgethan, und von da aus ist es leicht für ihn auch die Weser und die Elbe zu gewinnen. Darum ist es die wiederholte Bitte[2] des Kaisers und Tillys an die Fürsten des niedersächsischen Kreises, denen das Feuer zunächst, daß sie alles aufbieten, damit die Holländer Ostfriesland räumen, sei es in Güte, sei es mit Gewalt. So lange dieß nicht geschieht, darf der Kaiser den General Tilly nicht aus Hessen abberufen, zumal da die Umtriebe der Landgrafen Moritz mit Allem, was feindlich gegen Kaiser und Reich ist, Niemandem ein Geheimnis sind. Das Alles war nicht zu leugnen. Dennoch schwankten die Fürsten des niedersächsischen Kreises zwischen dieser Anerkennung und der Furcht, dem Mistrauen, daß Tillys Einlagerung in Hessen doch noch auf weitere Plane ziele. Es war die beständige Regung der Unsicherheit wegen der Kirchengüter, welche sie thatsächlich und nicht rechtlich inne hatten. Sie hatten ihr Heer entlassen: mit Gewalt also vermochten sie nichts gegen die Holländer. Auf Bitten und Rechtsgutachten hörten diese nicht. Darum versuchten es die Fürsten von Niedersachsen mit Bitten nach der anderen Seite. Sie ersuchten den Kaiser um Abführung der Truppen von ihren Grenzen.

War das die Ansicht aller protestantischen Reichsfürsten?

Johann Georg von Kursachsen sprach dem Kaiser denselben Wunsch aus. Er meinte im Anfange 1624: es sei nun doch die Gefahr vorbei, und man könne die Fürsten in Niedersachsen beruhigen. Zugleich beharrte er in seinem Grollen gegen die bayerische Kurwürde. Deshalb bemühte sich der Kurfürst von Mainz im Frühlinge 1624 den Sachsen zu begütigen. Man kam zusammen zu Schleusingen in der Grafschaft Henneberg. Dort erschienen im Juni 1624 die beiden Kurfürsten von Mainz und Sachsen, der Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, einige kleine Reichsfürsten, und Tilly. Die beiden Kurfürsten und der Landgraf Ludwig hatten besondere Zusammenkünfte. Die Ansicht des letzteren Mannes ist maßgebend für die geschichtliche Betrachtung. Denn Ludwig hatte als Reichsfürst dasselbe Interesse, wie alle andere Reichsfürsten, den Kaiser nicht zum absoluten Herrn zu machen. Er war lutherisch und keineswegs geneigt sein

[1] Söltl III. 196.
[2] Königliches Archiv in Hannover.

oder seines Landes Bekenntnis der katholischen Kirche zu opfern. Aber er duldete andererseits keine Verunglimpfung derselben durch seine Theologen. Er war dem Kaiser und dem Reiche treu ergeben. Aber er war ein Mann von selbständiger Gesinnung. Er hatte dieselbe bewährt in der Gefangenschaft des Sommers 1622, als Friedrich und Mansfeld ihn mit umherschleppten auf ihren Irrfahrten. Er hatte sie dann bewährt in Regensburg vor dem Kaiser; denn er hatte sich dort dem Bedenken von Sachsen und Brandenburg gegen die Uebertragung der Kurwürde auf Max von Bayern angeschlossen. Die Ansicht eines solchen Mannes hat Gewicht.

Ludwig nun erklärte und bewies[1] dem Kurfürsten Johann Georg: das kaiserlich-ligistische Heer dürfe die besetzten Oerter nicht verlassen, weil man wegen des Mansfeld und des Christian nie Sicherheit habe vor neuen Unternehmungen. Außerdem sei bei Hessen-Cassel noch der besondere Umstand vorhanden, daß Moritz es offenbar mit den Feinden des Reiches halte.

Hier könnte man vielleicht einwerfen, daß Ludwig so redete aus Abneigung gegen seinen Vetter Moritz von Cassel. Allein wenn durch den Abzug Tillys von Hessen in Wahrheit der allgemeine Friede zu erreichen stand: so war in einem solchen Frieden Moritz für Ludwig am wenigsten gefährlich. Hatten doch die Räthe des Moritz ihm mehr als einmal angedeutet, daß seine Ritter- und Landschaft mehr Neigung zu Ludwig habe, als zu ihm.

Und dann wies Ludwig ferner auf das Ausland hin. Sowohl England, als Schweden und Dänemark rüsteten, die Holländer stünden auf Reiches Boden. Johann Georg erkannte das an. Es gelang den eindringlichen Vorstellungen Ludwigs, diesen Kurfürsten völlig zu überzeugen. Johann Georg erkannte die fortdauernde Einlagerung in Hessen-Cassel als unvermeidlich an, und nahm seinen Widerspruch gegen die Verleihung der Kurwürde an Max von Bayern zurück. Wir sehen die hauptsächlichsten deutschen Fürsten des Protestantismus mit dem Kaiser völlig einig.

Während also der deutsche Kaiser, die katholischen und lutherischen Fürsten dahin trachteten das Reich innerlich zu beruhigen, regte sich schon seit Jahren ein Feind, der in sich die Kraft verspürte die Pläne Friedrichs von der Pfalz mit gewandterem Geschicke, mit rastloser Energie durchzuführen. Mansfeld und Christian konnten verderben, konnten Tod und Jammer bringen. Aber nicht sie waren die gefährlichsten Feinde. Noch ein anderer war da, harrend seiner Zeit. Es war Gustav Adolf, König von Schweden.

Er war entsprossen aus dem mit Greuel und Brudermord besudelten Hause der Wasa. Sein Vater Karl IX. hatte die schwedische Krone dem Neffen Siegmund vorweggenommen. Karl war protestantisch, Siegmund katholisch. Diese Verschiedenheit des Bekenntnisses war das Mittel, durch welches Karl sich behauptete, und sogar die Krone seinem Sohne Gustav Adolf vererbte. Der katholische Siegmund von Polen verzichtete nicht auf seine Ansprüche. Der

[1] Senkenberg XXV. 249.

das gelinge: so werde Siegmund aus seinem Reiche einen Sitz des Krieges gegen die protestantischen Mächte machen wollen.

Irren wir nicht: so schimmert aus dieser Darlegung ein leitender Gedanke des Königs Gustav Adolf hervor. Er will eine Solidarität der protestantischen Fürsten begründen gegen die katholischen. Deshalb schafft er sich das Phantom einer katholischen Liga auf der anderen Seite. Er fühlte in sich die Kraft die Führerschaft jener Solidarität zu übernehmen.

Indessen, versichert Gustav Adolf weiter, widerstehe er seines Ortes, so gut er könne, und sobald er nur Mittel habe den langwierigen Krieg mit Polen beizulegen: so sollten die Unirten gewiß versichert sein, daß er in Ansehung der großen Gefahr, auch der Billigkeit ihnen beistehen, und die evangelische Religion besten Fleißes zu erhalten suchen wolle.

Wir sehen, wie Gustav Adolf in dem Sprachgebrauche der Unionsfürsten die eigene Habgier mit dem wohlklingenden Namen des Evangeliums zu umhüllen, schon damals vollkommen Meister war. Gustav Adolf war lutherisch, die Unionsfürsten calvinisch. Das deutsche Lutherthum, die Fürsten voran, standen der Union fast feindlich gegenüber. Sie verneinten entschieden die Sache des Evangeliums bei Kurpfalz und Hessen-Cassel.

Beim Ausbruche der böhmischen Rebellion stellte sich Gustav Adolf auf die Seite der Feudalherren von Böhmen. Sollte er als König, der in der Militärmonarchie, welche er schuf, dem Adel nur noch die Freiheit seines Dienstes beließ, das Streben der Feudalherren nach anarchischer Unabhängigkeit gebilligt haben? Nicht das war es. Es gab Unruhe im deutschen Reiche, und diese Unruhe war sein Wunsch. Gustav Adolf billigte als der einzige von allen Fürsten Europas die Wahl Friedrichs zum Könige. Er wäre zu einem Bunde erbötig gewesen; doch wollte er sich darum bitten, sich Anträge stellen lassen. um danach seine Forderungen zu bemessen.[1] Er schickte Unterstützungen, die indessen mehr seinen guten Willen bewiesen, als eine That. In derselben Zeit bereiste er das deutsche Reich, um sich des Landes Art und Bewohner für zukünftige Fälle anzusehen. Wie konnte einem scharfblickenden Fürsten, der die ignavia für das charakteristische Zeichen seiner Zeit erklärte, es entgehen, was auf diesem Boden zu erreichen sei für den, welcher statt der ignavia in sich selber eine rücksichtslose Energie fühlte! Das Land war blühend, war reich, wie damals noch kein anderes, und zugleich völlig wehrlos. Es gingen damals bei der Partei der Union die Reden, daß man, um die kirchlichen Fürstenthümer an sich zu bringen, den Pfaffen die Pferde an den Zaun zu binden habe. Der Gedanke war da: es handelte sich nur um die Ausführung. Mansfeld und Christian faßten ihn auf. Wäre ihnen mehr als die Anfänge gelungen: sie hätten ein Chaos bewirkt und weiter nichts. Auch Gustav Adolf vernahm solche Reden. Er sah sich die deutschen Städte an voll stattlicher Gebäude, voll ragender Thürme, reich an Erzeugnissen der Gewerbe und

[1] Hurter, Ferdinand II. Bd. IX. 392.

wäre, und verspricht zu unserem Wohle alles." [1] Sollte Camerar, der welt- und menschenerfahrene Mann, damals geglaubt haben, der König Gustav Adolf werde sich für das Wohl Friedrichs in einen gefährlichen Krieg stürzen, und nach dem Siege etwa das Errungene dem Friedrich großmüthig zu Füßen legen?

In Wahrheit erwog Gustav Adolf schon damals alle Möglichkeiten die Sache anzufassen und auszuführen. Er überlegt, ob man den Krieg nach Italien, nach Spanien versetzen, ob man die Türken herbeiziehen solle. Moralische Bedenken irgend welcher Art hat er bei diesen Fragen nicht, namentlich nicht bei derjenigen der Hülfe durch die Türken; denn sein Gesandter Paul Straßberger arbeitete seit längerer Zeit in Constantinopel rastlos für die Unterstützung Bethlen Gabors gegen den deutschen Kaiser. [2] Aber soll man die Türken direct herbeiziehen? Gustav Adolf meint, es sei doch zur Zeit nicht gut. Der Türke sei den Christen verhaßt, und es stehe bei jenem daheim auch nicht sicher. Deshalb müsse man den Krieg über Polen nach Mähren und Schlesien versetzen. [3] Dieß könne geschehen, wenn die Generalstaaten ihm monatlich 50,000 Reichsthaler gäben. Gustav Adolf meint: sein Heer übertreffe dasjenige der übrigen Fürsten an Gehorsam, Abhärtung und Uebung, es sei noch nicht durch Lüste und Habsucht verdorben. Er meint: die Generalstaaten müßten Mansfeld und Christian von Braunschweig bewegen nach Polen zu ziehen.

Die Hochmögenden indessen bewiesen damals noch gar keine Neigung sich tiefer mit dem Schwedenkönige einzulassen. Sie hatten ihm 1616 eine Summe von drei Viertel einer Million vorgestreckt, welche er in Kupfer zurückzahlen sollte. Gustav Adolf und sein Land waren damals vor dem großen deutschen Raube sehr arm. Als jene 1623 ihn mahnten, erwiederte er: da er im Kriege mit Polen sei, dessen König dem Kaiser und Spanien so nahe stehe: so müsse man statt Zahlung zu fordern, viel eher ihm beistehen. [4]

Sobald die Wendung der Dinge in England im Beginne des Jahres 1624 dem Könige Gustav Adolf zu Ohren kam, eilte er dort sich anzubieten. [5] Im Anfange ward das nicht verschmäht. Gustav Adolf schickte an Friedrich Geschenke, und eben so that seine Frau an Elisabeth, die Pfalzgräfin. Die Geschenke waren kostbar: sie sollten dienen zur Darlegung der wohlgeneigten Gesinnung. [6] Derartige Dinge und die Verheißungen Gustav Adolfs wirkten. Am 2. August 1624 sprach Gustav Adolf dem Pfälzer Friedrich seine Freude aus, daß Friedrich, Jakob, Karl auf ihn die Hoffnung der Herstellung setzten. Er war durchaus

[1] Söltl III. 185

[2] Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches III. 72.

[3] Söltl III. 267.

[4] Aitzema I. 529.

[5] Moser, patriotisches Archiv V. S. 41 ff.

[6] Handschriftliche Briefe auf der königlichen Bibliothek in Hannover. Die Geschenke waren ea magnificentia, ut omnium regum munera suo splendore anteirent, et singularem Majestatum vestrarum erga se affectum atque benevolentiam praefati principes ex iis perspexerunt. 23. Februar 1624. Nicht unterzeichnet.

Auch Ludwig XIII., oder wenn man lieber will, der Cardinal Richelien vernahm im Sommer 1624 mit Freude die Regungen Gustav Adolfs, und meldete demselben sein Vergnügen, daß Schweden und Dänemark zum Wohle der Christenheit mit einander friedlich verblieben.[1] Wir sehen, wie hier der Sprachgebrauch sich ändert. An die Stelle des Evangeliums, welches Friedrich und Camerar, welches Gustav Adolf und Oxenstjerna für ihre Plane gegen den Kaiser, das Reich und die deutsche Nation mit so erstaunlicher Geläufigkeit unter einander handhaben, tritt bei Frankreich und dem Cardinal der katholischen Kirche das Wort Christenheit. Es leistet ganz dieselben Dienste. In Constantinopel wird daraus das gemeine Wohl. Auch dieses ist verständlich.

Gustav Adolf erhob für seinen beabsichtigten Kriegeszug gegen den deutschen Kaiser eine schwere Bedingung. Zu einem festen Sitze, zum Ausgangspunkte des Krieges muß der König zwei deutsche Häfen haben, einen an der Ostsee, einen an der Nordsee. Er dachte an Wismar und Bremen. Aber wer sollte ihm diese Häfen verschaffen? Namentlich die letztere Forderung war völlig unausführbar. Durfte man dem Senate einer freien Reichsstadt, den Bürgern derselben den Leichtsinn zutrauen, daß sie sich und ihre Stadt der Gnade eines fremden Königs gutwillig überliefern würden? Gustav Adolf kannte damals noch die deutschen Städte nicht von dieser Seite. Er hatte später zu erfahren, welche Fehler seiner Gegner, welche Gunst der Umstände ihm zu Hülfe kommen, welche Mittel seiner kunstreichen Politik er auch dann noch aufwenden mußte, bis die deutsche Stadt Stralsund nur halb freiwillig ihn einließ. Nicht so völlig unerfüllbar erschien die Hoffnung auf Wismar. Gustav Adolf stand mit seinen Vettern von Meklenburg in freundschaftlichem Verhältnisse. Er hatte im Jahre 1620 auch auf sie seinen Besuch zur Recognoscirung des Terrains ausgedehnt. Er warnte sie damals vor dem Dänen Christian. „Dann," also berichtet der Herzog Adolf Friedrich,[2] „haben wir unmenschlich mit ihm gesoffen. Sind also mit guter Vertraulichkeit und Courtoisie geschieden." Die Gesinnung war offenbar freundlich; aber dagegen stand, daß die Herzöge nach dem eigenen späteren Zeugnisse des Königs treu dem Kaiser anhingen. Immerhin ließ sich einige Hoffnung für den Schweden auf die geringe geistige Befähigung dieser Herzöge setzen, die nachher von dem Dänenkönige so meisterhaft ausgebeutet wurde, namentlich wenn etwa der Landgraf Moritz mit seinen Reden und Predigten von evangelischer Freiheit, mit seiner Fluth von Bibelsprüchen den natürlich gesunden Sinn dieser Leute überschwemmte.[3] Auch diese Hoffnung freilich war gering.

Während noch Gustav Adolf und Oxenstjerna sich in der Hoffnung des Gelingens wiegten, war an den entscheidenden Stellen in Whitehall und im Haag bereits eine Wendung der Dinge eingetreten.

Ein wesentliches Hinderniß gegen die Annahme der Vorschläge des Schweden

[1] Moser, patriotisches Archiv V. 74.

[2] Jahrbücher des Vereins für meklenburgische Geschichte I. 139

[3] Vgl. Moser, patriotisches Archiv Bd. V. S. 95

Bisthum Verden besaß, fand Schwierigkeit bei der Wahl in Halberstadt. Es kamen englische, französische, brandenburgische Gesandten nach Kopenhagen. Die Hochmögenden boten alles auf den Christian anzufeuern.[1] Im August 1624 fand sich der Kurfürst von Sachsen bewogen den Kaiser vor den Werbungen Christians zu warnen.[2] Damals wußte oder ahnte man dort längst etwas. Am 14. April 1624 wußte man bereits in Brüssel und München, daß in Schweden und Dänemark auf ungewöhnliche Weise geworben werde.[3] Es war das ein Grund mehr Tilly nicht aus Hessen zurückzuziehen, nicht zu entwaffnen.

Die Entscheidung, der Entschluß des Dänenkönigs ist jedoch nach der Ansicht der Schweden und schwedisch Gesinnten erst durch die Kunde von den Anerbietungen Gustav Adolfs erfolgt. Diesem seinem Nebenbuhler glaubte Christian IV. um jeden Preis zuvorkommen zu müssen. Daß er dieß Bestreben haben werde, sah man in Stockholm voraus; denn also, hieß es dort, ist es seine Weise.[4] Eben darum suchten die Schweden alles geheim zu halten, was denn freilich bei der siebartigen Beschaffenheit der Höfe nicht gelang. Es handelte sich dabei für den Dänenkönig nicht bloß um die Ehre. Wenn Gustav Adolf das erlangte, was er als die Grundlage seines Planes angab, eine deutsche Stadt an der Nord- oder Ostsee: so konnten seine weiteren Plane eben so wohl gegen Dänemark berechnet sein, wie gegen den Kaiser.[5] Großes Vertrauen, daß Gustav Adolf im Haag und in Whitehall seine wahre Absicht enthülle, hatte Christian nicht. Er fürchtete für sich. Um Gustav Adolf abzuwenden, suchte er ihm Schwierigkeiten in Polen zu machen.[6] Christian war geneigt zu einem Bündnisse mit Siegmund von Polen gegen Gustav Adolf. So nämlich deuteten die Schweden aufgefangene Briefe des Dänen nach Polen. Wirksamer indessen als solche Mittel, um dem Schweden die Rechnung zu kreuzen, waren Christians eigene Anerbietungen in England. Er erbot sich der Streiter gegen den Kaiser und das Reich zu sein. Er hatte dabei viel voraus. Er war Jakobs Schwager und hatte darum bei diesem größeres Vertrauen, als der ferne, unbekannte, jugendliche Schwede, dessen Entwürfe Jakob aus moralischen Gründen nicht billigte. Zugleich war Christians Plan wohlfeiler.

Der schwedischen Partei kam das sehr unerwartet und unangenehm. Oxenstjerna meinte im Februar 1625: er könne den Wandel der Dinge nicht begreifen.[7] Daß Jakob in Wahrheit aus einem gewissen Rechtsgefühle die schwedischen Vorschläge verworfen, mochte allerdings einem Manne wie Oxenstjerna schwer in den Sinn kommen. Den positiven Grund dagegen, das eifersüchtige Vordrängen

[1] Aitzema I. 1216.
[2] Hurter IX. 335.
[3] Archiv zu Brüssel. Correspondance du duc de Bavière avec l'Infante.
[4] Moser, patriotisches Archiv I. 37. vom 2. October 1624.
[5] Moser, patriotisches Archiv V. 95.
[6] a. a. O. S. 97.
[7] a. a. O. S. 104

im Voraus ein Dämmerlicht auf das, was Friedrich sowohl von Christians, als von Gustav Adolfs Hülfe zu erwarten hatte. Aber die Augen Friedrichs waren zur Aufnahme eines solchen Dämmerlichtes, oder zu einem Einblicke in sich selber vermöge seiner Störrigkeit allzu blöde. Er vertraute Jedem bis auf den, welchem er nach Eid und Pflicht und gegebenem Worte hätte vertrauen sollen. Er vernahm gern die Vorschläge der beiden Könige. Gustav Adolf erklärte sich im April 1625 bereit neben dem Dänenkönige mit einem Heere zu operiren, er nach Schlesien, der Däne nach der Pfalz hin.[1] Holland und England müßten das Geld hergeben zur Anwerbung von reichlich 20,000 Mann, denen er 16 Regimenter Schweden beifügen werde. Auf eigentlich deutsche Hafenstädte hatte er damals verzichtet. Er wollte durch Polen nach Schlesien. Aber er könne Danzig nicht neutral hinter sich lassen: entweder müsse es freundlich sein oder in seiner Gewalt. Ein solcher fester Platz als Stützpunkt sei durchaus nothwendig, und deshalb müssen die Verbündeten Danzig auffordern, daß es zu dem Schweden übertrete.

Man hat die Darlegung dieses Planes ein Meisterstück genannt. Es mag dieß in strategischer Beziehung also sein. Nicht von dieser Seite her unterziehen wir ihn einer Beurtheilung, sondern von sittlicher Seite. Denn dieses ist unsere Pflicht. Wenn man sich darauf beschränkt hätte Gustav Adolf zu feiern als den großen Strategen, der um seine Zwecke zu erreichen mit Menschen rechnet, wie mit Zahlen, unbekümmert um die sittlichen Bande der menschlichen Gesellschaft: so wäre diese Art von Lob nicht anzufechten. Allein man hat sich nicht darauf beschränkt. Man hat Gustav Adolf nicht bloß gefeiert wegen seiner intellectuellen Eigenschaften als Stratege, sondern man hat ihn emporgehoben wegen seiner moralischen Eigenschaften. Wir haben mithin ihn von dieser Seite zu betrachten, wie er selber in diesem als strategisch meisterhaft bezeichneten Plane sich darstellt.

Gustav Adolf will aus Polen durchbrechen nach Schlesien. Um sich den Weg dahin zu bahnen, schlägt er folgende Mittel vor.[2] Es versteht sich von selbst, daß der König von Polen Widerstand leisten wird. Dieser Widerstand kann gebrochen werden einmal durch den Angriff mehrer Feinde — denn auch der Moskowite, der damals dem westlichen Europa auf gleicher Linie menschlicher Achtung mit dem Türken stand, wird in diese Berechnung hineingezogen — und ferner durch die Verheerung des polnischen Reiches, da dort keine Mannszucht gehalten zu werden pflegt. Diese Verheerung kann noch zu Weiterem dienen. Es ist wahrscheinlich, daß die polnischen Stände, die ohnehin zur Frechheit sich neigen, die Ursache dieser Leiden auf den König von Polen schieben, gegen ihn schwierig werden, und andere Plane verfolgen, namentlich wenn sie sehen, daß der Krieg sich in die Länge zieht und kein Ende der Leiden ist. In diesem Falle würden die polnischen Stände selbst den Durchzug nach Schlesien gewähren.

Der Sinn also dessen ist: Gustav Adolf will Polen verheeren, endlos, und

[1] a. a. O. S. 167.

[2] Moser, patriotisches Archiv V. 175.

Tillys dieselbe Bedeutung hatten, wie bei seinen Gegnern, ist nach der ganzen Laufbahn dieses Mannes, nach seinen Thaten zu erwägen.

Auch die Bundesgenossen der Liga durften sich kein Hehl daraus machen, was ferner kommen würde. Sie hatten bis zum 24. April 1624 die für jene Zeiten ungeheure Summe von 24 Millionen an ihre Truppen bezahlt. Eroberungen hatte die Liga ungeachtet aller Siege Tillys nicht gemacht, und konnte keine machen, weil ihr Zweck lediglich derjenige des Erhaltens war dessen was bestand. Die Versicherungen, die Bitten des Bundes um Frieden konnten daher der Natur der Sache nach nicht anders als aufrichtig gemeint sein. Aber die Dinge lagen nicht derartig. Schon im Frühlinge 1624 drängte sich die Nothwendigkeit auf das Heer so stark zu erhalten, daß es Dänemark und Schweden, allenfalls auch einem Dritten gewachsen sei.[2] Tilly sah mit Sorge die Haltung von Frankreich, wie sich französische Truppen um Metz versammelten. Die Rüstungen in Dänemark, in Schweden waren gegen das Ende des Jahres 1624 offenkundig. Daß für Mansfeld und den Herzog Christian damals Engländer und Franzosen gepreßt wurden, verlautete aller Orten. Das nächste Ziel derselben war, wie man im Anfange 1625 sah, der Entsatz von Breda. Aber wenn dieser gelang: was war weiter von ihnen zu erwarten?

Das Jahr 1624 schloß für die Aussicht auf Frieden hoffnungslos.

Und doch waren es bis dahin nur noch Ausländer, von denen für Deutschland Gefahr drohte. Sie wollten, wie sich von selbst verstand, den Krieg führen auf Kosten der Deutschen. Wären sie doch nur gekommen als Ausländer! Allein nicht also war es die Absicht. Es erübrigte noch der Plan die armen Deutschen, welche den Krieg bezahlen sollten mit Leib und Leben, mit Hab und Gut, diese armen Deutschen abermals dahin zu bethören, daß sie die Söldner der fremden Eroberer begrüßten als die Vorkämpfer ihrer Religion und ihrer Freiheit. Christian IV. von Dänemark hatte die Führung des Krieges übernommen: ihm lag es ob dieß Stratagem durchzuspielen. Wir werden sehen, ob ihm gegen Tilly auf die Dauer das gelang.

Achter Abschnitt.

Der Landgraf Moritz von Hessen-Cassel war mit allen diesen Planen und Anschlägen, welche nicht die Deutschen, sondern die calvinischen Generalstaaten, die calvinische Partei in England, der Cardinal Richelieu, das katholische Venedig, die lutherischen Könige von Dänemark und Schweden in bunter Genossenschaft

[1] a. a. O. S. 349.
[2] Hurter IX. 347.

gegen den deutschen Kaiser, das Reich und die Nation aussannen, völlig vertraut und ein rathender Helfer. Er weilte fern von seinem Lande in Güstrow, und schürte von da aus das Feuer der Zwietracht daheim in seinem Lande, und wo sonst eine Gelegenheit sich bot. Er hätte gern noch mehr gethan. Gegen das Ende des Jahres 1624 war er bereit seine Festungen Cassel und Ziegenhain den Holländern zu überliefern.[1] Der Kaiser dagegen gab an Tilly den Auftrag entweder die Landstände von Hessen-Cassel, oder sich selbst vorher in den Besitz derselben zu setzen, mit der bestimmten Erklärung sie zurückzustellen, wenn die Gefahr vorüber sei. Tilly weilte in Hersfeld. Dahin berief er im Januar 1625 einige Landstände. Er ließ ihnen eröffnen, daß die Kriegsunruhen bald seinen Abzug aus Hessen erfordern würden. Nun folge Moritz den Einflüsterungen boshafter Leute, und bezeige sich immer widerwilliger gegen den Kaiser zugleich und die eigenen Stände des Landes, die er nach dem Abzuge des Heeres seine Ungnade wolle fühlen lassen. Moritz habe wegen seiner Landesfesten eine gefährliche Verabredung mit auswärtigen Feinden. Es sei die Pflicht der Stände dem Kaiser zu gehorchen, dem Landgrafen dagegen, wenn er so fortfahre, nicht anzuhangen. Die Stände baten um Beschickung des Landgrafen Moritz. Der Sohn Wilhelm, die Gemahlin des Moritz, die Räthe ersuchten diesen, er möge heimkehren. Er erwiederte, daß er abgesehen von den Beschwerden der Winterreise in Güstrow sicherer sei. Es gäbe wohl Leute in Cassel, die den Tilly dort lieber sähen als ihn. Wenn er jetzt einen Landtag ausschriebe: so sähe es aus, als wenn Tilly Oberschultheiß, er Unterschultheiß sei.

Da Moritz nicht wollte, da Tilly drängte, berief der Sohn Landgraf Wilhelm einen Landtag nach Cassel. Er redete im Sinne seines Vaters Moritz. Prälaten, Ritter und Landschaft baten flehentlich: er möge dem allgemeinen Wohle als dem höchsten Gesetze ein Opfer bringen. Wilhelm forderte eine andere Erklärung. Sie beharrten und baten, er möge nun auch das Seinige thun.

Es ist merkwürdig, wie Tilly auch da noch an sich hielt, wie er mit der Vollmacht in der Hand doch nicht gewaltsam durchgriff. Neben der persönlichen Geduld und Milde des Feldherrn wirkte hier aller Wahrscheinlichkeit nach noch ein Beweggrund mit, der aus seiner Stellung floß: er war der Generallieutenant vieler Reichsfürsten, zunächst des Kurfürsten Max von Bayern. Wie auch immer Moritz von Hessen-Cassel sich rebellisch gegen Kaiser und Reich betrug, wie auch immer er in den Augen des Kurfürsten Max eben sowohl als in denen der anderen Reichsstände als der Urheber, die Fackel und die Trompete aller Verwirrung im Reiche galt:[2] so hatte doch Max mit Moritz das gemeinsame Interesse des reichsfürstlichen Standes. Es ist möglich und wahrscheinlich, daß Tilly als unmittelbar kaiserlicher Feldherr andere Instructionen erhalten, daß er demnach energischer durchgegriffen haben würde. Aber so war er nur mittelbar Feldherr des Kaisers, mittelbar durch den Kurfürsten von Bayern und die Liga.

[1] Rommel, Geschichte von Hessen VII. 590.
[2] Hurter, Ferdinand Bd. VIII. 28.

Darum wandte er die möglichste Schonung an, und Moritz beutete dieselbe zum Vollmaße aus. Doch verstärkte Tilly seine Truppen. Zugleich sicherte der Kaiser als der berufene Schützer der ständischen Corporationen im Reiche gegen die Uebergriffe landesfürstlicher Willkür, am 24. März 1625 ausdrücklich der beisischen Ritter- und Landschaft ihre Freiheiten zu. Dieß geschah zum Schutze derselben gegen die Rache des Landgrafen, wenn sie Beschlüsse faßte gegen seinen Willen. Also sicher gestellt, bewegten die Stände sich freier. Sie erklärten am 31. Mai 1625, kein fremdes Kriegsvolk in die Festen des Landes aufnehmen zu wollen, und wenn der Landgraf Moritz sie dazu zwinge, sich der Eide und Pflichten gegen ihn entbunden zu achten.

Ziehen wir das Ergebnis. Die conservativen Corporationen des Landes Hessen-Cassel, ob calvinisch, ob lutherisch, waren nicht einverstanden mit der undeutschen Politik ihres Landgrafen. Die conservativen Corporationen des Landes Hessen-Cassel hielten treu zu ihrem Kaiser und dem deutschen Reiche gegen die verrätherischen Entwürfe des Landgrafen Moritz.

Nachdem Tilly also sich den Rücken gedeckt, zog er seine Macht weiter nordwärts. Er hatte eine doppelte Aufgabe. Er mußte sowohl gegen einen etwaigen Einbruch des Mansfeld und des Christian von den Niederlanden her Wache halten, als gegen den Dänenkönig auf der Hut sein. Dieser war eben damals beschäftigt mit Hülfe des Landgrafen Moritz eine Art von politischem Meisterstücke zu vollbringen. Er strebte die deutschen Fürsten von Niedersachsen oder einen Theil derselben mit ihren Ländern sich dienstbar zu machen für seine Plane. Sie sollten ihm die Stücke von Deutschland, die er für sich begehrte, erobern helfen auf ihre Gefahr und ihre Kosten, ohne Lohn für sich im Falle des Gelingens, ohne Schutz für sich im Falle des Fehlschlagens. In jedem Falle wurden ihre Länder der Schauplatz des Krieges, wurden wüst und öde. Und dennoch gelang es dem Dänenkönige zu solchen Dingen einige dieser Fürsten bereitwillig zu finden! Wir haben zu sehen, wie er das anfing.

Das Jahr 1624 hindurch bewahrten die Fürsten des niedersächsischen Kreises ihre eigenthümliche Haltung, in welcher sich Furcht vor einem abermaligen Einbruche Mansfelds in das Reich, und Mistrauen gegen den Kaiser und die Liga zu einem seltsamen Gemisch verschlangen. Die wühlenden Umtriebe des Landgrafen Moritz in Güstrow fanden noch kein rechtes Gehör. Am 16. Juni 1624 erklärten die Fürsten und Stände von Niedersachsen: durch kein Misgeschick, wie groß es auch sei, würden sie von der kaiserlichen Majestät sich abwendig machen lassen. [1] Diese Gesinnung trat sehr entschieden bei dem Herzoge Christian von Celle hervor. Er stand fortdauernd mit Tilly in gutem Vernehmen, und beide hielten viel auf einander. Im Laufe des Jahres 1624 ging Tilly einmal nach Wien, und berichtete hier dem Kaiser über den guten Willen des Herzogs Christian. Tilly bat, [2] der Kaiser wolle die Kriegeslast, welche die Unterthanen

[1] Hurter IX. 342.
[2] Königliches Archiv zu Hannover

des Herzogs für das Heer hätten tragen müssen, bei einer künftigen Reichssteuer ihnen in Rechnung bringen. Der Kaiser erkannte Christians Sinn und Willen an. Er gab demselben im December 1624 das Zeugnis, daß Christian aufrichtig, wohlmeinend und treuherzig das Heer unterstützt, seinen Mitständen ein gutes Beispiel gegeben, und mehrmals böse Anschläge der offenen Feinde, Aechter und Rebellen vereitelt habe.[1] Christian konnte allerdings bis 1624 in seiner besonderen Stellung als Kreisoberster vortheilhaft einwirken. Allein er sah weitere Stürme voraus, und diesen fühlte sich der ruhige, friedliebende Mann nicht gewachsen. Er legte schon im Frühlinge 1624 das Kreisoberstenamt nieder. Die Versuche des Kaisers ihn umzustimmen, hatten keinen Erfolg. Im Januar 1625 stand der Kaiser von weiteren Versuchen ab, und forderte den Kreis auf einen anderen Obersten zu wählen.[2]

Und nun eröffnete sich ein weites Feld zur Intrigue für den dänischen König, der als Herzog von Holstein Mitstand des Kreises war. Es bot sich ihm die Möglichkeit als Kreisoberst die ungewissen, schwankenden Fürsten Niedersachsens zu dem Plane des Krieges herüberzuziehen, den er mit englischem, holländischem, französischem Gelde zu führen gedachte. Es bot sich ihm die Möglichkeit diesen seinen Eroberungskrieg, den er beabsichtigte gegen Kaiser und Reich, zu einem inneren deutschen Kriege zu machen, die Deutschen bezahlen zu lassen für den Raub, den Christian an ihnen verüben wollte.

Am 25. März 1625 kam der Dänenkönig mit einigen dieser Fürsten zu Lauenburg zusammen. Es war ein schicksalsschwerer Tag für Norddeutschland zunächst, und weiter für die gesammte Nation. Die Geladenen waren Inhaber von Bisthümern, dazu die Herzöge von Meklenburg, Friedrich Ulrich von Braunschweig, sämmtlich namhaft durch ihr geringes Maß von Einsicht in die Verwickelungen menschlicher Dinge. Zugegen war ferner der Landgraf Moritz von Hessen und ein holländischer Abgeordneter, Foppius van Aitzema, Oheim des Geschichtschreibers. Es sei Gefahr vorhanden für den Kreis, hieß es. Man müsse sich in Vertheidigungsstand setzen. Woher und von wem die Gefahr? Es ward Gewicht darauf gelegt, von woher Mansfeld einbrechen wolle in das Reich. Man müsse auf seiner Hut sein gegen ihn. Tilly selbst habe ja so oft vor ihm gewarnt. Wußten diese Fürsten damals noch nicht, daß Mansfeld einige Wochen zuvor auf der Rhede von Gertruidenberg angekommen war? Die Fürsten zu Lauenburg verabredeten, daß allerdings ein Heer zur Vertheidigung geworben, daß der Kreis dafür die dreifache Tripelhülfe, also die neunfache Reichssteuer erlegen müsse. Der Dänenkönig solle das Heer anführen. Die versammelten Fürsten versprachen ihm die Wahl zum Kreisobersten. Er ließ sich darum bitten. Nur auf inständiges Bitten nahm er an. Er versprach den Kreis zu vertheidigen. Gegen wen? Man glitt über diese inhaltsschwere Frage in der Vertragsurkunde leicht hinweg, als wäre sie nicht da. Dagegen setzte diese Partei von Lauenburg

[1] Königliches Archiv zu Hannover.
[2] Londorp. III. 919 ff.

andere Punkte fest von sonderbarer Art. Wenn der eine oder andere Stand dieses Kreises zu solchem einhelligem Belieben sich nicht gutwillig verstehen will: so soll es dem Könige anheim gestellt sein den Widerwärtigen zu seiner Schuldigkeit anzustrengen. Insonderheit sollen die Städte beitragen für das Heer, das zu ihrer Vertheidigung aufgestellt wird. Und doch hatten die Leiter die Vorsicht gebraucht auch nicht eine der Städte zur Mitberathung nach Lauenburg einzuladen. Aber man blieb nicht einmal bei dem Kreise stehen. Wenn die Armee auf den Beinen, hieß es, so sollen sämmtliche Stände, bevorab diejenigen des Kreises schuldig sein Lebensmittel und Bedürfnisse zuzuführen. Was barg sich unter diesen Ausdruck, daß zuerst die Kreisstände das thun sollten? — Es war nun ferner möglich, daß der König Christian auf eigene Hand verfuhr, ohne die Fürsten des Kreises zu fragen. Auch dagegen wollten diese sich sicher stellen. Sie setzten fest, der König solle keinen Vertrag mit Anderen eingehen, als mit Bewilligung und Genehmigung der Fürsten des Kreises. Ob diese Fürsten eine Ahnung hatten von Christians Anträgen in England? Der Bund von Lauenburg konnte ferner dem Kaiser misfallen. Also dachten die Fürsten. Damit dieß nicht geschehe, wollen sie zur Vermeidung allen etwaigen Verdachtes ihre Absicht der Vertheidigung des Kreises wohlmeinend dem Kaiser entdecken.[1]

Auch wenn wir nicht wüßten, was Christian IV. von Dänemark vorhatte, welche Unterhandlungen er mit fremden Mächten angesponnen: so würde die Auslassung des Feindes, gegen den man rüstet, in einer solchen Vertragsurkunde genügenden Grund zu dem Verdachte bieten, daß hier ein doppeltes Spiel getrieben sei. Der Vertrag ließ Christian und seinen Bundesgenossen scheinbar noch freie Hand. Sie konnten dem fragenden Tilly antworten: er selber habe ja oft gewarnt und gemahnt, der Kreis möge sich in Stand halten und bereit sein, um jeden etwaigen Einbruch Mansfelds zurückzuschlagen.

Eine andere Frage ist die, ob die sämmtlichen Fürsten, die den Vertrag von Lauenburg mit unterzeichneten, die eigentliche Absicht Christians von Dänemark durchschauten, ob sie wußten um seine Bemühungen in London und im Haag, oder ob sie in Wahrheit bei dieser Rüstung an Mansfeld und die Abwehr desselben dachten. Wir sehen in Lauenburg zwei Wahlfürsten: Christian Wilhelm von Magdeburg, und Johann Friedrich von Bremen als Inhaber dieser Stifter, und drei Erbfürsten: Friedrich Ulrich von Braunschweig, und die beiden Herzöge von Meklenburg. Der Herzog Friedrich von Holstein tritt verhältnismäßig zurück. Keiner von allen diesen fünf scheint, wie die Folgezeit zur Genüge darthun wird, das gewöhnliche Mittelmaß menschlicher Einsicht besessen zu haben. Wir haben sie selbst zu vernehmen, was sie über ihr Benehmen in Lauenburg aussagen.

Der Bremer Erzbischof, Johann Friedrich von Holstein, verwahrte sich später gegen Tilly noch vor der Schlacht bei Lutter:[2] er habe vom Beginne des

[1] Londorp III. 924 und verschiedene Berichte im ehemaligen Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[2] Hurter IX. 491.

Gewicht in Anspruch nehmen darf. Es ist der Schwedenkönig Gustav Adolf. Er legte zwei Jahre nach dem Vertrage von Lauenburg seinen kriegschürenden Sendlingen in Deutschland das Gebot auf in ihren Reden bei den Fürsten von Niedersachsen sehr vorsichtig zu sein, weil der lutherische Erzbischof Johann Friedrich von Bremen, der Herzog Friedrich von Holstein, die Brüder von Meklenburg im Herzen ganz und gar kaiserlich gesinnt seien. [1]

Von allen den Fürsten, die dem Lauenburger Vertrage beigetreten waren, nahm nur der Hohenzoller Christian Wilhelm von Magdeburg am Kriege thätigen Antheil. Die Ursache lag nahe. Die Stände des Erzbisthums weigerten ihm jegliche Beihülfe. [2] Er stand allein. Das Erzbisthum war den kaiserlichen Truppen zunächst. Die Besetzung desselben war unausbleiblich, und damit sofort für Christian Wilhelm alles verloren. Deshalb blieb er dem Bunde mit den Dänen getreu, weil er nichts Anderes hatte.

Der Vertrag zu Lauenburg auch in seiner Unbestimmtheit und eben wegen derselben war ein großer Gewinn für den Dänen. Er ging fort auf diesem Wege. Einige Tage später ward er zu Lüneburg zum Kreisobersten erwählt. Die Partei unter sich erneuerte die Beschlüsse von Lauenburg, und es half dazu nicht wenig, wie Christian IV. sagte, daß auf dieser Versammlung ein Schreiben von Tilly verlesen ward, in welchem der Feldherr selbst wegen der fremden ausländischen Heere, die dem Reiche nahen, den Kreis auffordert sich in Vertheidigungsstand zu setzen. Ausdrücklich wurden abermals die Schwachen mit der Versicherung beruhigt, daß das Heer dienen solle allein zu des Kreises Sicherheit und Vertheidigung, und gegen Niemanden zum Angriff. Alsdann schrieb Christian IV. einen Kreistag nach Braunschweig aus. Dort hoffte er mit der Phalanx von Lauenburg hinter sich, die nun einmal gebunden war, die Mehrheit der Kreisstände für die sogenannte Vertheidigung des Kreises zu gewinnen. Das Weitere dann war seine Sache.

In welcher Weise die Führer wiederum schon zu Lüneburg verfuhren, sehen wir aus einem Klageschreiben, welches von Lüneburg aus einer oder mehre unter ihnen am 23. April an den Kaiser richteten. Es ist darin unter anderen eine Beschwerde gegen Tilly. Er habe ihnen vorgeworfen, sagen die unterzeichneten Kreisstände, daß sie für Mansfeld im Kreise von Niedersachsen Werbungen zugelassen. Sie verwahren sich hoch und theuer, daß sie das nicht gethan, daß sie vielmehr im Gehorsam gegen den Kaiser solche Werbungen überall verboten. Sie haben noch jüngst wieder zu Lauenburg sich verabredet fest und treu an diesem Verbote zu halten. Sie bitten, der Kaiser wolle der anderen Meinung keinen Glauben beimessen, er wolle dem General Tilly eine solche Rede ernstlich verweisen. Es sei ja klar, sagen sie, daß der Erz- und Erbfeind des christlichen Namens, eben so die auswärtigen Potentaten ihre Freude hätten an der Zerrüttung der deutschen Nation. [3]

[1] Geijer III. 144.

[2] Hoffmann, Geschichte von Magdeburg, Bd. III. S. 29.

[3] Aus einer ausführlichen Darlegung im ehemaligen Domcapitelarchive zu Osnabrück.

wissen wir, daß wir mit der einen oder der anderen fremden Macht irgend etwas in Ungutem zu schaffen haben. Deshalb droht von dort nicht die geringste Gefahr. Was den Kaiser und die anderen gehorsamen Kurfürsten und Fürsten des Reiches betrifft: so hat man die festen Zusicherungen derselben in Händen. Wir haben bislang denselben getraut, und haben bis zur Stunde keine Ursache in dieselben das geringste Mißtrauen zu setzen. Und obgleich man einwendet, der Kaiser und der General Tilly hätten ja selbst den Kreis gewarnt auf der Hut zu sein vor einem unvermutheten Einbruche des Mansfeld nach Bremen zu, und hätten deshalb ermahnt die Grenzen zu bewahren: so ist ja auch ohnehin dieß unsere Pflicht. Wir haben uns dessen auch jedesmal gegen den Kaiser erboten. Auch kann dieß mit dem Landvolke oder anderer geringer Macht leicht geschehen, zumal da der Kaiser sich zur Hülfe immer erboten, und offenbar allen Feinden zur Genüge gewachsen ist."

„Nicht das ist die Absicht," sagen diese Stände des Kreises, „nicht das ist der Zweck dieser Bewaffnung. Er liegt anderswo. Alle Umstände deuten darauf hin, die Gespräche, die Schreiben. Man will die in diesem Kreise noch übrigen Stifter und Klöster sich aneignen. Wenn der Kaiser sich dazu bereit fände, würde man dem Kaiser gegen Mansfeld und die Anderen wohl beistehen."

Wir sehen, daß doch auch diese protestirenden Stände des Kreises die volle Tragweite der Plane Christians IV. nicht erkennen. Sie denken nur an die Stifter und Klöster des Kreises. Sollte Christian IV. im Falle des Gelingens damit sich begnügt haben?

„Warum aber," fragen weiter diese Stände, „sollen dafür diejenigen zahlen oder fechten, die für ihre Person nichts davon zu genießen haben? Warum sollen sie aus dem Seckel ihrer unschuldigen Unterthanen dazu kriegen helfen? — Das von uns zu fordern, haben die Kriegsdurstigen kein Recht. Vielmehr muß ein Beschluß, dem wir kraft der Geschichte, kraft des Rechtes widersprechen, dem Kaiser zur Entscheidung verstellt werden. Bis dahin, wenn Recht Recht sein und bleiben soll, darf man eine Execution gegen uns nicht beginnen. Geschieht dieß aber dennoch, wie denn leider nach den täglichen Drohungen bereits vor Augen schwebt: so müssen wir zwar eine Zeitlang Geduld haben, hegen jedoch zu dem Kaiser und zu der Liga das Vertrauen, daß sie die getreuen Stände des Reiches und des Kreises nicht hülf- und trostlos lassen werden, weder mit den Mitteln des Rechtes, noch denen ihrer siegreichen Waffen." [1]

Ziehen wir das Ergebnis. Zunächst ist mit Nachdruck hervorzuheben, daß weder zu Lauenburg, noch zu Braunschweig von einer etwaigen Gefährdung der Religion die Rede ist. Nicht darum hatten die Fürsten des Kreises mit Christian IV. Bewaffnung beschlossen. Sie hatten es gethan in wirklicher oder vorgegebener Furcht vor Mansfeld. Gibt man immerhin zu, was nicht zugegeben zu werden braucht, daß die Mehrheit der Fürsten des Kreises für die Bewaffnung war: so

[1] Quod ipsis tam juris remediis quam armis victricibus praesentibus licet, si libeat.

selber persönlich Vortheil davon. Hier hatte Niemand Vortheil als Christian der Dänenkönig. Ob Sieg, ob Niederlage, ob vorwärts, ob zurück: es kam alles auf Kosten der Deutschen, und nicht zum wenigsten der betreffenden Fürsten selbst.

Tilly mahnte ab. Auf die Nachricht von dem Convente zu Lauenburg erwiederte er am 11. Mai[1], daß die Stände des Kreises in des Kaisers Devotion zu verharren gedenken, ist ihre Schuldigkeit auch ohne erneuerte Zusage. Tilly hat bislang keine Feindseligkeit gegen den niedersächsischen Kreis verübt und wünscht auch keine zu verüben. Auch setzt er kein Mistrauen in den König von Dänemark, als könnten die Truppen desselben zu einem anderen Zwecke geworben seyn, als den der König selbst angebe, nämlich gegen Mansfeld. Aber es ist ihm doch bedenklich, also spricht sich Tilly weiter aus, daß zu Lauenburg und dann auch zu Lüneburg ein Abgeordneter der Generalstaaten von Holland zugegen gewesen. Jedermann wisse ja, daß die Generalstaaten und Mansfeld eines Sinnes seien. „Es ist ja die größte List und der Fleiß der Generalstaaten, ihre Macht und Größe zu bauen und zu befestigen mit dem Anzünden fremder Empörung, und zu diesem Zwecke immer neue Bündnisse anzuzetteln." Und dann, fügt Tilly bald in einem anderen Schreiben hinzu, sind auch die vorgenommenen Werbungen für den Zweck der Abwehr gegen Mansfeld zu stark. Er erinnert an die Rüstungen des Jahres 1623. Damals als Mansfeld in Ostfriesland gestanden, als Christian von Braunschweig im Frühlinge neue Werbung begonnen, habe der Kreis ein Heer errichtet von 10,000 Mann. Nun ist zur Zeit eine unmittelbare Gefahr von Mansfeld nicht da, und die Werbungen des Dänenkönigs deuten auf eine Macht von 30,000 Mann.[2] Gegen wen ist das? Tilly bittet und beschwört die Fürsten von Niedersachsen, zu erwägen, welches Unheil ein Krieg in ihrem Lande über sie bringe.

Im Mai und Juni füllte sich der Kreis mit dänischen Truppen. Was da geschah, erfuhr Tilly alles ganz genau, theils durch den Herzog Christian von Celle, theils durch den Magistrat von Hamburg.[3] Die Gier des Dänenkönigs bedrohte ja auch diese Stadt. Es war ihr natürliches Interesse Schutz gegen ihn zu suchen bei dem Kaiser und bei Tilly.

Düstere Gerüchte durchliefen den Kreis von Niedersachsen. Man vernahm, daß zahlreiche Horden von Kosacken geworben würden, die in den Kreis Niedersachsen einbrechen sollten. Wer und woher die Kosacken eigentlich seien, wußten die Niedersachsen eben so wenig, wie ihre Fürsten. Aber gerade daß man es nicht wußte, erhöhte die Furchtbarkeit des Namens, stellte dieselbe mindestens demjenigen der Türken und Tartaren gleich. „Diese Furcht vor den Kosacken," so meldeten einige Fürsten an Johann Georg von Kursachsen, „hat hauptsächlich uns mitbewogen werben zu lassen." Johann Georg erkundigte sich näher. Er

[1] Theatr. Europ. I 915.

[2] Tillys Schreiben vom 6/16 August 1625 im Archive der Landschaft Calenberg zu Hannover.

[3] Villermont: Tilly etc. II. 335.

eines kaiserlichen Feldherrn ertragen, ob er nicht lieber zur Erhaltung der deutschen Libertät das Aeußerste daran setzen wolle. Es scheint in solchen Worten des Königs Christian IV. die Redeweise des Landgrafen Moritz durchzuklingen, der in Lauenburg und wo immer sonst so wesentlich mitgewirkt. Im selben Athem lenkt der Däne die Furcht des Herzogs Christian wieder auf den fernen Mansfeld. Sogar noch im Juni 1625, als man nun doch längst erkannte, wohin das alles steuere, berief sich der König dem Herzoge von Celle gegenüber auf die Gefahr, die dem Kreise von Mansfeld drohe. Die Gefahr allerdings war vorhanden. Drei Monate später finden wir den König Christian und Mansfeld im niedersächsischen Kreise zusammen, nicht feindlich, sondern sehr freundlich.

Die Kriegesmacht im niedersächsischen Kreise schwoll an. Tilly bat, mahnte, warnte. Er berichtete den Fürsten von Niedersachsen, daß seine Kriegsherren schon eine Abdankung vorgehabt, daß schon einige Truppen entlassen seien, als dieser neue Kriegesruf von Niedersachsen aus ergangen. Seitdem sind die Entlassenen wieder angeworben, und neue dazu. Und nicht bloß das. Er hat bei der Kunde von den Umtrieben im Haag und in Whitehall, in Kopenhagen und wo immer sonst gegen den Kaiser und das Reich sich der ganzen Last nicht gewachsen gesehen, sondern hat den Kaiser um Nachhülfe gebeten. Ein neues Heer wird kommen. Er bittet sie das zu bedenken. Er müsse die Grenze des Reiches westwärts verwahren gegen Mansfeld und Christian, die von dort aus einzubrechen begehren. Er müsse nordwärts auf seiner Hut sein gegen den Dänenkönig.

Was doch im Grunde wollte Christian IV.? Wofür ergriff er die Waffen? Es war offenbar sein Vortheil dieß nicht zu sagen, sondern abzuwarten. Darum verlangte Tilly am 30. Juni von ihm eine runde, deutsche, unverdunkelte Erklärung, was Christian vorhabe, ob er dem Pfälzer beistehen wolle, oder was sonst, damit der Kaiser wisse, wessen er sich von ihm zu versehen. Für den niedersächsischen Kreis, wiederholte Tilly, sei nicht die mindeste Gefahr. Christian erwiederte mit derselben Halbheit wie bisher: er und der Kreis seien noch immer zum Frieden geneigt; aber das kaiserliche Heer übe Druck und Drohung. Ueber seine Rüstungen stehe er nur dem Kaiser Rede, sonst Niemandem.[1] Es war klar, daß Christian durch seine Stellung die erste Thätlichkeit von Tilly her provociren wollte. Er suchte es dahin zu bringen, daß Tilly nicht anders konnte.

Wir haben gesehen, wie Tilly durch die Zustimmung der hessischen Stände mit dem Kaiser sich das hessische Land im Rücken sichert. Dann zog er sein Heer an die Weser.

Tilly kannte die ganze Lage der Dinge genauer, als diese Fürsten von Niedersachsen. Er entwickelt ihnen umständlich alle Momente, welche darthun, daß die dänische Armee nicht zur Vertheidigung, sondern zum Angriff bestimmt

[1] Hurter IX. 407. Villermont II. 332.

ist. Er sieht sie schanzen vor seinen Augen, gegen ihn.[1] Er gedenkt an die früheren Ereignisse, wie Mansfeld in der Oberpfalz ihn getäuscht, wie der Durlacher Markgraf ein Jahr später ihn zu täuschen gesucht, wie Christian von Braunschweig zwei Jahre zuvor an derselben Stelle mit dem Handeln um die Gnade des Kaisers ihn hingehalten. Soll er abermals nun dasselbe Lügenspiel mit sich treiben lassen? Soll er da, wo er offenbar die Anstalten zum Angriffe vor sich sieht, sich irre führen lassen durch das Vorgeben der Vertheidigung? Soll er die Pässe über die Weser in die Hände des Feindes fallen lassen, wo er sie nehmen und verwahren kann? Nicht also handelt der umsichtige Feldherr. Tilly ist sehr umständlich im Schreiben und Unterhandeln. Allein er ist zugleich der Mann der That. Er zieht auf Höxter. Er überschreitet die Weser. Es ist dort eine feste Schanze, von Dänen besetzt. Bei Tillys Herannahen eilen sie davon und fliehen nach Hameln. Tilly besetzt die Schanze ohne Widerstand. Der vornehmste Paß über die Weser ist in seiner Hand. Er steht auf dem Boden des Kreises Niedersachsen. Es ist der Beginn des dänischen Krieges, am 18. Juli 1625.

Denn sofort nun erhob der Dänenkönig ein lautes Geschrei, daß Tilly den Frieden gebrochen, daß er feindselig in den niedersächsischen Kreis gedrungen, daß dagegen in Wahrheit der König nichts bezwecke, als die Vertheidigung desselben. Das niedersächsische Volk, welches nichts wußte von den weitausschauenden Planen des gierigen Dänen, welches nichts ahnte von seinen Vorschlägen an Gustav Adolf von Schweden über die Vertheilung der Contributionen in Schwaben und dem Elsaß, ließ sich täuschen durch den Schein. Sichtlich hatte offenbar Tilly den ersten Schlag geführt. Also er war der Angreifer. Der König vertheidigte sich.

Und dann erhoben der Däne und seine Werkzeuge wiederum das schauerliche Wort des Religionskrieges. „Vieler Menschen Gewissen sind in Gefahr," rief der König aus. „Die ganze evangelische Religion ist bedroht." Es liegt ja in diesem Worte eine so ergreifende, erregende Kraft für die Menge, daß selbst Friedrich von der Pfalz, selbst Mansfeld und Christian die Faßbarkeit der Menschen für diese Lüge nicht verbraucht hatten. Nun gar, wo dieß Wort von einem gekrönten Haupte erscholl, wo der Landesherr im Bunde war mit diesem Könige, wo mithin die Geistlichen im Gehorsame gegen die Obrigkeit es von den Kanzeln predigten, da mußte das traurige Wort seine Wirkung üben, zersetzend, zerstörend für die sittliche Kraft und die Besonnenheit der Menschen.

Und dennoch glaubt noch immer Tilly selbst an die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung, oder, wenn er innerlich nicht daran glaubt, bemüht er sich wenigstens äußerlich seinerseits dieselbe nicht abzuschneiden. Er thut keinen Schritt vorwärts, ohne die Fürsten von Niedersachsen in Kenntnis zu setzen, ohne sie mahnend zu erinnern an die Leiden und Gefahren, welche sie über sich

[1] Also Tilly selbst in einem Schreiben an Christian Wilhelm von Magdeburg 15. August 1625, im Archive der Calenbergischen Landschaft zu Hannover.

herauf beschwören.[1] Er erinnert sie an die Art und Weise, wie die Beschlüsse zu Braunschweig gefaßt sind, daß es doch nur ein Theil ist, der gegen den Kaiser halte. Er weist nachdrücklich darauf hin, daß die Reden vom Schutze des Religionsfriedens hohl und nichtig sind, weil gerade der Kaiser denselben halte und dessen versichere. Er fragt, wo doch irgend ein evangelischer Reichsstand, der treu zum Kaiser gehalten, auch nur die geringste Zumuthung in Religionssachen erfahren. Er hätte mehr sagen dürfen. Er stand damals seit zwanzig Monaten in Hessen-Cassel, dem Lande des feindseligen Moritz, und noch war auch nicht die geringste Klage über Religionsdruck gegen ihn erhoben. Aber es scheint, daß Tilly damals die Wirkung der Kriegslist dieser Lüge auf den gemeinen Mann in Niedersachsen noch nicht zum Vollen erkennt. Nur an die Fürsten wendet sich Tilly. Er fragt, warum doch sie gerade damals auf Krieg sinnen, wo der Kaiser zur Beruhigung des Reiches einen Fürstentag nach Ulm zu berufen gedenke. Dahin gehe der Weg friedlich gesinnter Fürsten, nicht zu Rüstungen. Er erneuert abermals seine Warnungen vor Mansfeld, vor Christian. Die dänische Bewaffnung ist dem Kaiser verdächtig: Eid und Pflicht des Feldherrn gebieten ihm dem Dänen entgegen zu gehen. Tilly verspricht den Ausschweifungen, welche bei allen Heeren zu weit eingerissen, nach Möglichkeit zu steuern; doch bittet er seinerseits, daß für billige Bezahlung den Soldaten das Unentbehrliche gereicht werde. Nochmals ersucht er die Deutschen sich loszusagen von dem fremden Könige, der im Bündnisse stehe mit anderen auswärtigen Mächten zur Zerrüttung des Reiches und der Nation. Er bittet sie zu ihrem eigenen Kaiser zu halten. Er bittet sie endlich für sich persönlich nicht ihm zur Last zu legen, was zur Herstellung der Autorität des Kaisers seine Pflicht sei.

Die Schreiben gehen herüber und hinüber. Diejenigen Tillys decken überall die hohle Lüge auf. Von Winkelzügen und Hinterhalten ist dort keine Spur. Jede Zeile trägt in ihrer treuherzigen Wahrheit das Gepräge der tief bekümmerten Gesinnung des alten Helden, der abermals den Krieg bringen muß, wo er Frieden begehrt.

Aus den Antworten der Fürsten von Niedersachsen heben wir eine Thatsache besonders hervor. „Es müssen die Kreisstände sich ein für allemal kategorisch und rund erklären, daß sie mit fremden Bündnissen, mit auswärtigen Mächten nichts zu thun haben.“[2]

Also diese Thoren, an deren Aufrichtigkeit dabei wir nicht zweifeln. Freilich nicht sie hatten damit zu thun, sondern der Dänenkönig. Nicht sie wußten darum, sondern der Dänenkönig. Aber auch nicht sie waren die Herren im eigenen Hause, nicht sie entschieden, ob Frieden, ob Krieg, sondern der Dänenkönig.

Am 20. Juli traf Abends spät zu Hameln ein Schreiben des Feldherrn

[1] Theatr. Europ. 932 ff.
[2] Archiv der Calenbergischen Landschaft zu Hannover. 30. August.

Soldaten von Bauern überfallen, und nach zugesagtem Accorde schauerlich ermordet.[1] Man nannte sie Spanier, und rief ihnen höhnend zu: nun sollten sie Maria anrufen und schreien, bis sie komme und helfe. Friedrich Ulrich verlangte von Tilly die Abführung einer Schutzwache, die Tilly nach Poppenburg verlegt. „Sie ist bereits abgeschafft," erwiederte der alte Feldherr[2]; „denn man hat mir meine Oberofficiere von dort gefangen weggeschleppt, dann sich über die Anderen gestürzt und sie gemordet." „Woher nun", fragt er den Herzog, „sollte es nicht erfolgen, daß meine Soldaten zur Ungeduld gebracht und zu ungebührlichen Excessen gereizt werden?" —

Und in der That, diese Excesse wurden begangen. Es ist unwesentlich zu untersuchen, ob die Handlungen von Elze und Poppenburg die ersten waren. Die Begegnung, welche Tillys Krieger erfuhren, war dieselbe von Anfang an. Man gab ihnen kein Brod, man floh vor ihnen. Da loderte die wilde Leidenschaft der Soldaten zur vollen Wuth empor. Sie vergalten Gleiches mit Gleichem und mit Schlimmerem: es schien nicht mehr ein Unterschied zu sein zwischen Tillys disciplinirtem Heere und den Horden des Mansfeld und des Christian. Es geschahen Thaten voll Grausens und Entsetzens, nach der üblichen Redeweise jener Zeit also, daß es auch Türken und Tartaren nicht ärger machen können.

Tilly sah das Unheil mit Kummer und Verdruß. Am 31. August betraten seine Truppen das Städtchen Oldendorf. Der Landesausschuß, das Aufgebot der Landleute setzte sich zur Wehr. Die Soldaten, dadurch ergrimmt, plünderten und zündeten das Städtchen an. Dießmal war Tilly selbst in der Nähe. Er eilt herbei den Unfug zu bestrafen, und trifft selber die Anordnungen zum Löschen.

Fällt aber dennoch auf den Feldherrn ein Vorwurf wegen dieser Thaten der Nacht? Haben wir ein Recht, wenn auch nur für dieß eine Mal, seinen Namen gleich zu stellen mit demjenigen eines Mansfeld oder eines Christian von Braunschweig? Die Berichte der Beamten Friedrich Ulrichs liegen vor: die Thatsache ist unzweifelhaft. Aber keiner dieser Berichte bringt einen Vorwurf auf den Feldherrn selbst, und einer derselben fügt ausdrücklich hinzu, daß es wohl ohne Wissen und Befehl des Feldherrn geschehen sein möge.[3]

Wir haben Tilly selbst zu fragen. „Die ungebührlichen Excesse", erwiedert er,[4] „sind durchaus nicht auf mein Verhängen, mit meinem Wissen und Willen verübt. Dessen bin ich Gottlob in meinem Gewissen genugsam versichert. Ich habe sie mit scharfem Ernste verboten und gesteuert, und verbiete sie noch täglich. Aber ich muß verlangen, daß meine Soldaten ihre Nothdurft haben, daß man ihnen Brod darreiche. Im anderen Falle will ich alles Unheiles entschuldigt sein."

[1] V. d. Decken: Herzog Georg I. 335 Nr. 15.

[2] Archiv der Calenbergischen Landschaft. Man sehe unten, Beilage XVII.

[3] Es liegen im Archive der Landschaft Calenberg verschiedene Berichte vor. Vgl Göttinger Gelehrte Anzeigen 1846 Hurter IX. 600, Beilage V., in Bezug auf das Gesagte.

[4] Man vgl. Beil XVII.

1625: es ist die Absicht Tillys das reine Wort Gottes auszurotten und das tridentinische Concil einzuführen.[1] Wie tief die Kenntnis der Ritter von Calenberg in die Beschlüsse des Concils von Trient eindrang, dürfte zu erörtern schwierig sein; aber gewis ist, daß das Schreckbild um so furchtbarer wird, je weniger man es kennt.

Der Däne dagegen hatte für das Braunschweiger Land einen großen Vortheil. Er hatte dort noch nicht geraubt, noch geplündert. Er behauptete, daß Tilly die Religion anfechten wolle, daß dagegen er sie schütze. Das gesammte Volk mithin glaubte nach dem Vorgefallenen in ihm den Schützer und Helfer zu erblicken. Er, der fremde König, durfte der Zustimmung der Menschen sicher sein: der deutsche Feldherr, der im Namen des Kaisers kam, sah sich gehaßt, mit dem Vorwurfe der Menschen beladen für das was er nicht gethan und nicht gewollt. Eine schwere Aufgabe lag ihm vor. Wir meinen nicht bloß diejenige des Krieges gegen den Dänen. Die andere Aufgabe Tillys war schwieriger. Er mußte die Meinung der Menschen wandeln. Er mußte es dahin zu bringen suchen, daß der Däne in seinem wahren Lichte erkannt ward als der Unterdrücker, Tilly dagegen als der Befreier. Und zwar hatte Tilly dieß zu erstreben auf allen Gebieten, nicht bloß auf demjenigen des täglichen Lebens, der Habe und des Eigenthumes, sondern auch auf dem kirchlichen Gebiete. Es war Tillys Aufgabe den Beweis zu führen, daß nicht er die Religion unterdrücke, sondern der Däne. Er mußte es dahin zu bringen suchen, daß die urtheilsfähigen Corporationen des Braunschweiger Landes selbst das Zeugnis aussprachen: nicht Tilly unterdrücke die Religion, sondern der Däne. Wenn Tilly diese Aufgabe löste: so hatte er Hoffnung das Trugbild des Religionskrieges zu vernichten. Mithin war das sein Streben. Wir werden später zu erfahren haben, ob dieses Bestreben ihm gelang.

Allerdings konnte das Bestreben nur gelingen, wenn Christian IV. durch seine Thaten nicht in bestimmter Absicht, sondern weil in den Thaten die Wahrheit offenbar wird, welche die Worte verhehlen, wenn Christian IV. durch diese seine Thaten nach der entgegengesetzten Seite hin arbeitete. Wir haben auf das Verfahren des Dänenkönigs unser Auge zu richten.

Als es gegen Ende August 1625 aus aufgefangenen Briefen dem Dänen unzweifelhaft hervorging, daß der Herzog Christian von Celle mit dem Kaiser und mit Tilly fortdauernd in gutem Einverständnisse sei, gab der Dänenkönig in derselben Zeit, wo er zu Braunschweig jene Anklage gegen Tilly erheben ließ, das Lüneburger Land seinen Söldnern durch öffentlichen Ausruf für einige Tage preis. Das hat Manchem, heißt es,[2] der beutelustigen Söldner den Sack gar tapfer gefüllet. Eine Kuh von der Beute ward für drei Reichsthaler, ein Ochs für vier Reichsthaler verkauft.

Und damit die dänische Lüge von der Vertheidigung für den Sehenden

[1] Schreiben vom 14. August 1625 im Archive der Landschaft Calenberg.
[2] Theatr. Europ. I. 967.

geschickt und Brod geliefert, wandelten sich die Dinge. Der feste Wille des Generals stellte die Kriegszucht her. Schon am 24. September schlägt bei den Landständen von Calenberg ein anderer Ton herdurch. Sie zählen den dänischen Heerführern ihre Klagen auf. „Die armen Leute," sagen sie,[1] „haben gehofft, sie würden von den Freunden Schutz, Schirm und Erleichterung haben; allein sie befinden leider das Widerspiel. Wenn die verhofften Freunde und Vertheidiger sich fast eben so arg und ärger als Feinde sich erzeigen wollen: so werden die Gemüther der verzweifelten Unterthanen sich wenden und auf die widrige Seite fallen."

Wir haben zu lauschen auf solche Stimmen. Nicht das Getümmel der Schlachten, nicht das Ringen physischer Kraft, nicht die Operationen der Strategik sind ja die wesentlichen Aufgaben unserer Geschichte, sondern das Durchdringen der moralischen Motive, das Erforschen derjenigen Kundgebungen der Vorfahren, die allzu oft verklungen sind. Darum wenden wir uns lieber als dem Schlachtfelde einem deutschen Rathhause zu, um dort zu vernehmen, nicht was das jetzt lebende Geschlecht unserer Tage, sondern was die damalige Mitwelt dachte über den entsponnenen Streit.

Im September und October 1625 drängte Tilly den dänischen König nordwärts. Christian gedachte die Stadt Hannover zu seinem Hauptquartier zu machen, und forderte wiederholt den Rath auf eine Besatzung einzunehmen. Die Stadt erkannte Friedrich Ulrich als ihren Landesherrn. Dieser fügte den Aufforderungen des Dänen seine Befehle hinzu und bedrohte die Stadt mit Strafen. Der Rath[2] hielt dem Landesherrn entgegen, daß er die Einnahme einer dänischen Besatzung vor dem Kaiser nicht verantworten könnte, und blieb bei seiner Weigerung. In den letzten Tagen des October traf Tilly unfern von Hannover bei Seelze eine dänische Reiterschaar unter dem Pfälzer Obentraut und dem Herzoge Friedrich von Altenburg. Sie wurde mit großem Verluste zerstreut, die beiden Führer fielen. Tilly selber fand auf dem Schlachtfelde den sterbenden Obentraut. Als der Feldherr dem Gegner sein Mitgefühl aussprach, erwiederte Obentraut: „In solchen Gärten pflückt man solche Rosen." Tilly ließ ihn aufheben und in seinen Wagen legen. Dort starb der Mann, dessen Kriegeslust nur so ein Ende finden konnte. Nach diesem Treffen näherte sich Tilly der Stadt Hannover, und stellte seine Vorposten bis auf den Lindener Berg vor derselben. Er forderte die Stadt auf seine Besatzung einzunehmen, und der Rath schickte eins seiner Mitglieder zum Unterhandeln. Unterdessen lagen jedoch die Dänen nordwärts von der Stadt, höhere Officiere gingen dort aus und ein und hatten Anhang unter der geringeren Bürgerschaft. Der Rath, obwohl in sich vollkommen einig, wußte sich diesen Forderungen gegenüber nicht

[1] Schreiben der Landstände vom 24. September an den dänischen Obersten Neller in Pattensen. Archiv der Landschaft Calenberg zu Hannover.

[2] Das Folgende aus dem Archive der Stadt Hannover. Das Protokoll und andere Schreiben.

Darüber war es Nachmittag geworden. Man sah dreizehn dänische Fähnlein hart an der Stadt vorüberziehen. Es gelang den Dänen mit Hülfe einiger Bürger zwei davon in die Stadt zu bringen. Der Rath betheuert, daß es wider sein Wissen und Wollen geschehen sei, und es ist nach dem ferneren Verhalten des Dänenkönigs und Tillys gegen die Stadt kein Grund vorhanden diese Betheuerung in Zweifel zu ziehen. Der kaiserliche Feldherr behandelt die Stadt fortdauernd mit derselben Schonung wie bisher. Er meldet ihr: er habe ihr wohl Schaden thun, ihr das Wasser benehmen und das Mühlenwerk lahm legen können; doch habe er das um Glimpfs willen unterlassen. Er droht nicht. Er fordert nicht. Er richtet an die Stadt das freundliche Gesinnen, sie wolle den Dänenkönig vermögen, sein Kriegsvolk von der Stadt abzufordern. Er ermahnt sie dem obersten Richter des Reiches den schuldigen Respect zu erweisen.

Anders der Dänenkönig. Wenige Wochen vergingen, da führte der Rath von Hannover bei ihm schwere Klage über seine beiden Compagnien in der Stadt. Sie erhalten keinen Sold. Vor ihren Diebeshänden ist nichts sicher. Sie stehlen Säcke, geschnittene Bretter aus den Mühlen, Schlösser und Haspen von den Thüren und verkaufen sie. Der König erwiederte: dergleichen Querelen seien der Rede nicht werth. Die Stadt müsse mehr Truppen, müsse Reiter einnehmen. Der Herzog Johann Ernst von Sachsen-Weimar erläuterte den Befehl. Wenn dieß nicht geschehe, setzte er hinzu, so erfordere es das gemeine Wesen, das Land rings um die Stadt auf zwei Meilen weit in Asche zu legen. Die Drohung scheint berechnet gewesen zu sein auf die Ritterschaft, die sich zahlreich in die Stadt Hannover geflüchtet. Wenn das so war: so schlug der Plan, die Hoffnung eines Druckes der Ritter auf den Magistrat völlig fehl.

Denn schon hatte sich die Ritter- und Landschaft von Calenberg völlig umgethan. Sie hatte Tillys Walten inzwischen näher kennen gelernt. Sie hatte aus dem aufgefangenen Briefe des Pfalzgrafen Friedrich ersehen, wohinaus man ziele. Schon waren Mansfeld und Christian von Braunschweig im Anzuge, um sich zu verbinden mit dem Dänen. Das entschied. Die Landschaft bat den Herzog Friedrich Ulrich: er wolle dem ruhestörenden, friedelosen Beginnen seines Bruders Christian Einhalt thun. Sie ging dann weiter. Sie bat am 28. October 1625: Friedrich Ulrich wolle allen Forderungen Tillys willfahren. Sie flehte auf das eindringlichste den Herzog an: er wolle sich nicht theilhaftig machen an den Planen des landverderbenden, geächteten Mansfeld. Nun kam von Johann Ernst von Weimar, und gleichlautend dann von dem Dänenkönige diese Drohung, die sie so nahe berührte. Sie wanden sich mit zürnender Frage an ihren Herzog, was für ein gemeines Wesen das sei, welches erfordere die Länder in Asche zu legen. Sie halten ihm mit ernster Mahnung vor, daß selbst im Falle des Sieges, der nicht wahrscheinlich, für den Herzog und seine Unterthanen das Ergebniß nichts Anderes sei, als ein verheertes Land. Sie bitten ihn abermals die Gefahr zu erwägen, welche für Fürst und Land aus dem Verdachte entspringe mit einem Aechter wie Mansfeld in irgend welcher Verbindung zu

stehen. Sie erneuern ihr Gesuch an ihren Herzog: er wolle eingehen auf die Vorschläge des kaiserlichen Generals.[1]

Es war zu spät oder zu früh. Der Dänenkönig stand mächtig da und duldete keinen Widerspruch. Zuvor mußte Tilly die Macht desselben brechen. Das Volk von Niedersachsen mußte büßen für die Thorheit seiner Lenker. Und diese Buße war erst im Beginne. Von beiden Seiten schoben sich neue Heere Verderben bringend nach. Mansfeld und Christian kamen von der einen Seite heran, von der anderen Wallenstein.

Wir haben jene beiden verlassen zwischen Gertruidenberg und Breda, wie sie dort im Beginne des Jahres 1625 mit dem Ueberreste ihrer kläglich geschwundenen Mannschaft das von Spinola bedrängte Breda entsetzen wollten.

In dieser Belagerung von Breda concentrirt sich der Charakter des niederländischen Krieges zu Lande. Die Stadt lag in der schönsten Gegend von Nordbrabant, von Baumgärten und grasreichen Weiden umringt, die letzteren mit grünen Hecken eingefaßt, von Bächen durchrieselt. Der Prinz Moritz nannte die Stadt mit der Umgegend das Paradies von Brabant. Aber sie hatte ihm noch einen höheren Werth. Wenn ihm ein Gast aus anderen Ländern die Lage, die Sicherheit einer Festung anpries: so pflegte Moritz zur Antwort ihn nach Breda zu weisen, damit er dort lerne, was eine Festung sei.[2]

Es schien sich dort alles zu vereinigen, was die Vertheidigung leicht, den Angriff schwierig machte. Das Land ringsumher war leicht unter Wasser zu setzen, der Boden dazu morastig, gestattete an wenigen Orten dem Angreifer festen Fuß. Breda galt als die Kriegsakademie für Deutsche, Franzosen, Engländer. Und doch war der Ort nicht von einer erheblichen Bedeutung. Er zählte 1600 Häuser, in einer Stunde ließ er mit allen Außenwerken sich umgeben. Diesen Ort beschloß Spinola im Sommer 1624 zu belagern. „Wenn er das ohne Schaden unternimmt,“ rief Moritz bei der Nachricht aus, „so ist er geschickter als ich und ärger als der Teufel selbst.“ Spinola nahte heran und legte sich vor die Stadt. Es ward Herbst, es ward Winter, die Fluthen bedeckten das Land: Spinola hielt aus. Es mochte ein seltsamer Anblick sein diese Art von Belagerung zu sehen. Um den Kern der festen Stadt legte sich zunächst Spinolas befestigtes Lager, durch Deiche geschützt, nach innen und nach außen eine neue Festung. Und wiederum ward dieser Kreis zu verschiedenen Seiten umschlossen von einem Entsatzheere in festen Lagern. Die Belagerung war denkwürdig in ganz Europa. Man erzählte sich, daß der Sultan sich emsig erkundige, wie es um Breda stehe. Sie ward es noch mehr durch die von beiden Seiten aufgewandte Umsicht und Thatkraft, durch die ungeheuren Mittel, für die ein ganzer Feldzug hätte geführt werden können. Es ward Frühling, die Bäume belaubten sich wieder, Moritz erkrankte und starb mit der Frage auf den Lippen, ob Breda sich noch halte. Als endlich der Hunger, der grimmigste

[1] Sämmtliche betreffende Acten im Archive der Stadt Hannover.

[2] Ich berichte nach Aitzema I. 823 ff. 1012 ff.

Feind, die Menschen bezwang, mußte Breda fallen. Spinola wußte es. Er hatte die beflügelten Boten aufgefangen, die den letzten Hülferuf der Erliegenden durch die Lüfte trugen. Er zeigte die eigenen Briefe des Gouverneurs und den Abzug an mit allen Ehren. Also geschah es, und Sieger wie Besiegte begrüßten einander mit gleicher Hochachtung.

Die Belagerung ward endlich eine der denkwürdigsten ihrer Zeit, weil sie den Geldbeutel der siegenden Macht erschöpfte.[1] Seit der Belagerung von Breda erschienen die Spanier nicht mehr offensiv im Felde. Sie warteten den Angriff der Niederländer ab, um höchstens sich zu wehren.

Mansfeld und Christian hatten den Entsatz, den man für Breda von ihnen hoffte, nicht zu bringen vermocht. Mit bitterem Unmuthe sieht Friedrichs Rath Camerar auf den ersteren, dem der König Jakob zum Nachtheile seines Schwiegersohnes so viel vertraut. Mansfeld begann nach seiner Ankunft sofort neue Geldforderungen im Haag zu stellen. Er bedürfe 200,000 Kronen, sagte er. Die Hochmögenden vernahmen das mit schlecht verhehltem Verdrusse. Sie gewährten nichts.[2] Selbst Friedrich kam zu der Ueberzeugung, daß viel Geld unnütz ausgegeben sei.[3] Es ist nicht genug, meint nun auch er, daß die Könige von England und Frankreich ein Heer errichten: man hätte auch für den Unterhalt sorgen müssen. Diese Wahrheit erschloß sich ihm sehr spät. Und doch konnten Mansfeld und Christian ihm und den zornigen Hochmögenden entgegnen, daß ihre Heere niemals anders gewesen, als sie es dießmal waren. Der Unterschied lag nur an dem Boden, auf welchem sie standen. Früher waren sie mit den Schaaren, welche sie mit dem vorgestreckten Werbegelde der Holländer zusammen brachten, auf deutschem Boden gewesen. Dort war ihnen alles erlaubt, weil Niemand sie hinderte, so lange erlaubt, bis Tilly über sie kam und sie niederschlug. Dießmal standen Mansfeld und Christian mit den Truppen, welche die Könige von England und Frankreich für sie gepreßt oder geworben, auf holländischem Boden. Sie hätten gern gelebt nach alter Weise, hätten gern die holländischen Landleute behandelt, wie sonst die deutschen. Das durften sie nicht. Darum litten sie und ihr Heer Hunger und Kummer, darum verging das bunte Gemisch der Unglücklichen und Verbrecher, wie Schnee. Die Hochmögenden erkannten das vollaus. Sie hatten wegen des Entsatzes von Breda die Banden aufgenommen und geduldet. Das war vorbei. Nun mußten sie fort. Wohin? Das konnte kaum die Frage sein; denn zum Nähren des Kriegesfeuers in Deutschland waren sie immer noch gut genug. „Aber was dann?" fragt Camerar. „Von allem Gelde, das Mansfeld aus England erhalten, haben die Soldaten noch keinen Sold empfangen. Wenn er mit seinem Heere nicht vorher aus Hunger zu Grunde geht, wenn er nach Cleve gelangt, wie er verhat: so wird er die armen Unterthanen verderben, wie er es in Ostfriesland

[1] Aitzema I. 1093.
[2] Söltl III. 100 ff.
[3] Villermont II. 342.

die Hand.[1] Christian ging mit seinen noch übrigen Reitern zu dem Oheime von Dänemark, Mansfeld in das Erzstift Bremen, um abermals auf eigene Hand zu rauben und zu plündern, und, wenn möglich, nicht zu schlagen. Es behagte ihm besser als vor Breda auf deutschem Boden; denn hier war er, so weit seine Waffen reichten, alleiniger und unbeschränkter Herr.

Zur selben Zeit nahte von der andern Seite der neue kaiserliche Feldherr Wallenstein.

Als Tilly im Beginne des Jahres 1625 erkannte, daß er im Laufe desselben mit mehr als einem Feinde zu ringen haben werde im Norden und im Westen, bat er in Wien um Unterstützung. Der Kaiser warf sein Auge auf Albrecht von Wallenstein, den er kurz zuvor zum Herzoge von Friedland gemacht. Es mochte für Ferdinand II. längst ein drückendes Gefühl gewesen sein, daß das Heer, welches für ihn im Felde stand und mit Ruhm und Ehre seine Sache führte, dennoch nicht eigentlich ihm gehörte, sondern dem Bunde der Liga. Das ließ sich bis dahin nicht vermeiden. Fast alle Länder des Kaisers waren vom Aufruhre des Herrenstandes angefressen. Der Kaiser mußte in Waffen stehen nicht bloß gegen den Erbfeind der Christenheit und den Vasallen desselben, Bethlen Gabor, sondern auch gegen viele seiner Unterthanen. So eifrig die Könige und Staatsmänner Europas ihre Furcht vor der Einigung und dem Erstarken der deutschen Nation unter dem Kaiser zu verhüllen strebten mit dem Schleier der Redensarten von einem östreichischen Dominate, das ganz Europa zu umstricken drohe: so hatte doch dieser gefürchtete Kaiser kein Geld zur Errichtung eines Heeres gegen diese vielfachen Feinde ringsum, welche im Reiche selbst ihm das Feuer schürten, welche dort der Habsucht und des Ehrgeizes kleiner Machthaber, sowie der Raufluſt und Beutegier des kriegsdurstigen Gesindels aller Art und jeglichen Standes sich bedienten, um für die armen friedebedürftigen Deutschen stets neue Kriege anzuzetteln. Für Ferdinand focht das Heer der Liga. Auch war ja ein Zwiespalt zwischen dem Kaiser und diesem Bunde bislang nicht bemerkbar. Ihre Sache war eine und dieselbe: diejenige des Friedens, der Ordnung und des Rechtes, der Aufrechterhaltung der bestehenden Verfassung im Reiche, der Sicherheit nach außen. Als nun jedoch von Tilly her die Darlegung der Nothwendigkeit der Verstärkung an den Kaiser gelangte, als gleichzeitig eine bestimmte, geeignete Persönlichkeit sich darbot, säumte der Kaiser nicht davon Gebrauch zu machen.

Wir haben zugleich die Kriegesweise der Zeit dabei zu beachten. Als ein ordentliches Heer, ein exercitus formatus, eine formirte Armee galt ein Bestand von 25,000 bis 30,000 Mann. Eine höhere Anzahl ward aus tactischen Gründen für unzweckmäßig gehalten. Nun war Tillys Heer so stark. Sollte eine bedeutende Nachhülfe geschickt werden: so mußte dieselbe nach der militärischen Ansicht jener Zeit einen besonderen Führer haben.

Im April 1625 ernannte der Kaiser den Albrecht von Wallenstein, Herzog

[1] Rathsarchiv der Stadt Osnabrück.

Wallenstein in sich von Anfang an den furchtbaren Plan hegen mochte den Aussatz des Söldnerthumes über das ganze Reich vernichtend auszubreiten: so erhielt er doch das Commando nicht mit der Vollmacht zu einem Heere über das gewöhnliche Maß hinaus.[1] So glatt und leicht, wie man in späterer Zeit die Sache wohl angesehen hat, war sie keineswegs. Wallenstein trug in Wien Bedenken einen hohen Generalofficier zur Hülfe zu begehren, weil er nicht wußte, ob ihm die Sache gelingen würde.[2] So wenigstens sagte er. Dabei bleibt die Möglichkeit des Gedankens offen, daß er von Anfang an das Heer nur an sich, an seine Person binden wollte. Als er seine Werbung begann, als das Volk ihm rasch zulief, versicherte er wiederholt: man möge nicht sorgen: es sei nicht seine Absicht das Heer auf mehr als 24,000 Mann zu bringen.[3]

Der Gedanke eines solchen Heeres nach wallensteinischer Art, das allein aus den Contributionen des besetzten Landes erhalten werden sollte, lag allerdings in der Zeit und den Umständen des deutschen Reiches. Wallenstein that nur den glücklichen Griff der Benutzung dieser Umstände. Und allerdings hatte es ja einen bedeutenden Grund für sich, daß ein Heer, welches zum Schutze des Reiches gegen den Feind von außen und von innen dienen sollte, für den Kaiser und das Reich dieselben Mittel benutze, welche die Gegner, die Feinde und Verwüster des Reiches anwandten gegen dasselbe. Das war der Grund, welcher auf der Seite des Kaisers geltend gemacht werden konnte für die wallensteinischen Plane. Aber darum fanden sie noch nicht die Billigung wohldenkender und einsichtiger Zeitgenossen. Namentlich Maximilian von Bayern schaute mit Sorge auf das neu sich bildende Heer.[4] Er hielt dem Kaiser nachdrücklich die schwache Seite desselben vor.[5] Wenn nicht der friedländischen Armee, sagte er, wöchentlich oder monatlich ein bestimmter Sold gereicht wird: so ist nicht bloß zu erwarten, daß sie zergeht, sondern auch, daß sie zu dem Dänen, zu Christian von Braunschweig, zu dem Mansfelder überläuft, und diese gegen die Bundesarmee verstärkt. — Wir sehen, der Kurfürst Max war mit sich über die Frage, wie Wallenstein das Heer ferner noch erhalten wolle, nicht im Klaren. Der Gedanke ganz Deutschland gleichzeitig mit dem Giftstoffe des Söldnerwesens bedeckt zu sehen, wie ein Aussatz den menschlichen Körper überzieht, und aus demselben immer neue Nahrung zu weiteren Misbildungen saugt — dieser Gedanke lag im Sommer 1625 dem einsichtigsten der deutschen Fürsten noch fern, oder wenigstens wagte er nicht die schreckliche Möglichkeit auszusprechen. Auch Ferdinand II. dachte es nicht. Die Vorstellungen des Kurfürsten machten bei ihm Eindruck. Er schickte Collalto zu Wallenstein. Nach wenigen Wochen meldete dieser heim:[6] er könne nicht länger bei dem Heere bleiben, er könne

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 8.
[2] Chlumecky Regesten der mährischen Archive I. Briefe Wallensteins S. 10.
[3] Hurter a. a. O. Nr. 10. Chlumecky a. a. O. S. 13 an Collalto.
[4] Chlumecky Seite 9 im Juli 1625.
[5] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 207.
[6] Aretin, Wallenstein S. 9.

nicht größer war, als unter Tilly: so lastete doch eine Compagnie von Wallensteins Truppen bei gleicher Stärke auf jeden Fall so schwer, wie zwei von denjenigen Tillys. Wir wiederholen, daß dieß geschah, wenn wir unter beiden Heeren dieselbe Ordnung, dieselbe Kriegeszucht, überhaupt dieselben Verhältnisse voraussetzen. Ob eine solche Voraussetzung begründet sei, wird die Folgezeit uns offenbaren.

Eine besondere Verschiedenheit jedoch tritt von vorn herein und unmittelbar hervor: diejenige der Persönlichkeiten. Die Bedeutung der Persönlichkeit an der Spitze eines Heeres ist in jenen Tagen ungleich wichtiger, als sie es in den unseren sein kann; denn auf dem Feldherrn, auf seiner Art und Weise beruhete damals das Heer. Es ward nicht für den Kaiser ein Heer geworben, welchem dann Ferdinand einen General nach seiner Wahl verliehen hätte, diesen oder jenen, für den er auch einen Anderen hätte nehmen können, sondern zuerst ward der Feldherr ernannt, und dieser und kein Anderer warb das Heer, welches dem Kaiser diente nur unter diesem Feldherrn. Er war der Mittelpunkt, um welchen das Heer abstufend sich anlegte in concentrischen Kreisen, um von dem Mittelpunkte, aus sein Gepräge zu empfangen im Thun und im Lassen. Da war nun Wallenstein ein anderer Mann als Tilly. Wallensteins Streben ist immerdar gerichtet auf das Pomphafte, das Glänzende. Sobald der Kaiser ihn zum Fürsten von Friedland gemacht, schrieb[1] Wallenstein sich von Gottes Gnaden, wie es damals Andere von gleichem Range nicht wagten, und einige Zeit später führte er den Herzogstitel, bevor er dazu ernannt war. Selbst in der Unterschrift seines Namens geht eine merkwürdige Veränderung vor. Früher schreibt er einen sehr deutlichen Namenszug. Je höher er steigt, desto weniger leserlich wird derselbe, obwohl seine Handschrift sonst noch immer ganz leserlich bleibt. Seitdem er sich als Albrecht Herzog zu Friedland unterzeichnet, ist es geradezu unmöglich dieß aus den verworrenen Haken herauszulesen, wenn man nicht es vorher weiß. Tilly hat seine Lebtage mit derselben festen, deutlichen Hand unterzeichnet, die auch einem Kinde noch heute auf den ersten Blick lesbar ist.

Diesem Charakterzuge, der nicht unwichtig ist, entsprach das sonstige Verhalten. An der Spitze seines Heeres, des ersten, des ruhmvollsten seiner Zeit in der Christenheit, schrieb Tilly an die kleinsten Reichsfürsten bescheiden wie ein Unterthan. Im dänischen Kriege diente unter ihm und Wallenstein der Herzog Georg von Lüneburg-Celle, später der Stammhalter des Welfenhauses, damals mit dem kleinen Amte Herzberg appanagirt. Tilly setzte in Verordnungen, die er mit seinem Unterbefehlshaber Georg erließ, seinen Namen demjenigen des Herzogs nach, weil derselbe Reichsfürst war.[2] Niemals suchte Tilly um eine Erhöhung seiner Würden, seiner Titel nach. Was sollte das ihm? Er hatte sein Verdienst und seinen Lohn in sich.

Und damit mußte er sich begnügen, mehr als billig war. Er hatte am

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 20.
[2] Mehrere solcher Schreiben im königl. Archiv zu Hannover.

Es läßt sich danach ermessen, ob Tillys Sekretär Gilger mit Recht vor den Fürsten der Liga auftreten und sagen durfte:[1] es sei allgemein bekannt, wie bescheiden der Feldherr sein Hauswesen eingerichtet habe und daß er es selbst bezahle. Und nicht bloß das bezahlte Tilly, was er persönlich verzehrte, sondern auch seine Commissionen und Gesandte. Seine Lebensweise war mäßig und einfach, wie nur möglich. Sein Bett bestand aus einer Matratze auf zwei Brettern.[2] Er schlief angekleidet, nur des Morgens wechselte er die Wäsche. Er speist allein, nimmt keinen Theil an Festmahlen, die ihm zu Ehren gegeben werden, nicht weil es ihm nicht genug, sondern weil es ihm zu viel ist.[3] Für ihn reichen Fische mit etwas Grün und Bier. Er ging nicht so weit, wie man wohl von ihm gesagt hat, dem Weine zu entsagen. Als der Herzog Christian von Celle ihm ein Faß zum Geschenke macht, erwiedert Tilly dankend: er wolle es auf die Gesundheit des Herzogs trinken.[4] Er zieht eine scharfe Grenze zwischen der eigenen Enthaltsamkeit und der Bewirthung seiner Gäste. Die Abgesandten der Fürsten an ihn berichten mit Verwunderung heim, wie genau der Feldherr selber seine Fasten halte, während er seine Gäste nach Wunsch bewirthe.[5] Die sofortige Zulassung zur Audienz ist Regel. Wo dieselbe nicht geschieht, da geben die Gesandten auch den Grund an: Andere sind zuvorgekommen. Sie alle loben seine Freundlichkeit, seine Höflichkeit. Aller Bitten und Einwendungen ungeachtet führt derselbe Mann, der im Namen des Kaisers ausgerüstet ist mit der Vollgewalt zu handeln nach Discretion, die Gesandten des geringsten deutschen Fürsten beim Abschiede selber an den Wagen. „So viel wir auch baten," melden die Abgeordneten des Herzogs Christian von Celle heim: „er ließ es nicht."

Anders Wallenstein. Ihn umgibt der Nimbus des pomphaften Auftretens und zugleich des unnahbaren Geheimnisses. Tiefe Stille herrscht um das Haus, welches er bewohnt. Wehe selbst dem Officier, der mit klirrenden Sporen ihm zu nahen wagt! Audienz bei ihm zu erlangen ist schwer, selbst für die Gesandten der Städte, welche er belagert. Wohin er dagegen mit seinem Hofstaate kommt, da ist es, als sei eine kleine Stadt angelangt. Der Küchenzettel verkündet die tägliche Lieferung, die statt für 800 Menschen von damals in unserer Zeit etwa für die dreifache Zahl reichen würde. Von den 2 guten Ochsen, 20 Hämmeln u. s. w. bis hinab zu Coriander, Zimmt und Eis ist alles genau vorgeschrieben, was täglich dargebracht werden muß. Von Erstattung solcher Dinge ist nicht die Rede. Demnach blieben Wallensteins Einkünfte für ihn. Er empfing an Gehalt die doppelte Summe monatlich gegen Tilly. Dieß jedoch war die geringere Quelle der Einkünfte Wallensteins. Sein Finanztalent war unübertroffen. Er wußte sich als Werber, als Lieferant für das Heer, als

[1] Hurter IX. 351.

[2] Villermont I 103.

[3] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück. Juli 1628.

[4] Vaterländisches Archiv von Spiel und Spangenberg 1826. Bd. II. S. 3.

[5] Verschiedene Berichte an Herzog Christian von Celle im königl. Archiv zu Hannover.

pflegten die Söldner längst kundig zu sein. Wallenstein selbst fand das Fußvolk über die Maßen schön, das neue schöner als das alte. Am 10. September 1625 ist er in Schweinfurt. Damals noch ist er sehr sorglich, daß seine Regimenter nicht das Gebiet der katholischen Liga betreten. Am 18. September ist er in Bach. Am 22. in Eschwege. Von dort will er am folgenden Tage auf Göttingen ziehen. Am 6. October schlägt er sein Feldlager auf unfern von dieser Stadt. Als Sturmvögel sah man dem Heere bewaffnete Zigeunerbanden voranziehen, 10 auch 15 Mann stark.

In diese Gegend schickte der Herzog Christian von Lüneburg-Celle dem nahenden Wallenstein seinen Landdrosten Hodenberg entgegen. Hodenberg traf den Feldherrn nahe am Stadtthore von Einbeck in einem Garten, wo Wallenstein Tafel hielt. Er versprach gute Mannszucht, und Hodenberg sah von da aus in nächster Nähe das Heer vorüberziehen.[1] Es geschah in großer Stille, ohne irgend welche Gewalt. Wallenstein war erst am Tage zuvor schreckend unter sie gefahren: er hatte fünfzehn, darunter auch Knaben, zugleich aufhängen lassen. Auch waren schon wieder einige ergriffen, die gleiches Schicksal erleiden sollten. Es ging dem Heere die Meinung voran, daß es schlechtes, übel disciplinirtes Volk sei. Hodenberg meinte: die Strenge des Herzogs von Friedland bewirke doch einige Ordnung. Auch Andere theilten die Verwunderung, daß es noch so möglich sei. Der Zug währte vom Morgen an den ganzen Tag und die Nacht hindurch. 2—3000 Wagen fuhren einher, alle wohl gespickt mit geraubtem Gute. An Weibern, Kindern und gemeinem Gesindel war keine Zahl, daß es mit Verwunderung anzusehen war. Als endlich die lange Schlange des Zuges vorüber war, preßte die Erinnerung dessen, was er angesehen, aus dem Drosten Hodenberg den Seufzer hervor: „Gott tröste den Ort, wo die hinkommen und ihr Winterlager halten!"

Es liegt hier die Frage nah nach dem Verhältnisse der beiden Heerführer zu einander.

Eine sehr freundliche Gesinnung gegen Tilly konnte Wallenstein, abgesehen von ihrer persönlichen Verschiedenheit, deshalb nicht haben, weil ein Jahr zuvor Wallensteins Bitte in den Dienst der Liga zu treten, von Tilly abgeschlagen war.[2] Nun kam er heran als selbständiger Feldherr. Da mußte die schwierige Frage sich erheben: wem in zweifelhaften Fällen die Oberleitung zukam. Sprach für den greisen Tilly die Erfahrung so langer Jahre, die Reihe seiner Siege und Erfolge, die Sachlage selbst, da er um Hülfe und nicht um einen Vorgesetzten gebeten: so konnte Wallenstein geltend machen, daß er unmittelbar dem größeren Herrn diene. Wallenstein äußerte sich im October 1625 zu Hodenberg: wenn er sich mit Tilly vereinige, so würden sie zusammen 60—70,000 Krieger stark sein. Allein er erklärte zugleich, er wolle mit Tilly nichts zu

[1] Hodenbergs Bericht im königl. Archive zu Hannover. Einen Theil desselben hat v. d. Decken: Herzog Georg. Bd. I. 157.

[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 56.

erschossen, bis auf den Tod verwundet, zerquetscht, gesengt, am Feuer gebraten, in Rauch gesetzt, an eiserne Ketten geschlossen, ob adelig, ob unadelig, ihnen die Ohren abgeschnitten. Die unglücklichen Leute müssen ihr Vieh auslösen. Haben sie es gethan, so nimmt man es ihnen zum zweiten und zum dritten Male, bis sie mehr dafür bezahlt haben, als es werth ist. Schon wandern ehemals vermögende Leute als Bettler durch das Land. Der Herzog wendet sich mit zürnender Frage an den Dänenkönig, ob er denn das dulden wolle. Der König erwiedert, Mansfeld stehe nicht unter seinem Befehle. Noch vor dem Ende des Jahres 1625 ging Mansfeld über die Elbe nach Lauenburg und begann dort aufs neue zu werben. Hunger, Pest und Elend rafften täglich eben so viele Soldaten weg, als neue kamen. Es hinderte nicht: Mansfeld warb fort. Auch in den Herzögen von Mecklenburg ging eine Ahnung dessen auf, was sie gethan und wozu man sie gebraucht. Sie wandten sich mit unwilliger Klage an den Dänenkönig. Gegen Mansfeld hatten sie gedacht sich und den ganzen Kreis durch die Verabredung von Lauenburg zu schützen. Nun stand Mansfeld in ihrem Lande und berief sich auf dänische Befehle. Sie hatten sich aufgelehnt wider den Kaiser, ohne es doch eigentlich zu wollen. Sie fürchteten den gerechten Zorn desselben, zumal bei den Vorwürfen ihrer Stände. Sie flehten den Dänenkönig an nicht das über sie zu verhängen. Ihr Flehen war umsonst. Mansfeld und die Dänen standen im Lande. Wehren konnten die Herzöge sich nicht. Der Fluch ihrer Thorheit kam über sie und über das unglückliche Land.

Christian von Halberstadt dagegen rief im Herbste 1625 in dem Lande seines Bruders durch ein Volksaufgebot alle männliche Bevölkerung über 14 Jahre zu den Waffen.[1] So lange hatte der Kaiser seiner geschont, hatte mit der Reichsacht über den unermüdlichen Friedensbrecher gezögert und ihm wiederholt zum letzten Male noch im Herbste 1624 seine Gnade in Aussicht gestellt: nun erfolgte auch über ihn der verhängnisvolle Spruch, der ihm die Erbfolge in den Ländern seines Bruders abschnitt.[2] Das übte auf Christians Handlungsweise nur den Einfluß, daß die Unterthanen seiner Vettern von Celle in gleicher Weise behandelt wurden, als seien es Katholiken. An seinen Feinden dagegen, den alten Soldaten Tillys, glaubte er bei den wiederholten Begegnungen als besonderes Mittel ihrer Sicherheit vor ihm entdeckt zu haben, daß sie fest und gefroren seien. Ein solcher Bund mit dem Teufel schützte indessen nur gegen Kugeln von Blei und Eisen. Deshalb ließ Christian auf einigen Glashütten seines Bruders Tag und Nacht gläserne Kugeln bereiten. Diesen, meinte er, würden Tillys alte Krieger nicht abermals widerstehen.[3] Viele Bauern aus dem Lande seines Bruders folgten dem wilden Jüngling, der sie aufrief zum Kampfe für das Evangelium, namentlich eine große Menge Harzer. Es fehlte

[1] Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 1845 S. 125.
[2] V. v. Decken, Herzog Georg I. Beilage 18. Nr. III.
[3] Flugblatt von 1625. Abgedruckt im Braunschweigischen Magazin 1826. Stück 3

entgegen zu treten, um das Verderben abzuwehren. Demgemäß will der dänische König bis 30,000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter gerüstet halten. England zahlt ihm dafür die nach der Anschauung jener Zeiten ungeheure Subsidie von monatlich 300,000 fl., die Generalstaaten 50,000 fl. Die Schaaren des Mansfeld werden ausdrücklich als zum Heere gehörig mitbezeichnet. Der König von Frankreich, der seine Bereitwilligkeit ausgesprochen dem traurigen Zustande des deutschen Reiches abzuhelfen, soll ersucht werden dem Bunde beizutreten. Es sollen ferner zum Beitritte aufgefordert werden: Venedig, Savoyen, die deutschen Fürsten und Bethlen Gabor.

Also machten sich England, die Generalstaaten, Dänemark, Frankreich u. s. w. auf, um die deutsche Freiheit zu schützen. Was konnte davon kommen?

Und dieser selbe Christian von Dänemark unterzeichnete am 21. Januar 1626 zu Rotenburg an die Fürsten der Liga ein Schreiben,[1] welches beginnt: „Wir zweifeln nicht, daß ihr genugsam wissen werdet, wie der Kaiser unsere und der Fürsten des niedersächsischen Kreises jetzige Wehrverfassung verdächtig machen will, als ob sie etwas anderes bezwecke, als nur die Vertheidigung des Kreises, und unter diesem Vorwande den Kreis mit zwei Armeen überzogen hat." Und abermals wiederholt dann der dänische König, daß Tilly selber den Kreis zur Vertheidigung gegen Mansfeld aufgefordert, denselben Mansfeld, der damals, als der König diese Worte schrieb, gemäß dem Vertrage des Königs mit fremden Mächten, als sein guter Freund neben ihm stand! War die Stirn dieses Königs von Dänemark denn so ganz und gar eisern? Wir müssen ihm unabwendbar noch weiter auf diesem Wege begegnen.

Der Abschluß des Vertrages schien alle Wünsche des dänischen Königs zu erfüllen. Er hatte seinem schwedischen Nebenbuhler den Rang abgelaufen. Er stand an der Spitze eines starken Heeres, welches Andere für ihn zu bezahlen versprachen. Ihm winkte lachend der Besitz der norddeutschen Bisthümer, und seine deutschen Freunde trugen die Kosten. Er hatte nur zu gewinnen, und nichts zu verlieren. So dachte Christian IV. Anders dachten klügere Politiker derselben Partei: Venedig, Savoyen, die sich des Beitrittes weigerten, ferner die pfälzischen Räthe Rusdorf und Camerar, die seit Jahren ihre Hoffnung der Herstellung des Pfälzers nur auf den Schwedenkönig setzten. Lediglich sein eigenes Interesse, sagten sie[2], hat den Dänenkönig zu diesem Kriege bestimmt, den er unter irgend einem Vorwande allein für sich so nützlich wie möglich enden wird. Rusdorf meint: Christian werde nichts für den Pfälzer thun, er werde den Krieg nur für seine eigenen Zwecke im niedersächsischen Kreise führen. Während daraus scheinbar eine Uebereinstimmung mit Christians Vorgeben hervorgehen könnte, eine Vertheidigung desselben, als ob der dänische König nichts weiter im Schilde gehabt, folgt vielmehr für Rusdorf daraus gegen Christian der Anklage der Unwahrheit auch nach jener Seite, für welche er zu weiterem

[1] Theatrum Europ. I. 1022.
[2] Rusdorfii consil. et neg. publ. 183. Söltl III. 200. 214.

Angriffe verpflichtet ist. Das Bündnis, sagen sie, beruht nicht auf soliden Grundlagen: es fehlt ihm Fundament und Form, weil der Feind nicht genannt wird. Das eben ist die Absicht des Königs. Er will für sich allein handeln, damit ihn Niemand eines Fehlers zeihen könne, und er allein den Nutzen habe.

So mochte immerhin der König denken, und in der That trugen ja den Schaden auf alle Fälle des Ausganges nur die Deutschen, die wiederum an sich den Krieg mußten führen lassen, der gegen ihre Interessen war. Die deutschen Fürsten des Kreises erschienen in den Augen des Dänenkönigs als seine Werkzeuge, die er gebrauchte. Er erschien sich als der Kriegsherr. Und doch, indem er zu schieben glaubte, ward er geschoben. Er selber war das Werkzeug der klugen Rechner und Menschenkenner im Haag, die ihn bezahlten und gebrauchten, wozu er gut war. Und er war gut genug den Kaiser zu beschäftigen und das deutsche Feuer brennend zu erhalten. Sich selber zum Meister des Feuers zu machen, die Flamme zu lenken nach seinem Willen: dazu besaß Christian in den Augen der Hochmögenden nicht die Kraft. Auch wußten sie sehr wohl, daß der Vertrag unausführbar war. Buckingham, der den Werth des Geldes nicht kannte, hatte die monatliche Unterstützung an den Dänen von England auf 500,000 fl. gesetzt.[1] Die Generalstaaten machten ihm dafür ein Geschenk von 20,000 fl.; aber sie sahen voraus, daß der König Karl dieß thörichte Versprechen nicht halten könne, daß er dazu die Mittel nicht besaß. Was verschlug das ihnen? Ihr nächster Wunsch war erreicht: Krieg in Deutschland.

Während derselbe abermals und in größerem Maße als bisher vorbereitet wurde, kam nochmals im Spätherbste 1625 eine Friedensberedung in Braunschweig zu Stande. Der Kurfürst von Sachsen hatte dieselbe vorgeschlagen, und wie zu erwarten, bei Tilly entgegenkommende Willfährigkeit gefunden.[2] Doch verhehlte der Feldherr die Schwierigkeit nicht. Die Abführung der dänischen Truppen vom Boden des deutschen Reiches sei die Bedingung, auf welche er bestehen müsse. Das schreckte Johann Georg nicht. Auf die Bitte des Kaisers übernahmen er und der Kurfürst von Brandenburg das Amt der Vermittelung, und schickten sofort ihre Gesandten nach Braunschweig.

Konnte es nach dem Vertrage, der eben damals im Haag geschlossen wurde, dem Könige Christian IV. Ernst sein mit dem Frieden? — Gleich zu Anfang sprach der Kurfürst von Sachsen schweren Tadel aus über die Säumigkeit der dänischen Abgeordneten.[3] Als sie endlich erschienen, gab es über den Stillstand der Waffen während der Zeit der Beredung allerlei Verhandlungen. Die Kaiserlichen wollten Mansfeld als Aechter von dem Stillstande ausschließen. Die Dänen erwiederten: Mansfeld habe seine Bestallung von Frankreich und England und sei dem Kreise zum Besten geschickt: deshalb müsse er als Diener jener beiden Mächte angesehen werden. Die Acht könne dabei nicht gelten. Auch das ward

[1] Aitzema I. 1226. 1253.
[2] Hurter, Ferdinand Bd. IX. 429.
[3] Theatrum Europ. I. 1004.

entgegen zu treten, um das Verderben abzuwehren. Demgemäß will der dänische König bis 30,000 Mann Fußvolk und 8000 Reiter gerüstet halten. England zahlt ihm dafür die nach der Anschauung jener Zeiten ungeheure Subsidie von monatlich 300,000 fl., die Generalstaaten 50,000 fl. Die Schaaren des Mansfeld werden ausdrücklich als zum Heere gehörig mitbezeichnet. Der König von Frankreich, der seine Bereitwilligkeit ausgesprochen dem traurigen Zustande des deutschen Reiches abzuhelfen, soll ersucht werden dem Bunde beizutreten. Es sollen ferner zum Beitritte aufgefordert werden: Venedig, Savoyen, die deutschen Fürsten und Bethlen Gabor.

Also machten sich England, die Generalstaaten, Dänemark, Frankreich u. s. w. auf, um die deutsche Freiheit zu schützen. Was konnte davon kommen?

Und dieser selbe Christian von Dänemark unterzeichnete am 21. Januar 1626 zu Rotenburg an die Fürsten der Liga ein Schreiben,[1] welches beginnt: „Wir zweifeln nicht, daß ihr genugsam wissen werdet, wie der Kaiser unsere und der Fürsten des niedersächsischen Kreises jetzige Wehrverfassung verdächtig machen will, als ob sie etwas anderes bezwecke, als nur die Vertheidigung des Kreises, und unter diesem Vorwande den Kreis mit zwei Armeen überzogen hat." Und abermals wiederholt dann der dänische König, daß Tilly selber den Kreis zur Vertheidigung gegen Mansfeld aufgefordert, denselben Mansfeld, der damals, als der König diese Worte schrieb, gemäß dem Vertrage des Königs mit fremden Mächten, als sein guter Freund neben ihm stand! War die Stirn dieses Königs von Dänemark denn so ganz und gar eisern? Wir müssen ihm unabwendbar noch weiter auf diesem Wege begegnen.

Der Abschluß des Vertrages schien alle Wünsche des dänischen Königs zu erfüllen. Er hatte seinem schwedischen Nebenbuhler den Rang abgelaufen. Er stand an der Spitze eines starken Heeres, welches Andere für ihn zu bezahlen versprachen. Ihm winkte lachend der Besitz der norddeutschen Bisthümer, und seine deutschen Freunde trugen die Kosten. Er hatte nur zu gewinnen, und nichts zu verlieren. So dachte Christian IV. Anders dachten klügere Politiker derselben Partei: Venedig, Savoyen, die sich des Beitrittes weigerten, ferner die pfälzischen Räthe Rusdorf und Camerar, die seit Jahren ihre Hoffnung der Herstellung des Pfälzers nur auf den Schwedenkönig setzten. Lediglich sein eigenes Interesse, sagten sie[2], hat den Dänenkönig zu diesem Kriege bestimmt, den er unter irgend einem Vorwande allein für sich so nützlich wie möglich enden wird. Rusdorf meint: Christian werde nichts für den Pfälzer thun, er werde den Krieg nur für seine eigenen Zwecke im niedersächsischen Kreise führen. Während daraus scheinbar eine Uebereinstimmung mit Christians Vorgeben sich ergeben könnte, eine Vertheidigung desselben, als ob der dänische König nichts weiter im Schilde gehabt, folgt vielmehr für Rusdorf daraus gegen Christian die Anklage der Unwahrheit auch nach jener Seite, für welche er zu weiterem

[1] Theatrum Europ. I. 1022

[2] Rusdorfii consil. et neg. publ. 193. Söltl III. 200. 214.

Angriffe verpflichtet ist. Das Bündnis, sagen sie, beruht nicht auf soliden Grundlagen: es fehlt ihm Fundament und Form, weil der Feind nicht genannt wird. Das eben ist die Absicht des Königs. Er will für sich allein handeln, damit ihn Niemand eines Fehlers zeihen könne, und er allein den Nutzen habe.

So mochte immerhin der König denken, und in der That trugen ja den Schaden auf alle Fälle des Ausganges nur die Deutschen, die wiederum an sich den Krieg mußten führen lassen, der gegen ihre Interessen war. Die deutschen Fürsten des Kreises erschienen in den Augen des Dänenkönigs als seine Werkzeuge, die er gebrauchte. Er erschien sich als der Kriegsherr. Und doch, indem er zu schieben glaubte, ward er geschoben. Er selber war das Werkzeug der klugen Rechner und Menschenkenner im Haag, die ihn bezahlten und gebrauchten, wozu er gut war. Und er war gut genug den Kaiser zu beschäftigen und das deutsche Feuer brennend zu erhalten. Sich selber zum Meister des Feuers zu machen, die Flamme zu lenken nach seinem Willen: dazu besaß Christian in den Augen der Hochmögenden nicht die Kraft. Auch wußten sie sehr wohl, daß der Vertrag unausführbar war. Buckingham, der den Werth des Geldes nicht kannte, hatte die monatliche Unterstützung an den Dänen von England auf 500,000 fl. gesetzt.[1] Die Generalstaaten machten ihm dafür ein Geschenk von 20,000 fl.; aber sie sahen voraus, daß der König Karl dieß thörichte Versprechen nicht halten könne, daß er dazu die Mittel nicht besaß. Was verschlug das ihnen? Ihr nächster Wunsch war erreicht: Krieg in Deutschland.

Während derselbe abermals und in größerem Maße als bisher vorbereitet wurde, kam nochmals im Spätherbste 1625 eine Friedensberedung in Braunschweig zu Stande. Der Kurfürst von Sachsen hatte dieselbe vorgeschlagen, und wie zu erwarten, bei Tilly entgegenkommende Willfährigkeit gefunden.[2] Doch verhehlte der Feldherr die Schwierigkeit nicht. Die Abführung der dänischen Truppen vom Boden des deutschen Reiches sei die Bedingung, auf welche er bestehen müsse. Das schreckte Johann Georg nicht. Auf die Bitte des Kaisers übernahmen er und der Kurfürst von Brandenburg das Amt der Vermittelung, und schickten sofort ihre Gesandten nach Braunschweig.

Konnte es nach dem Vertrage, der eben damals im Haag geschlossen wurde, dem Könige Christian IV. Ernst sein mit dem Frieden? — Gleich zu Anfang sprach der Kurfürst von Sachsen schweren Tadel aus über die Säumigkeit der dänischen Abgeordneten.[3] Als sie endlich erschienen, gab es über den Stillstand der Waffen während der Zeit der Beredung allerlei Verhandlungen. Die Kaiserlichen wollten Mansfeld als Aechter von dem Stillstande ausschließen. Die Dänen erwiederten: Mansfeld habe seine Bestallung von Frankreich und England und sei dem Kreise zum Besten geschickt: deshalb müsse er als Diener jener beiden Mächte angesehen werden. Die Acht könne dabei nicht gelten. Auch das ward

[1] Aitzema I. 1226. 1253.
[2] Hurter, Ferdinand Bd. IX. 429.
[3] Theatrum Europ. I. 1004.

von kaiserlicher Seite nachgegeben und der Stillstand ward verkündet. Dann standen die Forderungen schroff einander gegenüber. Die Dänen verlangten: Tilly solle den Kreis verlassen, sein Heer abführen, die eingenommenen Orte zurückstellen, allen Schaden ersetzen, den Kreis fortan mit Einquartierung und Durchzügen verschonen. Von kaiserlicher Seite war man zum Abzuge erbötig, wenn zuvor der Däne den Reichsboden verlasse. Dazu jedoch forderte Tilly Schadenersatz für Christian von Lüneburg-Celle und Verjagung des allgemeinen Feindes, des Mansfeld.

In Folge der traurigen Verdunkelung, welche mit dem dreißigjährigen Kriege und nach demselben sich über Deutschland legte, hat es leider noch in unseren Tagen deutsche Geschichtschreiber gegeben, welche das Recht dieser Forderungen auf dänischer Seite erkennen, das Unrecht auf kaiserlicher und deutscher Seite. Nicht auf solche haben wir Rücksicht zu nehmen, sondern auf die Thatsachen, auf das Zeugnis derer, welche mit handelten und mit litten.

Die in der Stadt Hannover versammelte Ritter- und Landschaft Friedrich Ulrichs wandte sich abermals mit einer Reihe der nachdrücklichsten Vorstellungen an ihren Herzog um den Frieden. In Friedrich Ulrich dämmerte die Erkenntnis, daß seine Thorheit nur ein Werkzeug sei für die Habgier des Oheims. Wir werden später sehen, wie er dieß Geständnis umhüllt und unumwunden und dennoch wohl erkennbar seinen Unterthanen ablegt. Man darf nach den späteren Betheuerungen Friedrich Ulrichs vor seinen Ständen, vor seinen Unterthanen wohl annehmen: er habe zu Braunschweig ernstlich den Frieden gesucht. Gleich damals erwiedert er[1] seinen Ständen, er habe die Zuversicht, daß der General Tilly es nicht so übel mit ihm meine. Er sagt, daß seine Gesandten angewiesen seien sich den Frieden zum höchsten angelegen sein zu lassen. Also war es sein Wille. Allein Friedrich Ulrich handelte damals noch nicht frei und selbständig. Auf den schwachen Mann drückte mit lähmender Wucht sein jüngerer energischer Bruder, der wilde Christian. Nicht Friedrich Ulrich war Herr im Lande, sondern Christian, und nur der Tod desselben konnte für die unglücklichen Unterthanen Friedrich Ulrichs Rettung und Befreiung von dem unnatürlichen Bündnisse mit dem Dänen bringen.

In ähnlichem Verhältnisse wie Friedrich Ulrich standen die Herzöge zu Mecklenburg. Daß auch diese zu Braunschweig den Frieden suchten und hofften, berichtet ein sehr zuverlässiger Zeuge. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen hatte zu Braunschweig die Vermittelung übernommen. „Ich muß dem Herzoge Hans Albrecht von Mecklenburg das Zeugnis geben," sagt später Johann Georg,[2] „wie derselbe nichts lieber gesehen, als daß die Unterhandlung zu Braunschweig einen anderen und besseren Ausgang genommen, als leider erfolgt ist."

Ueberhaupt kann ja nur dieser Kurfürst von Sachsen als der Vermittler für die Nachwelt das sichere Zeugnis ablegen, an wem die Schuld der Fort

[1] Archiv der Landschaft Calenberg zu Hannover.
[2] Brüsseler Archiv. Schreiben Johann Georgs an den Kaiser vom 30. Nov. 1627

auer des ungeheuren Jammers für Deutschland lag. Fragen wir also ihn. Johann Georg erklärt zwei Jahre später dem Dänenkönige, daß die Instructionen und das Verhalten der dänischen Gesandten in Braunschweig die Ursache gewesen seien des Scheiterns der Verhandlungen. Nur daran, wiederholt Johann Georg, habe alles sich gestoßen und zerschlagen.[1] Diese Erklärung des Kurfürsten von Sachsen im Jahre 1627 muß auch für uns genügen. Nicht ein Deutscher, sondern der Dänenkönig im Solde der Generalstaaten, Englands und Frankreichs trug die Schuld des ferneren Krieges. Was auch Anderes war nach seinen Bündnissen zu erwarten als Krieg?

Es kann demnach nicht unsere Aufgabe sein die Spiegelfechterei, wie Tilly sie nennt, dieser Verhandlungen zu erörtern. Nur eine Frage fordert eine besondere Erwägung. Die dänischen Abgeordneten verlangten Sicherung des Religionsfriedens.[2] Tilly entgegnete: er habe sich in dem niedersächsischen Kreise in Religions- und geistliche Sachen niemals eingemengt: wie könne man denn von ihm Abstellung einer Beschwerde fordern? — Die Antwort hinderte den Dänenkönig nicht auch nach dem Abbruche der Verhandlungen Druckschriften ausgehen zu lassen, in welchen er dieselbe Forderung wiederholte: Sicherheit des Religionsfriedens, in welchen er abermals dem armen Volke predigte: der Krieg betreffe die wahre evangelische Religion, welche durch die katholischen Heere ausgerottet werden solle.

Abermals also sollte diese Furie des Religionskrieges losgelassen werden. Tilly mußte darauf antworten. Er mußte zuerst und vor allen Dingen dieß Trugbild zu bannen suchen. Wir haben seine Antwort zu vernehmen. Sie ist von schwerem Gewichte für die Beurtheilung des Mannes und der Zeit, in welcher er stand.

Die anklagende Schrift von dänischer Seite begnügte sich weislich mit der allgemeinen Forderung des Religionsfriedens, mit der Behauptung: es sei um die evangelische Religion zu thun. Sie brachte nicht den Beweis einer Verletzung derselben bei: die düstere unbestimmte Furcht vor einer solchen sollte die Menge ködern, die mit dem Ruf Religion und Freiheit so oft und leicht sich hat bethören lassen, und jederzeit sich bethören lassen wird. Demnach mußte Tilly auf diese allgemeine Anklage mit einer besonderen Forderung antworten, nämlich mit der Forderung des Beweises.

„Es mögen", also läßt Tilly seine Gegenschrift reden,[3] „alle und jedwede Pfarrer, Prediger und Geistliche der Confession von Augsburg im niedersächsischen Kreise und anderswo kühnlich auftreten und sagen, ob Jemand derselben von dem General Tilly vertrieben, ob ihnen sonst in der Verwaltung ihrer Aemter

[1] Theatrum Europ. I. 1090. Aehnlich der Kurfürst Johann Georg schon im März 1626 an den Kaiser bei Hurter: Ferdinand. Bd. IX. 438.

[2] Theatrum Europ. I. 1017.

[3] Londorp. III. 871. Theatrum Europ. I. 1026. Khevenhiller X. 1212. Die Abdrücke sind jedoch nicht ganz genau. Ich ziehe deshalb vor das Original als Beilage XX. wieder abdrucken zu lassen.

und Kirchendienste jemals auch die geringste Behinderung, Hemmnis und Sperrung begegnet ist. Denn man weiß sich genugsam versichert, und es liegt notorisch unzweifelhaft vor, daß keiner unter ihnen mit Grundes Bestand den Mund zu Klage und Beschwerde desfalls eröffnen kann, sondern daß sie sammt und sonders vielmehr sich werden zu bedanken wissen für den starken Schutz und Schirm, der wider allen Betrug und Bedrang ihnen geleistet ist."

Also Tilly. Eine solche Forderung in öffentlicher Proclamation durfte nur ein Mann stellen, der seiner Sache vollkommen sich bewußt und sicher war. Und gerade in dieser Achtung vor jedem religiösen Bekenntnis, so weit auch dasselbe ablag von dem seinigen, ist der edle Mann eine merkwürdige Erscheinung in seiner Zeit. Er wäre berechtigt gewesen jene Frage zu stellen, wenn er sich um die protestantischen Geistlichen gar nicht bekümmert, wenn er gethan hätte, als sehe er sie nicht, als wisse er nichts von ihnen. Nicht also verfuhr Tilly. Seine Quartierordnungen, seine Vorschriften über Disciplin nehmen besondere Rücksicht auf Geistliche und Schullehrer. Wir werden dieß bald genauer erfahren.

Es könnte möglicher Weise noch der Einwand offen bleiben, daß auf jene Aufforderung die Geistlichen, denen etwa Unglimpf geschehen, bei der Anwesenheit des Heeres zu klagen nicht gewagt haben, daß darum die Proclamation ohne Antwort geblieben sei. Der Einwand ist möglich. Wir wiederholen mithin unser früheres Wort, daß die volle Rechtfertigung Tillys erst dann eintreten wird und muß, wenn die berufenen Vertreter des Landes selbst, der Herzog und die Stände, für Mit- und Nachwelt erklären: nicht Tilly hindere die Übung des Gottesdienstes und der Religion, sondern der Däne. Wir werden mithin später dieß zu erfragen haben.

Dagegen hob der Feldherr damals wie immer seinen Standpunkt hervor, den des deutschen Patriotismus für Kaiser, Reich und Nation. Die Gegner, sagt er, reden beständig von deutscher Libertät und Freiheit. Was für eine Freiheit denn ist es, die im Namen der Fremden, der Holländer, der Engländer, der Franzosen die geächteten Rebellen dem deutschen Reiche bringen? — Sie haben ganze Provinzen geplündert, zerrüttet und verwüstet. Sie haben durch ihre Bündnisse gegen uns in allen anderen Völkern Muth und Hoffnung erweckt sich zum Spotte und zur Schande der Deutschen mit des römisch deutschen Adlers kostbaren Schwungfedern zu erhöhen. Darum ist die Berufung auf die augsburgische Confession, die von Niemandem in dem ganzen Kreise irgendwo angefochten worden, hohl und nichtig. Auch ist ja nicht zu erwarten, daß diejenigen, welche sich hier laut für die Beschützer der Confession ausgeben, eine besondere Anhänglichkeit an dieselbe besitzen, weil sie nämlich sich verbünden mit Fürsten und Potentaten, die in ihren Ländern für die Confession von Augsburg nicht eine Kirche, nicht eine Kapelle verstatten.

Es ist ein anderer Zweck, den man unter dem Namen der deutschen Libertät verfolgt, sagt uns der alte Feldherr. Er hatte in Hessen-Cassel aus unmittelbarer Nähe einen tiefen Blick gethan in die Gelüste des Hoheitsschwindels bei dem unglückseligen Hause dieser Landgrafen. Er hatte dort erkannt, wie die

deutschen Territorialherren strebten nach der vollen Souveränität, wie sie wohl wußten, daß diese volle Souveränität nur zu erreichen sei durch Rebellion gegen den Kaiser nach oben, und durch Vernichtung der Rechte der Corporationen nach unten. Das Geschlecht von Hessen-Cassel hat in allen solchen despotischen Gelüsten immer oben an gestanden. Aus dem reichhaltigen Schatze dieser Erfahrung des Selbsterlebten schöpft Tilly, um im Voraus in kurzen Strichen die Zustände darzuthun, welche später in Folge des Krieges mit einigen Modificationen nicht bloß in Hessen-Cassel, sondern in Deutschland allgemein wurden.

Das Wort der deutschen Libertät, sagt Tilly, bedeutet die Begierde nach uneingeschränkter Herrschaft, die nicht gehemmt werden soll durch die Furcht vor Kaiser und Reichsgericht. Man will über Leib, Hab und Gut vollkommen dominiren, den Schwächeren unter die Füße treten, Land und Leute, Stifter und Genossenschaften an sich reißen, Adel und Städte um ihre Gerechtigkeit und ihre Privilegien bringen, dazu den Bedrängten allen Zugang zum Rechte abstricken, keine Justiz, kein Gesetz, keinen Richter, keine höhere Obrigkeit über sich dulden, in Summa das Joch der Dienstbarkeit den Ständen, Communen und Privatpersonen über den Hals werfen: das ist deutsche Libertät, diejenige Libertät, die man den Deutschen bringen will mit Hülfe der Holländer, Engländer, Franzosen und wessen immer sonst. Und dieses Bestreben umhüllt man mit dem Namen der Religion. Also Tilly im Jahre 1626.

Dauerte denn wirklich die Verblendung über diesen Religionspunkt noch immer fort? — Bei dem großen Haufen ließ sie nicht so leicht sich lösen. Die conservativen Corporationen dagegen erwogen die Sache. Allerdings sprach auch die Ritter- und Landschaft von Calenberg noch im August 1625 ihre Besorgnis aus, Tilly wolle das Tridentinum einführen. Aber dieselbe Ritter- und Landschaft weigerte dem Herzoge Friedrich Ulrich und dem Dänen jeden Mann und jeden Thaler gegen Tilly. War es ihr denn mit jenen Worten nicht Ernst? Wir haben gesehen, wie sie mit dem Rathe der Stadt Hannover eines Sinnes war, wie sie dringend den Herzog Friedrich Ulrich bat seinem Bruder Christian nicht Einfluß über sich zu gestatten. Christian aber predigte, wie sich von selbst versteht, den Religionskrieg.

Wir entnehmen die Antwort auf diese Frage aus dem Verhalten der Stadt Braunschweig. Das Trugbild des Religionskrieges war dort nicht unwirksam geblieben; dennoch weigerte die Stadt im November 1625 dem Könige und dem Herzoge Christian die erbetene Beihülfe an Geschütz und Munition. Die Verhandlungen in der Stadt selbst über den Frieden schlugen durch. Bislang, meldet der Rath im December 1625 an Tilly[1], sei den Einwohnern ihrer Stadt der Krieg als eine Religionssache vorgestellt. Seitdem sie aber aus den kaiserlichen Schreiben so stattliche Zusicherungen bekommen, müßten sie erstaunen, wie man von jener Seite sich befugt erachten könne gegen den Kaiser ein so beharrliches und steifes Mistrauen zu hegen.

[1] Hurter, Ferdinand II. Bd. IX. 433.

Neunter Abschnitt.

Wir haben gesehen, wie die conservativen Corporationen im niedersächsischen Kreise von Anfang an über den dänischen Krieg urtheilten. Wir haben die Abstimmung der freien Städte auf dem Kreistage zu Braunschweig gegen den Krieg vernommen. Wir haben dann gesehen, wie der Rath der mittelbaren Stadt Hannover, wie derjenige von Braunschweig über den Krieg dachten. Es darf mit Gewißheit gesagt werden, daß auch nicht eine Stadt für den Krieg und den Dänenkönig war. Wallenstein sagt dasselbe von den Hansestädten insgesammt.[1] „Sie stehen mit den kaiserlichen Heeren in guter Correspondenz, und wir sind gleichermaßen bereit uns ihnen in Allem willig zu erzeigen. Dadurch hoffen wir sie ganz auf kaiserliche Seite zu bringen."

Wir haben damit zu vergleichen, in welchem Lichte die kriegenden Parteien dem neutralen Theile der Deutschen erschienen. Und hier tritt die Meinung des kurfürstlichen Hofes von Dresden in den Vordergrund. Denn Johann Georg war zugleich ein eifriger Lutheraner, der berufene Schützer seines Bekenntnisses, und gemäß der siebzigjährigen Tradition seines Hauses damals noch ein deutschgesinnter, kaiserlich getreuer Mann. Er kannte die Sachlage genauer, als irgend Jemand sonst; denn der letzte Friedensversuch zu Braunschweig war auf seine Anregung geschehen. Er hatte dort das Amt des Vermittlers geführt. Wir haben gesehen, wie er alle Schuld des Abbruches der Verhandlung, alle menschliche Verantwortung für den ferneren Krieg nur dem Dänen zuwies. Aber wir haben genauer seine Ansicht über die ganze Sachlage zu vernehmen. Wir suchen dieselbe nicht hervor aus gelegentlichen Aeußerungen, die in Briefen an diese und jene verstreut hier und da in den Archiven ruhen. Johann Georg ließ absichtlich und geflissentlich nach dem Scheitern der Vermittelung zu Braunschweig seine Ansicht von der Sache öffentlich durch die deutschen Länder verkünden.[2]

Es ist ein erhebender Gedanke, sagt der Kurfürst von Sachsen, daß ein Volk alles daran setzt seine Religion und seine Freiheit gegen ungerechten Angriff zu vertheidigen. Also, meint er, ist es geschehen im Jahre 1552 von den deutschen Fürsten gegen den Kaiser Karl. In gleicher Weise behauptet nun der Dänenkönig, daß auch sein Kampf gegen den Kaiser die Rettung und Erhaltung dieser edlen Güter bezwecke. Es ist die Frage, ob dem also sei. Der Kaiser bedrohte damals den Protestantismus. Er wollte das Papstthum allgemach wieder einführen. Nicht also liegt jetzt die Sache. Der Kaiser Ferdinand hat auch nicht einem einzigen Stande des Reiches zugemuthet sich von der evangelischen Religion loszusagen, und dafür die katholische wieder anzunehmen. Auch nicht die geringste Reichsstadt kann diesen Vorwurf auf den Kaiser bringen: eine jede bleibt frei bei der Uebung des Glaubens, welchen sie von vielen Jahren her bekannt hat. Der Vorwurf einer Religionsbedrückung ist mithin hohl und nichtig.

[1] Chlumecky, Regesten u. s. w. p. 30.

[2] Londorp. III. 890 ff. Ich habe die Worte verändert, nicht die Gedanken.

dann seine Gnade suchten. Auch in Betreff der Freiheit liegt der der Zeiten Ferdinands von denjenigen Karls V. sonnenklar vor

ferner, sagt der Kurfürst von Sachsen, spricht man viel von der einem spanischen Dominat, von einer Knechtung Deutschlands unter Zur Zeit des Kaisers Karl V. hatte das einigen Grund. Damals l V. seinen Bruder Ferdinand bei Seite zu schieben, um seinem ilipp die Kaiserkrone zu verschaffen. Nicht also liegt es jetzt. Der rdinand II. hat im Anfange seiner Regierung das spanische Haus llen Ansprüchen auf die deutschen Erbländer des Hauses Oestreich aus- entsagen. Und wenn man desungeachtet immer dieselbe Rede und rgnis wiederholt: so müssen wir wieder entgegnen, daß es nur Reden man nicht beweist, grundlose Vermuthungen solcher Leute, die da hne ihre Sorgfalt stürze der Himmel ein und die Sonne höre auf zu Anders liegt die Thatsache. Spanien hat schon jetzt alle Kraft auf- um nur sich selber zu schützen und zu erhalten, und der Zustand nicht auf Fortschritt, sondern auf Rückgang. Die Furcht vor einem Dominat über Deutschland ist eitel und grundlos.

doch hält man uns entgegen, sagt der Kurfürst von Sachsen, daß es grunde die Absicht des Kaisers sei die evangelische Lehre auszurotten Reichsstände mit Gewalt zur Annahme der päpstlichen Religion zu Man weist hin auf Böhmen, Oestreich und Mähren, auf Schriften en, die das fordern und dergleichen mehr. Man schürt täglich das und meint, man dürfe nicht still dazu sitzen, nicht schweigen. Auf en erwiedern wir: was der Kaiser im Sinne hat, ob er mit solchen mgeht, das weiß allein Gott und nicht wir. Wir können uns nicht die Gedanken der Menschen zu ergründen. Wir haben uns zu halten t und vielfach ausgesprochenen Verheißungen des Kaisers, daß seine dienen sollen zur Vertheidigung des Reiches gegen die Feinde. Wir

[illegible]

[illegible]

[illegible]

sich erdreisteten schimpflich zu reden über ihren eigenen Herrn. Dann wendete es sich und das Symbol der fünf Vocale des Kaisers Friedrich III. Aquila Electa Juste Omnia Vincit ward zur Wahrheit. Denn Gott der Herr hält über seiner Ordnung und stürzt diejenigen, welche sich auflehnen wider die Obrigkeit. Es hat sich mancher Geier, Fall und Habicht gegen den kaiserlichen Adler versucht und bisweilen ihm auch eine Feder ausgezogen; dennoch hat sich der Adler jederzeit des Schadens erholt, hat seine Gegner überdauert und ist der Oberste geblieben.

Das ist das Glück und das Geschick des östreichischen Hauses, gegen welches der Däne in die Waffen tritt. Und dabei hat er zu thun mit einem so vorsichtigen, so wohlversuchten, so kundigen, so klugen Feldherrn, daß dessen Gleichen in unseren Tagen in Europa nicht viele zu finden sind. Also haben die letzten fünf Jahre der Laufbahn Tillys ihn erprobt. Bei seinem Kriegsvolke findet sich ein solcher Gehorsam, bei dem General selbst eine solche Freundlichkeit gegen Jedermann, sonst aber ein so scharfes Regiment und eine solche Kriegszucht, daß man billig ihn loben muß. Darum ist es auch kein Wunder, daß ihm bisher alles glücklich von statten geht. Es ist die Frage, es ist fast unmöglich, daß auf der anderen Seite eine gleiche Kriegszucht erhalten werden könne. Darum ist um so weniger Glück für den Dänen zu hoffen, zumal da Tilly nun auch Verstärkungen an sich zieht. Der König von Dänemark ist in keiner geringen Gefahr, und es kann ihm leicht ergehen, wie es vor zwei Jahren in Westfalen bei Stadtlohn geschah, wo nicht alle davon kamen, die zu entrinnen vermeinten.

Und nicht allein den göttlichen Schutz über das Haus Oestreich, das Feldherrngeschick des alten Tilly hat der Däne zu befahren, sondern auch die Schwäche seiner Bündnisse. Es ist kein Glück dabei sich mit fremden Mächten in Bündnisse gegen das Reich einzulassen. Also lehrt es die Erfahrung. Was haben die Anderen ausgerichtet, die bislang in fremdem Solde das deutsche Land überzogen? Sie haben die Länder der Freunde geplündert, und dann ist Tilly über sie gekommen, und sie haben den Raub den Kaiserlichen lassen müssen.

Darum ist von diesen neuen Kriegsrüstungen, die als zum Besten des Religionsfriedens geschehen ausgerufen werden, für diesen Frieden nichts Gutes zu erwarten. Alle wöchentliche Zeitungen haben mit Rühmen verkündet, wie stark diese Rüstungen seien. Aber in den letzten Jahren war ein solches Rühmen und Verkünden immer eine gewisse Anzeige, eine Art Prophezeiung, daß die Rühmenden geschlagen werden sollten. Das Rühmen und Verkünden hat die Gegner niemals verzagt gemacht: sie sind dadurch nur um so sorgfältiger und eifriger geworden. Es ist nun freilich dennoch möglich, daß Gott durch eine besondere Schickung eine Züchtigung über die Papisten verhängt, die es auch wohl verdient haben. Es ist möglich, daß wider die Erwartung der Sieg für die Dänen sich entscheidet. Aber was dann? Dann wird erst recht kein Ende des Kriegens sein; denn der Kaiser und die katholische Macht wird durch einen Sieg nicht gebrochen. Und dann droht auch für Kursachsen eine große Gefahr, und die Gegner werden uns büßen lassen wollen für die Treue, die wir dem

[illegible]

[illegible]

[illegible] daß die katholischen [illegible] daß sie [illegible], als die Macht in ihren Händen [illegible] Evangelischen gegen [illegible]

[illegible] der Kurfürst von Sachsen, [illegible] geistlichen Güter wieder gefordert, oder [illegible] werden. Nur daß sofort [illegible] anzunehmen. Man wird es nicht [illegible] Reichsstände sowohl wie [illegible] ein Anlaß zu einem Religionskriege [illegible] angegriffen sein, und [illegible] Aussicht auf Erfolg haben. Es ist [illegible] die katholischen Reichsstände an [illegible] sondern Frieden. Sie sind aber zu [illegible] daß ein solcher Krieg [illegible] Denn sind viele ihrer eigenen Unterthanen [illegible] und namentlich halten die Ritterschaften [illegible] sollten wir doch dem Worte des Kaisers [illegible] Reden, die auf Mißtrauen ausgehen. Er

Gott will, wird es mit den eingezogenen geistlichen Gütern nicht so arg werden, wie Mancher sich dünken läßt; doch darf und muß der Kaiser dafür erwarten, daß man in Devotion und Gehorsam gegen ihn verbleibe, wie es bislang nicht geschehen ist. In Niedersachsen freilich muß man sich etwas gefallen lassen, und die dortigen Fürsten tragen selber die Schuld. Man wird dort katholische Prälaten wieder einsetzen, und Klöster aufrichten. Soll man sich dessen mit Gewalt erwehren? Ich rathe, daß man Gottes Allmacht in der Beschützung der wahren Kirche nicht vorgreife, noch unter der Hülle der Religion seinen Eigennutz suche.

Wir Alle wünschen und sehnen den Frieden zurück auf des Reiches Boden. Dazu ist vor allen Dingen nöthig, daß der Pfalzgraf Kurfürst sein Vergehen bei den böhmischen Händeln aufrichtig bekenne und den Kaiser um Verzeihung bitte. Dann ferner ist nöthig, daß alle evangelische Fürsten des Reiches in gebührlichem Gehorsam sich um ihren Kaiser schaaren und ablassen von allen Bündnissen unter einander und mit fremden, undeutschen Mächten. —

Diese Worte enthalten den Standpunkt, aus welchem der Kurfürst von Sachsen den Krieg und die ganze Lage der Dinge ansahen. Dürfen wir zweifeln nach Allem was vorangegangen ist, ob die deutsche Nation im Ganzen und Großen einer anderen Ansicht war? — Niemals hat bis dahin eine unbefangene, urtheilsfähige Corporation das schauerliche Wort des Religionskrieges gebilligt.

In gleicher Weise wie der Kurfürst Johann Georg, mahnte noch einmal der Kaiser die Fürsten und Stände von Niedersachsen. Das Bündnis des Dänenkönigs mit den Generalstaaten, mit England, mit Frankreich war im März 1626 allbekannt. Darauf wies der Kaiser hin.[1] Er fragte die Niedersachsen, ob sie glauben könnten, daß ein Mann, der heute jene Bündnisse suche, morgen mit Ernst einen Friedenscongreß beschicken werde. Er versicherte die Fürsten und Stände abermals, daß es nicht sein Wille sei wider den Religionsfrieden zu handeln. Er verwies sie auf die Erfahrung der letzten Zeit, daß Niemand jemals eine Rebellion oder einen Krieg erwecke, der sich zu diesem Zwecke nicht der schimmernden Namen der Religion und der Freiheit bediene. Er setzte sein kaiserliches Wort zum Pfande, daß alle diejenigen, die noch jetzt sich von dem Bunde mit dem fremden Könige lossagten, zu vollen Gnaden angenommen und ungefährdet sein sollten.

Der Dänenkönig ersah die Gefahr. Er kannte seinen schwachen Neffen Friedrich Ulrich. Er wußte um die Gesinnung der Landstände, welche jede Beisteuer zum Kriege weigerten. Er hatte schon am 23. Januar 1626 ein heftiges Schreiben an sie erlassen, daß sie mehr für Tilly thäten, als für ihn, daß sie Schutzwachen von dem kaiserlichen Feldherrn nähmen, daß sie die Bewaffnung des Volkes gegen denselben hinderten.[2] Er wußte, wie die Stände ihren Herzog zur Unterwerfung unter den Kaiser drängten. Um dem entgegen

[1] Königliches Archiv in Hannover.
[2] Archiv der Landschaft Calenberg in Hannover.

zu treten, war es das sicherste Mittel sich der Person Friedrich Ulrichs zu versichern. Die Sache war trefflich eingefädelt. Die Räthe des unglücklichen Herzogs, Rautenberg und Elz, waren von dem Dänen erkauft.[1] Sie beredeten ihn mit seiner Mutter nach Rotenburg zu dem Dänenkönige zu reisen, und dort diesen zum Frieden zu bewegen. Das ließ Friedrich Ulrich sich gefallen. Es kam freilich anders. Nicht der König ward zum Frieden beredet, sondern der arme, verlassene Friedrich Ulrich ward abermals bethört. Von Rotenburg aus eilte Rautenberg heim mit Vollmacht. Er entließ in Wolfenbüttel diejenigen Räthe, welche für Unterwerfung gestimmt hatten. Er entließ ferner den Commandanten von Wolfenbüttel, und öffnete diese stärkste Feste des Landes den dänischen Truppen. Und dazu fügte endlich Friedrich Ulrich die Ernennung seines wilden Bruders Christian zum Statthalter. Abermals hatte der Dänenkönig an seinem unglücklichen Neffen und zugleich an dem Lande desselben einen Meisterstreich verübt.

In Wien erkannte man die Absicht. Friedrich Ulrich war kinderlos, sein Weib wegen Ehebruchs entflohen, Christian war körperlich schon völlig zerrüttet: an berechtigte Leibeserben war selbst dann nicht zu denken, wenn der Kaiser diesem noch einmal verzieh. Die Uebertragung der Regierung an den Bruder Christian war der erste Schritt das Land in die Hände des dänischen Oheimes zu bringen, der Cellischen Linie des Welfenhauses es zu entziehen. Deshalb wandten sich die Celler Herzöge an den Kaiser. Die Statthalterschaft ward für ungültig erklärt,[2] die Unterthanen angewiesen dem Herzoge Christian nicht Folge zu leisten.

Und hier nun tritt uns ein anderer Mann in einem sonderbaren Lichte entgegen. Das kaiserliche Schreiben an die Landstände von Calenberg und Wolfenbüttel sollte durch Wallensteins Hände gehen. Es war datirt vom 14. März. Die Stände erhielten das Schreiben nicht. Sie erfuhren durch den Herzog von Celle, daß ein solches Schreiben erlassen sei. Sie wendeten sich an Wallenstein. Das Schreiben erfolgte nicht. Erst am 28. Juni, nachdem Wallenstein das Schreiben ein Vierteljahr unter sich gehabt, mehrere Wochen nach dem Tode Christians von Halberstadt, erhalten die Stände von Wallenstein das Original, und auch da nur erst auf ihr Verlangen. Wallenstein erwiedert: die Sache betreffe den Herzog Christian. Da derselbe ja inzwischen gestorben, habe er die Uebersendung nicht für nöthig erachtet. Aber, entgegnen die Stände von Calenberg, der Herzog Christian hat noch lange nach dem Date gelebt. Sie

[1] Man vgl. kurze Gründliche Information, was es mit der Grafschaft Hohn- und Reinstein u. s. w. p. 24. — Ferner v. d. Decken: Herzog Georg I. 183. — In der Landtagspropositionen von 1628 bekennt Friedrich Ulrich indirect die Sache seinen Landständen. „S. F. G. sind nicht geschonet, sondern dieselben unter allerhand vornehmen praetexten zu übernehmung einer Reise an andere Oertter bewogen, biß es mit der Vestung Wolfenbüttel solcher Leutte unverantwortlichem practiciren nach zu einem andern standt gebracht werden." Archiv der Landschaft Calenberg in Hannover.

[2] v. d. Decken I. 360. Beilage III. Nr. 2.

klagen es dem Kaiser. „Das Betragen befremdet uns sehr," sagen sie.[1] Schärfer lautet der Ausdruck in ihren Berathungen. Sie sagen dort: das Schreiben ist unterschlagen zu unserem Nachtheile.

Warum verfuhr Wallenstein so? Welche Absicht hatte er dabei? Denn so handelt man offenbar nicht ohne Absicht. Wie dem auch sei: ein weiterer thatsächlicher Anhaltspunkt ist nicht da. Der Tod Christians veränderte die Sachlage, und schnitt etwaige Plane ab. Nur so viel steht auf jeden Fall fest, daß die Eigenmacht und Willkür Wallensteins sich für die Deutschen in einer merkwürdigen Weise ankündigte.

Kehren wir zurück zu dem neuen Statthalter in den letzten Monaten seines Lebens. Sein Regiment begann. Es war freilich nicht ein solches, wie Oheim und Neffe es sich ausgedacht haben mochten. Am 10. März 1626 forderte der junge Herzog im Namen seines Bruders von den Landständen die Gelder, zu welchen sie durch frühere Verträge verpflichtet seien. Sie weigerten sich. Christian redete von dem reinen Worte Gottes und so weiter nach seiner Art. Es half nichts. Er ließ die von Friedrich Ulrich gezeichneten Schreiben vorlegen. Die Landstände schreiben an Friedrich Ulrich: „Wir bestreiten Ew. Fürstlichen Gnaden nicht das Recht sich des Ihrigen zu begeben; allein daß nun auch wir und die liebe Armuth darum unserer Rechte uns begeben sollten, kann uns mit Fug nicht zugemuthet werden."[2] Der Rath von Hannover entgegnete: das Land könne immerhin die dreifache Tripelhülfe bezahlen, wenn der Dänenkönig seinerseits den zugefügten Schaden ersetze. Dieser Schaden aber sei bereits mit der fünffachen Tripelhülfe nicht mehr zu decken.

Was konnten die Worte helfen? Da die Stände gutwillig nicht wollten: so gebot der Dänenkönig am 2. Mai mit Gewalt durchzugreifen und die Steuer zu nehmen.[3]

Tilly dagegen ließ keine Gelegenheit unbenutzt sich zu zeigen in seiner Weise. Noch im October 1625 nahm er das feste Schloß Calenberg. Die Besatzung ward ungekränkt entlassen. Die Bauern des Amtes Calenberg, welche mitgeholfen hatten zur Vertheidigung, ermahnte er sich ferner nicht mit den Dänen zu befassen, sondern des Ackerbaues zu pflegen. Zu diesem Zwecke überwies er ihnen Pferde und Saatkorn.[4]

Des ungeachtet beharrte die Mehrheit des Landvolkes noch in seiner Täuschung. Die Mannschaft, die der Herzog Christian zusammen brachte, bestand hauptsächlich aus den armen, betrogenen und verführten Bauern, welche Gott einen Dienst zu thun vermeinten, wenn sie auf die Papisten schlügen. Christian hatte demnach nicht ein ordentliches Heer, das irgendwo eine Entscheidung geben konnte, und dennoch war es sehr gefährlich; denn fast seine ganze Schaar war beritten.

[1] Archiv der Landschaft Calenberg zu Hannover. Fasc. von 1626.
[2] Archiv der Landschaft Calenberg, und dasjenige der Stadt Hannover.
[3] a. a. O.
[4] Henke, Georg Calixt I. 367. Nr. 4. Die Worte des Briefes lauten: quo line ipse illis semina et equos concessit.

Im Beginne des Jahres 1626 lagen für den alten Helden Tilly die Dinge so drohend, wie nur jemals. Von Wallenstein durfte er sich keiner Hülfe getrösten. Dieser lag entwärts in den Gegenden von Magdeburg und Halberstadt, um Mansfeld zu erwarten, wenn derselbe von der Trave aus, wo er im Beginn des Jahres 1626 sich gelagert, südwärts nach Schlesien durchbräche. Also war es Mansfelds von jeher gehegter Plan: man müsse den Krieg in die kaiserlichen Erblande verpflanzen. Daß er auch diesmal fest daran hält, war schon im December 1625 offenkundig. Darum blieb Tilly gegen den Dänen und gegen den Herzog Christian auf seine eigene Heereskraft beschränkt. Und auch diese war gelockert in jeder Beziehung. Wallenstein hatte Tilly keinen Nutzen gebracht: seine Nähe war sogar verderblich für die moralischen Bande des Tillyschen Heeres. Daß die Armee Wallensteins lediglich auf Kosten der Länder bestand, in denen sie weilte, war den Soldaten Tillys kein Geheimnis, und noch viel weniger den höheren Officieren. Auch wußten diese sehr wohl um den Unterschied des Soldes.[1] Ein Hauptmann erhielt bei Tilly wöchentlich für seine Person und für die Pferde, Alles in Allem, 37 Thaler, ein Lieutenant 13 Thaler, ein Fähnrich $9^1/_2$ Thaler. Unter Wallenstein erhielt der Hauptmann 100 Gulden, der Lieutenant 35 Gulden, der Fähnrich 25 Gulden, dazu Fourage für jede Pferde. Ein Oberst vom Stabe erhielt unter Tilly 62 Thaler und Verpflegung für 16 Pferde je zu einem Reichsthaler wöchentlich, ein Oberst vom Stabe unter Wallenstein wöchentlich 500 Gulden und Verpflegung für 15 Pferde. Der Unterschied war einleuchtend. Unter Tilly hatte man öfters auf den Sold zu warten, bis es den sparsamen, kriegsunlustigen Kirchenfürsten gefiel ihre Beiträge einzusenden. Sehr zur Unzeit blieben gerade damals diese Beiträge monatelang aus. Nicht also war es unter Wallenstein. Die Officiere verschafften selber sich den Sold. Damals war Collalto als Oberst unter Wallenstein eingetreten. Er hatte auf Befehl Wallensteins der Stadt Halle eine Contribution auferlegt. Sie erschien den Bürgern zu schwer. Wallenstein gebot Collalto Ernst zu brauchen.[2] Er säumt nicht und berichtet, daß er die vornehmsten Bürger auf das Schloß eingesperrt. Dreimal ist eine Deputation gekommen, um die Freilassung zu erbitten, um zu sagen, daß es ihnen unmöglich sei. Es half nichts: sie mußten zahlen.

Es war einer der Anfänge des Wallensteinischen Thuns. Es war doch anders dort, schien es den Officieren, als unter Tilly. Dort durfte der Kriegerstand frei hinwegschreiten über die Häupter der Menschen, und hier gab es die endlosen Bedenklichkeiten der Rücksicht, der Schonung, der Milde gegen die Einwohner, des strengen Ernstes der Gerechtigkeit ohne Unterschied der Person und des Standes.[3]

[1] Die Verpflegungsliste Wallensteins, die ich hier benutzt, ist datirt vom 10. November 1626, diejenige Tillys vom 5. Februar 1629. Beide im Königlichen Archive zu Hannover.

[2] Chlumecky, Regesten u. s. w. 32.

[3] Bericht des hessischen Abgeordneten bei Villermont I. 102 f.

Also mochten die Officiere denken. Aber auch der Soldat stellte Vergleichungen an. Wie war doch das Leben unter Wallenstein so viel leichter und froher! Wallenstein hatte für sein Heer, bevor er mit demselben etwas Anderes gethan als den Marsch von Eger aus durch Franken und Hessen nach Niedersachsen, im Herbste 1625 sich gute, nicht erschöpfte Quartiere in den Stiftern ausgesucht, die bislang vom Kriege nur mittelbar gelitten. Tillys Veteranen, die ihm getreu nun sechs Jahre vor dem Feinde gelegen, mußten sich begnügen mit den Gegenden, die von beiden Theilen erschöpft, durch die Misernte des Jahres 1625 ganz besonders niedergedrückt waren.[1]

Diese Misernte war von ganz besonderem Gewichte. Das Jahr 1625 begann mit heftigen Stürmen.[2] Dann trat eine solche Wärme ein, daß Sommer und Winter vertauscht zu sein schienen. Im Januar blüheten Blumen, die man in anderen Jahren frühestens im April erwarten durfte. Im Rheingau, in den Aemtern Wiesbaden, Hochheim und Höchst fand man im Januar die Mandelbäume und andere feine Obstsorten in voller Blüthe. Gegen Ende Februars wurde es sehr kalt. Um Pfingsten lag in der ganzen Wetterau und an den Ufern des Maines her, namentlich auf dem Taunus ein tiefer Schnee, der dem blühenden Korne verderblich wurde. Im Juni war es kälter als im Januar, und auch fortan blieb es den ganzen Sommer hindurch kalt und windig. Der Erfolg war eine allgemeine Misernte. Kaum minder groß war dieß Unglück im Braunschweiger Lande. Korn und Stroh war sehr spärlich eingekommen.

In den Quartieren der Reiter, meldete Tilly im März 1626,[3] ist auch nicht ein Strohhalm mehr vorhanden. Er klagt über den Zustand seines Heeres.[4] Die Kleidung, das Lederzeug ist zerrissen und verfault. Es mangelt an Fuhren. Die Regimenter schmelzen zusammen. Viele Soldaten sind krank. Vor allen Dingen fehlt Brod. Tilly ist gegen das Ende des Monats Januar 1626 nicht im Stande mehr als 6000 Mann ins Feld zu stellen. Er bittet und fleht in München, in Brüssel um Unterstützung.

Und ringsum steht der Feind. Der Dänenkönig, dem damals die holländischen und englischen Gelder zukommen, stärkt sich täglich mit neuen Werbungen. Sein Heer schwillt an. Er entsendet im Anfange März den Herzog Johann Ernst von Weimar über die Weser gegen Osnabrück. Dort soll dieser deutsche Herzog das Domcapitel zwingen einen dänischen Prinzen zum Coadjutor zu erwählen. Johann Ernst lagert sich auf dem Gertrudenberge im Nordosten der Stadt.[5] Die erschrockenen Mitglieder des Domcapitels folgen seiner Ladung und kamen hervor aus der sicheren Stadt, deren Rath und Bürger jede Gemeinschaft mit dem Herzoge weigern.[6] Der deutsche Herzog stellt die Prälaten

[1] Villermont, Tilly. Tom. II. p. 346.
[2] Keller, Drangsale des nassauischen Volkes S. 57.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins 20 ff. rc.
[4] Hurter, Ferdinand Bd. IX. 441.
[5] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.
[6] Rathsarchiv der Stadt Osnabrück.

auf seine Batterien, und erlangt von ihnen unter dem Krachen des Geschützes, unter der Drohung des Brennens für das ganze Stift das Versprechen der Wahl des dänischen Prinzen Friedrich zum Nachfolger. Und weiter droht er von da aus vorzubrechen gegen Münster, gegen Paderborn, um Tilly das Hinterland abzuschneiden, aus welchem das Heer der Liga seine Zufuhr bezieht.

Unmittelbar im Rücken Tillys liegt das hessische Land. Moritz ist inzwischen heimgekehrt, und lauert nur auf einen Erfolg der dänischen Waffen, um seinerseits offen die Fahne des Aufruhres gegen den Kaiser zu erheben.

Der gefährlichste jedoch zur Zeit ist der junge Herzog Christian. So sehnlich die Landstände von Braunschweig den Anschluß ihres Herzogs an die kaiserlichen Fahnen wünschten: so glaubte doch das geringe Volk nach wie vor den Predigten und Reden von dem Worte Gottes, das man schützen müsse. Viele der Unglücklichen hatten durch Raub und Brand und Plünderung alles verloren: auf wen anders konnte in ihren Augen die Schuld fallen, als auf das Heer des katholischen Bundes? Denn nicht bloß Wallenstein und seine Untergebenen, auch die Bauern in Braunschweig, die nicht von der Einquartierung der Wallensteiner, sondern der Truppen Tillys litten, wußten diesen Unterschied zu machen: Wallensteins Heer sei wirklich ein kaiserliches, dasjenige Tillys diene den katholischen Bischöfen.[1] Es bildeten sich namentlich am Harze durch Christians Bemühen zahlreiche Banden, die von da aus auf die Soldaten streiften, sie würgten und mordeten. Der Dänenkönig nahm dieß Gesindel in seinen Schutz. Tilly entsetzte sich darüber so sehr, daß er dem Kaiser rieth dieses Verfahren des Königs durch einen besonderen Erlaß öffentlich zu brandmarken.[2] Aber auch er selber griff durch. Es lag im Harze ein Städtchen, Im Grund genannt, das zum Sammelplatze dieser Haufen erkoren war. Von da zogen die bewaffneten Schaaren aus, die man Harzschützen nannte, und überfielen die Quartiere. Oder sie lauerten an den Wegen dem Wanderer auf, daß Niemand sich mehr getrauete die Straßen zu ziehen, noch das Feld zu bestellen. Diesem Treiben mußte Einhalt gethan werden. Tilly schickte eine Abtheilung nach dem Städtchen Im Grund, und ließ es anzünden. Die Maßregel fand die volle Billigung der Beamten des Herzogs von Lüneburg-Celle.[3]

Dadurch indessen ward dem Uebel nicht bleibend gesteuert: man fand andere Plätze zum Verstecke. Der Herzog Christian mit seinen Reiterschaaren, wohl an 3000 Mann, ist wie das fliegende Wetter bald hier, bald dort. Tilly muß des Unterhaltes wegen seine Soldaten weit vertheilen. Es sind lauter offene Oerter, klagt er, in denen man keiner Gewalt widerstehen kann. Und rasch und unversehens ist dann der Herzog Christian da mit seinen Reiterschaaren, fällt nächtlich in die Quartiere, schlägt hier eine Compagnie und dort eine andere. Christian sprengt bei Nachtzeit plötzlich die Thore der kaiserlich getreuen Reichsstadt Goslar ein, weil er dort, wie an vielen Orten, das niedere Volk für

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins 55
[2] Mailáth, Geschichte Oestreichs III. 131.
[3] Beilage XXI.

geneigt weiß. Der Rath indessen ist auf seiner Hut. Er ruft die getreuen Bürger in die Waffen, und Christian zieht ab, wie er gekommen.

Die Bergwerke am Harze dagegen litten von ihm große Noth.[1] Die Arbeit stockte. Die Bergleute flohen. Christians wilde Banden erklärten, daß alles ihnen gehöre. Es war das Eigenthum des Herzogs von Celle, und darum der Zorn. Dagegen mußte Hülfe geschafft werden. Tilly selber rückte mit mehreren Regimentern heran, um den bedrängten Bewohnern von Clausthal als Retter und Befreier zu erscheinen.[2] Der junge Herzog indessen fuhr fort in seinem Zorne und Grimme. Gefangene aus seinen Schaaren sagten aus: er habe ihnen nicht bloß das katholische Eichsfeld, sondern auch das Fürstenthum Grubenhagen seiner Vettern preis gegeben.[3] Sie sollten alles verfolgen mit Raub und Feuer. Mit Schmerzen und Klagen rufen im Anfange des April die Beamten des älteren Christian ihrem Herzoge zu: „Wenn nicht nächst Gott der Herzog von Friedland oder der Graf Tilly uns zu Hülfe kommen: so steht es um uns schlimm." Der bösen Ahnung folgt die Wirklichkeit auf dem Fuße. An jedem Abende steigt am Himmel eine neue Flammenröthe auf, und jeder folgende Morgen bringt neue Berichte, wie der junge Herzog zum Sühnopfer für die kaiserliche Politik seiner Vettern in Celle die Habe und das Obdach unglücklicher Menschen den Flammen darbringt.

Erwägen wir die Rückwirkung aller solcher Zustände in moralischer Beziehung auf das Heer Tillys. Die Truppen Wallensteins, die nichts gethan, lagen in den fruchtbaren Ländern, die bis dahin nichts gelitten. Sie lagen dort in behaglicher Ruhe, ungefährdet, wartend, ob etwa ein Feind komme. Tillys Krieger, die bis dahin alles gethan, erduldeten alle Entbehrungen, zu jeder Stunde des Tages und mehr noch bei Nacht des raschen Feindes gewärtig, dem bis in seine verborgenen Schlupfwinkel zu folgen nicht möglich war. Und bei solchem Treiben sollte der Soldat in Hunger und Noth noch die schärfste Mannszucht halten, auf dem Boden des Freundes wie des Feindes, sollte täglich zittern vor dem Galgen, der jegliche Ausschweifung zu rächen drohte? War das der Lohn für alle Mühen, alle Beschwerden? Die Soldaten waren unmuthig. Die Beamten aus Harzberg melden im März 1626 dem Herzoge von Celle:[4] „Der General Tilly hat die Vorschläge über die Kriegeszucht, die wir ihm eingereicht, schärfer gefaßt, als wir es wollten. Aber die Soldaten handeln nicht danach, und die Officiere sehen durch die Finger. Wenn wir Klagen anbringen, so ist der Name der Thäter nicht zu erforschen." Und eben so berichtet ein Anderer:[5] „Es mag dem Herrn General leid genug sein, und er läßt ernstliche Befehle an die Obersten ausgehen. Dennoch thut das alles bei denselben nicht verfangen, noch helfen. Sie berufen sich auf die Noth, den Mangel, das Ausbleiben des

[1] Beilage XXII.
[2] Beilage XXIII.
[3] Königliches Archiv zu Hannover.
[4] Königliches Archiv zu Hannover.
[5] Königliches Archiv zu Hannover. Der Landdrost M. v. Hodenberg, 24. März 1626.

[illegible]

[illegible] schlug ab. Ob er auch wolle, sagte er, seien doch die Quartiere so ausgezehrt, daß es eine Unmöglichkeit sei. Tilly zog die Bedürfnisse für sein Heer hauptsächlich aus Hessen, Westfalen, dem Bisthume Paderborn. Wallenstein [illegible] seine Quartiere auch nach Hessen hinein. „Wenn mir dort und in Westfalen die Quartiere abgeschlagen werden," meldet Tilly nach Brüssel an die Infantin, „so werde ich zuletzt mit höchster Ungelegenheit der Sache nicht allein die Orte aufgeben, die ich bereits inne habe, sondern mit dem ganzen Heere zurückgehen müssen."

Es war die Aufgabe Tillys aus so bedrohlichen Umständen sich empor zu arbeiten, das Heer moralisch neu zu kräftigen, sich der Feinde zu erwehren, sie sämmtlich zu schlagen, und dabei zugleich durch das eigene Verhalten die bethörten Landleute zu überzeugen, daß nicht gegen sie der Krieg geführt werde. Tilly löste diese Aufgabe. Die Herzöge von Lüneburg-Celle erwarteten Hülfe von Wallenstein oder Tilly. Sie wie alle andere durften sie mit Sicherheit und Nachdruck nur von Tilly erwarten.

Sehen wir zuerst Wallenstein.

Er hielt in den Ländern von Magdeburg und Halberstadt Wache gegen Mansfeld. Im Beginne des Jahres lag dieser Verderber zwischen Lübeck und Hamburg, und waltete dort nach seiner Weise. Er hatte Geld vollauf; denn England

[1] Villermont II. 353. Hormayr, Taschenbuch 1839 p. 343, offenbar hier quellengemäß.

rts weiter dringen. Die Herzöge verlangten, daß er vor dem Durch=
heer entwaffne.[1] Dessen weigerte sich Mansfeld. Er erzwang sich
Der Kaiser nahm jeden, auch den geringsten Widerstand gegen den
er mit Gunst und Gnade auf. Er erließ an die Mecklenburger Her=
ankschreiben wegen ihres Verhaltens gegen Mansfeld.[2] Dann stand
an den Grenzen von Brandenburg. Der Kurfürst Georg Wilhelm
Art von Vorsicht, die seinem übrigen Verhalten entsprach. Statt
r Macht seine Grenze zu decken, schickte er an Mansfeld einen Geheime=
der Frage, ob er auch in die Mark Brandenburg einfallen wolle.[3]
verneinte. Was Anderes konnte der Geheimerath erwarten? Er kehrte
heim, um dem Kurfürsten dieselbe Beruhigung mitzutheilen. Sie ward
rch die Nachricht, daß Mansfeld sofort mit hellen Haufen in das schutz=
lose Land eingebrochen sei. Es war ein schreckliches Heer, an losen
und diebischen Jungen dreimal so stark als an Kämpfern. Demgemäß
dem armen Lande. Mansfeld überschritt die Havel bei Havelberg und
ch der Elbe, um sie bei Dessau zu passiren. Es war dort nur eine
unter Aldringers Befehl, und es schien nicht schwer sich derselben zu
en. Aber Aldringer hatte zeitig genug Wallenstein in Kenntnis gesetzt,
gebeten und gedrängt. Sie kam. Um sie Mansfeld zu verhehlen,
n die Brücke mit Tüchern verhängt, und dadurch in der That den
reicht. Erst als Mansfeld angriff, erkannte er an dem Widerstande,
zahlreich aus dem nahen Gehölze nun hervorbrechenden Schaaren, daß
ier endlich einmal wieder um etwas Anderes handele, als Gewalt gegen
Menschen mit ihrem Hab und Gut. Eine Weile hielt er Stand, dann
seine Schaaren zusammen $^{15}/_{25}$ April 1626.

Siegesberichte Wallensteins thun Aldringers nicht Erwähnung.[4] Und
te man, daß Wallenstein das Treffen nicht gewollt, daß Aldringer ihn

[illegible]

Zu derselben Zeit war der alte Tilly beschäftigt hier und da. Eben hatte er die Bergwerke des Harzes gegen den wilden Christian geschützt, als die Gefahr Westfalens ihn westwärts rief. Johann Ernst von Weimar stand im Hochstifte Osnabrück, seine Reiter streiften nach Minden und Paderborn. Tilly fürchtete, daß Johann Ernst mit den Holländern sich gegenseitig die Hand reichen werde. Deshalb bat, deshalb drängte er die Infantin dort zu wehren und zu helfen.[2] Aber sicherer war es selbst dahin sich zu nähern. Johann Ernst hatte dort nicht ein Entgegenkommen gefunden. Die Prälaten, die in thörichter Furcht sich hatten bewegen lassen aus der festen Stadt der Ladung des Herzogs Johann Ernst zu folgen, brachten nachher den Vorwurf auf den Rath von Osnabrück: die Haltung desselben habe sie gezwungen. Der Vorwurf war unbegründet, eine Bemäntelung der eigenen Furcht. Sie selbst berichten, daß Johann Ernst sie mit Lachen empfangen. Und mit Recht, er lachte über ihre Thorheit. Das niedere Volk lauschte auch dort wie überall auf die Reden von Religion und Freiheit: der Rath dagegen, die Ritterschaft, die nicht minder fast gänzlich protestantisch war, betheuerten damals und später oft ihre treue Gesinnung zu Kaiser und Reich.[3] Es liegt kein Grund vor an der Wahrheit der Betheurung zu zweifeln. Wir finden dasselbe nachher bei den Oertern, die für einige Zeit in die Gewalt der

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins 65.
[2] Villermont, Tilly II. 353.
[3] Ehemaliges Domcapitel- und Rathsarchiv zu Osnabrück.

länen fielen.[1] Die Stadt Osnabrück dagegen ließ den Herzog Johann Ernst nicht ein. Sie zahlte ihm eine Brandschatzung, weil sie nicht anders konnte. Als Anholt im Auftrage Tillys herandrängte, wich Johann Ernst zurück. Bleibendes hatte er nicht errungen. Und doch war sein kurzer Aufenthalt von lang nachhaltiger Wirkung. Es war das einzige von dänischen Truppen erreichte deutsche Land, in welchem sie mit einigem Scheine einen Religionskrieg verkünden konnten. Es fanden sich dort katholische und protestantische Gemeinden, und lebten ohne scharfe Scheidung in Frieden mit einander. Johann Ernst jagte die katholischen Geistlichen fort, und setzte protestantische ein. Der Religionshader wuchs empor.

Tilly dagegen ertheilte den Städten jener Gegend, namentlich der Stadt Herford das Lob standhaft bewiesener Treue, die durch keine Lockungen zu erschüttern gewesen sei.[2] Und seltsam klingt es dann und merkwürdig, daß der Kaiser an Tilly den Befehl ertheilt auf die Bitte dieser Stadt ihr eine Salvegarde von 50 Mann zu ertheilen. Das Beispiel ist selten, ist fast unerhört, daß eine Stadt jener Zeit um die Einlagerung auch nur eines einzigen Soldaten bittet. Nur Tilly gegenüber mag es anders gewesen sein; denn wir sehen einige Jahre später auch die Stadt Minden bei ihm um mindestens eine Compagnie bitten.

Kaum war dieß im Westen vollbracht, so rief gegen Ende des April den Feldherrn eine andere Pflicht. Er mußte sich im Rücken sichern gegen den Landgrafen Moritz. Rastloser als dieser von fanatischem Eifer verzehrte Mann schürte Keiner, nur daß sein Muth seiner Habgier und seinem Trotze nicht entsprach. Er hütete sich vor offenem Bruche, ja er beharrte vor Tilly dabei ein devoter Fürst des Reiches zu sein; aber er war thätig nach allen Seiten. Bei den Generalstaaten, die wohl bedächtig zu erwägen pflegten, was einer für sie leisten könne oder wolle, drang er niemals recht durch.[3] Moritz war Reichsfürst, hatte etwas zu verlieren, und auf solche Fürsten war, wenn sie in Noth kamen, für die Hochmögenden kein sicherer Verlaß. Nicht immer durften sie hoffen einen Friedrich von der Pfalz zu treffen. Sie weigerten die Gesuche des Moritz um Anleihen, zumal da er als Bittender dennoch hochmüthig in Briefen an die Generalstaaten seinen Namen der Anrede an sie vorsetzte. Auch gaben sie ihm das sehr deutlich zu verstehen. Dessen ungeachtet ließ Moritz nicht ab, auch im Frühling 1626 warb er im Haag emsig um Zuschuß. Zur selben Zeit jedoch war ihm eine andere Sonne aufgegangen. Das Wirken des Cardinals Richelieu erweckte seine Hoffnungen. Der deutsche Reichsfürst Moritz, der mit und ohne Anlaß jederzeit das Wort Evangelium im Munde führte, der dem Huldigungseide an seinen Kaiser den Besitz seiner Reichslande verdankte, beeilte sich unaufgefordert dem Cardinal der katholischen Kirche und französischem Minister, der damals in Frankreich die Hugenotten, die Glaubensgenossen des Moritz, zu Boden zu treten suchte, der in Deutschland den allverhaßten Landverderber Mansfeld

[1] Beilage XXIV.
[2] Beilage XXV.
[3] Aitzema II. 119. 121.

[illegible] Moritz die Gefühle seiner [illegible] Dem Cardinal Richelieu allein, [illegible] man die weisen Rathschläge und die [illegible] Zeit sich bei den Franzosen [illegible] und dadurch den gefallenen Ruhm der [illegible] Deshalb schrieb der deutsche Reichsfürst [illegible][1] Er baute auf die ruhmreichen Thaten [illegible] ihm behülflich sein werde in der [illegible] Hauses, das so große Verdienste um [illegible] des landgräflichen Hauses um [illegible] wie sie um Deutschland gering [illegible] Eben darum fanden die [illegible] Erhebung, doch ein geneigtes Ohr. [illegible] es wußte, die krankhaft [illegible] Reiches, und ferner [illegible] Fürsten, ihr Neid gegen [illegible] Kaiser und Reich, und damit [illegible] gefördert werden könne. [illegible]

[illegible] Im März 1626 war ein [illegible] Moritz machte den [illegible] benutzen möchten sich auf [illegible] er selbst mit der [illegible] die Versicherung [illegible] mit den Franzosen sich vereinen [illegible] Berichte an den Cardinal [illegible] die Rede gewesen [illegible]

[illegible] haben mag: [illegible] genannten Sohnes [illegible] Frankreich. [illegible] an einem Tillyschen [illegible] mit dem Führer desselben [illegible] die Truppen müßten [illegible] Es war ihm und seinem Vater [illegible] April dem kaiserlichen Obersten [illegible] neutraler Fürst des [illegible] Er fügte hinzu, daß er im Falle der [illegible] der Vertheidigung zu die Hand nehmen werde.[2] Das Mittel bestand in der Bewaffnung und Ausführung des [illegible]

[1] Rommel, Geschichte von Hessen VII [illegible]

[2] Beilage XXVI.

Tilly erhielt diese Nachrichten zu Clausthal. Von dort aus bat er am 15. April den Kurfürsten Max: er wolle den Kaiser bewegen, daß einige Regimenter Wallensteins an die Werra rückten und dort zwischen Cassel und Münden sich verschanzten.[1] Tilly hoffte dadurch die Verbindung zwischen Moritz und Christian von Braunschweig abzuschneiden. Es geschah nicht. Die Regimenter blieben aus.

Unterdessen war Moritz und sein hauptsächlichster Rath Wolfgang Günther mit dem Dänen Christian in beständiger Unterhandlung.[2] Nur an der Säumnis des Dänenkönigs scheint es gelegen zu haben, daß der Bund nicht vollzogen wurde. Christian von Braunschweig dagegen mit seinen Reiterschaaren eilte ab und zu. Moritz erkannte darin eine besondere Fügung Gottes, daß der Nachkomme desselben Heinrich von Braunschweig, den der Landgraf Philipp bekriegt, nun einem Landgrafen von Hessen helfen sollte. Anders dachte die hessische Ritterschaft. Christian hatte einen Anschlag gemacht ein kaiserliches Regiment in seinen Quartieren im Hessenlande zu überfallen.[3] Einige hessische Adlige gaben dem kaiserlichen Obersten davon Kunde und der Anschlag ging fehl. Auch war die Unterstützung, welche der Herzog dem Landgrafen brachte, nicht eine solche, wie Moritz sie wünschte. Christian eilte an der Spitze von 3000 Reitern hierhin und dorthin, zerstörend und verderbend; aber etwas Bleibendes auszurichten war er nicht im Stande. Das gefiel Moritz nicht. Sie wurden lau gegen einander. Christian forderte den wollenden, aber nicht dürfenden Moritz wegen seines Wankelmuthes vor den Richter der Lebendigen und der Todten.[4] Man sieht, wie selbst unter einander diese Eiferer ihre Redeweise nicht vergaßen. Moritz hatte doch dießmal einigen Grund dem Begehren des Christian nicht zu willfahren. Er erwiederte: was Christian von ihm verlange, die heimliche Aufhebung des Herzogs von Holstein im kaiserlichen Heere sei wider das Völkerrecht. Er beklagte sich gegen seine Räthe, daß Christian aus Mangel an Fußvolk sich immer vor dem Feinde verstecke. Hatte denn nicht auch Christian Grund dazu? Er kannte Tilly aus Erfahrung. Er wußte, was es heiße sich diesem zu stellen.

Die Umtriebe des Moritz blieben nicht verborgen. Es ist sogar merkwürdig, wie genau immer der Kaiser, wie genau auch Tilly unterrichtet ist. Schon am 22 März / 1. April erließ der Kaiser an Tilly das Gebot den Landgrafen zu entwaffnen, und die dem Reiche getreue hessische Ritterschaft außer Gefahr zu setzen. Und doch wußte damals noch der Kaiser die letzten Schritte des Moritz nicht. Tilly berichtet sie der Infantin zu Brüssel. „Es sind 3000 Mann Fußvolk für Christian in Hessen angeworben," sagt er am 11. Mai.[5] „Sie haben zu Cassel die Musterung passirt, vor Moritz und Christian. Moritz hat sich bislang vor dem Kaiser noch

[1] Archiv zu Brüssel. Correspondance du duc de Bavière avec l'Infante. Es sind hier Auszüge aus Briefen des Abtes von Fulda an Max von Bayern.
[2] Rommel VII. 621.
[3] Theatrum Europ. I. 1030.
[4] Rommel VII. 627. Nt. 582.
[5] Villermont, Tilly II. 356.

immer einen devoten Fürsten genannt; aber er tritt auf als unser offener Feind."

Hier mußte Einhalt gethan werden. Nachdem Tilly den Herzog Christian aus Hessen wieder hinaus gescheucht, forderte es dem Gebote des Kaisers gemäß Tillys eigene Sicherheit die hessischen Festungen zu besitzen. Bevor er indessen dazu schritt, lag es ihm näher die Stadt Münden zu entwaffnen, von wo aus die dänische Besatzung den ligistischen Truppen die Wege sperrte, sie auf alle Weise neckte und hinderte.

Es ist hier der Ort zurückzublicken auf diese und die anderen deutschen Städte, die in ähnlicher Lage waren. Wir finden häufig die Ansicht ausgesprochen, als hätten die Städte Niedersachsens willig und thätig Antheil am Kriege genommen, als hätten diese deutschen Städte die Sache des fremden Dänenkönigs zu der ihrigen gemacht. Was wir von der Stadt Hannover erfahren haben, steht einer solchen Meinung scharf entgegen. Doch erörtern wir die Thatsachen.[1] Wir beginnen mit Hameln.

Als Tilly am linken Weserufer stand, waren der Rath und die Mehrzahl der Bürger mit den Truppen desselben in gutem Einvernehmen. Die Soldaten kamen in die Stadt, kauften und zehrten für ihr Geld. „Wir mögen es ihnen nicht weigern," berichtet der Rath von Hameln im Juni 1625 an den Herzog Friedrich Ulrich; „denn das Vieh unserer Bürger weidet über der Weser, und unsere Kornfrüchte stehen dort auf dem Felde. Auch ist uns das ja nicht verboten." Tilly verlangt damals wiederholt von der Stadt Proviant, und zwar für baare Bezahlung von seiner Seite. Er warnt die Stadt fremde Truppen einzunehmen, die im Dienste auswärtiger Mächte stehen. Es war nicht die Absicht des Rathes das zu thun. Der Rath betheuert, daß er in der Devotion zum Kaiser verharren wolle. Als die Gefahr näher drängt, bittet und fleht er den Herzog Friedrich Ulrich: er wolle die Stadt mit einer Besatzung verschonen, die ja unvermeidlich das kaiserliche Heer gegen sie heranziehe. Zwei dänische Kriegscommissäre erscheinen, und drohen mit Gewalt, wenn nicht die Stadt gutwillig sich füge. Als der König selbst herannaht, erlahmt der Widerstand. Die Dänen ziehen ein. Wir haben bereits berührt, wie der Fall des Königs die Veranlassung zum Rückzuge wurde.

Tilly seinerseits nahte heran. Die Stadt hatte nicht Partei genommen für den Dänen, sie nahm nicht energisch Partei für den Kaiser. Einige Bürger redeten von Widerstand. Die Zahl derselben war gering. Der Rath legte dem kaiserlichen Feldherrn einige Artikel vor. Der erste derselben betraf die Sicherheit der Bürger, der Geistlichen, der Religion. Tilly erwiederte, daß er die Artikel allerdings und gern bewillige. Am $^{2}/_{12}$ August 1625 nahm Hameln kaiserliche Besatzung ein.

Nicht alle Bürger indessen scheinen damit einverstanden gewesen zu sein. Wir finden in Hameln eine ähnliche Partei wie in Hannover. Wie hier gegen

[1] Das Folgende nach den Schreiben im Königlichen Archive zu Hannover.

den Willen des Rathes dänische Truppen in die Stadt gelangen: so wird bald nachher gegen eine Reihe von Bürgern aus Hameln die Anklage erhoben, daß sie gegen das kaiserliche Heer in Hameln eine schädliche und gefährliche Verschwörung und Verrath angesponnen haben. Die meisten Angeklagten waren entflohen. Tilly und der Stadtrath zu Hameln erlassen im Mai 1626 eine öffentliche Ladung. Der Rath von Hameln fordert die Auslieferung namentlich von der Stadt Hannover, und beschwert sich dort heftig über die Gefahr, in welche durch jene Versuche die Stadt gebracht sei. Tilly überließ die Sache zuerst dem Rathe, der nach dem Urtheile einer Juristenfacultät mehrere der Angeklagten mit dem Tode bestrafte. Im Januar 1627 erließ Tilly selbst gegen sechsundzwanzig, die entflohen waren, eine öffentliche Ladung,[1] die wahrscheinlich erfolglos blieb.

Anders als mit Hameln stand die Sache mit Northeim, Göttingen, Helmstädt und Münden. Im September 1625, als das Tilly'sche Heer bereits zwei Monate auf dem Boden Niedersachsens stand, verlangte der Herzog Friedrich Ulrich als Landesherr, daß Northeim Besatzung einnähme. Der Rath legte den Bürgern die Sache vor, zweimal. Die Bürgerschaft weigerte sich, am 2. October. Man sagte ihr: sie möge dem Landesausschusse nur ein Nachtlager gewähren. Die Stadt erwiederte: sie sei zu arm, habe keinen Raum, habe überhaupt auch zu viel gelitten. Friedrich Ulrich war damit nicht zufrieden. Wallenstein liege zu Alfeld, sagte er, und wolle von da aus Göttingen und Northeim besetzen. Deshalb verlange der Herzog als Landesherr die Aufnahme des Landesausschusses. Also sei es sein ernster Wille und Befehl. Der Rath von Northeim ward unsicher. Er meldete den Befehl des Herzogs am 12. October an die Nachbarstadt Göttingen. Er selbst wisse nicht, sagte der Rath, was darin zu thun sei. Seine Meinung sei noch immer, man müsse um Verschonung bitten; doch möge Göttingen die dortige Ansicht mittheilen. Der Rath von Göttingen erwiederte am 13. October: er habe sich bereit erklärt zwei Fähnlein einzunehmen. Demgemäß meldete am folgenden Tage auch Northeim: es wolle ein Fähnlein einnehmen; doch möge der Herzog Friedrich Ulrich demselben Gehorsam gegen den Stadthauptmann auferlegen. Der Rath schließt mit einer Lobpreisung des eigenen Gehorsams, daß die arme Stadt so willig sei.

Man sieht, ein Eifer für den Krieg nach irgend einer Seite hin ist hier nicht vorhanden. Der leitende und bestimmende Gedanke ist lediglich der, wie man möglichst ohne Schaden und ohne Parteinahme hindurch steuere und lavire.

Göttingen hatte am 12. October sich bereit erklärt zur Einnahme von zwei Fähnlein; allein der Eifer war nicht groß. Am 17. November 1625 meldet Wobersnow im Namen Friedrich Ulrichs: obwohl dem Rathe von Göttingen sichtlich nichts daran gelegen eine Besatzung zum Schutze zu erhalten: so habe er doch den Auftrag sie der Stadt noch einmal anzubieten. Eben so war auch

[1] Vgl. das Actenstück in der Zeitschrift des historischen Vereines in Niedersachsen. Hannover 1857. S. 363.

Northeim wieder schwankend geworden. Die Ursache dieses Schwankens tritt uns am deutlichsten entgegen aus einer Mahnung des jungen Herzogs Christian an Northeim. Er mahnt, er beschwört die Stadt nicht eine Besatzung von Tilly einzunehmen. Die Unterhandlungen mit dem deutschen Feldherrn dauern dennoch bis gegen Weihnachten 1625. Dann nimmt die Stadt Northeim einige Truppen des Herzogs Christian ein. Damit war der Finger gegeben, es galt nun die ganze Hand zu bekommen. Der Herzog Christian meldete der Stadt Northeim am 3. Januar 1626: er erfahre mit großem Unmuthe, daß die Officiere und Soldaten in Northeim, besonders die geworbenen, sehr schlecht von den Bürgern unterhalten würden. Er kam selbst dahin. Er ließ am 26. Januar 1626 die Soldaten in Northeim dem Dänenkönige vereiden. Er zog mehr Mannschaft in die Stadt. Was den Sold betreffe, sagte der Herzog Christian: so sei das Geld da. Es könne nur wegen der Gefahr der Wege nicht geschickt werden. Einstweilen möge der Rath von Northeim es auslegen. — In derselben Weise ward mit Göttingen verfahren. Nachdem dort Truppen genug in der Stadt waren, eröffnete Wobersnow im Namen des Herzogs Christian den Bürgern am 12. Februar 1626: er setze voraus, daß man ja doch für die gemeinsame Sache dies thun und einstweilen das Geld auslegen wolle, zumal da man dann den Vortheil habe, daß der Soldat zufrieden und ruhig sei.

Die Bürger indessen waren nicht sehr zufrieden. „Wir haben mit großem Befremden vernommen," meldet Christian am 27. Februar 1626 der Stadt Northeim, „daß die Einquartierung der neu angeworbenen und noch täglich frisch ankommenden Truppen unseren Capitänen von euch rund abgeschlagen wird. Dadurch geht die Werbung zurück, und wir leiden großen Schaden. Besonders aber haben wir sehr unmuthig vernommen, daß ihr unseren Soldaten die Wachen abgenommen habe und sie selber bestellt."

Also die Klagen des Herzogs Christian über das Verhalten der Bürger gegen die Truppen. Stellen wir denselben die Klagen des berühmten Theologen Calixt an den Statthalter Steinberg über das Verhalten der Truppen gegen die Bürger in Helmstädt entgegen. „Könnte doch," sagt Calixt im November 1625,[1] „den unglücklichen Bürgern, welche uns und unsere Musen 50 Jahre lang gastlich beherbergt haben, auf irgend eine Weise Hülfe geschafft werden! Denn, wenn das nicht geschieht, werden sie unter der Last erliegen, und völlig zu Grunde gehen, so daß sie künftig weder dem Fürsten noch dem Vaterlande irgend welche Dienste leisten können. Ein Drittel, oder mindestens ein Viertel ist im letzten Sommer und Herbst von der Pest weggerafft. Von da an hat der Handel, die Getreideeinfuhr in die Stadt aufgehört. Dennoch hat man den Bürgern befohlen 500 Mann zu Fuß und 100 Reiter aufzunehmen und zu ernähren. Dabei ist es nicht geblieben; denn jetzt sind in der Stadt 1200 Reiter und Soldaten oder mehr. Ein Ziel und Maß ist nicht abzusehen: es kommen täglich 50, 60 und mehr, und fordern mit Soldatenrohheit für sich Quartier

[1] Henke, Georg Calixt und seine Zeit. I. S. 383.

und Essen, und Futter für die Pferde. Es wird nicht anders verfahren, wie in einer mit den Waffen genommenen Stadt. Obersten und Officiere erpressen wöchentlich, der eine 30 Thlr., der andere 20, einige mehr, andere weniger. Sie geben kostbare Gastmähler auf Kosten der armen Bürger. Was in den Häusern ist, das erklären sie für ihr Eigenthum. Ja die Häuser selbst, welche die Bürger vor Armuth und Einquartierung verlassen haben, wollen sie, wie sie sagen, verkaufen, sobald sie einen Käufer finden. Es würde jedoch dieselben auch geschenkt Niemand von den unrechtmäßigen Besitzern annehmen. Einer machte neulich Anspruch auf alle Windmühlen um die Stadt her, und verlangte, daß sie ihm wieder abgekauft werden müßten. Ich weiß ein Beispiel, daß ein Bürger, welcher mit seiner Frau von dem einquartierten Soldaten geschlagen und verwundet war, noch für die Beschädigung des Degens, der an seinem Kopfe zerschlagen war, Schadenersatz leisten und dem wüthenden Menschen einen neuen kaufen mußte. Das Unerträglichste ist, daß sie sich darauf berufen, das alles geschehe nicht gegen den Willen des Herzogs Christian, von welchem sie leicht auch zu noch schlimmeren Dingen Erlaubnis erhalten könnten. Indem sie also ihre Rohheit beschönigen, thun sie dem durchlauchtigsten Fürsten noch das größte Unrecht, da dessen Gesinnung gegen die Unterthanen als eine ganz andere bekannt ist."

Also Calixt an den herzoglichen Statthalter. Sein Brief allein könnte zu einer genügenden Antwort auf die Frage dienen, ob zwischen den Besatzungen, die Herzog Christian für die Sache seines dänischen Oheimes in deutsche Städte gebracht, und den Bürgern dieser Städte irgend welche positive Gemeinsamkeit der Interessen statt fand. Im April 1626 brachte Christian die Besatzung von Northeim auf 4000 Mann. Auch diejenige von Göttingen ward verstärkt. Damals oder schon früher hatte Münden sich zur Einnahme von 800 Mann verstehen müssen. Christian versorgte diese Städte mit Schlachtvieh und Korn, das er vom mainzischen Eichsfelde zusammenbrachte. Es war für Tilly darum zu thun sich in den Besitz dieser Städte zu setzen, zunächst Münden zu bekommen.

In den Pfingsttagen des Jahres 1626 lagerte sich der Feldherr vor dieser Stadt. Sie liegt in dem Winkel, an dessen Spitze die Werra und die Fulda ihre Gewässer vereinend den Weserstrom bilden. Die Art und Weise der Eroberung dieser Stadt ist eine derjenigen Thaten, aus welchen spätere Unkunde, um noch von Schlimmerem nicht zu reden,[1] für den Feldherrn allerlei Anklagen aufgebaut hat. Um dieselbe im Lichte der Zeit zu betrachten, stellen wir zur Vergleichung ein auf den ersten Blick ähnliches Ereignis vorher.

Als der König Gustav Adolf von Schweden im Jahre 1632 vor Nürnberg lag,[2] erfuhr er, daß Wallenstein einen großen Vorrath von Lebensmitteln nach Freistädtlein zusammengebracht, und sie da abholen lassen wollte. Der König

[1] Ich habe die Entstellung des ursprünglichen Berichtes durch das Theatrum Europ. dargethan in den Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. I. Heft 1, S. 128 f.

[2] Chemnitz, Schwedischer Krieg I. 360.

entschloß sich eine Abtheilung unter dem Obersten Tupadel dahin zu schicken, um zu versuchen, ob er die Lebensmittel vernichten könne. Am Abend des 29. Juli brach Tupadel auf Befehl des Königs zu diesem Zwecke mit seinen Dragonern und einigen Reitercompagnien auf. In der Nacht kamen diese an. Es war alles still und ruhig, eine Besatzung augenscheinlich nicht vorhanden. Die Dragoner hingen zwei Petarden an das Thor. Da diese keine rechte Wirkung thaten, wurde eine dritte angeschroben, und zugleich Leitern an die Mauern geworfen. „Da dann so wol diese dritte Petarde das Thor zersprengt, als auch die Dragoner die Mauern überstiegen, alles was sie angetroffen, niedergemacht, das Städtlein geplündert, in tausend Stück Vieh und was sonst davonzubringen gewesen, mitgenommen, hernacher den Ort in Brand gesteckt und sammt allem darin vorhandenen Vorrath in die Asche gelegt. Die Königlich Schwedischen haben keinen Verlust erlitten. Nur daß der Oberstlieutenant, Herr Hans Khevenhiller, von ihrem eigenen Volke, aus Irrthum, in der finstern Nacht erschossen worden.“ [1] Eine weitere Bemerkung des deutsch-schwedischen Berichterstatters ist nicht vorhanden. Die Erzählung redet für sich.

Es ist im Verhältnis dazu die Frage, wie der deutsche Held Tilly gegen Münden verfuhr.

Bevor Tilly ein Lager vor Münden aufschlug, ließ er durch Abgeordnete Accord und Pardon anbieten, wenn die Stadt fortan in des Kaisers Devotion verharren wolle. Seine Abgeordneten wurden mishandelt und ermordet. Das bewog ihn vor die Stadt zu ziehen und am Sonnabend vor Pfingsten, am 27. Mai / 6. Juni, drei Lager um die Stadt zu schlagen: das eine in der nordwärts gelegenen Vorstadt, welche die Bewohner selbst verbrannt hatten, die Blume genannt, ein anderes auf der Spitze vor der Stadt, wo die Ströme sich vereinigen, das dritte auf dem Galgenberge, wo Tilly selbst sein Quartier nahm. Die Besatzung bestand aus 800 Mann, Tilly lag davor mit 8 Regimentern, also mit starker Uebermacht. Tilly hatte die Gewohnheit, die wir ihn jederzeit beobachten sehen, belagerte Städte mindestens dreimal aufzufordern. Er schickte deshalb am Sonnabend, dem 6. Juni, abermals einen Trompeter. Die Antwort war verneinend.

Am ersten Pfingsttage berief der Bürgermeister Mengerssen den Rath und eröffnete seine Ansicht.[2] Ein Entsatz sei nicht zu erwarten. Dagegen stehe im Falle der Erstürmung der gänzliche Untergang der Stadt und Bürgerschaft bevor. Deshalb erfordere es die hohe Nothdurft davon zu reden, wie der Gefahr zu begegnen sei, damit die Bürger selbst, ihre armen Weiber und Kinder errettet werden könnten. Der Rath erwog die Frage und entschied sich dahin: man wolle, um einen Accord zu erlangen, an den General Tilly eine demüthige Bitte ergehen lassen. Während sie redeten, trat der dänische Commandant Lamis

[1] Wörtlich nach Chemnitz a. a. O.

[2] Vaterländisches Archiv von Spiel und Spangenberg. Jahrgang 1832 und 1837. Damit zu vergleichen das in den Forschungen abgedruckte Flugblatt. Dasselbe ist fast wörtlich auch bei Meteren III. 153.

oder Lauch herein und nahm sogleich das Wort. Wenn der Rath und die Bürgerschaft gemeint sein sollten, erklärte er, sich mit Tilly in einen Accord zu begeben: so werde er das nicht zulassen. Dieser Platz sei ihm anbefohlen und er habe darauf Eid und Pflicht geleistet. Der Rath solle noch einen Tag oder einige das Werk ansehen und die Bürgerschaft zur Standhaftigkeit ermahnen. Was sollte der Rath thun? Es war in demselben auch nicht ein einziger Mann von Entschlossenheit gegen Lawis. Sie alle fügten sich schweigend.[1] Lawis mochte immerhin ein entschiedener, thatkräftiger Mann sein; aber er hatte dazu noch einen anderen wichtigen Grund, der ihn bestimmte. Er war ein Deserteur von Tillys Truppen, und demgemäß erwartete ihn dort der Strang. Es ist übrigens sowohl nach der Sachlage, als nach der folgenden Entwickelung bis zur Gewißheit wahrscheinlich, daß damals die Mehrzahl der Einwohner bereits geflohen war.

Unterdessen feuerten den ersten Pfingsttag über die Geschütze von beiden Seiten. Namentlich ließ der Graf Fürstenberg von der Blum und den Höhen aus, die nordwärts am rechten Ufer der Werra die Stadt überschauen und beherrschen, seine Kanonen nicht ruhen. Am Montag Morgen glaubte Tilly einen wirksamen Eindruck gemacht zu haben, und schickte abermals einen Trompeter mit der Aufforderung der Uebergabe. Der Commandant holte die Mitglieder des Rathes zu sich und gab in deren Beisein dem Trompeter die Antwort: der Platz sei ihm vom Könige anvertraut und befohlen. Er wolle seinem Eide und seiner Pflicht getreu sein. Denn wenn er einen mit allem Kriegsbedarf so wohl versehenen Ort so leichtfertig aufgäbe: so verdiene er an dem höchsten der Bäume, die da herum ständen, aufgehängt zu werden. Der General Tilly würde in gleichem Falle ebenso handeln. Der Magistrat habe nichts damit zu thun. Der Commandant sei Meister der Stadt, und Magistrat und Bürger müßten nach seiner Geige tanzen.

Der Rath der Stadt war anwesend. Er hörte das mit an. Er kannte seine Lage. Daß die von den Höhen ringsum beherrschte Stadt, deren Mauern nicht gegen Kriegsheere errichtet waren, gegen die kaiserliche Macht unhaltbar sei, lehrte der Augenschein. Der Rath hatte seine Meinung in diesem Sinne durch seinen Beschluß des vorigen Tages kund gethan. Diese Meinung konnte seitdem sich nur befestigt haben. Der Rath wußte, daß eine Hülfe, ein Entsatz nicht möglich war. Und dennoch wagte auch nicht ein Mitglied dieses Rathes im Interesse der eigenen Stadt, des eigenen Heerdes, und des eigenen Lebens seine Stimme zu erheben gegen den dänischen Obersten! Sie alle schwiegen. Der Trompeter ritt fort, und die Besatzung höhnte ihm mit Schmähreden nach.

Der Pfingstmontag verstrich, ohne daß irgend etwas von Bedeutung unternommen wurde. Wartete Tilly ab, ob noch wenigstens die Bürger zur Besinnung, zum Aufraffen aus dieser feigen Nachgiebigkeit kommen könnten? Indessen die Mehrzahl der eigentlichen Bürger war geflohen. Am Dienstage früh

[1] Willigerod, Geschichte von Münden 252.

um fünf Uhr begann das Feuer aus zwölf großen Kanonen. Tilly gebot einen Mauerbruch so weit zu legen, daß zur Schonung der Mannschaft ein ganzes Regiment auf einmal stürmen könne. Der Bruch ward gelegt. Er klaffte weiter. Kein Zeichen einer Willigkeit zur Uebergabe von Seiten der unglücklichen Stadt gab sich kund. Nach Allem, was vorangegangen, durfte der kaiserliche Feldherr nur annehmen, daß der Rath und die Bürgerschaft mit dem Commandanten desselben halsstarrigen Sinnes sei. Auch so noch harrte Tilly. Wenn erst der Sturm befohlen war, lag das Zurückhalten nicht mehr in seiner Macht. Nach dem Rechte des Krieges gehörte die Beute der eroberten Stadt den Stürmenden. Der Tag verging. Die Sonne sank. Kein Trompeter erschien, keine Bitte irgend welcher Art ward laut.[1] Gähnend lag der Mauerbruch da.

Am Abend des 8. Juni n. St. um 9 Uhr setzt der Graf Fürstenberg von der Blum herab mit zwei Regimentern durch die Werra. Er dringt in den Mauerbruch. Die Besatzung leistet mannhafte Gegenwehr. Sie kann nur verzögern. Innerhalb einer Viertelstunde sind die Ligisten in der Stadt. Auch da noch finden sie Widerstand. Auf dem Kirchhofe haben die Dänen sich verschanzt. Als sie auch da sich nicht mehr halten können, weichen sie auf das Schloß, um abermals sich zu vertheidigen. Ringsumher häufen sich auch dort die Leichen, bis endlich alle erlegen sind. Dem Obersten Lawis gibt auf sein Geheiß der eigene Diener den Todesstoß.

War schon diese zwecklose Vertheidigung eines unhaltbaren Platzes geeignet die Wuth der Sieger zu reizen: so geschah das noch mehr durch die Art und Weise. Nachdem die Stadt erstürmt, näherten sich die anderen kaiserlichen Truppen den Thoren. Vor dem südlichen Brückenthore stand ein Geschütz, bei welchem ein Bürger Constabel war.[2] Er hatte dasselbe mit Radnägeln und ähnlichen Dingen voll geladen. Als das Thor sich eröffnete, als die Kaiserlichen einmarschirten, feuerte der Bürger dieß Geschütz in den dichten Haufen. Das Jammergeschrei der vielen Getroffenen verkündete die Wirkung. Also meldet ein Bericht. Ob der Berichterstatter, der dann über die Wuth der kaiserlichen Soldaten klagt, auch wohl erwogen haben mochte, welche Wirkung das Abfeuern dieses Geschützes moralisch haben mußte?

Dazu kam nach einigen Berichten noch ein besonderer Umstand. Der Pulverthurm bei der Aegidienkirche fing Feuer und zersprang gegen Tagesanbruch mit schrecklichem Krachen. Wer hatte es gethan? Der Bericht, der es uns erzählt, ob von einem Augenzeugen oder nicht, ist nicht mit Sicherheit zu sagen, mißt die Schuld der Unvorsichtigkeit kaiserlicher Soldaten bei. Es wäre nicht unglaublich; aber eben so nahe läge die Vermuthung, daß die Sieger darin eine That der Verzweiflung der Bezwungenen gesehen. Als das schreckliche Krachen verhallte, sah man nach diesem Berichte Tilly und Fürstenberg auf der langen Straße in Münden halten. Der letztere rief in leidenschaftlichem Zorne: „Haut

[1] Adlzreitter, Annal. Boic. gentis III. 156.
[2] Willigerod, Geschichte von Münden S. 255.

die rebellischen Hunde alle nieder!" Auch das würde nach dem Vorangegangenen keineswegs unwahrscheinlich sein. Ob Tilly dagegen eingeschritten, sagt der Bericht weiter nicht. Jedenfalls ist gewis, daß nicht alle niedergehauen sind.

Immerhin war das Blutvergießen groß genug. Auch Frauen, die den Soldaten entgegen liefen, um ihre Männer zu erretten, fielen der Wuth zum Opfer. [1] Es wird berichtet, daß die Zahl der Leichen in Allem 2260 gewesen sei. [2] Nun bestand allein die Besatzung aus 800 Mann. Sie waren sämmtlich gefallen, dazu 269 kaiserliche Soldaten. [3] Rechnen wir diese ab: so sind 1200 Bürger und Bauern umgekommen. Die Zahl ist noch immer groß genug; doch reicht sie nicht hin von einer Vernichtung der ganzen Bevölkerung zu reden. Obwohl der Kriegesstand fortdauert, sehen wir im Jahre 1627 den Bürgermeister von Münden mit einem Prälaten und einem Ritter in einer besondern Commission für die Landschaft Calenberg. [4] Vier Jahre später finden wir die Stadt Münden im Streite mit dem Landgrafen von Hessen über das Stapelrecht. [5] Mithin bestand die Stadt fort, zumal da sie bei der Erstürmung nicht erheblich durch Brand beschädigt war.

Alle Berichte stimmen überein, daß der Pulverthurm aufgeflogen sei. Nur setzen die Berichte vom Heere aus dieß neue Unglück auf den vierten Tag nachher, den Sonnabend. [6] Die Mündener Erzählung sagt: es sei in der Morgenfrühe nach dem Sturme geschehen. Die Verschiedenheit ist nicht von Bedeutung, zumal da keiner der Berichte von einem Brande in Folge der Explosion erzählt.

Am anderen Morgen durchritt Tilly die Stadt und betrat auch den Schloßhof. Dort zeigte man ihm die Leiche des jugendlichen Hauptmanns Reden, in dessen Lobe des bewiesenen Muthes alle einstimmig waren. Man hatte dem Verwundeten Quartier angeboten, Reden sich geweigert es anzunehmen. Gerührt betrachtete ihn der Feldherr. Dann schüttelte er das Haupt und sagte: „Der junge Lecker hätte ein braver Kerl werden können." Er ließ die Leiche aufnehmen und mit Ehren in der St. Blasienkirche bestatten. Die anderen Leichen wurden theils begraben, theils in die Weser geworfen.

Alsdann gedachte Tilly den kaiserlichen Auftrag gegen den Landgrafen Moritz auszuführen. Von Münden aus forderte er Aufnahme seiner Truppen in die hessischen Festungen. [7] Tilly bedauerte, es sei ihm selbst schmerzlich, daß die tiefgewurzelten Vorurtheile des Landgrafen die eigene Person desselben, seine Nachkommenschaft und sein ganzes Fürstenthum von Tag zu Tag in größere Gefahr setzten. Wenn Moritz sich von jedem Verdachte reinigen und sein Land

[1] Das angeführte Flugblatt.
[2] Willigerod, Geschichte von Münden 261.
[3] Adlzreitter a. a. O.
[4] Archiv der Landschaft Calenberg.
[5] Rommel VIII. 160.
[6] Adlzreitter III. 156 und das Flugblatt. Da das Theatrum Europ. und Meteren das letztere ausschreiben, so haben sie als secundär kein Gewicht.
[7] Rommel VII. 624.

sich erhalten wolle: so gäbe es kein anderes Mittel, als die freiwillige Uebergabe seiner Festungen, die im anderen Falle kraft kaiserlichen Auftrages Tilly doch erzwingen müsse.

Wir sehen, wie Tilly immer die Hand zur gütlichen Ausgleichung bietet. Offenbar hätte er diesem unruhigen, friedensbrüchigen Landgrafen gegenüber, der so oft ihn beleidigt, kraft der kaiserlichen Vollmacht das Recht gehabt sogleich mit Ernst durchzugreifen. Statt dessen versuchte er mit einer fast unbegreiflichen Langmuth nochmals den Weg der Güte. Derselbe war bei Moritz vergeblich, wie immer. Vielmehr erwiederte Moritz: Tilly habe unversehens wieder sein Land überzogen. Allerdings, entgegnete der Feldherr, nur liege die Schuld an dem Landgrafen selbst, der den Herzog Christian von Halberstadt ins Land gelockt und unterstützt habe. Er warnte abermals, der Landgraf möge mehr auf die Meinung seiner Ritter und Stände halten, als auf die Lockungen fremder, undeutscher Mächte. Die Antwort der landgräflichen Räthe brachte endlich auch den gelassenen Feldherrn auf. Er schnellte seinen Daumen an den Zahn und sagte eifrig: ihm sei in Hessen alles verweigert, den Feinden dagegen alles freiwillig dargebracht.

Moritz wich nicht. Doch machte man sich klar, was kommen würde.[1] Die Räthe des Landgrafen meinten: Tilly würde Abdankung verlangen zu Gunsten des Sohnes Wilhelm. Moritz dagegen befürchtete Schlimmeres, und eröffnete diese seine Furcht. Nicht um seine Person allein sei es zu thun, sondern Tilly habe im Einverständnisse mit der Ritterschaft weit aussehende Plane. Daß die Ritterschaft in dem Streite mit Hessen-Darmstadt sich ganz dieser Seite zuneigte, war allbekannt. Nicht das war die Furcht, die den Landgrafen drückte. Der Plan Tillys ging noch weiter hinaus, meinte er. Tilly wolle die östreichische Monarchie stärken, sagte Moritz, und in Hessen das Lutherthum wieder einführen, und das sei halb papistisch.

Wir legen Gewicht auf diese Worte. Seit drei Jahren stand Tilly im Lande Hessen selbst, oder nahe dabei. In diesen drei Jahren hatte Moritz und sein Land den kaiserlichen General kennen lernen müssen. Und das Ergebnis dieser Kenntnis ist bei Moritz die Furcht: Tilly wolle das reformirte Land wieder lutherisch machen. Einen stärkeren Beweis dafür, daß Tilly niemals und nirgends auch den leisesten Religionsdruck geübt, kann es nicht geben, als diese im besten Falle alberne Befürchtung des Landgrafen Moritz. Es war dem zorneifrigen Fürsten freilich damit bitterer Ernst. Hier nachzugeben, erklärte er, sei ewig unverantwortlich.

Tilly ließ sich dadurch nicht stören. Er brauchte keine Gewalt, sondern da Moritz nicht wollte, berief Tilly im Namen des Kaisers am 18. Juni einen Landtag. Auf demselben erschienen die Räthe des Moritz und protestirten. Tilly ließ darauf den Ständen die Sachlage vorstellen und sie auffordern: da mit Moritz nicht auszukommen sei, so möchten sie mit dem Sohne Wilhelm gütlich

[1] Rommel VII. 633.

verhandeln. Dazu biete er die Hand; aber die hessischen Festungen müsse er zur Sicherheit seines Heeres haben. Die Stände erkannten das an und schickten eine Deputation an Moritz. Er weigerte sich auf etwas einzugehen. Er sei im Gewissen verbunden, sagte er, seinen Stand und Beruf zu behaupten. Auch sei er des Müssigganges nicht gewohnt. Wenn er dieses undankbare und abtrünnige Volk verlasse: so werde er anderswo doch nicht sicher sein.

Der Zustand im Lande ward täglich verworrener. Cassel war voll landgräflicher Söldner. Der Pöbel dort hielt mit Moritz und streifte auf Tillysche Soldaten. Durfte die Geduld derselben so lange auf die Probe gesetzt werden wie diejenige ihres Feldherrn? Auch Moritz erkannte die Nothwendigkeit etwas zu thun. Er ließ mit Tilly selbst unterhandeln. Ungeachtet aller erlittenen Kränkungen blieb Tilly sich gleich, ruhig und fest. Er milderte seine Forderungen. Zuerst verlangte er Gehorsam gegen Kaiser und Reich und die feste Zusage: der Landgraf wolle seine Festungen nie in die Hände eines Fremden geben, er sei auch wer er wolle. Dann verlangte er Entlassung der übel gesinnten Rathgeber, namentlich des Wolfgang Günther, ungehinderte Rechtspflege und Gestattung der Berufungen an die Reichsgerichte, Versöhnung mit der Ritterschaft und den Ständen. Die Bedingungen enthielten kaum etwas, wozu nicht Moritz als Fürst des deutschen Reiches und darum nicht souveräner Herr an sich verpflichtet war. Deshalb schloß die Annahme derselben das Bekenntnis einer schweren Schuld ein. Moritz fragte seine Theologen. Sie erwiederten: es sei in der Hauptsache nichts gegen Gottes Wort. Dennoch trieb es den Landgrafen um. Lieber, als das zugestehen, wolle er abdanken. Tilly erbot sich ihm einen Reisepaß zu geben, wohin er wolle. Dann jedoch schritt er zu einer abermaligen Milderung der Worte. Da endlich unterschrieb Moritz, im Hader mit sich, seiner Frau, seinem Sohne, seinen Ständen. Nur der Pöbel von Cassel war und blieb sein.

In Folge dessen führte Tilly am 21. Juli 1626 sofort alle Truppen ab. Was etwa von seinen Soldaten geraubt war, ward auf den Markt zu Münden gebracht. Es kam alles zurück, nur ein Stück Geschütz bat Tilly gegen Göttingen mitnehmen zu dürfen, unter dem Versprechen baldiger Rücksendung. Dann ertheilte er an die Beamten von Hessen ein gedrucktes Patent mit der Ermächtigung die etwa streifenden Soldaten zu verhaften und in Gewahrsam zu bringen.

Wir heben dieß deshalb hervor, weil unter allen Feldherren jener Zeit einzig und allein Tilly den Landesobrigkeiten diese Befugnis zuwies.

Der Trotz des unseligen Moritz war für dießmal gebrochen; aber mit demselben hatte auch seine Geisteskraft schwer gelitten. Sein Thun und Treiben streifte an Verrücktheit. Bis zum 17. März 1627 noch führte er die Regierung fort.[1] Dann dankte er ab, sich selber wohl bewußt, daß die meisten Zeugen der Abdankung heimlich frohlocken würden. Die Abdankung ermöglichte für die beiden hessischen Linien den Vergleich ihres langjährigen Zwistes. Moritz willigte

[1] Rommel VII. 676. Nt. 628.

nicht ein. Deshalb ward in der Vertragsurkunde festgestellt, daß Moritz nicht einwillige wegen seines bekannten Gemüthszustandes, wegen allerhand Perplexitäten desselben, und darum wurde von beiden Theilen der Kaiser ersucht diese Einwilligung aus kaiserlicher Macht zu ergänzen.[1]

Obwohl politisch todt, lebte dennoch Moritz fort, zerfallen mit sich selber und der Welt, vor Allen mit seinem Sohne Wilhelm. Von diesem hatte er sich eine jährliche Summe zu seinem Unterhalte ausbedungen. Was durfte ein Mann wie Moritz von *seinem* Sohne erwarten? Schon im ersten Jahre blieb Wilhelm dem Vater schuldig. Nach Ablauf desselben setzte Wilhelm die Summe von 20,000 fl. auf 12,000 fl. Abermals blieb er auch so noch dem Vater schuldig. Moritz erntete was er gesäet. Aber doch wenigstens lebte er.

Seinem Rather und Helfer ward es nicht so gut. Wolfgang Günther, die rechte Hand des Moritz, war mit dem Hasse und Fluche der Landgräfin Juliane, des Landgrafen Wilhelm, der Ritter und Stände, des Volkes schwer beladen. Die Rache aller dieser traf den bösen Mann.[2] Moritz warf seinem Sohne vor, daß man Günther vier Stunden gemartert habe. Gesetzlich war nur eine Anzahl Minuten gestattet. Die Art der Marter war noch schauerlicher. Nicht zufrieden mit der gewöhnlichen Pein, hatte man dem Unglückseligen die Haare mit Branntwein gefeuchtet und dann abgesengt. Nach langer Qual fiel erst am 12. December 1628 das Haupt Wolfgang Günthers unter dem Schwerte des Henkers.

Das Verfahren war abscheulich, ohne Zweifel. Es ist nur die Frage, ob der Landgraf Moritz, auch wenn er in dem Diener mittelbar selber getroffen wurde, ein Recht hatte sich zu beklagen. Er hatte bei einigen seiner Räthe, die nicht seiner Meinung waren, nicht das Feuer, sondern den Frost als Qualmittel angewandt. „Am 13. Januar 1626 Abends zwischen 8 und 9 Uhr haben Friedrich von Schollei und einige andere, weil sie etliche Sachen nicht approbiren wollen, nachdem ihnen die Thore geöffnet, in großer Kälte aus der Stadt weichen müssen."[3] —

Die Sache des Dänenkönigs ging in raschem Gange rückwärts. Am 25. April ward Mansfeld geschlagen, am 8. Juni fiel Münden, in den folgenden Tagen wurde der Landgraf von Hessen-Cassel zur Ruhe gebracht, und abermals fügte sich bald eine neue Kunde dazu: Christian von Halberstadt hatte sein Ziel gefunden. Mehrere Tage lang durchwühlte ihn ein Fieber, ohne daß sein rastloser Sinn nachgeben wollte, bis er endlich zusammenbrechend gebot ihn nach Wolfenbüttel zu tragen. Dort endete im Beginne des Monats Juni, noch nicht 27 Jahre alt, dieser Schrecken seiner Heimat und des deutschen Vaterlandes. Der frühe Tod gab in späterer trüber Zeit, die eben so wie sie Moritz von

[1] Khevenhiller X. 1580. 1582.

[2] Rommel VII. 681.

[3] Zeitschrift für hessische Geschichte und Landeskunde V. 77. Ein vorhergehender Aufsatz von Dr. Landau beweist, daß Schollei auch schon früher als Ehrenmann sich den ungerechtfertigten Forderungen des Moritz widersetzt hatte.

dessen zu einem edlen Fürsten machte, selbst diesen fluchbeladenen Christian zu einem ritterlichen Helden verklärte, Anlaß zu fabelhaften Gerüchten über die Ursache des schleunigen Todes. Er selbst sagte: er sei verzaubert. Er hätte die Ursache näher finden können. Sein Oheim von Dänemark und Andere waren der Meinung: „Die Krankheit und der Tod haben ihren Ursprung von dem unordentlichen Leben, das seine fürstliche Gnaden jederzeit geführt.“ [1] Wo solche Zeugnisse vorliegen, da wäre es überflüssig nach weiteren zu suchen.

Der Tod des jungen Mannes befreite seine Heimat von einem schwer lastenden Drucke. Zu den bisherigen Erwägungen der Landstände unter Friedrich Ulrich war ein neuer, sehr wichtiger Umstand hinzugekommen. Am 20. April hatte der Kaiser eine Abberufung von fremden Diensten gegen Kaiser und Reich erlassen, die Aufforderung zum Gehorsame binnen sechs Wochen, im andern Falle die Androhung des Verlustes aller Lehen. Dazu lag vor Augen die gänzliche Verheerung des Landes. Dringend und mahnend wenden sich die Landstände an Friedrich Ulrich. „Wir Prälaten und Ritter haben nichts Anderes als unsere Landgüter. Werden diese uns abermals verheert: so haben wir nichts, wovon wir leben, und unsere Zukunft ist der Bettelstab.“ [2]

Auch in Friedrich Ulrich selber dämmerte längst die Erkenntnis, wie er und sein Land zum Schemel dienen sollten für das Emporsteigen des gierigen Oheims. Schon am 11. Mai richtete er an diesen ein flehendes Schreiben. „Wir müssen täglich,“ sagt Friedrich Ulrich, „von den armen Unterthanen mit Winseln und Wehklagen anhören, haben auch zum Theil mit Augen selbst gesehen, wie die Soldatesca verfährt. Vor dem Rauben und Plündern der Soldaten kann das arme Landvolk auch nicht ein Bischen Brodes erretten.“

Bereits ist es dahin gekommen, wie in dem Städtchen Dransfeld, daß dänische Obersten die Kirchenglocken herausnehmen und mit wegführen. Schon im Juni werden täglich auf dem Markte von Braunschweig die Kirchenglocken der Dörfer herangeführt und feil geboten. [4] Friedrich Ulrich bittet um Ordnung und Zucht. „Das wird“, fügt er hinzu, „Eurer Majestät zu unsterblichem Nachruhme gereichen, unzählige bedrängte Herzen werden ihre Fürbitte für Ew. K. Majestät zu Gott dem Allerhöchsten hinaufsenden,“ und dergleichen. Es blieb beim Alten.

Auch in der alten Herzogin Elisabeth, der Schwester des Dänenkönigs, der Mutter Friedrich Ulrichs und Christians, gewann allmählig der Zweifel Raum, ob es wahr sei, was ihr dänischer Bruder und ihr jüngerer Sohn so eifrig von diesem Kriege verkündeten. Sie fragte den Kanzler Elz, ob denn wirklich es ein Religionskrieg sei. Elz war dem dänischen Könige verkauft. Es ist derselbe Mann, der später den Herzog Friedrich Ulrich an Wallenstein und Pappenheim verrieth, und nach dem Mislingen des Verrathes durch Tillys Rechtlichkeit in

[1] Söltl, Religionskrieg Bd. III. 232.
[2] Archiv der Landschaft Calenberg, Mai 1626.
[3] Im Archiv der Stadt Hannover.
[4] Hornejus an Calixt, bei Henke, Georg Calixt Band I. S. 370. Nr. 1.

die Dienste Wallensteins trat. Elz bejahte die Frage: gewis und unzweifelhaft sei es ein Religionskrieg.[1] Die Herzogin war dadurch nicht beruhigt. Sie ließ sich von dem Consistorium ein Gutachten geben.[2] Die Theologen befanden sich in einer mislichen Lage; denn officiell war das Wort Religionskrieg noch nicht widerrufen. Deshalb drehten sie und wanden sich, wie in solchen Fällen üblich. Sie schrieben eine endlos lange Folge von Seiten voll mit Berufung auf diesen, auf jenen. Sie gebrauchten für die kriegenden Parteien die Namen: katholisch und evangelisch. Aber im Angesichte dessen was vor ihren Augen vorging, im Vorgefühl ferner der nahenden Wendung, wagten sie nicht das Schlagwort Religionskrieg zu gebrauchen, sondern hüllten ihre Meinung in langathmige Sätze ein, die im Grunde Niemand verstand und auch wohl Niemand verstehen sollte. In Wahrheit freilich war auch das schon genug. Wenn selber die Landestheologen es nicht mehr wagten von einem Religionskriege zu sprechen: so konnte bei den schärfer Blickenden das Wort nur noch Verdruß und Widerwillen erwecken. Und in dieser Umwandlung war im Sommer 1626 das braunschweigische Land begriffen.

Am 8/18 Juni, noch vor dem Tode seines Bruders, ließ Friedrich Ulrich dem Rathe der Stadt Hannover verschiedene Punkte zugehen mit der Weisung dieselben mit den anwesenden und rund umher Angesessenen von Adel zu besprechen. Es geschah. Der Tod Christians löste den Ständen vollends die Zunge. Täglich kamen und gingen die Boten zwischen Friedrich Ulrich und den Ständen.[3] Der Anfang und das Ende aller Bitten war die Unterwerfung unter den Kaiser. Die Stände hoben ausdrücklich das kaiserliche Avocatorium vom 20. April hervor, das nur sechs Wochen Frist verstatte. Man müsse die Fürsprache der Herzoge von Celle nachsuchen. Christian der Aeltere war sofort bereit. Schon am 20. Juni meldet er an Tilly und Wallenstein, daß Friedrich Ulrich bereit sein werde zur Unterwerfung. Seine Abgeordneten an Tilly fanden den General sanftmüthig und bescheiden.[4] Er lasse Mittel der Aussöhnung zu, berichteten sie; doch fordere er, wie nicht anders zu erwarten: Friedrich Ulrich müsse sich ganz von seinem Oheime lossagen.

Die Landstände waren eifriger als Friedrich Ulrich. Schon am 8. Juli schickten sie von Braunschweig aus einen eigenen Courier an den Kaiser mit der Versicherung ihrer Treue.[5] Die Antwort des Kaisers war lobend und beruhigend. Er wisse wohl, sagte er, wie die Landstände immer zum Besten gerathen.[6] Am 26. Juli erklärte Friedrich Ulrich auf dem Schlosse zu Wolfenbüttel vor zwei Notaren, daß es niemals seine Absicht gewesen sei den Kaiser feindlich anzugreifen. Die Antwort des Kaisers versicherte im Voraus dem Herzoge

[1] Archiv der Landschaft Calenberg.
[2] Das Gutachten im Archive der Stadt Hannover.
[3] Eine lange Reihe von Schreiben im Archiv der Landschaft Calenberg.
[4] v. d. Decken I. 214.
[5] Kurze gründliche Information u. s. w. S. 179.
[6] Archiv der Landschaft Calenberg.

Schutz und Sicherheit für seine Besitzthümer, für das Land und die Religion. Doch forderte der Kaiser bestimmtere Erklärung. Friedrich Ulrich konnte, wie es scheint, sich dazu doch nicht sofort entschließen, oder er ward gehemmt durch die Abhängigkeit von seinen Räthen. Er zauderte noch.

Entschiedener wandelte sich die Stimmung des Landes. Man hatte beide Heerführer, den deutschen Feldherrn und den Dänenkönig, um die Einstellung der Feindseligkeiten während der Unterhandlung, oder wo nicht das gewährt würde, um genaue Kriegeszucht ersucht. Tilly war bereit, nicht also der Dänenkönig. Oder vielleicht konnte er nicht, auch wenn er wollte. Wir erinnern uns an das Wort des Kurfürsten von Sachsen in dem Vergleiche des Dänenkönigs mit Tilly: es ist schwer, es ist fast unmöglich, daß ein anderer Feldherr eine solche Kriegeszucht bei seinem Heere erhalten könne, wie Tilly.

Es war gerade ein volles Jahr verflossen, nachdem Tilly die Weser überschritten. Damals als man seinen Truppen entgegenkam wie den ärgsten Feinden, wie den Verwüstern des Landes, wie den Zerstörern der Religion, hatten diese Truppen Gleiches mit Gleichem vergolten. Damals hatten die Braunschweiger in den Fremden, in den dänischen Söldnern ihre Schützer und Erretter zu erblicken geglaubt. Nun hatte sich das gewandt. „Die Tillyschen,“ also rufen ein Jahr nach der Anwesenheit beider Heere die Landstände ihrem Herzoge zu, „die Tillyschen sind mitleidig und barmherzig; aber die Dänen handeln, als wenn kein Gott im Himmel lebte, der sein wachendes Auge auf uns hätte.“ Am 18. Juli 1625 hatte Tilly die Weser überschritten, am 20. Juli 1626 erhoben die Landstände diesen Schmerzensruf. [1]

Es ist noch nicht der Beweis, den wir zu liefern schuldig sind: die Anklage von Seiten der Braunschweiger, daß nicht Tilly die Religion unterdrücke, sondern der Däne. Wir werden diesen noch zu bringen haben.

Ein Erfolg nach dem andern sprach für Tilly, und doch sehen wir ihn nicht frei aufathmen. Es ist der merkwürdige Charakterzug dieses Feldherrn in seiner Vorsicht, in seiner Besonnenheit die Kräfte des Feindes immer eher zu hoch anzuschlagen, und niemals zu gering. Er fühlt sich dem Dänenkönige an Zahl nicht gewachsen. Er bittet in jedem Briefe um Unterstützung. Die Kraft der Liga war nach Maßgabe der Kriegeslust der geistlichen Herren zur Genüge angespannt, nur von Brüssel oder von Wallenstein her durfte Tilly Hülfe erwarten. Daß Wallenstein dazu sich bereit finden lasse, dafür waren sowohl die Infantin, als der Kurfürst Max, als auch der Kaiser thätig. Am 13. Juni meldete der Kurfürst: der Kaiser habe an Wallenstein den Grafen Trautmannsdorf geschickt, zur Beförderung guter Correspondenz. Tilly möge die Gelegenheit benutzen, um seinerseits ein gutes Verhältnis herzustellen. Max fügt eigenhändig hinzu: [2] „Ihr seid ja doch dieser Prudenz, daß Ihr solchem Humor mit Eurem arch[illegible]en Ruhme in etwas nachzugeben ohne dieß werdet geneigt sein.“

[1] Beilage XXVII.

[2] Hormayr, Taschenbuch für 18[illegible] S. 346.

In den ersten Tagen des Monates Juli 1626 kam Tilly mit Wallenstein zu Duderstadt zusammen. Im Namen der Infantin war la Motterie zugegen. Es handelte sich dort um viel und mancherlei. Die geringe Kriegeslust der geistlichen Fürsten lag offen zu Tage. Wozu noch, dachten sie, sollten sie ein Heer unterhalten gegen den Feind; dessen Abwehr die Sache des gesammten Reiches war? Sie hätten damals wohl gern Friede geschlossen, unter welcher Bedingung auch es sei.[1] Maximilian von Bayern war nicht dazu geneigt. Wenn auch die Kirchenfürsten nicht mehr wollten: so dachte er darum nicht auf ein Heer zu verzichten, sondern etwa mit spanischem Zuschusse dasselbe aufrecht zu halten. Man hatte schon längere Zeit ein enges Bündnis zwischen dem Kaiser, dem Kurfürsten Maximilian, der Infantin besprochen.[2] Damit verband sich die Absicht auf den endlichen offenen Bruch des Reiches mit den Holländern. Der Kaiser wollte von ihnen den Rückzug aller ihrer Truppen von des Reiches Boden fordern, namentlich aus der Stadt Emden: im anderen Falle über sie die Acht des Reiches aussprechen. Die Frage eines gemeinsamen Wirkens zur See kam in Anregung. Alles dieß ward in Duderstadt wieder erörtert. Die Entscheidung der weiteren Fragen blieb der Zukunft vorbehalten, nur über eine derselben einigte man sich. Die Nothwendigkeit der Hülfe für Tilly ward anerkannt. Im Namen der Infantin versicherte der Gesandte, daß sie etwa 8000 Mann schicken wolle. Wallenstein versprach einige Regimenter.[3]

Alsdann wandte Tilly sich gegen Göttingen, in welches eben so wie in Münden der Herzog Christian eine dänische Besatzung gebracht hatte. Diese und die Bürger vertheidigten sich lebhaft. Die Arbeit vor Göttingen war erschwert durch den andauernden Sommerregen. Tilly ließ vom Harze Bergleute kommen, die durch unterirdische Arbeiten den Gräben der Stadt das Wasser entzogen. Bis in die sechste Woche lag Tilly vor dieser Stadt. Am 9. August wurden die Batterien eröffnet. Sie feuerten den ganzen Tag, bis am Abend auf zwei Stellen ein Wallbruch fertig war. Der Sturm konnte beginnen.

Die Laufbrücken werden gelegt, die Sturmleitern zur Hand genommen, die Soldaten harren begierig des Zeichens zum Anlaufen. Ist es also die Weise dieses Feldherrn? Bevor er es zu solchen Dingen kommen läßt, fordert er noch einmal die Stadt auf sich zu ergeben. Die Unterhandlung begann, und ward am 11. August vollendet. Tilly gewährte hier wie immer die möglichst ehrenhaften Bedingungen. Die Besatzung zieht aus frei und frank, unbekümmert um irgend welche Ursache es auch sei, mit fliegenden Fahnen, Kugeln im Munde, brennenden Lunten, mit Trommelschlag, mit Sack und Pack, nur daß sie aus der Stadt nichts mitnimmt, was hineingeflüchtet ist, oder was den Bürgern gehört, und ferner Deserteure von kaiserlicher Seite auf Ehrenwort nicht

[1] Villermont II. 351. Nr. 108.

[2] Villermont II. 357 ff. Nr. 114 ff.

[3] Der Bericht Tillys an die Infantin bei Villermont II. 363. Bericht des Kanzlers Hundt bei v. d. Decken I. 368, ferner ein Flugblatt, nach welchem Theatrum Europ., Meteren, Khevenhiller geschrieben.

gewesen, wenn diesem gegenüber der Rath der Stadt Entschlossenheit
bt hätte auf das wiederholte Angebot Tillys auch ohne den Comman=
Wunsch und die Bitte um Unterhandlung zu erkennen zu geben.
lles geschah, ohne daß der Dänenkönig eine nachdrückliche Hülfe ge.
. Er ließ das Schloß Calenberg angreifen, welches von ligistischen
setzt war, in der Hoffnung, daß Tilly sich dadurch von Göttingen
hen lassen. Nicht also war es der Sinn des Feldherrn. Er schickte
ng nach Calenberg. Unweit von da, bei dem Dorfe Rössing, wurde
e Reiterei geschlagen und zerstreut. Die Aussichten für den Dänen
sich trüber. Während Tilly Fortschritte machte, lockerte sich das Bünd=
es die niedersächsischen Fürsten an den Dänen knüpfte. Wir reden
von den Fürsten, die Christian IV. zu Lauenburg umstrickt hatte;
Corporationen bewiesen überall, wo sie zur freien Aeußerung ihrer
gelangten, Treue gegen Kaiser und Reich. Christian Wilhelm, der
or von Magdeburg, erlangte von dem Rathe nicht den Einlaß in
weder in Güte, noch mit List. Aehnlich regte es sich in den Stän=
Mecklenburg. Dazu wußte schon der Landgraf Moritz,[2] daß auch die
ger Herzöge selbst, daß Johann Friedrich von Bremen nur der Ge=
arrten, um sich offen loszusagen. Nicht viel besser sah es im dänischen
aus. England hatte mehr versprochen, als es leisten konnte. Die
ben aus, und das dänische Kriegsvolk erhielt keinen Sold. Der
war irre in sich. Um selbständig zu sein oder zu scheinen, hörte
f den Rath Anderer und verfuhr nach eigenem Sinne. Sein Heer
er Fall in Hameln habe nachhaltig seine Verstandeskräfte erschüttert.
elche die Lage der Dinge besser erkannten, berichten, daß Christian
betrank.[3]
och wollte er nach dem Falle von Göttingen dem kaiserlichen Feldherrn
derstehen. Tillys Absicht war gerichtet auf Northeim, das wie Mün=
öttingen dänische Besatzung hatte. Diese Stadt gedachte der Dänen=
tießen.

hinein, bevor Tilly es zu hindern vermochte. Ein Bach, der daher floß, bildete die Grenze beider Heere. Tilly ersah die Gelegenheit einer guten Stellung unfern von da, und zog sich dahin zurück. Es war das erstemal, daß der Dänenkönig dem gefürchteten Feldherrn so nahe stand. Darum erschien ihm dieses Zurückgehen wie ein Sieg, und triumphirend meldete[3] er heim: „Ich habe Northeim entsetzt, und Tilly mußte vor mir davon.“ War es schon so weit? Wir haben in Böhmen, in der Pfalz, in Westfalen gesehen, daß es der Grundzug von Tillys Strategik ist zum Schlagen mit seinem Gegner zu kommen. Wo eine solche Gelegenheit sich bot den Krieg mit einem Schlage von mächtiger Wucht zu enden, da ließ wahrlich nicht Tilly dieselbe sich entschlüpfen. Nur mußte er seinem Gegner an Zahl gewachsen sein, und dann war ja am Erfolge nicht zu zweifeln.

Die Absicht Tillys war Verstärkung an sich zu ziehen. Wallenstein nämlich hatte endlich sich entschlossen der Verabredung von Duderstadt gemäß zu handeln. Bevor er sich aufmachte, um nach dem Befehle des Kaisers den Mansfeld zu verfolgen, der in der Mark Brandenburg und in Schlesien hauste, schickte er die versprochenen Truppen unter Desfours ab. Am 21. August 1626 zog Tilly diese Macht an sich. Es waren zwei Regimenter zu Fuß und vier zu Pferde. Die Verstärkung dagegen, welche die Infantin ihm zu Duderstadt hatte zusagen lassen, kam nicht. Es war nicht böser Wille. Die Holländer leisteten ihrem dänischen Bundesgenossen mittelbare Hülfe durch die Belagerung der Städte Lingen, Oldenzeel und Grol. Darum glaubten die Infantin und Spinola keine Truppen entbehren zu können, und meldeten dieß an Tilly. Er meinte auch so den Kampf wagen zu dürfen.

Die Plane des Dänen gingen weit hinaus. Er wollte über das Eichsfeld nach Thüringen durchbrechen, und von da aus den Krieg in die kaiserlichen Erblande verpflanzen. Er schien ganz vergessen zu haben, daß Tillys Zurückweichen aus bestimmten Gründen noch nicht ein dänischer Sieg sei.

Der König marschirte am $^{12}/_{22}$ August auf Duderstadt. Tilly erkannte und durchschauete den Plan. Er eilte seinen Gegner davon abzuschneiden, ihm den Weg zu verlegen. Es geschah. Der Dänenkönig wagte nicht die eingeschlagene Richtung zu verfolgen. Er wandte sich nordwärts. Auch dahin folgte ihm Tilly, stets auf den Fersen. Am Abend des $^{15}/_{25}$ August wurden schon die vordersten der deutschen Truppen mit den letzten Dänen handgemein. Die Nacht schied sie. Am Morgen des 26. flammten nach dem Aufbruche der Dänen die Dörfer auf, welche sie verließen. Sie gehörten dem Herzoge von Celle. Der Dänenkönig in Person leitete bei einem der Dörfer die Brandlegung, und hielt dort so lange, bis dasselbe von allen Seiten loderte.[1] Er hatte, wie es hieß, sämmtliche Dörfer des Amtes Herzberg, das dem kaiserlichen Obersten Herzog Georg gehörte, dem gleichen Geschicke bestimmt. Er hatte dazu keine

[1] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 235. Beilagen 49. 50. Für das Folgende Tillys Bericht bei Villermont II. 363.

[2] v. d. Decken I. 217.

[3] Bericht des Kanzlers Hunde bei Decken I. 378.

Zeit. Abermals war Tilly nahe und drängte den Dänenkönig in voller Schlachtordnung von einem Berge und Grunde auf und in den anderen. Am Nachmittage des 16/26 August lagerte sich der König an einem Berge. Er wäre gern weiter marschirt; aber Menschen und Pferde waren ermüdet.

Unterdessen rückte Tilly heran, und beim Untergange der Sonne waren die Heere in unmittelbarer Nähe, nur getrennt durch den Bach Neile, von dessen Ufern die Vorposten einander sehen und anrufen konnten. Man sandte einander einige Stückkugeln zu. Dann begaben sich die Heere zur Ruhe. Es war nicht die Absicht des Dänenkönigs zu schlagen, und der Anbruch des Morgens fand sein Heer bereits wieder in Bewegung. Auch Tilly zauderte mit dem Angriffe; denn noch waren nicht alle seine Truppen zur Stelle. Der Zug ging durch ein enges, vielfach durchschnittenes Thal, bis dasselbe sich weiterhin zwischen Bockenem und Goslar zu einer Ebene eröffnete. Nahe dabei lag das Schloß Lutter. Hier mußte wohl oder übel der Dänenkönig sich zum Treffen stellen. Der Vortheil des Orts war für ihn. Er stand höher als das Tillysche Heer und hatte dazu als Deckung von der einen Seite eine morastige Schlucht.

Um die Mittagszeit desselben Tages, an welchem sieben Jahre zuvor Ferdinand zu Frankfurt a. M. die Kaiserwürde empfangen, begann der Angriff des deutschen Heeres auf den fremden König, den bis dahin gefährlichsten Gegner des Kaisers und des Reiches. Das Treffen war hart und blutig. Der dänische Oberst Fuchs, ein Ueberläufer von deutscher Seite, wie es deren so viele gab, bringt zuerst die Regimenter Tillys zum Weichen, und nur die persönliche Dazwischenkunft des Feldherrn stellt das Treffen wieder her. Dann wenden sich die Dinge. Ein mächtiger Angriff der kaiserlichen Truppen wirft die erste Schlachtreihe der Dänen. Die zweite steht zu entfernt, um der ersten nachdrücklich zu helfen. Auch sie bricht zusammen, zumal da die schlecht bezahlten dänischen Reiter, wie es häufig die Weise der Söldner war, im Augenblicke, wo sie angreifen sollen, zuerst ihren Sold fordern.[2] Dreißig Fähnlein dänischer Truppen flohen auf das Haus Lutter und baten von da aus um Gnade. Weil sie jedoch ihr Wort gebrochen und nach früher schon einmal erlangtem Pardon wieder gegen kaiserliche Truppen gefochten, stand eine unbedingte Gewährung der Bitte nicht in Tillys Macht. Er sagte zu mit dem Vorbehalte der Genehmigung des Kaisers. Daß diese nicht ausblieb, war seine Sorge. Die Besiegten legten ihm ihre Fähnlein zu Füßen und ein großer Theil trat wieder in kaiserliche Dienste. Am Abend langte der Dänenkönig, kaum dem Tode entronnen, mit wenigen Begleitern in Wolfenbüttel an. Tilly rechnete diesen Sieg für den wichtigsten, den er erfochten.[1]

Der Siegesbericht des Feldherrn an den Kaiser und an seinen Kurfürsten trug dasselbe Gepräge wie immer. Er lobte diesen und jenen: von sich selber sprach er kein Wort. Wem konnte es freilich unbekannt sein? Der Papst, die

[1] Decken I. 224. 226.
[2] Westenrieder VIII. 161.

Kurfürsten, die Infantin zu Brüssel sandten ihm ehrende Schreiben zu. Namentlich die Infantin [1] überhäufte ihn mit Lob für seine Erfolge. Es schien, als suche sie dadurch dem Vorwurfe zu entgehen, daß sie ihm die so oft erbetene, so sehnlichst gewünschte, dann endlich zugesagte Hülfe doch nicht geschickt hatte. Tilly benahm ihr jede Besorgnis solcher Art. „Ich hatte," erwiederte er, „mit einem mächtigen Feinde zu thun, und daraus entsprang mein Recht so sehr um Hülfe zu drängen. Darum erkenne ich nicht weniger die Erwägungen an, welche Ew. Hoheit hinderten sie mir zu senden. Aber die göttliche Weisheit, welche hinausgeht über die Klugheit der Menschen, hat alles besser gewendet, als wir hoffen durften." Abermals überschüttete ihn die Infantin mit Lob und Ruhm. „Das Wenige was ich habe thun können für den glücklichen Erfolg dieses Tages," erwiederte Tilly, „war nur ein Abtrag meiner Pflicht."

Irren wir nicht, so ist Tilly selbst beflissen dieses Jauchzen und diese Freude zu dämpfen. Er berichtet einige Wochen später, wie er sofort die ganze Reiterei aufgeboten zur Verfolgung. [2] „Aber sei es," meint er, „daß die Furcht den Gegnern Flügel verliehen oder daß die Meinen zu sehr ermüdet waren: sie haben nur wenige erreicht und die anderen nicht hindern können die Elbe zu gewinnen. Rund umher sind noch feste Plätze in der Gewalt der Feinde, und gegen diese habe ich mich wenden müssen, zunächst gegen die, welche meine Verbindung mit den Stiftern Halberstadt und Magdeburg durchschnitten. Diese habe ich genommen. Aber meine Armee ist durch die beständige Arbeit so vieler Monate gänzlich ermüdet und beträchtlich vermindert. Viele meiner Soldaten sind krank. Sie werden schlecht bezahlt, sie haben kein Geld gesehen seit dem letzten [illegible]. Dazu kommt der Mangel an Lebensmitteln. Mehr als einmal ist es geschehen, daß die Fußgänger in ganzen acht Tagen kein Brod erblickt haben. Die Fürsten wie die Städte entschuldigen sich mit der Verwüstung, welche der Dänenkönig und der verstorbene Herzog Christian über das Land gebracht haben. Darum sind meine weiteren Fortschritte unterbrochen."

Bevor Tilly das Schlachtfeld von Lutter verließ, handelte er seiner Gesinnung und seinem Charakter gemäß gegen die Besiegten und Gefallenen. Ein Sohn desselben Landgrafen Moritz, der mehr als einmal dem milden Feldherrn persönlich den Vorwurf des Ueberschreitens seiner Befugnisse gemacht, war bei Lutter in dänischen Diensten gegen sein deutsches Vaterland gefallen. Tilly ließ die Leiche aufheben, einbalsamiren und schickte sie mit dem Ausdrucke seines Bedauerns dem alten Vater zu. [3]

Tilly überschätzte nicht die Folgen seines Sieges. Und doch war derselbe von weit tragender Bedeutung. Zunächst ward dadurch der völlige moralische Umschlag im Lande Braunschweig vollendet. Der politische war schon vorher erfolgt.

[1] cf. Villermont. Tilly. II. 967 ff.

[2] Villermont II. 371. Nr. 128.

[3] Rommel VI. 339. Leider hat Rommel das Schreiben selbst nicht mitgetheil

Wir haben gesehen, wie der Herzog Friedrich Ulrich dem Kaiser seine Treue
Ergebenheit betheuerte. Diese Erklärungen genügten weder Tilly, noch dem
ier. Tilly forderte Thaten, nicht bloß Worte. „Von Werken ist noch nichts
chauen," sagte er am 4. August zu Christian von Celle; „denn die dänischen
ungen bleiben." [1] War Friedrich Ulrich noch nicht frei von dem Drucke
Oheims und der bestochenen Räthe? Indessen er ging weiter. Noch vor
Treffen bei Lutter berief Friedrich Ulrich seine Unterthanen, die etwa im
e des Dänenkönigs dienten, von demselben ab. [2] Er gebot am selben Tage
dänischen Commandanten, welche seine Festungen und Städte inne hatten,
lben aufzugeben und unter dem Geleite kaiserlicher Truppen, wozu sich Tilly
ten, friedlich von dannen zu ziehen.

Nach dem Siege bei Lutter gab die Gesinnung der Landstände sich kräftiger
l. Am $\frac{24. \text{August}}{3\ \text{September}}$ 1626 senden Prälaten, Ritterschaft und Städte der Länder
drich Ulrichs eine Deputation an Tilly. [3] Sie betheuern, was ja allerdings
l Kaiser und seinem Feldherrn längst offenkundig vorgelegen, daß sie diesen
eligen Krieg nie gebilligt, daß sie alles gethan, was in ihren Kräften ge-
then, um denselben abzuwenden, und daß sie auch dann noch, als er wider
en Wunsch und Willen durch das Zuthun fremder Mächte ausgebrochen sei,
an demselben nie betheiligt hätten. Sie thun dem Feldherrn kund, wie sie
ganz besonderer Freude vernommen, daß der General nach erlangtem so
lichem und trefflichem Siege seinen Sinn nur darauf richte den edlen Frieden
er zu bringen, daß er zu diesem Zwecke dienliche Mittel vorgeschlagen. Es
nt demnach, daß Tilly damals an den Dänenkönig Friedensvorschläge habe
ngen lassen, wenn nicht vielleicht der Dank der Landstände eher auf die
rhandlungen mit Friedrich Ulrich zu beziehen ist. Diese gewannen nun
en Fortgang, zumal durch die Vermittelung Christians von Celle und seines
ders Georg.

Der förmliche Vertrag, durch welchen sich Friedrich Ulrich von dem Dänen
agte, kam erst am $\frac{29. \text{August}}{8\ \text{September}}$ in Celle zu Stande. Friedrich Ulrich wieder-
t hier seine Zusage die dänischen Garnisonen seiner Städte auszubieten.
fte er hoffen und vertrauen, daß er die Schaaren, die er in seiner Ver-
dung und Thorheit mit allem Jammer und Wehe über sein Land gerufen,
b sein Wort wieder abschütteln könne?

Nicht also waren die Dänen gesinnt. Sie waren im Besitze. Sie wichen
der Gewalt. Und eine solche anzuwenden, dazu war unter all den zehn
dten, die noch unter dem Drucke dänischer Garnisonen seufzten, nur eine
ige im Stande. Es war die Stadt Hannover, deren Rath und Geschworene
rgervorsteher) in die Aufnahme der Dänen nie gewilligt, die sich nur darein

[1] Archiv der Landschaft Calenberg. Tilly am $\frac{25. \text{Juli}}{4. \text{August}}$ an Christian von Celle.

[2] Kurze und gründliche Information u. s. w. p. 181 Datum der Ausbietung ist $^{13}/_{23}$ August. cf. Londorp. III. 873.

[3] Archiv der Stadt Hannover.

gegeben hatten, als die Dänen, jene wußten selber nicht wie, durch ein Einverständnis mit einigen Bürgern in die Stadt gebracht waren. Der General Tilly gab ihr im Voraus das Versprechen, daß sie nicht gezwungen werden solle eine kaiserlich-ligistische Besatzung einzunehmen.[1] Tilly konnte dieß auch bei aller Verwendung des Herzogs Christian von Celle doch nur dann thun, wenn er sich der Gesinnung des Rathes dieser wichtigen Stadt so versichert hielt, daß er überzeugt sein durfte: die Stadt würde freiwillig nicht wieder dem Dänen die Thore öffnen, vielmehr in solchem Falle ihm den nöthigen Widerstand thun. Er selber hatte davon den Vortheil sein Heer nicht noch mehr durch Abtheilungen für Garnisonen zu zersplittern. Und doch wie viele Feldherren jener Zeit außer Tilly hätten die Entsagung besessen eine wohlhabende Stadt, die wie offen dalag, nicht mit einer Garnison zu versehen!

Nur eine Bedingung forderte der kaiserliche Feldherr: sofortige Ausschaffung der dänischen Garnison. Der Rath erwies sich in der Erfüllung nicht säumig. Es war nicht so gar schwer. Der Mangel an aller Kriegeszucht, die unablässige Dieberei dieser Söldner mochten allmählig auch die ganze Gemeinde der Bürger von Hannover überzeugt haben, daß auf den Eifer dieser Banden für das Evangelium und das reine Wort Gottes nicht allzu fest zu bauen sei. Die dänischen Truppen sperrten sich. Sie wollten nicht gern die gute Herberge verlassen. Aber der Rath hatte nicht einmal nöthig die Bürger in die Waffen zu rufen: er hatte selbst zwei Compagnien Soldaten unter einem wohlerfahrenen, von Tilly hoch geachteten Hauptmann. Dieser bot dem dänischen Führer die Wahl: sofortigen freiwilligen Abzug, oder einen Kampf auf dem Markte der Stadt Mann gegen Mann. Der Däne wählte den Abzug und ward unter ligistischer Bedeckung nach Nienburg geleitet, wo noch eine dänische Besatzung lag.

Alsdann erließ der Rath von Hannover das Gebot: nachdem der General Tilly die Anordnungen getroffen, daß das Streifen auf dem Lande aufhöre und die Sicherheit hergestellt sei: so haben alle Nichtbürger, die in die Stadt sich geflüchtet, mit Weibern, Kindern und Vieh sich aus der Stadt wieder an ihren Wohnort auf dem Lande zu begeben.[2] Bis dahin hatten dort die Dänen gestanden, deren König nach seinen eigenen Worten der Freund des Landesfürsten war. Vor diesen Dänen waren die Einwohner des Landes in die Stadt geflüchtet. Bei Tillys Ankunft fordert der Magistrat, daß diese Nichtbürger, durch deren Andrang, deren Ueberfülle die Stadt von Seuchen heimgesucht ward, sich an ihren Wohnort zurück begeben sollen. Mithin war nicht allein der Rath der Stadt Hannover überzeugt von der Verschiedenheit der Mannszucht unter dem Dänenkönige und unter Tilly: sein Gebot des Ausgehens aus der Stadt setzt dieselbe Kenntnis dieses Unterschiedes bei den Landleuten voraus. Demgemäß mußten damals schon die Vorurtheile, mit welchen die misleiteten Unterthanen Friedrich Ulrichs ein Jahr zuvor die Truppen Tillys empfangen hatten, beseitigt

[1] Archiv der Stadt Hannover.
[2] Archiv der Stadt Hannover.

n, und zwar beseitigt ungeachtet des auch bei dem Landvolke anfänglichen [illegible]trauens und des Hasses, durch das Verhalten der darbenden und hungernden [illegible]daten Tillys.

Der Feldherr selbst regte den einen und wichtigsten Punkt immer aufs neue . Einige Monate nach dem Friedensschlusse mit Friedrich Ulrich forderte ein [illegible]eranschlag [1] die Bewohner vor Länder des Herzogs auf selber zu urtheilen, [illegible]s es mit dem Vorgeben des Religionskrieges auf sich habe. Tilly wiederholt [illegible]ig und unablässig: „Weder hat der Kaiser mir den Auftrag gegeben, noch ist mein eigener Wille in das Religionswesen mich irgendwie einzumischen. Es der Wille und die Zusage des Kaisers, daß die Religion und jegliche her[illegible]achte Freiheit des Herzogs und des Landes unangetastet und ungeändert ver[illegible]ibe, wie sie ist. Ich berufe mich auf mein Verfahren, ob ich also gehandelt."

Und weiter entwickelten sich diese Dinge. Die kleineren Städte, welche die [illegible]en noch besetzt hielten, fielen bald in die Hände der kaiserlichen Truppen, [illegible]r die dänischen Besatzungen in dem festen Wolfenbüttel, in Northeim und in [illegible]enburg leisteten harten Widerstand. Der Commandant in Wolfenbüttel führte [illegible]e Sprache, als sei er Herr im Lande. Er schrieb Brandschatzungen aus. Er [illegible]ickte von dem festen sicheren Orte kleine Corps durch das Land, um die Gelder [illegible] Lebensmittel aufzuholen. Jeder seiner Erlasse verkündete: das alles geschehe [illegible] der Religion willen, die der Kaiser und Tilly dem Volke nehmen wollten. [illegible]er unglückliche Friedrich Ulrich, nun in völliger Eintracht mit seinen Ständen, [illegible]ief einen Landtag. Der Landtag entschied: [2] das Benehmen der dänischen [illegible]atzung in Wolfenbüttel sei wider alles geistliche, weltliche und Völkerrecht. [illegible]e Besatzung nehme zum Deckmantel ihres Raubens die Religion vor, die doch [illegible]der im Lande Braunschweig, noch überhaupt im niedersächsischen Kreise auch [illegible]t im Geringsten angefochten sei, deren Vorgeben vielmehr nur dazu diene die [illegible]wissenden und einfältigen armen Leute zu bethören. Der Beschluß des Herzogs [illegible] seiner Stände fiel dahin aus: die Wolfenbütteler Besatzung mit scharfen [illegible]andaten zu bewegen, daß sie die Festung an Tilly übergebe. Was konnten [illegible] scharfen Mandate fruchten? Die Antwort des Commandanten auf dieselben [illegible]tete: der katholische General Tilly stehe im Lande, und von diesem komme [illegible]es Unheil her. Abermals erwiederten die Landstände: [3] „Die Kriegsleiden, [illegible]e in unserem Lande noch fortdauern, rühren einzig und allein von der dänischen [illegible]arnison in Wolfenbüttel. Fürwahr, es muß Gott darüber erzürnt werden und [illegible]r Herr Christus sich gänzlich aus etlicher Leute Augen und Herzen verlieren, [illegible]eil ja nun auch die Diener des göttlichen Wortes um Wolfenbüttel her vor [illegible]m viel täglichen Ausreiten nicht sicher sind, die Seelsorge nicht abwarten [illegible]nnen, sondern gefangen, verjagt, geplagt und verderbt werden. Daher bleibt [illegible]ancher Kind ungetauft, mancher kranker, elender Mensch muß in höchster Seelen[illegible]ngst, ohne Beichte, Trost und Communion elendiglich dahin sterben."

[1] Beilage XXVIII.

[2] Archiv der Stadt Hannover.

[3] Das Actenstück ist abgedruckt Theatrum Europ. I. 1100. (Ausgabe von 1635).

Und dieß ist der Beweis, den wir zu bringen schuldig sind: der Beweis der völligen Wendung, der Beweis, daß nicht mehr Tilly als der Religionsbedrücker galt, sondern der Dänenkönig. Wir haben den Beweis noch fortzuführen. Er liegt uns vor in der nachdrücklichsten Weise.

Wir haben die Stimme des ersten protestantischen Theologen seiner Zeit, Georg Calixt zu Helmstädt, zu vernehmen. „Wahrlich," sagt Calixt am 15. October 1626,[1] „von da an wo mein Geist sich zu entwickeln und ein Urtheil über menschliche Dinge zu gewinnen anfing, bin ich stets auf das entschiedenste überzeugt gewesen, daß von dem ungeschwächten Ansehen der Kaisermacht auch das Heil des ganzen Deutschlands, unseres theuren Vaterlandes abhängig sei. Ohne diese Autorität des Kaises können weder innere Unruhen und bürgerliche Zwietracht unterdrückt, noch der auswärtige Feind von uns abgehalten werden. Wenn die Würde und die Macht des Kaisers nicht feststeht: so ist der ohnmächtige gute Wille der mächtigeren Schlechtigkeit preisgegeben, und dann fällt, was Gott verhüten wolle, das ganze Reich demjenigen als Beute zu, welcher im rechten Augenblick die mit einander kämpfenden, die im Wechselmord blutenden Deutschen überfällt. Niemand darf es darum dem Kaiser zum Vorwurfe machen, wenn er sein Ansehen unverkürzt erhalten, wenn er es nicht ertragen will, daß dasselbe von zügelloser Willkür frech geschändet werde. Denn dadurch sorgt er nicht allein für sich, sondern für das gesammte Reich und das ganze Deutschland, welches, wenn es seinen Kaiser nicht in Ehren hält, nicht unverletzt, viel weniger glücklich sein kann. Darum handeln alle diejenigen schlecht und niederträchtig, welche den Kaiser, den sie freiwillig verehren und durch ihre Dienste und ihren Gehorsam unterstützen sollten, durch Beschimpfungen und Attentate nöthigen, daß er den Gehorsam, den sie aus sich willig leisten sollten, ihnen unfreiwillig abpresse, und wenn kein anderes Mittel mehr ausreicht, zu den Waffen greife." In völliger Uebereinstimmung mit der politischen Grundanschauung Tillys nennt dann Calixt als die Urheber des deutschen Jammers, als die Aufwiegler, die mit fremdem Unglücke und Verderben ihre eigene Sicherheit und Wohlfahrt erkaufen — die Holländer. Die Lüge des Religionskrieges ist dem ehrenwerthen Theologen allzu hohl und nichtig, als daß er sie zu widerlegen sich bemühte. Er erwähnt nur, daß gerade dieser Vorwand ein treffliches Mittel der verschlagenen Holländer sei.

Aber Friedrich Ulrich hatte ein Jahr zuvor sich umgarnen lassen mit diesem Vorwande. Er konnte nicht anders, er selbst mußte das Wort vom Religionskriege öffentlich zurücknehmen. Es geschah.

Denn Friedrich Ulrich ließ es nun von den Kanzeln seines Landes predigen. In denselben Kirchen, wo ein Jahr zuvor auf Befehl des wilden, bösen Christian der Ruf des Religionskrieges erschollen war, vernahm man nun die Predigt, „daß der allmächtige Gott über diejenigen, welche die Religion und das seligmachende Wort Gottes zum Deckmantel ihrer Räuberei, Tyrannei und Raub

[1] Henke, Georg Calixt I. 389.

lten, unter welchem sie ihrer Religion sicher seien. Er droht bei
Ungnade, bei Verlust der Güter, bei Leib- und Lebensstrafe den For-
der dänischen Garnison in Wolfenbüttel, der alleinigen Quelle alles
nicht Folge zu leisten. Was half es den Armen? Die dänische Besatzung
Dort in der eigenen Burg des Herzogs spottete sie seiner und des
en Landes, daß es jemals hatte glauben können, es sei dem Dänen-
seinen Söldnern um die Religion zu thun. Auch ihnen selbst bangt
al bei dem Frevel dieser Lüge vor Gott und den Menschen. Dennoch,
er dieser Führer, müsse man dabei beharren, müsse schwören, es sei
ionskrieg, müsse schwören, daß die Papisten nicht halten, was sie
Nicht freilich er selbst will es thun. Denn er kennt ja den Sinn des
esser. Darum will er nicht mehr schwören; der Teufel möchte sonst
m werden. [3]

geschah es. Die gottlose Rotte von Wolfenbüttel rief nach wie vor
gionskrieg aus über das unglückliche Land. Sie schickte ihre Streif-
um zu holen, was für sie brauchbar war. Das Land zahlte und gab,
ht willig, so mit Gewalt, und die Reue für Friedrich Ulrich kam zu spät.
t bloß der Sieg der Waffen bei Lutter am Barenberge hatte für den
ntschieden, sondern eben so wichtig war der moralische Sieg, der sich
s Verhalten Tillys und seiner Truppen an seine Fahnen band. Im
r 1626 erließ der Kaiser ein Dankschreiben an die Bisthümer Halber-
Magdeburg, an Pommern, Holstein, Sachsen, Lauenburg, Oldenburg,
Städte Lübeck, Goslar, Mühlhausen, daß sie sich zu ewigem Lobe und
dieses Unwesens gänzlich enthalten. [4] Er sprach ihnen ferner seine Freude
s, wenn auch nicht alle, doch die meisten und vornehmsten Glieder des
sich lossagten von dem Dänen und den Ungrund ihres Mistrauens
. Der Kaiser hob mit wohl berechtigtem Selbstgefühle hervor, daß die
dieser Sinnesänderung aus der Ueberzeugung entspringe, wie es dem

Kaiser nicht um irgend ein Privatinteresse, sondern nur um den Schutz und die Erhaltung der Ordnung des Reiches zu thun sei. Er mahnte die Stände des Kreises auch fernerhin in deutscher Aufrichtigkeit und Treue zu dem Oberhaupte des Reiches zu stehen, und auf den Schutz desselben zu vertrauen. Er schrieb eigenhändig, was er selten that, an Friedrich Ulrich, und versicherte ihn noch einmal ausdrücklich seines Schutzes und seiner Gnade. Er forderte den Herzog Christian von Lüneburg-Celle auf,[1] daß er das Werk, welches er bei Friedrich Ulrich angefangen, auch weiter fortsetzen, daß er im Vereine mit dem General Tilly als kaiserlicher Commissar auch die Herzöge von Mecklenburg bewege sich von dem fremden Könige abzuthun und zu ihrem Kaiser zu treten. Die Forderung war auch dadurch begründet, daß die Herzöge längst vor der Schlacht bei Lutter in Wien betheuert hatten:[2] es sei ihnen niemals in den Sinn gekommen feindlich gegen den Kaiser aufzutreten. Nur die Aufrechthaltung des Religionsfriedens sei ihr Ziel gewesen. Dasselbe erklärten Abgeordnete der Herzöge am 12. September vor dem General Tilly. Noch kräftiger sprach sich der lutherische Erzbischof von Bremen aus dem Hause Holstein aus. Aber auf Tillys Forderung des offenen Lossagens von dem fremden Könige wiesen die Fürsten hin auf die dänischen Truppen in ihrem Lande. Wie auch konnte man Fürsten, die zu eigenem Schaden in Lauenburg zwei Jahre vorher im alleinigen Interesse des Dänenkönigs so schmählich sich hatten bethören lassen, die Entschlossenheit einer offenen Erklärung zutrauen, zumal da sie alle nach der Weise der Zeit völlig wehrlos waren? Sie wagten es nicht, selbst nicht auf die Mahnung ihrer Stände. Denn namentlich die Stände von Mecklenburg gaben in derselben Weise, wie die Stände aller anderen deutschen Länder, ihre kaiserlich getreue Gesinnung kund, so oft sich ihnen Gelegenheit bot. Nach der Schlacht bei Lutter erklärten zu Güstrow die Stände von Mecklenburg:[3] wenn ihre Herzöge es mit ihnen getreulich meinten, so möchten sie nur das Land aufbieten. Dann getrauten sie sich mit göttlichem Beistande wohl die Dänen hinaus zu schlagen. Die Herzöge hatten dazu so geringen Muth, daß sie selbst noch Contributionen für Dänemark begehrten. Die Stände wurden darüber schwierig. Man vernahm auf offenem Landtage die Worte: es werde Gottes und des Kaisers Zorn über die Herzöge kommen. Dennoch war es nicht böser Wille derselben, sondern Mangel an Kraft und Entschluß.

In Wahrheit hatten sie zu fürchten. Die Hand des Dänenkönigs war schwer. Am schlimmsten stand die Sache für den getreuen Reichsfürsten Christian von Lüneburg-Celle. Ihm grollte der Dänenkönig am heftigsten. Durch die Weigerung dem Lauenburger Vertrage beizutreten, der die deutschen Fürsten mit ihren Ländern der Eroberungsgier des Dänen zu Füßen legte, hatte der Herzog von Lüneburg-Celle der Sache des Dänenkönigs politisch und moralisch einen

[1] a. a. O. 197.

[2] Londorp. III. 844.

[3] Khevenhiller XI. 692. Frank, altes und neues Mecklenburg XIII. p. 1?

schweren Stoß versetzt. Er hatte die Lüge des Dänen, daß sein Krieg der Hab-
hier ein Religions- und Vertheidigungskrieg sei, von Anfang an unhaltbar
gemacht. Dafür hatte der Däne das Land seines Vetters schon im Sommer
1625 büßen lassen. Nun kamen noch andere Dinge hinzu. Des Herzogs
Christian jüngster Bruder Georg handelte im selben Sinne, wie jener. Georg
hatte früher in dänischen Diensten gestanden. Als der Krieg drohte, sagte er sich
davon los. Und nicht bloß dieß. Er warb Regimenter für den kaiserlichen
Dienst. Die üblichen Phrasen des Dänenkönigs von Religion und Libertät irrten
ihn nicht. Vor der Schlacht bei Lutter befahl Wallenstein dem Herzoge Georg
die versprochene Hülfe zu Tilly zu führen. Der Herzog selbst war damals fern
auf Werbung in der Wetterau;[1] aber seine Truppen fochten mit. Es war den
Dänen sehr wohl bekannt, welchen Nachtheil sie durch diese Hülfe erlitten.
Daher setzte sich bei dem Könige Christian und seinen Dänen die Meinung fest:
diesen Heerhaufen habe der Herzog Georg geführt. Um so größer war der
Zorn gegen diesen und seine Brüder, die zur selben Zeit den Vetter Friedrich
Ulrich wieder mit dem Kaiser versöhnten. Der Verdruß, daß diese welfischen
Herzöge alle Plane durchkreuzten, fraß sich tief in die Seele des Dänenkönigs
Christian. Dafür sollten die Unterthanen dieser Vettern büßen.

Vom Anfange Septembers an liefen in Celle tägliche Berichte der Beamten
aus den Elbgegenden ein, angefüllt mit schmerzlichen Klagen über die grimmige
[illegible]wuth der Dänen.[2] Sie nehmen, heißt es darin, den armen Leuten alles
was sie haben. Das Vieh wird heerdenweise weggetrieben, ein Schaf wird von
den Plünderern um zwei oder drei Schillinge verkauft. Die Menschen werden
gejagt, gehetzt, mit langen Röhren wird Jagd auf sie gemacht. Täglich ver-
nimmt man laut und öffentlich die Rede, daß der rothe Hahn steigen müsse.
In solcher Noth bat Christian flehend Tilly herbei. Er schickt dem kaiserlichen
Feldherrn die Berichte seiner Beamten. Er bittet ihn des kaiserlichen Spruches,
des Schutzes und der Sicherheit auch wirklich genießen zu lassen. Tilly war
dem ehrenhaften Herzoge Christian freundlich zugethan. Obwohl er auch an
diesen, der ihn um Hülfe bittet, in Ausdrücken schreibt, wie ein Unterthan an
seinen Fürsten: so war doch Tilly sich seiner wirklichen Macht sehr wohl bewußt.
Er für seine Person, erwiederte er dem Gesandten des Herzogs, werde, so lange
er lebe, es sich höchst angelegen sein lassen, um den Herzog und sein Haus
groß zu machen und zu erhöhen. Doch so schleunige Hülfe zu bringen ver-
mochte Tilly nicht. Er war die Weser hinabgezogen, um dort die dänischen
Besatzungen aufzuheben. Erst als die Klagen immer dringender wurden, betrat
Tilly im December 1626 das Herzogthum Lüneburg.

Wohin auch immer dieser Feldherr vorrückt, da geschieht es mit einer
merkwürdigen Umsicht, die ihn deckt nach allen Seiten. Wir meinen nicht bloß
in militärischer Hinsicht — denn daran hat nie Jemand gezweifelt — sondern

[1] Decken I. 225.

[2] Königliches Archiv zu Hannover.

Kaiser nicht um irgend ein Privatinteresse, sondern ... gerufen, ...
Erhaltung der Ordnung des Reiches zu thun sei. ... ihr zuvor ...
Kreises auch fernerhin in deutscher Aufrichtigkeit ... wie bei dem ...
des Reiches zu stehen, und auf den Schutz ... auch bei den Bewoh...
eigenhändig, was er selten that, an Fried... ommissarien desselben ...
einmal ausdrücklich seines Schutzes und ... ne zu verständigen,[1] ...
Christian von Lüneburg-Celle auf,[1] ... schläge sie ihm zu ...
Ulrich angefangen, auch weiter fort... Bevor dann Tilly ein...
Tilly als kaiserlicher Commissar ... wie er es gehalten haben ...
von dem fremden Könige abzu... die Anwesenheit eines Heeres seiner ...
derung war auch dadurch be... Darum ist es seine Sorge alles dahin zu ...
bei Lutter in Wien betheu... en und des Eigenthumes in keiner Weise ge...
kommen feindlich gegen ... Landmann ihrem täglichen Gewerbe nachgehen ...
Religionsfriedens sei i... Gegenstand seiner Obhut sind die Mühlen: sie dürfen ...
zöge am 12. Septer... ten. Mehr noch liegt ihm am Herzen die Aufrecht...
lutherische Erzbisch... Obrigkeit; damit diese in keiner Weise beeinträchtigt ...
Tillys Forderun... von Einquartierung frei. Der wichtigste Gegenstand seiner ...
Fürsten hin o... Ordnung und Pflege des kirchlichen und geistigen Lebens. ...
Fürsten, die ... Pastor, kein Schuldiener, kein Küster Einquartierung erhalten ...
Interesse ... unter irgend einem Vorwande eines anderen Namens ...
schlossenb... werde, setzt der Feldherr hinzu: und andere geistliche ...
der Zei... das genügt ihm nicht. Er erklärt noch ausdrücklich dazu, ...
nung ... damit „zuvörderst der Gottesdienst und was dem mit Besuch...
derse... mit Taufen der Kinder und sonst anhängig sei, unbehindert ...
getr... werde."
be...

Die Proclamation gibt uns das deutlich getreue Bild des Mannes ...
Zeit.

Tilly erließ nicht allein dergleichen Proclamationen: er gab, wenn es ...
..., ihnen Nachdruck durch eigenes Beispiel. Eines Tages verübte ein ...
...er Reiter in Fallersleben Gewalt.[3] Die Bewohner setzten sich zur ...
...ngen den Haufen hinaus und behielten vier derselben gefangen. Es ...
zwei Deutsche und zwei Franzosen. Am Tage hernach kam Tilly dahin, ...
was vorgefallen war, und ließ sofort alle vier aufhängen. Kaum war das ...
schehen, als man in der Ferne wieder den Reiterhaufen sich nähern sah. ...
mochte diesen leid thun ihre Kameraden bei dem gemeinschaftlichen Unterneh...
den Bürgern zur Beute gelassen zu haben: sie wollten dieselben holen. Von ...
Ankunft des Feldherrn wußten sie nichts. Eben diese aber gedachten die Bür...
für sich zu benützen. Plötzlich ertönte die Sturmglocke. Tilly aufgeschreckt, ...
hervor und jagt selbst als der Vorderste der Reiterschaar nach, die mit Geschr...

[1] Der Briefwechsel Tillys mit dem Großvogt Johann von Behre im Königlich... Archiv zu Hannover, vgl. auch Khevenhiller X. 1601 ff.

[2] Beilage XXX.

[3] Königliches Archiv zu Hannover.

...nd nach allen Richtungen auseinander stiebt. Zwei wurden
...hängen; aber die Bürger selbst, die auf eine so nach-
...r losgeworden waren, legten nun ein Fürwort für
...te.

... Tilly persönlich ein Recht haben an den
... Wochen im Januar 1627 zu schreiben: [1]
... die Ihrigen werden nunmehr zum
...n, daß ich es an nothwendiger Kriegs-
...ngeln lasse. Also will ich auch fernerhin ver-
...n nichts fehlen soll, wenn nur auch die Einwohner
...wendige liefern wollen."

...illy hier im Norden den Feind zurückdrängte, der dort das
...rdrücken gedachte, waren die Waffen des Kaisers auch im Osten sieg-
...s. Es ist eins der traurigsten Zeichen jener Zeit, daß dieselben Mächte, die in ihren öffentlichen Kundgebungen jederzeit das Wort Religion obenan stellen, unablässig beflissen sind den Erbfeind der Christenheit gegen den Kaiser in die Waffen zu bringen. Es war zu gleicher Zeit eine verruchte und leichtsinnige Politik. Sie war verrucht und leichtsinnig, weil sie nicht bloß Oestreich, nicht bloß Deutschland, sondern überhaupt die Christenheit und ihre Cultur aufs Spiel setzte. Denn Oestreich allein war das Bollwerk und die Vormauer des Abendlandes und seiner Civilisation. Wenn Oestreich zusammenbrach: so war auch Deutschland türkisch: und wer sollte dann noch Halt gebieten? Zuweilen mochten Erwägungen solcher Art selbst bei den Generalstaaten im Haag auftauchen. Wir finden den Gesandten derselben mit demjenigen der Signoria von Venedig zu Constantinopel einmal in einem ganz besonderen Streite. [2]

Der Venetianer bat die Türken namentlich Oberungarn, Mähren, Schlesien und Böhmen anzugreifen. Dort sei noch gute Beute zu holen. Von da aus könne man leicht in Deutschland streifen, und das sei die allerreichste Provinz. Es sei übel gethan, meinte der Venetianer, daß man außen herum und an den Grenzen die Zeit und das Volk verzehre, da man doch mit geringer Mühe die inwendigen Glieder und das Leben selber treffen könne. Die deutsche Nation sei unter sich getrennt, sagte weiter der Venetianer, die Theile einander feind und gehässig: deshalb würden sie weder Rath noch That zum Kriege zu geben wissen. — Nicht also, erwiederte der Holländer, dem es bangen mochte bei dem Gedanken, daß von dem deutschen Reiche der Weg zu den Städten im Niederland nicht zu finden sei, daß kein Meeresarm trennend sie schütze, nicht also, meinte er, sei es für den Sultan ersprießlich. Viel besser sei es für ihn sich mächtig zu machen zur See; denn wer Meister sei zur See, der vermöge alles. Die Holländer seien bereit dem Sultan Schiffe zu geben.

Die Paschas schienen mit Behagen solche Worte zu vernehmen. Wiederum

[1] Königliches Archiv zu Hannover.
[2] Khevenhiller X. 723.

eben so sehr in politischer und moralischer Beziehung. Nur gerufen, nur dringend gebeten betritt Tilly ein Land, dessen Fürsten er ein Jahr zuvor zugesichert, daß er das Land desselben nicht betreten werde. Und wie bei dem Fürsten, sichert er sich dieselbe Achtung seines gegebenen Wortes auch bei den Bewohnern. Tilly betritt kein Land, ohne sich vorher mit den Commissarien desselben über die Quartiere, die Lieferungen genau und ins Einzelne zu verständigen,[1] ohne vorher diese selbst zu fragen, welche besondere Vorschläge sie ihm zu machen haben für die Mannszucht unter seinen Truppen. Bevor dann Tilly einzieht, sendet er eine genaue Proclamation[2] voraus, wie er es gehalten haben will. Er selber ja weiß es am besten, was die Anwesenheit eines Heeres seiner Tage in einem Lande auf sich habe. Darum ist es seine Sorge alles dahin zu richten, daß die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes in keiner Weise gefährdet werde, daß Bürger und Landmann ihrem täglichen Gewerbe nachgehen wie zuvor. Ein besonderer Gegenstand seiner Obhut sind die Mühlen: sie dürfen keine Einquartierung erhalten. Mehr noch liegt ihm am Herzen die Aufrechthaltung der Befugnisse der Obrigkeit; damit diese in keiner Weise beeinträchtigt werde, sind die Vögte von Einquartierung frei. Der wichtigste Gegenstand seiner Obhut aber ist die Schonung und Pflege des kirchlichen und geistigen Lebens. Darum darf kein Pastor, kein Schuldiener, kein Küster Einquartierung erhalten. Und damit nicht unter irgend einem Vorwande eines anderen Namens dennoch dies umgangen werde, setzt der Feldherr hinzu: und andere geistliche Personen. Aber auch das genügt ihm nicht. Er erklärt noch ausdrücklich dazu, daß dies geschehe, damit „zuvörderst der Gottesdienst und was dem mit Besuchen der Kranken, mit Taufen der Kinder und sonst anhängig sei, unbehindert verrichtet werde."

Die Proclamation gibt uns das deutlich getreue Bild des Mannes und seiner Zeit.

Tilly erließ nicht allein dergleichen Proclamationen: er gab, wenn es darauf ankam, ihnen Nachdruck durch eigenes Beispiel. Eines Tages verübte ein Haufe seiner Reiter in Fallersleben Gewalt.[3] Die Bewohner setzten sich zur Wehr, schlugen den Haufen hinaus und behielten vier derselben gefangen. Es waren zwei Deutsche und zwei Franzosen. Am Tage hernach kam Tilly dahin, erfuhr was vorgefallen war, und ließ sofort alle vier aufhängen. Kaum war das geschehen, als man in der Ferne wieder den Reiterhaufen sich nähern sah. Es mochte diesen leid thun ihre Kameraden bei dem gemeinschaftlichen Unternehmen den Bürgern zur Beute gelassen zu haben: sie wollten dieselben holen. Von der Ankunft des Feldherrn wußten sie nichts. Eben diese aber gedachten die Bürger für sich zu benützen. Plötzlich ertönte die Sturmglocke. Tilly aufgeschreckt, eilt hervor und jagt selbst als der Vorderste der Reiterschaar nach, die mit Eile

[1] Der Briefwechsel Tillys mit dem Großvogt Johann von Behre im Königl. Archiv zu Hannover, vgl. auch Khevenhiller X. 1601 ff.
[2] Beilage XXX.
[3] Königliches Archiv zu Hannover.

urch die That verspürt haben, daß ich es an nothwendiger Kriegs-
nd Ordnung nicht ermangeln lasse. Also will ich auch fernerhin ver-
ß hoffentlich daran nichts fehlen soll, wenn nur auch die Einwohner
ten das Nothwendige liefern wollen."
end Tilly hier im Norden den Feind zurückdrängte, der dort das
rstückeln gedachte, waren die Waffen des Kaisers auch im Osten sieg-
ist eins der traurigsten Zeichen jener Zeit, daß dieselben Mächte, die
öffentlichen Kundgebungen jederzeit das Wort Religion obenan stellen,
beflissen sind den Erbfeind der Christenheit gegen den Kaiser in die
bringen. Es war zu gleicher Zeit eine verruchte und leichtsinnige
Sie war verrucht und leichtsinnig, weil sie nicht bloß Oestreich, nicht
schland, sondern überhaupt die Christenheit und ihre Cultur aufs Spiel
nn Oestreich allein war das Bollwerk und die Vormauer des Abend-
seiner Civilisation. Wenn Oestreich zusammenbrach: so war auch
türkisch: und wer sollte dann noch Halt gebieten? Zuweilen mochten
n solcher Art selbst bei den Generalstaaten im Haag auftauchen. Wir
Gesandten derselben mit demjenigen der Signoria von Venedig zu
pel einmal in einem ganz besonderen Streite. [2]
Venetianer bat die Türken namentlich Oberungarn, Mähren, Schlesien
en anzugreifen. Dort sei noch gute Beute zu holen. Von da aus
leicht in Deutschland streifen, und das sei die allerreichste Provinz.
l gethan, meinte der Venetianer, daß man außen herum und an den
e Zeit und das Volk verzehre, da man doch mit geringer Mühe die
Glieder und das Leben selber treffen könne. Die deutsche Nation sei
getrennt, sagte weiter der Venetianer, die Theile einander feind und
eshalb würden sie weder Rath noch That zum Kriege zu geben wissen.
also, erwiederte der Holländer, dem es bangen mochte bei dem Ge-

eben so sehr in politischer und moralischer Beziehung. Nur gerufen, nur dringend gebeten betritt Tilly ein Land, dessen Fürsten er ein Jahr zuvor zugesichert, daß er das Land desselben nicht betreten werde. Und wie bei dem Fürsten, sichert er sich dieselbe Achtung seines gegebenen Wortes auch bei den Bewohnern. Tilly betritt kein Land, ohne sich vorher mit den Commissarien desselben über die Quartiere, die Lieferungen genau und ins Einzelne zu verständigen,[1] ohne vorher diese selbst zu fragen, welche besondere Vorschläge sie ihm zu machen haben für die Mannszucht unter seinen Truppen. Bevor dann Tilly einzieht, sendet er eine genaue Proclamation[2] voraus, wie er es gehalten haben will. Er selber ja weiß es am besten, was die Anwesenheit eines Heeres seiner Tage in einem Lande auf sich habe. Darum ist es seine Sorge alles dahin zu richten, daß die Sicherheit der Personen und des Eigenthumes in keiner Weise gefährdet werde, daß Bürger und Landmann ihrem täglichen Gewerbe nachgehen wie zuvor. Ein besonderer Gegenstand seiner Obhut sind die Mühlen: sie dürfen keine Einquartierung erhalten. Mehr noch liegt ihm am Herzen die Aufrechthaltung der Befugnisse der Obrigkeit; damit diese in keiner Weise beeinträchtigt werde, sind die Vögte von Einquartierung frei. Der wichtigste Gegenstand seiner Obhut aber ist die Schonung und Pflege des kirchlichen und geistigen Lebens. Darum darf kein Pastor, kein Schuldiener, kein Küster Einquartierung erhalten. Und damit nicht unter irgend einem Vorwande eines anderen Namens dennoch dieß umgangen werde, setzt der Feldherr hinzu: und andere geistliche Personen. Aber auch das genügt ihm nicht. Er erklärt noch ausdrücklich dazu, daß dieß geschehe, damit „zuvördeist der Gottesdienst und was dem mit Besuchen der Kranken, mit Taufen der Kinder und sonst anhängig sei, unbehindert verrichtet werde.“

Die Proclamation gibt uns das deutlich getreue Bild des Mannes in seiner Zeit.

Tilly erließ nicht allein dergleichen Proclamationen: er gab, wenn es darauf ankam, ihnen Nachdruck durch eigenes Beispiel. Eines Tages verübte ein Haufe seiner Reiter in Fallersleben Gewalt.[3] Die Bewohner setzten sich zur Wehr, schlugen den Haufen hinaus und behielten vier derselben gefangen. Es waren zwei Deutsche und zwei Franzosen. Am Tage hernach kam Tilly dahin, erfuhr, was vorgefallen war, und ließ sofort alle vier aufhängen. Kaum war das geschehen, als man in der Ferne wieder den Reiterhaufen sich nähern sah. Es mochte diesen leid thun ihre Kameraden bei dem gemeinschaftlichen Unternehmen den Bürgern zur Beute gelassen zu haben: sie wollten dieselben holen. Von der Ankunft des Feldherrn wußten sie nichts. Eben diese aber gedachten die Bürger für sich zu benützen. Plötzlich ertönte die Sturmglocke. Tilly aufgeschreckt, eilt hervor und jagt selbst als der Vorderste der Reiterschaar nach, die mit Entsetzen

[1] Der Briefwechsel Tillys mit dem Großvogt Johann von Behre im Königlichen Archiv zu Hannover, vgl. auch Khevenhiller X. 1601 ff.

[2] Beilage XXX.

[3] Königliches Archiv zu Hannover.

Feldherrn erkennend nach allen Richtungen auseinander stiebt. Zwei wurden [illegible]. Auch sie sollten hängen; aber die Bürger selbst, die auf eine so nach[illegible]liche Weise ihrer Dränger losgeworden waren, legten nun ein Fürwort für [illegible]. Tilly willfahrte der Bitte.

Bei solchem Verfahren mochte Tilly persönlich ein Recht haben an den [illegible] Christian zu Celle nach einigen Wochen im Januar 1627 zu schreiben:[1] „[illegible] hoffe Ew. Fürstlichen Gnaden und die Ihrigen werden nunmehr zum [illegible] durch die That verspürt haben, daß ich es an nothwendiger Kriegs[illegible] und Ordnung nicht ermangeln lasse. Also will ich auch fernerhin ver[illegible], daß hoffentlich daran nichts fehlen soll, wenn nur auch die Einwohner [illegible] Soldaten das Nothwendige liefern wollen.“

Während Tilly hier im Norden den Feind zurückdrängte, der dort das [illegible] zu zerstückeln gedachte, waren die Waffen des Kaisers auch im Osten sieg[illegible]. Es ist eins der traurigsten Zeichen jener Zeit, daß dieselben Mächte, die [illegible] öffentlichen Kundgebungen jederzeit das Wort Religion obenan stellen, [illegible] beflissen sind den Erbfeind der Christenheit gegen den Kaiser in die [illegible] zu bringen. Es war zu gleicher Zeit eine verruchte und leichtsinnige [illegible]. Sie war verrucht und leichtsinnig, weil sie nicht bloß Oestreich, nicht [illegible] Deutschland, sondern überhaupt die Christenheit und ihre Cultur aufs Spiel [illegible]. Denn Oestreich allein war das Bollwerk und die Vormauer des Abend[illegible] und seiner Civilisation. Wenn Oestreich zusammenbrach: so war auch [illegible] türkisch: und wer sollte dann noch Halt gebieten? Zuweilen mochten [illegible] solcher Art selbst bei den Generalstaaten im Haag auftauchen. Wir [illegible] den Gesandten derselben mit demjenigen der Signoria von Venedig zu [illegible]antinopel einmal in einem ganz besonderen Streite.[2]

Der Venetianer bat die Türken namentlich Oberungarn, Mähren, Schlesien [illegible] Böhmen anzugreifen. Dort sei noch gute Beute zu holen. Von da aus [illegible] man leicht in Deutschland streifen, und das sei die allerreichste Provinz. [illegible] übel gethan, meinte der Venetianer, daß man außen herum und an den [illegible] die Zeit und das Volk verzehre, da man doch mit geringer Mühe die [illegible] Glieder und das Leben selber treffen könne. Die deutsche Nation sei [illegible] getrennt, sagte weiter der Venetianer, die Theile einander feind und [illegible]: deshalb würden sie weder Rath noch That zum Kriege zu geben wissen. Nicht also, erwiederte der Holländer, dem es bangen mochte bei dem Ge[illegible], daß von dem deutschen Reiche der Weg zu den Städten im Niederland [illegible] zu finden sei, daß kein Meeresarm trennend sie schütze, nicht also, meinte [illegible] sei es für den Sultan ersprießlich. Viel besser sei es für ihn sich mächtig [illegible] zur See; denn wer Meister sei zur See, der vermöge alles. Die [illegible] seien bereit dem Sultan Schiffe zu geben.

Die Paschas schienen mit Behagen solche Worte zu vernehmen. Wiederum

[1] Königliches Archiv zu Hannover.

[2] Khevenhiller X. 723.

ward dem Venetianer bang bei solchem guten Willen. Er suchte den Türken darzuthun, daß der holländische Rathschlag aus lauter Hochmuth und Bosheit entspringe. Der Holländer dagegen erwiederte: die Venetianer seien feig. Sie wollten Niemanden zur See, als sich selbst. Sie behaupteten, das Meer sei ihre Braut. Darum widerrathe der Venetianer dem Türken jegliche Seerüstung.

Es war ein Glück, freilich nicht ein verdientes, für beide Republiken, daß die Vorschläge weder der einen, noch der anderen in Constantinopel damals ausgeführt wurden.

Waren es bei diesen beiden Republiken Rücksichten auf die eigene Sicherheit: so gaben sich in Frankreich religiöse Bedenken kund, ob es recht sei, daß der König mit dem Namen des très-chrétien geschmückt, ein Bündnis mit dem Großtürken habe.[1] Der Scharfsinn des Cardinals Richelieu wußte das Hinderniß dieser Frage hinwegzuräumen. Das Bündnis, erwiederte er, bringe der katholischen Kirche Nutzen; denn in Constantinopel und Galata werde an elf Orten die Messe gefeiert. Der Papst sende neun Bischöfe nach der Türkei. Jerusalem werde beschützt, es seien Franziskaner zu Bethlehem. Das Haus der französischen Gesandtschaft in Constantinopel sei ein Zufluchtsort für Belehrte, auch würden dort viele Sklaven freigekauft. Also Richelieu. Es ist vielleicht möglich, daß diese Erwägungen dem Gewissen des Cardinals Richelieu genügten. Der englische König Karl I., die Generalstaaten von Holland, Gustav Adolf von Schweden hatten den Muth sich über Fragen solcher Art hinwegzusetzen, und auch ohne Beruhigungsmittel für sich in Constantinopel gegen den deutschen Kaiser und das deutsche Reich zu hetzen und zu schüren. Sie warben dort um Hülfe für Bethlen Gabor, den stets unberechenbaren Fürsten von Siebenbürgen.

Wie war doch solchen Mächten gegenüber die Stellung des deutschen Kaisers Ferdinand moralisch so ungleich edler und höher! Was nur immer jenen Fürsten und Gewalten Europas im Norden, im Westen, im Süden möglich war, das thaten sie, um die Grundfesten menschlicher Civilisation und Cultur dem Islam und damit der Vernichtung preis zu geben. Die Türkenmacht besaß damals nicht mehr die frisch anstürmende Kraft. Es zeigten sich bereits leise Vorboten des Verfalles. Aber gebrochen war sie nicht. Es schaudert uns bei dem Gedanken, daß die gewaltige letzte Fluthwelle, welche im Jahre 1683 sich auf Wunsch und Bitte des französischen Ludwig erhob, welche damals an den festen Mauern und Wällen von Wien, an der Ausdauer der waderen Vertheidiger, an dem Aufgebote der Kraft des deutschen und des polnischen Reiches zerschellte, daß diese selbe Fluthwelle sich auch im Jahre 1627 aufgethürmt haben möchte. Es ist nicht also geschehen. Daß es nicht so weit gekommen, ist nicht das Verdienst der Könige und Republiken Europas. Es ist auch nicht das Verdienst des deutschen Kaisers, wir wissen es. Aber es war sein Verdienst und seine Ehre dem Drängen und Hetzen dieser Könige und Republiken Europas gegenüber als derjenige dazustehen, welchem, im Falle es geschah, die Aufgabe zufiel der Herr

[1] Aitzema I. 1108.

e Burg der menschlichen und christlichen Cultur zu sein. Und diese Lage
nge mußte das Selbstgefühl des deutschen Kaisers mächtig schwellen. Alle
legner, im Reiche selbst, wie außerhalb dessen, nahmen ihre Zuflucht gegen
verwerflichen Mitteln. Die Fürsten des Reiches, die sich gegen ihn em-
, zogen als Verräther an ihrer Nation fremde Mächte in das Reich. Ein
es Verhältnis im weiteren Umfange hatte es mit diesen fremden Königen
epubliken. Indem sie den Kaiser angriffen, waren sie mittelbar beflissen
rräther an der christlichen Cultur dieselbe dem Islam zu opfern. Darum
dem Kaiser Ferdinand seine Aufgabe als eine erhabene, dem göttlichen
entsprechende erscheinen. Indem er seine Rechte gegen rebellische Fürsten
t hielt, vertheidigte er die Einheit, die Macht, die Freiheit der deutschen
. Indem er die fremden Fürsten und Könige abwehrte vom deutschen
, vertheidigte er nicht bloß seine Nation, sondern die Möglichkeit der Ab-
des gemeinsamen Feindes der Christenheit. Indem er sich selber schützte,
Haus und seine Macht, rettete er die christliche Cultur.

Im Jahre 1625, drei Monate nach dem zweiten Frieden, den Bethlen
r mit dem Kaiser geschlossen, bat er beim Sultan sich die Erlaubnis aus
mit den christlichen, dem Kaiser feindlich gesinnten Mächten in ein Bündnis
lassen. Der Sultan gewährte sie. Es war nach der Handlungsweise des
en zu erwarten, daß er in denselben Tagen dem Kaiser meldete: es liege
nichts mehr am Herzen, als sein aufrichtiges Gemüth und seinen guten
n gegen das Haus Oestreich zu beweisen. [1] Dann erbat sich Bethlen Gabor
dem Sultan die Genehmigung zur Heirath mit Katharina, der Schwester
Kurfürsten von Brandenburg. Auch das gewährte der Sultan. Die Ver-
ten waren England, Frankreich, Holland, Venedig, d. h. sie zahlten das
zu den Angriffen Bethlen Gabors gegen den Kaiser. Schweden hatte nichts
hlen. Das Bündnis zwischen Bethlen Gabor und Dänemark war selbst-
ndlich, nur daß auch Christian IV. nicht zahlte. In ähnlichem Verhältnisse
es mit Mansfeld, der in Wahrheit betrachtet werden muß nicht wie der
ral irgend eines anderen Kriegsherrn, sondern wie eine selbständige Macht
ich, ein souveräner Fürst der Werbetrommel.

Nach seiner Niederlage an der Dessauer Brücke am 25. April 1626 begab
Mansfeld in die Mark Brandenburg, und verfuhr dort nach seiner Art.
erniſſe fand er nicht. Wallenstein hatte sogar den Kurfürsten im Verdachte
Begünstigung des Freibeuters. [2] Es liegt in diesem Verdachte für den Kur-
n Georg Wilhelm ein ungeheurer Vorwurf, der Vorwurf zugleich der Thor-
für sich selber und des Verrathes an seinem eigenen Lande. Der Verdacht
nbegründet. Georg Wilhelm selbst beklagte sich, daß seine Schwiegermutter,
alte Pfalzgräfin, die Mutter des Friedrich, und einige seiner Räthe, die
dieser alten Frau abhingen, ihm den Verderber ins Land gezogen. Es ist

[1] Londorp. III. 924.

[2] Förster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst S. 426.

lächerlich zugleich und bezeichnend für die Lage der Dinge, daß Georg Wilhelm wegen der Unthaten des Mansfeld in London Beschwerde führte.[1] Wie dem auch sei: Georg Wilhelm war wehrlos. Zwar die Bürger und Bauern griffen zu den Waffen; aber ihr ungeordneter und planloser Widerstand diente nur dazu in den Händen ihrer Dränger die Brandfackel zu entzünden. Von der Mark aus brach Mansfeld nach Schlesien vor. Schon verkündete das Gerücht, daß er von da aus sich mit Bethlen Gabor zu vereinen strebe. Dieser, unterstützt durch venetianisches Geld und türkische Mannschaft, nahte in Ungarn heran. Da erst gelangte der Befehl des Kaisers an Wallenstein dem Mansfeld nachzujagen. Die Macht des Mansfeld war unterdessen durch die verwandten Elemente, die aller Orten an ihm kleben blieben, wieder bedeutend geschwollen bis auf 16,000 Mann. Auch der Herzog Johann Ernst von Weimar war zu ihm gestoßen, und dänische Heerhaufen sollten folgen.[2]

Es war nicht Mansfelds eigener Wunsch sich zu Bethlen Gabor zu begeben. Er hatte seit der böhmischen Rebellion überall und jeder Zeit bewiesen, wie verhaßt ihm jeglicher Gedanke der Unterordnung und des Gehorchens war. Er hatte beständig seinen eigenen Weg verfolgt. Auch dießmal wäre er lieber durch Böhmen und Bayern nach dem Elsaß gezogen.[3] Das war nicht thunlich. Nicht freilich die Befehle des Dänenkönigs, auf welche Johann Ernst von Weimar verwies, hielten Mansfeld davon ab: sein Grund war triftiger. Der kaiserliche Reiteroberst Pechmann, welcher den Abenteurern auf den Fersen folgte, drängte vorwärts. Der Weg ging durch Mähren, wo Mansfeld 22 Dörfer des Cardinals Dietrichstein in Flammen aufgehen ließ. Es war eine seiner letzten Kriegesthaten.

Bevor Bethlen Gabor den Mansfeld an sich angezogen, stand Wallenstein am 30. September 1626 ihm gegenüber. Vierzehn Tage zuvor vernehmen wir von Wallenstein das hochfahrende Wort:[4] „Ich muß jetzt mich gefaßt machen mit dem Bethlen, dem Mansfeld und dem Türken zugleich zu raufen. Es graust mir aber vor ihnen allen nicht.“ In Wirklichkeit war es nicht so schlimm. Er raufte mit keinem von ihnen. Bethlen Gabor erbat sich auf eine Nacht Stillstand, um vom Frieden zu handeln. Als der Morgen anbrach, war Bethlen mit seinem ganzen Heere auf dem Rückmarsche. Wallenstein folgte nicht nach, sondern gab Unterhandlungen Raum, die den Stillstand herbeiführten. In diesen Unterhandlungen drangen die Kaiserlichen auf die Ausschaffung von Mansfeld. Dieser selbst sah ein, daß Ungarn nicht sei wie Deutschland, wo der eine Reichsfürst ruhig zusah, wie sein Nachbar gebrandschatzt wurde, abwartend, bis auch an ihn selber die Reihe käme.

Mansfeld nahm von Bethlen Gabor tausend Dukaten, um nach Venedig zu gehen und dort sich nach England einzuschiffen. Sein Harem ausgesuchter

[1] Rusdorfi. consilia et negot. publ. p. 716.

[2] Londorp. III. 880.

[3] Hurter, Ferdinand, Bd. IX. 505.

[4] Chlumecky, Regesten u. s. w. 37.

erte reuig das Bekenntnis des Glaubens seiner Jugend. Also wird und wir vermögen weder etwas dafür, noch dawider zu sagen. Er erbend aus dem Bette heben, Kriegsstücke anlegen, und erwartete, auf ere gestützt, stehend seinen Tod.

sfeld hatte sieben Jahre lang durchweg als selbständiger Führer Krieg nd in diesen sieben Jahren zweimal, bei Fleurus und bei Dessau, sich rhebliches Treffen einlassen müssen, weil er nicht mehr ausweichen licht Schlagen war sein Ziel, sondern Krieg führen, so lange wie möglich. auch der Säemann selbst dahin geschieden war: die Saat seines Bei- eb. Mansfeld zuerst hatte den schauerlichen Satz ins Dasein gerufen, Krieg den Krieg ernähre. Er hatte darin eifrige Jünger gefunden. t war der Aussatz, der noch 22 Jahre lang den Körper Deutschlands die Säfte desselben an sich sog und zu den grauslich ekelhaften Mis- verwendete, die wir in den Kriegsheeren jener Zeit uns vor Augen en. Mansfeld war einer der wirksamsten Mitarbeiter an dem Werke htung unserer deutschen Nationalkraft, Einheit und Cultur. Sein Auf- hatte die Deutschen gefunden als die erste aller Nationen. War sie ei seinem Abschiede? Schon waren viele Sehnen und Nerven ihr durch- urch ihn. Eine lange Reihe einst blühender Gemeinwesen von Böhmen Rheine, und wiederum im Norden und im Osten lag zerrüttet und rt durch ihn. Das Werk zu vollenden, verblieb seinen Nachfolgern.

vor dem Ende des Jahres 1626 schloß Bethlen Gabor seinen Frieden Kaiser.

selbst von dem Dänen her schien gegen das Ende dieses Jahres eine offnung aufzuleuchten. Dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen as Lob, daß er ebenso wie ein Jahr zuvor sich auch dießmal die Sache elegen sein ließ. Er fand gleiche Willfährigkeit bei allen Personen auf Seite. Schon am 24. October 1626 richtet er ein Dankschreiben an die Bereitwilligkeit, mit welcher Tilly die Vorschläge beim Kaiser, bei

er des Pfalzgrafen Friedrich, der an dem kindischen Wahne sich vergnügte, daß der Krieg seinethalb geführet werde, auch nicht einmal erwähnte.[1] Die Infantin zu Brüssel hätte gar gern vermittelt. Ja selbst der Kaiser Ferdinand erfreute sich schon des Gedankens an Frieden. Er meldete im Januar 1627 seinem Gesandten Khevenhiller nach Spanien,[2] daß durch die Bemühungen Christians von Celle und des Generals Tilly der Friede zu erreichen sein werde.

War es dem Dänenkönige Ernst mit solchen Dingen? Seine Forderungen ungeachtet seiner Niederlagen waren höher bemessen, als der wirkliche Stand in dem Kriege.[3] Dabei wäre immerhin noch eine Friedensneigung denkbar gewesen. Wir haben uns, um darüber zur Gewißheit zu kommen, nicht an die Unterhandlungen zu halten, sondern an die Worte des Dänenkönigs selbst, was er wollte und meinte.

Im April 1627 fiel in die Hände der Spanier ein Bote des Dänenkönigs mit Instructionen für seinen Agenten in Venedig. Der König erging sich dort in hochfahrenden Worten.[4] „Bislang," sagte er, „haben wir uns auf die Vertheidigung beschränkt: von nun an werden wir angreifen." „Es ist wahr," fügt er hinzu, „daß unsere Gegner durch Vermittelung verschiedener Fürsten und Herren, namentlich durch die Infantin, durch den Kurfürsten zu Sachsen zahlreiche Schritte gethan haben, um uns zur Niederlegung der Waffen, zur Annahme eines ehrenvollen Friedens zu bewegen. Ja sie haben uns sogar schöne Bedingungen angeboten. Allein wir würden vor der Nachwelt, vor der Krone Frankreich und der Republik Venedig einen Friedensschluß nicht haben verantworten können. Deshalb haben wir uns fest entschlossen den Krieg fortzusetzen."

Also der Dänenkönig, zum Zeugnis über sich und die Lüge seines Religionskrieges.

Tilly freilich hatte dieß von Anfang an durchschaut, nicht wegen des Cardinals Richelieu und der Signoria von Venedig, sondern wegen der Generalstaaten von Holland. Denn nur diese in Wahrheit führten den Krieg. „Was hilft es," sagte Tilly,[5] „einen Frieden mit Dänemark zu erreichen? So lange es nicht gelingt den Holländern ein Gebiß einzulegen, werden wir keinen Frieden haben. Ist der Däne zur Ruhe gebracht: so werden sie den Schweden aufhetzen."

[1] Hurter, Ferdinand Bd. IX. 473.
[2] Khevenhiller X. 1423.
[3] Hurter, Ferdinand Bd. IX. 476.
[4] Villermont I. 398.
[5] Hurter, Ferdinand Bd. IX. 479.

Zehnter Abschnitt.

Daß es dem Dänenkönige einmal so ergehen würde, wie es bei Lutter
[illegible]gehen war, hatte man im Haag vorausgesehen. Man kannte dort die Trunk-
[illegible]igkeit Christians IV., die üble Leitung seines Heeres, vor allen Dingen seinen
[illegible]dmangel und die daraus entstehende Unzufriedenheit der Söldner.[1] Denn
[illegible]h Christian hatte sich noch nicht völlig die Mansfeldische und Wallensteinische
[illegible]icht angeeignet, daß lediglich das Land selbst, in welchem man stehe, die
[illegible]t des Heeres zu tragen habe: auch er wollte noch Sold bezahlen. Den
[illegible]ten Theil dieses Soldes hatte der englische König Karl versprochen; aber er
[illegible]e sein Versprechen nicht gehalten. Er war sehr im Rückstande. Das milderte
[illegible]en Augen der Generalstaaten ein wenig die Fehler des Dänenkönigs, und
[illegible]beschlossen, da sie doch nur noch dieses eine Werkzeug hatten, ihn nicht fallen
[illegible]lassen. Sie hatten für Mansfeld eine Million verwendet: sie konnten immer-
[illegible]n auch noch für den Dänenkönig etwas thun, zumal da ohne ihn der Friede
[illegible]r Norddeutschland in sicherer Aussicht stand. Statt der versprochenen 50,000
[illegible]lden boten sie ihm im April 1627 die dreifache Summe.[2] Frankreich ge-
[illegible]hrte eine halbe Million Livres. Karl von England hätte Geld senden mögen,
[illegible]n er etwas besessen hätte. Dafür schickte er einen Hosenbandorden zum
[illegible]chenken. Der Werth sollte 700,000 Kronen betragen; aber Christian konnte
[illegible]England nicht 160,000 Thaler darauf geborgt erhalten. Ferner kamen
[illegible]nnschaften: 3000 Engländer, 3000 Franzosen, eben so viele holländische
[illegible]auer. Auch des Königs eigene Kleinodien wurden verkauft, und dazu ge-
[illegible]hrte ihm der Adel Geld und Mannschaft, auch selbst der holsteinische. Chri-
[illegible]n hielt am 28. November 1626 zu Rendsburg einen Landtag.[3] Er bat
[illegible]Ritter sich nicht daran zu ärgern, daß nicht der eigene Herzog Friedrich den
[illegible]ndtag berufe; denn das sei ein Friedmacher. Dann ließ der König haar-
[illegible]äubende Dinge berichten über alles was der Kaiser vorhabe: spanische Ser-
[illegible]ut, Ausrottung aller Fürsten und hohen Familien, Vernichtung der christ-
[illegible]en alleinseligmachenden Kirche, allgemeine Verwüstung, Knechtschaft der
[illegible]nwohner, Schändung aller Weiber und Kinder, und was des Grauslichen
[illegible]hr gesagt werden konnte, bis das Entsetzen die Ritter ankam. Diesem Ent-
[illegible]en gemäß fiel die Antwort aus. Der Statthalter Gerhard Rantzau erwiederte:
[illegible]sei ein alter Mann; aber er wolle seine grauen Haare dem Feinde entgegen
[illegible]en; denn es sei besser mit grauen Haaren in deutscher Freiheit zu sterben,
[illegible]s in spanischer Knechtschaft zu leben. Der Eifer war groß. Einige meinten,
[illegible]ß die Städte bei ihrer alten Gewohnheit bleiben dürften; aber die eifrigen

[1] Camerar bei Moser, patriotisches Archiv. VI. 105.

[2] Hurter IX. 512 Niels Slangen II. 338.

[3] Extract der Proposition So Ihre K. M. zu Dennemark u. s. w. Eine Flug-
[illegible]rift.

[illegible]

[illegible] mit welchen er dem Kais[illegible] [illegible] hervor, daß unter [illegible] einer [illegible] [illegible] werde. [illegible] deutsche Freiheit sei, was [illegible] alle möglichen Nationen [illegible]. Solche Worte und [illegible] von Holstein Eindruck [illegible] Worte von [illegible]

[illegible] die mecklenburgische Ritterschaft. [illegible] zu Rostock erklärt [illegible] und [illegible] zu [illegible] immerhin verharren. [illegible] der mecklenburgischen [illegible] in [illegible] das [illegible] ihrem guten Willen. [illegible] Mecklenburger darüber [illegible]

[illegible] Frühlinge 1627 war [illegible] hielten sich die dänischen Belagerer [illegible] ihre Belagerung erforderte bedeutende [illegible] Barrenheim. Ferner hatte der [illegible] Wallenstein im Sommer 1627 [illegible] Anführer. Christian Wilhelm, den [illegible] Magdeburg noch anerkannte, war [illegible] Brandfackel des böhmischen Aufruhrs, der Graf [illegible] Markgraf. Dieser hatte im [illegible] seiner Empörung vom April 1621 [illegible] Im Mai 1627 war er im [illegible] Kriegsschiff am [illegible] nach Dänemark [illegible]

Alle der [illegible] krieges.

Tilly [illegible] dinals Rich[illegible] staaten von [illegible] hilft es," [illegible] es nicht [illegible] haben.

Ritter beschlossen: die Städte sollten thun gleich wie sie, und der Bauer solle aufgeboten werden Mann für Mann. Die Städte hatten nicht solchen Eifer; dennoch einte man sich: so viele Pflüge, so viele Soldaten. Das hätte ein stattliches Heer von 70—80,000 Mann gegeben, wenn nämlich der Rausch des Eifers über solche grausliche Erzählungen des Königs Christian hätte bleibend sein können.

Denn schon die nächsten Worte Tillys waren berechnet auf einige Ernüchterung dieser kampfeslustigen Ritter.[1] Er warf ihnen zürnend vor, ob der Adel auch gedenke an Eid, Pflicht und Gewissen, mit welchen er dem Kaiser verwandt sei. Er hob hier wie immer den Frevel hervor, daß unter dem Scheine und der Larve, unter der falschen Anklage einer Unterdrückung des göttlichen Wortes das arme unwissende Volk aufgewiegelt werde. Tilly wiederholt hier wie immer sein altes Wort, ob das deutsche Freiheit sei, was durch Engländer, Franzosen, Schotten, Irländer und alle möglichen Nationen im Dienste des Dänenkönigs errungen werden solle. Solche Worte und vielleicht auch eigene Erfahrungen scheinen bei der Ritterschaft von Holstein Eindruck gemacht zu haben; denn die Erfüllung der hochtrabenden Worte von 70—80,000 Mann blieb aus.

Anders dagegen wendet Tilly sich an die meklenburgische Ritterschaft. Er habe gern vernommen, meldet er, daß sie sich neulich zu Rostock erklärt dem Kaiser als oberstem Haupte und Schutzherrn eid- und pflichtgetreu zu bleiben. Er ermahnt sie dabei zu verharren. — Sie mochten immerhin verharren. Der König Christian wußte um die eigentliche Gesinnung der meklenburgischen Ritterschaft eben so wohl wie Tilly, und hatte deshalb in zeitiger Fürsorge das Land so besetzt, daß jene sich begnügen mußte mit ihrem guten Willen. Eben weil er diesen guten Willen kannte, waren die Meklenburger darüber einig, daß Christian absichtlich schlechte Mannszucht hielt.[2]

Das Heer des Dänenkönigs im Frühlinge 1627 war sicherlich nicht minder stark, als dasjenige Tillys. Dazu hielten sich die dänischen Besatzungen in Northeim und Wolfenbüttel, und ihre Belagerung erforderte bedeutende Abtheilungen unter Fürstenberg und Pappenheim. Ferner hatte der Däne damals noch ein Heer in Schlesien, bis Wallenstein im Sommer 1627 dasselbe bewältigte. Auch erhielt er neue Anführer. Christian Wilhelm, den weder das Domcapitel, noch die Stadt Magdeburg noch anerkannte, war schon in dänischen Diensten. Dazu kam die Brandfackel des böhmischen Aufruhrs, der Graf Thurn, und endlich auch der Durlacher Markgraf. Dieser hatte im Hasse gegen seinen Kaiser, der ihm auch nach seiner Empörung vom April 1622 noch wohlgewollt, alle Länder Europas durchirrt. Im Mai 1627 war er im Haag.[3] Die Generalstaaten stellten ihm ein Kriegsschiff zur Fahrt nach Dänemark. Derthin

[1] Londorp. III. 961
[2] Frank, altes und neues Meklenburg XIII. S. 17
[3] Aitzema II 153

ugen alle drei Männer den Haß, der ihnen selbst und vielleicht auch dem änenkönige für Befähigung galt. Alle drei erhielten Befehle über Truppencorps.

Mit dem Frühlinge des Jahres 1627 rollten wiederum die eisernen Kriegesürfel, und dießmal zunächst verderbend und vernichtend über das Lüneburger and.

Der Dänenkönig beharrte dabei den Krieg, den er zur Zerstückelung des utschen Landes für fremdes Geld unternommen, einen Religionskrieg nennen wollen. Es ist merkwürdig zu sehen, wie weit er diese Dinge trieb.[1] Auf r königlichen Kunstkammer in Kopenhagen bewahrt man ein Gemälde auf Holz, s nach Befehl und Anweisung Christians IV. angefertigt wurde. Es stellt n Heiland dar, auf einem Steine sitzend, entkleidet, nur mit dem Purpurmtel angethan, eine Dornenkrone auf dem Haupte, in der Hand ein zerochenes Rohr. Unter diesem Gemälde ist ein Zettel, von des Königs Christian nd zierlich geschrieben, mit Glas bedeckt in einem Rahmen. Der Zettel begt: „Diese Gestalt ist mir den 8. December auf dem Hause Rotenburg orgens früh gezeigt, der Hohn und Spott, so unser Erlöser und Seligmacher unsertwalben gelitten, bei währendem Gebete für die Noth der ganzen evanischen Kirche Anno 1626. Chr. IV. D. G. Rex Daniae et Norw. etc.“

Es ist möglich, daß bei den Hallucinationen in Folge der Trunkfälligkeit s Dänenkönigs auffallende Erscheinungen eingetreten sind, welche der König nn im wachen Zustande zu solchen Bildern verklärte. Er verkündete sich demmäß als den von Gott erwählten Streiter für den Heiland der Welt. Dieser ee sollte, wie es scheint, auch das Folgende entsprechen.

Bei der Eröffnung des Feldzuges im Jahre 1627 ließ Christian eine Promation für den Religionskrieg ausgehen.[2] Er erinnerte am $\frac{\text{28. April}}{\text{8. Mai}}$ seine tergebenen, daß aller Segen, alles Glück und alle Wohlfahrt wider die Feinde ein von Gott dem Herrn herrühre und von demselben in rechtschaffener Bußtigkeit, durch ein inbrünstig Gebet müsse erhalten werden. Deshalb gebietet r Generalkriegscommissär, daß in Städten, Flecken und Dörfern und überall, eine dänische Garnison sich finde, jeden Morgen um zehn Uhr eine Betnde gehalten werden solle. Ferner soll jeden Mittwoch ein allgemeiner Buß-, ist- und Bettag sein. An demselben soll Jedermann die Bußpredigt hören, d abermals um ein Uhr Mittags zu Gebet und Gesang sich versammeln. mit ferner solche Fast-, Buß- und Bettage in rechter Gottesfurcht abgehalten rden, sollen alle, Menschen und Vieh, von aller Arbeit gänzlich feiern, dermann fasten und nicht essen noch trinken; alles Zapfen von Wein, Bier d Branntwein und andere Gewerbe sollen verboten sein. Die Officiere u. s. w. len mit gutem Beispiele vorangehen, damit der gerechte Zorn Gottes abwendet, seine Barmherzigkeit und Güte wieder zugewendet, und ferner Glück d Sieg durch Gebet und wahre Buße erhalten werden möge. Damit jegliche

[1] Decken I. 172.

[2] Londorp. III. 976.

Annäherung an katholische Weise möglichst verhütet werde, sollen die Geistlichen sich nur des alten und nicht des neuen, durch den Papst Gregor verbesserten Kalenders bedienen.

Also lauten die Worte des Dänenkönigs. Wir haben zu fragen nach seinen Werken.

Schon während des Monats Mai 1627 kamen die Dänen, die am rechten Elbufer lagen, allnächtlich herüber in das Herzogthum Lüneburg und zündeten einzelne Häuser an.[1] Im Juni wurden andere Maßregeln ergriffen. Es kam Methode in diese Sache. Nach dem Systeme des verstorbenen Neffen bestellte der König Christian einen ordentlichen Brandmeister in Eid und Pflicht. Zahlreiche Truppen streiften herüber und legten, wie im Fluge, in Flecken und Dörfern Feuer an. Sie waren freilich menschlicher, als ihre Auftraggeber. Sie entschuldigten sich bei den flehenden, jammernden Menschen, daß sie sich gern begnügen würden nur das Vieh und die Habseligkeiten wegzunehmen. Man möge darum ihnen den Brand nicht verdenken: es geschehe auf besonderen Befehl des Königs. Er habe geboten alles schlicht zu machen. Von den Wällen der Stadt Lüneburg aus sah man allnächtlich in der Ferne den Himmel sich röthen von der Flammenglut. In dem einzigen Amte Winsen an der Luhe loderten in wenigen Tagen fünfundzwanzig Dörfer auf.

Es liegt uns aus dieser Gegend der Bericht des Amtmannes Kahrstett aus Winsen vor. Das Gefühl des selber tief getroffenen Mannes durchbricht in demselben die officielle Sprache. Kahrstett kann wegen der streifenden Dänenrotten eines Tages nicht von Lüneburg nach seinem Amtssitze Winsen gelangen: er muß in jener Stadt abwarten, was ihm kommt. Von da aus sieht er die Feuer aufgehen. Er schreibt an seinen Herzog. Der Bericht geht nicht zu Ende; denn Stunde auf Stunde fügt er eine Nachschrift hinzu, immer trauriger. „Anjetzo kommt Zeitung,“ schließt endlich der gepreßte Mann, „daß die Königlichen die Nacht um zwölf Uhr auch Winsen angefallen, es angesteckt, und darüber, daß sich Gott im hohen Himmel erbarm! das Städtlein in Rauch aufgegangen. Man vernimmt, der König sei persönlich in der Nähe. Mächtiger Succurs will hoch nöthig sein. Ach des großen Jammers und Elendes! Gott sei aller Betrübten und Elenden Trost! 22. Juni 1627.“

Die Menschen flohen umher, verschüchtert und verzagt, wenn sie noch fliehen konnten oder durften. Denn nicht auf das Brennen, das man den Armen gegenüber als den Befehl des Königes zum Schlichtmachen bezeichnete, beschränkte sich dieser Dänenkönig, der täglich zur Betstunde trommeln und blasen und commandiren ließ. Er gebot ferner seinen Söldnern die Weiber und Kinder jener Gegenden gleich Heerden von Schlachtvieh vor sich her zu treiben. Die Unglücklichen sollten nach Dänemark und Norwegen geschafft werden. Was ist aus ihnen geworden? Kein Bericht, keine Klage meldet es. Sie sind verdorben und gestorben.

[1] Man vgl. Walmerodes Bericht vom 11. Juli aus Gifhorn bei Hurter IX. 517. Ich folge den Berichten der Lüneburger Beamten im Königlichen Archive zu Hannover

flehend wandten sich die Herzöge von Lüneburg-Celle an den General
v, und baten um Hülfe und Rettung gegen den Barbaren des Nordens.
o war mit der Hauptmacht noch zurück; doch machten hier und da vor-
ngende Kroatenhaufen das Werk der Dänen unsicher und gefährlich. Während
Dorf Abendorf brennt und die Dänen schon bereit sind Pechkränze in das
ter daneben zu schleudern, eilen zwei Compagnien Kroaten heran. Die
en sind stärker an Zahl; dennoch schlagen die Kroaten mit hartem Verluste
n die Flucht. „Das war Gottes Schickung," also berichtet der Amtmann
m Herzog in Celle. Ob zweihundert Jahre später der Gedanke, daß solche
te einmal dort an der Elbe gesprochen, dort einmal Kroaten als Retter
Befreier begrüßt seien, nicht wie ein Mährchen erklingt aus einer hin-
wundenen, längst vergessenen Welt? Die Vorurtheile und irrigen Traditionen
ner Jahre haben sich wie die Schlinggewächse eines Urwaldes zu einer wie
heint undurchdringlichen Wand verschlungen. Ob sie vor der scharfen Art
ichlicher Forschung jemals fallen werden?

Im Beginn des Monates Juli 1627 stand Tilly, der bereits den Herzog
org von Lüneburg-Celle vorangeschickt, mit seinen Truppen in der Nähe der
adt Lüneburg, und dieser dänische Jammer hatte ein Ende. Der König floh
eilig, daß er in die Elbe stürzte. Viele seiner Officiere ertranken, er selbst
rd gerettet.

Tilly konnte ungehindert vorwärts dringen; denn er war unterdessen im
ken frei geworden. Die dänische Besatzung der Stadt Northeim hatte sich
big vertheidigt, wiederholte Stürme des Generals Fürstenberg abgeschlagen,
sie sich am 27. Juni eine ehrenhafte Capitulation erstritt. Sie erhielt Geleit
Wolfenbüttel. Auch diese Stadt ward mit gleicher Kraft vertheidigt.
der die Vorstellungen Friedrich Ulrichs, noch die Bitten der Stände übten
den Commandanten auch nur den geringsten Einfluß. Die Stände wandten
im Sommer 1627 flehend an den König Christian.[1] Das Land ist ver-
ben, sagen sie: 300 Dörfer liegen in Asche. Die Stände erklären: daß
edrich Ulrich nicht aus sich, sondern auf ihren Rath seinen Vetter von Celle
gefordert beim Kaiser Fürbitte für ihn einzulegen. Sie berufen sich auf das
rt des Generals Tilly, daß im Falle der Abführung der Garnison von
lfenbüttel er die Stadt nicht wieder besetzen wolle. Sie machen dem Könige
te Vorwürfe über das Rauben und Plündern, Schlagen, Drängen und
ssen seines Heeres von Anfang an. Sie wiederholen das längst bekannte
rt, daß ihnen in Betreff der Religion noch in keiner Weise Eintrag geschehen
Nicht wegen der kaiserlichen Truppen, sondern wegen der dänischen Garnison
Wolfenbüttel können die Geistlichen ihr Amt nicht mehr verrichten. Von
lfenbüttel aus schaltet und waltet der Graf Solms, als sei er Herr im Lande
d keiner sonst. Die Stände fragen den dänischen König, was er selber denken
rde, wenn ein fremder Potentat die dänischen Unterthanen auf solche Weise

[1] Theatrum Europ. I 1101.

behandeln würde. Im selben Verhältnisse stehe zu ihnen der Kaiser als ihre höchste Obrigkeit.

Es war alles vergeblich. Weder der König, noch der Commandant Solms milderten das Loos der unglücklichen Bevölkerung. Solms beharrte bei seiner Behauptung: der Krieg sei ein Religionskrieg, und verübte unter diesem Namen die schauerlichsten Frevel. Seit der Mitte des Sommers 1627 hielt Pappenheim die Stadt umschlossen. An einen Entsatz war nicht zu denken; dennoch wollte Solms, dessen Truppen doppelt so stark waren als die Zahl der Bürger, die Stadt nicht übergeben. Pappenheim fand als das einzige Mittel zur Bezwingung der Stadt die Wassersnoth. Er dämmte den Strom der Ocker, bis Wolfenbüttel von einem See umgeben lag. Das Wasser stieg in die unteren Stockwerke der Häuser. Es war keine Rettung mehr. Da endlich ward ein Accord gemacht, am 8/18 December 1627. Solms zog aus, und seine Truppen liefen sofort aus einander.

Es ist die Frage, wie im Verhältnisse zu den Dänen Tilly ferner im lüneburgischen Lande verfuhr. Er erneuerte im Juli mit Rücksicht auf die erlittenen Leiden des Landes durch das dänische Brennen, mit Rücksicht auf die nah bevorstehende Ernte seine ernste Mahnung der Ordnung an seine Soldaten.[1] Er hob ferner, wie es immer und aller Orten seine Weise war, mit Nachdruck seinen Schutz für die Geistlichen bei allen ihren Verrichtungen hervor. Einige Tage hernach besichtigte der General die Feldfrüchte. Er fand, daß seinem Gebote nicht nachgekommen war. Deshalb erließ er ein neues und schärferes. „Man treibt", sagt er,[2] „die Pferde in das hochgewachsene Korn: der Troß und das unnütze Gesindel schneiden das reife Getreide ab und bringen es in vollen Ladungen heim. Darum soll man es mit Trompeten ausblasen, durch die Trommel in allen Quartieren verkünden lassen, daß Alle und Jede, die von heute ab wieder dergleichen thun, und dabei betroffen oder erkundigt werden, ohne irgend welche Rücksicht, es sei Jung oder Alt, sofort gehängt werden sollen. Die Profosen sollen Aufsicht führen Tag und Nacht." Fortan verstummte jegliche Klage.

Dann ward die Verpflegung abermals geregelt. Auch hier folgt Tilly seiner alten Weise nur durch die gesetzlichen Obrigkeiten zu verhandeln. Er gab an, welcher Summe er für sein Heer bedürfe, und die Vertheilung der Auflage geschah durch die Obrigkeiten des Landes. Diese zogen die Gelder ein, aber lieferten sie dem Abte des Michaelisklosters zu Lüneburg, einem der ersten Prälaten des Landes, wie sich von selbst versteht, protestantisch. Von dem Abte wiederum erhielten die Officiere die Beträge für ihre Compagnien. Nach ausdrücklicher Uebereinkunft zwischen dem Herzoge Christian von Lüneburg-Celle und Tilly waren die Commissarien berechtigt und verpflichtet für jede etwaige Verletzung des Eigenthums durch die Soldaten den Ersatz des Schadens bei der

[1] Beilage XXXI.

[2] Königliches Archiv zu Hannover.

rin sehr eifersüchtig auf ihre Gewalt. [2] Der Kurfürst von Köln führte
n Haag schwere Klage, daß man die Soldaten aus den Grenzstädten
lasse. „Sie plündern, rauben, knebeln und ranzioniren von Tag zu
hr. Das nimmt in einer Weise zu, daß kein Handel, noch Wandel
glich. Weder Edelmann, noch Bauer kann die Wege gebrauchen, ja
ist auf dem platten Lande seines eigenen Hauses oder Bettes sicher.
erner kleine Haufen zu diesem oder jenem Zwecke ausgeschickt werden
ie Feinde: so suchen sie nicht diesen, sondern mit Anschluß des Gesindels
en Orten her ziehen sie von Dorf zu Dorf und unter dem Vorwande
tter und Mahl erpressen sie, was sie finden. Flüchten die armen Leute
Kirche: so haben sie auch da keinen Schutz. Oft auch lodern die Häuser
men auf.“ Die Klagen des armen Kurfürsten bewirkten im Haag die
ung derselben Vorschriften, die sich eben als unwirksam erwiesen hatten.
rfürst wagte es sich selber helfen zu wollen. Er wies nämlich seine
nen an sich zu vertheidigen, die Zugänge zu schließen, mit Glockenklang
barn aufzubieten, und im Nothfalle kaiserliche Truppen zu Hülfe zu
Diese Verordnungen waren allgemein, gegen alles streifende Kriegsvolk
t, gegen spanisches nicht minder als gegen holländisches. Der Kurfürst
im Haag vorstellen. Die Hochmögenden entgegneten: sie wüßten das
es seien ihre Truppen damit gemeint. Das seien Neuerungen, die sie
lden würden.

ders verfuhr Tilly. Er verlieh den Ortsobrigkeiten die ausdrückliche Er-
ung die Soldaten, welche nach dem üblichen Ausdrucke jener Zeit sich
Auslaufen verlegten, zu verhaften und an das Regiment abzuliefern.
Klage über einen Unfug, den mehre Compagnien zusammen verübt,
t Tilly: es würde ihm lieb und angenehm gewesen sein zu vernehmen,
r Herzog Christian die Officiere so lange in Arrest behalten hätte, bis
stattet sei. Da dieß nicht geschehen, so werde er selbst eine solche Strafe
en, daß der Herzog daran erkennen solle, wie sehr ihm die Sache mis-

spruch und Vollziehung der Todesstrafe an einem seiner Soldaten.[1] Ein solcher Fall mag in der Geschichte jener Zeit dastehen als völlig unerhört. Der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen Befugnis mußte den Localobrigkeiten und dem Landesherrn selbst in den Augen der Soldaten ein ganz anderes Gewicht verleihen, als sie es bei den meisten Heeren jener Zeit haben konnten. Und ging in dieser Beziehung wiederum Tilly mit seinem Beispiele voran. Nach den Reichsordnungen war die Residenz auch des kleinsten Landesherrn von jeglicher Einquartierung frei. Tilly wagte es niemals ohne besondere Erlaubnis oder Einladung eine solche Residenz zu betreten, und eben so wie er, verfuhren demgemäß auch seine Officiere.

Wir lernen bei einer solchen Gelegenheit den Mann kennen in seiner ganzen liebenswürdigen Bescheidenheit. Auf einer Rundreise beim Heere begriffen, kündigt er dem Amte zu Winsen an, daß er im dortigen herzoglichen Schlosse zu übernachten gedenke.[2] Weder der Amtmann noch der Amtsschreiber sind anwesend, lediglich der Hausvogt des Schlosses. Bestürzt geht der Mann zu den kaiserlichen Officieren im Städtchen und klagt ihnen, daß er ja keine Vollmacht habe das Schloß einzuräumen. Diese erwiedern ihm: Tilly habe vor seiner Abreise ausdrücklich gesagt, daß er bei seiner Wiederkehr sein Quartier auf dem Hause Winsen nehmen werde. Dann aber habe er sich Gedanken darüber gemacht, es möchte vielleicht dem Herzoge Christian nicht gefallen. Deshalb habe er sofort an den Herzog Christian darüber geschrieben, und von diesem sei die Antwort gekommen: der General möge sich nicht einbilden, daß dem Herzoge das misfallen würde; er möge nach Gefallen allemal sein Quartier auf dem Hause des Herzogs nehmen. Dem armen Vogte bangte nach beiden Seiten. Er hat vom Herzoge keine schriftliche Vollmacht; aber darf er den Officieren Tillys sagen, daß er Mistrauen in ihre Worte setze? Die Ankunft des Feldherrn befreit ihn endlich aus der Sorge. Es ist Tilly selbst, der Geistliche, der ihn immer begleitet, noch zwei andere Personen, und Tillys Kanzlei. Die Zahl der Personen ist wenig gefährlich, und noch weniger die Forderungen für dieselben. Tilly speist allein, und zwar Fische, Bier und Brod. Die Officiere erhalten Fleisch und Wein. Am andern Morgen hört Tilly seiner Gewohnheit nach die Messe. Nach derselben steigt er die Wendeltreppe des Schlosses zu Winsen herab und läßt den Hausvogt rufen. Dieser erwartet neue Befehle. Statt dessen spricht der Feldherr dem verwunderten Manne seinen Dank aus, daß er aufgenommen und ihm Gutes geschehen sei. Er wolle dem Herzoge dessen dankbarlich eingedenk sein. Alsdann begehrt er das Schloß und den Wall zu besehen, und der Hausvogt führt ihn umher. Tilly äußert Lob und Tadel über diese und jene Einrichtung der Brücken, der Geschütze. Endlich hat er noch eine besondere Bitte. Er gehe nun nach Lauenburg, sagt er, und wisse nicht, ob er dort jederzeit Fische haben könne. Es sei deshalb sein Wunsch, daß man

[1] Beilage XXXIII.

[2] Königliches Archiv zu Hannover. Bericht des Hausvogtes zu Winsen.

iiche nach Lauenburg bringe, wie man es nach Lüneburg thue. Die Leute ürden nicht allein Schutz und Sicherheit haben, sondern sollten auch der Billig= it nach alles wohl bezahlt erhalten.

Tilly begnügte sich nicht den Wirkungskreis der gesetzlichen Obrigkeiten un= rletzt zu erhalten. Er begnügte sich nicht nach einmaliger Verabredung mit nen die Anordnungen für die Verpflegung seines Heeres zu treffen. Er unter= elt auch ferner beständigen Verkehr mit ihnen und zwar lebendigen. Zuerst gleitete ihn der Großvogt Behre, einer der ersten Beamten des Herzogthumes. s dieser erkrankte und sich heim sehnte, bat Tilly sich vom Herzoge Christian n Amtmann Kahrstett zu Winsen aus. Es ist derselbe Mann, der seinem rzoge den klagenden Bericht über den vermeinten Untergang seines Städtchens insens durch die Dänen meldete. Als Kahrstett damals dann heimkehrte, er= nnte er, daß ihm das Glück der Verschonung beschieden war.[1] Seine Wohnung d seine Habe war nicht ein Raub des Feuers geworden. Zum Danke spendete : aus seinen Mitteln tausend Thaler an seine unglücklichen Mitbürger. Dieser ackere Mann zog fortan mit dem Feldherrn umher, so lange er im Lüneburger ande verweilte, und gab dem Herzoge Nachricht über die Vorfälle im Haupt= artiere. Er genoß des Vertrauens von beiden Seiten, und Tilly entließ ihn it einem ansehnlichen Geschenke. Wir werden ihm später noch einmal bei diesem eldherrn begegnen.

Die Hauptsache jedoch ist bei Tilly das Beispiel. Die eigene Rechtschaffen= it und Ehrlichkeit dieses Mannes schützte die Länder gegen die Zumuthungen d Ansprüche auch seiner Officiere. Es ist der beständige Grundsatz des Feld= rrn seine Bedürfnisse für seine Person selbst zu bezahlen, und niemals Ge= enke zu nehmen. Also kannte man ihn längst. Wir haben gesehen, wie man n Grafen von Nassau=Diez abrieth mit dem Angebot seiner goldenen Kette r Tilly zu erscheinen. In Niedersachsen galt dieselbe Ansicht. Die Stände n Calenberg haben dem General=Commissär Ruepp eine goldene Kette verehrt,[2] cht Tilly. Wo der Feldherr neben der Contribution, welche das Landvolk ent= htet, von den Städten etwas fordert: da ist es in der Regel nicht Geld, ndern Brod oder Korn für seine Soldaten. Das mochte den Städten hier d da drückend sein; aber die Forderung selbst ist ein Beweis gegen Habgier d Willkür. Das einzige Geschenk, welches er, so viel man weiß, von einer mmune angenommen, waren 1000 Rosenobel von Hamburg, und er nahm eselben nur, um sie sofort zu einer kirchlichen Stiftung zu verwenden.[3]

Und dennoch wissen wir noch von einem Geschenke ganz besonderer Art. n April 1627 übersandte ihm die Stadt Hannover 1800 Malter Korn für ne Soldaten. Dieß hatte Tilly gefordert. Aber die Ueberbringer, unter ihnen r Stadthauptmann Bartbold Knauff, dem Tilly eben so wie dem Rathe bei

[1] Königliches Archiv zu Hannover.
[2] Archiv der Landschaft Calenberg zu Hannover.
[3] Adlzreitter. Ann. B. G. III. lib. XVII. p. 279.

der Austreibung der Dänen im September 1626 Vertrauen bewiesen, brachten noch ein anderes für Tilly selber mit. Sie überreichten ihm einen Korb schöner Aepfel. „Womit," also lautet der Bericht,[1] „der General wohl zufrieden war."

Stellen wir uns diese Thatsache lebhaft vor Augen. Eine wohlhabende Stadt, welche der siegreich im Lande stehende Feldherr mit Einquartierung verschont, weil er ihr Vertrauen beweist, bietet außer dem verlangten Brode für die Soldaten diesem Feldherrn persönlich ein Geschenk von Aepfeln. Wie liegt sich schweigend unter dem Darbieten des unscheinbaren Geschenkes die volle, die unbedingte Anerkennung der Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit des Mannes, dem eine ihm zu Danke verschuldete Stadt nur mit einer solchen werthlosen Gabe zu nahen wagt! Es ist die Frage, ob jemals ein Feldherr alter oder neuer Zeit an der Spitze seiner Truppen eine solche Huldigung, eine solche Anerkennung wahrer Ehre empfangen. Das Zeugnis für Tilly ist um so stärker in einem Kriege, der unter der Larve der Religion von denen, welche ihn erregten, nur auf Beutemachen und Rauben abgesehen war, von den Großen im Großen, von den Kleinen im Kleinen, von einem Jeglichen nach seiner Art.

Es ist bei alledem nicht anzunehmen, daß Tillys Verordnungen so befolgt wurden, sein Beispiel eine solche Nachahme fand, wie er selbst es wünschte, wie er selbst es forderte. Daß die Soldaten Tillys namentlich da, wo sie ihn selber fern wußten, sich aller Ungebühr enthalten hätten, ist nicht wahrscheinlich. Weniger noch als im Lüneburgischen war die Verhinderung jeglicher Ausschweifung im Lande Braunschweig möglich, wo die irre geleiteten Bewohner durch das Vorgeben des Religionskrieges bethört, anfangs die Soldaten so übel empfangen hatten, wo die zersprengten Banden der Harzschützen in Wäldern und Schluchten noch immer ihr Unwesen trieben. Von dort aus bringen Ritter- und Landschaft dem Feldherrn im Sommer 1627 das anerkennende Zeugnis, daß man vertraue und wisse, wie er sein Wort halte, und daß nur da ein Grund zur Klage gegeben werde, wo er fern sei.[2] Namentlich handelten nicht alle Obersten im Sinne des Feldherrn, am wenigsten vielleicht der Italiener Leo de Medicis, der im Nassauischen für sich und sein Gefolge von 51 der Mehrzahl nach sehr überflüssigen Personen wöchentlich über 2000 Pfund Fleisch und das Uebrige nach Verhältnis forderte.[3] Auch Pappenheim zog sich durch Geschehenlassen die strenge Rüge des Feldherrn zu.[4]

Der Kurfürst Max selber wies Tilly auf die Officiere hin, nicht im Tone des Vorwurfs, sondern so schonend wie nur immer möglich.[5] Er wisse, sagt er, wie sein Feldherr mehr als zu viel mit den Geschäften seiner schwierigen Laufbahn überhäuft, den Officieren das Vertrauen schenken müsse, daß er

[1] Redekers Chronik im Archive der Stadt Hannover.

[2] Königliches Archiv zu Hannover.

[3] Keller, Drangsale des nassauischen Volkes S. 91.

[4] Beilage XXXIV.

[5] Hormayr, Taschenbuch 1844, S. 348 vom 3. Januar 1627.

glicher sich halte nach seiner Pflicht. Darum hätte der Kurfürst lieber geschwiegen. her alle Uebelstände entspringen lediglich aus der Habgier der Officiere. Nicht n Soldaten, sondern jenen kommen alle Vortheile zu gut; in die Beutel der fficiere verlieren sich die reichen Geldsendungen, und der arme Soldat soll hten, soll sein Leben aufsetzen und dabei Hunger, Noth und Kummer leiden. kommt die Bundesstände wunderbar an, daß, wenn ein oder zwei Monate ld auszutheilen sind, alsdann so viele Soldaten sich finden, und wenn man hten soll, der Kaiser und die Spanier um Hülfe gebeten werden.

Bei solchen Worten jedoch fühlt der Kurfürst, daß sie, obwohl er es nicht wollt, mittelbar doch Tilly treffen und ihn kränken müssen. Er wendet des- b seine Rede. „Ich weiß wohl," fährt er fort, „daß Euch als einem so rühmten und der ganzen Welt bekannten General solche Ungelegenheit unlieb . Ich weiß, daß Ihr daran unschuldig seid, daß alles nur von Anderen rrühre. Nicht Euch verdenke ich, viel weniger ist das die Absicht meines chreibens. Ich gebe Euch nur meine Ansicht, wie den Dingen zu helfen, wie ie Gefahr, die Ihr befürchtet, abzuwenden sei. Denn auf Euch haben ja ich nd die anderen Bundesstände all unser Vertrauen gesetzt; Euch haben wir urch die That alle unsere Wohlfahrt, unsere Länder und Leute befohlen. Des- egen nehmt mein Schreiben nicht ungleich auf, denkt nicht, als ob Ihr an n Uebelständen schuldig sein sollet. Seid vielmehr gewis, daß ich wie bisher herzeit, also auch noch und hinfortan Euch hochachte, Euch ehre und liebe, ine ganze Hoffnung auf Euch gründe und nicht zweifle, daß Ihr nicht ablassen erdet von Eurer so löblichen Bahn."

Dennoch mochte der alte Feldherr durch einige Ausdrücke empfindlich berührt n. Deshalb antwortet ihm der Kurfürst noch einmal mit voller Anerkennung. eine Historien," ruft Max aus, „werden dasjenige zeigen, was Ihr und ie Armee allein verrichtet habt. Deshalb wird auch Euer Muth, Euer Ver- nd, Eure Treue, Eure Tapferkeit an allen Orten gepriesen, und Ihr seid mm mit Eurer Armee billig lob- und liebenswerth. Wir kennen ja Eure frichtige, getreue, gottselige Weise, Eure Mühe, Eure Arbeit, Euren Fleiß nd Eure Sorge."

Hat jemals irgendwo ein anderer General von seinem Kriegsherrn ein lches Zeugnis empfangen? —

Auch von dem besetzten Lande kam die Anerkennung der Bewohner dem eere Tillys entgegen. Der eigene Herzog ja hatte Tilly gerufen, gebeten zum chutze. Den Lüneburgern ward eine freundliche Stellung zu dem kaiserlichen eere um so viel leichter, als den Braunschweigern, weil das Trugbild des eligionskrieges dort, wo der Landesfürst getreu zu dem Kaiser hielt, auch gar cht hatte aufkommen können, weil vielmehr die Lüneburger von Anfang an ewußt hatten Worte und Werke des Dänenkönigs zu unterscheiden. Wo eine ealichkeit des Erfolges vorlag, da erhoben sich beim Vordringen der kaiser- chen Truppen die Lüneburger, und in gleicher Weise die Bremenser, und jagten ie dänischen Glaubensretter und Mordbrenner hinaus. Die Bewohner von

[illegible] erschlagen sind, haben sich untergestellt." Der Ber[illegible]
[illegible] Erschlagenwerden der Dänen durch die Bauern
[illegible] Unterstellen unter Tillys Truppen war für
[illegible] das einzige Rettungsmittel.

[illegible] auch in den Ländern Friedri[illegible]
[illegible] gesehen, wie Tilly auf dem Friede[illegible]
[illegible] gegen die Libelle, die dama[illegible]
[illegible] in Umlauf gesetzt wurden.
[illegible] verlangt, welche dahin tracht[illegible]
[illegible] Reden aufzuwiegeln, un[illegible]
[illegible] ferner gesehen, wie viele[illegible]
[illegible] durch öffentliche Anschläge, d[illegible]
[illegible] Volk zu beruhigen. Es ge[illegible]
[illegible] Versuch dieser Art gemacht,
[illegible] Einschreiten. Es lagen [illegible]
[illegible] Gegen dieselben und na[illegible]
[illegible] Schrift. Der Ber[illegible]
[illegible]

[illegible] Unwillens von Seiten
[illegible] von der Art in Aussicht
[illegible] Wir haben dasselbe hier
[illegible] legte der Magistrat de[illegible]
[illegible] der in Lauenburg w[illegible]
[illegible] In der Beran[illegible]
[illegible] bereits die Herausgabe de[illegible]
[illegible] seiner Person gar nicht[illegible]
[illegible] gemäß seinem rechtmäßi[illegible]
[illegible] in solchen Fällen Recht[illegible]
[illegible] die Geschworenen der Sta[illegible]

verleumdet habe. Die Sache schritt [illegible] vorwärts. Im Januar 1628 entschied die Juristenfacultät zu Helmstädt, daß der Beklagte, der bis dahin sich geweigert, verpflichtet sei sich auf die Klage einzulassen. Da endlich ergriff die Frau des Gefangenen, der bereits vierunddreißig Wochen in Haft gesessen, das nächste Mittel. Sie wandte sich an Tilly selbst. Sie behauptete, daß nicht ihr Gatte, sondern irgend ein Anderer die Schmähschrift verfaßt habe. Sie bat den Feldherrn ihren Mann befreien zu lassen. Einige Tage nachher gelangte ein Schreiben Tillys an den Rath der Stadt Hannover: „Da es nicht unser Begehren ist, daß der Angeklagte unseretwegen länger in Haft gehalten werde: mögt Ihr, wenn Ihr wider denselben Anderes nicht habt, unserethalb ihn bald wieder auf freien Fuß kommen lassen."

So kannten damals den alten Helden diejenigen, welche um ihn lebten und sein Walten sahen. Und so sicher, so fest begründet war damals der Glaube, daß er helfen werde, wo er helfen könne, daß man bittend sich an ihn wandte in Dingen, die ihn auch nicht von fern betrafen. Ostfriesische Pferdehändler erbaten durch ihn sich die Erlaubnis ihre Pferde nach Brüssel zu bringen.[1] Klöster erlangten durch ihn die Rückgabe confiscirter Güter. Die Archive zu [illegible] enthalten eine lange Reihe solcher Bitten und Verwendungen. Sie bezeugen, wie der alte Feldherr eine Zuflucht und eine Hülfe der Bedrängten war in Dingen der verschiedensten Art.

Wie die Mathematiker lehren, daß zwei gegebene Punkte eine gerade Linie bestimmen: so ist ähnlich auch auf moralischem Gebiete anzunehmen, daß ein Mann, der da wo bestimmte urkundliche Zeugnisse vorliegen, überall als Schützer, Helfer und Retter erscheint, sich als derselbe auch noch in vielen anderen Fällen erzeigt haben werde, die bislang nicht offenkundig sind. Es ist kaum eine Stadt zwischen Elbe und Ems, deren Archiv nicht irgend welche Schreiben von Tilly enthielte. Es ist nach dem Ergebnis aller bisherigen Forschungen in unmittelbaren Quellen und Zeugnissen anzunehmen, daß mehr als eine dieser deutschen Städte in dem unendlichen Kriegsjammer der schauerlichen Zeit begründete Ursache hat das Andenken des alten Helden zu ehren.

Tilly stand Jahre lang in diesen Gegenden. Ob in dieser Zeit im Ganzen und Großen das Walten des Mannes sich volle Anerkennung errungen bei Hohen und Niedrigen, bei Reichsfürsten, bei Magistraten, bei dem Volke: das ist eine Frage, die wir vollgültig erst zu beantworten haben werden bei seinem Scheiden.

Das Kriegesglück des Sommers 1627 war entschieden gegen die Dänen. Sie wurden zurückgedrängt an allen Orten. Während Wallenstein in Schlesien, der Herzog Georg von Lüneburg-Celle an der Havel Erfolge errangen, überschritt Tilly im Anfange August 1627 bei Artlenburg die Elbe. Er sah nicht ein erhebliches Hindernis mehr vor sich. Stieße nur ein Theil von Friedlands Armee zu mir, meldete Tilly dem Kaiser am 20. August:[2] so würde ich dem

[1] Archiv zu Brüssel.
[2] Hurter, Ferdinand Bd. IX. S. 523.

Buxtehude entrangen der dänischen [illegible] die Waffen und trieben sie aus dem Thore. Das erwarb ihnen die [illegible] Anerkennung und Zuneigung Tillys, und auf seinen Bericht und denjenigen des Rathes von Buxtehude ehrende [illegible]schreiben von dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern.[1] Wo dänische Soldaten einzeln sich sehen ließen, harrte ihrer von den ergrimmten Bauern der Tod. Im Spätherbste 1627 wurden im Kehdinger Lande an der Elbe zwei Cornette Reiter und ein Fähnlein Fußvolk zersprengt. Der Bericht des kaiserlichen Officiers an Tilly meldet:[2] „Die Reiter und Soldaten, welche nicht von den Bauern erschlagen sind, haben sich untergestellt." Der Bericht hört sich an, als ob das Erschlagenwerden der Dänen durch die Bauern sich ganz von selbst verstehe. Das Unterstellen unter Tillys Truppen war für die einzelnen versprengten Dänen das einzige Rettungsmittel.

Nach und nach verstummten auch in den Ländern Friedrich Ulrichs die Schmähschriften. Wir haben gesehen, wie Tilly auf dem Friedenscongresse zu Braunschweig heftige Beschwerde erhob gegen die Libelle, die damals zu Anfang des Krieges gegen ihn und sein Heer in Umlauf gesetzt wurden. Er hatte damals nachdrückliche Bestrafung derer verlangt, welche dahin trachteten das arme unwissende Volk mit falschen, erdichteten Reden aufzuwiegeln, und den Samen der Zwietracht auszusäen. Wir haben ferner gesehen, wie viele Mühe er sich gab durch Erlasse, Proclamationen, durch öffentliche Anschläge, durch Berufung auf die Thatsache seines Verfahrens das Volk zu beruhigen. Es gelang. Dennoch ward auch noch 1627 ein abermaliger Versuch dieser Art gemacht, und erheischte darum desto mehr ein nachdrückliches Einschreiten. Es lagen einige Truppen Tillys in der Neustadt vor Hannover. Gegen dieselben und namentlich gegen Tilly persönlich erschien eine verläumderische Schrift. Der Verdacht fiel auf einen gewissen Barkhausen zu Hannover.

Wir haben bei der Besprechung des Unwillens von Seiten des Feldherrn über solche Schmähschriften ein Beispiel von der Art in Aussicht gestellt, wie Tilly Rache nahm an solchen Beleidigern. Wir haben dasselbe hier zu bringen.[3]

Auf das Begehren des Obersten Albers legte der Magistrat den Barkhausen in Haft. Dann fragte Albers bei Tilly an, der in Lauenburg weilte, ob der General den Barkhausen ausgeliefert haben wolle. In der Voraussetzung einer Bejahung hatte Albers von dem Rathe bereits die Herausgabe des Barkhausen gefordert. Tilly entgegnete: „Ich begehre seiner Person gar nicht. Allein ich mag leiden, daß der Rath von Hannover, gemäß seinem rechtmäßigen Erbieten gegen den Barkhausen so verfahre, wie es in solchen Fällen Recht und [illegible] mit sich bringen." Demgemäß erhoben die Geschworenen der Stadt Hannover gegen den ehemaligen Notar Barkhausen die Anklage, daß er den kaiserlichen Feldherrn und das Heer auf heftige und höchst strafbare Weise beleidigt und

[1] Beilage XXXV.
[2] Königliches Archiv zu Hannover.
[3] Archiv der Stadt Hannover.

rleumdet habe. Die Sache schlich langsam vorwärts. Im Januar 1628 ntschied die Juristenfacultät zu Helmstädt, daß der Beklagte, der bis dahin sich weigert, verpflichtet sei sich auf die Anklage einzulassen. Da endlich ergriff e Frau des Gefangenen, der bereits vierunddreißig Wochen in Haft gesessen, s rechte Mittel. Sie wandte sich an Tilly selbst. Sie behauptete, daß nicht r Gatte, sondern irgend ein Anderer die Schmähschrift verfaßt habe. Sie bat n Feldherrn ihren Mann befreien zu lassen. Einige Tage nachher gelangte n Schreiben Tillys an den Rath der Stadt Hannover: „Da es nicht unser gehren ist, daß der Angeklagte unseretwegen länger in Haft gehalten werde: möget Ihr, wenn Ihr wider denselben Anderes nicht habt, unseretwegen ihn il wieder auf freien Fuß kommen lassen."

Also kannten damals den alten Helden diejenigen, welche um ihn lebten d sein Walten sahen. Und so sicher, so fest begründet war damals der laube, daß er helfen werde, wo er helfen könne, daß man bittend sich an ihn andte in Dingen, die ihn auch nicht von fern betrafen. Ostfriesische Pferdehändler erbaten durch ihn sich die Erlaubnis ihre Pferde nach Brüssel zu bringen.[1] ndere erlangten durch ihn die Rückgabe confiscirter Güter. Die Archive zu Brüssel enthalten eine lange Reihe solcher Bitten und Verwendungen. Sie beweisen, wie der alte Feldherr eine Zuflucht und eine Hülfe der Bedrängten war r Dingen der verschiedensten Art.

Wie die Mathematiker lehren, daß zwei gegebene Punkte eine gerade Linie stimmen: so ist ähnlich auch auf moralischem Gebiete anzunehmen, daß ein ann, der da wo bestimmte urkundliche Zeugnisse vorliegen, überall als hützer, Helfer und Retter erscheint, sich als derselbe auch noch in vielen nderen Fällen erzeigt haben werde, die bislang nicht offenkundig sind. Es ist um eine Stadt zwischen Elbe und Ems, deren Archiv nicht irgend welche hreiben von Tilly enthielte. Es ist nach dem Ergebnis aller bisherigen rschungen in unmittelbaren Quellen und Zeugnissen anzunehmen, daß mehr s eine dieser deutschen Städte in dem unendlichen Kriegsjammer der schauerchen Zeit begründete Ursache hat das Andenken des alten Helden zu ehren.

Tilly stand Jahre lang in diesen Gegenden. Ob in dieser Zeit im Ganzen d Großen das Walten des Mannes sich volle Anerkennung errungen bei Hohen d Niedrigen, bei Reichsfürsten, bei Magistraten, bei dem Volke: das ist eine rage, die wir vollgültig erst zu beantworten haben werden bei seinem Scheiden.

Das Kriegesglück des Sommers 1627 war entschieden gegen die Dänen. Sie wurden zurückgedrängt an allen Orten. Während Wallenstein in Schlesien, er Herzog Georg von Lüneburg-Celle an der Havel Erfolge errangen, überschritt Tilly im Anfange August 1627 bei Artlenburg die Elbe. Er sah nicht ein rhebliches Hindernis mehr vor sich. Stieße nur ein Theil von Friedlands Armee zu mir, meldete Tilly dem Kaiser am 20. August:[2] so würde ich dem

[1] Archiv zu Brüssel.
[2] Hurter, Ferdinand Bd. IX. S. 523.

Kriege bald ein Ende machen. Alsdann könnten beide Heere gegen die Urheber alles Unheiles, gegen die Holländer geführt werden.

Unterdessen nahte schon Wallenstein nicht mit einem Theile, sondern mit seiner gesammten Macht.

Das zahlreiche Heer, mit welchem Wallenstein im Sommer 1626 dem Mansfeld durch Schlesien nach Ungarn hinein gefolgt war, unterlag den Beschwerden des Marsches und dem Hunger in Ungarn. Die Meinungen Vieler waren der feldherrlichen Begabung Wallensteins nicht günstig.[1] Der Palatin und der Banus von Croatien äußerten unverhohlen: Wallenstein habe die Führung seines Amtes nicht verstanden. Dieser Banus, ein junger Mann von 31 Jahren, starb kurz nachher. Bei den Ungarn war die Meinung: das sei geschehen in Folge eines vergifteten Rettigs, den der Banus bei Wallenstein genossen.[2] Die Geschichte darf und muß Kenntnis nehmen von einem solchen Verdachte, weil ein Brief von Wallenstein auf uns gekommen, der beweist, daß die Grundsätze Wallensteins mit dergleichen Dingen nicht unvereinbar waren.[3]

Die ungünstige Meinung Vieler, daß er ein Heer zu Grunde gerichtet haben solle, ohne irgendwie nennenswerthe Erfolge zu erringen, blieb Wallenstein nicht verborgen. Er wandte dagegen das in jenen Zeiten gewöhnliche Mittel der Führer geworbener Heere an: er drohte mit Niederlegung des Oberbefehls. Auch er hatte seine Freunde, welche am kaiserlichen Hofe die Wichtigkeit eines Mannes hervorhoben, der ganze Heere hervorzurufen wisse aus dem Nichts. Unter diesen Freunden war der einflußreichste Mann am kaiserlichen Hofe, der Fürst Eggenberg.

Eggenberg war Präsident im geheimen Rathe des Kaisers. Es ist ein besonderer Charakterzug des Kaisers Ferdinand II., daß er da, wo er einmal Vertrauen hegte, darin keine Grenzen kannte. Der Fürst Eggenberg war unbedingter Herr des kaiserlichen Willens.[4] Ferdinand legte ein solches Gewicht auf das Wort Eggenbergs, daß er bei den häufigen Krankheiten des Fürsten den geheimen Rath, der täglich zusammentrat, sich in die Wohnung des Fürsten begeben ließ, und dort mit den anderen Räthen um das Bett des kranken Fürsten die Dinge erwog. Ferdinand that nichts ohne den Rath Eggenbergs.

Außer diesem hatte Wallenstein am kaiserlichen Hofe einen anderen Freund, den Präsidenten des Kriegsrathes, den Grafen Rambaldo von Collalto. Dieser stand zu dem Kaiser in einem persönlich freundlichen Verhältnisse. Ferdinand schreibt eigenhändig ihm Briefe, in welchen wir die Erwähnung der wichtigsten

[1] Die Berichte des bayerischen Gesandten Lenker bei Aretin, Wallenstein S. 13. ferner Carolo Carafa, Relatione dello Stato u. s. w. p. 98.

[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 68.

[3] Chlumecky, Regesten u. s. w. S. 54 Nr. XCVII., der Brief betrifft Bethlen Gabor. Die Sache wird später in Betreff Gustav Adolfs von Schweden noch einmal zur Sprache kommen.

[4] Caraffa, Relatione u. s. w. p. 196, Il Principe d'Eggbembergh è assoluto padrone della volontà dell' Imperatore.

politischen Verhältnisse wechseln sehen mit Erzählungen von den Jagden des Kaisers. Der Kaiser betheuert ihm, daß er nie daran denke seinem Eide zuwider die Kurfürsten in ihren Rechten zu kränken, und erzählt ihm dann im selben Athem, daß er einen Hirsch erlegt von 627 Pfund.[1] Der Kaiser hielt Collalto offenbar für seinen persönlichen Freund. Wie stand Collalto zu Wallenstein? Es ist möglich, daß einmal eine kurze Zeit zwischen ihnen eine Spannung obgewaltet. Indessen sie kann nicht von Dauer gewesen sein; denn in Wallensteins Briefwechsel[2] mit Collalto, durch mehrere hundert Schreiben, die auf uns gekommen sind, nennt Wallenstein diesen Italiener seinen Herrn Bruder, und offenbart ihm, wenn nicht alle, doch viele seiner Geheimnisse. Collalto dagegen verpflichtet sich schon im Februar 1626 dem Wallenstein zu ganz getreuem pünktlichem Dienste in Wien.[3] Collalto war als Präsident des Kriegesrathes mittelbar der Vorgesetzte Wallensteins, als Oberst im Heere der Untergebene. Wallenstein machte ihn bald nachher zum Feldmarschall, und wendete ihm Anderes zu, wie der Fortgang der Dinge uns zeigen wird. Der Nutzen war gegenseitig.

Was dagegen den Bund zwischen Eggenberg und Wallenstein in solcher Weise ermöglicht hat, liegt uns nicht vor Augen. Wir haben uns auf das Thatsächliche zu beschränken. Im Auftrage des Kaisers begab sich Eggenberg im November 1626 zu einer Unterredung mit Wallenstein nach Bruck an der Leytha. Dahin kam auch Wallensteins Schwager Harrach. Der Kurfürst Maximilian von Bayern war der Meinung, Wallenstein habe sein Gesuch um Entlassung deshalb zurückgenommen, weil er gesehen, daß man ihm einen Nachfolger geben wolle.[4] Wie dem auch sei: Wallenstein ließ sich beschwichtigen. Er erklärte, daß er im Frühjahre 1627 wieder mit 70,000 Mann und 70 Geschützen ins Feld rücken werde. Es kam zur Sprache, daß die Mehrzahl seines Heeres aus Protestanten bestehe. Wallenstein erwiederte: eben dadurch begegne man dem Mistrauen, als trachte der Kaiser den Protestantismus in Deutschland auszurotten.[5] Wallenstein verlangte in der Wahl der Quartiere nicht gehindert zu werden, auch katholische Stände mit Einquartierung belegen zu dürfen. Dieß bezog sich auf die Mitglieder der Liga, welche für ihr Heer unter Tilly die Hälfte des Unterhaltes aus ihren Mitteln bezahlten, und deshalb den Anspruch erhoben frei zu sein von weiterer Einquartierung. Die Freunde Wallensteins beim Kaiser setzten alles für ihn durch. Aufs neue begann Wallenstein durch das Reich zu werben. Abermals strömten die Söldner herbei. Der Feldherr, der eben zuvor sein Heer verloren, stand im Frühlinge 1627 mächtiger da, als

[1] Chlumecky S. 270, Nr. XXXIII.

[2] Chlumecky a. a. O.

[3] Chlumecky, Regesten u. s. w. Brief Collaltos S. 314 Febr. 1626, dove et in ogni loco saro sempre particolar servitore di V. E. Collalto führt dann diese Betheuerungen weiter aus.

[4] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 69 Nr. 29.

[5] Aretin, Wallenstein Urkunde 1.

vorher. Er fragte keinen Reichsfürsten, keinen Kreisobersten mehr, ob ihm der Durchzug, ob ihm Einlagerung für seine Truppen gestattet sei. Sie waren alle wehrlos und fügten sich dem Mächtigen.

Im Sommer warf Wallenstein sich auf das schwache dänische Heer, das nach dem Tode des Herzogs Johann Ernst von Weimar in Schlesien noch übrig war. Es ward erdrückt von der Uebermacht. Das Wallensteinische Heer wälzte sich nordwärts an der Elbe hinunter. Am $\frac{\text{22. August}}{\text{1. September}}$ traf Wallenstein selbst mit Tilly in Lauenburg zusammen.

Es mochte ein seltsamer Anblick sein diese beiden Feldherrn dort vereinigt zu sehen. Auf der einen Seite der schlichte, einfache, stillernste Greis, nichts für sich begehrend, und dennoch sich selber wohl bewußt, daß alle Erfolge, die bislang gegen die Feinde des Kaisers, des Reiches und der Nation nach außen und nach innen errungen, wesentlich und hauptsächlich sein Verdienst waren. Auf der anderen Seite der prachtliebende, hochfahrende Mann, der gegen die wirklich vollbrachten Thaten Tillys im günstigsten Falle in die Wagschale nur dasjenige legen konnte, was er erst noch vollbringen wollte. Und was bargen sie in sich, die Entwürfe dieses planenreichen Mannes? Bislang hatte von jedem Schritte im Leben, den er vorwärts that, er selbst den Löwenantheil des Nutzens gehabt. Wie lag es den Blicken auch des schlichtesten der anwesenden Personen so offen vor Augen, daß diese Charaktere sich zu einem gemeinsamen Wirken schwer vereinigen würden! Wie auch war das möglich! Durfte Jemand an den längst in Sturm und Kampf und jeglicher Versuchung, die das Leben bietet, erprobten und bewährten Greis die Forderung stellen sich Wallenstein unterzuordnen? Das war nicht des Kaisers Wille, und in der Seele Wallensteins selber stieg höchstens der unerfüllbare Wunsch empor. Auch standen sie nicht also vor der gesammten Mitwelt da; denn wir müssen uns jene Zeit selbst vergegenwärtigen. Noch war damals Tillys Ehre und guter Name nicht mit dem Schleier der Parteileidenschaft bedeckt, den bald nachher die geschäftige Lüge über ihn gewoben. Im Jahre 1627 war Tilly noch vor dem gesammten deutschen Reiche der alte wackere Held, der brave deutsche Mann, wie er uns ein Jahr zuvor in den Worten des Kurfürsten von Sachsen über den dänischen Krieg erschienen ist. Wallensteins Name dagegen war noch nicht durch poetische Dichtung verklärt, noch nicht durch einseitige Anschauung eines Theiles der deutschen Nation auf eine höhere Stufe empor gehoben. Er ward damals angeschaut in dem Lichte seiner Zeit, die unter dem Drucke seines eisernen Armes ängstlich und beklommen fragte, was Gutes aus diesem Drucke kommen solle. Und wie und mit welchen Worten sie dieß fragte, werden wir bald erfahren.

Sollte auf der anderen Seite Wallenstein sich Tilly unterordnen? Daß dieß geschehen müsse, hatte allerdings ein Jahr zuvor der kundigste, in dieser Sache gewichtvollste Zeitgenosse, hatte Spinola in Brüssel ausgesprochen.[1] Und gewiß, wäre Tilly an Wallensteins Stelle der unmittelbare General des Kaisers, Wallen-

[1] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse Beilage S. 117.

stein derjenige der Liga gewesen: so würde an dem Rechte dieser Forderung Niemand gezweifelt haben. So jedoch, wie damals in Wirklichkeit die Dinge lagen, ist schwerlich diese Forderung erhoben. Abgesehen selbst von den Persönlichkeiten war die Organisation beider Heere zu verschieden. Das Wallensteinische glich einem großen Fabrikwesen unserer Tage, bei welchem Unternehmer und Mithelfer ihre Rechnung im Reichwerden zu finden hoffen. Auch Tillys Heer zählte unter sich ähnliche Elemente; aber der Kern desselben bestand in Veteranen, die den Feldherrn ihren Vater, die der Feldherr seine Söhne nannte, die ihm und nur ihm folgten in Noth und Tod. Wo Wallensteins Truppen ihre Rechnung gefunden hatten, da gingen sie davon. Nur die Hoffnung auf Gewinn verband sie mit Wallenstein und nicht ein moralisches Band. Beide Heere trugen das Gepräge der Persönlichkeit ihrer Feldherrn. Sie waren nicht zusammen zu schmelzen.

Dennoch vereinigten sich die Feldherrn zu einem gemeinschaftlichen Plane. Sie legten dem Dänenkönige harte Bedingungen vor. Da wir wissen, wie damals der Rath des Kaisers, Strahlendorf, für die energische Fortführung des Krieges war:[1] so können diese Vorschläge nur von dorther ausgegangen sein. Der Däne lehnte sie ab. Also beschloß man ihn zu erdrücken mit der gesammten Macht. Tillys Heer bildete den linken Flügel, die Mitte hielt Wallenstein, rechts zog der Graf Schlick unter ihm einher. Dann drängten sie vorwärts.

Während der Krieg im Norden durch die nachdrücklichsten Anstalten seinem Ende zugeführt werden sollte, schien es eine Zeit lang, als wenn die scheinbar wichtigste Wurzel endlich einmal abgeschnitten, als ob im Inneren des deutschen Reiches Friede und Ruhe wiederkehren könne. Im Jahre 1626 ließ der Kaiser Ferdinand dem Herzoge von Lothringen sagen:[2] da es scheine, als ob die Schreiben des Pfalzgrafen Friedrich glimpflicher lauten, als zuvor: so möge der Herzog erforschen, wie weit Friedrich sich herbeizulassen gedenke. Der Kaiser hoffte damals einen Deputationstag zu Nürnberg zu Stande zu bringen. Als Friedrich die Absicht des Kaisers erfuhr, bat er fortan in öffentlichen Ausschreiben ihn zunächst mit dem Namen des Aechters, des geächteten Pfalzgrafen zu verschonen. Ferdinand willfahrte. Diese Worte unterblieben.

Auch von der anderen Seite trat zur selben Zeit die Mahnung an Friedrich, nämlich von seinen eigenen Räthen. Wir meinen nicht seine eigentlichen wahren Berather, die ihn benutzten, nicht die Generalstaaten von Holland, sondern Rusdorf.[3] Der andere früher für Friedrich so eifrige Camerar war im Widerwillen gegen das halb weibische, halb kindische Wesen Friedrichs gern der Aufforderung des Schwedenkönigs gefolgt, um fortan in dessen Diensten im Haag an dem Leichentuche für sein Vaterland zu weben. Rusdorf reichte am 1. Mai 1627 seinem Pfalzgrafen ein Gutachten für die Unterwerfung ein. Nicht

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 117.
[2] Hurter, Ferdinand Band IX. S. 445.
[3] Rusdorfii consilia et neg. publ. p. 309.

n
en
sei
ache

bert.
omen.
iedrich
e nicht
ird sich
erpreßt
n Wechsel
An eine
heil; aber
die katho-
von höchster
ns zu fügen.
von anderen
ng der katho-
n wir geringer
ie dann nach-
das orthodoxe
nander bestehen.
Däne völlig zu
Güter durch das
Und wer wird ihn
endlich Erstattung
erfüllen unmöglich
Nachdem Ausdorf
der Dinge gezeichnet
, dem ist auch nicht

ten nicht. Er schickte
die Herzöge von Loth-
bereit Abbitte zu thun,
n Ausdrücken, die nicht
one Böhmen entsagen,
müsse die Herstellung
ufheben zu betrachten.

Friedrich wolle dann in der Pfalz zwei Klöster dulden. Die Kriegskosten zu ersetzen sei er nicht schuldig, da er sich nur gegen Angriff vertheidigt habe. Dennoch erwiederte der Kaiser auch auf diese Gegenvorschläge, [illegible] [illegible] Hoffnung erweckten auf gesicherten Frieden.[1] Nur müsse der Pfalzgraf noch näher treten. Wenn er das nicht thue: so liege an ihm die Schuld des verzögerten Friedens. Der Pfalzgraf erwiederte in seiner üblichen Weise: das bisherige Verfahren des Kaisers beweise klar, daß Ferdinand zu einer billigen gütlichen Ausgleichung niemals Lust gehabt, daß er nur Zögerung gesucht, um die Gelegenheit abzuwarten. Was war da zu thun? Der Kaiser erklärte sich über seine Forderungen noch milder als zuvor. Aber dann verwies er die Sache an den Kurfürstentag, der eben damals nach vielfältigen Bemühungen des Kaisers in Mühlhausen zusammentreten sollte.

Seit Jahren hatte der Kaiser die Zusammenkunft eines solchen Tags gehofft; seine Gegner dieselbe gefürchtet. Dieß war namentlich der Fall in dem Jahre, welches dem dänischen Kriege vorherging. Wir haben gesehen, wie im Mai 1624 Rusdorf ausrief:[2] „Wenn es dem Kaiser gelingt einen Reichstag zusammen zu bringen und mit den Fürsten Beschlüsse zu fassen: so ist es um uns geschehen. Das einzige Mittel in unserer Hand ist das Bestreben durch das Geklirr der Waffen zu verhindern, daß wenigstens in diesem Jahre kein solcher Tag zu Stande kommt. Dann sind wir nicht ganz verloren.“ Die Bemühungen damals waren mit Erfolg gekrönt. Es gelang nur eine kleinere Anzahl Fürsten zu vereinigen. Auch das war nicht ohne Werth. Der Kurfürst von Mainz und der Landgraf Ludwig von Hessen bewogen Johann Georg von Sachsen in freundlicher Besprechung zu Schleusingen 1624 zur Anerkennung der baverischen Kurwürde. Nur Brandenburg blieb noch übrig.

Die Politik dieses Hauses ist eine sehr klägliche.[3] Wir sehen es beständig hin und her getrieben zwischen Wollen und Nichtwollen. Der Kurfürst schließt sich der Union an, welche Deutschland zum Raube des französischen Königs zu machen trachtet; aber die Thätigkeit für diesen reichsfeindlichen Bund beschränkt sich auf Unterzeichnung des Namens. Er billigt und lobt den böhmischen Aufruhr. Er arbeitet der Kaiserwahl Ferdinands entgegen, wählt ihn dann selber mit und erkennt zur selben Zeit Friedrich als böhmischen König an. Er verstattet ihm Werbung, läßt fremde Truppen durchziehen, sogar englische Schaaren, die in Gefängnissen aufgelesen sind und statt der Waffen Hunger und Pest mit sich bringen. Aber eine selbstthätige Hülfe leistet der Brandenburger Kurfürst seinem Schwager nicht. Dann wenden sich die Dinge. Der Brandenburger Kurfürst ist der erste, der seinem Schwager den vorher anerkannten Königstitel wieder versagt.[4] Er läßt den Flüchtigen flehend vor seinem Thore um Obdach bitten, und kündigt ihm das zögernd gewährte so bald wie möglich. Er und

[1] Hurter, Ferdinand. IX. 536.

[2] Rusdorfii epistolae p. 37.

[3] Cosmar, Schwarzenberg 15 ff.

[4] Söltl III. 145.

äthe treiben ihre Furcht bis zur rohen Abweisung einer hülfsbedürftigen
nd Mutter. Aber die Furcht ist ungegründet. Der Zorn des friedliebenden
trifft nur die Schuldigsten. Abermals wachsen die Wollungen Branden=
emper. Es schürt mit an dem neuen Kriegsbrande im Norden. Der
t gibt dem türkischen Vasallen Bethlen Gabor seine Schwester. Die Mah=
des treuen Schwarzenberg verhallen. Damit nicht der warnende Ruf
lichen Mannes endlich Gehör finde, wird er fortgeschickt, muß er dem
ten die brandenburgische Prinzessin zuführen. Als dann endlich der
n Norden unvermeidlich erscheint, ist es die erste Sorge Brandenburgs
neutral zu erklären.

e Strafe für solche Worte ohne Thaten, für alle Halbheiten, die im
er Spree so üppig gedeihen, ist freilich unabwendbar. Mansfeld wußte,
r gewagt werden durfte. Wir haben gesehen, wie er verfuhr. Er meldet
rfürsten, daß er nicht daran denke in das Land desselben einzudringen. [1]
war der brandenburgische Geheimerath wieder in Berlin, als Mansfelds
t, Soldaten, Weiber und Jungen die Mark überflutheten. Was an Metall
den war, gehörte ihnen, und weithin verkündeten flammende Dörfer das,
lansfeld den Kampf für die gemeine Sache nannte. Ihm folgte der General
und auch bei diesem, wie bei dem Könige Christian selbst war alle Bitte
nesucht ein verlorenes Wort. In Angst und Noth forderte Georg Wil=
inen Rath Schwarzenberg zur schleunigen Rückkehr. Er kam und gleich=
e Nachricht, daß der Schwager des Kurfürsten, der Schwedenkönig Gustav
so eben, wie wir später berichten werden, ihm Pillau genommen. Was
thun? Schwarzenberg entwickelte, wie Recht, Pflicht und Ehre sowohl
nes Interesse des Kurfürsten den Anschluß an den Kaiser geböten. Das
Brandenburg sei gewachsen durch Treue gegen das Haus Oestreich, und
rde es ferner sein.

er Kurfürst war sehr traurig. „Mein Land wird mir verdorben," klagte
Juli 1626. „Ich selber werde gering geachtet und verhöhnt. Meine
berathen und erwägen und kommen nicht zu einem Beschlusse, was ich
ll. Man hat mir große Hoffnung von dem Schweden gemacht, und der
mir jetzt Pillau, und das soll Freundschaft heißen und Beförderung der
n Sache. Was helfen mir Freunde, wenn sie mir das thun, was ich
inen ärgsten Feinden erwarten sollte? Was geht mich die gemeine Sache
nn ich darüber Ehre, guten Namen und meine Habe verliere? Sitze ich
und sehe meinem Unglücke zu: was wird man von mir sagen? Hingegen
mich noch wehre und thue was ich kann: so habe ich doch nicht solchen
f, und ich glaube nicht, daß es der Kaiser ärger mit mir machen werde,
ier. Und weil der Kaiser bis daher nichts gegen mich gethan: so muß
dann, wenn ich mich zu ihm schlage, Gnade und alles Gute hoffen."
sem Gedanken spann Georg Wilhelm weiter: wenn er sich zum Kaiser

[1] Kremar, Schwarzenberg S. 47.

schlang, stand ihm aber ein Gewinn in Aussicht, als von dem Dänen oder den Schweden. Dann war auch der Ehrenpunkt wachgerufen. „Alle Welt," ruft er weiter aus, „wird mich für eine feige Memme halten, daß ich ich so ganz stille sitze. Besser mit Ehren gestorben, als mit Schanden gelebt. Ich habe nur einen Sohn. Bleibt der Kaiser Kaiser, so bleibe ich und mein Sohn auch wohl Kurfürst, wenn ich mich zum Kaiser halte. Also sehe ich nichts Anderes, als daß ich mich zum Kaiser schlagen muß, so lange ich noch etwas habe. Denn je länger ich zaudere: desto mehr greifen der Däne und der Schwede um sich, und wenn ich alles quitt bin, und sie meine Lande in ihrer Gewalt haben: was soll ich dann thun?"

Nach solchen Herzensergüssen des Kurfürsten hätte man nun ein entschiedenes Anschließen an den Kaiser erwarten sollen. Allein dazu gehörte die Kraft eines Entschlusses, die Georg Wilhelm nicht besaß. Schwarzenberg hielt ihm abermals mahnend das Wort des Pfalzgrafen Friedrich über Brandenburg entgegen: „Weil der Kurfürst neutral sein will: so ist er keines Menschen Freund, und Jedermann ist ihm unfreund." Dennoch darf man deshalb auf den Kurfürsten nicht allzu schweren Tadel bringen. Er war fast völlig wehrlos. Er glaubte den Dänen nicht trotzen zu dürfen. Das Einzige, was er that, war, daß er mit Genehmigung seiner Stände seine Festungen besetzte.

Wir haben bislang nur die Gesinnung des Kurfürsten erwogen, dessen Räthe zum Theil dänisch und schwedisch gesinnt waren.[1] Wir müssen hier wie überall damals in Deutschland diese Häupter von den Gliedern unterscheiden und trennen. Bislang haben uns die inneren Verhältnisse jedes deutschen Landes gezeigt, daß die conservativen Corporationen desselben, die Stände, für den Kaiser gesinnt sind. Nicht anders ist es in der Mark Brandenburg. Als der Krieg 1627 sichtlich sich zum Nachtheil Dänemarks wandte, weigerten sich die Stände der Mark Brandenburg noch ferner Geld für Truppen aufzubringen. „Von den Dänen," sagten sie,[2] „ist jetzt nichts mehr zu besorgen. Wir stehen aber in kaiserlicher Majestät Devotion, und wenn wir das Kriegsvolk noch ferner unterhalten: so müssen wir fürchten beim kaiserlichen Hofe Anstoß zu geben." Es ist möglich, daß die Abneigung gegen das Zahlen bei den Ständen eben so mächtig war, wie ihre Furcht dem Kaiser zu mißfallen. Aber zugegeben auch daß jene Abneigung gegen das Zahlen der mächtigste Antrieb der Weigerung war: so ist die Verhüllung derselben dem Kurfürsten gegenüber gerade unter diese Einkleidung der Pflicht gegen den Kaiser ein bedeutsames Zeichen der Zeit. Sie lehrt uns, wie damals noch alle Deutschen hoffend auf ihren Kaiser schauten.

Auch in dem Kurfürsten Georg Wilhelm regte sich 1627 bei den siegreichen Fortschritten der kaiserlichen Heere das Pflichtgefühl noch mächtiger als im Jahre zuvor. Als Wallenstein herannahte, nahm Georg Wilhelm ihn mit offenen Armen auf.[3] Er schilderte seinem Lande, was dasselbe allerdings sehr wohl

[1] Cosmar, Schwarzenberg S. 129.

[2] Cosmar, Schwarzenberg S. 97

[3] Theatrum Europ. I. 1129 cf. Carlo Carafa, Relatione etc. p. 304 sq.

s eigener Erfahrung kannte, die Räubereien der Dänen. Sie hätten ihm, te er, alles Böse angethan. Darum solle Niemand sich unterstehen den Dänen ensmittel zuzuführen. Die Kaiserlichen dagegen solle man als Retter und freier unentgeltlich unterstützen. Georg Wilhelm ging weiter auf dieser Bahn. war nun auch bereit Max von Bayern als Kurfürsten anzuerkennen.[1] Glaube Kaiser, sagte er dem Abgesandten desselben, daß durch Anerkennung des en Kurfürsten die Ruhe und der Friede im Reiche hergestellt werde, daß es nach bloß von Brandenburg abhange dieß zu thun: so wolle er dem Kaiser Ehren, dem Frieden zu Liebe sich nicht mehr sträuben. Daran knüpfte rg Wilhelm noch weitere Anerbieten. Er wolle fernerhin auf Deputations- Reichstagen ganz so stimmen, wie der Kaiser es ihm vorschreibe, unter Bedingung, daß er dafür die Anwartschaft auf die Gebiete seiner Nach- n erhalte. Die Zahl dieser Nachbaren war nicht gering: es waren so sämmtliche Fürsten in Norddeutschland. Der Kaiser nahm den schmäh- en Antrag auf, wie Georg Wilhelm es verdiente: er würdigte ihn keiner twort.[2]

Die Bereitwilligkeit des Kurfürsten von Brandenburg ebnete die Bahn zu m Kurfürstentage von Mühlhausen. Im October 1627 trat derselbe zusammen. : verhandelte über wichtige Angelegenheiten des Reiches: über das Wallen- nische Heer, über den Pfalzgrafen Friedrich, über den Frieden mit Dänemark, r die Rückgabe der Kirchengüter, die nach dem Passauer Vertrage eingezogen ren. Betrachten wir zuerst die Sache des Pfalzgrafen.[3]

Die Voraussage Rusdorfs, welche dieser schon 1624 gethan, daß jede Ver- mmlung im Reiche die Sache Friedrichs verurtheilen werde, erwies sich in ihlhausen als völlig begründet. Friedrich hätte noch in der letzten Stunde ger gethan die kaiserlichen Vorschläge von Colmar anzunehmen, weil er da- ch noch die Ehre der Freiwilligkeit gerettet haben würde: nach diesem Tage Mühlhausen war das nicht mehr möglich. Die erste Forderung der Kurfürsten r dieselbe, welche von Anfang an der Kaiser als die nothwendige und unerläß- e voran gestellt: Unterwerfung und Abbitte des Pfalzgrafen. Auch die anderen dingungen, welche die Kurfürsten des Reiches erhoben, waren mindestens eben scharf wie die kaiserlichen. Sie waren in der Sachlage gegründet. Die Kur- sten verlangten Verzicht auf Böhmen, Verzicht auf die verwirkte Kur, Ver- ht auf alle Bündnisse mit fremden undeutschen Mächten. Man erkannte an, ß die kaiserliche Forderung des Ersatzes der Kosten rechtmäßig sei; aber man fte kaiserliche Mäßigung und Milde. Nach gethaner Abbitte soll der Kaiser ht aus Schuldigkeit, sondern aus Gnaden den Pfalzgrafen der Acht entbinden, d ihm einen Theil seiner Länder wieder zustellen. Im Falle der Nichtunter- rfung dagegen sind Kurfürsten und Stände des Reiches dem Kaiser zu fernerer

[1] Londorp. IV. 656.
[2] Hurter IX. 537.
[3] Senkenberg XXV. 545. Hurter IX. 542.

Beihülfe erbötig. Das Ergebnis war: die gesammten Kurfürsten und [illegible] des gesammten Reiches erkannten das Recht und den moralischen Sieg [illegible] Kaisers an.

In gleicher Weise urtheilten sie über den Krieg mit Dänemark. Das [illegible] des Kaisers gegen den friedensbrüchigen Dänen war sonnenklar. Die [illegible] baten den Kaiser: wenn der Däne sich zu Friedenshandlungen erbiete, die [illegible] walten zu lassen.

Dann trat eine andere wichtige Frage hervor: die Rückgabe der [illegible] güter, welche nach dem Passauer Vertrage in die Hände protestantischer [illegible] und Obrigkeiten gekommen waren. Wie war doch das die unvermeidliche [illegible] der Dinge, auf die Johann Georg von Sachsen so oft nachdrücklich [illegible] Er hatte zur Zeit der böhmischen Rebellion gegen Friedrich von der [illegible] ernster Mahnung betont, daß ein solch unrechtmäßiges Beginnen die [illegible] Partei mächtig in die Waffen rufe. Er hatte abermals dieß hervorgehoben, [illegible] im Beginne des Jahres 1626 seine Friedensvermittelung zu [illegible] scheiterte. Er hatte warnend vorausgesagt, daß im Falle des Sieges die [illegible] lische Partei wenn nicht alle, doch viele Kirchengüter zurückfordern werde. [illegible] auch konnte es nach der Natur menschlicher Dinge anders kommen? Seit [illegible] langen Reihe von Jahren hatte der Bund der katholischen [illegible] [illegible] starkes Heer in Waffen, nicht zum Angriffe, sondern zur Vertheidigung. [illegible] geistlichen Herren waren nicht kriegesdurstig: sie waren längst [illegible] Maximilian von Bayern hatte oft eindringliche Vorstellungen anwenden [illegible] um sie zum Beharren zu bewegen. Aber sie hatten nun beharrt. [illegible] war siegreich nah und fern. Sollte denn das gar keinen Gewinn bringen, [illegible] nicht für die Einzelnen selbst, so doch für die Gesammtheit, welcher [illegible] gehörten, für ihre Kirche? Sollten sie nun nicht, wo der Erfolg [illegible] sie sprach, für ihre Kirche wieder in Anspruch nehmen, was nach ihrer [illegible] auch nach dem positiven Rechte des Reiches derselben nie hätte entzogen [illegible] dürfen? Also dachten die katholischen Kurfürsten.

Sie legten ihre Ansicht in folgender Weise dar.[1]

Es sind nach dem Religionsfrieden von Augsburg und wider denselben [illegible] den protestantischen Fürsten und Reichsständen eine lange Reihe von Stiftern [illegible] geistlichen Gütern eingezogen. Gegen die Klagen darüber ist von [illegible] Seite der Einwand geltend gemacht, daß der geistliche Vorbehalt nicht ein [illegible] liches Stück des Religionsfriedens von Augsburg sei. Allein die Sache [illegible] sich anders. Nur unter dieser ausdrücklichen Bedingung ist der [illegible] abgeschlossen. Die Güter, die vor dem Passauer Vertrage eingezogen [illegible] sind von katholischer Seite nur darum aufgegeben, weil man durch dieses [illegible] geständnis Sicherheit erlangen wollte für die noch übrigen. Also war es [illegible] in der Natur der Sache und in den Verhältnissen. Und selbst wenn der [illegible] zweifelhaft wäre, was er nicht ist: so darf schon nach gemeinen Rechten [illegible]

[1] Senkenberg XXV. 548.

Wie von dieser Seite das Recht der Einzelnen eine Abhülfe fordert,
r anderen Seite die Reichsverfassung selbst. Diese beruht auf allen
iden, auf geistlichen und auf weltlichen, und es steht nicht diesen zu
jener nach eigenem Gefallen zu verringern. Darum hat der Kaiser
als Schutzherr der katholischen Kirche und als oberster Richter des
ie Herausgabe der entrissenen Kirchengüter zu befehlen. Dieses Recht
nicht ausgeübt, weil man sich vor den Türken, vor einem Angriffe
von außen zu fürchten hatte. Nun da diese Gefahr nicht droht, hat
t das Recht einzuschreiten, und Niemand wird seinen Anforderungen
ichen.

Kurfürst Johann Georg unterzeichnete nicht dieses Gutachten der katho-
rfürsten; aber die wesentliche Frage, den Rechtspunkt, erkannte er zur
t vollkommen an.[1] Als der Herzog von Würtemberg sich beklagte,
ein Kloster genommen werden solle, entgegnete Johann Georg: er
Kaiser die Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen nicht nehmen. Denn
sämmtlichen Kurfürsten sei dem Kaiser alle Gerichtsbarkeit überlassen,
Religionsfriede sei klar. Er wünsche nur, sagte der Kurfürst, daß seine
n besser in Acht genommen seien. Es sei nicht seine Schuld, daß
katholischen Theil so in Waffen gebracht habe. Dann ließ Johann
den Kirchen Gott danken für die erlangte Einigkeit.

könnte scheinen, als hätten aus Nachgiebigkeit gegen die Uebermacht
rs die Kurfürsten zu Mühlhausen sich gegen die Forderungen desselben
ger erzeigt, als es im Herzen ihr Wunsch und Wille war. Wir haben
anderen Sache zu sehen, ob sie wirklich gegen den Kaiser so nachgiebig
twillig waren.

hatten zuvor und zuerst von allen eine Frage erwogen, deren Be-
in ihren Gutachten für den Kaiser wenig Erfreuliches enthielt. Es
laute Klage gegen das Wallensteinische Kriegsvolk, das wie ein Netz
egeln Deutschland überzog und bedeckte. Von einem Religionsdrucke ist,
von selbst verstand, nirgends die Rede. In dem Heere Wallensteins

Beihülfe erbötig. Das Ergebnis war: die gesammten Kurfürsten und Stände des gesammten Reiches erkannten das Recht und den moralischen Sieg des Kaisers an.

In gleicher Weise urtheilten sie über den Krieg mit Dänemark. Das Recht des Kaisers gegen den friedensbrüchigen Dänen war sonnenklar. Die Kurfürsten baten den Kaiser: wenn der Däne sich zu Friedenshandlungen erbiete, die Milde walten zu lassen.

Dann trat eine andere wichtige Frage hervor: die Rückgabe der Kirchengüter, welche nach dem Passauer Vertrage in die Hände protestantischer Fürsten und Obrigkeiten gekommen waren. Wie war doch das die unvermeidliche Folge der Dinge, auf die Johann Georg von Sachsen so oft nachdrücklich hingewiesen! Er hatte zur Zeit der böhmischen Rebellion gegen Friedrich von der Pfalz mit ernster Mahnung betont, daß ein solch unrechtmäßiges Beginnen die katholische Partei mächtig in die Waffen rufe. Er hatte abermals dieß hervorgehoben, als im Beginne des Jahres 1626 seine Friedensvermittelung zu Braunschweig scheiterte. Er hatte warnend vorausgesagt, daß im Falle des Sieges die katholische Partei wenn nicht alle, doch viele Kirchengüter zurückfordern werde. Wie auch konnte es nach der Natur menschlicher Dinge anders kommen? Seit einer langen Reihe von Jahren hatte der Bund der katholischen Kirchenfürsten ein starkes Heer in Waffen, nicht zum Angriffe, sondern zur Vertheidigung. Die geistlichen Herren waren nicht kriegesdurstig: sie waren längst kriegesmüde. Maximilian von Bayern hatte oft eindringliche Vorstellungen anwenden müssen, um sie zum Beharren zu bewegen. Aber sie hatten nun beharrt. Ihr Heer war siegreich nah und fern. Sollte denn das gar keinen Gewinn bringen, wenn nicht für die Einzelnen selbst, so doch für die Gesammtheit, welcher sie angehörten, für ihre Kirche? Sollten sie nun nicht, wo der Erfolg so offen für sie sprach, für ihre Kirche wieder in Anspruch nehmen, was nach ihrer Ansicht auch nach dem positiven Rechte des Reiches derselben nie hätte entzogen werden dürfen? Also dachten die katholischen Kurfürsten.

Sie legten ihre Ansicht in folgender Weise dar.[1]

Es sind nach dem Religionsfrieden von Augsburg und wider denselben von den protestantischen Fürsten und Reichsständen eine lange Reihe von Stiftern und geistlichen Gütern eingezogen. Gegen die Klagen darüber ist von protestantischer Seite der Einwand geltend gemacht, daß der geistliche Vorbehalt nicht ein wesentliches Stück des Religionsfriedens von Augsburg sei. Allein die Sache verhält sich anders. Nur unter dieser ausdrücklichen Bedingung ist der Religionsfriede abgeschlossen. Die Güter, die vor dem Passauer Vertrage eingezogen waren, sind von katholischer Seite nur darum aufgegeben, weil man durch dieses Zugeständnis Sicherheit erlangen wollte für die noch übrigen. Also war es begründet in der Natur der Sache und in den Verhältnissen. Und selbst wenn der Friede zweifelhaft wäre, was er nicht ist: so darf schon nach gemeinen Rechten und

[1] Senkenberg XXV. 548.

wie von dieser Seite das Recht der Einzelnen eine Abhülfe fordert,
anderen Seite die Reichsverfassung selbst. Diese beruht auf allen
n, auf geistlichen und auf weltlichen, und es steht nicht diesen zu
ner nach eigenem Gefallen zu verringern. Darum hat der Kaiser
als Schutzherr der katholischen Kirche und als oberster Richter des
Herausgabe der entrissenen Kirchengüter zu befehlen. Dieses Recht
nicht ausgeübt, weil man sich vor den Türken, vor einem Angriffe
n außen zu fürchten hatte. Nun da diese Gefahr nicht droht, hat
das Recht einzuschreiten, und Niemand wird seinen Anforderungen
en.

urfürst Johann Georg unterzeichnete nicht dieses Gutachten der katho-
ürsten; aber die wesentliche Frage, den Rechtspunkt, erkannte er zur
vollkommen an.[1] Als der Herzog von Würtemberg sich beklagte,
n Kloster genommen werden solle, entgegnete Johann Georg: er
Kaiser die Gerichtsbarkeit in geistlichen Sachen nicht nehmen. Denn
mmtlichen Kurfürsten sei dem Kaiser alle Gerichtsbarkeit überlassen,
igionsfriede sei klar. Er wünsche nur, sagte der Kurfürst, daß seine
besser in Acht genommen seien. Es sei nicht seine Schuld, daß
atholischen Theil so in Waffen gebracht habe. Dann ließ Johann
n Kirchen Gott danken für die erlangte Einigkeit.

nnte scheinen, als hätten aus Nachgiebigkeit gegen die Uebermacht
die Kurfürsten zu Mühlhausen sich gegen die Forderungen desselben
erzeigt, als es im Herzen ihr Wunsch und Wille war. Wir haben
deren Sache zu sehen, ob sie wirklich gegen den Kaiser so nachgiebig
illig waren.

atten zuvor und zuerst von allen eine Frage erwogen, deren Be-
ihren Gutachten für den Kaiser wenig Erfreuliches enthielt. Es
tte Klage gegen das Wallensteinische Kriegsvolk, das wie ein Netz
ln Deutschland überzog und bedeckte. Von einem Religionsdrucke ist,
selbst verstand, nirgends die Rede. In dem Heere Wallensteins

konnte die Rede sein, sondern von dem Drucke des Heeres auf Protestanten und Katholiken ohne Unterschied.

Die Klagen über die Eigenmacht Wallensteins und seiner Officiere begannen mit der Errichtung seines Heeres im Sommer 1625. Und doch beobachtete Wallenstein damals noch einige Zurückhaltung. Er verlangte wegen des Durchzuges durch die Länder der verschiedenen Reichsfürsten kaiserliche Pässe.[1] Er ist noch sehr besorgt die Länder der Fürsten der katholischen Liga zu betreten.[2] Denn da diese regelmäßig ihr eigenes Heer besoldeten, das lediglich für den Kaiser und die Reichsverfassung focht: so hätte ein solches Verfahren sie doppelt getroffen. Schon im Frühlinge 1626 beobachtet Wallenstein diese Zurückhaltung nicht mehr. Während er in den Stiftern Magdeburg und Halberstadt ruhig lag, abwartend, ob Mansfeld komme, mußte er von dem Kaiser vernehmen, daß die Klagen des schwäbischen Kreises über die Ungebühr des kaiserlichen Kriegsvolkes dringende Abhülfe verlangten.[3] In gleicher Weise klagten damals bereits der Kurfürst von Mainz und viele andere. An die Reichsordnungen kehrten die Obersten Wallensteins sich nicht mehr. Mansfeld schien wieder erstanden zu sein in vielfacher Zahl.

Ob Wallenstein selber dafür verantwortlich gemacht werden kann? Ein Scheusal vor Allen war Adam Wilhelm von Schelhart, Herr zu Görzenich. Der Kaiser selbst wußte um die Thaten desselben. Ferdinand selbst schrieb im October 1625 an den Fürsten Eggenberg, daß Görzenich in der Wetterau mehr als barbarische Abscheulichkeiten verübt.[4] Diesen Görzenich schickte Wallenstein das folgende Jahr in den fränkischen Kreis. Flehend erhob der Bischof von Bamberg die Klage: wenn man nicht einschreite, werde ein allgemeiner Aufstand das Ende sein. Der Kaiser gebot die Regimenter Görzenichs aufzulösen. Es geschah. Dann gab Wallenstein demselben Görzenich ein neues Patent, und Görzenich richtete abermals seine Werbefahne auf. Bald hatte er eine Schaar wieder beisammen. Görzenich war nicht der einzige in seiner Art.

Die Klagen der deutschen Länder schwellen das Jahr 1626 hindurch an in immer weiterem Umfange, in stärkerer Gewalt. Der Kriegeszustand begann eine veränderte Gestalt anzunehmen. Die deutschen Länder fingen an den Feldherrn ihres Kaisers zu fürchten, wie einen grimmigen Feind.

Im Februar und März 1627 als Wallenstein nach seiner Rückkehr aus Ungarn zum zweitenmale werben ließ, hielt die Liga einen Tag zu Würzburg.[5] Sie berieth, wie sie sich von dem Drucke des Wallensteinischen Kriegsvolkes befreie. Einige meinten: man müsse Gewalt mit Gewalt vertreiben. Andere schlugen glimpfliche Mittel vor. Man solle im eigenen Lande keine Werbung gestatten. Man solle die kleinen Haufen zerstreuen, ehe sie zu groß geworden.

[1] Chlumecky, Regesten u. s. w. S. 9.
[2] a. a. O. S. 15.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 77. Man sehe dort Einzelheiten.
[4] Hurter, zur Geschichte Wallensteins 79 ff
[5] (Stumpf), Geschichte der Liga 228. Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 87.

doch ohne besondere Gewalt. Was konnte das helfen? Noch während der Berathung erfuhr man, daß Wallenstein neue Musterplätze anweise hier und da. Man berichtete, daß allein der Herzog von Lauenburg von Wallenstein Patente habe auf Anwerbung von 25,000 Mann. Gerade dieser Herzog Rudolf Maximilian war einer der verhaßtesten.[1] Es liegt ein Schreiben des Kaisers an diesen Herzog vor: er solle auf Durchzügen mit seinem Kriegesvolk gute Disciplin halten. Das Schreiben ist erlassen zu Ende Juli 1626. Sechs Wochen später klagte der Erzbischof von Trier beim Kaiser: der Herzog habe gedroht in dem Erzstifte Alt und Jung zusammen hauen zu lassen. Der Kurfürst von Mainz stellte diesen Herzog dem Christian von Halberstadt gleich, ja er übertreffe diesen. Der Herzog ward nach Wien berufen. Vorher versprach er schriftlich und mündlich dem Mainzer Kurfürsten: er wolle den Unterthanen desselben alles Genommene zurückgeben, wolle sie künftighin schonen. Aber dann wieder vernahm man das Wort von ihm: die Kurfürsten von Mainz und Trier, der Landgraf Georg von Hessen-Darmstadt hätten ihn beim Kaiser verklagt. Das wolle er ihnen gedenken: er werde nach seiner Rückkehr sie schon finden. In Wien läugnete er alles ab. Das und vieles Andere lag zu Würzburg offen vor. Man erzählte sich von anderen drohenden Reden solcher Heerführer, die kein Gebot über sich erkennen wollten, als dasjenige Wallensteins. Die Liga beschloß das dem Kaiser zu berichten, zugleich aber auch sich selbst in wehrhafter Verfassung zu erhalten.

Dahin schon war es gekommen. Der Kurfürst Maximilian von Bayern hatte oft Mühe gehabt die kriegsunlustigen geistlichen Herren zur Erhaltung ihres Heeres gegen die Reichsfeinde zu bewegen. Dießmal waren sie willig, weil möglicher Weise ein anderer Feind sie bedrohen könne. Es ward genehmigt das Heer Tillys auf einer Stärke von 15000 Fußgängern und 7000 Reitern zu erhalten. Die Liga bewilligte zu diesem Zwecke eine Million Reichsthaler.

Im Laufe des Sommers 1627 wurden die Klagen über die Truppen Wallensteins lauter von allen Ecken und Enden. Es war die erste und wichtigste Frage, welche die Kurfürsten zu Mühlhausen verhandelten. Sie alle dachten darin gleich. Der Kurfürst Johann Georg fuhr heftig heraus:[2] wenn nicht geholfen werde: so müsse er mit Anderen sich verbinden und zu erkennen geben, daß zum Schutze gegen unbillige Gewalt im Reiche noch nicht alle Mittel verloren seien.

Dachte Johann Georg bei solchen Worten etwa an ein Bündnis mit einer fremden Macht gegen den Kaiser? — Eine solche Vermuthung würde ihm Unrecht thun. Johann Georg unterschied gleich den Anderen den Kaiser von dem Feldherrn. Wenn Johann Georg ein Bündnis mit einer fremden Macht gewollt hätte: so bot sich Gelegenheit. Der Cardinal Richelieu hatte den Franzosen Marcheville nach Mühlhausen geschickt.[1] Johann Georg erklärte den anderen Kurfürsten: der Marcheville sei Spionirens halber gekommen. Doch ließ er ihn

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 80 ff.

[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins 104.

[1] Ehemaliges Domcapitelarchiv zu Osnabrück. Bericht des Bischofs Franz Wilhelm an Ferdinand von Köln.

vor. Marcheville eröffnete dem Kurfürsten: sein König habe vernommen, wie im Reiche Uneinigkeit sei. Sein König habe oft schon Zwistigkeiten im Reiche vermittelt, sei auch jetzt dazu erbötig, wenn etwa die Kurfürsten sich nicht einen könnten. Johann Georg hörte das an. Dann entgegnete er: „Ich und die andern Kurfürsten haben auch vernommen, daß Frankreich und England feindselig gegen einander sind, und daß im französischen Reiche allerlei Unruhe ist. Ich für meine Person erbiete mich, und setze eine gleiche Bereitwilligkeit bei meinen Mitkurfürsten voraus die inneren Irrungen in Frankreich und diejenigen mit England zu vergleichen.“ An solcher Stelle waren die Worte des Franzosen verloren.

Wies der Kurfürst Johann Georg hier den Gedanken der Einmischung einer fremden Macht weit ab: so klingt doch aus seinen Worten an die katholischen Kurfürsten schon ein anderer Gedanke, ein Wunsch hindurch. Es ist der Wunsch auf einmal gerüstet dastehen zu können, wie sie.

Die Kurfürsten insgesammt entwarfen dann dem Kaiser ein ausführliches Bild von der trübseligen Lage der Dinge im Reiche, deren Hauptursache das Wallensteinische Heer sei.[1]

Die Misbräuche bei dem Heere, also beginnen sie ihre Unglück weissagende Schrift, sind also beschaffen, daß dadurch bei längerem Zusehen der Respect vor dem Kaiser mehr gefährdet als erhalten, der Dienst desselben mehr verhindert als befördert, dem Reiche mehr geschadet als genützt, und allen Ständen desselben ohne einigen Unterschied von diesem Kriegsheere fast nicht mehr zugesetzt wird, als von den Feinden. Es ist leider dahin gekommen, daß die Kurfürsten des Reiches ihrem Amte und ihren Pflichten nicht genügen würden, es nicht vor Gott, vor dem Kaiser und der Nachwelt verantworten könnten, wenn sie diese Gefahr dem Kaiser verschweigen und nicht bei Zeiten vor dem herannahenden Unglücke treulich und ernstlich warnen wollten.

Die Grundlage alles Kriegswesens ist Disciplin und Ordnung von oben bis unten. Diese ist hier nicht vorhanden. Sie ist zuerst nicht bei dem General selbst. Er hält kein Maß in der Verstärkung seines Heeres. Er gibt nach seinem eigenen Gefallen Werbepatente aus in übermäßiger Anzahl. Er gibt sie Jedem, der darum sich anmeldet, nicht bloß Fremden, die in ausländischen Diensten gestanden, sondern auch solchen, die des Kriegswesens unkundig sind, und gibt sie nicht bloß für ein Regiment, sondern bis zu vier zu Roß und zu Fuß. Diese Obersten können oder wollen nicht selbst die Werbung übernehmen. Sie vertrauen dieselbe ihren Officieren, und verlangen für sich von Anfang an ihren Unterhalt ohne den geringsten Abzug. Sie zahlen nicht einmal Anritt- noch Laufgeld. Sie schlagen auch dieß auf die Contribution, die das Land tragen muß, in welchem sie nach des Feldherrn Befehl oder eigener Wahl ihre Werbefahne aufpflanzen. —

Wie so ganz anders war es bis dahin in den deutschen Ländern mit Geldforderungen gehalten! Die Stände aller dieser einzelnen deutschen Länder waren

[1] Das Actenstück bei Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 104 ff.

gewohnt je nach ihrem Ermessen ihren Landesfürsten Gelder zu bewilligen oder zu verweigern. Das Letztere war sehr häufig. Wallenstein und seine Officiere fragten Niemand. Sie forderten, nicht um eine Gewährung der Frage ob? zu erwarten, sondern lediglich, um das Maß anzugeben: wie viel, das sie allein bestimmten. Die Bewilligung zunächst stand nur bei Wallenstein. Und von welcher Art, von welchem Betrage waren diese? Der Oberst eines Regimentes erhielt 500 fl. wöchentlich, der Hauptmann eines Fähnleins 100 fl. wöchentlich. Solche Sätze waren unerhört. Dennoch blieb Wallenstein auch dabei nicht stehen. Dem Obersten Arnim bewilligte er 3000 fl. monatlich.[1] Woher das kommen sollte, dafür mochten die unglücklichen Bewohner des Landes sorgen, in welchem diese Truppen standen. Die Bewilligung des Feldherrn war das Recht, auf welches Officiere und Soldaten fußten. Wenn sie nämlich, was wesentlich ist, sich an diese Ordnung banden. Und ob dieß geschah, berichten uns weiter die Kurfürsten des Reiches.

Indem man, also fahren sie fort, das Lauf- und Anrittgeld zu den Contributionen mit ansetzt, wird bewirkt, daß es überflüssig und wohl vierfach einkommt, daß es den Obersten und Officieren bis in viele Tausende, ja wohl Tonnen Goldes mehr in ihren eigenen Beutel einbringt. Und ähnlich ist es mit der Contribution selbst. Sie wird gerechnet von der ersten Stunde an, gleich als ob das Regiment bis auf den letzten Mann vollzählig gewesen wäre. Das ist leicht, wenn der Oberst, der ein Regiment wirbt, bereits ein anderes hat. Er legt eine Compagnie des alten an den Ort des Musterplatzes, und diese Compagnie treibt alles ein. Also handeln die Obersten und Officiere. In gleichem Geiste die Untergebenen auf ihre Weise. Sie rauben und plündern. Sie lassen sich nicht einmal anwerben, sondern vielmals. Dieß geschieht also. Beim Verlauten der Nachricht von einer neuen Werbung verläßt das Kriegsvolk haufenweise seine Standorte, um den Vortheilen und der Ungebundenheit der neuen Werbung nachzulaufen. Es gibt viele Soldaten, die sich Jahre lang auf allen Musterplätzen umher getrieben haben und niemals vor den Feind gekommen sind. So ist die Zahl der Regimenter groß, der wirkliche Bestand jedes einzelnen gering, die Plage und die Kosten aber so bedeutend, daß man bei rechter Ordnung statt für ein Regiment auch für drei damit ausgereicht hätte. Und dabei wird noch nicht in Anschlag gebracht das Morden und Brennen, wie es durch den Herzog von Sachsen-Lauenburg neulich in der Wetterau geschehen, ohne irgend welche Erstattung noch Strafe.

Diese Art von Kriegswesen, sagen ferner die Kurfürsten und Stände des Reiches, ist das Uebel, welches Deutschland ausmergelt und zu Schanden macht. Des heiligen Reiches Kraft und Vermögen war ehedem den Türken und allen Ausländern ein Schrecken. Es erhielt das Kaiserthum viele hundert Jahre in glänzendem Flor; aber nun wird es ganz und gar bis auf den Grund erschöpft.

Allein gibt es denn keine Abhülfe? Der Kaiser hat auf das Flehen der

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 126.

Stände des Reiches wiederholt gebeten den Ausschreitungen ein Ende zu machen. Er hat strafende Befehle erlassen. Freilich, aber sie werden nicht befolgt. Sie werden kaum beachtet verhöhnt. Auch die Kurfürsten selbst, die Säulen des Reiches, haben bei hohen und niederen Officieren keinen Respect mehr. Ihre Schreiben, ihre Commissarien werden mit Spott und Verachtung behandelt. Man scheut sich nicht sie öffentlich zu verhöhnen. Fürsten und Stände des Reiches sollen Obersten und Befehlshabern hinten nachlaufen. Jene leben im eigenen Lande, in ihrem Eigenthume in Dürftigkeit. Diese prassen und schwelgen und werden dann noch reich dabei. Wie auch kann es anders sein? Die Obersten und Officiere kümmern sich um keine Satzung des Reiches. Alles ist ihnen tributär und gleichsam vogelfrei. Sie fragen nach keinen fürstlichen Commissarien, nach keiner Vereinbarung mit ihnen. Sie selbst weisen die Quartiere an. Sie kündigen diese auch vorher nicht einmal an. Die Truppen sind da, unversehens, und fordern. Sie ziehen ab und zu, aus und ein nach dem Belieben der Obersten. Die bedrängten Einwohner müssen nicht bloß hergeben, zahlen, was sie haben, sondern man nimmt ihnen auch alle Mittel sich wieder aufzurichten. Die Pferde werden ihnen ausgespannt, mit fortgenommen, und aller theuren Zusagen und Versprechungen ungeachtet kommt selten eines zurück. Darum liegt an vielen Orten das Feld wüst und unangebaut. Der Acker trägt keine Früchte mehr. Der Handel steht still. Aber von allen Menschen will am wenigsten der Soldat eine Einbuße erleiden. Er fordert nach wie vor. Und selbst wenn endlich der Abzug erfolgt, bleibt zur Eintreibung der Reste noch eine Wache zurück und fordert die volle Contribution, als sei das ganze Regiment noch da. Der arme Bauersmann läßt allen Muth und alle Hoffnung fahren. Er greift verzweifelnd mit Weib und Kind zum Bettelstabe, verläßt Haus und Hof und wandert hinaus ins Elend, um zu sterben. Ganze Dörfer und ansehnliche Flecken stehen öde und leer.

Wie soll das enden? Wo solchem Unheil noch länger zugesehen wird, wo nicht ein durchgreifendes Heilmittel erfolgt: da ist nichts anderes zu erwarten als ein allgemeiner Aufstand der bis aufs Blut mißhandelten Menschen. Dann steht des Reiches Ruin und Untergang vor der Thür. Aber noch ist Hülfe möglich. Und darum wenden sich die Kurfürsten und Stände des Reiches an den Kaiser als den Vater des Vaterlandes. Sie bitten ihn, er möge der ferneren Werbung ein Ziel setzen, er möge mehr Regimenter einziehen, vor allen Dingen diejenigen, welche nutzlos zur Qual der Menschen am Rheine stehen. Er möge zur Verhütung größeren Mißtrauens bei dem Heere eine solche Oberleitung einführen, daß die Stände des Reiches dazu ein gutes Vertrauen, die Soldaten selbst davor Respect haben. Sie bitten den Kaiser ferner: er wolle befehlen, daß nicht die Obersten und Officiere einseitig alles verfügen, Quartiere anordnen, Contributionen erheben, diesen verschonen, jenen belegen, dann wiederum sich mit Gelde ablaufen lassen, um einen dritten heimzusuchen. Eine schleunige bessere Ordnung ist ein Gott wohlgefälliges und gemeinnütziges Werk, eine Erlösung von vielen tausenden betrübter Seelen, eine Rettung der Witwen und Waisen.

Wenn aber dasselbe nicht geschieht, wenn die Generale, die Obersten und ciere sich auch ferner um kaiserliche Befehle nicht kümmern und wider den len und die Meinung des Kaisers die gehorsamen Stände des Reiches be= ugen: so müssen diese selbst auf Mittel zu ihrem Schutze sinnen und hoffen, der Kaiser ihnen das, was sein eigenes und des Reiches Bestes erheischt, t als Eingriff in kaiserliche Rechte oder gar als Ungehorsam auslegen.

Die Eingabe der Kurfürsten an den Kaiser bezeichnet Tilly nicht. Sie t nicht von ihm. Wie auch sollte sie es? Im Bösen konnte sie nicht, im en, wie er es verdiente, von ihm zu reden, war in einer solchen Eingabe t der Ort. Also schwieg sie von ihm. Aber dieses Schweigen ist ein sehr des Schweigen. Jede einzelne dieser himmelschreienden Anklagen gegen Wallen= n ist mittelbar für Tilly ein glänzendes Lob. Alles was für Wallenstein r gefordert wird, sah man bei Tilly erfüllt. Er kann sein Heer nicht maßlos d zahllos vermehren; denn er hat seine bestimmte Zahl, für deren Sold zur fte seine Kriegsherren sorgen. Nur die Hälfte fällt dem Lande zur Last, in chem er steht, und zwar nach gemachter Verständigung. Jeder Oberst, jeder fficier unter Wallenstein verfährt eigenmächtig, als seien die Landesfürsten und rigkeiten nicht vorhanden. Tilly selbst verlangt für sich die stäte Anwesenheit ndesherrlicher Commissarien, damit dem Lande nicht Unerträgliches aufgebürdet rde. Und vor allen Dingen ist wichtig, daß der Regel nach nicht seine Officiere d Soldaten die Contributionen erheben, sondern die Obrigkeiten des Landes t der Vollmacht zum Abzuge des angerichteten Schadens. Eben darum aber r es die unvermeidliche Folge, daß Wallensteins Heer täglich schwoll, daß lly bekümmerten Herzens seinem Kurfürsten melden mußte von zahlreichen sertionen. [1]

Dennoch thaten die Kurfürsten zu Mühlhausen auch äußerlich einen Schritt, r dem Kaiser jeglichen Zweifel benehmen mußte, wie sie Tilly anschauten im erhältnis zu Wallenstein. [2] Sie heben hervor, wie die hohe Bescheidenheit und s demüthige Wesen dieses Mannes zu bekannt sei, als daß er in sich selber ch nur den Gedanken aufkommen lasse nach höheren Dingen zu streben. Die ersammlung der Kurfürsten zu Mühlhausen aber wolle es nicht außer Acht ssen, daß der Feldherr bei seinen Verdiensten Anspruch habe auf höhere Würden. eshalb bittet sie: der Kaiser wolle dem Feldherrn den fürstlichen Stand an= ragen lassen. Das würden sie, setzen die Kurfürsten hinzu, nebst dem Grafen Tilly als eine besondere kaiserliche Gnade betrachten. Wie zu erwarten, genehmigte er Kaiser diese Bitte sofort. Er ließ dem alten Tilly die Fürstenwürde antragen.

Und Tilly? War das das Ziel des alten Helden? Die Kurfürsten waren ihm ohne Zweifel wohlgesinnt. Auch seine Bescheidenheit erschien ihnen lobens= werth. Sie thaten das Ihrige, um ihm zur Anerkennung zu verhelfen. Aber die stille Größe des in sich selber klaren und gewissen Mannes erkannten sie

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 91.
[2] Hurter, a. a. O. S. 114.

nicht. Sie beurtheilten ihn nach dem Maße anderer Menschen, welche streben nach Ehren, Reichthum und Würden. Aber nicht nach solchem Maße des Gewöhnlichen war Tilly zu messen. Er wollte dem deutschen Reiche Ruhe und Frieden wieder geben, nicht Reichthum noch Würden für sich erlangen. Tilly bedurfte keines Fürstentitels. Er zahlte dem kaiserlichen Secretär Gereon die übliche Summe für das Diplom, damit Gereon dasselbe nicht ausfertige.[1]

Tilly indessen beschränkte diese Entsagung nur auf seine eigene Person. Da er selbst nie verheirathet war, so hatte er seine volle Neigung seinem Neffen Werner zugewendet, dem Sohne seines Bruders Jakob.[2] Im Jahre 1626 machte der Oheim sein Testament zu Gunsten dieses Neffen, und begünstigte die Heirath desselben mit der Tochter des Fürsten Carl von Liechtenstein. Er wünschte, daß Werner seinen Wohnsitz nähme auf dem Stammhause Tilly. Zu der Zeit des Tages von Mühlhausen ließ die Infantin dem alten Helden andeuten, daß sie von ihm eine Bitte um irgend eine Verleihung zum Lohne für seine Dienste erwarte. Es lag unfern von dem Hause Tilly eine Besitzung Durbuy, welche seit längerer Zeit zwischen der Regierung und der Familie Tilly streitig war. Tilly bat diese Besitzung ihm zu gewähren nicht bloß wegen seiner eigenen Verdienste, sondern zugleich auch zur Erinnerung an diejenigen seines Bruders, für dessen Sohn er das Gewünschte bestimme. Denn dieser Sohn sei ihm an Kindes statt. —

Wir werden später ersehen, welchen Erfolg die Berathungen und Beschlüsse der Kurfürsten von Mühlhausen hatten.

Während dieselben beriethen, verfolgten die kaiserlichen Heere mit Nachdruck die Laufbahn des Sieges, welche Tilly im Norden eröffnet. Tilly belagerte Pinneberg unweit Hamburg. Als er dort im Eifer der Besichtigung die Festung umritt, traf ihn eine Kugel oberhalb des Kniees. Die Anhänglichkeit seiner Veteranen an ihn erwies sich auf eine rührende Weise.[3] Aber es war Tilly's Bleiben nicht mehr im Feldlager. Er mußte sich in einer Sänfte nach Lauenburg zurück bringen lassen, von wo er einige Tage zuvor ausgezogen, und überließ es Wallenstein die Ernte einzuheimsen, welche Tilly geschnitten hatte.

Auch in Lauenburg verweilte Tilly nicht. Er hatte das Schloß zu Winsen an der Luhe lieb gewonnen, und bat den Herzog Christian sich dahin begeben zu dürfen. Christian gestattete es gern und nahm herzlichen Antheil. Er schickte ihm dieß und jenes Hausmittel, gebrannten Hirschhorn u. dgl., ferner aber auch einen Leibmedicus und seinen Chirurgen.[4] Der Leibmedicus erwarb sich Tilly's Vertrauen so sehr, daß derselbe von seinem eigenen Doktor und Balbierer, wie der Leibmedicus berichtet, nichts mehr wissen wollte. Die Wunde war bedeutend, zumal da die Entzündung, welche der Leibarzt die Rose nennt, sehr heftig wurde. Mit Interesse folgen wir den Berichten dieses Arztes an den Herzog Christian

[1] Adlzreitter, A. B. G. III. 167.
[2] Villermont II. 381. Nr. 141.—392. Nr. 153.
[3] Adlzreitter, III. 167.
[4] Königliches Archiv zu Hannover.

er seinen Patienten. Sie zollen ihm das Lob, welches freilich bei einem
chen Manne erwartet werden darf, der stillen Geduld in heftigen Schmerzen,
d nicht minder lassen selbst die officiellen Worte der Berichte die eigene Freude
Arztes über die wiederkehrende Genesung deutlich erkennen. Auch während
er Krankheit unterzeichnet Tilly die vielfachen Schreiben seiner Kriegskanzlei;
r die festen deutlichen Züge, in denen wir sonst das „Johann grave von Tilly“
n, sind hier zitternd, uneben und verschwommen. Am 19. October, fünf
eine halbe Woche nach seiner Verwundung war Tilly so weit hergestellt,
er dem Herzoge Christian den Leibmedicus zurücksendete.

Auf die Nachricht von Tillys Verwundung war der Kurfürst Max sehr
offen.[1] Es ging ihm das, wie er an Tilly schreibt, sehr sorgsam zu Ge-
he. Er sprach ihm allerdings sein Mitleid aus, verhehlte aber auch nicht
n leisen Vorwurf, daß Tilly wider seines Kurfürsten so wohlmeinende Wär-
gsschreiben sich zu weit gewagt habe. Er dürfe darum nicht unterlassen,
t der Kurfürst, ihn abermals zu ermahnen und ihm zu befehlen, daß er
ne Person, an deren Erhaltung so hoch und viel gelegen sei, nicht wieder der
fahr aussetze. Tilly selbst scheint sein Ende gefürchtet zu haben. Er sprach
nem Generalcommissär Ruepp den Wunsch aus, daß er seinen Kurfürsten gern
ch einmal sehen und mit ihm reden wolle. Wahrscheinlich drängte es ihn
nen seine Ansicht über die Lage der Dinge im Reiche auszusprechen. Zugleich
dete Ruepp, daß Tilly ihm einen anderen Wunsch von geringer Erheblichkeit
sich persönlich ausgesprochen, den er dennoch nicht zu erfüllen wisse. Tilly
f seinem Krankenlager hatte nach Granatäpfeln verlangt. Einem Manne
genüber, der so selten einen Wunsch, eine Bitte für sich aussprach, erschien
Gewährung auch des Geringsten eine Pflicht. Der Kurfürst Max sendete
ch einen eigenen Boten Granatäpfel von München nach Winsen an der Luhe
seinen kranken Feldherrn.

Wallenstein drang unterdessen vorwärts. Der Graf Schlick fand auf dem
ken Flügel den Kern des dänischen Heeres, unter dem alten Markgrafen
n Baden-Durlach, und schlug denselben bis zur Vernichtung. Der Durlacher
tte dicke Bücher über die Kriegskunst geschrieben; aber seine Fehler hier er-
ienen dem erzürnten Dänenkönige so gröblich, daß Christian ihn vor ein
iegsgericht stellen wollte. In solcher Noth und Gefahr erwachte der reichs-
stliche Standesgeist, der diesen Mann nicht gehindert hatte nun zum zweiten-
le gegen Kaiser und Reich Eid und Pflicht zu brechen. Er verwahrte sich
h und theuer, daß ein deutscher Reichsfürst nur Gott und dem Kaiser ver-
twortlich sei. Dem Kaiser, gegen den derselbe Mann eid- und treubrüchig in
affen stand? Der Dänenkönig begnügte sich, und ließ den Dänen Mitzlaff für
Niederlage büßen. Die Strafen halfen nicht. Das dänische Heer war ent-
uthigt und verlief. Der Himmel senkte sich täglich schwerer über Dänemark.
allenstein überschritt die dänische Grenze. Christian und seine Reichsräthe, die

[1] Westenrieder VIII. 163.

[illegible] in eine Brandstätte verwandeln.
[illegible] kaiserlichen Feldherrn entgegen zu [illegible]
Das [illegible] alles [illegible]: Der Krieg gehe nur den niedersächsischen
Kreis des deutschen Reiches an; die Krone und das Land von Dänemark hätten
[illegible] Wallenstein entgegnete: er suche seinen Feind
[illegible]. Er vermochte aus dem Tone des Schreibens der Reichs-
[illegible] nicht sehr geneigt zu sein
[illegible], bis wo die endlos sich dehnende
[illegible] Grenze [illegible].

[illegible] dem Reiche immer eine Grenze sein? Bereits
[illegible] in Brüssel Gedanken erwogen,
[illegible] Gedanken wurden damals erörtert und
[illegible] an den Ufern der Elbe und der
[illegible], und zwar so daß wir zunächst unsere
[illegible].

Die Macht [illegible] gegen Spanien war er-
[illegible] Meere. In dem Beginne des Abfalles schlugen alle Unter-
nehmungen [illegible] zu Lande fehl. Erst als er Kaperbriefe
[illegible], als diese im April 1572 den Briel eroberten,
wendeten sich die Dinge. Es hob sich eine Macht empor, mit welcher auf ihrem
Elemente die Gewaltigen Spaniens sich nicht mehr messen konnten. Diese Macht
behielt fortdauernd ihren ursprünglichen Charakter: der Reichthum der Holländer
gründete sich nicht zuerst auf ihren Handel, sondern auf ihren Seeraub an
Spanien. Die Schätze beider Indien an edlen Metallen, an herrlichen Früchten
des warmen Erdgürtels fielen den Holländern zu, nicht weil sie dort gruben und
baueten, sondern weil sie auf dem Meere die heimkehrenden Fahrzeuge über-
wanden und dieselben mit der Ladung als ihre Beute davon führten. Dann
kam der Handel. Und seltsamer Weise führten die Niederländer diesen Handel
nach Spanien. Dieß konnte nicht gehindert werden, weil Spanien des fremden
Getreides bedurfte. Jeder Versuch der Hinderung rächte sich sofort an den
Spaniern selbst. Als der König von Spanien 162[illegible] den Handel der Holländer
auf Spanien untersagte, stieg in Sevilla der Preis des Kornes zu einer un-
erschwinglichen Höhe.[2] Das strenge Verbot war nicht durchzuführen, weil es
Spanien selber traf. Auf der anderen Seite gingen auch die Holländer nicht so
offen zu Werke. Sie bedienten sich der Hanseaten. Und zwar ist die Kunst
der Generalstaaten in dieser Sache, wie so oft, ein Meisterstück. Sie schlossen
im Jahre 1616 ein Bündniß mit den Hanseaten;[3] aber sie schlossen das
Bündniß nicht, um die Hansestädte in ihren Krieg mit Spanien hineinzuziehen,
sondern um sie davor zu bewahren, und nebenbei die Hansestädte und sich [illegible]

[1] Londorp. III. 1041. Theatrum Europ. 1107.
[2] Theatrum Europ. I. 1068. Die Last (1000 Pfd.) auf 250 fl.
[3] Aitzema I. 391.

gegen übergreifende dänische Gelüste zu sichern. Die Holländer trieben nämlich Handel und Schifffahrt nach Spanien hauptsächlich durch die Seebriefe und Pässe der Osterlinge. Dieß Auskunftsmittel ward befördert durch das Bündnis. Des Namens wegen wurden für die Städte der Hansa die Beiträge zur Führung der gemeinen Sache angesetzt. Der Ansatz lehrt uns das damalige Verhältnis der Wohlhabenheit und Macht der Hansestädte kennen. Lübeck sollte so viel zahlen wie Hamburg, Bremen, Rostock und Wismar zusammen, die sieben Hansestädte in Allem dreizehn Procent des Betrages, den die vereinigten Provinzen zahlten. [1] Aber man hütete sich jemals diese Quoten einzuziehen, damit nicht die Hansestädte mit Spanien offen verfeindet würden.

Für die Hansestädte gewährte das Bündnis den Vortheil frei zu sein von dem Seeraube der Holländer. Indessen hinderte es die Generalstaaten nicht gelegentlich die Hansestädte zu drücken und an ihre politische Ohnmacht zu erinnern. Wenn sich ein geeigneter Vorwand bot gut oder schlecht: so nahmen die Holländer die Schiffe ihrer Freunde von Hamburg gelegentlich auch auf der Elbe weg. [2] Ebenso wenig genoßen die Hanseaten des Schutzes der Holländer gegen die mächtigen Freunde derselben auf der afrikanischen Küste. Als Freunde der Holländer durften die Barbaresken bezeichnet werden; denn sie fuhren ungehindert in holländische Häfen ein, [3] kauften und verkauften. Um sich dem französischen Könige gefällig zu beweisen, nahmen dann die Holländer vielleicht diesen oder jenen französischen Sklaven heraus und schickten ihn frei nach Frankreich. Den Barbaresken dagegen das Handwerk zu legen, hatten sie gar keine Neigung, weil dieselben sehr nützliche Verbündete gegen Spanien waren. Nur wenn Klagen einliefen, daß diese guten Freunde es wagten Holländer zu behandeln gleich Hanseaten, daß die Seeräuber durch Anwendung der Bastonade holländische Schiffscapitäne zu dem Bekenntnis hatten zwingen wollen, daß sie Hanseaten seien: nur in solchem Falle legten sich einige holländische Kriegsschiffe vor die Städte der Barbaresken, öffneten die Stückpforten und forderten also die Abhülfe der Beschwerden. Dieselbe pflegte dann sofort zu erfolgen. [4]

Alle solche Dinge waren in Spanien sehr wohl bekannt. Allein wie sollte man es anfangen den Niederländern mit Nachdruck entgegenzutreten? Eine lange schmerzliche Erfahrung hatte für Spanien gezeigt, daß auf offener See der einzelne Spanier dem einzelnen Holländer nicht gewachsen war, daß bei einem Kampfe mit gleichen Kräften die Spanier zu Wasser immer unterliegen würden. Man hatte andere Plane entworfen. Man wollte von den Nachbarhäfen zu Wasser und zu Lande zugleich in die vereinigten Niederlande eindringen. Lange vor der Aussendung der großen Armada war Philipp II. in Unterhandlung mit dem Grafen von Ostfriesland, dem die Ems gehörte, über Emden oder einen anderen

[1] Gegen 100 Pr. der Generalstaaten sollten zahlen: Lübeck $5\frac{1}{2}$, Hamburg $3\frac{1}{2}$, Bremen $2\frac{1}{2}$, Magdeburg 1, Lüneburg 1, Rostock und Wismar zusammen $\frac{1}{2}$.

[2] Aitzema I. 1104. II. 252.

[3] Aitzema II. 207.

[4] Aitzema II. 69.

Hafen in diesem Strome. [illegible] Armada [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] über die [illegible] [illegible] Hafen zu [illegible] [illegible] in See [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Jahrzehnte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Wir haben gesehen, wie er im Winter 162[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] [illegible] spanischen Namen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Spanien [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Wir haben gesehen, wie sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Im Sommer 1625 [illegible] Spanien in Brüssel der [illegible] Gesandte solle die Einstimmung eines Hafens in der Ostsee für Spanien [illegible].[2] [illegible] suchte [illegible] eine [illegible] gegen die Generalstaaten. Spanien hoffte damals noch mit seinen [illegible] [illegible] durchzudringen, daß der Kaiser und das Reich [illegible] [illegible] die Sache gegen die Generalstaaten so als eine gemeinsame [illegible] würden, wie sie es in Wahrheit war. Aber ungeachtet [illegible] [illegible] Spaniens, einer Mahnung, die in der ganzen Zeit seines [illegible] immer [illegible] [illegible], wollte die Liga aus dem Kreise ihres unmittelbar [illegible] [illegible] auf der Vertheidigung nicht heraustreten. Sie wollte nur [illegible] [illegible] nur angegriffen gegen die Feinde des Reiches treten. Spanien ließ [illegible] von dieser Forderung ab, um mit einer neuen, in den Augen der Deutschen besser begründeten hervorzutreten. Der Plan [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einen [illegible] Namen. Bei der Zusammenkunft zwischen Tilly, [illegible] und dem spanischen Gesandten zu Duderstadt im Juli 1626 ist die Rede von [illegible].[3]

Die Natur der Dinge leitete nachdrücklich darauf hin. Während Spanien zur See sich auf die Vertheidigung beschränken mußte, verfuhr es dagegen zu Lande angriffsweise. Aber betrachten wir diese Unternehmungen zu Lande. Es sind nicht großartige Feldzüge mit zahlreichen Heeren, welche die geringere Landmacht der Niederlande zu erdrücken vermöchten, sondern man zieht aus, belagert diese oder jene Stadt, nimmt sie entweder nach einer Belagerung von vielen Monaten, oder läßt sich auch davon zurück treiben. Damit geht ein ganzer Feldzug hin. Jeder Erfolg der Holländer zur See dagegen bringt ihnen baaren Gewinn. Das Ergebniß einer solchen Unternehmung von spanischer Seite steht auch bei günstigem Ausgange nicht im Verhältnisse zu den Mitteln, die dafür

[1] Vergl. des Verfassers Geschichte von Ostfriesland von 1570—1751 S. [illegible]

[2] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse, Beilage p. 201.

[3] a. a. O. 238.

aufgewendet werden. Die letzte That dieser Art war die Belagerung von Breda. Die Stadt wurde endlich von Spinola gewonnen. Der Verlust war scheinbar auf der Seite der Niederländer, und dennoch war er in Wahrheit auf der Seite Spaniens. Es hatte sich für diese Belagerung so erschöpft, daß es fortan auch selbst zu Lande auf den Angriff verzichtete, daß es schon im nächsten Jahre nur zur Vertheidigung im Felde erschien. Die Nachricht, daß dem also sei, daß die Holländer zu Lande angriffsweise verfuhren, daß die Spanier nur noch sich vertheidigten, erregte in Europa allgemeines Erstaunen. „Ich kann es nicht glauben," rief der Cardinal Richelieu aus.[1] „Es kann nicht sein: sie haben noch keine Subsidien von uns bekommen."

Bedurften die Holländer derselben? Sie nahmen die dargebotenen immerhin gern an, bemühten sich auch sie zu erlangen; aber sie hätten derselben auch entbehren können. Die Versuche der Spanier zu Lande trafen das innere Leben der Holländer nicht. Waren ihre Söldner gefallen, von Pest und Hunger weggerafft: so kauften sie sich neue. Denn ihre Märkte überströmten von Geld, theils durch ihre Erfolge zur See, theils durch ihren Handel. Als die Seele ihres Handels bezeichneten sie selber die ostseeische Fahrt.[2] In den südlichen Küstenländern dieses Meeres wuchs das Getreide, welches die Holländer unter dem Namen der Hanseaten nach Spanien verführten, welches dort ihnen reicheren Gewinn brachte, als den Erzeugern. An den Küsten dieses Meeres wuchsen ferner die Kiele und die Masten ihrer Schiffe, der Hanf ihrer Taue, der Leinsamen für ihr Segeltuch. Die Bergwerke von Schweden lieferten das Eisen und das Kupfer. An die Fahrt nach der Ostsee knüpfte sich das Gedeihen und selbst die Existenz des holländischen Freistaates. Wollte Spanien diesen treffen ins Leben hinein: so mußte es ihm die Wurzel abgraben, die Quelle verstopfen. Der Gedanke, der Wunsch mag auch früher in Spanien sich geregt haben: die Möglichkeit der Ausführung erschloß sich erst damals, als kaiserliche Fahnen wehten an beiden Meeren, als der Adler des deutschen Reiches die deutschen Ströme schützend überwachte bis da, wo sie sich in die unendliche Wasserwüste verlieren.

Der Inbegriff der spanischen Plane war, daß allein die Hansestädte das Recht des Handels nach Spanien haben sollten.[3] Nur sie sollten nach Spanien Getreide bringen, und was es sonst bedurfte; nur sie sollten die Erzeugnisse des warmen Erdgürtels, soweit derselbe der Krone Spanien unterthan war, und diejenigen des Landes Spanien selbst nach dem übrigen Europa bringen. Die Hansestädte sollten die Stapelplätze für beide Zweige des Handels sein. Die nordwärts gelegenen Städte sollten die Waaren, welche sie nach Spanien zu verführen gedächten, nur über die Hansestädte dort einbringen, und wiederum nur auf den Märkten der Hansestädte die Producte des Südens einkaufen dürfen.

[1] Aitzema II. 429.
[2] Aitzema II. 358.
[3] Khevenhiller X. 1512 ff.

Das Auge des deutschen Kaisers Ferdinand war offen für solche Pläne. Wir haben gesehen, wie er im Jahre 1623 durch die Vorschläge einer Handelseinigung die Generalstaaten zum Frieden zu bringen hoffte, wie diesen damals ihres besonderen Gewinnes willen der Krieg lieber war als der Friede. Der Kaiser Ferdinand erkannte die Bedeutung des Handels für das Wohl und die Cultur der Nation in vollem Maße. Es bot sich ihm hier die Gelegenheit die Hansestädte, deren Werth für das Reich und die Nation er niemals unterschätzte, denen er jederzeit besondere Geneigtheit bewies, diese Hansestädte durch die Aussicht auf Vortheile von unermeßlicher Tragweite mit sich und dem Reiche fester wieder zu verknüpfen. Er ließ sich verschiedene Gutachten über die Möglichkeit der Ausführung geben. Als diese beistimmend ausfielen, schickte der Kaiser im Herbste 1627 den Grafen Ludwig von Schwarzenberg nach Lübeck. Von spanischer Seite erschien zugleich Gabriel de Roy. Sie verständigten sich mit Friedland, der die Sache zu unterstützen versprach. Schwarzenberg legte dem Rathe von Lübeck die kaiserlichen und spanischen Plane vor. Er hob hervor, daß die spanische Fahrt früher als die rechte Quelle alles Reichthums gegolten, daß jetzt das Monopol derselben für die Hanse sich darbiete. Er verhehlte die Gefahren nicht; aber er wies zugleich hin auf den kaiserlichen Schutz. Er forderte die Hansestädte auf sich die Sache zu überlegen. Es war eine Frage von unabsehbaren Folgen, wichtiger vielleicht als bis dahin im Laufe dieses Krieges eine erwogen war.

In nächster Verbindung mit einem solchen Handelsplane stand dann nothwendig die Errichtung einer Kriegsflotte des deutschen Reiches zum Schutze dieses Handels. Die spätere Zeit hat in völliger Unkenntniß der Dinge des siebzehnten Jahrhunderts diesen Plan einer Kriegsflotte phantastisch genannt. Er wurde nur phantastisch in der Hand eines Phantasten. Wir haben, um den Plan wohl zu würdigen, nicht die Meinungen späterer Zeiten zu befragen, sondern hier wie überall bislang von uns geschehen ist, lediglich Gewicht zu legen auf die Anschauung der damaligen Mitwelt. Eine Kriegsflotte von damals erforderte nicht die ungeheuren Anstrengungen, wie die Errichtung einer solchen in unserer Zeit. Die deutschen Hansestädte waren noch nicht wehrlos zur See. Noch einige Jahre später wagte es Hamburg allein zur See den Kampf gegen den Dänenkönig aufzunehmen. Es war nämlich noch nicht der große Unterschied in der Bauart zwischen Kriegs- und Handelsschiffen. Jene waren schwächer als in unserer Zeit, diese verhältnismäßig stärker. Noch konnten sehr viele Handelsschiffe mit nicht großer Mühe zu Kriegsfahrzeugen umgeschaffen werden. Dazu war selbst diese Art von Schiffen in der Regel nur klein. Die Kriegsschiffe jener Tage verhalten sich zu denjenigen unserer Zeit ähnlich, wie die Landheere dieser verschiedenen Zeiten. Tilly hat selten 30,000 Mann geführt, und in der Regel überstieg die Stärke eines ordentlichen Kriegsheeres nicht 25,000 Mann. Man nannte das ein formirtes Heer, einen exercitus formatus. Aehnlich war es mit den Schiffen. Die größten Kriegsschiffe der Holländer jener Tage würden in unserer Zeit denen des dritten oder vierten Ranges nachstehen. Aehnlich verhielt es sich mit der Zahl dieser Kriegsschiffe

Sehen wir die holländische Republik, die damals vor den Zeiten Cromwells unbestritten die Herrschaft des Meeres besaß. Die Holländer schickten im Jahre 1627 von Staatswegen in See dreißig Kriegsschiffe von 120 bis 150 Last;[1] denn auch Kriegsschiffe wurden nach der Tragfähigkeit bemessen. Jedes dieser Schiffe war bewehrt mit 20—22 Stücken, theils Zwölf-, theils Achtpfündern, bemannt mit 85 Matrosen und 20 Musketieren. Das waren die damaligen Schiffe des ersten Ranges. Dazu kamen fünf Fregatten und fünf Jachten zu 50 und 60 Last, jede besetzt mit 50 Mann. Mithin betrug die ganze Bemannung der Flotte der holländischen Republik noch nicht 3700 Mann. Und diese Flotte, wir wiederholen es, in Verbindung mit einer allerdings sehr ansehnlichen Reihe von Kaperfahrzeugen, die man freie Nahrungsfahrer nannte, beherrschte das Meer. Die großen Seetreffen der Tage von de Ruiter und Tromp, in denen jede Seite die dreifache Zahl von ungleich größeren Schiffen zum Kampfe stellt, wurden in der Zeit des Krieges der Holländer mit Spanien bis 1648 noch nicht geschlagen. Es war die einzige Obliegenheit dieser Kriegsfahrzeuge den Seehandel des eigenen Landes zu schützen, denjenigen anderer Länder zu schädigen, gegen die Feinde offen, gegen die Neutralen versteckt. So gering die Macht, so barbarisch war die Kriegführung, wenn dieser Name dafür paßt. Sie war mit Plan und Berechnung auf Vernichtung des Gegners in solcher Weise abgesehen, daß selbst das Gefühl der kämpfenden Seeleute sich dagegen empörte. Im Frühlinge 1628 reichte die Admiralität von Rotterdam den Generalstaaten eine Vorstellung ein, daß die Matrosen sich weigerten in See zu gehen, wenn nicht das Gebot der Fußspülung gemildert würde. Mit diesem gelinden Ausdrucke benannte man das Ersäufen der Gefangenen. Die Admiralität bat dieß Gebot zu ermäßigen. Die Hochmögenden beriethen und beschlossen, daß eine Ermäßigung dieses Gebotes der Anfang sein würde zur See Quartier zu geben wie zu Lande, und daß darum eine solche Ermäßigung nicht gestattet werden könne.[2] Ganz in derselben Weise verfuhren die spanischen Kaper von Dünkirchen.[3]

War es denn so schwer gegen diese Kriegsflotte eine andere aufzurichten? Die Spanier allerdings waren bei gleicher Zahl und gleichen Kräften zur See den Niederländern nicht gewachsen; aber die norddeutschen Matrosen des friesischen und des sächsischen Stammes sind den holländischen an Seetüchtigkeit heutzutage völlig gleich: warum sollte es damals anders gewesen sein? Es blieb nur dann allerdings die sehr gewichtige Frage, ob eine Kriegsflotte des deutschen Kaisers es allein mit den Holländern zu thun haben werde, ob nicht in gleicher Weise, wie zu Lande die sämmtlichen Könige und Potentaten im Westen und Norden das Reich und die deutsche Nation zu zerrütten beflissen waren, sie auch mit gesammter Kraft dem Aufwachsen einer deutschen Wehrkraft zur See sich

[1] Aitzema II. 252. Es ist selbstverständlich die Last Rocken zu 4000 Pfd. gemeint. Die Last ist gleich zwei englischen Tons.

[2] Aitzema II. 628.

[3] Khevenhiller X. 392.

[illegible]

Es lag in der Natur der Sache, daß ein Plan, der so viele [illegible] hatte, [illegible] nicht geheim bleiben konnte. Die [illegible] [illegible] Dänemark und Schweden. [illegible] [illegible] Darum [illegible] Christian den Hansestädten [illegible] [illegible] Evangelii [illegible].[1] [illegible] Die Hamburgischen Bürgermeister verhehlten dem kaiserlichen Residenten [illegible] nicht,[2] daß die Prediger durch dänisches und holländisches Geld überzeugt seien: es handele sich um die Religion, und daß sie demgemäß von allen Kanzeln gegen die kaiserlichen Pläne eiferten. Auf den anderen Theil der Bevölkerung wirkten Christian und der holländische Resident Aitzema durch andere Mittel. Christian erklärte: er werde sich mit Schweden, mit England, mit den Generalstaaten so stark zur See rüsten, daß sie im Stande sein würden allen Handel der Hansestädte zu vernichten.

Auf der anderen Seite waren die in Aussicht gestellten Vortheile zu lockend und einladend, um nicht die ernste Erwägung der Handelsherren zu finden. Dazu hatte man sich ferner auch keinen Vorwurf in Betreff der Neutralität zu machen. Der Vertrag mit den Generalstaaten lief in wenigen Monaten ab, und alsdann hatte man freie Hand. Schwarzenberg war unermüdlich thätig die Vortheile hervorzuheben.[3] Aber von spanischer Seite hatte man ihm einen Gehülfen zugegeben, der mehr verdarb als er gut machte. Er forderte allerdings zu Fahrten nach Spanien auf; aber er schlug zu eigenem Vortheile solche Taxen auf die Pässe, die er gab, daß man es vorzog nach Holland und England zu fahren. Auch in Spanien selbst entsprach das Verfahren der Behörden dem Wunsche der Regierung nicht. Man machte den Seeleuten allerlei Hindernisse. Man sagte ihnen, sie führten die Waaren für holländische Rechnung aus. Man machte ihnen solche Quälereien, daß die Hanseaten verdrießlich die Waaren um jeden Preis losschlugen. Die kaiserlichen Gesandten beschwerten sich, ob man so den Versprechungen und Anerbieten nachkomme. Das Mißtrauen der Hanseaten schlug Wurzel. Es fragte sich, ob man die sichere Feindschaft aller Seemächte des Nordens auf sich laden sollte, wenn die Vortheile so unsicher waren.

Also schwankend versammelten sich die Abgeordneten der Hansestädte im Beginne des Jahres 1628 zu Lübeck, um dort von dem Gesandten des Kaisers

[1] Khevenhiller X. 1510.
[2] Hurter, Ferdinand II., Band IX. 566.
[3] Khevenhiller X. 1510.

seine Anträge zu vernehmen.[1] Es waren kaiserlich deutsche Worte, wie sie vor Ferdinand II. keiner gesprochen, wie sie nach ihm keiner mehr sprechen konnte. „Es ist aller Welt bekannt," sagte der Kaiser, „wie blühend einst der Handel und die Schifffahrt der Hanse gewesen ist. Sie würden es noch sein, wenn nicht die gewaltthätigen Eingriffe der Machthaber rund umher es verhinderten. Als ich zur Regierung kam, habe ich die Canzleien angefüllt gefunden mit Klageschriften über Bedrückungen aller Art. Damals faßte ich den Entschluß ihnen abzuhelfen; aber die vielfache Rebellion im Reiche hat mich daran gehindert, und die Dinge stehen wie damals. Ja es ist so weit gekommen, daß eine so ansehnliche, volkreiche, streitbare, mächtige Nation, wie die deutsche, sich von anderen Völkern, die in keiner Weise sich mit ihr vergleichen können, auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Gesetze und Rechte muß vorschreiben lassen. Das ist ein Schimpf und Spott für uns Deutsche. England hat die Hansestädte der mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien beraubt, und hat dieß gethan auf eine für Deutschland ehrenrührige Weise. Es hat die Deutschen behandelt, wie wehrlose Kinder. Dänemark erhebt den Zoll im Sunde wie einen Tribut von Deutschland, und läßt sich verlauten: das sei der rechte Zaum, den man den Hansestädten anlegen müsse. Es ist meine kaiserliche Pflicht als Haupt des Reiches zu solchen Anmaßungen nicht zu schweigen; denn wenn ich es thäte, so würde mir das bei der Mitwelt nicht zur Ehre, bei der Nachwelt unverantwortlich sein."

Nach solchen Worten legte Schwarzenberg den Plan des Kaisers abermals vor. Die Bedenklichkeiten der Abgeordneten überwogen ihre Neigung auf die [illegible]enden Vorschläge einzugehen. Sie sprachen ihre Besorgnis offen aus, daß im Falle der Annahme alle Seemächte feindlich über sie herfallen würden. Doch versprachen sie am 1. September mit endgültiger Antwort wieder zu kehren.

Daß ein Vorschlag von so weitreichenden Folgen bei bedächtlichen Corporationen von Kaufleuten, die einen heftigen Krieg zunächst voraussehen mußten, die im glücklichen Falle nur etwa für ihre Kinder, nicht mehr für sich selbst Früchte hoffen durften, daß ein solcher Vorschlag da nicht mit beiden Händen ergriffen werden konnte, darüber hatte auch Schwarzenberg sich keine Hoffnungen gemacht. Er erlangte immerhin etwas. Die Häupter der Städte sagten ihm zu, daß der Bund mit den Generalstaaten, der im Juni ablief, nicht erneuert werden solle, daß man dagegen in Correspondenz bleiben wolle mit dem spanischen Admiral. Sie stellten ferner Ueberlassung der Schiffe von Lübeck gegen Dänemark in Aussicht.

Dadurch war immerhin etwas erreicht, und wenn inzwischen die Führung der Dinge an den Küsten beider Meere eine geschickte und glückliche war, wenn die Anstalten zur Errichtung einer kaiserlichen Kriegsflotte Vertrauen auf den Schutz derselben einflößten: so ließ sich mehr erreichen. Es kam wesentlich und hauptsächlich auf den Mann an, welchen der Kaiser an die Spitze stellte. Dieser

[1] Khevenhiller XI. 133.

Mann war Wallenstein. Wir sehen ihn sofort verfahren in seiner gewohnten Art. Bevor er ein Kriegsschiff zur Verfügung hatte, unterschrieb er sich seit dem Beginne 1628: „General der ganzen kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer, wie auch des ozeanischen und baltischen Meeres General.“ [1] — „Die eingebildete Possession eines solchen hochtrabenden Titels,“ meldete der Däne seinen Freunden, „wollen wir nicht dulden.“

In denselben Tagen, als Wallenstein sich diesen Titel zulegte, im Mai 1628 forderte England die Generalstaaten auf zu einem Bunde dieser Macht mit den Königen von England, Schweden, Dänemark. Der Bund solle bezwecken die Erhaltung der Freiheit des Sundes, der Ostsee, der Elbe, der Weser und der Ems, das Mittel dazu die gemeinschaftliche Ausrüstung einer bedeutenden Anzahl von Kriegsschiffen. [2] Die Hochmögenden sagten den Engländern: es sei noch so gefährlich nicht. Sie wollten beharren, sagten sie, ihre Subsidien an Dänemark zu zahlen. Die Befreiung der Ems hätten sie bereits auf sich genommen. Unterdessen jedoch schickten sie einen besonderen Gesandten nach Dänemark, um dem Könige ihre Betrübnis über den Stand der Sache zu melden. [3] Sie thun ihm die Plane der Kaiserlichen kund sich beider Meere und ihrer Verbindung zu bemächtigen. Sie seien erbötig, sagten sie, 2000 Mann zur Besetzung von Kronenburg zu schicken, auch weitere Mithülfe zu leisten. Es war selbstverständlich, daß Christian den wohlwollenden Absichten dieser Freunde in der Besetzung seiner Schlösser nicht viel Gutes zutraute. Er lehnte das ab. Die Holländer meinten: er stehe schon mit Wallenstein in freundlichen Unterhandlungen. Ob etwaige freundliche Unterhandlungen solcher Art das Mittel zur Vereitelung der Seeplane des Kaisers sein konnten, oder waren, wird der Verlauf uns zeigen.

Eilfter Abschnitt.

Wenn in unseren Tagen solche heftige Klagen über einen General laut würden, wie diejenigen, welche die Kurfürsten von Mühlhausen aus an den Kaiser richteten: so würde der Kriegsherr genöthigt sein diesen seinen General sofort zur strengen Rechenschaft zu ziehen. Im anderen Falle würde er den schweren Verdacht der Mitschuld auf sich laden: es würde sich der gegründete Argwohn erheben, daß ein solches Heer und ein solcher Führer zu anderen Planen bestimmt seien, als bloß denjenigen der Abwehr des äußeren Feindes. Daß auch damals dieser Verdacht keimte, schimmert aus den schweren Anklagen

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins 143.
[2] Aitzema II. 594.
[3] Aitzema II. 495 ff.

gegen Wallenstein, aus den Versicherungen der Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser wohl erkennbar hervor. „Meine stets bewiesene Treue," also schreibt Johann Georg von Kursachsen an den Kaiser im Herbste 1627, [1] „sollte doch Besseres verdient haben: sonst müßte ich vermuthen, es sei hierunter etwas Anderes verborgen."

Hatte der Kaiser Ferdinand II. in Wirklichkeit solche Plane gegen die Reichsfürsten?

Es ist das eine Frage, die unter den Umständen, wie sie waren und blieben, mehr als einmal sich hervordrängen wird, bis wir endgültig die Antwort von dem Kaiser selbst vernehmen werden. Wir haben zunächst die Thatsachen zu erörtern, wie sie damals lagen.

Der Kaiser hatte einem Reichsfürsten und Stande nach dem anderen, die durch ihre Felonie ihre Reichslehen verwirkt hatten, unter der einzigen Bedingung der eigenen Anerkennung ihres Unrechtes verziehen. Also hatte er gethan gegen die Patriciergeschlechter, welche die Reichsstädte Nürnberg, Straßburg und Ulm beherrschten, also ferner gegen die Weimarschen Herzöge, gegen Friedrich von Altenburg, gegen Christian von Anhalt, gegen Friedrich Ulrich von Braunschweig und Andere. Moritz von Hessen-Kassel hätte unter jedem anderen Kaiser, der so mächtig dastand wie Ferdinand II., der Reichsacht gewärtigen müssen: Ferdinand hatte seiner geschont. Diese Thatsachen, wie sie bisher vorlagen, forderten Vertrauen. Daß in Wahrheit in den eigenen Augen des Kaisers Ferdinand eine solche Anklage auf Unterdrückung der reichsfürstlichen Macht als ein schwerer Vorwurf erschien, werden wir bald Gelegenheit haben zu ersehen. Wir werden sehen, daß es unter Ferdinands Räthe einige gab, welche vor dem Kaiser den Feldherrn Wallenstein solcher Plane anklagten. Da mußten sie doch wissen, zu wem sie redeten. Indem sie vor dem Kaiser gegen Wallenstein eine solche Klage erhoben, mußten sie erwägen und wissen, daß derjenige, vor dem sie also redeten und anklagten, selber diese Plane nicht theile. Ferdinand trug sich nicht mit solchen Entwürfen. Er hatte durchaus das conservative Bestreben, welches dem Hause Habsburg eigenthümlich ist. Es war sein Ziel die Reichsverfassung so zu erhalten, wie er sie überkommen, ohne Uebergriffe seinerseits zu thun, aber auch ohne solche zu dulden.

Dennoch aber glaubte er auch seinen Feldherrn nicht entlassen zu dürfen. Denn eben der Feldherr war der Kern und der Mittelpunkt des Heeres, ohne welchen die Geworbenen sofort sich wieder auflösen würden. Ferdinand erwog bei sich diese Dinge. Er suchte sie sich klar zu machen in folgender Weise. „Die Kurfürsten," sagte er, [2] „haben viele Klagen über Wallenstein, über sein herrisches Auftreten. Die katholischen Kurfürsten beschweren sich, daß die protestantischen Fürsten milder behandelt werden als katholische. Sie drohen ihr Heer abzuberufen, sich selber zu schützen. Aber da sind von außen die Feinde:

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins 140.
[2] Chlumecky, Regesten u. s. w. p. 267.

Dänemark, England, Schweden, die Generalstaaten, dazu andere Verbündete, die alles thun zum Schaden der Katholiken und der anderen Gehorsamen im Reiche. Der Friede mit den Türken ist nicht vollständig sicher. Bethlen Gabor ist leicht in die Waffen zu bringen. Er hat Verständnis mit den Tartaren. Um die Beschwerden zur Entscheidung zu bringen, bedarf ich eines Herrn. Aber es muß geholfen werden. Die Handlungsweise des Herzogs von Friedland misfällt mir; [1] allein weil er zum Nutzen der Christenheit so ersprießliche Dienste geleistet, muß man über das Geringere hinweg sehen. Nur soll er fortan mit mehr Bescheidenheit und Discretion verfahren."

Wir wissen, wie Wallenstein am kaiserlichen Hofe seine Freunde in den einflußreichsten Personen hatte, welche unablässig das Verdienst dieses Mannes emporhoben. Er erwarb sich neue dazu, Freunde von solcher Art, wie sie an allen Höfen jener moralisch verkommenen Zeit in genügender Zahl zu haben waren. Für den Kanzler Werda bestimmte er 20,000 Thaler. Das Geld kam durch ein Misverständnis an den Kriegsrath Questenberg. [2] Also erfuhr man die Sache. Ein anderesmal wagte sich Wallenstein in solcher Art an den spanischen Gesandten, Marquis von Aytona. Er war an den Unrechten gekommen. Ingrimmig ließ sich Aytona verlauten: „Dieß friedländische Directorium wird noch einmal mit einer seltsamen Katastrophe enden." Andere nahmen das Geld und verkündeten laut die Tugenden Wallensteins. In denselben Tagen, als die Kurfürsten zu Mühlhausen beriethen, beflißsich Wallenstein ein glänzendes Beispiel seiner Gerechtigkeit zu geben. Er ließ den Herrn von Görzenich, dessen Frevel zum Himmel schrieen, in Rendsburg greifen und ihm den Proceß machen. Wenn es nur einmal dahin kam: so blieb der Erfolg nicht aus. „Daß ich man sich über mich im Reiche nicht zu beschweren habe," meldete er an Collalto, [3] „daß ich die Uebertreter nicht strafe: so habe ich heute dem von Görzenich den Kopf weghauen lassen. Er ist wohl aufs Rad sententiirt worden; aber ich vermein, daß man sich mit diesem contentiren könne. Er soll gar wohl und andächtig gestorben sein."

Die Hinrichtung kam zur guten Stunde für die Freunde Wallensteins. Allein änderte dieß das Wesen der Sache? Was erst hatte geschehen müssen, bis einmal dieß erfolgte?

Wallenstein selber war in Prag anwesend, als im Spätherbst 1627 das Gutachten der Kurfürsten erwogen wurde. Das lebendige Wort vermag mehr als das geschriebene. Das kaiserliche Ohr stand dem Feldherrn offen. Und da lag es nahe, daß dem Mistrauen gegenüber, welches in den Kurfürsten in Folge des Gebahrens von Wallenstein erwachsen mußte, auch ein kaiserliches Mistrauen erweckt werden konnte. Daß das Oberhaupt des Reiches niemals mit voller Genugthuung auf das Heer der Liga blicken konnte, auf die kriegerische

[1] a. a. O. Il suo modo di trattare dove dispiacere a. S. M. C., also die Worte des Kaisers, die er im Mai 1628 für sich dictirt.

[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 90.

[3] Chlumecky, Regesten u. s. w. S. 56, 20. October 1627.

[Ma]cht im Reiche neben dem Kaiser, liegt gar zu nahe. Wallenstein verstand [e]s meisterlich solche wunde Punkte leise zu berühren. Schon auf die ersten [na]chdrücklichen Klagen der Liga im Mai 1627 ließ er durch Collalto dem Kaiser [an]deuten: [1] „Es wäre gut, wenn E. M. bei aller Satisfaction für die Liga [d]er auch anzeigten, daß sie Kaiser seien und Unbilliges nicht gewähren würden.“ [Ei]nsmal erregte er ein ähnliches Mistrauen in Betreff des Kurfürsten von [S]achsen. Wir meinen nicht in Betreff der Religion; denn davon kann ja nicht [di]e Rede sein. Wallenstein spricht darüber kein Wort. Aber er läßt in seine [A]ntwort an den Kaiser einfließen, daß es dem Kurfürsten gebühre mehr Dis[cr]etion gegen seinen Kaiser und Herrn zu beobachten. [2] „Wollte Gott,“ fährt er [fo]rt, „daß Mittel zur Abführung des Kriegsvolkes da wären: so versichere ich [E]w. Majestät, daß ich keine Minute damit zaudern wollte. Aber ich bezeug es [m]it Gott, daß keine Möglichkeit da ist zur Abführung, daß sogar die äußerste [No]th mich treibt noch 6 — 7000 Pferde über die Elbe zu schicken. Wenn an[der]s der Kurfürst nicht selber Ursache gibt: so soll kein Kriegsvolk in sein Land [ge]legt werden.“ Was bedeutet dieser Wink des Ursachgebens? Hatte der Kaiser [b]is dahin auch nur das Geringste über Johann Georg zu klagen? Solche kleine Samenkörner werden selten vergebens ausgestreut.

Wallenstein war in Böhmen, in Prag bei dem Kaiser. Die Kurfürsten [z]u Mühlhausen hatten eifrig und warm für den baldigen Abschluß des Friedens [m]it Dänemark geredet, damit das Reich des Kriegsdruckes einmal ledig würde. [W]allenstein selbst war noch im September 1627 für den Frieden. Dann wen[det]en sich für ihn die Dinge. [3] Sein persönliches Interesse, das wir bald näher [ken]nen lernen werden, gebot ihm die nachdrückliche Fortführung des Krieges. [E]r stellte dieß Interesse als das kaiserliche dar, und fand darin Unterstützung [vo]n Anderen. [4] Der Gewinn von ganz Dänemark stand in Aussicht. Man [er]innerte sich, daß von dort aus einst die Cimbern ausgegangen seien, um den [er]sten germanischen Sturmlauf gegen das altersschwache Rom zu wagen, daß [v]on dort aus die gefürchteten Normannen die Küsten Europas sich tributpflichtig, [vi]ele Länder sich völlig unterthänig gemacht. Man dachte durch den Besitz von [H]olstein und Schleswig auch die Nachbarküsten zu sichern, durch die Elbe und [W]eser die Hansestädte und den ganzen niedersächsischen Kreis fest an den Kaiser [z]u knüpfen. Der Sund, meinte man, der Schlüssel der Ostsee, falle dem [d]eutschen Kaiser zu, mit ihm die Herrschaft des Meeres, und eine Kriegesflotte [br]inge Reichthum und Macht. Wo die Umgebung des Kaisers von solchen [R]athschlägen widerhallte: da war es nicht zu verwundern, wenn auch der Kaiser [F]erdinand selbst, der wider seinen Willen von dem habgierigen Dänen zu diesem [K]riege gereizt war, in der Fortführung desselben eine gerechte Vergeltung sah. [W]enn aber diese Fortsetzung des Krieges ihm und dem deutschen Reiche eine

[1] Chlumecky a. a. O. S. 49
[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 111. 16. Dec. 1627.
[3] Chlumecky a. a. O. S. 51.
[4] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 117.

solche Fülle von Vortheilen in Aussicht stellte: so wendete sich die Gunst und der Dank des Kaisers dafür dem Manne zu, welcher seinen Worten nach für die Erreichung alles dessen die Bürgschaft zu übernehmen schien.

Es ist nicht unser Zweck den Kaiser Ferdinand völlig zu rechtfertigen. Es ist unser Zweck zu zeigen, wie nach der Lage der Umstände eine außergewöhnliche Willenskraft erforderlich war, um das Netz der Täuschung zu zerreißen, mit welchem man den Kaiser umwob. Ferdinand war mild, gütig, wohlwollend; aber eine außergewöhnliche Willenskraft und Energie besaß er nicht.

Da der Kaiser den Feldherrn Wallenstein nicht entließ, so ist die Frage, was er zur Abhülfe der Beschwerden der Reichsstände that. Er ließ sich [illegible] ein ausführliches und eingehendes Gutachten darüber abstatten.[1] Man scheint danach am kaiserlichen Hofe geglaubt zu haben, daß die Klagen über das Wallensteinische Kriegsvolk wesentlich von den katholischen Kurfürsten ausgingen, während in der That in dieser Beschwerde alle Fürsten und Stände des Reichs eines und desselben Sinnes waren, daß nämlich dieser immer steigende [illegible] unerträglich sei. Das Jahr 1628 brach an, und noch verlautete nichts von Reformen. Der Kurfürst Max von Bayern gedachte der Forderung von Mühlhausen durch einen besonderen Abgesandten in Prag bei dem Kaiser [illegible].[2] Er verlangte die Abdankung wenigstens derjenigen Truppen, für welche in der Nähe der Orte des Krieges kein Unterhalt mehr übrig sei. Der Abgesandte fand den Herzog von Friedland am kaiserlichen Hofe allmächtig, die kaiserlichen Räthe von ihm abhängig, die Treumeinenden, so hoch und vornehm auch immer sie seien, eingeschüchtert, nicht wagend ihre Meinung zu sagen. Der Kaiser schickte eigene Gesandte aus nach Mainz und München, um diese Kurfürsten zu beruhigen. In Folge dessen finden wir strenge Verordnungen von Wallenstein.[3] Die Verordnungen deuten im Wesentlichen die Grundzüge derselben Klagen an, welche kurz vorher die Kurfürsten erhoben. Wallenstein gebietet, daß dem Kriegsvolke monatlich ein fester Sold gegeben werde. Das Gebot hört sich gut an; aber war damit der Knoten gelöst? Es knüpfte sich daran die zweite Frage von ungleich schwererm Gewichte: woher der Sold und wie wird er aufgebracht? Das Unheil des Ausschreibens und der Erhebung der Contribution durch Obersten und Officiere, und nicht durch die legalen Landesobrigkeiten, wie es bei Tilly geschah, blieb dasselbe, und damit blieb die Wurzel alles Uebels. Wallenstein wurde reicher von Tage zu Tage. Sollten die Obersten es nicht werden?

Schwer litten darunter Tilly und seine wohlverdienten Truppen. Sie hatten oft nicht das trockene Brod, und standen dabei beständig dem Feinde gegenüber.[4] Wallensteins Truppen waren verstreut durch das ganze Reich, lagen mühelos in reichen Quartieren und setzten Bürgern und Bauern den [illegible]

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 117.
[2] a. a. O. 146.
[3] Londorp. III. 946.
[4] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 121.

f den Nacken. Die Officiere Tillys erhielten die vertragsmäßig accordirten
d angewiesenen Gelder aus den Händen der Beamten des Landes, in welchem
standen, mit Abzug des angerichteten Schadens. Die Wallensteinischen
ersten bewilligten selbst, wie sie es nannten, und erhoben selbst mit immer
reit stehender Execution. Tilly klagte, daß ein Rittmeister unter ihm 28 Thaler
öchentlich empfange, unter Wallenstein bis 200 und darüber, auch 400. Oft
te sich Meuterei unter Tillys Truppen. Er berichtet seinem Kurfürsten, wie
neulich einige Compagnien Reiter zu Pferde gefunden. Sie wollten fortreiten.
hon hatten sie die Stangen ihrer Standarten zerbrochen. Nur sein Wort be-
chtigte sie. Dreihundert seiner Officiere, meldete er im Jahre 1627, seien
Wallenstein übergegangen. Dazu kam der von Wallenstein oft und geflissentlich
rvorgehobene Unterschied: nur sein Heer sei wahrhaft ein kaiserliches, dasjenige
lys diene den katholischen Bischöfen. [1]

Wir haben gesehen, wie Tilly und Wallenstein am 1. September 1627
Lauenburg zusammen kamen, um sich über gemeinschaftliche Operationen zu
sprechen. Dahin gehörte auch die Frage der Winterquartiere. [2] Ludwig von
Schwarzenberg, der kaiserliche Gesandte bei den Hansestädten, hatte den besonderen
uftrag Wallenstein an ein gutes Einvernehmen mit Tilly zu mahnen. Der
aiser sagte: da müsse das Heer mit guten Quartieren versehen sein, an denen
r Tilly bislang gefehlt. Also war es der Wille des Kaisers. Tilly nun be-
hrte zu Lauenburg: er wolle seine Truppen aus den ausgezehrten Quartieren
ch Mecklenburg verlegen. [3] Er bat inständigst. Wallenstein schlug es rund
. Er berief sich darauf, daß kaiserliches und nicht bayerisches Kriegsvolk von
en Gegenden Besitz genommen. [4] Das war richtig; aber die Bahn dazu,
ß Wallensteins Truppen Mecklenburg besetzen konnten, hatten nicht sie, sondern
jenigen Tillys gebrochen und geebnet. Wallenstein beharrte. Am liebsten
tte er Mecklenburg ganz verschont; denn er hatte einen besonderen Plan für
es Land im Sinne. Deshalb hatte er schon am 30. August die Stadt
üstrow und die Umgegend [5] von aller Einquartierung frei gesprochen. Aber
s Verhältnis zu Tilly, die Forderung desselben gebot um des Scheines willen
nstweilen andere Schritte. Der Feldmarschall Arnim erhielt sofort Befehl alle
erter in Mecklenburg zu besetzen, [6] nicht stark, aber überall etwas nach Ge-
genheit des Ortes, damit man sich mit Fug darauf berufen könne: Mecklenburg
i bereits von kaiserlichen Truppen bezogen. Also geschah es. Nur die bereits
schöpften Quartiere von Braunschweig und Lüneburg, von Hessen, der Wetterau,
em Westerwalde, von Oldenburg und von Ostfriesland, wo Mansfeld drei
ahre vorher in vierzehn Monaten die Bevölkerung auf den fünften Theil herab-

[1] a. a. O. S. 125.
[2] a. a. O. S. 97.
[3] Förster, Wallensteins Briefe I. 108.
[4] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 126. Nr. 22.
[5] Förster a. a. O. S. 107.
[6] Förster a. a. O. S. 112.

gebracht hatte, wurden Tilly überlassen.[1] Ein ansehnlicher Theil der Kai[illegible] desselben stand zwischen Unterweser und Unterelbe. Dort hatte der englische Oberst Morgan noch die Festung Stade besetzt. Sie zu erringen war Tilly's nächste Aufgabe; denn mit dem Falle von Stade war alles deutsche Land [illegible] vom Feinde gesäubert.

Den Winter über gebrauchte Tilly vier Regimenter die Festung Stade blokirt zu halten.[2] Diese Soldaten litten in den bremischen Marschen unsäglich. Die Häuser lagen dort nach der Weise des sächsischen Stammes und der Oertlichkeit gemäß nicht Dorferweise beisammen, sondern verstreut. Die Folge war, daß viele Soldaten nicht unter ein Obdach kommen konnten, sondern im Felde, auch wohl unter offenem Himmel lagern mußten. Der Winter war gelind: es regnete und stürmte, und der Boden war tief durchweicht, daß die Soldaten bis in das Knie einsanken. Die Weise der Bewohner jener Gegenden mit Stangen und Springstöcken über die morastigen Stellen hinwegzukommen, kannten sie nicht. Es fehlte den Unglücklichen an der nothwendigsten Kleidung, an Hemden, an Schuhen, Hüten, Strümpfen und Mänteln. Sie erstarrten und verkamen in Nässe, Kälte, Koth und Schmutz. Dazu hatten die Dänen durch die mehrjährige Einlagerung diese Gegenden völlig ausgegessen. Für die Mühen und die Noth seiner täglichen Arbeit ward dem Soldaten im günstigsten Falle trocknes Commisbrod und Wasser. Dazu kam noch ein besonderes, dem Soldaten bis dahin unbekanntes Leiden, dasselbe, vor welchem anderthalb Jahrtausende zuvor die Römer in jenen Gegenden sich entsetzten: der Nordweststurm und die Wassernoth. Viele wackere Soldaten kamen elend um. Sobald Tillys Wunde [illegible] geheilt war, ritt er selbst zu seinen Getreuen, um sie zu trösten. Es war ihnen eine Erleichterung ihm ihre Leiden zu klagen. So manchen gefährlichen Strauß, sagten sie, hätten sie gekämpft auf Heerstraßen und auf festem Boden unter den Füßen; aber hier zu Lande seien die Wege unbekannt, verdächtig, gefährlich. Hier lauere der Feind von hinten und von vorne, nicht Menschen, sondern Wasser und immerdar Wasser, und ehe sie es sich versähen, steige die Fluth ihnen heran bis an den Hals. Dazu wehe der Wind vom nahen Meere herüber schnöde, scharf und grausam über die ebenen Flächen, und trage für die Hungrigen und Entblößten allerlei Schwächen und Pestilenz mit sich. „Was hilft es uns nun," riefen die Veteranen ihrem alten Vater zu, „daß wir bisher so viele lange Jahre durch unsere tapfere Thaten und Kriegsdienste einen guten Namen erhalten, daß man uns lobt im heiligen Reiche, wenn man uns nun wie arme Schlucker hier verderben und sterben läßt? Unser verdienter Sold bleibt uns aus bis an unseren Tod, und konnte uns doch jetzt, wo wir noch Kräfte haben und dabei die größte Noth leiden, helfen gleich einem Almosen." So wenden sich bittend an ihren Feldherrn. Sie flehen ihn an bei dem Blute derer, die verlassen umgekommen seien: er wolle sie als ehrliche Soldaten, die er zu-

[1] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse Beilage S. 276.
[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 124.

ine aufrichtigen und redlichen Bürgen in so mancher Gefahr erprobt, nicht stecken
ssen in solcher Noth, nicht sie vollends um ihre Stärke und Gesundheit bringen.
Also verhält es sich in Wahrheit," meldete der Feldherr seinem Kurfürsten.
Es sind ehrliche, in aller Noth durchwetterte Soldaten, die durch ihren Schweiß
nd ihr Blut, durch ihre beständigen Dienste und tapfern Thaten das gemeine
Wesen bisher erhalten. Darum bitte ich hochfleißig, daß diesen alten wohl-
verdienten Kriegern der vier Regimenter in ihrer Noth durch einige Monatsolde
holfen werde."

Von den anderen Regimentern Tillys lagen zwei weiter westwärts in Olden-
urg und Ostfriesland. In der letzteren Provinz berührten sie die Truppen der
eneralstaaten. Denn über dieß kleine deutsche Land war in höherem Maße
s über eins der anderen deutschen Grenzländer seit einer Reihe von Jahren
s Unglück gekommen, daß die Hochmögenden unter den gleißenden Worten
ner Friedensstiftung den Grafen und die Stände fortwährend an einander
hten.[1] Die wichtigsten Grenzplätze des Landes waren in ihren Händen.
Gerade damals als die kaiserliche Einquartierung bevor stand, waren alle Parteien
ur Einsicht in diese Lage der Dinge gekommen. Mit Gewalt die Holländer aus
en festen Plätzen Emden und Leerort zu treiben, war nicht möglich: man hatte
ur Bitten. Der Graf und seine sämmtlichen Stände vereinigten sich zu diesem
wecke, schickten ihre Abgeordneten nach dem Haag und baten und fleheten, daß
ie Truppen aus dem Lande gezogen würden. Die Hochmögenden erwiederten,
ß die Bittenden die Lage der Dinge und die eigene Gefahr nicht erkenneten.
tatt die Garnisonen abzuberufen, müsse man sie verstärken. Es geschah. Be-
or die Deputirten zurückgekehrt waren, hatte die Stadt Emden eine solche Be-
tzung, daß die Hochmögenden einer etwaigen Belagerung durch Tilly mit Ruhe
ntgegensehen konnten. Dazu herrschten staatische Commissarien in der Stadt.
er Landesherr war dem Kaiser getreu, deutsch gesinnt, mit den Anführern des
iserlichen Heeres befreundet. Die Commissarien der Holländer in Emden be-
raften jegliche Aeußerung der Bürger für ihren Kaiser, für ihren Landesherrn
it Geldbußen, Gefängniß oder Ausweisung.[2] Sie erhoben Contributionen von
em Lande, und im Besitze des Stroms sperrten sie die Zufuhr von Lebens-
itteln.

Das Alles wußte Tilly sehr wohl. Er schrieb an den Rath von Emden:
r kenne die Sklaverei der Stadt, und wünsche ihr Erlösung, Rückkehr zu dem
lten Frieden und dem Wohlstande unter des kaiserlichen Adlers Schirm und
Schutz.[3] Aber was sollte er machen? Seine Kriegsherren gestatteten ihm nicht
en offenen Bruch, den Angriff auf die Holländer. Die unausbleibliche Folge
ür ihn war, daß seine Beschwerden im Haag mit höhnenden Entschuldigungen
bgewiesen wurden. Er lag in Buxtehude. Dorthin sandte man ihm die

[1] Man vgl. des Verfassers Geschichte von Ostfriesland 1570—1751. S. 284 ff.
[2] Aitzema II. 411.
[3] Rathsarchiv zu Emden.

Antwort: ihm sei falsch berichtet. Bei näherer Kunde werde er alles anders befinden. Von Emden aus streiften staatische Truppen in die Quartiere der Kaiserlichen. Die Hochmögenden erwiederten: es seien nicht staatische Truppen, es seyen dänische gewesen, die sich in Emden aufhielten. [1] Oder man verlangte von Tilly den Namen der Delinquenten. Alsdann, erklärten die Holländer, würden sie Gerechtigkeit üben. Er forderte, daß die Holländer auf der Ems als auf einem freien deutschen Strome die Schiffe frei aus und einsegeln lassen sollten. Das ward gestattet mit dem Bedinge, daß Schiffe mit kaiserlicher Flagge auf der Ems, also innerhalb des Reiches auf deutschem Boden, vor deutschen Festungen, welche die neutral und friedlich sich nennenden Holländer mit eigenmächtiger Willkür besetzt hielten, die Flagge strichen und sich durchsuchen ließen. Die Ungestraftheit, mit welcher man all diesen Uebermuth ausführte, rief in hitzigern Köpfen der Holländer den Wunsch hervor: es sei doch besser mit den Kaiserlichen offen zu brechen. Nicht also dachten die ergrauten Politiker im Haag. Sie verkündeten laut und öffentlich der Welt, daß sie mit den Kaiserlichen die alte vertrauliche Neutralität unterhielten. [2] Sie sprachen das Vertrauen aus, Jedermann werde erkennen, daß die Gerüchte, als ob die Besatzung der Stadt Emden die Kaiserlichen mit Gewalt aus Ostfriesland schlagen wolle, nur von solchen Böswilligen erfunden seien, welche die Dinge immer noch verworrener zu machen sich bestrebten. Um dieß mit einigem Scheine von sich zu sagen, hatten die Generalstaaten ein Mittel angewendet, dessen sie sich in solchen Fällen des Widerspruchs von Wort und That häufig bedienten. Die ganze Versammlung der Generalstaaten beschloß Festhalten an der Neutralität. Dann traten der Prinz von Oranien und einige Mitglieder der Versammlung abgesondert in seinem Cabinette zusammen, beriethen und beschlossen, daß man unter diesem Deckmantel der Neutralität den Kaiserlichen in jeder Weise hinderlich und beschwerlich sein wolle. [3] Demnach hatte denn die Versammlung das Recht, wie man es nannte, officiell dem Feldherrn zu antworten, daß ihre Beschlüsse nichts anderes enthielten als Neutralität gegen den Kaiser und die Liga. Von Feindseligkeiten wußte sie nichts. Und zu dergleichen Dingen mußte ein Mann wie Tilly zusehen, ohne sich wehren zu dürfen! Auf seine Klagen in München, in Wien, in Mainz erhielt er die Weisung neutral zu bleiben nach wie vor. Seine Beschwerden im Haag beantwortete man mit Spott und Hohn! War es zu verwundern, daß seine Seele brütete über Planen, wie diese Niederlande nicht zu bezwingen seien!

Wir sehen in diesen Generalstaaten die politische Lüge so mächtig, wie kaum irgendwo. Sie standen damals auf dem Gipfel der Macht. Ihre Schiffe durchfurchten alle Meere, waren in allen Himmelsstrichen gefürchtet. Sie hatten in den verschiedenen Ländern und Himmelsstrichen, wo sie offen oder ver[illegible]

[1] Aitzema II. 138.
[2] a. a. O. 145.
[3] a. a. O. 142.

Krieg führten, zusammen nahe an 130,000 Mann Truppen, welche von ihnen Sold empfingen. Die Spanier wichen vor ihnen nicht bloß mehr zu Wasser, sondern auch zu Lande. Daheim galt das schärfst ausgeprägte calvinische Bekenntnis, welches die Dortrechter Synode festgestellt, voll und unbeschränkt. Den Arminianer, wie den Katholiken, und jeden offenen Gegner der Lehre von der unbedingten Prädestination, trafen Verfolgung und Geldbußen. Ein öffentlicher Gottesdienst ward keiner dieser Glaubensparteien verstattet. Zur selben Zeit sahen die Lenker dieses Staates, wie in den benachbarten Gegenden, welche Tilly besetzt hielt, dieser katholische Feldherr nicht blos das lutherische, sondern auch das calvinische Bekenntnis schützte, wie er alle Geistliche auf gleiche Weise unter seine Obhut nahm, sie befreiete von Einquartierung, und jegliche Störung der Uebung ihres Cultus abwehrte. Und zur selben Zeit riefen die Hochmögenden ihren Unterthanen zu: die Unterdrückung der wahren christlichen Religion stehe nahe bevor, es sei denn, daß der allmächtige Gott, der alles regiere, durch seine weise Leitung gnädig dieß verhindere. [1]

Tillys Truppen lagerten fortan für mehre Jahre in diesen Gegenden zwischen den Mündungen der Ems, der Weser und der Elbe. Wir sehen den alten Feldherrn dort nach denselben Grundsätzen der Kriegsdisciplin handeln, die wir längst an ihm kennen. Einer der wichtigsten unter denselben ist der Verkehr mit den Unterthanen durch die gesetzlichen Obrigkeiten, und die Befugnisse der letzteren seinen Truppen gegenüber. Ob es ihm dadurch gelang auch bei den verworrenen Verhältnissen an der Ems die gegenseitige Zufriedenheit der Soldaten und der Einwohner zu erreichen, das zu erfahren, müssen wir einstweilen der Folgezeit überlassen. Wir haben uns nach den Planen seiner Nebenbuhler und Gegner umzusehen.

Bevor Wallenstein im Sommer 1627 nordwärts zog, hatte er vom Kaiser das Fürstenthum Sagan in Schlesien käuflich erworben. Die Art und Weise des Kaufes stand einer Schenkung durch den Kaiser gleich. [2] Seit dem Beginne dieses Jahres 1627 war Wallenstein nicht mehr Fürst, sondern Herzog von Friedland mit reichsfürstlichen Rechten, nur daß Friedland dem Königreiche Böhmen einverleibt blieb. Im Anfange des Jahres 1628 erhielt er auch für Sagan den Herzogstitel, abermals mit ausgedehnten Rechten, unter denselben dasjenige der Verleihung des Adels. Er hatte ferner das Münzrecht, und übte auch dieß mit demselben Streben nach dem Ungewöhnlichen, nach dem Auffallenden, das einen so hervorstechenden Zug in dem Leben dieses Mannes ausmacht. Er ließ Goldmünzen prägen von fünfzigfachem Werthe der Ducaten, und zwar ja nicht mit dem kaiserlichen Adler, sondern mit seinem eigenen Wappen. Wenn das nicht geschah, zürnte er sehr. „Ich thue das nicht um des Nutzens willen," sagte er: [3] „sondern wegen der Reputation." Indessen

[1] Aitzema II. p. 448.
[2] Förster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst S. 72.
[3] Förster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst 385.

[illegible]

Die beiden Herzoge von Meklenburg [illegible] dem Dänenkönige [illegible]

Die Stände von Meklenburg [illegible][1] Nach der Schlacht bei Lutter [illegible][2] [illegible] Gunsten der Dänen.[3] Die Stände erwiederten auf die Vorschläge der Landesherren, daß durch eine neue Contribution für Dänemark [illegible] verrichtet werde, [illegible] daß Gottes und des Kaisers Strafe [illegible]

Erst als Tilly dann stärker heranbrängte, als [illegible] schwere Waffen sich heran wälzten, war Meklenburg für den Dänen nicht mehr zu behaupten. Die Herzoge trachten sich den kaiserlichen Feldherrn entgegen zu kommen. Ihre Boten trafen Tilly zu Lauenburg. Er nahm sie freundlich auf, verlangte jedoch die Einräumung der Feste Dömitz. Die Boten trafen Wallenstein zu Perleberg, 16. August. Sie schilderten ihm, daß die Herzöge in Verdacht gekommen seien, als stunden sie nicht in kaiserlicher Devotion. Aber die Gewalt des Dänenkönigs hätte ihnen auf dem Halse gelegen, und Niemand sie geschützt. Deshalb bäten sie, Wallenstein werde keine Gewalt gegen sie brauchen

[1] Franck, altes und neues Mecklenburg XIII. 13.
[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins 159.
[3] Franck a. a. O. XIII. 13. Khevenhiller XI. 692.

Wallenstein entgegnete: er habe vom Kaiser keinen Auftrag einen Fürsten im Reiche, der nicht gegen den Kaiser in Waffen stünde, feindlich zu behandeln. Er werde Befehl geben der herzoglichen Häuser zu schonen. Aber er verlange Freundschaft in Werken, und nicht bloß in Worten, damit es ihm nicht erginge, wie zwei Jahre zuvor Tilly in Braunschweig.

Der Oberst Arnim, der früher bei Gustav Adolf gedient hatte, damals Wallensteins rechte Hand war, führte die Vorhut. Zu ihm sandten die Herzöge neue Erbieten ihrer treuen Ergebenheit an den Kaiser. Dömitz, welches Tilly verlangt hatte, wurde eröffnet, und ohne Tilly zu fragen, von Wallensteinern besetzt. Arnim entgegnete am 2. August,[1] daß der Kaiser das in Gnaden aufnehmen und den Herzögen dafür willfährig sein werde. Am 3. September, also nach der Besprechung mit Tilly zu Lauenburg, die am 1. September statt fand, wiederholt Wallenstein dieselbe Gesinnung.[2] Er bat die Herzöge von Mecklenburg ihm zu helfen und allen möglichen Vorschub zu leisten. Das geschehe zu ihrer und des Landes Wohlfahrt. Zum Mistrauen schien da kein Grund. Und dennoch regte sich in Wallensteins Seele schon ein Anderes, das immerhin damals noch keine feste Gestalt gewonnen haben mochte. Aber es war vorhanden. Am Tage zuvor, am 2. September,[3] also nach der Zusammenkunft in Lauenburg, meldete Wallenstein an Arnim: er sei über den Mecklenburger Herzog mit Arnim einverstanden; doch fügte er hinzu: „Wir wollen uns richten nach seinen Werken, und nicht nach seinen Worten.“ Was bedeutete das?

Tilly hatte zu Lauenburg am 1. September die Forderung der Winterquartiere in Mecklenburg gestellt. Die Forderung ließ Wallenstein nicht ruhen.[4] So einfach und klar der Grund des Verlangens vorlag, Wallenstein suchte einen anderen.

Es ist Tillys Absicht dabei gewesen, also dachte sich Wallenstein: weil diese Fürsten sich wider den Kaiser vergangen: so könne sein Herr ihnen eine Feder ziehen. Er berichtet das an Arnim im höchsten Vertrauen und Geheimnis. Einen Anhaltspunkt für den Verdacht dieser Absicht gibt Wallenstein nicht an. Wir wissen mithin nicht, ob er selbst an diesen Verdacht glaubte, zumal da er später desselben nicht mehr erwähnte. Um so eifriger entwickelt er in sich dieselbe Absicht, die er eben noch dem Kurfürsten von Bayern und Tilly beigemessen. Er bittet sich zuerst von dem Kaiser die Erlaubnis aus sich auf drei Monate nach Hause zu begeben, das ist nach Böhmen, wo der Kaiser in Prag verweilt. Dann meldet er an Arnim: es erfordere die höchste Noth, daß Arnim sich aller festen Oerter in Mecklenburg bemächtige, sei der Ort auch nur mit einer Mauer umfangen. Auch an die Schutzbriefe und Wachen, die Wallenstein selbst verliehen, darf Arnim sich dabei nicht kehren. Er muß verfahren,

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 103. Nr. 32 ff.
[2] a. a. O. S. 109.
[3] a. a. O. 108
[4] a. a. O. S. 111. Nr. 11.

als seien sie nicht da. „Denn ich komme," also sagt Wallenstein [illegible] „[illegible] seltsame Praktiken."

Was für Praktiken dieser Herzöge von Mecklenburg meint hier Wallenstein? — Er sagt es nicht. Er befiehlt Arnim sich fleißig zu erkundigen, [illegible] sich die Herzöge verhalten, damit Wallenstein es wissen könne [illegible] [illegible]. Die Befehle nehmen zu. Acht Tage später[1] soll Arnim alle [illegible] [illegible], die der ältere Herzog von Mecklenburg gethan: denn Wallenstein sieht, „daß er nicht gut thun will. Er hat wohl verdient, daß man ihn strafe." Womit der Herzog von Mecklenburg das verdient, was er nach der [illegible] von [illegible] Böses gethan, sagt Wallenstein nicht. Daß weder der eine, noch der andere Herzog etwas habe thun können, geht genugsam aus den Verhältnissen hervor. Das ganze Land war der bisherigen Verbindung mit Dänemark abgeneigt. Die Verbindung war nur eine erzwungene, so lange nämlich die Dänen im Lande standen. Nun hatte sich das gewendet: die Kaiserlichen standen im Lande, sie waren siegreich. Zu jeglicher eigenen That, welche für die Dänen gegen die Kaiserlichen hätte gerichtet sein können, zu jeglicher eigenen Unternehmung fehlte es den Herzögen an aller geistigen Kraft. Und dazu fehlte es ihnen, auch wenn sie die Kraft besessen hätten, an dem Willen. Der Schwedenkönig, der Mann des erstaunlichen Scharfblickes, durchschaute alle diese deutschen Fürsten sehr genau. Er meinte später von ihnen: sie seien im Herzen immer sehr gut kaiserlich gewesen. Dieß ist sicherlich das richtige Urtheil.

Wallenstein indessen war sich seines Sieges im Voraus schon gewiß. Auf der Reise nach Böhmen meldet er von Frankfurt a. O. aus am 2. November seinem getreuen Diener Arnim:[2] es sei möglich, daß in kurzer Zeit in Mecklenburg eine Veränderung vorgenommen würde. In diesem Falle müsse das Land von Kriegsvolk befreit werden. Wallenstein wußte ja zu wohl, was eine Einquartierung seiner Truppen mit sich brachte, als daß er dieselbe in seinem eigenen Lande hätte dulden wollen. Ganz eben so befreite er sein Herzogthum Friedland in Böhmen, und darum gelangte von Städten, Dörfern und manchen Adeligen in Böhmen an ihn die Bitte in den Unterthanenverband seiner Herrschaft aufgenommen zu werden.[3]

Daß Wallenstein irgend etwas gegen die Mecklenburger Herzöge im Schilde führe, konnte nach der ganzen Sachlage nicht lange unbekannt bleiben. Es kam auch dem Herzoge Hans Albrecht zu Ohren, und er wendete sich an Wallenstein selbst. Wir erinnern uns, wie dieser am 2. November dem Arnim geschrieben, daß Mecklenburg von der Einquartierung befreit werden müsse, sobald die beabsichtigte Veränderung stattgefunden. Dem Herzoge Hans Albrecht dagegen meldet er am 10. November, also acht Tage später: es sei nicht möglich das Kriegsvolk anderswohin zu legen. Der Herzog wolle sich der Bürger

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 115. 9. October
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 123.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 144.

[...]equemen und sich in die unvermeidliche Forderung der allgemeinen Wohlfahrt fügen. Daß aber Hans Albrecht durch böse Leute bei dem Feldherrn verklagt sei, darin, also meldet derselbe Wallenstein, sei der Herzog übel benachrichtigt.[1]

Das Lügenspiel Wallensteins liegt uns hier offen vor Augen. Aber war [...] denn damals ganz verborgen? Durfte Hans Albrecht den gleißenden Worten [...]auen? Wallenstein hatte Arnim angewiesen den Mecklenburger Herzögen aufzupassen, alle ihre Stücklein zu notiren, weil sie nicht gut thun wollten. Es ist [...] denkbar, daß ein solches Aufpassen und Auflauern statt haben konnte, [...] Aufmerksamkeit und Verdacht zu erregen. Adolf Friedrich beeiferte sich [...] Willfährigkeit in der Hingabe der Insel Pöl an Arnim alles etwaige [...]trauen zu zerstreuen.[2] Das geschah noch im November. Es änderte den [...]and der Dinge nicht, und den Herzögen ahnte Schlimmes. Eine Gesandtschaft von ihnen an den Kaiser mit Zeugnissen ihrer treuen Ergebenheit erschien [...] das sicherste Mittel. Tilly hatte sich ihnen beim Betreten ihres Landes [...] erwiesen, und demnach wandten sie sich an ihn.[3] Der alte Feldherr, zum Schutze der Bedrängten und Verfolgten jederzeit bereit, gab ohne Wallensteins zu erwähnen, dem Kaiser Bericht,[4] wie die Herzöge bei seinem Eintritte in das Land ihrer Schuldigkeit gemäß gehandelt, wie er erwarten [...]rfe, daß sie auch ferner so handeln würden. Das Schreiben hat augenscheinlich die Absicht die Mecklenburger Herzöge im Voraus gegen jeden Verdacht [...] zu stellen. In der Meinung, daß vielleicht die nicht sofortige Uebergabe [...] Dömitz ein Anklagepunkt sein würde, berichtete Tilly, daß er zuerst die Uebergabe gefordert, nicht die Wallensteiner. Der Bericht Tillys ist schon vom [...]. November, also noch vor der letzten gleisnerischen Schrift Wallensteins an Hans Albrecht. Eben so wandten sich die Herzöge an Ludwig von Schwarzenberg, der als kaiserlicher Gesandter bei den Hansestädten weilte. Schwarzenberg [...]t[5] das treue Bezeigen der Herzöge. Er weist darauf hin, daß die vorschmitzten Officiere des kaiserlichen Heeres dieß würden bezeugen müssen. Sollte [...]nach vielleicht Wallenstein selber Zeugnis ablegen? Schwarzenberg hebt rühmend hervor, wie die Herzöge in Wismar das murrende Volk gegen die Einquartierung beruhigt und dadurch den Seeplanen des Kaisers hülfreich entgegen gekommen. Er bittet den Kaiser diese Treue und Ergebenheit der Herzöge anzuerkennen. 14. November. Mit diesen Zeugnissen von Tilly und Schwarzenberg ging eine Gesandtschaft der Herzöge nach Prag an den Kaiser. Unterwegs verschaffte sie sich andere. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen bezeugte,[6] daß die Herzöge bei der Friedenshandlung zu Braunschweig im Winter $16^{25}/_{26}$ allen

[1] Förster, a. a. O. S. 131.
[2] Franck, altes und neues Mecklenburg XIII. 30.
[3] a. a. O. 91.
[4] Villermont II. 399. Nr. 160.
[5] Beilage XXXVI.
[6] Beilage XXXVII.

[illegible]

[illegible] Er hätte gar gern dann sein Heer zurückgenommen. Allein Arnim erwiderte kurz: wenn es nicht freundlich geschähe, so mit Gewalt. Wir sehen, wie getreu er seiner Instruction nachkam.

Wallenstein vernimmt mit Freuden die Nachricht, daß Bogislav sich jener:

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins 171.

[2] Arend XIII. 10.

[3] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 139.

[4] a. a. O. p. 145.

[5] Neubur, Geschichte des 30jährigen Krieges. 1771 (betrifft im Grunde nur Stralsund). S. 10.

in die Einquartierung verstanden. Deshalb muß Mecklenburg sofort geräumt werden. Vor Tillys Ansprüchen auf Quartiere dort war zunächst keine Gefahr. Die Truppen desselben waren, wie wir gesehen haben, damals bereits auf dem Marsche nach Oldenburg und Ostfriesland.

Und hier tritt nun ein großer Unterschied hervor zwischen dem Einzuge der Tillyschen Truppen dort fern im Nordwesten, der Wallensteinischen im Osten. Die Tillyschen Truppen zogen dort ein auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers und rechtfertigten sich durch die Berufung auf denselben.[1] Sie wurden dort willig aufgenommen. Anders die Wallensteiner in Pommern. Der Kaiser verwendete sich bei Wallenstein für die Befreiung von Pommern, doch mit dem Zusatze, wenn die Kriegsraison es zulasse.[2] Der Zusatz war die Eröffnung des Thores für die Eigenmacht Wallensteins. Daß der Kaiser es aufrichtig damit meinte, sagt Wallenstein selbst: Ihre Majestät wollen gern einem Jeden zu willen sein. Aber er behauptet, daß eben strategische Gründe eine Befreiung Pommerns nicht zuließen.

Unterdessen kam Wallenstein auf dem Schlosse Brandeis in Böhmen an. Von dort aus meldet er am 20. December 1627: die Sache ist bereits accordirt.[3] Er bittet jedoch, Arnim möge dafür sorgen, daß die beiden Herren durchgehen. Also nennt es Wallenstein. Das werde nicht schwer sein, meint er, weil der eine der beiden schon einmal reisefertig gewesen. Die Absicht dieses Wunsches, daß die Herzöge fliehen mögen, liegt nahe. Eine Flucht gab einen Anhaltspunkt zum Verdachte. Wallenstein erneuert seinen Befehl die Einquartierung aus Mecklenburg abzuführen; denn über 3000 Mann wolle er da nicht leiden.

Wallenstein hat in diesen Briefen an seinen Vertrauten und Helfershelfer auch nicht eine einzige Anklage vorgebracht, welche die Herzöge von Mecklenburg härter träfe, als die anderen Fürsten des niedersächsischen Kreises, die sich von dem Dänen gegen Pflicht, Ehre und eigenes Interesse hatten verführen lassen. Er hat von seltsamen Stücklein gesprochen, hinter die er gekommen sei. Worin diese bestehen, hat er weder Arnim gemeldet, noch vor dem Kaiser und dessen Räthen dargelegt. Die Herzöge von Mecklenburg waren offenbar schlaff, unselbständig, ohne festen Willen, ohne Entschluß. Aber auch nur dieß fiel nach den Thatsachen ihnen zu Last, nicht eine Tücke, ein Verrath, ein Bruch geschworener Eide. Warum denn verfuhr man anders gegen sie, wie gegen die anderen? Warum schlimmer gar, als gegen Moritz von Hessen, den Tilly mit so großmüthiger Geduld getragen? — Wir haben die Gründe der kaiserlichen Räthe zu hören. Nicht alle diese waren Wallenstein ergeben: es sind zwei Gutachten vorhanden, sehr verschiedenen Inhaltes.

Die Mecklenburger Herzöge, sagt ein Theil der kaiserlichen Räthe,[4] haben

[1] Also der Kaiser und der Kurfürst von Bayern an Franz Wilhelm von Osnabrück. 21. Januar 1628, im Domcapitelarchive zu Osnabrück.

[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 154. Brief 83.

[3] Förster, S. 169. Nr. 100.

[4] Khevenhiller XI. 62 ff.

nicht mehr Unrecht gethan, als die anderen Fürsten des niedersächsischen Kreises, welche sich mit dem Dänenkönige verbunden. Wenn diese begnadigt sind: warum will man jene strafen? Der König von Dänemark wird sich der Herzöge annehmen, und derjenige von Schweden wird dadurch ins Reich gezogen werden. Wenn man darüber noch hinwegsehen will: so ist von größerer Wichtigkeit, daß das Mistrauen im Reiche selbst durch eine solche Uebertragung der Herzogthümer an Wallenstein gesteigert wird. Denn es ist bekannt, daß Wallenstein sich geäußert: man bedürfe keiner Kurfürsten und Fürsten mehr. Man müsse ihnen das Gebütel abziehen. Wie in Frankreich und Spanien, so müsse auch in Deutschland nur ein einziger Herr sein.

Wie rufen doch diese Worte der Räthe ganze Reihen von Gedanken hervor! Also von Anfang an, sehen wir, war die Strafe für die Mecklenburger Herzöge, der Lohn für Wallenstein am kaiserlichen Hofe eine und dieselbe Angelegenheit, beide ganz verschiedene Dinge nur ein Ganzes. Eine solche Vermengung machte von vorn herein die Gerechtigkeit, die der Kaiser üben wollte oder sollte, zur Dienerin des Interesses.

Und weiter sind die Worte der kaiserlichen Räthe so höchst gewichtig. Indem sie sich vor dem Kaiser auf das beziehen, es bekannt nennen, was Wallenstein über die Reichsfürsten gesagt, mußten diese Worte Wallensteins offenkundig, eine unbestreitbare Thatsache sein. Indem ferner die kaiserlichen Räthe diese Worte vor dem Kaiser als Grund gegen die Forderungen Wallensteins geltend machten, mußten sie wissen und überzeugt sein, daß der Kaiser solche Ansichten und Worte Wallensteins nicht billige. Die Räthe, welche bei der Kenntniß der politischen Anschauung des Kaisers solche Worte Wallensteins gegen denselben geltend machen, mußten wissen und überzeugt sein, daß es keineswegs die Absicht des Kaisers war die sogenannte deutsche Libertät zu vernichten und sich nach französischem Muster zum Alleinherrn zu machen. Die Räthe mußten überzeugt sein, daß der Kaiser die Reichsverfassung zu beobachten Willens war, daß er einen Plan des Bruches und des Umsturzes derselben auch dann nicht billigte, wenn dieser Bruch, dieser Umsturz im kaiserlichen Interesse geschähe.

Denn eben dieß führen die kaiserlichen Räthe ausdrücklich weiter aus. Wenn die Fürsten des Reiches, sagen sie, auf ihre vielfältigen Klagen hören und sehen, daß anstatt der Gewährung einer Abhülfe derselbe Mann, den alle als den Urheber dieser Klagen betrachten, noch mit mehr Gewalt ausgestattet wird, als der Kaiser vermöge der Wahlbedingungen ihm geben kann: so ist unfehlbar zu besorgen, daß die Fürsten und Stände des Reiches sich einbilden, jene Worte rühren von einer höheren Stelle her, jenes Verfahren werde an einer höheren Stelle gebilligt. Die Fürsten sehen, wie er so schon hoch begnadigt, wie er durch die erhaltenen Gnaden hochmüthig geworden ist, wie er ferner alle Kriegsvölker mit der armen Leute Schweiß und Blut an sich zieht, seine Anhänger sowohl am kaiserlichen Hofe, als im Heere mit solchen Geschenken begabt, daß auf die Dauer das ganze Reich und die kaiserlichen Erblande dazu nicht ausreichen werden. Da ist sehr zu fürchten, daß man zum Aeußersten

reiße, daß ein Krieg entbrenne, dessen Ende nicht abzusehen. Der Kaiser ist Wallenstein nichts mehr schuldig. Wallenstein hat sich in Güte oder mit Gewalt längst bezahlt gemacht. Wenn man die Rechnung genau untersucht: so hat nicht Wallenstein von dem Kaiser, sondern der Kaiser von Wallenstein zu fordern. Und selbst wenn man behaupten will: es komme Wallenstein etwas zu: so erhebt sich die wesentliche Frage, ob es recht ist ihn zu bezahlen mit dem Eigenthume der Herzöge von Mecklenburg. Diese sind noch nicht gehört, und es ist nicht recht sie erst zu entsetzen, und nachher erst die Anklage des Hochverrathes gegen sie auszubringen. Vielmehr ist es besser die Herzöge nach geleisteter Unterwerfung wieder einzusetzen. Man kann ihnen, wenn das nöthig ist, eine Geldbuße auferlegen, und für die Zahlung derselben Wallenstein einige Oerter zum Pfande geben. Besser aber ist es jetzt Maß und Ziel zu setzen; denn Wallenstein wird in Zukunft immer mehr verlangen.

Man hat dieses Gutachten eines Theiles der kaiserlichen Räthe in neuerer Zeit als von dem Kurfürsten Max beeinflußt angesehen. Ein Beweis für diese Ansicht ist nicht erbracht. Dagegen redet das Gutachten für sich selber, daß es verfaßt sei von Männern, die nicht Wallenstein dienstbar waren, die ihre Unabhängigkeit von ihm bewahrt hatten. Der Gedankengang stimmt überein mit demjenigen in den Zeugnissen, die wir von Tilly, von Schwarzenberg, von dem Kurfürsten Johann Georg über die Herzöge vernommen. Er stimmt ferner mit derjenigen Ansicht über Wallenstein, in welcher drei Monate zuvor zu Mühlhausen sämmtliche katholische und protestantische Kurfürsten und andere Stände des Reiches sich geeinigt. Eben dieselbe Ansicht darf den Umständen nach ferner als diejenige der deutschen Nation jener Tage angesehen werden.

Die Mehrheit dagegen der kaiserlichen Räthe hob das Verbrechen der Herzöge von Mecklenburg hervor, das Verdienst Wallensteins und den Nutzen des Kaisers. Die Mecklenburger Herzöge, sagen diese Räthe, haben sich schwer vergangen. Sie halten fest zu dem Dänen und haben beide kaiserliche Heere in ihren Fortschritten gehindert. Es ist Zeit, daß einmal ein Beispiel gegeben werde; denn bislang ist die Meinung: ein Reichsfürst dürfe nur ungestraft rebelliren, und wenn er sich dann unterwerfe: so sei alles vergeben und vergessen. Nicht also muß es sein. Strafen und Belohnungen sind die Stützen eines wohlgeordneten Staates. Die Strafe muß erfolgen, aber auch die Belohnung. Und zwar ist Wallenstein dieser vor allen würdig; denn sein Verdienst hat nicht seines Gleichen. Niemals hat man gehört noch gelesen, daß ein Feldherr eine Armee von 100,000 Mann auf die Beine bringt und sie erhält ohne Entgeld noch Bezahlung, ja noch dazu aus den Contributionen Geld zu allerlei Nothdurft nach Hofe schickt, um treue Minister zu belohnen. Er hat die Kriegsobersten, Befehlshaber und Soldaten durch Gaben und Geschenke also angefeuert, daß sie ihrem Kaiser und Herrn vor allen anderen dienen.

Jedes dieser Worte ist, schärfer angesehen, eine schwere Anklage gegen Wallenstein, und mittelbar ein Lob für Tilly. Jener war unermeßlich

reich,[1] und dieser nach Maßgabe seiner Stellung arm. Tilly hat niemals Geld nach München geschickt: er hat nur gefordert. Wenn das Verdienst des Feldherrn nicht bloß darin besteht die Feinde zu schlagen, sondern auch die unvermeidlichen Uebel des Krieges bei Freund und Feind nach Kräften erträglich zu machen, so fragen wir: wessen Verdienst ist größer, desjenigen, der von seinem Kriegsherrn fordert, oder desjenigen, der ihm schenkt? Von einer Beute, einem Raube an den Feinden kann hier nicht die Rede sein; denn Wallenstein stand nur in solchen Ländern, deren Bewohner deutsch und kaiserlich getreu gesinnt waren. Sie durften von dem Feldherrn ihres Kaisers erwarten, daß er sie als Freunde behandele, nicht mehr von ihnen fordere, als unmittelbar nothwendig war. Dieß in Bezug auf die Freunde. Abermals wenn das Verdienst eines Feldherrn darin besteht seine Feinde zu schlagen, so fragen wir: wer von jenen beiden hatte das Verdienst die Feinde des Kaisers und des Reiches geschlagen zu haben? Wenn einem Feldherrn mit seinem Heere der Ruhm gebührte es verhindert zu haben, daß nicht das deutsche Reich in das Chaos des Räuberwesens versank: welchem Feldherrn gebührte dieser Ruhm?

Die Mehrheit der Räthe des Kaisers ging über die Beantwortung solcher Fragen hinweg, um statt derselben neue Unwahrheiten zu häufen. Nur Wallenstein, sagten sie, hat das Vertrauen, die Liebe und die Furcht der Soldaten. Er ist unentbehrlich. Wenn er nicht mehr da ist, so gibt es Niemanden, der seine Stelle vertreten könnte. Die Räthe vergaßen abermals, in wessen Händen die Sache des Kaisers gestanden, bevor Tilly im Frühlinge des Jahres 1625 Unterstützung gefordert.

Und ferner, sagten die Räthe, ist eine Gefahr nicht zu befürchten. Die Kurfürsten werden sich auf eine Fürbitte beschränken. Dänemark wird Frieden schließen auch ohne die Herzöge. Schweden ist in Polen beschäftigt. Die Erwerbung von Mecklenburg bietet dagegen neue Vortheile. Sie gewährt Seehäfen und dadurch kann der so lange mit Spanien beabsichtigte Handel ins Werk gesetzt werden.

Nachdem sie dieß erörtert, fügen sie noch einen Grund hinzu, der in Ferdinands Seele jederzeit anschlug: eine solche Uebertragung des Landes Mecklenburg an Wallenstein gereiche zum Nutzen der katholischen Religion. In der That: wenn Wallenstein wirklicher Reichsfürst war, so mußte auf ihn auch das landesherrliche Reformationsrecht kommen, und er durfte demgemäß Mecklenburg wieder katholisch machen. Wenn etwa der Kaiser diese Hoffnung, wenn die Mecklenburger diese Furcht hatten: so waren diese Regungen am wenigsten

[1] Förster, Wallensteins Briefe II. S. 74 behauptet, daß die jährlichen Einkünfte Wallensteins sich auf sechs Millionen Thaler beliefen. Caraffa (Relatione p. 164) gibt die am meisten gesicherten Einkünfte des Kaisers, nämlich diejenigen aus Steiermark, Kärnthen, Krain und Unteröstreich zusammen auf zwei Millionen Gulden an. Die Verantwortlichkeit für jene Angabe der sechs Millionen Thaler kann nur Förster selbst übernehmen; allein auch selbst wenn wir sie auf ein Viertel reducirten, so war dennoch Wallenstein unermeßlich reich.

gründet. Wallenstein war ein zu guter Rechner, als daß er um solcher Dinge [illegible]llen, die nicht ihm persönlich reellen Vortheil brachten, das Erworbene aufs [illegible]piel zu setzen gedachte. Vor einer Einführung der katholischen Religion in [illegible]ecklenburg nachher hat er sich wohl gehütet. Was brachte das ihm? Dagegen [illegible]t er vorher diese Aussicht als Drücker auf die vielgeltenden Geistlichen am [illegible]iserhofe benutzt. Er machte ihnen Zusicherungen, die zu weitergehenden Hoff[illegible]ngen zu berechtigen schienen. Es ist Thatsache, daß einflußreiche Geistliche am [illegible]fe des Kaisers ihre Stimme für die Uebertragung geltend gemacht haben.[1]

Der Kaiser schwankte. Aber Wallenstein hatte eine fest geschlossene, und [illegible]h den mehrfachen Andeutungen gut bezahlte Partei. Wie er dem Arnim [illegible]genüber von Anfang an seiner Sache gewis gewesen war: so sehen wir auch [illegible]her keinen Zweifel in ihm sich regen, wenigstens nicht laut werden. Im [illegible]cember 1627 hat er gemeldet, daß alles bewilligt sei. Am 19. Januar [illegible]28 gebot der von allen Seiten umdrängte, wider seine Pflicht und sein [illegible]teresse umgarnte und bethörte Kaiser dem neuen Herzoge von Mecklenburg bei [illegible]he in der Gegenwart des Kaisers bedeckten Hauptes zu sein.

Die Form, in welcher das Land Mecklenburg dem neuen Herzog über[illegible] wurde, entsprach dem Gutachten der Mehrheit der kaiserlichen Räthe.[2] [illegible] Spruch des Kaisers gegen die Herzöge sagte, daß sie sich mit fremden [illegible]ten zum Nachtheile und zur Gefahr des Reiches in ein hochschädliches [illegible]dnis eingelassen, daß sie dann alle Mahnungen und Drohungen des Kaisers [illegible]chtlich in den Wind geschlagen, halsstarrig in der Conspiration verharrt und [illegible]ar Ursache gewesen seien den Erbfeind der Christenheit mit in das Spiel zu [illegible]hen. Deshalb, weil die Herzöge den Krieg veranlaßt und in demselben be[illegible]rt, sind sie dem Kaiser verantwortlich für die Kriegskosten. Der Kaiser [illegible]iderum ist für die Kosten dem Herzoge von Friedland und Sagan verpflichtet, [illegible]r sie ausgelegt. Deshalb gewährt ihm der Kaiser die Herzogthümer als ein [illegible]nterpfand. Die Forderung des Herzogs an den Kaiser von 700,000 fl. ist [illegible]mit getilgt.

An diese Erwerbung von Mecklenburg für sich knüpft fortan Wallenstein [illegible]rieg oder Frieden für das deutsche Reich. Also lehrt es nicht blos der fernere [illegible]ang der Thatsachen, sondern seine eigenen Worte. Vier Tage, nachdem er [illegible]m Kaiser als regierender Herzog von Mecklenburg begrüßt war, meldet er [illegible]nem Vertrauten:[3] „Ich will zum Frieden helfen mit Hand und Fuß; allein [illegible]ecklenburg muß ich behalten und dabei bleiben. Im anderen Falle begehre ich [illegible]inen Frieden.“

Eine Zeitlang schien es eben damals, als dürfe Wallenstein, wenn er wolle, [illegible]ch höher hinausgehende Plane hegen. Von Dänemark aus verlautete die [illegible]achricht, daß die Dänen müde ob der drückenden Kriegslust ihres Königs, mit

[1] Khevenhiller XI. 67.
[2] Förster I. S. 291. Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 172.
[3] Förster I. 181. Nr. 145.

dem Gedanken umgingen ihn abzusetzen und einen anderen zu erwählen.[1] Also berichtete Schwarzenberg aus Lübeck. Wallenstein beauftragte Arnim in Verbindung mit Schwarzenberg dahin zu wirken, daß die Dänen den Kaiser zu ihrem Könige wählten. Er verbürge ihnen mit seinem Worte ihre Freiheiten und ihre Religionsübung. Am kaiserlichen Hofe gönnte man dem Feldherrn selbst die Königskrone von Dänemark. Auch der Kaiser zeigte sich diesem Plane geneigt. Wallenstein indessen schwankte nicht lange. Er meint, er würde sich dort nicht behaupten können. Deshalb wolle er lieber das Sichere nehmen, nämlich Mecklenburg.

Was sollten die armen Herzöge thun? Sie erließen Schreiben hierhin und dorthin, an alle Fürsten des Reiches, an Tilly. Was konnten die Fürsten? Sie waren machtlos gegenüber Wallenstein. Nur der Bund der katholischen Liga schwieg nicht. Er gab deutlich seine Ansicht zu erkennen, daß dieß Verfahren gegen die Herzöge nicht zu Recht bestehen, nicht gebilligt werden könne. Demnach war zu erwarten, daß auf dem ersten demnächstigen Tage des Reiches die Liga mit Nachdruck ihre Stimme für die Mecklenburger Herzöge erheben würde. Zunächst kümmerte das Wallenstein nicht. Er legte sich sofort die äußeren Zeichen seiner Würde zu. Damals standen noch die deutschen Fürsten ihrem Volke nicht fern. Wallenstein machte es anders. Er war unnahbar. Der Titel Hoheit war damals ungewöhnlich: er gebührte nur der Infantin Isabella, der Tochter und Schwester spanischer Könige. Wallenstein nahm diesen Titel an.[2]

Es handelte sich nun darum den neuen Regenten in das Land einzuführen, von den Ständen die Huldigung zu erlangen. Walmerode und Aldringer erhielten vom Kaiser dazu den Auftrag, und Arnim von Seiten Wallensteins den Befehl ihnen dabei mit seinen Truppen zu helfen. Sobald es geschehen, sagt Wallenstein, müssen die Truppen abgeführt werden, theils nach Ulm in Schwaben, theils nach Lübeck und anderen Orten. Diese haben allerdings gegen jegliche Einquartierung Schutzwachen von Wallenstein erhalten, und zwar nach der Weise der Zeit nicht umsonst; aber das darf Arnim nicht hindern.[3] Mecklenburg soll aller Kriegsbeschwerden enthoben sein. Dort sollte, also war es fortan Wallensteins Wille, die Ordnung herrschen, die Sicherheit des Eigenthums, des Verkehrs, welcher alle anderen von Wallensteins Schaaren belasteten Länder so schmerzlich entbehrten. Dort sollte, um es mit einem Worte zu sagen, die Ordnung und Kriegszucht herrschen, welche Tilly in jedem Lande aufrecht zu erhalten strebte. Die Nachricht von Arnim, daß die Huldigung in Mecklenburg Schwierigkeit finden werde, ist für Wallenstein sehr erfreulich. „Ich würde das von Grund meines Herzens gern sehen," meldet er;[4] „denn dann verlören sie alle ihre Privilegien." Er gibt sofort die nöthigen Befehle. „Sobald eine solche

[1] a. a. O. S. 162. Nr. 92 S. 238. Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse Beilage S. 283.

[2] G. Priorato, Vita di Valstain, p. 25.

[3] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 290.

[4] a. a. O. S. 322.

sei.

Hoffnung Wallensteins auch die Güter der Ritterschaft mit einem Schein
ande des Rechtes an sich zu bringen, ging nicht in Erfüllung. Auf
de Ladung zum Landtage erschienen sie am 3. April. Am 4. flohen
e aus ihrem Lande. Die Ritter baten um Aufschub der Huldigung.
ihnen für einige Wochen gewährt. Am 27. April kamen sie wieder
abermals um Frist. Sie war abgelaufen. Wohl oder übel mußten
und Städte von Mecklenburg am 30. April dem aufgedrungenen Her-
ren.

e es der Kaiser, was da geschah? Die Mehrheit der Räthe in seiner
stand in Wallensteins Solde. Er selbst nennt den Kaiser häufig allzu
lzu gutmüthig. In Wahrheit, Ferdinand war es für ihn. Bis zu
s Auftreten war, abgesehen von den wenigen kleinen Fürsten, denen
Habgier und Raufluſt die Heimath zu enge machte, die Anhänglichkeit
reue des einsichtigen Theiles der deutschen Nation, namentlich diejenige
vativen Corporationen für ihren Kaiser. Wallensteins maßlose Habgier
chsucht, seine Tücke und seine Falschheit unterwühlten und unterhöhlten
ichen Grundfesten des deutschen Reiches.

Wallenstein war der Herr, er und kein Anderer.[2] Er erkennt mittel-
Beschwerden der Kurfürsten gegen ihn an. Die heftigsten Klagen wur-
ll gegen die maßlose Anhäufung der drückenden Reiterei geführt. Nun
enstein am 15. November 1627 offen zu Collalto:[3] „Ich habe fünf-
Cavallerie, als nöthig ist." Aber sie abschaffen wollte er nicht. Auch
es nicht nöthig. Collalto war sein Untergebener, eifriges Werk-
lensteins, und war zugleich Präsident des Hofkriegsrathes. Durch ihn
Wallenstein, auch selbst über Tilly. Durch den Hofkriegsrath ließ
n seine Befehle an Tilly schreiben. Der Hofkriegsrath gibt nach
ns Anweisung an Tilly Befehl, wo dieser Quartier nehmen lassen soll,
icht. Tilly bittet um Verstattung der Quartiere in Franken. „Nicht
t Wallenstein,[4] sondern den Westerwald und die Eifel trete ich ihm

beklagt, so gibt desgleichen wieder Wallenstein an den Hofkriegsrath die Instruction für die Antwort. Seltsamer noch ist seine Meinung in Betreff der Festung Wolfenbüttel. Im November 1627 bat Pappenheim um Begnadigung für den Commandanten Solms in Wolfenbüttel, damit er zum Accorde willig werde. Wallenstein meint: Solms suche nur die Gnade, weil ihm das Wasser ins Maul gekommen sei. Aber die Gnade sei von bösen Folgen, weil Andere gereizt werden, die sich minder vergangen. „Zudem," fährt Wallenstein fort,[1] „kann man des Heeres von Wolfenbüttel wohl entbehren, weil kein Feind mehr im Reiche ist, gegen den man es gebrauchen könnte. Wenn sich Wolfenbüttel ergibt: so steht die Sache nur um so ärger; denn die Reiter von dort müssen doch irgendwo untergebracht werden, und nirgends ist Quartier für sie." Und dieser selbe Wallenstein, der also spricht, gab neue Patente aus Söldner zu werben mehr und mehr.[2]

Wie war der Zustand des Reiches so unsäglich elend, wie ward er elender von Tag zu Tag! Zwar der Kaiser wollte helfen. Er wollte den Mahnungen der Kurfürsten von Mühlhausen nachkommen. Er sendete zu diesem Zwecke Commissarien in das Reich mit dem Auftrage die Obersten zu visitiren und dahin zu treiben, daß sie Rechnung ablegten. Die Commissarien erschienen und luden die Obersten vor.[3] Aber diese hatten keine Zeit. Sie entgegneten, daß sie stündlich auf Befehl zum Fortmarschiren gefaßt sein müßten. Deshalb schickten sie ihre Rittmeister oder andere Personen, und die Sache blieb wie sie war. Jeder Oberst war ein kleiner Wallenstein. Sie forderten für sich persönlich [illegible] fl. monatlich und mehr.[4] Viele Andere gingen mit der Beute von dannen. „Es sind ausländische Obersten," meldet der Kurfürst von Sachsen. „Sie zeigen ohne weitere Frage den Reichsfürsten an, wie viele Truppen sie in die Lande derselben einzulegen gedenken, in welcher Weise und wie lange diese Soldaten unterhalten werden müssen. Durch diese Truppen scharren solche Fremde im römischen Reiche deutscher Nation Geld und Silber zusammen, und wenn sie genug haben, gehen sie damit hinweg." „Ich kenne Officiere," meldet der Erzherzog Leopold seinem kaiserlichen Bruder, „die vor wenigen Jahren nichts besaßen. Jetzt haben sie 3 und 400,000 fl. Das haben sie nicht vom Feinde erobert, sondern den armen Unterthanen abgepreßt."

Es ist nicht zu leugnen, daß Wallenstein Befehle gegen dieß Rauben erließ, daß er auch zuweilen mit rächender Hand unter dieses Raubgesindel fuhr. Wir haben des Görzenich gedacht. Sehen wir an einem anderen Falle, ob Wallenstein selbst dann, wenn man ihm den ernstlichen, folgerechten Willen beimessen wollte, es vermochte denselben ins Werk zu setzen.

Wallenstein selbst schildert den Obersten Fahrensbach, einen schwedischen Ueberläufer. Wir bemerken im Voraus, daß dieser Mensch erst 1632 nach den

[1] a. a. O. S. 66 vom 29 November 1627.
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 317, 321 und oft.
[3] Theatrum Europ. 1212. Khevenhiller XI. 97.
[4] Förster I. 67.

Spruche eines bayerischen Kriegsgerichts wegen Versuchs des Verraths von Ingolstadt an Gustav Adolph enthauptet wurde. „Es kommen so viele Klagen ein über den Fahrensbach," sagt Wallenstein im November 1627 zu Collalto, [1] „daß er es nicht viel besser, wo nicht ärger gemacht hat, als der Görzenich." Wallenstein will also eine Demonstration gegen ihn thun. Aber wie? Es müssen zuerst alle Klagen zusammen gebracht und beglaubigt werden. Darüber gehen drei Monate hin. Setzt man ihn gefangen, so läuft sein Regiment auseinander; denn sein Oberstlieutenant ist bereits entlaufen. Nun will Wallenstein aber gern die Leute behalten, und unter seine Regimenter stecken. Wie ist das anzufangen? Collalto, der Präsident des Hofkriegsrathes, soll im Namen des Kaisers ein Schreiben an Fahrensbach richten: der König von Polen habe sich beschwert, daß der Kaiser den Fahrensbach in seinen Diensten leide, weil derselbe am Könige von Polen Verrath begangen. Nun wolle der Kaiser nicht einen solchen in seinen Diensten leiden, befehle mithin, daß Fahrensbach austrete. „Dieß wird mir dienen," sagte Wallenstein, „daß ich alsdann zum Regimente greifen und es unter die meinigen stecken kann, ohne auf die Sentenz zu warten. Weiter muß in dem Schreiben stehen, daß Fahrensbach so unverantwortlich in Schlesien, der Lausitz, der Mark Brandenburg gehaust hat. Darauf will ich ihn lassen einziehen und ihm den Proceß machen." Das Schreiben soll Collalto dem Wallenstein nach Friedland schicken. War denn ein solches Verfahren der Weg Rechtens gegen einen offenkundigen Erpresser und Räuber? Anders doch handelte Tilly. Nicht bloß geschah bei ihm die Erhebung der Contribution durch die legalen Obrigkeiten: er macht dazu die Commandanten eines jeden Ortes verantwortlich für den Schaden, den ihre Untergebenen anrichten. Er fordert von den Commandanten die Wiedererstattung des Schadens nach den Reichsgesetzen. [2] In Betreff jenes Fahrensbach ist es selbst zweifelhaft, ob Wallenstein es so schlimm mit ihm gemeint. Am 13. December 1627 warnt er den Arnim vor Fahrensbach. [3] Am 27. Februar 1628 ist Fahrensbach noch in Wallensteins Diensten als Oberst seines Regiments. [4] Nun wird merkwürdiger Weise dieser Oberst eines Regiments, das in der Mark Brandenburg steht, von den Feinden, die nicht mehr auf deutschem Boden sind, gefangen genommen. [5] Er wird wieder ausgelöst, bleibt dennoch in Wallensteins Diensten, sucht im August 1628 sein Regiment nach Wallensteins eignem Bericht zu dem Schweden über-

[1] Chlumecky, Regesten u. s. w. S. 65.

[2] Aus einem Tagesbefehl Tillys aus Peine 17. März 1627, im Archive der Landschaft Calenberg: da aber ein oder ander hierüber betretten würde, wollen wir nit allein den oder dieselb, zu vorangedeutteter Straffe (Leibes und Lebens) exemplariter ziehen lassen, Besondern es sollen auch die Commandanten jedes Orths, daß sie dieß unser Protectorium der schüldigen Gebühr nicht in acht genommen, nach Inhalt Reichs Constitution, einem jeden Beschedigten seinen Schaden, ohne alle Einrede, zu erstatten schüldig sein, Wornach sich ein jeder zu richten, vnnd vor Schaden zu hüten wissen wird.

[3] Förster, Wallensteins Briefe I. 163.

[4] a. a. O. 269. 313.

[5] Chlumecky, Regesten u. s. w. S. 42.

zuführen.[1] „Er thut sonst noch mehr böse Stück," sagt Wallenstein. In Wahrheit, Fahrensbach that noch mehr böse Stücke. Wir werden ihm noch mehrmals begegnen.

Nicht an den einzelnen Personen lag die Schuld des unseligen Jammers, sondern an dem entsetzlichen Systeme, welches Mansfeld erfunden, welches Wallenstein in großartigerem Maßstabe nachahmte. Wohin sollte das führen? Der Kurfürst Max von Bayern hält abermals dem Kaiser die Warnung und Mahnung entgegen, daß Wallensteins Verfahren endlich zur Verzweiflung und zum Aufstande des gemeinen Mannes führen würde. Es blieb, wie es war. Der Kaiser war umlagert von den Creaturen Wallensteins.

Diesem selber lag zunächst nur Mecklenburg im Sinne. Von dem Kaiser hatte er es als Pfand seiner Kriegsvorschüsse empfangen, von den Fürsten des Reiches besorgte er höchstens Fürbitten für die vertriebenen Herzöge, das widerwillige Volk von Mecklenburg ward durch seine Truppen zum Gehorsame geschreckt. Aber auch von außen her konnte Gefahr drohen, und zwar zunächst von dem dänischen Könige. Denn nach den gewöhnlichen Forderungen des menschlichen Rechtes und der menschlichen Ehre mußte sich Christian IV. bei einem etwaigen Friedensschlusse der Verbündeten annehmen, die um seinetwillen alles verloren hatten. Diese Gefahr mußte mithin abgewendet werden. Und der Dänenkönig hatte eine besondere Gefahr zu fürchten, die seit einem Jahre sich erhoben hatte, nämlich die Gefahr den deutschen Kaiser und das deutsche Reich mächtig werden zu sehen zur See. Der Plan war, wie wir gesehen haben, auf eine enge Handelsverbindung zwischen den Hansestädten und Spanien berechnet; denn eine kaiserlich-deutsche Kriegsflotte war nur möglich im Vereine mit der Hansa, ohne dieselbe war der Gedanke phantastisch und abenteuerlich. Schwarzenbergs Bemühungen und Vorschläge hatten den Boden vorbereitet. Der sicherste Beweis, daß die Erfüllung nicht unmöglich sei, war die mehr und mehr aufsteigende Furcht der Seemächte. „Der Plan, sagten die Holländer,[2] gegen die er allerdings zunächst gerichtet war, „greift uns an die Seele unseres Lebens." Der englische König forderte und erhielt von seinem Parlamente zum außerordentliche Bewilligungen, um das eigene Land zu schützen und die Mündungen der deutschen Ströme zu überwachen.[3] In der Redeweise dieser fremden Länder über Deutschland nannte man diese Anstalten gegen den Kaiser und das deutsche Reich die Sorgfalt für die Freiheit der deutschen Ströme. In Schweden war große Besorgnis, daß die Städte die kaiserlichen Plane annehmen möchten. „Gebe Gott," hieß es dort,[4] „daß sie es nicht thun!" Am nächsten sah sich Christian von Dänemark bedroht. Der dänische Weinberg, also nannte man dort den Sundzoll, gerieth zuerst in Gefahr.

Wie es darum für den Dänenkönig wichtig war, daß die Verbindung der

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 391. Nr. 239.
[2] Aitzema II. 199.
[3] Khevenhiller XI. 352.
[4] Moser, patriotisches Archiv I. 79.

Hansa mit Spanien nicht zu Stande komme: so war Wallenstein daran gelegen, daß der Däne auf jede Hülfe und Verwendung für die Mecklenburger Herzöge verzichte. Hier berührten sich die Interessen: es war der Punkt, wo die beiden gleichgesinnten Seelen sich fanden. Der Dänenkönig verzichtete darauf sich der Mecklenburger Herzöge anzunehmen, die von ihm betrogen und gezwungen seine Habgier auf deutsche Länder mit dem Verluste ihres Eigenthumes hatten büßen müssen. Wallenstein verzichtete auf den einen Lieblingsplan seines Kaisers, auf den Bund der Hansa mit Spanien und die unabsehbaren Folgen, die daran sich knüpften, oder vielmehr, er versprach die bereits gemachten Anfänge dieses Bundes zu zerstören. Das Mittel dazu war die Abberufung Schwarzenbergs aus Lübeck, des Mannes, der am eifrigsten für den großen Plan des Kaisers wirkte.[1] Wallenstein mochte um so eher dazu geneigt sein diesen Mann zu beseitigen, da es ihm nicht unbekannt bleiben konnte, wie sehr Schwarzenberg zu Gunsten der unglücklichen Herzöge von Mecklenburg geredet hatte. Noch im Januar 1628 ist Wallenstein für Schwarzenberg. Er gebietet dem Arnim auf alle Weise demselben für die Plane der Schifffahrt behülflich zu sein.[2] Dadurch, sagt Wallenstein, werde Arnim seinen Eifer für den kaiserlichen Dienst beweisen. Einen Monat später hat die Sache sich gewendet. Wallenstein meldet dem Kaiser: „Die Bosheit Schwarzenbergs ist gar zu groß und giftig. Mit seinen Berichten möchte er zu verstehen geben, als sei auch ich ein Rebell, wie er das gegen Andere ausgesprochen hat." Das mochte immerhin möglich sein. An Arnim berichtet Wallenstein kurz und bündig: „Ich habe dem Kaiser sagen lassen: ich würde nicht zu der Armee abgehen, so lange Schwarzenberg bei den Hansestädten ist. Ich meine, er wird binnen kurzem abgefordert werden." Er hatte dieß allerdings an Collalto geschrieben, und diesen dafür verantwortlich gemacht.[3] Demnach geschah es. Wir sehen Wallenstein mehr als einmal dieß Mittel der Drohung seines Abganges vom Heere anwenden, und diese Drohung wurde dann von dem Chor der bestochenen Räthe dem Kaiser so lange wiederholt, bis sie den gewünschten Erfolg hatte. Ferdinand glaubte ja nun einmal dieses Mannes nicht entbehren zu können. Schwarzenberg ging ab. Die Hansestädte blickten verwundert drein.

Christian von Dänemark konnte zufrieden sein. Sein ganzer Verlust bei der Sache war moralischer Art: eine neue Treulosigkeit, ein neuer Schandfleck auf seiner Ehre. Das Schicksal der Mecklenburger Herzöge durfte er immerhin den deutschen Reichsfürsten überlassen, die er unbefangener anschaute, als der von Gier verblendete Wallenstein. Daß die anderen Reichsfürsten, daß namentlich Max von Bayern und die Liga die Sache der Mecklenburger so nicht fallen lassen, daß sie bei erster Gelegenheit dieselbe aufnehmen würden, konnte bei dem

[1] Khevenhiller XI. 145. Förster I. 196. 333. Hurter, zur Geschichte Wallensteins, S. 180. Ein unmittelbar direktes Zeugnis läßt sich für eine solche Sache allerdings nicht bringen. Man hat die Thatsachen zu prüfen, und den Verfolg der Dinge.

[2] Förster I. 271.

[3] Chlumecky, Regesten S. 71.

[illegible] Staatsmacht nur [illegible] sein. Der Gewinn dagegen war für den Dänenkönig; denn nur bei [illegible], unbestrittener Ueberweisung [illegible] bezog man eine [illegible] des [illegible] Rechts bei den [illegible] und [illegible] nicht wieder möglich. Mit den Planen zum Wiedererstehen der Hansa war es zu Ende. Eine Kriegsflotte aber ohne die Mitwirkung der Hansa, wie sie sich allerdings Wallenstein auch je noch ernstlich angelegen sein ließ, war ein Project ohne Lebensfähigkeit. Und was etwa Wallenstein baute, das baute er nicht für sich, sondern für den Dänenkönig, oder allenfalls auch für den Schweden. Dieser fordert von nun an unsere Aufmerksamkeit.

Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf im Jahre 1625 dem Dänenkönige den Vortritt in diesem Kriege hatte überlassen müssen, hauptsächlich weil das Rechtsgefühl des damaligen Königs Jakob von England sich sträubte gegen Pläne, die mit dem böhmischen Aufruhre in Verbindung standen und den Kriegesbrand in die Erbländer des Kaisers zu schleudern bezweckten. Gustav Adolf mußte damals zurücktreten. Er that es mit der wiederholten Erklärung an die Generalstaaten, daß er auch ferner, wenn etwa der Däne des Werkes müde werde, bereit sei zu jeder Stunde. Um dieses sein Angebot in steter Erinnerung zu halten, bestellte er damals den unermüdlichen Camerar als seinen Geschäftsträger im Haag.[1] Dieser Mann machte dadurch einen großen Fortschritt auf seiner unheilvollen Bahn. Er war bis dahin Rath des Pfalzgrafen Friedrich gewesen, hatte für denselben gegen den Kaiser und sein deutsches Vaterland gewirkt, wo nur immer sich eine Aussicht bot. Dieß war verwerflich, immerhin; aber das Streben Camerars erhielt einen gewissen Schein der Pflicht dadurch, daß er wirkte in Treue gegen denselben Herrn, der wider Camerars Rath durch die Annahme der böhmischen Krone die Schleusen des Unheils auch für Camerar eröffnet hatte. Seit 1626 lagen die Dinge anders. Die Erbärmlichkeit des Pfalzgrafen Friedrich ward dem gewandten, thatkräftigen Manne unerträglich durch den Vergleich desselben mit dem umsichtigen, entschlossenen Schweden. Camerar folgte gern der Ladung in schwedische Dienste zu treten.[2] Er ließ dann seinem Spotte und Hohne über den Pfalzgrafen und das kindische Treiben desselben seinen Lauf. Er wünscht ihn in das äußerste Japan oder anderswohin, von wo man nicht wiederkehre. Allein Camerar bedachte nicht, daß die Lossagung von diesem Pfalzgrafen fortan seinem Thun und Treiben wesentlich ein anderes Gepräge aufdrückte. Im Dienste des Pfalzgrafen hatte er für sein kriegschürendes Treiben gegen Kaiser und Reich die Entschuldigung der Treue gegen seinen Herrn. Die Bethätigung dieser war Zweck, jenes war Mittel. Indem er zu Gustav Adolf übertrat, fiel der ursprüngliche Zweck weg, und das bisherige Mittel ward Zweck. Erst fortan war Camerar der Verräther an seinem Vaterlande ohne alle Entschuldigung.

[1] Moser, patriotisches Archiv I. 45.
[2] Londorp. III. 956.

Es ist von Interesse zu sehen, wie dieser scharfblickende Politiker Camerar
Werden der Dinge im Voraus erkennt. Bevor eine Unterhandlung über
Verbindung der Hansa mit Spanien angeknüpft war, spricht schon Camerar
st nach Tillys Siege bei Lutter dem Könige Gustav Adolf seine Ansicht aus:
sei nicht daran zu zweifeln, das Haus Oestreich werfe beständig das Auge
das baltische Meer. Er bringt dann bei den Generalstaaten den Schweden-
ig in öftere Erinnerung.[1] Die Hochmögenden hören gern von dem jungen
atvollen Könige, freuen sich über seine Erfolge gegen Polen. Ihre An-
chter heitern sich auf, sobald nur Camerar von ihm zu sprechen beginnt.
r wenn er seine Rede mit einem Gesuche um Unterstützung für den Schweden
ießt, werden die Gesichter länger. Ihr Privatnutzen, meint Camerar, ist
einzige Himmelsgestirn, nach welchem sie alle ihre Rathschläge und Ber-
ungen anstellen. Dieß ist gewis ganz unzweifelhafte Wahrheit; aber es ist
t minder unzweifelhaft, daß die Hochmögenden dasselbe Urtheil über Camerar
seinen neuen Herrn fällten. So lange der Däne, den man im Haag theuer
ug bezahlte, noch in voller Kraft zu stehen schien, ließ sich für Gustav Adolf
Haag nichts Anderes als Vertröstungen auf die Zukunft erreichen. Deutsch-
d stand nach wie vor in Flammen: mehr wollten die Hochmögenden nicht.
lange dieser Brand nicht zu erlöschen drohte, wäre eine Besoldung des
weden neben dem Dänen eine überflüssige Ausgabe gewesen.

Zur selben Zeit war ein anderer Gesandter für Schweden in Constantinopel
ig.[2] Er rühmte den König Gustav Adolf dort so sehr, daß viele Paschas
schten, es möchte ein Bündnis zwischen dem Sultan und dem Schweden-
ige gemacht werden. Je nach den Personen und dem Glaubensbekenntnisse
m ein solcher Bund einen anderen Namen und ein anderes Ziel an. Mit
testantischen Fürsten verband sich Gustav Adolf für das allein seligmachende
t des Evangeliums, für Glaubens- und Gewissensfreiheit, für das evan-
sche Wesen u. s. w., bei Unterhandlungen mit dem französischen Cardinal
helieu trat für das evangelische Wesen der Ausdruck ein: das Wohl der
istenheit. Dem Türken gegenüber sprach man von dem gemeinen Wesen
lechtweg. Es lief alles auf dasselbe Ziel hinaus: die Schwächung und Er-
drigung des deutschen Kaisers und mithin der deutschen Nation; das Abreißen
stig gelegener Theile von dem morschen Leibe des deutschen Reiches. Denn
hin auch immer Gustav Adolf seine Waffen lenkte, wo immer er Krieg führte,
war Deutschland sein erster und letzter Gedanke, und was er sonst betrieb
was er erstrebte: es war nur eine Vorbereitung auf den deutschen Krieg.
e erste und wichtigste Grundlage dazu war ein Hafen an der deutschen Nord-
te. Seine Hoffnungen auf einen solchen waren nicht ungegründet. Im
ober 1626 erfolgte sogar geradezu eine Einladung des Herzogs Adolf Friedrich
Mecklenburg: Gustav Adolf möge einige Schiffe nach Wismar schicken.[3]

[1] Londorp. III. 959.
[2] Londorp. III. 961.
[3] Londorp. III. 962.

Der König ging nicht mit Nachdruck darauf ein, einestheils weil er bei einer solchen Unterstützung, die er seinem Verwandten leistete, nicht die unbedingte Verfügung über den Platz gehabt hättte, deren er für seine Zwecke bedurfte, andererseits, weil er eben damals schon einen anderen Ort besetzt hielt, der für die Ausführung seiner bisherigen Plane brauchbar erschien. Wir erinnern uns, daß er im Jahre 1625 für den Krieg, den er durch Polen nach Schlesien und den anderen kaiserlichen Erblanden zu führen gedachte, zuletzt die Stadt Danzig als sicheren Hafen und Rückzugsplatz von seinen Verbündeten gefordert hatte. Die verbündeten Mächte, die damals den Dänenkönig ihm vorzogen, hatten sich auf den ehrgeizigen Schweden nicht weiter einlassen wollen. Damit war indessen der Plan desselben auf Danzig nicht aufgegeben. Was die Verbündeten ihm nicht gewährten, das glaubte er auch ohne sie erlangen zu können.

Ein wichtiger Baustein für seine Entwürfe war die volle Erkenntnis der Wehrlosigkeit und der erbärmlichen persönlichen Schwäche seines Schwagers von Brandenburg. Georg Wilhelm ließ sich gleichzeitig von allen Seiten misbandeln. Nicht er war Herr in seinem Lande, sondern wer sonst die Macht und den Willen dazu hatte. Die Holländer hielten Kleve für ihn besetzt: in Wahrheit herrschten sie dort.[1] Der Commandant bewohnte das dortige Schloß. Georg Wilhelm bat im Haag: die Hochmögenden wollten befehlen, daß sein Haus in Kleve ihm eingeräumt würde. Er erhielt die Antwort, daß die Sicherheit der Stadt die Wohnung des Commandanten im Schlosse erfordere. Auch zweifle man nicht, daß der Kurfürst damit zufrieden sein werde. Derselbe Kurfürst fragte dann an, wie er sich zu verhalten habe, wenn die Truppen des Kaisers oder Tillys den Durchzug durch die Grafschaft Mark begehrten. Er erhielt die Antwort: man müsse sich schicken nach Zeit und Gelegenheit. Er fragte weiter an, wie er sich zu verhalten habe, wenn staatische Truppen ohne Befehl des Prinzen von Oranien in sein Land kämen. Die Hochmögenden entgegneten: der Prinz werde Sorge tragen, daß nichts Unordentliches geschehe. In Wahrheit behandelten die Holländer das Land Kleve, als sei es ihr Eigenthum.[2] Sie ließen der brandenburgischen Regierung melden, daß dieselbe in die Einziehung der Contributionen bessere Ordnung bringen müsse. Wo nicht, so werde man die nöthigen Befehle geben, daß es durch holländische Truppen geschehe. Solchen Anmaßungen gegenüber wagte nur ein einziger Mann von brandenburgischer Seite eine feste und entschiedene Sprache zu führen. Es war der Minister Schwarzenberg. Er erwiederte, daß die Schritte der Hochmögenden häufig wie berechnet erschienen, um die kurfürstliche Regierung in Verachtung zu bringen. Schwarzenberg bemühte sich um völlige Verschonung des Landes Kleve, um Entlassung der dortigen holländischen Truppen. Dafür ward er im Haag gehaßt, wie die Pest.

Nicht bloß von Westen her traf diesen später so schwer verkannten Mann

[1] Aitzema II. 73.
[2] [Aitz]ema II. 667.

...m ein grimmiger Haß, weil er das Recht seines Kurfürsten aufrecht zu ...lten suchte: dasselbe widerfuhr ihm von Norden her, weil er als einer von ...r wenigen am brandenburgischen Hofe nicht dem schwedischen Interesse diente.[1] ...iese Partei, welche es durchgesetzt hatte, daß Schwarzenberg die brandenburgische ...inzessin Catharina dem Gemahle Bethlen Gabor zuführte, benutzte die Zeit ...ner Abwesenheit. Der kurfürstliche Rath Winterfeld, der von den Schweden ...r unsrige genannt wird, erschien am 6. Juni 1626 vor Gustav Adolf und ...derte den Schwedenkönig auf sich mit seinem Heere nach Deutschland zu be...ben. So lockend die Aufforderung an sich war: so schadete es doch ihrer ...nstigen Aufnahme sehr, daß sie einige Wochen nach der Dessauer Niederlage ...s Mansfeld erfolgte. Ferner war Schwarzenberg nicht anwesend. Was hierin ...r die schwedische Partei in Brandenburg ein Antrieb gewesen war zu dieser ...fforderung, war für Gustav Adolf ein Hinderniß sie zu befolgen. Denn der ...hwedenkönig rechnete kühl und besonnen. Wenn Schwarzenberg zurückkehrt, ...inte Gustav Adolf, so wird er alles durchkreuzen.

Aber sollte der König nun nach Liefland gehen? Weit ab zu einer Zeit, ... vielleicht bald die Dinge in Deutschland sich günstig für ihn gestalten konnten? ...her erschien es den alten mit Friedrich von der Pfalz und Moritz von Nassau ...prochenen Plan wieder aufzunehmen. Da lachte ihn das Herzogthum Preußen ...n. Dort konne man, meinten er und Orenstjerna, zugleich den Polen wehe ...n, und doch in der Nähe von Pommern bleiben, könne ferner unter dem ...rwande des eigenen Krieges durch Polen vordringen nach Deutschland, oder ...eicht geben. Eine Schwierigkeit dagegen lag darin, daß man nur durch den ...fen von Pillau dahin gelangen konnte, welcher zum herzoglichen Preußen ...hörte. Da indessen der König des Aus- und Einganges sicher sein muß, ...inten er und Orenstjerna: so muß Pillau genommen werden mit oder ohne ...illen des Kurfürsten. Dieser Nachtheil — denn unter diesem unverfänglichen ...men verhüllen sie den schnöden Friedensbruch — wird aufgewogen durch den ...rtheil der gemeinen Sache, auch kann die Nothwendigkeit ihn entschuldigen. ...rner, meinen sie, kann ja Pillau nach dem Frieden zurückgegeben werden. ...m Preußen soll kein Leid zugefügt werden, wenn sie nämlich sich ruhig ver...lten. Der Kurfürst endlich hat nicht zu besorgen, meint Orenstjerna, daß ...m daraus bei den Polen allzu viel Haß daraus entstehen werde; denn es ist ... nicht schwer zu urtheilen, daß diese Wegnahme von Pillau ohne seinen Willen ...schieht. Also meinte Orenstjerna am 6. Juni 1626.

Wir sehen einerseits, wie die Wegnahme von Pillau im tiefen Frieden des ...urfürsten-Herzogs mit seinem Schwager von Schweden dennoch mittelbar von ...randenburg aus verschuldet wurde. Wir erkennen zugleich die fast unglaub...be Geringschätzung des Schwedenkönigs gegen seinen Schwager von Brandenburg.

Von einiger Gewissensfurcht blieben die Unternehmer freilich dennoch dabei ...cht frei. Camerar im Haag erhält den besonderen Auftrag sich Mühe zu

[1] Moser, patriotisches Archiv VI. S. 82.

geben, daß dieser so wohl ausgedachte, so lange gewünschte Plan nicht ver-
bissigen Auslegungen böswilliger und neidischer, oder müßiger Leute durch-
gezogen und etwa dem Schwedenkönige zum Vorwurfe ausgelegt werde, besonders
am Hofe zu Brandenburg. Also man fühlt es. Aber damit nun auch Camerar
sich nicht irre, wird ihm bemerkt, daß er so lange zu schweigen habe, bis erst
der König im Herzogthume Preußen gelandet sei und dort festen Fuß gefaßt
habe. Denn sonst, wenn etwas dazwischen käme, könne man leicht den König
tadeln.

Die Besorgnis des Fehlschlagens war ungegründet, ungeachtet der Polen-
könig zeitig seinen Lehensmann gewarnt hatte. Am $\frac{26.\ \text{Juni}}{6.\ \text{Juli}}$ 1626 erschien Gustav
Adolf mit einer Flotte von 150 Segeln vor Pillau. Die Stadt ward mühelos
sein. „Durch Gottes Gnaden," berichtet[1] des Königs Oheim Johann Casimir
an Camerar, „ist Pillau genommen."

An vielen Orten und namentlich im Haag war man dennoch der Meinung,
daß Gustav Adolf südwärts drängen und streben werde sich mit Mansfeld und
Bethlen Gabor zu vereinigen.[2] Diese Hoffnung stieg durch günstige Nachrichten
aus Constantinopel.[3] Dort wenden, also meldet Camerar einige Monate später,
sich alle Dinge zum Besseren. Bethlen Gabors Forderungen sind erfüllt. Der
Stillstand mit dem Kaiser ist abgelaufen. Die Türken wollen keinen anderen
schließen, weil das Haus Oestreich ihnen zu groß wachse. Derselbe Camerar
beklagt sich damals bei seinem neuen Könige Gustav Adolf, daß seine auf-
gefangenen Briefe ähnlichen Inhaltes ihn verhaßt machen werden.[4] Gustav
Adolf beruhigt ihn. Er sei bei den Gegnern der öffentlichen Freiheit so verhaßt,
daß er es nicht mehr werden könne. Der Schwedenkönig mochte Recht haben.
Wir haben ja früher von Camerar selbst vernommen, wie er in der Pfalz, in
Bremen, in ganz Norddeutschland mit Unwillen und Haß angesehen wurde.
Sollte die deutsche Nation, die damals im Jahre 1627 noch nicht über ihre
eigentlichen Verderber getäuscht war, die Hoffnungen Camerars auf den Sultan
und Bethlen Gabor mit günstigerem Auge angeschaut haben? Gustav Adolf
kannte die Dinge besser.

Er selbst jedoch war nicht geneigt die zunächst von ihm gehegten Erwar-
tungen zu erfüllen. Denn Gustav Adolf ist überall der sorgfältige Rechner, der
keinen Factor übersieht, der nichts unternimmt ohne feste Grundlage. Die feste
Grundlage eines Kriegs in Deutschland war für ihn der Besitz einer deutschen
Seestadt. Das ist die unerläßliche Bedingung, sagt Oxenstjerna.[5] Wenn wir
auf eine andere Weise den Krieg gegen den Kaiser unternehmen, so hätten wir
im Falle des Schadens nur uns selber anzuklagen. Deshalb müssen wir erst

[1] Moser, patriotisches Archiv I. 65.
[2] a. a. O. Bd. VI. 101.
[3] a. a. O. 103.
[4] a. a. O. S. 121.
[5] Moser, patriotisches Archiv V. 188.

feiten Platz an der Ostsee haben, ihn festhalten mit allem Eifer und aller Gewalt, wenn wir nämlich vernünftig vorwärts schreiten und unsere Plane zur Ausführung bringen wollen. Also schrieb Oxenstjerna am 20. April 1625. Damals schwankte sein König zwischen Stettin und Danzig. Aber auf das erstere, sagt Oxenstjerna, haben wir gar keinen Anspruch. Das Land, der Fürst, die Stadt ist uns freundlich. Wir können wir dahin den Krieg bringen? Wir haben gar keinen Vorwand. Danzig ist uns verhaßt und gefährlich — das müssen wir haben, müssen wir zum Sitze des Kriegs machen. Von da aus können wir vorbrechen. Also sprach Oxenstjerna im Jahre 1625. Im Jahre 1626 nahm Gustav Adolf die Stadt Pillau. Es war die Vorstufe zu Danzig. Auf dieses war es abgesehen.

Wir haben zuerst zu fragen, wie diese Wegnahme der Stadt Pillau mitten im tiefen Frieden angesehen ward. Die Polen murrten über Verrath. Der brandenburger Kurfürst, sagten sie, halte mit seinem Schwager von Schweden zusammen, und habe ihm Pillau in die Hände gespielt. Es war nicht zu verkennen: der Verdacht lag sehr nahe. Dennoch ist er unbegründet, wenigstens in Betreff des Kurfürsten selbst. Daß ein Landesherr seine eigene Stadt verrathen sollte, noch dazu ohne allen Gewinn für sich persönlich, ist geradezu undenkbar. Als Karl II. von England die Stadt Calais an den französischen König verkaufte, empfing er wenigstens für sich persönlich eine bedeutende Summe. Daß Georg Wilhelm eine solche erhalten, hat Niemand je berichtet. Auch hat Georg Wilhelm sich über die Wegnahme beklagt, und die Treulosigkeit seines Schwagers war, wie wir gesehen haben, eine derjenigen Ursachen, die ihn antrieben mehre Wochen später Wallenstein willkommen zu heißen. Anders dagegen stand es mit einigen kurfürstlichen Räthen. Der Frevel des Raubes von Pillau war so empörend, daß wir von treuen Dienern des Kurfürsten dieselbe Entrüstung hätten erwarten müssen, wie von ihm. Eine solche erfolgte nicht.[1] Der Gradmesser für das Benehmen der Räthe von Brandenburg sind die Urtheile der Schweden und schwedisch Gesinnten über sie. Camerar wünscht nur den Grafen Schwarzenberg, gleich wie seinen ehemaligen Herrn von der Pfalz, nach Japan, von wo man nicht wiederkehre. Aehnlich äußert sich Oxenstjerna sowohl vor als nach der That.[2] Georg Wilhelm schickte nach der Wegnahme von Pillau seinen Rath Knesebeck an den König und forderte den Hafen zurück. Er erhielt zur Antwort: die Nothwendigkeit habe zur Einnahme desselben gezwungen, und man könne ihn nicht wieder geben. Knesebeck gab sich darein das anzuerkennen, und Oxenstjerna rief aus: „Bonus Elector!" — „Wenn nur der Schwarzenberg dort nicht wäre," meldet der schwedische Kanzler an Camerar, „so ginge alles gut." Diese Anerkennung von Seiten Oxenstjernas nach einer solchen von Schweden aus verübten That ist für Schwarzenberg ein vollgültiges Zeugnis seiner Treue und seiner Dienste für Georg Wilhelm.

[1] Cosmar, Schwarzenberg S. 129 ff.
[2] Moser, patriotisches Archiv VI. 119.

Die Einnahme von Pillau war für Gustav Adolf nur ein Mittel zum anderen, nächsten Zwecke. Dieser Zweck war seinem ursprünglichen Plane gemäß die Stadt Danzig. Zunächst machte der König das Land seines Schwagers, das Herzogthum Preußen, zum Sitze des ferneren Krieges gegen den König von Polen.[1] Er forderte von der Regierung Georg Wilhelms in Preußen und von der Stadt Königsberg die Erklärung, ob sie seine Freunde oder seine Feinde sein wollten. Auf seine Ladung erschienen preußische Abgeordnete vor ihm. Sie erklärten, daß sie nicht befugt seien sich über seine Forderung auszusprechen: denn sie seien Diener ihres Herrn, und ihr Herr sei dem Könige von Polen mit Eiden verbunden. Auch habe der Kurfürst gewisse Verträge beschworen, gegen welche sie nicht handeln dürften. „Was Verträge?“ fiel der Schwedenkönig ein, „Verträge sind keine Verträge, wenn sie gegen das jus humanitatis sind.“ Was dieser letzte Bedingungssatz bedeute, mochte Gustav Adolf selbst nicht recht klar sein. Er fragte weiter: „Warum hat man solche Verträge eingegangen?“ Die Preußen erwiederten: „Die Verträge sind althergebracht, und der Kurfürst hat das Land mit ihnen angenommen. Er muß sie halten.“ Der König fragte weiter: „Wer hat ihm und Euch das befohlen? Ihr wollt von Eurem Herrn Resolution; aber diese Resolution wird weder kalt noch warm sein. Faßt Ihr selbst Resolution, und Euer Herr wird sich damit zufrieden geben.“ Man erwiederte: „Auch das ist nicht möglich; denn die preußische Regierung darf nicht handeln ohne die Stände, und diese Stände sind Polen mit Eiden verbunden.“ Der König drohte. „Faßt gute Resolution,“ sagte er, „sonst seid Ihr verdorbene Leute. Ich greife hier zu, auch die Polen greifen von dort zu, und wenn Ihr auch noch so viel sagt, werden sie erwiedern, daß Ihr Verräther seid; denn Ihr habt die Durchfahrt von Pillau verloren.“

Man erkennt, wie Gustav Adolf die Folgen seines Ueberfalles auf Pillau wohlweislich im Voraus berechnet hat. Nicht bloß hat er die Stadt und die wichtige Durchfahrt für sich gewonnen, sondern er hat bei dem müheloſen Erwerbe des ungeschützten fremden Eigenthumes noch den anderen Plan Polen und Preußen an einander zu hetzen. Denn allerdings konnte ja eine Regierung von einiger Kraft, von einigem Selbstgefühl einen befestigten Ort von solcher Wichtigkeit mitten im Frieden nicht anders verlieren als durch Verrath. Wenn in Folge der Anklage, welche dann die Polen aller Wahrscheinlichkeit nach gegen Preußen erhoben, beide Länder in Feindschaft zu einander geriethen: so bot eben diese Feindschaft den weiteren Planen des Schweden eine Handhabe. So war es seine Absicht. Sehen wir, ob sie gelang. Bis dahin hatten die Polen keine Feindseligkeiten verübt.

Der König wies die preußischen Gesandten darauf hin, daß die Polen bei ihnen sengen und brennen würden. „Das wollen wir nicht hoffen,“ erwiederten sie. Geschieht es aber, so können wir es nicht ändern.“ „Allerdings könnt

[1] Cosmar, Schwarzenberg. Beilagen II S. 4. Nach dem preußischen Archiv dritte Sammlung 1810. Beiträge zur Kunde Preußens 1818. Band I. Heft 1. Nr. III.

s mannhafte Benehmen dieser Abgeordneten der preußischen Regierung
ndlich dem Könige das Zugeständnis ab: er sähe ein, daß in dieser
e Regierung nicht handeln könne, ohne die Stände zu befragen. Aber
einmal auf dem Wege seine Speculation auf Verrath und Aufruhr noch
oß zu legen. Also fuhr er fort. Er wendete sich an die Abgeordneten
t Königsberg. Er forderte sie auf binnen drei Tagen sich zu erklären;
nigsberg sei eine freie Stadt. Die Abgeordneten der preußischen Regie-
neinten, und die Königsberger selbst stimmten zu: die Stadt dürfe nicht
ohne den Kurfürsten-Herzog Georg Wilhelm zu fragen. Gustav Adolf
ei. „Königsberg ist eine freie Stadt. Sie kann sich wohl entschließen
nir treten. Ich will ihr Capitän sein und ohne Sold.“ Die Abge-
schwiegen. Der König fuhr in seinem Eifer fort: „Ich merke wohl:
lt den Mittelweg halten; aber der Mittelweg bricht Euch den Hals.
r Euch recht rathen, so müßt Ihr Partei ergreifen, mich oder Polen.
Euer Religionsverwandter; habe ein Fräulein aus Preußen in meinem
h will für Euch fechten, will die Stadt gegen die Krone Polen, auch
n Teufel selbst vertheidigen.“ Auch auf solche Reden ward ihm nicht
er Bescheid. Man dürfe, hieß es, nichts beschließen, was gegen den
n und die Verträge sei. Gustav Adolf erwiederte: „Ich verlange nichts
n Kurfürsten; aber die Verträge habt Ihr selbst gebacken und meinen
rvater mit eingemischt. Sie werden Euch noch im Halse stecken bleiben.
non sunt pacta. Inter arma silent leges.“ Er wurde immer
immer zorniger. „Ich will mit meinen Schiffen an Königsberg kommen,“
, „und will Euch lehren ja oder nein sagen.“
endlich riß die Geduld, und das Gefühl der sittlichen Ueberlegenheit
Abgeordneten Muth diesem fremden Könige und Eindringlinge auf
ben unumwunden die Wahrheit zu sagen. Es kennen ja doch Ew.

bart verpflichtet wären." Dann aber mochte er selbst doch fühlen und erwägen, daß hier die Unterredung auf ein sehr misliches und schlüpfriges Feld geführt worden war. Er brach die Besprechung ab. Er zeigte den Abgeordneten seine Truppen und meinte: „Diese armen schwedischen Bauern wären auch wohl lieber zu Hause geblieben, wenn sie nicht den Frieden suchten." Den Frieden suchten die armen schwedischen Bauern ganz gewis: es war nur die Frage, ob der Mann den Frieden suchte, der ohne allen Grund und ohne alle Veranlassung sie in ein friedliches fremdes Land geführt hatte. Arm waren sie in der That; denn es fehlte ihnen mit der nöthigen Kleidung auch die nöthige Bewaffnung, die erst das fremde Land ihnen liefern mußte.

Wir haben hier den Schwedenkönig in einem fremden Lande, auf welches er nicht den Schatten eines Anspruches hatte, welches seinem eigenen Schwager gehörte und welches diesem Fürsten bei aller Schwäche desselben treu ergeben war, vor den Unterthanen seines Schwagers Grundsätze aussprechen hören, mit denen ein geordnetes Staatsleben, ein einheitliches Zusammenwirken des Fürsten und der Unterthanen unvereinbar ist. Die Worte des Königs lassen die Leidenschaft erkennen, mit welcher sie gesprochen wurden. Es ist demnach die Frage, ob wir sie als die Aufwallung des Augenblickes zu betrachten haben, obwohl dem Könige dazu keine Ursache gegeben war, oder als den Ausdruck einer durchdachten Lebensanschauung, die auch bei anderen Gelegenheiten sich in ähnlicher Weise äußert. Begleiten wir ihn weiter auf diesem seinem Zuge.

Die Rathsherren der Stadt Elbing aus dem polnischen Preußen traten vor ihm auf. „Euer König," spricht Gustav Adolf zu diesen Rathsherren, „kann Euch den zugesagten Schutz nicht gewähren. Deshalb seid auch Ihr nicht schuldig ihm Eid und Pflicht zu halten." Die Rathsherren von Elbing hatten nicht den Muth, wie die Königsberger, ihm auf solche Reden in verdienter Weise zu antworten. Der König Gustav Adolf unternahm es ihnen den Beweis zu liefern, daß sie ihm den Eid der Treue leisten müßten. Die Bürger von Elbing, sagte er, seien nun nicht mehr seine Feinde, sondern seine Freunde. Seines Gleichen aber seien sie nicht. Seine Nachbarn seien sie auch nicht. Es bliebe mithin nur das dritte übrig: sie müßten seine Unterthanen sein. Zwischen Unterthanen und Herrn aber gäbe es kein anderes Band als Huldigung. Mithin müßten sie ihm huldigen. Er selbst machte diese Art von Logik praktisch. Fünf Tage nach seiner Landung stand er vor Elbing und rückte ungehindert ein.[1] Während des Einzuges hielt er eine Rede an die umdrängende Menge, und fragte, ob sie ihn zum Könige wollte. Wann hat jemals das Volk auf solche Reden geschwiegen? Es schrie jubelnd: „Ja, ja," und weiter ging der Ruf: „da kommt unser König." Einige Leute traten näher heran und jauchzten ihm zu: „Willkommen, Herr König!" War es ihnen Scherz oder Ernst? Weder in dem einen, noch dem anderen Falle war die Ehre auf Seiten des Schwedenkönigs, selbst nicht in seinen eigenen Augen. „Denn in dem Pöbel," sagt er zu einem

[1] Cosmar, Schwarzenberg. Beilagen S. 10.

pator eines ihnen völlig fremden Landes, im Rechte sei. Dieß Ver-
ätte einen Sinn haben können, wenn Gustav Adolf das ganze Land
zu behalten vorgehabt hätte. Er hatte nicht diese Absicht und konnte
haben, weil das Land seinem Schwager gehörte. Mithin war die
g eines solchen Eides lediglich ein zweckloser Akt des Uebermuthes, der
ger für die Zukunft der etwaigen Rache ihres Oberherrn, des Königs
n, völlig bloßstellte.
anderen Zeiten äußerte er sich besonnener. Aber eben weil er zu
Zeiten die Rechtmäßigkeit und Unverbrüchlichkeit des Eides anerkannte,
hem die polnischen Unterthanen ihrem Könige verpflichtet waren: so
mehrmaligen Aufforderungen denselben zu brechen, um so auffallender.
e sich dann die Frage erheben, welche Ansicht mehr seinem inneren
tsprach.
haben den Schwedenkönig nicht zu betrachten nach dem Glorienscheine,
sagenhafte Anschauung aus der Zeit der völligen Zerrüttung, der Ohn-
d Verkehrung der deutschen Nation ihm ums Haupt gewunden, sondern
nach den Thatsachen. Gustav Adolf ist uns die geschichtliche Persön-
s Königs von Schweden, der vom Beginne seiner Regierung an bis
Tod eine Kette von Kriegen geführt hat. Wir betrachten ihn, wie
ns selber gibt, nicht wie Andere ihn gegeben haben.
tav Adolf ging in seinen Anforderungen des Lossagens von der recht-
Obrigkeit noch weiter. Er richtete diese Aufforderungen an Privat-
, mittelbar und unmittelbar.[2] Indem er nach seiner Landung in Pillau
in das polnische Gebiet, übergibt er alle Güter der polnischen Adeligen,
Könige getreu sind, der Plünderung. Die Güter derjenigen, welche
r schwedischen Gehorsam begeben, sind frei. Man wolle nicht sagen,
derartiges Verfahren der allgemeine Kriegsbrauch jener Zeit gewesen
var lediglich der Kriegsbrauch Gustav Adolfs. Er entwickelt diese An-
m polnischen Adeligen. Er behauptet, daß er das Recht habe da, wo
t den Frieden wolle — wer denn wollte ihn nicht? — seine Gegner

Als seinen Gegner sieht dabei Gustav Adolf jeden an, welcher nicht bloß mit Rath, sondern auch mit Proviant, Geld, Gewehr dem Kriege Vorschub geben, also jeden einzelnen Unterthan seines Gegners. „Allein weil wir wissen," fügt er hinzu, „daß der übrige elende Pöbel und die Ritterschaft nicht so sehr aus ihnen selbst, als gezwungen den Krieg führen, wollen wir das Kriegsrecht mäßiger gebrauchen." Wie er das verstehe, gibt der König weiter diesem polnischen Adeligen also an: „Weil wir vernehmen, daß du einer der Ansehnlichsten und Vornehmsten im kulmischen Lande seiest, haben wir nicht allein befohlen, daß unsere Soldatesca im Marschieren deine Güter und Unterthanen mit Plündern und Anzünden verschonen solle, sondern auch zu größerer Sicherheit dir eine Schutzwache verliehen." Dann schließt er mit der Drohung: „Werdet Ihr den Krieg der Neutralität vorziehen: so haben wir beschlossen, daß wer sich nach Krieg sehnt, auch im Kriege umkommen soll."

Um über den Zweck und die Mittel des Schwedenkönigs zur völligen Gewißheit zu kommen, haben wir uns zu erinnern, wie er drei Jahre zuvor seinen Plan entwickelt, um sich den Weg durch Polen nach Schlesien zu bahnen. Die Verheerung des polnischen Gebietes soll dazu dienen, daß die polnischen Stände, die ohnehin zur Frechheit sich neigen, die Ursachen dieser Leiden nicht dem Schwedenkönige beimessen, von dem sie herrührt, sondern dem eigenen Könige von Polen. In Folge dessen hofft Gustav Adolf, daß die polnischen Stände sich gegen ihren König auflehnen, daß sie ferner in der Ueberlegung, wie der Krieg sich in die Länge ziehe und kein Ende der Leiden sei, auch wider den Willen des eigenen polnischen Königs dem schwedischen den Durchzug nach Schlesien gewähren werden. Gustav Adolf täuschte sich in dieser Hoffnung. Aber die Grundsätze, auf deren Durchführung er seine Hoffnungen baute, blieben augenscheinlich dieselben. Werden seine Hoffnungen ihn immer täuschen? Es ist eine Frage ernster Mahnung an die Deutschen. Was werden sie thun, wie werden sie sich verhalten, wenn der Schwedenkönig bei ihnen diese Art von Grundsätzen zur Anwendung bringt? Doch noch ist es nicht Zeit den Vorhang von diesem trüben Bilde des Jammers unserer deutschen Nation hinweg zu heben.

Der Krieg zwischen Schweden und Polen währte das Jahr 1626 hindurch fort ohne bedeutende Erfolge. Das Ziel des Königs Gustav Adolf war namentlich die Stadt und der Hafen von Danzig. Danzig leistete kräftige und erfolgreiche Gegenwehr. Weshalb die Stadt dieselbe leistete, sollte, wie es scheint, einer Frage, noch Untersuchung nicht bedürfen: sie wollte nicht schwedisch sein. Die Schweden und ihr König fanden jedoch einen ganz besonderen Grund. Nach der Anschauung, die Gustav Adolf auszubreiten sucht, wo auch immer er steht und wandelt, ob auf schwedischem, ob auf polnischem, ob auf deutschem Boden, waren die Jesuiten Schuld an allem Unheile. Demnach mußte auch der Vorwurf des Kriegs gegen Danzig bei den Schweden nicht auf den König fallen, der ungereizt und ohne Ursache diesen Krieg begann, sondern auf die Jesuiten. Danzig war eine protestantische Stadt, in welcher höchst wahrscheinlich auch nicht ein Mitglied dieses Ordens sich befand. Das hal-

nichts. Gustav Adolf verkündete und seine Schweden glaubten oder sollten wenigstens glauben, daß die Stadt Danzig sich durch die Jesuiten zum Widerstande gegen Schweden habe verleiten lassen.[1] Also fiel in den Augen der Schweden auf die Jesuiten die Schuld des Krieges gegen Danzig.

Für den nächsten Zweck selbst brachte freilich diese Kriegslist keinen Erfolg. Der Schwedenkönig gewann Danzig nicht.

Im folgenden Jahre 1627 ermannte sich der Kurfürst Georg Wilhelm zu einigem Widerstande gegen seinen übergreifenden Schwager. Der Anfang war nicht günstig. In Mecklenburg war eine Schaar von 4000 Mann auf schwedische Rechnung geworben. Sie wollte von da ostwärts nach Polen ziehen. Der Herzog Bogislav von Pommern schlug ihnen den Paß ab, und sie wagten sich nicht. Sie näherten sich dagegen der Mark Brandenburg. Auf Schwarzenbergs Rath ließ der Kurfürst Georg Wilhelm das Landvolk aufbieten.[2] Dennoch gingen die schwedischen Söldner über die Oder bei Schwedt, und die geheimen Räthe der Brandenburger Kurfürsten meldeten heim, daß sie die Nachricht zu spät erfahren, den Uebergang darum nicht hätten hindern können. Hatte vielleicht Oxenstjerna abermals Gelegenheit zu seinem Ausrufe: Bonus elector! — ?

Aber der Kurfürst hatte Nachdrücklicheres im Sinne: er wollte Preußen vertheidigen. Zu solchem Entschlusse, so selbstverständlich er zu sein scheint, hatten wesentlich die Mahnungen des Ministers Schwarzenberg beigetragen. Auch die Stände des Herzogthums Preußen entsprachen dieser Gesinnung.[3] Als Georg Wilhelm sie berief, erklärten sie, daß sie bei dem Könige in Polen und dem Kurfürsten von Brandenburg mit Zusetzung von Gut und Blut beständig verharren wollten. Sie machen einen Ueberschlag der Kosten, und bestimmen 10,000 Mann zur Wiedereroberung von Pillau, und 10,000 Mann zur Besetzung der Grenzen, damit nicht der Schwede unversehens einbreche. Die Unkosten aller Art belaufen sich in neun Monaten auf 60 Tonnen Goldes. Die Landschaft bittet zuerst, ob nicht noch alles gütlich vermittelt werden könne. Wo nicht, so sei sie pflichtschuldig und erbötig den Rest dabei aufzusetzen. Unterdessen nahen die Schweden heran mit 16,000 Mann zu Fuß, 3000 zu Roß.

Ein solcher Schluß eines Landtags, den der Landesherr berufen, thut dar, daß Fürst und Unterthanen entschlossen waren sich zu wehren. In solchem Sinne faßte auch Gustav Adolf die Sache auf und warf die Anklage, wenn dieser Name dafür zulässig ist, daß dieß geschehen sollte, auf den einen Mann. Als preußische Abgeordnete vor ihm erschienen, ließ er seinem Zorne freien Lauf.[4] Man solle den Kurfürsten vor dem Grafen Schwarzenberg warnen, sagte er; denn der Graf verkaufe das Gewissen seines Herrn dem Kaiser und dem Könige von Polen und heuchele mit den Papisten. Dachte Gustav Adolf daran, daß der Kurfürst von Brandenburg sowohl dem Kaiser als dem Könige von Polen

[1] Moser, patriotisches Archiv I. 97.
[2] Cosmar, Schwarzenberg S. 343.
[3] Londorp. III. 980.
[4] Cosmar, Schwarzenberg S. 371.

durch den Lehnseid verpflichtet war? Er gab weiter den Rath: die Preußen sollten den Grafen Schwarzenberg fenestriren, d. h. aus dem Fenster stürzen, wie die böhmischen Stände es mit den kaiserlichen Ministern gemacht, oder sie sollen ihm den Hals entzwei schlagen. Georg Wilhelm ließ dem Könige erwiedern, wie es ihm gefallen würde, wenn einer seiner liebsten Diener und ersten Räthe also öffentlich geschmäht würde. Gustav Adolf beharrte: was er geredet habe, sei wahr. Er fügte hinzu: Schwarzenberg habe den Kurfürsten beim Kaiser und beim Dänenkönige in schlechten Ruf gebracht. Es war doch nur eins von beiden möglich. Und wenn der Kurfürst von Brandenburg wegen seiner Halbheiten und Velleitäten hierhin und dahin sich die Ungunst des einen und des anderen Theiles zugleich zugezogen hätte: so wußte Gustav Adolf sehr wohl, daß nicht Schwarzenberg zu halben Maßregeln geneigt war. Wenn es nur von Schwarzenberg abgehangen hätte: so stand Gustav Adolf nicht in Pillau und dem Lande seines Schwagers von Brandenburg.

Georg Wilhelm und sein Land hatten nach ihren Schritten und Beschlüssen offenbar die Absicht dießmal sich zu wehren. Der Kurfürst-Herzog stand im Anfange Mai unfern von Pillau bei Lochstädt verschanzt. Es kam nicht zum Schlagen: nach einigen Unterhandlungen ward ein Vertrag vermittelt. Man[1] hat Gewicht gelegt auf den Bericht des Schweden Salvius: es sei wohl zu erkennen gewesen, daß der Kurfürst nicht mit dem Schwedenkönige habe brechen wollen, daß er gern in gutem Einverständnisse mit demselben geblieben wäre, daß nur die Furcht vor den Drohungen der Polen ihn gezwungen habe Pillau zurücknehmen zu wollen. Bei diesen gehäuften Anklagen gegen den Kurfürsten ist zu fragen, an wen der schwedische Bericht gerichtet sei. Es ist der schwedische Reichsrath. Erwägen wir die Lage der Dinge in diesem Lande. Die ganze Bevölkerung war dem Kriege abgeneigt, der ihr für die Ehr- und Habgier des Königs unsägliche Lasten aufbürdete. Gustav Adolf hatte kurz vorher einen Aufstand zu Calmar gegen seine Aushebungen mit grausamer Hand niedergeschlagen. Deshalb kam es darauf an die Bevölkerung und den Reichsrath von Schweden bei guter Stimmung zu erhalten, oder diese zu erwecken. Dieß geschah am geeignetsten durch günstige Berichte vom Kriegsschauplatze. Und ebenso wichtig als der Bericht von einem gewonnenen Treffen war eine solche Nachricht, daß der Schwager des Königs, der Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Preußen die Sache seines Schwagers im Herzen billige. Und das auf eigene Kosten? In der That, die Zumuthungen des Salvius an den schwedischen Reichsrath, und der deutschen und schwedischen Schriftsteller, welche die Worte des Salvius für ehrlich gemeint ansehen, fordern einen Glauben, der Berge versetzt.

Wir haben hier die Wahl. Entweder ist der Bericht des Schweden an den Reichsrath wahr und ächt. Demgemäß erscheint Georg Wilhelm als dreifacher Verräther: gegen den König von Polen, dem er Eid und Pflicht geschworen, gegen seine Landstände, die er eben noch zu bedeutenden Opfern gegen den

[1] S. B. Geijer III. 123. und Gfrörer, Gustav Adolf, S. 170.

Schwedenkönig aufgefordert und zu solchen Opfern willig befunden, endlich gegen sich selbst und seine Erben, daß er aus Vorliebe für die Plane seines Schwagers von Schweden selbst beigetragen habe sein eigenes Besitzthum und das Erbe seines Hauses, seines Nachfolgers zu verkürzen.

Oder der Bericht des Schweden an den Reichsrath ist erlogen. In diesem Falle ist Georg Wilhelm rein von dem Vorwurfe des dreifachen Verrathes. Er bleibt der schwache, unbeständige Mann, als welchen er sich immer erwiesen, der bei jedem Windeshauche erschrickt und sich wendet und dreht, der gern einmal einen Anlauf nehmen wollte selbstständig zu sein und die lästigen Fesseln seiner Schwäche abzuschütteln, und der dann doch bei der ersten Drohung nachgibt: nicht weil es sein Wille ist nachzugeben, sondern weil es ihm an der nachhaltigen, selbstbewußten, inneren Kraft gebricht. Man sollte glauben, die Erfahrung in menschlichen Dingen entscheide für die letztere Annahme. Und jedenfalls liegt uns Deutschen diese Ansicht über einen deutschen Fürsten näher, als die Anklage einer so durchdachten Böswilligkeit, welche den Vorwurf der Schwäche nicht einmal hinwegnimmt.

Der Vortheil des Vertrages, der am 12. Mai 1627 geschlossen wurde, war ganz auf der Seite des Schwedenkönigs. Pillau blieb in seinen Händen, und der Kurfürst von Brandenburg verhielt sich in dem ferneren Kriege des Schweden gegen die Polen neutral. Um diese Neutralität aufrecht zu erhalten, ward ein kleines Heer geworben von etwa 4000 Mann. Zu diesem Zwecke erhob man eine Accise, welche Schwarzenberg der gehässigen Contribution vorzog.[1] Es war der Anfang eines brandenburgisch-preußischen Heeres. Den Schwedenkönig überkam einige Sorge, ob nicht doch von diesem Heere etwas zu besorgen sei, und er wandte abermals das Mittel an, zu welchem er so oft seine Zuflucht nahm. Er ermahnte die preußischen Stände die von dem Landesherrn geforderten neuen Steuern zu verweigern, weil sie zu Kriegsrüstungen gegen ihn bestimmt seien. Er durfte ohne Sorge sein. Georg Wilhelm hatte dazu nicht den Muth. Gustav Adolf sah sich von dieser Seite her ganz gesichert. Er konnte für den Sommer 1627 alle seine Kraft gegen Polen verwenden.

Während dort fern im Nordosten der Schwedenkönig und der Kurfürst Georg Wilhelm nahe bei Pillau sich gegenüber standen, erwogen die Hochmögenden im Haag ernstlich die Frage, was bei dem Krebsgange des Dänen zu thun sei.[2] Es erhob sich dringend die Besorgnis, daß der Kriegesbrand in Deutschland ausgehen, das Reich zum Frieden und zur Ruhe kommen könne. Es fragte sich um einen neuen Kämpfer, den man statt des Dänenkönigs aufstelle, um eine neue Brandfackel des Krieges. Die Blicke der Hochmögenden fielen auf Gustav Adolf. Aber dieser war in Polen beschäftigt. Es kam mithin darauf an ihn dort frei zu machen. Um so dringender schien die Nothwendigkeit heran zu treten, da die spanisch-östreichischen Plane auf den Handel für die Hanse damals

[1] Cosmar, Schwarzenberg S. 352.

[2] Für das Folgende Aitzema II. 255. Instruction und Bericht der Gesandten.

aufzubringen. Man wußte bereits, daß nur Hamburgische Schiffe berechtigt wären, sollten die Materialien für den Schiffbau in spanische und flandrische Häfen zuzubringen. Schweden lieferte sowohl Kupfer als Eisen. Hier mußte der Schwedenkönig gewarnt werden gegen das, was man die Anschläge des allgemeinen Feindes nannte.

Im Maimonate 1627 meldete Tilly[1] dem Kaiser seine Ueberzeugung: ein Friede mit Dänemark würde nicht ein Friede sein, so lange es nicht gelinge den Holländern ein Gebiß einzulegen. Denn wenn auch der Däne zu Boden liege, so würden die Generalstaaten den König von Schweden aufhetzen und bezahlen, und wiederum beginne dann das alte Spiel.

In denselben Tagen trugen holländische Schiffe eine besondere Gesandtschaft ostwärts nach Schweden. Sie kehrte zuerst in Kopenhagen ein und begann dort, wo das calvinische Bekenntnis eben so wenig geduldet ward, wie die Hochmögenden daheim den Hugo Grotius und die anderen Arminianer duldeten, mit dem Ruhme und Preise des evangelischen Wesens und der deutschen Freiheit. Sie versicherten, daß die Verdienste des Königs um dieselben unsterblich seien. Sie führten einige Klagen über die Erhöhung des Sundzolles; aber sie beruhigten sich bei der Antwort, daß diese Erhöhung nur geschehen sei, um die Kriegsmittel gegen den deutschen Kaiser zu erlangen.[2] Dann segelten sie weiter und trafen zuerst den Schwedenkönig im Lager bei Dirschau. Sie sprachen ihm in deutscher Rede ihre Glückwünsche aus zu seinen Erfolgen. Er selbst war nicht zufrieden und erging sich in solchen Drohungen gegen die Stadt Danzig, daß die Holländer davor erschraken. Sie sagten ihm, daß sie gekommen seien, um Frieden oder wenigstens Stillstand zu vermitteln, und daß sie deshalb zunächst den Weg zu dem Polenkönige einschlagen würden. Gustav Adolf war damit zufrieden. Sie traten vor den Polenkönig. Wie sie Gustav Adolph beglückwünscht hatten: so sprachen sie seinem Vetter Siegmund ihr Bedauern aus, daß er von feindlicher Macht in seinem Lande angefallen sei. Sie betheuerten, daß sie neutral seien nach allen Seiten, und daß ihnen nichts mehr am Herzen liege als ein allgemeiner Friede. Deshalb auch seien sie zu ihm gekommen. Siegmund erwiederte ihnen: er nehme die Wünsche für Frieden und Ruhe an und strebe seinerseits durch die That ihnen zu beweisen, wie sehr er diejenigen verabscheue, die ohne allen Grund und alle Veranlassung aus Habgier und Ehrgeiz den Kriegesbrand unter friedliche Völker schleuderten und ruhige Menschen zum Blutvergießen aufstachelten.[3] Die scharfe Antwort auf die gleißenden Reden war den Vertretern der Hochmögenden indessen nicht so wehe, als der fremde Empfang. Der König Siegmund hatte sie baarhäuptig reden lassen, und selber bedeckten Hauptes ihnen geantwortet. Das empfanden sie tief. Auch der Unterhalt war so mager, daß sie unter dieser Behandlung eine Abrei-

[1] Hurter, Ferdinand Bd. IX. 179. Nr. 104.
[2] Aitzema II. 271.
[3] a. a. O. S. 285.

vermutheten.[1] Nach reiflicher Erwägung kamen sie zu dem Schlusse, daß dieß geschehe aus Respect des Königs vor dem Hause Oestreich. In Betreff der Hauptfrage erwiederte Siegmund: Gustav Adolfs Regierung sei eine Kette von Ungerechtigkeiten gegen ihn; doch wolle er Versuche zur Vermittelung gestatten. Die Hoffnung, die aus solchen Worten entsprang, war nicht groß, und nicht größer war diejenige, welche dann Gustav Adolf den Holländern machte. Er verließ sofort diesen Gegenstand, um von den Entwürfen zum Kriege in Deutschland zu reden, die er früher dem Prinzen von Oranien und den Generalstaaten vorgelegt habe, nämlich den Kaiser durch Polen und Schlesien, oder von Pommern und Mecklenburg her anzugreifen. Er erkannte an, daß die Dinge seitdem sich sehr geändert hätten; dennoch könne auch noch etwas Gutes ausgerichtet werden, wenn nur die Hochmögenden und andere Potentaten die Hand dazu bieten und gemäß der Wichtigkeit der Sache beisteuern wollten. Sein Eifer stieg während des Redens,[2] und die Holländer erkannten, wie sehr es ihm Ernst damit sei. Er bemühte sich ihnen zu zeigen, wie das Interesse der Hochmögenden diesen Krieg der Schweden gegen den Kaiser verlange, wie nur dadurch die Macht des Kaisers von den westlichen Grenzen gegen die Niederlande abgelenkt werden könne.

Zur Beförderung der Angelegenheit blieben die Niederländer im Lager. Die nächsten Tage fielen heftige Gefechte vor. Der König ward verwundet; aber seine Wunde hinderte ihn nicht. Er ließ Beaumont, das Haupt der holländischen Gesandtschaft, zu sich bescheiden und begann sofort wieder von den Gedanken zu reden, die seine Seele erfüllten. „Mein ganzes Kriegswesen," sagte er:[3] bezweckt nichts Anderes als den Vortheil und die Erleichterung aller derer, die ein gemeinsames Interesse gegen das Haus Oestreich und Spanien verbindet." Es liegt in diesen Worten die unumwundene Anerkennung der allerdings auch sonst klar vorliegenden Thatsache, wie Gustav Adolf sich wohl bewußt war, daß nur er und nicht seine Gegner die zerstörenden Kriege begannen. Er hatte ja hier nicht mit dem großen Haufen zu thun, den man zu allen Zeiten durch Reden und Proclamationen bethört, sondern mit einsichtigen, erfahrenen Politikern, welche wußten, wie die Dinge lagen. Deshalb unterblieben in einer solchen Zusammenkunft alle hier überflüssigen Redensarten von Religion und dergleichen. Gustav Adolf legte wiederum seinen alten Plan dar, daß Oestreich nirgends besser angegriffen werden könne, als durch Polen und Schlesien. Die Folge würde sein, daß aller Kriegsschwall sich dahin zöge. Aber er vermöge das nicht allein, Andere müßten ihn unterstützen, und namentlich die Hochmögenden, weil man sich auf diese sicher verlassen könne. Dieß Lob allerdings verdienten die Hochmögenden. Während Karl von England seinem dänischen Oheime immer schuldig blieb, zahlten die Generalstaaten pünktlich aus. Gustav

[1] a. a. O. S. 286. Sy hebben niet konnen vernemen waer dese soberende magere onthalinghe die sy oordeelden dat a dessein wierde ghedaen, heenen mochte komen etc.

[2] a. a. O. S. 297.

[3] a. a. O. 303.

Adolf erklärte, er müsse ein Heer haben von 20,000 Mann zu Fuß und 8000 Reitern. Wenn der Weg durch Polen zu lang sei: so wolle er von Pommern aus die Oder hinauf ziehen; denn der Rhein sei zu fern, und die Elbe und Weser zu stark besetzt. Er drang in den Gesandten dieß heim zu melden. Er ergoß seinen Zorn in heftigen Worten über den Dänenkönig, der sich ihm vorgedrängt habe. Er erneuerte seine Erbietungen, und bat dieß schleunigst nach dem Haag zu melden. Der Holländer blieb sehr gemessen. Je eifriger der König wurde, je mehr er den Holländer zu überzeugen suchte, daß all sein Sinnen und Streben nur auf einen deutschen Krieg gerichtet sei: desto kühler und schweigsamer wurde Beaumont.[1] Je feuriger der Eifer des Königs, desto weniger hatten ja die Generalstaaten für seine Dienste zu zahlen. Nur zuweilen warf Beaumont ein Wort ein von der schweren Schuldenlast, welche die Generalstaaten so drücke, daß sie sogar Geld aufnehmen müßten in fremden Ländern. Gustav Adolf wiederholte seine Bitten, bis Beaumont die Zusage gab sich mit seinem Gefährten zu besprechen. Er hoffe, sagte er, diese würden keine Schwierigkeit erheben das Verlangen des Königs den Generalstaaten zuzustellen. So oft die Gesandten ferner mit dem Könige zusammen kamen, begann er aufs neue von dieser Sache zu reden.

Es liegt hier die Frage nah, ob Gustav Adolf nicht durchschaut habe, daß hinter all den Worten, welche die Holländer von dem Zwecke ihrer Gesandtschaft machten, hinter all der kühlen Ruhe, mit welcher sie seinem Eifer zuhörten, sie doch im Grunde ganz denselben Plan verbargen, den er von ihnen wünschte. Sie sagten, daß sie der Friedensstiftung halber gekommen seien. Sie sprachen von holländischen Schiffen, welche der König von Polen genommen, von der Störung des Handels in Folge des Kriegs zwischen Polen und Schweden, von der Nothwendigkeit denselben beizulegen. Der ganzen Sachlage nach erwartete Gustav Adolf mehr. Er erwartete ein Angebot. Dieß machten die Holländer nicht. Der Grund kann nur der gewesen sein, daß sie seine Forderung möglichst billig wollten. Der Eifer des Königs, durch den er ein solches Angebot hervorrufen wollte, bestärkte die Holländer in der Absicht damit zurückzuhalten. Dafür aber hielt nun auch seinerseits der König zurück. Wie die Holländer ihm kein Angebot für den deutschen Krieg machten: so verweigerte er die Zugeständnisse für den Frieden mit Polen. Die Holländer zeigten sich als Vermittler unermüdlich. Sie boten alles auf, um dem Schweden zunächst dort die Hände frei zu machen. Aber sie zeigten dem Schweden nur die Möglichkeit, und nicht die Gewißheit eines neuen Krieges. Krieg mußte und wollte er haben, es war ihm das Lebenselement, wie dem Fische das Wasser. Warum sollte er den Krieg aufgeben, den er einmal hatte, für die Möglichkeit eines neuen, ohne die Gewißheit? Darum standen die Forderungen der Schweden denen der Polen so schroff gegenüber, daß auch die biegsame aalglatte Gewandtheit der Holländer daran scheiterte. Hätten sie dem Schwedenkönige ein annehmliches Gebot für

[1] a. a. O. S. 304.

den Krieg in Deutschland gethan: so hätte er sicherlich seinem Lieblingsplane ein Opfer gebracht. Aber so wie die Sache lag, fühlte er sich dazu nicht geneigt. Beide Theile durchschauten einander; aber um nicht den Vortheil der Stellung zu verlieren, wollte keiner dem Anderen direkt entgegen kommen.

Am 27. September nahmen die Holländer Abschied von dem Könige von Schweden. Er widmete seinem Streite mit Polen nur wenige Worte, um dann sogleich seinen schweren Kummer auszusprechen über die Fortschritte des deutschen Kaisers, über den Nachtheil, der daraus für das gemeine Wesen erfolge, zumal wenn der Dänenkönig nicht bessere Ordnung in seine Angelegenheiten bringe. „Wir alle," sprach er zuletzt,[1] „ich, die Hochmögenden, und andere Fürsten müssen bei Zeiten darauf Acht haben und fernerem Unheile zuvorkommen. Der erste und hauptsächlichste von allen Gründen die eigene Sache wahrzunehmen ist die günstige Gelegenheit. Noch ist es Zeit." Abermals bat er die Gesandten im Haag dieß vorzustellen.

Die Willfährigkeit von beiden Seiten war offenbar vorhanden; aber das Uebermaß der Schlauheit von beiden Seiten verhinderte damals den Bund. In der nächsten Zeit errichtete Gustav Adolf selbst noch eine andere Schranke zwischen sich und den Hochmögenden. Er war arm und wollte doch kriegen. Er bedurfte Geld. Zugleich wollte er für künftige Plane die Stadt Danzig in seiner Gewalt haben. Um beides zugleich zu erreichen, erhob er zu Pillau im Lande seines Schwagers von den vorbeifahrenden Schiffen einen ungeheuren Zoll von dreißig Procent des Werthes der eingeladenen Güter.[2] Das war den Hochmögenden zu stark. Sie hatten dem Dänenkönige die Erhöhung des Sundzolles wegen seines Zweckes gegen den Kaiser verziehen; aber so weit ging ihre Nachgiebigkeit nicht. Ihr Verhältnis zu Gustav Adolf ward kälter. Erst seine späteren Erfolge knüpften es wieder an.

Gustav Adolf dagegen harrte, wie er es nannte, seiner günstigen Gelegenheit. Der Dänenkönig führte damals bei ihm schwere Klage über die Verbündeten, die ihn mit großen Verheißungen in diesen Krieg verwickelt hätten und nun schändlich stecken ließen.[3] Er müsse das Gott und den Menschen klagen, und hoffe nur, daß Gustav Adolf ihm freundlich bleiben und ihn nicht verlassen werde.

Die Klage des Dänen bei seinem Nachbarn bezweckte nicht eigentlich eine Klage, sondern die Sondirung des dortigen Terrains, dem nicht ganz mehr zu trauen war. Gustav Adolf schwankte damals, wo er seine Ansicht, daß die günstige Gelegenheit der zuverlässigste und beste Grund zum Kriege sei, zuerst in Anwendung bringen sollte, ob gegen den Kaiser, oder seinen Nachbarn von Danemark. Wenn er nur seiner Neigung folgte: so war ein Krieg gegen den deutschen Kaiser vorzuziehen, und an günstiger Gelegenheit innerhalb dieses

[1] a. a. O. S. 333.
[2] Aitzema II. S. 494.
[3] Aitzema II. 342. 12. September 1627.

Reiches bei dem drohend emporwachsenden Ingrimm gegen Wallenstein fehlte es nicht. Aber noch war dem Schweden die Brücke nach Deutschland nicht geschlagen. Deshalb zog er zunächst die Gelegenheit gegen Dänemark vor. Dieses war ermattet, entkräftet, nur das Meer hinderte die völlige Eroberung des Landes durch die kaiserlichen Heere. Durch die Verbindung mit denselben glaubte Gustav Adolf einen Theil von der dänischen Beute mit erlangen zu können.

Das Anknüpfen mit Wallenstein war nicht schwer. Es dienten unter diesem mehrere Obersten, die früher bei Gustav Adolf gewesen waren, auch ferner mit ihm in gutem Verkehre blieben, und je nach den Umständen nachher wieder mittelbar oder unmittelbar in seine Dienste traten. Der wichtigste unter ihnen war Hans Georg von Arnim, den man den lutherischen Kapuziner nannte. Wir haben diesen Mann, dem damals Wallenstein sein Vertrauen schenkte, kennen gelernt als das Werkzeug desselben gegen die unglücklichen Herzöge von Mecklenburg. Wir haben gesehen, wie Arnim gegen dieselben handelte. Wallenstein benutzte ihn auch ferner zu ähnlichen Planen, denen wir noch begegnen werden. Nicht jedoch an Arnim gelangten die ersten Anträge Gustav Adolfs, sondern an den Obersten Fahrensbach. Auch diesen haben wir nach seiner moralischen Qualification bereits kennen gelernt. Diese ersten Anträge Gustav Adolfs erfolgten schon 1626 nach der Schlacht bei Lutter.[1] Damals blieben sie unbeachtet. Im Herbste 1627, in denselben Tagen, als Christian IV. dem Schweden seine Klage über die Wortlosigkeit seiner Verbündeten aussprach, meldete Oxenstjerna dem Feldmarschall Arnim, daß Gustav Adolf Willens sei sich mit den Kaiserlichen gegen die Dänen zu vereinen. Für Wallenstein war der Antrag willkommen, und wäre es auch nur gewesen, um den Schweden von einer Vereinigung mit dem Dänen abzuhalten. Denn Wallenstein fürchtet den Schweden. Er warnt schon im März 1627 den Kaiser. „Wir dürfen den König von Polen auf keine Weise im Stiche lassen,“ sagt er;[2] „denn wir hätten nachher an dem Schweden einen viel ärgeren Feind, als an dem Türken.“ Der Plan Gustav Adolfs im Herbste 1627 war den Dänen von seiner Seite her anzugreifen, und die Theile Dänemarks, die an Schweden stoßen, sowie Norwegen für sich zu nehmen. Wallenstein zweifelte nicht daran, daß der Kaiser keine Schwierigkeit dagegen erheben werde.[3] In der That kam man so weit gegenseitige Bedingungen aufzustellen. Der Schwede bot seine Hülfe gegen den Dänen an, wenn er vor den Polen sicher sein könne, und wenn der Kaiser ihm denjenigen Theil von Dänemark behalten lasse, den er einnähme. Dagegen verlangte der Kaiser das Versprechen, daß Gustav Adolf, wenn der Kaiser ihm den Frieden mit Polen verschafft habe, denselben nicht benutzen wolle, um Dänemark zu helfen.

Wir sehen, was der Kaiser diesem neu sich anbietenden Freunde zumuthe

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 124.
[2] Chlumecky, Regesten u. s. w. 46.
[3] Förster a. a. O. S. 143. Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse. Beilage [illegible] vom 13 Dezember

Hatte er ein Recht dazu? War es dem Könige Gustav Adolf Ernst mit solchen Absichten gegen Dänemark, oder heuchelte er sie? — Er knüpfte zur selben Zeit Unterhandlungen mit dem Dänenkönige gegen den Kaiser an.[1]

Dennoch ist es schwer zu sagen, welchen von beiden Theilen der Schwedenkönig lieber betrogen hätte. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er nach beiden Seiten seiner Gelegenheit harrte. Und wie damals, im Herbste 1627, die Dinge lagen, war die günstige Gelegenheit eher mit Hülfe der Kaiserlichen zu finden, als mit den Dänen. Damit ist nicht gesagt, daß der Angriff auf den Dänen mit den Deutschen einen Verzicht auf die hauptsächlichen Plane des Schweden gegen Kaiser und Reich in sich schloß. Diese konnten verschoben werden. Wir möchten sogar glauben, daß Oxenstjerna, der Freund und Berather des Schweden im Jahre 1627 ernstlich gegen den Dänen gesprochen habe. Denn noch zwei Jahre später, als die bis dahin unbestimmten Entwürfe des Schwedenkönigs auf Deutschland eine festere Gestalt gewannen, hält Oxenstjerna ihm vor, daß er besser thue sich zum Herrn des Nordens zu machen.[2]

Auf der anderen Seite hatte Wallenstein zu der Ehrlichkeit des Schwedenkönigs, wenn nämlich auch bei der Aufrichtigkeit solcher Anträge von einer Ehrlichkeit überhaupt noch die Rede sein kann, auch nicht das leiseste Vertrauen. Die Häupter jener Zeit wußten mehr von einander, als man wohl glauben sollte. Im September 1627, eben damals als Oxenstjerna die schwedischen Anträge an Arnim gelangen ließ, bat Christian von Dänemark den Senat von Hamburg bei Wallenstein Fürsprecher zu sein wegen des Friedens. Wallenstein entgegnete damals vor der Zeit des mecklenburgischen Handels: der Däne habe nur sich selber die Schuld seines Unglückes zuzuschreiben.[3] Die Habgier Christians sei nicht bloß auf die norddeutschen Bisthümer gegangen, sondern habe auch das Herzogthum Braunschweig für sich erlangen wollen. Und doch habe Christian selbst oft genug die Gründe dargelegt, die gegen einen Krieg mit dem Kaiser sprächen; aber die Eifersucht gegen Schweden habe ihn nicht ruhen lassen, und darum habe er mit seinen Erbietungen in London und im Haag sich dem Schwedenkönige vorgedrängt. Nun habe er sein Unglück selbst zu tragen. Der pfälzische Rath Rusdorf brach bei der Kunde solcher Antwort in Erstaunen aus, wie Wallenstein das wissen, wie er über die Plane des Schweden etwas habe erfahren können. Woher Wallenstein davon etwas erfahren, vermögen wir nicht anzugeben; aber die eine Probe thut genugsam dar, daß es ihm völlig klar vorlag, was er von Gustav Adolf zu erwarten habe, daß es darum seine Pflicht war auf seiner Hut zu sein.

Wallenstein war es zu dieser Zeit, freilich auf eine Weise, die an Ehrenhaftigkeit sogar dem Benehmen des Schwedenkönigs nachstand. Er hatte den Gedanken einer kaiserlichen Kriegsflotte mit lebhaftem Eifer ergriffen. Obwohl

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 266.
[2] Geijer III. 154.
[3] Rusdorf, Epistolae p. 87.

„Ich meine," [1] meldet Wallenstein an Arnim, „wenn der Schwede ansetzen wird, so thut er es am frischen Haff, um von da aus an der Oder herauf zu gehen." Er beauftragt Arnim mit dem Herzoge von Pommern in steter Correspondenz über den Schweden zu bleiben. Er scheint also gedacht zu haben, daß Gustav Adolf in Deutschland landen würde, ohne sich vorher einen festen Stützpunkt gesichert zu haben. So dachte Gustav Adolf nicht. Seine Seele brannte vor Begier nach dem Kriege in Deutschland; aber wie im Jahre 1625 seine erste Forderung an seine Verbündeten in England und Holland diejenige eines oder zweier Häfen gewesen war: so war diese seine Ansicht auch 1628 ganz dieselbe. Im Beginne des Jahres 1628 erlangte er von einem dazu besonders ausgewählten Ausschusse der schwedischen Stände einen Beschluß, [2] daß sie in Erwägung der Gefahr, welche von dem Kaiser und der papistischen Liga drohe, für die gerechte Sache weder Leben noch Gut schonen wolle. In dieser Beziehung also durfte der König etwas wagen.

In Wallensteins Kopfe dagegen durchkreuzten sich damals, wie es schien, gar seltsame Gedanken. Er versicherte seinem Vertrauten Arnim einmal über das andere, daß es sein Lieblingswunsch sei die Waffen gegen den Erbfeind der Christenheit zu tragen. Er fürchtet nur, daß ihm inzwischen der Schwede ein Bubenstück anfange, wie er sagt. War dieser Wunsch aufrichtig gemeint oder nicht? Wir sind bei Wallenstein in stetem Zweifel, selbst wenn er Briefe an seine Vertraute schreibt. Denn das Bramarbasiren und Hochfahren ist Wallensteins eigenste Natur. Selbst diesem Arnim gegenüber, der ihn und seine geheimen Anschläge hinreichend kennt, begeht er die närrische Albernheit einen Brief vom 30. October aus Elmshorn, drei Briefe vom 2. November aus Frankfurt, und wiederum einen Brief vom 3. November aus Elmshorn zu datiren, als wenn er über Nacht mit einem Zauberstabe nach Frankfurt und wieder nach Elmshorn geflogen sei. [3] Man darf den Zauberglauben jener Zeit immerhin sehr hoch anschlagen. Aber man schlage ihn so hoch an, wie man will: eine solche Zumuthung an den Glauben des Arnim übersteigt alles Maß. Auf der anderen Seite weiß man, wie gerade der Verdacht der Zauberei damals der entsetzlichste, der ungeheuerlichste war, ein Verdacht, der für den niedrig stehenden Menschen der bürgerlichen Gesellschaft unvermeidlich die endlosen Qualen der Folter nach Willkür des Richters und schmählichen Feuertod nach sich zog. Wallenstein vermeidet nicht diesen Verdacht. Er ruft ihn bei Arnim hervor, oder bemüht sich wenigstens ihn hervorzurufen. Und das nur, um desto abenteuerlicher, desto geheimnisvoller, desto gewaltiger zu erscheinen! Es ist ein merkwürdiges Bestreben, um so merkwürdiger, da zur Erklärung des Benehmens von Wallenstein die gewöhnlichen Leidenschaften des Söldners: Habgier und Prahlsucht, durchweg ausreichend sind.

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 114. vom 9. October 1627.

[2] Geijer III. 150.

[3] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 122 ff. Man vergl. die Anmerkung des Herrn Förster Seite 126.

er das wesentliche Erfordernis, daß eine Kriegsflotte mit einer Handelsflotte in inniger Beziehung stehen muß, um seines Privatvortheiles willen preis gab: so glaubte er doch, wie vor ihm und nach ihm mehr als einmal unumschränkte Herrscher durch ihr Machtgebot es gethan, daß auch er in gleicher Weise eine Kriegsflotte schaffend hervorzaubern könne aus dem Nichts. Indessen verfolgte er auch andere Wege, als die des Aufbauens. Um für sich eine Kriegsflotte zu erhalten und sie lebensfähig zu machen, dachte er sich den Plan aus die entgegenstehenden, die etwa feindlichen nicht durch einen offenen Angriff zu vernichten, sondern durch heimlich angelegtes Feuer. Nicht bloß die dänischen Schiffe sollten dieß Geschick erleiden, auch die schwedischen bestimmte er zu gleichem Untergange. Die leisen Gewissensbedenken dabei legte er sich bald zurecht. Indem er dem Arnim seine Bereitwilligkeit zu dem angetragenen Bündnisse mit Schweden ausspricht, erneuert er seinen Befehl einen Brandstifter für die schwedische Flotte ohne Zeitverlust zu gewinnen.[1] „Denn," sagt er, „bis jetzt ist das Bündnis nicht gemacht, und Jedermann weiß, daß der Schwede die Leute gern bei der Nase führt. Wenn er nur sich vertheidigen will: so bedarf er keiner Schiffe. Mithin müssen sie brennen. Will er aber zu uns, so sollen sie ihm auch verbrannt werden. Um das auszurichten, ist kein Geld zu sparen." Als Oxenstjerna in seinen Anerbietungen näher trat, stieg einmal in Wallenstein der Gedanke auf: es sei doch besser mit dem Anzünden der schwedischen Schiffe noch zurückzuhalten.[2] Es ist nur die Regung eines einzigen Tages. Jeder folgende Brief bringt den erneuten Befehl, daß die Schiffe brennen müssen, mit der steten Hinweisung, daß auf Treue und Glauben des Schwedenkönigs auch nicht das Geringste zu bauen sei. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß das Vertrauen des Schwedenkönigs zu Wallenstein auch nicht um ein Haarbreit größer war, als dasjenige Wallensteins zu dem Schweden. Das Recht dazu war auf beiden Seiten unverkennbar nicht sehr verschieden.

Zwölfter Abschnitt.

Daß Deutschland vor einem Einbruche des Schwedenkönigs auch nicht einen Augenblick sicher sei, sobald Gustav Adolf seinen Vortheil dabei ersähe, war Wallensteins feste Ueberzeugung auch zur selben Zeit, als Gustav Adolf ein Bündnis antragen ließ. Wallenstein ist unermüdlich in Warnungen an Arnim vor diesem gefährlichen Nachbar, auf dessen Treue und Glauben man sich eben so wenig verlassen könne, wie auf diejenige seines Schwagers Bethlen Gabor

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 125.
[2] a. a. O. S. 144 vom 21 November 1627.

„Ich meine," [1] meldet Wallenstein an Arnim, „wenn der Schwede ansetzen wird, so thut er es am frischen Haff, um von da aus an der Oder herauf zu gehen." Er beauftragt Arnim mit dem Herzoge von Pommern in steter Correspondenz über den Schweden zu bleiben. Er scheint also gedacht zu haben, daß Gustav Adolf in Deutschland landen würde, ohne sich vorher einen festen Stützpunkt gesichert zu haben. So dachte Gustav Adolf nicht. Seine Seele brannte vor Begier nach dem Kriege in Deutschland; aber wie im Jahre 1625 seine erste Forderung an seine Verbündeten in England und Holland diejenige eines oder zweier Häfen gewesen war: so war diese seine Ansicht auch 1628 ganz dieselbe. Im Beginne des Jahres 1628 erlangte er von einem dazu besonders ausgewählten Ausschusse der schwedischen Stände einen Beschluß, [2] daß sie in Erwägung der Gefahr, welche von dem Kaiser und der papistischen Liga drohe, für die gerechte Sache weder Leben noch Gut schonen wolle. In dieser Beziehung also durfte der König etwas wagen.

In Wallensteins Kopfe dagegen durchkreuzten sich damals, wie es schien, gar seltsame Gedanken. Er versicherte seinem Vertrauten Arnim einmal über das andere, daß es sein Lieblingswunsch sei die Waffen gegen den Erbfeind der Christenheit zu tragen. Er fürchtet nur, daß ihm inzwischen der Schwede ein Bubenstück anfange, wie er sagt. War dieser Wunsch aufrichtig gemeint oder nicht? Wir sind bei Wallenstein in stetem Zweifel, selbst wenn er Briefe an seine Vertraute schreibt. Denn das Bramarbasiren und Hochfahren ist Wallensteins eigenste Natur. Selbst diesem Arnim gegenüber, der ihn und seine geheimen Anschläge hinreichend kennt, begeht er die närrische Albernheit einen Brief vom 30. October aus Elmshorn, drei Briefe vom 2. November aus Frankfurt, und wiederum einen Brief vom 3. November aus Elmshorn zu datiren, als wenn er über Nacht mit einem Zauberstabe nach Frankfurt und wieder nach Elmshorn geflogen sei. [3] Man darf den Zauberglauben jener Zeit immerhin sehr hoch anschlagen. Aber man schlage ihn so hoch an, wie man will: eine solche Zumuthung an den Glauben des Arnim übersteigt alles Maß. Auf der anderen Seite weiß man, wie gerade der Verdacht der Zauberei damals der entsetzlichste, der ungeheuerlichste war, ein Verdacht, der für den niedrig stehenden Menschen der bürgerlichen Gesellschaft unvermeidlich die endlosen Qualen der Folter nach Willkür des Richters und schmählichen Feuertod nach sich zog. Wallenstein vermeidet nicht diesen Verdacht. Er ruft ihn bei Arnim hervor, oder bemüht sich wenigstens ihn hervorzurufen. Und das nur, um desto abenteuerlicher, desto geheimnisvoller, desto gewaltiger zu erscheinen! Es ist ein merkwürdiges Bestreben, um so merkwürdiger, da zur Erklärung des Benehmens von Wallenstein die gewöhnlichen Leidenschaften des Söldners: Habgier und Prahlsucht, durchweg ausreichend sind.

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 114. vom 9. October 1627.

[2] Geijer III. 150.

[3] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 122 ff. Man vergl. die Anmerkung des Herrn Förster Seite 126.

er das wesentliche Erfordernis, daß eine Kriegsflotte mit einer Handelsflotte in inniger Beziehung stehen muß, um seines Privatvortheiles willen preis gab: so glaubte er doch, wie vor ihm und nach ihm mehr als einmal unumschränkte Herrscher durch ihr Machtgebot es gethan, daß auch er in gleicher Weise eine Kriegsflotte schaffend hervorzaubern könne aus dem Nichts. Indessen verfolgte er auch andere Wege, als die des Aufbauens. Um für sich eine Kriegsflotte zu erhalten und sie lebensfähig zu machen, dachte er sich den Plan aus die entgegenstehenden, die etwa feindlichen nicht durch einen offenen Angriff zu vernichten, sondern durch heimlich angelegtes Feuer. Nicht bloß die dänischen Schiffe sollten dieß Geschick erleiden, auch die schwedischen bestimmte er zu gleichem Untergange. Die leisen Gewissensbedenken dabei legte er sich bald zurecht. Indem er dem Arnim seine Bereitwilligkeit zu dem angetragenen Bündnisse mit Schweden ausspricht, erneuert er seinen Befehl einen Brandstifter für die schwedische Flotte ohne Zeitverlust zu gewinnen.[1] „Denn," sagt er, „bis jetzt ist das Bündnis nicht gemacht, und Jedermann weiß, daß der Schwede die Leute gern bei der Nase führt. Wenn er nur sich vertheidigen will: so bedarf er keiner Schiffe. Mithin müssen sie brennen. Will er aber zu uns, so sollen sie ihm auch verbrannt werden. Um das auszurichten, ist kein Geld zu sparen." Als Oxenstjerna in seinen Anerbietungen näher trat, stieg einmal in Wallenstein der Gedanke auf: es sei doch besser mit dem Anzünden der schwedischen Schiffe noch zurückzuhalten.[2] Es ist nur die Regung eines einzigen Tages. Jeder folgende Brief bringt den erneuten Befehl, daß die Schiffe brennen müssen, mit der steten Hinweisung, daß auf Treue und Glauben des Schwedenkönigs auch nicht das Geringste zu bauen sei. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß das Vertrauen des Schwedenkönigs zu Wallenstein auch nicht um ein Haarbreit größer war, als dasjenige Wallensteins zu dem Schweden. Das Recht dazu war auf beiden Seiten unverkennbar nicht sehr verschieden.

Zwölfter Abschnitt.

Daß Deutschland vor einem Einbruche des Schwedenkönigs auch nicht einen Augenblick sicher sei, sobald Gustav Adolf seinen Vortheil dabei ersähe, war Wallensteins feste Ueberzeugung auch zur selben Zeit, als Gustav Adolf ein Bündnis antragen ließ. Wallenstein ist unermüdlich in Warnungen an Arnim vor diesem gefährlichen Nachbar, auf dessen Treue und Glauben man sich eben so wenig verlassen könne, wie auf diejenige seines Schwagers Bethlen Gabor.

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 125.
[2] a. a. O. S. 144 vom 21 November 1627.

„Ich meine,“ [1] meldet Wallenstein an Arnim, „wenn der Schwede ansetzen wird, so thut er es am frischen Haff, um von da aus an der Oder herauf zu gehen.“ Er beauftragt Arnim mit dem Herzoge von Pommern in steter Correspondenz über den Schweden zu bleiben. Er scheint also gedacht zu haben, daß Gustav Adolf in Deutschland landen würde, ohne sich vorher einen festen Stützpunkt gesichert zu haben. So dachte Gustav Adolf nicht. Seine Seele brannte vor Begier nach dem Kriege in Deutschland; aber wie im Jahre 1625 seine erste Forderung an seine Verbündeten in England und Holland diejenige eines oder zweier Häfen gewesen war: so war diese seine Ansicht auch 1628 ganz dieselbe. Im Beginne des Jahres 1628 erlangte er von einem dazu besonders ausgewählten Ausschusse der schwedischen Stände einen Beschluß,[2] daß sie in Erwägung der Gefahr, welche von dem Kaiser und der papistischen Liga drohe, für die gerechte Sache weder Leben noch Gut schonen wolle. In dieser Beziehung also durfte der König etwas wagen.

In Wallensteins Kopfe dagegen durchkreuzten sich damals, wie es schien, gar seltsame Gedanken. Er versicherte seinem Vertrauten Arnim einmal über das andere, daß es sein Lieblingswunsch sei die Waffen gegen den Erbfeind der Christenheit zu tragen. Er fürchtet nur, daß ihm inzwischen der Schwede ein Bubenstück anfange, wie er sagt. War dieser Wunsch aufrichtig gemeint oder nicht? Wir sind bei Wallenstein in stetem Zweifel, selbst wenn er Briefe an seine Vertraute schreibt. Denn das Bramarbasiren und Hochfahren ist Wallensteins eigenste Natur. Selbst diesem Arnim gegenüber, der ihn und seine geheimen Anschläge hinreichend kennt, begeht er die närrische Albernheit einen Brief vom 30. October aus Elmshorn, drei Briefe vom 2. November aus Frankfurt, und wiederum einen Brief vom 3. November aus Elmshorn zu datiren, als wenn er über Nacht mit einem Zauberstabe nach Frankfurt und wieder nach Elmshorn geflogen sei.[3] Man darf den Zauberglauben jener Zeit immerhin sehr hoch anschlagen. Aber man schlage ihn so hoch an, wie man will: eine solche Zumuthung an den Glauben des Arnim übersteigt alles Maß. Auf der anderen Seite weiß man, wie gerade der Verdacht der Zauberei damals der entsetzlichste, der ungeheuerlichste war, ein Verdacht, der für den niedrig stehenden Menschen der bürgerlichen Gesellschaft unvermeidlich die endlosen Qualen der Folter nach Willkür des Richters und schmählichen Feuertod nach sich zog. Wallenstein vermeidet nicht diesen Verdacht. Er ruft ihn bei Arnim hervor, oder bemüht sich wenigstens ihn hervorzurufen. Und das nur, um desto abenteuerlicher, desto geheimnisvoller, desto gewaltiger zu erscheinen! Es ist ein merkwürdiges Bestreben, um so merkwürdiger, da zur Erklärung des Benehmens von Wallenstein die gewöhnlichen Leidenschaften des Söldners: Habgier und Prahlsucht, durchweg ausreichend sind.

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 114. vom 9. October 1627.

[2] Geijer III. 150.

[3] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 122 ff. Man vergl. die Anmerkung des Herrn Förster Seite 126.

Wallensteins Worte vom Kriege gegen die Türken verdienen deshalb kein besonderes Gewicht, weil so oft er sie auch wiederholt, es immer nur Worte bleiben, für die er in der Sache selbst nichts thut. Der Kaiser selbst nennt sie Soldatenreden.[1] Und doch hatten sie wieder ihre Bedeutung. Wenn auch der Kaiser sie also bezeichnete: so wußte man doch sehr wohl, wie dem Kaiser ein solcher Gedanke des Ringens gegen den Erbfeind der Christenheit ganz aus der Seele gesprochen war, wie deshalb auf der anderen Seite diese Worte dienen konnten zur Beschönigung der maßlosen Werbungen.

In Wahrheit lagen für Wallenstein andere Dinge näher. Da war es zunächst die Sicherung seines neuen Besitzthumes Mecklenburg! Dann war es die neu zu schaffende Kriegsflotte, mit welcher er den Dänen auf den Inseln heimsuchen wollte. Der spanische König, in der Meinung, daß die Plane mit der Hansa in bestem Gange seien, hatte eben damals 200,000 Kronen geschickt, für welche 25 Schiffe ausgerüstet werden sollten.[2] Wallenstein ließ ferner dazu von den Städten beträchtliche Contributionen erheben.[3] Rostock und Wismar zahlten gutwillig, ohne doch dadurch von der Einquartierung sich retten zu können. Wallenstein weilte in Böhmen; aber sein Arm war lang. Er griff durch sein gefügiges Werkzeug Arnim, der damals 18,000 Thlr.[4] Monatsjold erhielt nicht auf Kosten Wallensteins oder des Kaisers, sondern der unglücklichen Länder, mit metallener Hand in alle Verhältnisse ein. Die Erwerbsthätigkeit der Ostseeländer bestand in der Getreideausfuhr, welche die Städte vermittelten. Wallenstein gebot alle Vorräthe in den Städten mit Beschlag zu belegen,[5] weil das kaiserliche Heer sie gebrauchen müsse. Rostock und Wismar waren besetzt. Aber große Städte sind ohne Citadellen nichts werth, sagte Wallenstein. Es muß ihnen ein Zaum ins Maul gelegt werden. Deshalb soll Arnim im November anfangen Citadellen dort zu bauen, und zwar ohne daß die Bürger es merken. Wie er das anzufangen habe, werde Arnim wissen. Es ist die Frage, ob Wallenstein selbst es wußte. Eine Erwägung, ob auch andere Menschen Rechte haben, steigt bei Wallenstein nicht auf. Er läßt den Städten befehlen, daß sie Schiffe ausrüsten. Arnim soll alle Schiffe anhalten.[6] Der eine Theil soll bewaffnet werden, der andere soll zur Ueberfahrt dienen. Es sind in Pommern 28 Seehäfen. Zwar ist die Zahl groß; doch müssen sie alle befestigt werden. Kein Ort, an welchem etwas gelegen, darf unbefestigt gelassen werden. In also hochtönenden, stelzenhaften Befehlen fuhr Wallenstein daher. Von denselben führte Arnim aus, was ihm beliebte. Wie viel dessen war, wird sich uns zeigen.

[1] Hurter, Wallenstein S. 154.
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 269.
[3] a. a. O. 129.
[4] a. a. O. 173. Nr. 106. So unglaublich die Summe ist, steht sie doch zweimal da.
[5] a. a. O. 139.
[6] a. a. O. 129.

In Angst und Schrecken vor dem furchtbaren Manne schmiegten sich zitternd Städte unter seine eiserne Hand. Nur eine der pommerschen Städte machte wierigkeiten. Stralsund vertraute auf seine feste Lage, um sich wenn nicht en Contribution, doch gegen die Einnahme einer Wallensteinischen Besatzung schützen. „Ich vernehme," meldete der Feldherr von seinen Schlössern in hmen am 2. December 1627,[1] „daß die Stralsunder anfangen ihre Stadt befestigen. Das muß man ihnen auf alle Weise einstellen." Arnim war n bereit. Wußte dieser Mann, der aus der Ferne gebietend solche Befehle , was er hier unternahm? Freilich er hatte noch niemals erfolgreichen derstand gefunden, weder bei Feind, noch bei Freund. Er war ein Schoß- des Glückes. Der einzige namhafte Sieg, den er während seines Feldherrn- es errungen, der Sieg über Mansfeld an der Dessauer Brücke, war ihm fallen wie ein Geschenk des Himmels. Seitdem hatte Wallenstein nichts bliches ausgerichtet, als daß er die Früchte der Mühen Tillys gepflückt. s war ihm in hohem Maße gelungen, und dabei war nach der Natur mensch- er Dinge unvermeidlich das Verhältnis eingetreten, daß er und Andere mit die Gunst der Umstände für eigenes Verdienst ansahen. Er hatte den sieg- hen Feldherrn, der eine Reihe von Jahren herdurch als das Schwert des ches den deutschen Boden geschützt nach innen und nach außen, bei Seite rängt, in einen Winkel geschoben. Die Ehre, die dem bescheidenen stillen nne gebührte, umfloß am Hofe des Kaisers den lauten, den hochtrabenden, von seinen Thaten redete und reden ließ, ehe er sie gethan. Das alles gelungen. Wallenstein schien nur wollen zu dürfen. Er wußte, mit welchem grimme alle Kurfürsten und Fürsten des Reiches auf ihn blickten. Aber er he auch, wie dennoch keiner von ihnen den Muth hatte seinen Truppen den tritt in das eigene Land zu versagen, zumal da er seinerseits so klug war dem Einzigen, der es nicht geduldet haben würde, bei Max von Bayern Versuch nicht zu machen. Als der Herzog von Pommern im Herbste 1627 schüchternen Einwendungen erhob, weil Wallenstein, um Mecklenburg zu lasten, ein Regiment über das andere nach Pommern schickte, brauste der waltherrscher auf: noch habe ihm kein Kurfürst den Paß verweigert.[2] Wir en seinen Befehl vernommen, daß Arnim sich an Einwendungen nicht zu ren habe. Zu dem Allen kam das kaiserliche Ansehen. Die ganze Umgebung s Kaisers, die Mehrheit der Räthe, denen das Ohr des Kaisers offen stand, ren in seinem Dienste und Solde. Die Genehmigung des Kaisers, der von allensteins Creaturen umlagert, diesen Mann nicht entbehren zu können inte, drückte, ob willig oder unwillig auf die Gewaltschritte des Feldherrn s Siegel des Oberhauptes im Reiche. Eben noch hatte Wallenstein ein Reichs- stenthum an sich gebracht. Er konnte in seinem Sinne sagen, daß er die one von Dänemark nicht gewollt. Wie sollte in einem solchen Manne der

[1] a. a. O. 161.
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 145.

Gedanke aufsteigen, daß eine verhältnismäßig kleine Stadt ihm nachhaltigen, geschweige denn erfolgreichen Widerstand bieten dürfe?

Auch lagen in mancher Beziehung die Aussichten für Stralsund nicht günstig. Die Stimmung des Herzogs Bogislav und der Landstände gegen die auch damals noch blühende Hansestadt, die gern ihre Privilegien im Munde führte, war nicht eine besonders freundliche.[1] Bogislav hatte wohl einmal herausgestoßen: der Teufel hole ihre Privilegien. Er hatte mit Arnim den Vertrag von Franzburg abgeschlossen. Gemäß demselben sollten nur die Städte Stettin, Cöslin, Wolgast, nicht Stralsund von Einquartierung befreit sein. Dennoch weigerte sich auf dem Landtage auch Stralsund.[2] Es fielen harte Worte. Stralsund sei nicht so frei, hieß es, wie es wohl glaube. Die Stadt würde sich befinden, wie es ihr ergehe. Man werde ihr bald eine Brille auf die Nase setzen. Dennoch versprach Bogislav sich für die Stadt gegen die Forderung der Einnahme einer Besatzung zu verwenden. Aber es ist klar, daß die Stadt von Anfang an in einem etwaigen Widerstande gegen Wallenstein auf die Hilfe des Herzogs und des Landes nicht rechnen konnte.

Der Rath von Stralsund täuschte sich nicht über diese Lage. Der Gedanke eines bewaffneten Widerstandes war nicht der ursprüngliche.[3] Alle gedruckten und geschriebenen Nachrichten thun unzweifelhaft dar, daß die Bürgermeister, die Glieder des Rathes und die angesehensten Bürger sich nur mit dem Gedanken beschäftigen in gütlicher Weise durch eine Uebereinkunft, durch Zahlung einer Geldsumme sich mit dem kaiserlichen Feldherrn abzufinden. Der gemeine Mann hier wie überall durch das dänische Vorgeben getäuscht: der König betreffe die Religion, fordert tapfere Vertheidigung, Aufsetzen von Gut und Blut. Deshalb zielen fast alle Vorträge im Rathe dahin der Bürgerschaft die Gefahr des Widerstandes vorzustellen, sie zu einer gütlichen Einigung zu bewegen. Es ist die Frage, ob eine solche Uebereinkunft von Seiten Wallensteins und Arnims möglich war.

Wallenstein betrieb damals mit Nachdruck seine Seeplane. Für dieselben war die Stadt Stralsund von hoher Wichtigkeit. Sie war ihm, namentlich nachdem er von dem Kaiser die Abberufung Schwarzenbergs ertrotzt, und dadurch auf die spanischen Plane einer Vereinigung der kaiserlichen Macht mit der hanseatischen verzichtet hatte, geradezu unentbehrlich. Wallenstein mußte für seine Plane Stralsund haben, eine Besatzung hinein legen, um sich der Stadt zu versichern. Also lauten seine Befehle, seine Instructionen an Arnim. Wallenstein wollte Besatzung in der Stadt und dann einige Tonnen Geldes dazu. Dieser Instruction gemäß mußte Arnim handeln. Ablaufen lassen durfte er sich nicht.[4]

[1] Neubur, Geschichte des dreißigjährigen Krieges. (d. h. der Stadt Stralsund in demselben) S. 19.

[2] a. a. O. S. 26.

[3] a. a. O. S. 28.

[4] a. a. O. S. 47.

Dieß wußte selbstverständlich zu Anfang nicht der Rath von Stralsund und halb suchte er Unterhandlungen anzuknüpfen.[1] Indem Arnim sich auf diesen einließ, war seine Absicht eine doppelte: einestheils die Stadt über seine ihren Plane gemäß den erhaltenen Befehlen zu täuschen, anderntheils im mans von ihr so viel Geld wie möglich zu erhalten, ohne dafür seinerseits etwas gebunden sein zu wollen. Er forderte 150,000 Thlr. und zwar so: dann werde er alles dem Herrn General im Besten referiren.[2]

Man hat diesen Arnim häufig einen klugen, listigen Mann genannt. Die Sicht der listigen Umgarnung hatte er unzweifelhaft. Allein er war gar zu. Von Anfang an häufte er bei dieser Sache so viele Zweideutigkeiten und Anschläge,[3] daß selbst auch Bogislav ihm mit der kaiserlichen Ungnade drohte. Rath von Stralsund ward zur Bedenklichkeit, zum Mistrauen gezwungen. verlangte am 3. December den Durchzug von 1000 Kürassieren durch Stadt nach Rügen. Er versprach sie in kleinen Abtheilungen von je 50 zu lassen. Er betheuerte bei Cavaliersparole die Sicherheit der Stadt. half nicht: der Rath traute ihm nicht. Dennoch wollte der Rath gern gütlich der Sache loskommen. Die Abgeordneten hatten den Auftrag dem bis 80,000 Thlr. zu bieten. Als es zum Abschluß kommen sollte, war, sein Schreiber verreist.

In der Stadt dagegen schwoll im December und Januar 1628 die Stimmung zum Widerstande. Man nahm Söldner an bis zu 300, die aus dänischem herüber liefen. Man arbeitete eifrig an den Wällen, den Gräben, warf Befestigungen auf.

Arnim stimmte seine Forderungen herunter. Am 23. Januar erschien in Namen der Oberst Sparre in der Stadt. Er forderte Entlassung der Soldaten, Einstellung der Festungsarbeiten, und ferner „weil Kaiserliche Majestät Geldes benöthigt sei,“ auf den folgenden Tag 60,000 Thlr., dazu ein Verzeichnis von Gold- und Silberzeug für Arnim. Sparre drohte mit Kaisers Ungnade. Der Unmuth der Bürger wurde laut. Sie verlangten kaiserliche Mandat zu sehen, welches den Arnim ermächtige 60,000 Thlr. der Stadt zu fordern. Der Rath hatte schon früher einmal sich bereit klärt die Hälfte zu zahlen.[4] So viel wollte er auch dießmal geben. Nicht die Bürgerschaft. Sie würde dieß nur bewilligen, erklärte sie, wenn sie sicher gestellt würde gegen alle Anforderung jeglicher Art. Der Oberst Sparre kehrte fruchtlos zurück.

Die Gier Arnims stieg und verblendete ihn noch mehr. Er eröffnete der Stadt geradezu, daß seine Befehle von Wallenstein auf Besatzung in der Stadt lauteten, daß er aus guter Neigung gegen die Stadt durch die Geldforderung

[1] a. a. O. S. 25.
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 201.
[3] Neubur S. 30.
[4] Neubur S. 47.

seine Befehle bereits überschritten habe.[1] Darum habe er Willfährigkeit, Erfüllung der bereits geleisteten Zusage erwartet, statt des Trotzes. Dennoch solle auch so noch dieser bewiesene Trotz der Stadt nicht nachtheilig sein, wenn sie nur dem Kaiser sich zur Schuldigkeit erbiete und sofort bezahle. Dann fügt er die merkwürdigen Worte hinzu, daß die Noth ihn dränge einige neue Schanzen zu verfertigen. Dieß Schreiben war datirt vom 4. Februar. Es ward überreicht von einem Officier, der die 30,000 Thlr. in Empfang nehmen solle.

Es war ein merkwürdiges Schreiben, abermals voll Unwahrheit. Die Stadt hatte nicht eine Zusage geleistet, deren Erfüllung Arnim beanspruchen durfte. Der Kaiser wußte nichts von diesen Forderungen Arnims. Und während der Rath diese seltsamen Behauptungen erwog, während er nachdachte über die Befehle Wallensteins zur Besetzung der Stadt, die einzige Wahrheit, welche in dem Schreiben stand, während er das dunkele Wort von den neuen Schanzen zu enträthseln suchte, lief die wichtige, die bedeutungsvolle Nachricht ein, daß Arnim in derselben Stunde den Dänholm besetzt habe. Es war die Insel vor dem Hafen, welche die Einfahrt in denselben beherrschte, deren Besitz, wenn sie befestigt wurde, den Handel und die Schifffahrt und weiter die Stadt selbst in Arnims Hände gab. Das also war die nothwendige Anlegung neuer Schanzen! Ob der treulose Mann die Folgen seines Schrittes erwog? Er warf durch denselben der Stadt den Fehdehandschuh hin. Sie nahm ihn auf.

Wie gewann der deutsche Krieg durch diesen treulos verwegenen Schritt des geldgierigen Arnim einen seltsamen Charakter! Bis dahin hatten sich an dem Kriege nur solche deutsche Städte betheiligt, oder vielmehr nur solche waren in denselben hinein gerissen worden, welche halb gezwungen, halb freiwillig reichsfeindliche Besatzungen in sich aufgenommen. Die Bürger hatten hier und da in solchem Falle mitgekämpft, um das Unheil der Plünderung oder der Zerstörung von ihrem Haupte abzuwenden. Wo eine Stadt nicht eine solche dem Kaiser und dem Reiche feindliche Besatzung hatte, da war namentlich Tilly friedlich und freundlich an ihr vorübergezogen, nur daß er etwa um Brod bat für seine Soldaten. Wie anders war hier die Sache in Stralsund! Die Stadt lag in einem Kreise des Reiches, der mit dem Kriege nichts zu schaffen hatte. Sie war einem Fürsten unterthan, der seinen Stolz darein setzte gut kaiserlich zu sein, der sich an einem Schreiben des Kaisers so sehr erfreute, nur deshalb weil es eigenhändig vom Kaiser, von der höchsten Obrigkeit des Reiches kam, daß er es eben darum seinen Landständen vorlesen ließ.[2] Die Stadt selbst war ihrem Kaiser ergeben, dachte nicht an Abfall von ihm, hatte mit den Reichsfeinden nichts zu schaffen. Schon 1625 hatte Gustav Adolf der Stadt sagen lassen, wenn sie in Noth käme, so sei er zu ihrer Hülfe bereit. Am 8. Februar 1628 erneuerte er sein Erbieten.[3] Der Rath von Stralsund

[1] a. a. O.
[2] Hurter [illegible] Band IX. 585.
[3] [illegible] III. 144.

beachtete es nicht. Er war deutsch gesinnt, seinem Kaiser getreu. Und der Feldherr dieses selben Kaisers, dem die Stadt getreu war, überzog sie nun, drohte ihr, griff sie feindlich an. Was denn hatte sie verbrochen? Ihr Verbrechen bestand darin dem Machtgebote dieses Mannes ungehorsam zu sein, die Ordnung ihres Bürgerwesens, den Frieden ihrer Häuser, die Ruhe ihrer Familien seinen Söldnerbanden nicht preis geben zu wollen. Ihr Verbrechen bestand ferner darin der Habgier und Erpressung der Söldnerführer nicht wehrlos sich fügen zu wollen.

Eine Gefahr für ihr kirchliches Bekenntnis trieb nicht die Stralsunder zu den Waffen. Von einer Forderung dieser Art war nicht die Rede. Wallenstein selbst sagte am kaiserlichen Hofe: sein Heer müsse der Mehrzahl oder der Hälfte nach aus Lutheranern bestehen, damit nicht ein Verdacht sich erhebe, der Kaiser wolle gewaltsam die katholische Religion wieder einführen. Also war in Wahrheit der Bestand, und der Bedränger selbst, der Oberst und nachherige Feldmarschall Arnim war ein Lutheraner. Wallenstein und seine buntscheckig aus allen Ländern zusammengewürfelten Obersten kümmerten sich nicht um das Bekenntnis der unglücklichen Deutschen, welche von ihnen ausgepreßt wurden, sondern lediglich um den Geldbeutel derselben. Mochten auch in Stralsund, wie anderswo, die niederen Classen sich bethören lassen durch die Lüge des Religionskrieges, mit welcher fremde Könige die Deutschen hetzten zur Rebellion gegen die Einheit und das Oberhaupt des Reiches und der Nation: die Einsichtigeren dort wußten, was es damit auf sich habe. Mecklenburg lag ja ihnen nahe genug. Sie konnten dort selber ersehen und sich überzeugen, daß Wallenstein nichts begehre als die Einkünfte des reichen Landes.

Mit der Besetzung des Dänholms begannen die offenen Feindseligkeiten. Obwohl noch der Rath von Stralsund die Unterhandlungen fortsetzte, wollten die Bürger die Soldaten dort nicht dulden. Sie eröffneten den Angriff. Ihre Schiffe umschwärmten die Insel, und ihr unaufhörliches Feuer ließ den Soldaten keine Ruhe.

Die Sache ward bedrohlich für das ganze Land. Die Ritterschaft bot ihre Vermittelung an. Man suchte Arnim auf und zwar nicht ohne Geschenke,[1] während die Schiffer mit oder wider Willen des Rathes die Feindseligkeiten gegen die Mannschaft auf dem Dänholm fortsetzten. Der Bürgermeister Steinwig stellte als seine erste und hauptsächlichste Forderung voran: die Räumung des Dänholms. Aber Arnims militärische Ehre lag dort verpfändet. Er hatte einmal die Thorheit begangen diese Insel zu besetzen, ohne zur Zeit noch gewichtigen Nachdruck durch Verstärkung, durch Ueberbringung von Geschützen dahin geben zu können. Er konnte gutwillig ohne Schande nicht von da zurück, und wiederum hielten die Stralsunder sorgfältige Wacht, daß dieser Anfang nicht weiter gedieh. Um sich mit einem Scheine des Rechtes zu umhüllen, sagte Arnim, der Rath habe es vorher gewußt, und berief sich dafür auf den Brief,

[1] Neuber a. a. O. S. 51.

in welchem er am selben Tage der Besetzung von der Anlage neuer Schanzen geredet.

Diese Tücke lag offen vor Augen. Dennoch war auch dem Rathe der Stadt sorglich und bange zu Muthe. Es waren gährende Elemente in der Stadt und drängten vorwärts. Der Rath war nicht sicher vor einer wilden Pöbelherrschaft. Wohl oder übel, der Rath mußte vorantreten, um das Steuerruder in Händen zu behalten. Vier Tage nach der Besetzung des Dänholms, am 8. Februar, trat der Wortführer der Bürger vor den Rath.[1] Es sei allerlei Mißtrauen zwischen dem Rathe und den Bürgern, sagte er, und die Sache lasse sich gefährlicher an von Tag zu Tage. Darum verlangt die Bürgerschaft des Rathes endlichen Entschluß, ob derselbe anders als in der höchsten Noth und insonderheit, ehe man mit Gewalt dazu gezwungen sei, sich zur Einnahme einer Besatzung verstehen würde. Die Bürger verlangen diese Antwort, damit sie sich danach zu richten wissen.

Der Rath entgegnete offen und entschieden, wie er gefragt war. Er werde nie die Einquartierung gestatten, noch weniger sie in der Güte bewilligen. Im Falle der Gewalt gegen die Stadt wolle man Gott um Hülfe anrufen und sich thätlich so bezeigen, wie es recht und billig sei. Nur mögen die Bürger sich mäßigen und dem Rathe vertrauen. Rede Jemand anders, den wolle man für einen Schelm und Verräther halten.

Eine solche Erklärung schien die geringere Bürgerschaft befriedigen zu müssen. In Wahrheit jedoch stand darum die Sache nicht besser. Die Schiffer und viele andere geringere Bürger neckten und reizten die kaiserlichen Truppen. Indem die Abgeordneten des Herzogs Bogislav den Frieden zu vermitteln suchten,[2] riefen sie warnend und mahnend der Stadt zu: Gott habe über seine Ordnung gehalten und den kaiserlichen Truppen allenthalben Sieg gegeben. Der Rath war im Grunde ganz derselben Ansicht: er hieß die Anträge einiger Mitglieder der Ritterschaft zur Ausgleichung willkommen. Der Vertrag ward am $^{11}/_{21}$ Februar zu Greifswalde abgeschlossen. Die Stadt versprach erst 30,000 Thlr., hernach noch 50,000 zu zahlen, und zwei Kanonen auszuliefern, die Arnim in der Stadt gekauft hatte. Die Besatzung auf dem Dänholm solle verbleiben bis auf Wallensteins Befehl. Es war der thunlichste Ausweg Arnims militärische Ehre zu retten. Der Rath selber wandte sich an Wallenstein am $^{13}/_{23}$ Februar, berichtete die Lage der Dinge, bat den General sich mit 80,000 Thlrn. zu begnügen und dafür von aller Besatzung abzustehen.[3]

Damit schien die Sache beendet. Sie war es nicht. Als die Kanonen ausgeliefert werden sollten, widersetzte sich das Volk, schlug auf die Bedeckung derselben ein, warf die Geschütze in den Koth. Es war die allgemeine Meinung, daß der Pöbel von Stralsund dadurch den Vertrag gebrochen, daß er

[1] a. a. O. S. 56.
[2] Reuber S. 209. Actenstück 22
[3] Reuber S. 212.

n allem weiteren Unheile schuld sei. Also gab es der Rath selber der Bürgerschaft zu erkennen. „Männiglich hält dafür," sagt er,[1] „daß wir in Verweigerung der Stücke Ursache gegeben." Er mahnte ab von Schmähreden gegen die kaiserlichen Officiere und drohte mit Strafen. „Denn es ist der Kaiser das weltliche Oberhaupt der Christenheit, und von Gottes und Rechtswegen unsere Obrigkeit."[2] Heftiger redete der Herzog Bogislav:[3] „Bei den Geschützen hat man verspüret, daß Senatus des Pöbels nicht mächtig ist. Gegen Herrn [illegible]es ist der Verdacht der Rebellion und nicht gegen den Rath und andere ehrliche Leute. Der Pöbel sieht nicht auf die Freiheit des Vaterlandes, sondern nur wie er rauben kann."

Allein nur einen Augenblick hatte der Pöbel die Oberhand gehabt. Der Rath versammelte die Bürger nach den vier Kirchspielen der Stadt, ein jedes in seiner Kirche. Sie genehmigten sämmtlich die Erfüllung des Vertrages, die Auslieferung der Stücke. Aber sie verlangten zugleich nachdrückliche Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt.

Wallenstein mochte glauben, daß Arnim mit der Stadt schon viel weiter sei. Am 6. Februar gebot er von Böhmen aus dem Arnim: wenn es irgend möglich sei: so solle er schleunigst eine Besatzung in Stralsund einbringen. Arnim kam mit anderen Berichten. Wallenstein schalt und drohete gegen die Rebellen. Schon dämmert in ihm eine Ahnung, daß die Sache dort mehr auf sich haben, andere Dinge nach sich ziehen könne. Die schlimmen Kerle, meint er, könnten Ursache geben, daß kein Friede erfolgt. Allerdings konnten sie das, wenn auch auf eine andere Weise, als sich der hochfahrende Wallenstein damals träumen ließ. Ohne zu fragen, ob gütliche Mittel zum Ziele führen können, ohne ein Wort des Tadels für Arnims unverantwortliches Benehmen, gebietet Wallenstein am $^{17}/_{27}$ Februar die Anwendung der äußersten Mittel. Arnim soll Stralsund mit Ernst angreifen und nicht eher wegziehen, bis die Stadt eine starke Besatzung eingenommen. „Denn ich will es nicht dazu kommen lassen," setzt er hinzu,[4] „daß sie etwas wider uns erhalten und dadurch sie und Andere ihres Gleichen ein Herz fassen und Ungebührlichkeiten anfangen." Also auch nicht einmal die wichtige Sache, um deren willen allein Wallenstein einigen Grund haben konnte zum Nutzen des Kaisers und des Reiches sich der Stadt Stralsund auch gegen ihren Willen zu bemächtigen, nicht die Errichtung einer kaiserlichen Kriegsflotte stellt er seinem Diener Arnim gegenüber als Grund eines Befehles voran, sondern das imperatorische: „Ich will nicht, daß es Jemandem gelinge sich mir zu widersetzen." In dem Befehle spiegelt sich Wallensteins ganze Anschauung wieder. Das: Ich will, oder Ich will nicht, ist der alleinige Maßstab, nach welchem sein Handeln und Lassen sich bestimmt.

[1] Neubur S. 215.
[2] Zober, Stralsund S. 58. Die Schrift hat weniges, was nicht auch bei Neubur.
[3] Neubur S. 69.
[4] Förster, Wallensteins Briefe I. 308. Nr. 163. Aehnlich an Collalto bei Chlumecky, Regesten S. 69. Nr. CXXIII.

ile schuld sei. Also gab es der Rath selber der Bürger-
Männiglich hält dafür," sagt er,[1] „daß wir in Ver-
sache gegeben." Er mahnte ab von Schmähreden gegen
und drohte mit Strafen. „Denn es ist der Kaiser das
r Christenheit, und von Gottes und Rechtswegen unsere
edete der Herzog Bogislav:[3] „Bei den Geschützen hat
enatus des Pöbels nicht mächtig ist. Gegen Herrn
der Rebellion und nicht gegen den Rath und andere
el sieht nicht auf die Freiheit des Vaterlandes, sondern
"

ugenblick hatte der Pöbel die Oberhand gehabt. Der
rger nach den vier Kirchspielen der Stadt, ein jedes
nehmigten sämmtlich die Erfüllung des Vertrages, die
Aber sie verlangten zugleich nachdrückliche Maßregeln
abt.

lauben, daß Arnim mit der Stadt schon viel weiter
ot er von Böhmen aus dem Arnim: wenn es irgend
schleunigst eine Besatzung in Stralsund einbringen.
Berichten. Wallenstein schalt und drohete gegen die
t in ihm eine Ahnung, daß die Sache dort mehr auf
nach sich ziehen könne. Die schlimmen Kerle, meint
, daß kein Friede erfolgt. Allerdings konnten sie das,
re Weise, als sich der hochfahrende Wallenstein damals
fragen, ob gütliche Mittel zum Ziele führen können,
ls für Arnims unverantwortliches Benehmen, gebietet
bruar die Anwendung der äußersten Mittel. Arnim
angreifen und nicht eher wegziehen, bis die Stadt
ngenommen. „Denn ich will es nicht dazu kommen
„daß sie etwas wider uns erhalten und dadurch sie
en ein Herz fassen und Ungebührlichkeiten anfangen."
ie wichtige Sache, um deren willen allein Wallenstein
nnte zum Nutzen des Kaisers und des Reiches sich der
gen ihren Willen zu bemächtigen, nicht die Errichtung
lotte stellt er seinem Diener Arnim gegenüber als Grund
sondern das imperatorische: „Ich will nicht, daß es
mir zu widersetzen." In dem Befehle spiegelt sich
schauung wieder. Das: Ich will, oder Ich will nicht,
b, nach welchem sein Handeln und Lassen sich bestimmt.

. 88. Die Schrift hat weniges, was nicht auch bei Neubur.

Briefe I. 308. Nr. 163. Aehnlich an Collalto bei Chlu-
CXXIII.

in welchem er am selben Tage der Besetzung von der Anlage neuer Schanzen geredet.

Diese Tücke lag offen vor Augen. Dennoch war auch dem Rathe der Stadt sorglich und bange zu Muthe. Es waren gährende Elemente in der Stadt und drängten vorwärts. Der Rath war nicht sicher vor einer wilden Pöbelherrschaft. Wohl oder übel, der Rath mußte vorantreten, um das Steuerruder in Händen zu behalten. Vier Tage nach der Besetzung des Dänholms, am 8. Februar, trat der Wortführer der Bürger vor den Rath.[1] Es sei allerlei Mistrauen zwischen dem Rathe und den Bürgern, sagte er, und die Sache lasse sich gefährlicher an von Tag zu Tage. Darum verlangt die Bürgerschaft des Rathes endlichen Entschluß, ob derselbe anders als in der höchsten Noth und insonderheit, ehe man mit Gewalt dazu gezwungen sei, sich zur Einnahme einer Besatzung verstehen würde. Die Bürger verlangen diese Antwort, damit sie sich danach zu richten wissen.

Der Rath entgegnete offen und entschieden, wie er gefragt war. Er werde nie die Einquartierung gestatten, noch weniger sie in der Güte bewilligen. Im Falle der Gewalt gegen die Stadt wolle man Gott um Hülfe anrufen und sich thätlich so bezeigen, wie es recht und billig sei. Nur mögen die Bürger sich mäßigen und dem Rathe vertrauen. Rede Jemand anders, den wolle man für einen Schelm und Verräther halten.

Eine solche Erklärung schien die geringere Bürgerschaft befriedigen zu müssen. In Wahrheit jedoch stand darum die Sache nicht besser. Die Schiffer und viele andere geringere Bürger neckten und reizten die kaiserlichen Truppen. Indem die Abgeordneten des Herzogs Bogislav den Frieden zu vermitteln suchten,[2] riefen sie warnend und mahnend der Stadt zu: Gott habe über seine Ordnung gehalten und den kaiserlichen Truppen allenthalben Sieg gegeben. Der Rath war im Grunde ganz derselben Ansicht: er hieß die Anträge einiger Mitglieder der Ritterschaft zur Ausgleichung willkommen. Der Vertrag ward am $^{11}/_{21}$ Februar zu Greifswalde abgeschlossen. Die Stadt versprach erst 30,000 Thlr., hernach noch 50,000 zu zahlen, und zwei Kanonen auszuliefern, die Arnim in der Stadt gekauft hatte. Die Besatzung auf dem Dänholm solle verbleiben bis auf Wallensteins Befehl. Es war der thunlichste Ausweg Arnims militärische Ehre zu retten. Der Rath selber wandte sich an Wallenstein am $^{13}/_{23}$ Februar, berichtete die Lage der Dinge, bat den General sich mit 80,000 Thlrn. zu begnügen und dafür von aller Besatzung abzustehen.[3]

Damit schien die Sache beendet. Sie war es nicht. Als die Kanonen ausgeliefert werden sollten, widersetzte sich das Volk, schlug auf die Bedeckung derselben ein, warf die Geschütze in den Koth. Es war die allgemeine Meinung, daß der Pöbel von Stralsund dadurch den Vertrag gebrochen, daß er

[1] a. a. O. S. 56.
[2] Neubur S. 209. Actenstück 22
[3] Neubur S. 212.

an allem weiteren Unheile schuld sei. Also gab es der Rath selber der Bürgerschaft zu erkennen. „Männiglich hält dafür,“ sagt er,[1] „daß wir in Verweigerung der Stücke Ursache gegeben.“ Er mahnte ab von Schmähreden gegen die kaiserlichen Officiere und drohte mit Strafen. „Denn es ist der Kaiser das ordentliche Oberhaupt der Christenheit, und von Gottes und Rechtswegen unsere Obrigkeit.“[2] Heftiger redete der Herzog Bogislav:[3] „Bei den Geschützen hat man verspüret, daß Senatus des Pöbels nicht mächtig ist. Gegen Herrn Omnes ist der Verdacht der Rebellion und nicht gegen den Rath und andere ehrliche Leute. Der Pöbel sieht nicht auf die Freiheit des Vaterlandes, sondern nur wie er rauben kann.“

Allein nur einen Augenblick hatte der Pöbel die Oberhand gehabt. Der Rath versammelte die Bürger nach den vier Kirchspielen der Stadt, ein jedes in seiner Kirche. Sie genehmigten sämmtlich die Erfüllung des Vertrages, die Ablieferung der Stücke. Aber sie verlangten zugleich nachdrückliche Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt.

Wallenstein mochte glauben, daß Arnim mit der Stadt schon viel weiter sei. Am 6. Februar gebot er von Böhmen aus dem Arnim: wenn es irgend möglich sei: so solle er schleunigst eine Besatzung in Stralsund einbringen. Arnim kam mit anderen Berichten. Wallenstein schalt und drohete gegen die Rebellen. Schon dämmert in ihm eine Ahnung, daß die Sache dort mehr auf sich haben, andere Dinge nach sich ziehen könne. Die schlimmen Kerle, meint er, können Ursache geben, daß kein Friede erfolgt. Allerdings konnten sie das, wenn auch auf eine andere Weise, als sich der hochfahrende Wallenstein damals träumen ließ. Ohne zu fragen, ob gütliche Mittel zum Ziele führen können, ohne ein Wort des Tadels für Arnims unverantwortliches Benehmen, gebietet Wallenstein am $^{17}/_{27}$ Februar die Anwendung der äußersten Mittel. Arnim soll Stralsund mit Ernst angreifen und nicht eher wegziehen, bis die Stadt eine starke Besatzung eingenommen. „Denn ich will es nicht dazu kommen lassen,“ setzt er hinzu,[4] „daß sie etwas wider uns erhalten und dadurch sie und Andere ihres Gleichen ein Herz fassen und Ungebührlichkeiten anfangen.“ Also auch nicht einmal die wichtige Sache, um deren willen allein Wallenstein einigen Grund haben konnte zum Nutzen des Kaisers und des Reiches sich der Stadt Stralsund auch gegen ihren Willen zu bemächtigen, nicht die Errichtung einer kaiserlichen Kriegsflotte stellt er seinem Diener Arnim gegenüber als Grund seines Befehles voran, sondern das imperatorische: „Ich will nicht, daß es Jemandem gelinge sich mir zu widersetzen.“ In dem Befehle spiegelt sich Wallensteins ganze Anschauung wieder. Das: Ich will, oder Ich will nicht, ist der alleinige Maßstab, nach welchem sein Handeln und Lassen sich bestimmt.

[1] Neubur S. 215.

[2] Zober, Stralsund S. 58. Die Schrift hat weniges, was nicht auch bei Neubur.

[3] Neubur S. 69.

[4] Förster, Wallensteins Briefe I. 308. Nr. 163. Aehnlich an Collalto bei Chlumecky, Regesten S. 69. Nr. CXXIII.

in welchem er am selben Tage der Besetzung von der Anlage neuer Schanzen geredet.

Diese Tücke lag offen vor Augen. Dennoch war auch dem Rathe der Stadt sorglich und bange zu Muthe. Es waren gährende Elemente in der Stadt und drängten vorwärts. Der Rath war nicht sicher vor einer wilden Pöbelherrschaft. Wohl oder übel, der Rath mußte vorantreten, um das Steuerruder in Händen zu behalten. Vier Tage nach der Besetzung des Dänholms, am 8. Februar, trat der Wortführer der Bürger vor den Rath.[1] Es sei allerlei Mistrauen zwischen dem Rathe und den Bürgern, sagte er, und die Sache lasse sich gefährlicher an von Tag zu Tage. Darum verlangt die Bürgerschaft des Rathes endlichen Entschluß, ob derselbe anders als in der höchsten Noth und insonderheit, ehe man mit Gewalt dazu gezwungen sei, sich zur Einnahme einer Besatzung verstehen würde. Die Bürger verlangen diese Antwort, damit sie sich danach zu richten wissen.

Der Rath entgegnete offen und entschieden, wie er gefragt war. Er werde nie die Einquartierung gestatten, noch weniger sie in der Güte bewilligen. Im Falle der Gewalt gegen die Stadt wolle man Gott um Hülfe anrufen und sich thätlich so bezeigen, wie es recht und billig sei. Nur mögen die Bürger sich mäßigen und dem Rathe vertrauen. Rede Jemand anders, den wolle man für einen Schelm und Verräther halten.

Eine solche Erklärung schien die geringere Bürgerschaft befriedigen zu müssen. In Wahrheit jedoch stand darum die Sache nicht besser. Die Schiffer und viele andere geringere Bürger neckten und reizten die kaiserlichen Truppen. Indem die Abgeordneten des Herzogs Bogislav den Frieden zu vermitteln suchten,[2] riefen sie warnend und mahnend der Stadt zu: Gott habe über seine Ordnung gehalten und den kaiserlichen Truppen allenthalben Sieg gegeben. Der Rath war im Grunde ganz derselben Ansicht: er hieß die Anträge einiger Mitglieder der Ritterschaft zur Ausgleichung willkommen. Der Vertrag ward am $^{11}/_{21}$ Februar zu Greifswalde abgeschlossen. Die Stadt versprach erst 30,000 Thlr., hernach noch 50,000 zu zahlen, und zwei Kanonen auszuliefern, die Arnim in der Stadt gekauft hatte. Die Besatzung auf dem Dänholm solle verbleiben bis auf Wallensteins Befehl. Es war der thunlichste Ausweg Arnims militärische Ehre zu retten. Der Rath selber wandte sich an Wallenstein am $^{13}/_{23}$ Februar, berichtete die Lage der Dinge, bat den General sich mit 80,000 Thlrn. zu begnügen und dafür von aller Besatzung abzustehen.[3]

Damit schien die Sache beendet. Sie war es nicht. Als die Kanonen ausgeliefert werden sollten, widersetzte sich das Volk, schlug auf die Bedeckung derselben ein, warf die Geschütze in den Koth. Es war die allgemeine Meinung, daß der Pöbel von Stralsund dadurch den Vertrag gebrochen, daß er

[1] a. a. O. S. 56.
[2] Neubur S. 209. Actenstück 22
[3] Neubur S. 212.

an allem weiteren Unheile schuld sei. Also gab es der Rath selber der Bürgerschaft zu erkennen. „Männiglich hält dafür," sagt er,[1] „daß wir in Verweigerung der Stücke Ursache gegeben." Er mahnte ab von Schmähreden gegen die kaiserlichen Officiere und drohte mit Strafen. „Denn es ist der Kaiser das ordentliche Oberhaupt der Christenheit, und von Gottes und Rechtswegen unsere Obrigkeit."[2] Heftiger redete der Herzog Bogislav:[3] „Bei den Geschützen hat man verspüret, daß Senatus des Pöbels nicht mächtig ist. Gegen Herrn Omnes ist der Verdacht der Rebellion und nicht gegen den Rath und andere ehrliche Leute. Der Pöbel sieht nicht auf die Freiheit des Vaterlandes, sondern nur wie er rauben kann."

Allein nur einen Augenblick hatte der Pöbel die Oberhand gehabt. Der Rath versammelte die Bürger nach den vier Kirchspielen der Stadt, ein jedes in seiner Kirche. Sie genehmigten sämmtlich die Erfüllung des Vertrages, die Ablieferung der Stücke. Aber sie verlangten zugleich nachdrückliche Maßregeln zur Vertheidigung der Stadt.

Wallenstein mochte glauben, daß Arnim mit der Stadt schon viel weiter sei. Am 6. Februar gebot er von Böhmen aus dem Arnim: wenn es irgend möglich sei: so solle er schleunigst eine Besatzung in Stralsund einbringen. Arnim kam mit anderen Berichten. Wallenstein schalt und drohete gegen die Rebellen. Schon dämmert in ihm eine Ahnung, daß die Sache dort mehr auf sich haben, andere Dinge nach sich ziehen könne. Die schlimmen Kerle, meint er, können Ursache geben, daß kein Friede erfolgt. Allerdings konnten sie das, wenn auch auf eine andere Weise, als sich der hochfahrende Wallenstein damals träumen ließ. Ohne zu fragen, ob gütliche Mittel zum Ziele führen können, ohne ein Wort des Tadels für Arnims unverantwortliches Benehmen, gebietet Wallenstein am $^{17}/_{27}$ Februar die Anwendung der äußersten Mittel. Arnim soll Stralsund mit Ernst angreifen und nicht eher wegziehen, bis die Stadt eine starke Besatzung eingenommen. „Denn ich will es nicht dazu kommen lassen," setzt er hinzu,[4] „daß sie etwas wider uns erhalten und dadurch sie und Andere ihres Gleichen ein Herz fassen und Ungebührlichkeiten anfangen." Also auch nicht einmal die wichtige Sache, um deren willen allein Wallenstein einigen Grund haben konnte zum Nutzen des Kaisers und des Reiches sich der Stadt Stralsund auch gegen ihren Willen zu bemächtigen, nicht die Errichtung einer kaiserlichen Kriegsflotte stellt er seinem Diener Arnim gegenüber als Grund seines Befehles voran, sondern das imperatorische: „Ich will nicht, daß es Jemandem gelinge sich mir zu widersetzen." In dem Befehle spiegelt sich Wallensteins ganze Anschauung wieder. Das: Ich will, oder Ich will nicht, ist der alleinige Maßstab, nach welchem sein Handeln und Lassen sich bestimmt.

[1] Neubur S. 215.
[2] Zober, Stralsund S. 58. Die Schrift hat weniges, was nicht auch bei Neubur.
[3] Neubur S. 69.
[4] Förster, Wallensteins Briefe I. 308. Nr. 163. Aehnlich an Collalto bei Chlumecky, Regesten S. 69. Nr. CXXIII.

Deshalb soll Arnim Ernst anwenden und auf alle Weise — auch diese Vollmacht ist von Gewicht — sich der Stadt bemächtigen. Wenn er sie durch Vertrag erhält, so müssen sie einige Tonnen Goldes für das Heer zahlen.

Der Besitz von Stralsund war von großer Wichtigkeit für Wallenstein. Aber sein Verfahren die Stadt zu erlangen, gleicht demjenigen eines Knaben, der im Uebermaße seines Zornes mit Knüppeln nach Vögeln schlägt. Nachdem er an Arnim solche Befehle gegeben, erscheint nicht mehr Arnim, sondern Wallenstein selbst der Nachwelt verantwortlich für das folgende Unrecht. Das Unheil, das aus diesem seinem Unrechte entspringen konnte für das ganze Reich, für den Kaiser insbesondere, sah Wallenstein wohl voraus. Er selbst hatte vorher schon an Arnim gemeldet: man müsse mit Gewalt gegen die Stadt verfahren, damit sie nicht feindliche Hülfe herbeiziehe. Umgekehrt lag die Sache. Eben weil die Gefahr einer feindlichen Hülfe so nahe lag, hätte man sich hüten sollen ohne Fug und Grund gegen eine kaiserlich gesinnte, dem Reiche getreue Stadt Gewalt anzuwenden.

Mit schwerem Herzen sah der Herzog Bogislav die Lage der Dinge.[1] Es erschien ihm als das einzige Mittel, daß der Rath und die Bürger von Stralsund ihre geworbenen Soldaten ihm selber schwören ließen. Er versicherte, daß er damit nichts bezwecke als das Beste des Kaisers und des Reiches, seines eigenen Landes und die Sicherheit der Stadt Stralsund. Seine Commissarien hielten dem Rathe vor, daß es Wallensteins feste Absicht sei Besatzung in Stralsund zu legen, daß er nur unter der Bedingung davon abstehe, wenn die Stadt das geworbene Volk dem Herzoge selber schwören lasse. Darauf stützten die Commissarien ihre Forderung. Allein eben diese Bedingung erweckte das Mißtrauen. Wenn es danach, wie es schien, Wallenstein einerlei war, ob seine eigenen Truppen die Stadt besetzten, oder ob die Söldner dem Herzoge schworen: so schien das letztere als eine Vorstufe zum ersteren betrachtet werden zu müssen. Und auf jeden Fall, auch wenn dieß nicht geschah, drohte auch eine herzogliche Besatzung Gefahr für die Privilegien der Stadt. Die ungünstigen Worte des Herzogs gegen diese Privilegien waren nicht ungehört verklungen. Dazu kannte man die Stimmung der Ritter- und Landschaft gegen diese Stadt. Und selbst wenn der Herzog Bogislav keinen bösen Willen hatte: so wußte man, daß er ein alter schwacher Mann war, fremden Einflüssen, fremder Zuflüsterung offen. Also dachte die Bürgerschaft.[2] Sie sah bei dem Schwure der Stadtsoldaten für den Herzog kein Heil, sondern neue Gefahren. Sie drängte, sie preßte den Rath nicht zu willfahren. Der Rath entschloß sich zu den Bürgern zu stehen. Er berief sich auf die Unterhandlungen, die Verwendungen bei Wallenstein. Er berief sich darauf, daß die Stadt dem Herzoge auch so mit theuren Eiden verwandt und die Soldaten wiederum der Stadt geschworen hätten. Rath und Ausschuß der Stadt Stralsund lehnten am 2. März 1628 die Vorschläge des Herzogs ab.

[1] Neubur S. 220. Actenstücke 27. 28.
[2] Neubur S. 75.

Dagegen verwahrte sich der Rath hoch und theuer gegen jeglichen Verdacht eines Zusammenhaltens mit einer fremden Macht.[1] Er berief sich auf die Geschichte. Niemals, erklärte der Rath, wie groß auch öfters die Gefahr gewesen, hat die Stadt die Hülfe auswärtiger Potentaten gebraucht, sondern sie hat vielmehr gegen dieselben bei aller Gelegenheit öffentlich Krieg geführt. „Wir sind je und allewege beständige Glieder und Unterthanen des heiligen Reiches deutscher Nation gewesen, und wollen es bleiben bis in die Grube."

Es fragte sich, ob das immer in ihrer Macht stehen würde.

Der Gedanke, die Möglichkeit des Verdachtes, daß er mit fremden Potentaten zuhalten solle, bewegt den Rath heftig. Als schon die Commissarien des Herzogs geschieden sind, tritt der Rath abermals zusammen und sendet ihnen ein Schreiben nach:[2] „Wir sind erbötig dem Eide der Soldaten ausdrücklich einzuverleiben, daß sie von der Correspondenz mit fremden Potentaten durchaus frei sind, auch ferner, so lange sie in Diensten der Stadt stehen, sich darin nicht gebrauchen lassen wollen." Eine Absicht des Verrathes der deutschen Stadt Stralsund an einen fremden König ist nach solchen Worten des Rathes augenscheinlich nicht vorhanden.

Auf gleiche Weise jedoch erkannte auch Bogislav das Mistrauen gegen ihn selbst. Er ließ die Unterhandlungen fortführen.[3] Er gab der Stadt die bündigste Versicherung, daß er die Söldner der Stadt, wenn sie ihm geschworen, nicht an Officiere Wallensteins übergeben, oder mit Eidespflicht an dieselben verweisen wolle. Er betheuerte, daß der Befehl über die Söldner dem Rathe und der Bürgerschaft verbleiben, daß er für sich nur durch diese das Commando führen wolle. Dagegen forderte der Herzog Abberufung der Stralsunder Schiffe von der Insel Dänholm.

Dieß eben war der Stein des Anstoßes. Arnims Besatzung lag auf der Insel Dänholm. Ließ man dort ihr freie Hand, so holte sie Geschütze herüber, und dann war es um den Hafen und die Stadt geschehen. Deshalb forderte die Bürgerschaft von dem Rathe, daß er die Schiffe nicht abberufe, daß er dort sie belasse zur Sicherheit. Arnim verwahrte sich hoch und theuer, daß er keine Geschütze hinüber bringen lasse. Aber er hatte bei der Stadt alles Vertrauen längst verwirkt. Die Commissarien des Herzogs warfen am 27. März auf die Stadt die schwere Anklage, daß sie alle guten Mittel in den Wind schlüge. Sie wollten es dem gerechten Gott anheimstellen, ob das Verfahren der Stadt den Frieden befördere. Sie hatten mehr als einmal hervorgehoben, daß nach Wallensteins drohenden Briefen nur die Stadt Stralsund den Frieden mit Dänemark, die Beruhigung des Reiches hindere. Wir zweifeln nicht daran, daß die Commissarien des Herzogs es so meinten, wie sie sagten, daß nach ihrer Ansicht dieser schwere Vorwurf den Stralsundern mit Recht zur Last fiel. Der Irrthum

[1] Neubur S. 224.
[2] Neubur S. 225. Nr. 30.
[3] Neubur S. 235.

war nicht ein freiwilliger. Sie durchschauten [illegible] Wallenstein ein fremdes Recht, ein fremder Anspruch nicht da war, wenn derselbe in seinem Wege lag, durch seine List, durch seine Gewalt zu beseitigen war. Denn es ist nach der ganzen Sachlage, nach den Instructionen Wallensteins an Arnim nicht zu bezweifeln, daß im Falle des Abzuges der Stralsunder Schiffe vom Dänholm Arnim diese Insel befestigt, sie mit Kanonen versehen und demgemäß an Stralsund seinen Willen erreicht haben würde: Besatzung und einige Tonnen Goldes. Darum weigerte sich die Stadt.

Die Absicht eines Verrathes an Schweden oder Dänemark lag nicht bloß in Worten, sondern auch in der That dem Rathe fern. Gustav Adolf sprach am 8. Februar durch einen Brief einem Bürger der Stadt seine Bereitwilligkeit zur Hülfe aus.[1] Der Rath achtete des Angebotes nicht. Am 5. März sah man einen Abgeordneten des Dänenkönigs in der Stadt. Er brachte, wie zu erwarten, die alte Rede des Dänenkönigs vor, daß Wallenstein gänzliche Unterdrückung der Religion und Freiheit beabsichtige.[2] Das letztere war glaublich, das erstere war lächerlich. Er bot Hülfe an. Wo sie nicht angenommen werde, setzte der Dänenkönig hinzu, werde er die Stadt für feind halten. Der Rath dankte für die gute Gesinnung und setzte hinzu, daß er und die Stadt sich von Seiten des Kaisers auf den hochbetheuerten Religionsfrieden verlasse, und von der kaiserlichen Einquartierung in Pommern, die mit Bewilligung des Herzogs Bogislav geschehen sei, nichts befürchte. Die Einmischung des Dänenkönigs war damit abgelehnt. Der Gesandte kehrte sofort wieder um.

Nicht diesen fremden Mächten wollte der Rath die Rettung der Stadt verdanken, sondern dem Kaiser. Deshalb wurde am 30. März der Protonotar Vahl entsendet, um dem Kaiser, dem Kurfürsten von Sachsen als Kreisobersten und dem Feldherrn Wallenstein die Lage der Dinge vorzustellen.

Bogislav indessen beharrte bei den Versuchen der Vermittelung.[3] Allein die Stadt war sichtlich im Vortheile. Ihre Schiffe schnitten der Besatzung Arnims auf der Insel Dänholm jeglichen Verkehr mit dem festen Lande ab. Es war unverkennbar, daß der Hunger die Schaar dort bald bezwingen müsse. Wenn auch der Rath sich zu Unterhandlungen immer geneigt erwies: die eifrige Partei in der Bürgerschaft wollte diese Vortheile nicht aus den Händen geben. Dazu vernahm der Rath in den ersten Tagen des Aprilmonates, daß Arnim weitgreifende Anstalten zu einer Belagerung treffe.[4] In solcher Lage der Dinge war den friedlichen Versicherungen der Commissarien des Herzogs nicht zu trauen. Man beharrte. Der Hunger rückte der kleinen Schaar auf dem Dänholm näher. Am 5. April bot man ihr den Abzug an. Es war keine Wahl. Der Abzug geschah mit Bewilligung der üblichen Kriegsehren.

Und nun erst war alles zu fürchten. Arnim persönlich und das ganze

[1] Geijer III. 146 Nr. 3
[2] Neubur a. a. O. S. 72.
[3] Neubur S. 237. Actenstück 38.
[4] Neubur a. a. O. S. 85.

rrliche Herr hatten [illegible] die Aushungerung ihrer Besatzung auf dem Dän-
ne einen Schimpf erlitten, den sie nicht vergessen würden. Das lag klar
Augen. Die Belagerung stand in gewisser Aussicht. Um so mehr that
gkeit in der Stadt Noth. Es darf mit Gewißheit angenommen werden,
nach der Ansicht mancher Mitglieder des Rathes und des wohlhabenden
ls der Bürgerschaft man längst zu weit gegangen, daß man gegen die Er-
ungen des Herzogs Bogislav allzu mistrauisch gewesen war. Aber man
te nun nicht mehr zurück. Man mußte vorwärts. Darum einigten sich
und Bürgerschaft am 9. April durch einen gemeinsamen Eid fest zusammen
ehen.[1] Sie verpflichten sich für ihre Religion, ihre Privilegien, ihr Recht
ihre Wohlfahrt bis auf den letzten Blutstropfen zu streiten und zu fechten.
sie suchen keine Verbindung mit dem Fremden. „Wie wir bislang ver-
t haben, als ein unzweifelhaftes mittelbares Glied des Reiches, demselben
und zugethan bis in den Tod: also wollen wir auch ferner thun, so weit
er Gott, vor der Nachwelt und unseren zu der Stadt Bestem geschworenen
en Eiden verantwortlich ist. Deshalb haben wir uns fest vereinigt und
bunden innerhalb unserer Ringmauer und Cingeln keine Besatzung noch Ein-
uartierung aufzunehmen, sie werde angemuthet, von wem sie wolle, Niemand
geschlossen, sondern wir wollen dieselbe mit allen möglichen Kräften, Mitteln
Wegen, und wo nöthig, mit Vergießung unseres Blutes und mit äußerster
enwehr durch göttlichen Beistand abwenden.“

Der Eid war trefflich, wo es darauf ankam der plumpen, unverhüllt ge-
thätigen Habgier Arnims und Wallensteins entgegen zu treten. Es war
Frage, ob er sich auch bewähren würde gegen die freundliche, heuchlerisch
müthige Larve fremder List, die nach demselben Ziele strebte.

Die Umschließung der Stadt begann mit wechselnden Gefechten. Inzwischen
gen Unterhandlungen fort, die erfolglos bleiben mußten, weil auch der Herzog
gislav und andere Vermittler von der Stadt die Rückgabe des Dänholms
Arnim forderten. Abermals dachte der Dänenkönig diese Lage der Dinge
utzen. Er schickte am 23. April / 3. Mai mehrere Schiffe mit Kriegsbedarf.[2] Das,
ärte der Gesandte, sei nur der Anfang der königlichen Hülfe. Christian IV.
de bald mit noch mehr Dingen sich bereit finden lassen. Wenn die Stadt
t annehme, drohte der König abermals, wie sieben Wochen zuvor: so wolle
ihr Feind sein. Was war zu thun? Annehmen sowohl wie Ablehnen war
ährlich: der Kriegsbedarf dagegen sehr willkommen. Der Rath entschloß sich
die Annahme und gab dem Gesandten Steinberg mündlichen Bescheid, daß
Stadt sich wegen des Friedens in kirchlichen und weltlichen Dingen auf den
iser verlasse, in dessen Devotion sie stehe. Das war dem Gesandten nicht
ug. Er fragte, ob die Stadt die Kaiserlichen auch ferner abwehren, den
nholm gegen sie vertheidigen wolle. Der Rath bejahte. Steinberg meinte,

[1] Neubur S. 240. Nr. 39.
[2] Neubur S. 104.

ein Brieflein zu mehrerer Versicherung seines Königs wäre gut. Der Rath fand das bedenklich. Und weiter dann beschloß er die Sache im Geheim zu behalten und behutsam damit umzugehen. In der That ward das Geschehene nicht einmal ruchbar.

Der dänische Gesandte blieb in der Stadt. Er hoffte, daß die Umstände sich nach dem Wunsche seines Königs ändern würden. Diesem Wunsche entsprach es nicht, daß der Rath auch da noch immer stets bereit war, wo nur immer ein neuer Hoffnungsschimmer der Vermittelung aufging. Bald war es die alte Herzogin, die Mutter des Bogislav, welche mehr mit herzlicher Theilnahme als mit Sachkenntnis ihr Wort geltend machte, bald die Abgeordneten der Hansestädte, bald wieder die Commissarien des Herzogs selbst. Keine dieser Vermittelungen brachte ein Ergebnis; dennoch wurde es dem Dänen Steinberg zu lang. Er warnte am 12. Mai die Stadt vor aller Vermittelung. Er bat sich endlich eine kategorische Antwort aus, damit er nicht länger zur Beschimpfung der Majestät seines Königs dort vergeblich aufwarte.[1] Der Rath entgegnete: Da der König der Stadt so gewogen sei, so könne es ihm nicht zuwider sein, wenn die Stadt in der Gnade und Huld und zugleich in Devotion gegen den Kaiser zu verharren suche, und deshalb keinerlei Unterhandlung ausschlage. Vielmehr seien sie als des Kaisers und Reiches allergehorsamste Unterthanen schuldig das alles nach ganzem Vermögen zu befördern. Nur das sei immer ihre Absicht gewesen, und nur das bezeugten ihre Antworten. Allerdings bedränge das kaiserliche Heer die Stadt; allein die Stralsunder hoffen, daß der Kaiser das abstellen und ändern werde.

Also antwortet der Rath am $^{14}/_{24}$ Mai dem Gesandten eines fremden Königs, der Schutz und Hülfe anbot. Von einer Geneigtheit des Rathes zum Bündnisse mit einer fremden Macht, oder gar zur Unterwerfung unter eine solche ist dann noch keine Spur. Der Rath von Stralsund war kaiserlich und deutsch gesinnt.

Am Tage zuvor, dem $^{13}/_{23}$ Mai war Arnim mit [illegible] Mann in das Hainholz nahe vor der Stadt gerückt. Dort begann er sich zu verschanzen. Es war der Anfang der eigentlichen Belagerung.

Der Briefwechsel Arnims während dieser Zeit mit Wallenstein ist sehr lehrreich. Das [illegible] zeigt die Maßregeln des Feldmarschalls, und zwar ist ein Schreiben vom [illegible] Mai hier besonders wichtig. Wallenstein schreibt aus Prag:[2]

[1] [illegible] S. [illegible] Nr. 44. 45. [illegible] sagt in seiner [illegible] S. 13: „[illegible] nur ich könnte, [illegible] daß die Stadt auch [illegible] wäre." [illegible] Staatsrecht [illegible] daß er nicht [illegible] mitgetheilt [illegible]

[2] [illegible]

) habe vernommen, wie der Herr mit denen von Stralsund accordirt, auch wie ermeint durch die Mittel, die er gebraucht, eine Garnison in die Stadt zu zen. Daraus erscheint des Herrn Fleiß und Dexterität, welches ich bei Kaiser- r Majestät nicht unterlassen werde zu rühmen. Ich bitte nur, der Herr wolle Fleiß anwenden, auf daß die Garnison hinein gebracht wird; denn ich traue Städten so ganz und gar nicht." Es ist für uns die Frage, was dieß Accor- t und diese Mittel Arnims, die Wallenstein hier lobt, zu bedeuten hatten.

Auf die Bitten der Abgeordneten der Hansa legte Arnim von seinem Lager Hainholze aus die Bedingungen vor, unter denen er Frieden machen wollte. waren zehn Punkte, hoch und schwer, die alles überstiegen, was er je ge- rt, die mit Aussicht auf Erfolg nur dann hätten gefordert werden können, t ein Wallbruch vollendet war, wenn es nur noch eines Sturmes bedurfte:[1] Stadt lehnte sie ab. Seltsamer Weise schlug Arnim dann völlig um, und :, wie man sagte, auf Bitten der fürstlichen Räthe. Eben noch hatte er r gefordert als je: am Abend des 16/26 Mai überbrachten die hansischen ordneten in die Stadt andere Vorschläge, die milder waren als je. Wenn r Wallenstein es genehmige, wolle Arnim das Kriegsvolk um Stralsund ab- en, die übelhausenden Regimenter aus Pommern ganz wegschaffen. Er fügte mich hinzu, daß er der Stadt gefällig sein wolle, so viel nur immer mög- , wenn sie nur einigermaßen sich billig anschickte. Er ließ ferner melden, er, wenn die Stralsunder sich des Schießens und Schanzens enthielten, sich falls danach richten wolle.

Am Abend des 16/26 Mai berichteten die hansischen Abgeordneten das in alsund. Die Hoffnung des Friedens leuchtete empor. Das Feuer schwieg. Arbeit an Wall und Schanzen hörte auf. Die meisten Bürger von Wachen) Arbeit ermüdet verließen ihre Posten, um daheim sich der Ruhe zu freuen.[2]

Arnim läßt sie ruhig einschlafen. Er wartet so lange, bis der erste feste laf die Stralsunder umfangen hält. Dann nahen in der Nacht um 11 Uhr e Haufen heran, ohne Trommel und Klang, still, leise. Sie überwältigen halb schlummernden Wachen. Sie nehmen die Außenwerke am Knieper und Frankenthore. Aber zugleich auch durchhallt der Kriegsruf die friedlich stille adt. Die Trommel wirbelt. Die Glocken läuten Sturm. Die Bürger eilen Stelle. Es gilt ja um alles: um Habe und Eigenthum, um Ehre und ben; denn ein gewonnener Sturm macht den heimatlosen Söldner, den Sohn) Verbrechens zum Herrn und Meister über alles was menschlichen Gefühlen uer ist. Den Muth krönt der Erfolg. In dem Kampfe der Nacht behalten ortskundigen Bürger die Oberhand. Die aufgehende Sonne beleuchtet die hanzen als das wiedererrungene Eigenthum der Stadt Stralsund. Arnims ibenstück ist mislungen.

Sehen wir, wie in denselben Tagen Tilly verfuhr.

[1] Neubur S. 117.
[2] Neubur S. 119

In derselben Zeit lag Tilly mit zahlreicher Macht vor Stade, welches der englische Oberst Morgan im Dienste des Dänenkönigs mit 44 Compagnien vertheidigte.[1] Den Winter über hatte Tilly zu großer Noth und bitterer Plage seiner Krieger in dem durchweichten Marschlande die Festung blokirt gehalten, im Frühlinge schloß er sie eng ein. Seiner Gewohnheit gemäß bot er Accord an. Morgan weigerte jegliche Unterhandlung; denn der Dänenkönig ermahnte ihn wiederholt sich auf das äußerste zu halten. Tilly zog mehr Truppen heran und rückte vor. Seine Laufgräben reichten bis an den Stadtgraben. Seine Krieger standen bereits unter den Kanonen und errichteten dort drei Batterien, um einen Wallbruch zu legen. Drinnen wüthete Krankheit und Fieber. Da sah man vierzehn dänische Segel vor der Schwingemündung. Sie kamen zum Entsatze, den der König Christian so oft versprochen. Es war zu spät. Die Führer überzeugten sich, daß ein Entsatz nicht mehr möglich, daß die Stadt verloren sei. Man sah die dänischen Segel wieder verschwinden. Es bedurfte nur noch eines Sturmes, und die Stadt war in den Händen des Siegers.

Nicht also war es Tillys Weise. Er hatte noch niemals einen Sturm befohlen, als bis alle und jede Aussicht auf gütliche Beilegung geschwunden war. Und dieß war hier nicht der Fall. Der Rath der Stadt Bremen erbot sich zur Vermittelung und fand sofort bei Tilly das gewünschte Gehör. Die Capitulation für den Obersten Morgan war so vollständig ehrenvoll, als wenn er und seine Truppen dastanden in ungeschwächter Kraft. Denn Tilly ehrte den Muth und die Standhaftigkeit des Ueberwundenen. Als am 7. Mai 1628 Morgan auszog und vor dem Sieger die Fahnen senken ließ, hielt Tilly auf einer kleinen Anhöhe nahe vor der Stadt. Er trat dem Besiegten mit der Freundlichkeit entgegen, welche diesem eine Erleichterung war vor solchem Manne weichen zu müssen. Den Bürgern sicherte die Capitulation das in solchem Munde bedeutsame Wort zu: Stadt und Bürgerschaft sollen zu verspüren haben, daß man ihres Ruines und Unterganges nicht begehre. Tilly ließ nur 1200 Soldaten in die Stadt. Damit aber auch nicht der Schein aufkäme, als sei nach dem Gewinne der Stadt den Soldaten irgend etwas dessen erlaubt, was im Falle der Eroberung durch Sturm ihr Kriegsrecht gewesen wäre, wurden sie am ersten Tage nicht einquartiert, sondern sofort auf die Wachen gelegt. Man fand die Stadt von dem englischen Kriegsvolke sehr verwüstet, die Häuser sehr unsauber. Tilly ließ zuerst die Häuser und Gassen reinigen und zog dann am dritten Tage in die Stadt.

Die Uebergabe von Stade geschah am 7. Mai; in der Nacht vom 16/17. Mai stürmte Arnim gegen Stralsund. War vielleicht der Fall von Stade für Arnim ein Antrieb? Aber nur Tilly war derjenige Feldherr, dem auf die Dauer niemals ein Ort widerstand, an welchen er seine Kraft setzte. Denn diese Kraft war nicht bloß die rohe Gewalt des Schwertes: sie war zugleich diejenige der Rechtlichkeit im Unterhandeln, der Freundlichkeit und der Güte.

[1] Theatrum Europ. I. 1220.

[illegible]alsund hatte den Sturm des treulosen Mannes abgeschlagen; allein die [illegible]gnis blieb. Um die Weiber und Kinder vor dem Verderben im Falle [illegible]nglückes zu sichern, brachte man sie zu Schiffe hinüber nach Schweden [illegible]deren kriegsfreien Gegenden. Die Bürgerschaft war ingrimmig, der Rath [illegible] unterhandelte fort und fort. Er schaute sehnend aus auf Nachricht von [illegible]ser und von Wallenstein. Wir haben gesehen, wie der Rath der däni[illegible]lockung gegenüber sich auf seine Treue gegen Kaiser und Reich berief, [illegible] Hoffnung, daß das Wort des Kaisers, der nicht wissentlich eine ge[illegible] so bedrängen lassen würde, bald dem Drohen Arnims ein Ziel [illegible]se. Auch selbst auf Wallenstein hoffte man. Auch dieser Feldherr, [illegible] der Rath, werde die Schritte Arnims nicht billigen. Darum war die [illegible] des Protonotars Vahl auch an Wallenstein gerichtet. Dieser befand [illegible] seinen Gütern in Böhmen. Dort suchte Vahl ihn auf am 16/26 April [illegible] nach zehn Tagen Harrens Audienz. Auf die Bitte der bedrängten [illegible] Verschonung entgegnete der Gewaltige: er habe bereits Befehl gegeben, [illegible] 15 Regimenter vor Stralsund rücken sollten. Er selbst werde sich [illegible]eben und nicht eher weichen, bis Stralsund kaiserliche Besatzung ein[illegible]. Er werde es mit der Stadt so machen, fuhr der Zornige fort, [illegible] mit der Hand über den Tisch strich. Wenn auch 100,000 Mann [illegible]len oder er selbst das Leben dabei lassen müsse: so solle nichts von [illegible] bleiben.

[illegible]mmert wendete sich Vahl an den Kaiser. Der kaiserliche Rath Strahlen[illegible]derte auf Ferdinands Frage, daß eine rechtlich begründete Ursache zur [illegible] von Stralsund sich nicht auffinden lasse.[1] Dagegen sei Gefahr, daß [illegible]setzter Belagerung Stralsund sich dem Dänen oder dem Schweden in [illegible] werfe. Demgemäß erwiederte der Kaiser am 14. Juni dem Abgeord[illegible] Stralsund:[2] er sei nicht gemeint die Stadt ungehört und wider die [illegible] bedrängen zu lassen, oder Jemandem solches zu gestatten. Er ver[illegible] seinem General die Beseitigung aller Misverständnisse anzubefehlen, damit [illegible] Ursache habe getreu bei Kaiser und Reich zu verharren. An Wallen[illegible]ging der Befehl: er möge die Wichtigkeit der Sache erwägen, er möge [illegible], wie der Gefahr vorzubeugen, wie das Gemeinwohl ins Auge zu [illegible]. Wallenstein vernahm das mit tauben Ohren. Er eilte nordwärts, [illegible] die Leitung der Belagerung zu übernehmen. Froh der erlangten kaiser[illegible]zusage eilte auch der Abgeordnete Vahl zurück und traf den Feldherrn [illegible]lau. „Und wäre Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden," [illegible] der Stolze den Bittenden an: „es müßte herunter."

[illegible] auf Erden war Hülfe, war Rettung für Stralsund gegen die Drohungen [illegible]eichs? Und dennoch kam eine Hülfe, nicht erbeten, nicht verlangt; [illegible] freundlich, wohlwollend dar, anfangs gering, um dann, nachdem

[1] Hurter IX. 592.
[2] Londorp. III. 1018.

sie einmal als solche angenommen war, anzuschwellen, sich aufzudrängen bis zur Herrschaft.

Im April, bevor Arnim zu einem eigentlichen Sturme geschritten war, befürchtete die Stadt Stralsund Mangel an Pulver zur Gegenwehr. Sie sendete ein Schiff nach dem befreundeten Danzig, um dort Pulver zu erhalten. Danzig selbst war belagert. Die Flotte eines fremden Königs lag auf der Rhede vor dieser Stadt und bedrohte sie in ähnlicher Weise, wie Wallenstein Stralsund bedrohete. Weil Danzig dem eigenen Könige getreu nichts wissen wollte von dem Schweden, der diese Stadt zum Thore seines Einzuges in Deutschland machen wollte, ließ der Schwedenkönig an alle seefahrenden Nationen ein Ausschreiben zur Rechtfertigung seines Angriffs ausgeben.[1] Es ist die alte Geschichte von dem Wolfe, der oberhalb des Lammes, am Bache steht und zornig schilt, daß das Lamm ihm das Wasser trübe. Ungeachtet aller seiner Freundlichkeit und Milde gegen diese Stadt, der er nie etwas zu Leide gethan, sagt Gustav Adolf, habe sie doch nicht allein seine Unterthanen, sondern auch andere Kaufleute verfolgt, ja das Meer selbst mit ihren Raubschiffen erfüllt. Er fügt mehr Worte desselben Inhaltes zu, die auf den ersten Blick sich widerlegen durch die Natur der Sache. Aber es blieb nicht bei Worten. Er setzte der Stadt heftig zu. Darum konnte Danzig auch bei gutem Willen der bittenden Schwesterstadt nicht willfahren. Das Gesuch um Ueberlassung von Pulver mußte, auch dem Befehle des Königs von Polen gemäß, abgeschlagen werden. Das Stralsunder Schiff bereitete sich zur Heimkehr.

Aber die Schweden hielten die Rhede von Danzig besetzt. Es konnte aus nichts aus noch ein ohne ihr Vorwissen. Der Admiral Gyldenhielm erfuhr von dem Stralsunder Capitän die Ursache des Dortseins.[2] Er schickte Abschriften der Briefe von Stralsund und Danzig an den König Gustav Adolf, der auf der Flotte bei Landsort weilte. Wie war das für diesen so wichtig![3] Stralsund war ein besseres Thor zum Einzuge nach Deutschland, als Danzig. Seit Wochen und Monaten war diese Stadt Stralsund ein Kernpunkt der Gedanken des Schweden. Erst wenige Wochen zuvor hatte er dem Dänen Eröffnungen gemacht, wie sie gemeinsam sich der Sache annehmen müßten. Der Wille von ihrer Seite war vorhanden, aber nicht der Wille des deutschgesinnten Rathes von Stralsund. Er hatte beide Könige abgewiesen, beiden Königen gegenüber sich auf seine Treue berufen gegen Kaiser und Reich. Wie soll man es anfangen diesen Rath willfährig zu machen, ihn dahin zu bringen, daß er die dargebotene Hülfe nun nicht ausschlage? Denn die Hülfe ist der erste Schritt zur Herrschaft. Da kommt dieses Schiff, die vergebliche Bitte desselben in Danzig um Pulver. Ein Strahl der Hoffnung blitzt in dem Könige auf. Die unbezwungene Gier der kaiserlichen Feldherren scheint endlich doch hier das edle Wild dem Jäger in das künstlich gestellte Garn zu treiben.

[1] Londorp. III 1010. Theatr. Europ. I. 1297.
[2] [illegible] S. 159.
[3] Geijer III 146.

Es kam auf die umsichtige Benutzung der Umstände an, um von einer
scheinbaren kleinen Hülfeleistung aus, die den Umständen nach nicht anders
s mit Dank angenommen werden konnte, den Weg sich weiter zu bahnen,
s die deutsche Stadt Stralsund bei aller Absicht der Treue gegen Kaiser und
ich dem Schwedenkönige als sein Eigenthum in die Hände fiel, und ihm die
ore eröffnete zu dem längst ersehnten Kriege, dem Dichten und Trachten
nes Lebens. Gustav Adolf besaß diese Umsicht. Jeder seiner Schritte in
ser Sache mit Stralsund ist ein Meisterstück, freilich ein Meisterstück der List
d Tücke, welche auch hier wieder damit beginnt vor dem armen bethörten
lle die Gier des Habens mit dem erlogenen Namen der Religion zu um-
len, aber dem plumpen Zutappen des Wallenstein und Arnim gegenüber in
er Art bewunderungswerth.

Gustav Adolf ließ eine Last Pulver, nicht mehr, in das Stralsunder Schiff
über laden. Er gab einen Brief mit an den Rath, freundlich, gewinnend.[1]
trage herzliches Mitleiden mit der bedrängten Stadt, meldete er, die in
ahr stehe um ihre Religion und Freiheit. Doch wundere er sich, sagte er,
ß sie in solcher Lage nicht dem allgemein menschlichen und heilsamen Drange
ge guten Freunden ihre Noth zu klagen. Er wenigstens wisse nicht, daß bis-
ng sie das gethan. Darum aber wolle er doch ihnen seine Freundschaft be-
ssen, und schicke ihnen als Beihülfe für die Vertheidigung ihrer Religion und
reiheit etwas Pulver. Er ermahnt sie zum mannhaften Ausharren für die
angelische Religion; denn Gott sei mit der reinen Absicht. Und dann endlich
gt nach solchen frommen Worten die Andeutung: „Wenn ich euch mit Rath
d That eine Gunst erweisen kann: so habt ihr nur auf geziemende Weise zu
tten." Also ließ der König schreiben. Mündlich durfte er einen Schritt weiter
hen. Er schickte einen Gesandten mit, aber vorsichtig. Derselbe durfte seine
struction nur durchlesen, dann mußte er sie bei dem Könige zurücklassen.[2]
enn er von den Kaiserlichen ergriffen würde, solle er sich durchlügen: der
nig denke nicht an Feindseligkeiten gegen den Kaiser. Noch war ja der Krieg
it Polen drohend im Gange: es war Gefahr, daß die ganze Wallensteinische
acht sich dahin wende, zumal da der Kaiser von dem Dänen zu Lande nichts
ehr zu befürchten hatte.

Es ist nicht unwichtig zu bemerken, daß das Schiff mit dem geschenkten
ulver und dem schwedischen Gesandten in Stralsund am $^{18}/_{28}$ Mai eintraf,
n Tage nach dem Sturme, den Arnim so treulos um Mitternacht auf die
hige Stadt unternommen. Um so günstiger für den Schweden mußte das
eschenk, die glatten Worte des Gesandten wirken. Dennoch überlegte der
ath sehr bedächtig. Er konnte sich nicht entschließen, ob und in wie weit er
e dargebotene Hülfe annehmen solle.[3] Es war ja doch weit ein Anderes, ob

[1] Neubur S. 255. Nr. 46.

[2] Geijer III. 147.

[3] Man vgl. Neubur 122. 257. Actenstücke 47. 48. 49. Ferner das dort ab-
druckte ausführliche Tagebuch der Belagerung S 10. Ich setze die wichtige Stelle

man nur Wallenstein sich widersetzte, der die vom Kaiser ihm verliehene Gewalt misbrauchte, oder ob man dazu mit Wissen und Willen die Hülfe einer fremden Macht annahm. Konnte auch die höchste Noth den Treubruch an Kaiser und Reich entschuldigen? Und selbst wenn er es konnte: welche Folgen zog der Treubruch nach sich? Verblieb es bei dem einmaligen Einlassen der Fremden auf den Boden des Reiches? — Diese Fragen, über welche man später, als die Erinnerung an die Gefühle der einstigen Treue gegen Kaiser und Reich erstarb, allzu leicht hinweggegangen ist — diese Fragen waren für den Rath von Stralsund im Mai 1628 hart und schwer. Er hoffte noch immer auf Unterhandlung. Der schwedische Gesandte unterdessen drängte. Da draußen vor der Stadt betrug sich Arnim, als habe er selber nur den Zweck die Stadt durch Schießen und Stürmen dahin zu treiben, wohin sie aus sich selber nicht wollte. Die Hansestädte schickten Gesandte zur Vermittelung. Arnim hielt dieselben an. Wußte der Thor, was er that? Seine neue That brachte den Rath von Stralsund zum Entschlusse. Er beschloß aus dringender Noth, weil die Stadt allein zu schwach, die dargebotene Hülfe mit großem Danke anzunehmen, jedoch ohne Präjudiz des Kaisers und des Herzogs von Pommern. Am $^{20}/_{30}$ Mai entschlossen sich Rath und Bürgerschaft von Stralsund Gesandte an den Schwedenkönig zu senden, abermals mit derselben Verwahrung. Sie betheuerten ihm, daß sie niemals von der Treue gegen Kaiser und Reich abgewichen seien, daß sie bedrängt würden ohne Befehl des Kaisers. Aber der Kern der Worte war, daß sie um Hülfe baten. Die Gesandten gingen ab am $^{20}/_{30}$ Mai.

Arnim fuhr unterdessen fort. Am $\frac{23 \text{ Mai}}{2 \text{ Juni}}$ stürmte er abermals und zwar mit besserem Erfolge; denn die meisten Außenwerke fielen in seine Hände. Und stand damals alles in seiner Macht. Es stand bei ihm zu verhindern, daß die deutsche Stadt in ihrer Noth sich dem fremden Könige in die Arme warf. Die Stadt bat und beschwor den Mann bei allem, was dem Menschen hoch und theuer ist, einen Stillstand zur Unterhandlung zu gewähren. Arnim erwiederte ingrimmig: nicht er, sondern die ungezähmten Bürger hätten den Anfang der Feindseligkeiten gemacht. Es war Sonntag, der 25. Mai a. St., als diese Antwort eintraf. Die Bürger waren in den Kirchen, auch die Wachen auf den Wällen glaubten ruhen zu dürfen. Abermals nahte Arnim still heran. Ein Rathsherr und eine Frau wurden zuerst der Haufen gewahr. Die Frau ergriff eine Trommel und das Dröhnen derselben rief die Bürger auf den Wall. Abermals mußten die Stürmenden heimkehren mit blutigen Köpfen.

Darf man sich wundern, daß am selben Tage von einer deutschen und

hierher. Es hat E. E. Rath den königl. schwedischen Abgesandten lange aufgehalten und die angebotene Hülfe nicht annehmen wollen, bis daß sie gesehen, daß der von Arnim der Hansestädte Gesandte aufgehalten, daß keine Hülfe von den Städten könnte geschafft werden, er sich aber gestärket und ihnen heftig zugesetzet, da haben sie aus dringender Noth, weil sie allein zu schwach waren, die Hülfe zu großem Danke angenommen, jedoch ohne Präjudiz der kaiserl. Majestät und S. F. Gnaden, des Herzogs von Pommern.

uch da noch immer kaiserlich treu gesinnten Stadt vier dänische Compagnien nter dem Obersten Heinrich Holk, die Christian IV. zur Hülfe gesandt, nicht ehr abgewiesen wurden?

Dennoch nahm die Stadt die fremden Truppen ungern auf, nur gezwungen urch den Drang der Umstände.[1] Indem sie es that, meldete sie an Arnim: e wolle sich nach aller Möglichkeit zum Frieden bequemen. Wo sie aber dessen icht genießen könne: so würden der Stadt alle möglichen Mittel zur Verthei- gung nicht verargt werden können. Die Stadt war sich wohl bewußt, daß durch die Aufnahme der Dänen eine schwere Anklage sich zuzog. Bogislav derte Rechenschaft für dieß Beginnen. Doch die Gefahr, welche von den mden kam, traf zunächst die Stadt selbst. Deshalb verlangte sie von dem bersten Holk einen Revers, vor allen Dingen des Inhalts, daß der Oberst d seine Schaar den goldenen Frieden, falls derselbe erlangt werden könne, cht hindern wolle. Von einer Hinneigung zu Dänemark war in den Bürgern ine Spur. Die Wortführer derselben verlangten, daß die dänischen Soldaten n Eid und Pflicht der Stadt genommen würden. Das gelang nur zum Theile. Holk sträubte sich gegen jeden Revers und leistete ihn erst am 16. Juni. Es t derselbe Mann, der in den folgenden Jahren als Oberst unter Wallenstein nd selbst in den Gräueln jener Zeit den Preis des Frevels gegen die Gesetze r Menschlichkeit errang und ein solches Entsetzen um sich her verbreitete, daß i seiner Todesstunde weder für Geld, noch für Bitten ein Geistlicher es wagte h ihm zu nahen. Was es auf sich habe diesen Mann nur mit einigen Com- pagnien innerhalb der Mauern zu sehen, erkannte der Rath sofort nach einigen agen. Holk nahm die Schreiben an den Rath in Empfang, erbrach sie und bergab sie erst, nachdem er sie gelesen.[2] Seine Aufgabe war das Mistrauen u nähren, von jeder gütlichen Einigung abzurathen, Rath und Bürgerschaft u trennen. Er erfüllte sie. Er erhob heftige Anklagen gegen den Rath, der mmer nur vermitteln wolle, der aus unzeitiger Friedensliebe alle Vortheile ver- nachlässige.[3] Diese Beschuldigung war vom $^{2}/_{12}$ Juni. Es ist kaum irgend in Zeugnis vorhanden, welches mehr zu Gunsten des Rathes spräche, als diese Anklagen des Dänen.

Unterdessen langten die Stralsunder Abgeordneten am 30. Mai a. St. bei em Schwedenkönige an, der an der Weichsel stand. Die Instruction derselben war vorsichtig und bedächtig. Sie sollten um 5—600 Mann bitten, welche die Stadt besolde und unter die eigenen Compagnien vertheile. Das heißt: der Rath wollte Herr bleiben über diese fremden Truppen.[4] Wenn der König eine Schutzherrlichkeit in Anspruch nähme: so sollten die Gesandten erwiedern, daß ie darauf nicht instruirt seien. Gustav Adolf bewilligte, was man bat. Einen

[1] Neubur S. 127.
[2] Neubur S. 131.
[3] Neubur S. 277. Actenstück 55.
[4] a. a. O. S. 258. Nr. 49.

Vertrag verlangte er nicht. Es war sicherer damit so lange zu warten, bis er erst festen Fuß in der Stadt gefaßt. Dann war es leichter.

Während er dort bewilligte, was die Stadt von ihm bat, und nicht mehr, gelangten neue Geschenke von ihm nach Stralsund: hundert Ochsen, ferner Pulver und Kanonen. Wie so großmüthig erschien dieser König, der nur schenkte und nichts forderte! Wie so viel großmüthiger als der Däne, der für seine Geschenke gleich Forderungen erhob, welche den Werth derselben weit überstiegen!

Und auf der anderen Seite: wie so merkwürdig. diente der Zufall oder Arnims Tücke, um diese vermeinte Großmuth des Schweden desto heller strahlen zu lassen! Am $\frac{31. \text{ Mai}}{10. \text{ Juni}}$ langte ein reicher Transport von Geschenken an. Am $^{1}/_{11}$ Juni, dem folgenden Tage, kam ein Bauer in die Stadt und offenbarte, daß er eine Summe Geldes empfangen, um die Stadt an verschiedenen Stellen anzuzünden.[1] Als es dunkelte, ließ der dänische Oberst Holk an mehreren Stellen Pechtonnen aufflammen. In der Stadt erhob sich Feuerlärm. Sofort nahte Arnim heran. Die Vertheidiger lagen wohl vorbereitet auf den [illegible] wehren, und ließen die Stürmenden bis auf Speereslänge herankommen. Dann brach ihr Feuer los, und entsetzt eilten die Wallensteiner zurück.

Gustav Adolf bereitete unterdessen auch in Schweden die kommenden Dinge vor. Er meldete dem Reichsrathe:[2] die Stralsunder hätten ihm geklagt, wie die Kaiserlichen sie bedrängten, um die Ostsee von dort aus zu beunruhigen und die angrenzenden Reiche und Städte unter päpstliche Knechtschaft zu bringen.

Dieß war trefflich berechnet, um den Fanatismus der Schweden gegen das Papstthum zu entflammen. Es war nur nicht wahr. Von einer Gefahr der päpstlichen Knechtschaft hatten die Stralsunder kein Wort gesagt. „In [illegible] großen Gefahr," berichtet ferner der König, „hat Stralsund uns aufgesucht und wir haben nach vielem Bedenken von zwei Uebeln das kleinere gewählt." Umgekehrt lag die Sache. Nicht Stralsund hatte den König gesucht, sondern der König die Stralsunder. Darum auch hatte er gar kein Bedenken gehabt, sondern vielmehr der Sache eifrig nachgetrachtet.

Der Erfolg war immerhin derselbe, ob die Stadt den König suchte, oder ob er sich anbot. Aber für die geschichtliche Beurtheilung des Verhaltens der Stadt Stralsund ist dieser Unterschied wesentlich. Der Rath von Stralsund hat sich nicht anders bewiesen, als die anderen Obrigkeiten und conservativen Corporationen jener Zeit. Der Rath von Stralsund war deutsch und kaiserlich gesinnt, nicht schwedisch. Er hat sich nicht mit Vorbedacht dem fremden Könige hingegeben. Die Verkettung der Umstände haben die Stadt dahin geführt, daß sie in ihrer großen Noth die dargebotene Hand nicht zurückwies. Nachdem einmal dieß geschehen, durfte der Schwedenkönig für das Weitere seiner Geschicklichkeit vertrauen. Einstweilen sendete er noch Geschenke. Erst am $^{20}/_{30}$ Juni

[1] Tagebuch der Belagerung abgedruckt bei Neubur a. a. O. S. 13.
[2] Geijer III. 147.

sen 600 Mann schwedische Truppen unter dem Obersten Roslabin ein.[1] So l, wissen wir, hatte der Rath von Stralsund gewünscht. Am $\frac{24. \text{Juni}}{4. \text{Juli}}$ folgten rmals sechs schwedische Fähnlein. Mithin war die gewünschte Zahl bereits pelt überboten. Zugleich legte sich eine schwedische Flotte vor den Hafen Stralsund.

Und nun konnten mit Nachdruck dem Rathe der Stadt Stralsund Vorläge zu einem Vertrage mit Schweden gemacht werden. Der Dänenkönig te nach demselben Ziele gestrebt. Er war an thätiger Hülfe dem Schweden ar zuvorgekommen. Allein das tumultuarische Verfahren des Obersten Holk te den Rath zurückgescheucht. Holk redete viel von der evangelischen Religion, der Gefahr päpstlicher Knechtschaft und vom spanischen Dominat. Das it einem großen Theile der geringeren Bürgerschaft. Sein Uebermuth und e Hoffahrt beleidigte den Rath, der gern dieses Beschützers enthoben gewesen e. Darum arbeitete Holk mittelbar nur für den Schwedenkönig. Er ebnete ihm die Bahn.

Die Punkte des Vertrages wurden selbstverständlich von schwedischer Seite gesetzt, und der Rath hatte nur zu bewilligen. Er fühlte ganz und voll s Mißliche seiner Lage.[2] Er suchte sich zu rechtfertigen durch ein altes Privilegium eines Herzogs von Pommern aus dem Jahre 1325. Nach diesem Privilegium war es der Stadt Stralsund gestattet, im Falle die Herzöge von Pommern wider die Privilegien der Stadt ihr Gewalt und Unrecht zufügen, mit Fremden zu verbinden. War das eine Rechtfertigung? Nicht Bogislav übte das Unrecht, sondern Arnim und Wallenstein. Aber die Dinge waren hin gekommen, daß die Rechtsfrage sich bog nach dem Gewichte der Thatsachen. Der Rath von Stralsund handelte nicht mehr frei. Er machte nur ch Einwendungen. Der dritte Artikel des Vertrages lautete:[3] die Stadt Stralsund verbleibt beständig bei dem Könige und der Krone von Schweden. as war dem Rathe allzu viel. Er erläuterte dieß dahin, daß es nur von der Bundesgenossenschaft zu verstehen sei. Gustav Adolf und Oxenstjerna mochten che Worte der Erläuterung dem Gewissen des bedenklichen Rathes der deutschen adt immerhin damals nachsehen, wenn nur die Sache selbst und die That bei nen stand. „Der ganze Handel beruht darauf," meinten die Schweden Salvius d Oxenstjerna, „daß der König mit seiner Armee hinkomme und etwa Rügen ehe. Dann huldigt die Stadt auch in Wirklichkeit dem schwedischen Könige."

Der Rath unterzeichnete den Vertrag am $\frac{25. \text{Juni}}{5. \text{Juli}}$. Er mußte ahnen und raussehen, daß das Ziel des abschüssigen Weges, den er halb gezwungen, lb gutwillig betreten, in der Umwandlung der bis dahin fast völlig freien utschen Hansestadt Stralsund in eine schwedische Landstadt bestehe. Der Rath tte unterzeichnet in der Noth: er wäre dann gar gern wieder davon los-

[1] Tagebuch der Belagerung, abgedruckt hinter Neubur S. 18.
[2] Neubur S. 157.
[3] Geijer III. 149. Nr. 1.

gewesen: aber der Schwede hatte einmal seine Beute erfaßt, und der Däne, ob willig oder unwillig, diente den Interessen des klügeren Schweden.

In Wallenstein, der gegen Ende Juni näher kam, stieg mit dem Zorne über den andauernden Widerstand der Stadt allmälig die Ahnung auf, daß er zu weit gegangen sei. Er wußte erst nur noch von einer dänischen Besatzung. Es war ihm zur Genüge bekannt, daß die Aufnahme von Truppen, welcher Art sie sein, welche sie wollten, von einer Stadt nur bewilligt wurde unter sehr dringenden Umständen, daß namentlich die Aufnahme der Truppen eines fremden Königs in eine deutsche Stadt eine That der Verzweiflung sei. Denn irgend eine Neigung zu dem Dänenkönige Christian durfte nach den Erfahrungen der letzten Jahre, nach seinem Walten im Lande Braunschweig und Lüneburg, in der Stadt Wolfenbüttel und sonst bei keinem deutschen Gemeinwesen angenommen werden. Aber die Dänen — denn nur von diesen zuerst wußte Wallenstein — waren einmal in der Stadt. Der Knoten war geschürzt: wie war er zu lösen? Wallenstein kannte abermals kein Mittel als Trug und Gewalt. Die Stadt betheuerte in jedem Schreiben, daß sie dem Kaiser getreu zu verbleiben gedenke. Daran hoffte Wallenstein sie zu fassen. „Wenn ihr dem Kaiser Treue beweist und Reue über das Vergangene empfindet," sagt er;[1] „so werde ich nach Beschaffenheit der Sache mich billig finden lassen." Also meldet er am $\frac{22. \text{ Juni}}{2. \text{ Juli}}$ der Stadt. Dem Arnim dagegen schreibt er am selben Tage:[2] er dürfe mit der Stadt immerhin unterhandeln, jedoch nichts abschließen, viel weniger mit der Arbeit gegen sie inne halten. „Denn sie sind lose Buben und müssen gestraft werden. Wenn ich glimpflicher mit ihnen umgehe, so geschieht das nur, um sie schläfriger zu machen; aber das Uebel, das sie gethan, will ich ihnen gewiß nicht schenken." „Ich will mit Gottes Hülfe," also sagt er am folgenden Tage, „die Canaille bald zum Gehorsam treiben."

Am $\frac{27. \text{ Juni}}{7. \text{ Juli}}$ traf der Gefürchtete im Lager vor der Stadt ein. Am selben Abende ließ er seine Anwesenheit durch einen heftigen Anlauf auf die Stadt kund thun. Derselbe ward abgeschlagen. Und hierbei tritt uns eine Wahrnehmung nahe, auf die man bei der Betrachtung des schauerlichen Krieges vielleicht oft zu wenig Gewicht gelegt: es ist diejenige der Feigheit der Söldner.[3] Schon früher hatten die Bürger aus den Aussagen der Gefangenen vernommen, daß bei dem Zeichen zum Angriffe viele der Söldner weinten und klagten: sie würden nicht lebendig wieder kommen. Dießmal trieben die Officiere mit Schwertern und Partisanen ihre Leute zum Sturme, wie die Schafe zur Schlachtbank. Wallenstein hatte vorher geflucht: er wolle drei Tage und drei Nächte stürmen lassen. War vielleicht jene Wahrnehmung auch für ihn der Grund den Gehorsam der Söldner nicht einer so gewagten Probe auszusetzen? —

Aber auch in der Stadt nahm Furcht und Sorge überhand. Am $\frac{29. \text{ Juni}}{9. \text{ Juli}}$

[1] Förster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst, S. 119.
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 355. Nr. 215.
[3] Tagebuch der Belagerung, bei Neubur S. 11. 20.

fuhren abermals Schiffe mit Frauen und Töchtern der Stralsunder über das Meer. Der Rath erkannte ganz und voll die schlimme Alternative, in welche er gerathen war: Unterwerfung an Wallenstein, oder täglich zunehmende Herrschaft fremder Söldner und als das Ende die schwedische Dienstbarkeit. Die Stimmung der Bürgerschaft war gedrückt. Der Rath benutzte das und bat um Unterhandlung. Sie ward in günstigen Ausdrücken gewährt. Bei Wallenstein waren nicht bloß Abgeordnete des Herzogs von Pommern, sondern auch des Kurfürsten von Brandenburg, dem als Erben von Pommern nach Bogislavs kinderlosem Tode alles daran liegen mußte, daß die Verbindung von Stralsund mit Schweden und Dänemark nicht noch weiter gedieh. Es eröffnete sich die Aussicht, daß noch alles zum Guten sich wenden könne. Der Rath gebot vorher eine kirchliche Feier und Gebet um glücklichen Ausgang. Daran nahmen Alle Theil, nur der dänische und der schwedische Oberst, obwohl geladen, blieben aus.

Die Gesandten der Stadt traten am $\frac{\text{30. Juni}}{\text{10. Juli}}$ vor Wallenstein.[1] Er war freundlich, gnädig. Er hörte, wie er sagte, mit Rührung den Bericht des Leides, welches die Stadt erduldet. Er fragte erstaunt, wie sie zu all dem Wunder gekommen. Dann sprach er seine Geneigtheit zum Frieden aus. Er wolle einen Generalpardon für die Stadt ertheilen, sagte er, ohne Ausnahme einer Person. Er wolle der Stadt den Dänholm lassen. Er verzichte auf die Besatzung in der Stadt, wenn nur die Garnison in derselben dem Herzoge von Pommern schwöre. Er ermahnte die Gesandten diese Gelegenheit bei der Stirn zu fassen; denn hinten sei sie kahl. Mit solcher Antwort kehrten froh die Gesandten zurück. Der Rath legte sie den Bürgern vor, und der Bürgermeister Steinwig forderte die Menge auf zum Danke gegen Gott und den Herzog von Friedland ob einer so gnädigen Erklärung.

Woran denn lag es, daß man nun nicht weiter kam? Angenommen Wallenstein habe aufrichtig geredet und gehandelt, was doch nach seinem ganzen Verhalten nicht unzweifelhaft ist: so wuchsen andere Hindernisse empor. Am folgenden Tage merkte man schon, sagt das Tagebuch eines Bürgers von Stralsund,[2] daß Stadtfreunde, wenn man so sie nennen mag, dazu gekommen, welche den ganzen Handel verdarben. Der schwedische und der dänische Oberst waren gegen den Frieden. Wir vernehmen den Wiederhall ihrer Worte aus der Forderung des Wortführers der Bürger, daß man zur Vermeidung künftiger Gefahr diese Tractaten abschließen müsse mit Vorwissen der Könige von Dänemark und Schweden.[3] Dennoch kam man so weit, daß am Morgen des $^{2}/_{12}$ Juli die Deputirten der Stadt zum Tribbeseer Thore hinausgehen sollten nach dem Hainholze zu Wallensteins Quartiere. Dieses Thor hielten die Dänen besetzt. Als die Deputirten zum Thore hinausschritten, ließ Holk feuern. Die Wallensteiner antworteten. Die Kugeln heulten umher. Die Deputirten der Stadt wagten

[1] Neubur S. 162. Förster, Briefe I. 361. Nr. 219.
[2] Neubur S. 163.
[3] Neubur S. 163.

nicht den gefährlichen Weg nach dem Hainholze fortzusetzen.[1] Sie kehrten um in die Stadt. Zugleich aber auch berichteten sie, daß in den letzten zwei Tagen die Laufgräben Wallensteins bedeutend näher gekommen seien. Waren denn seine milden Vorschläge abermals nur das Mittel gewesen zur Einschläferung der Stadt, um sie desto leichter zu überraschen? Also mußte es scheinen.

Wallenstein erhob härtere Forderungen. Die Räthe von Pommern und Brandenburg traten am selben Tage mit den Abgeordneten der Stadt vor dem Thore zusammen.[2] Sie betheuerten mit einem Eide die Drohungen Wallensteins. Er verlangte namentlich die Einnahme einer Besatzung von 3000 Mann. Wo man nicht jede seiner Forderungen bewillige, habe er gesagt: so wolle er die Stadt schärfer angreifen, so werde er nicht nachlassen, bis er ihrer mächtig sei und sollte er darüber geschunden werden. Falle aber die Stadt in seine Gewalt: so wolle er auch des Kindes im Mutterleibe nicht verschonen. Wenn der Feldherr solches im Sinne habe, erwiederte mit Ruhe einer der Abgeordneten: so müßten sie es Gott befehlen. Von Gott hange ihr Leben ab, wie ihr Tod. Bleibe auf der Erde kein Raum mehr für sie: so werde im Himmel ein solcher zu finden sein.

Mit der Frühe des nächsten Morgens schien Wallensteins Wort zur Wahrheit werden zu sollen. Er begann ein heftiges, für damalige Zeiten unerhörtes Feuer aus allen Geschützen. Man zählte 1564 Schüsse. Das Rollen dieses Donners schien die Standhaftigkeit der Stralsunder brechen zu müssen. In Wahrheit war das der Erfolg. Trotzdem daß eben wieder eine neue dänische Verstärkung eingetroffen war, erklärte sich am $^4/_{14}$ Juli der Rath von Stralsund zu fast allen Forderungen Wallensteins bereit. Sie seien hart, sagte er, aber die Noth sei härter. Es war ja für den Rath nicht bloß die Gefahr von außen, sondern mehr noch die von innen, die Gefahr der von dem schwedischen und dänischen Obersten genährten Hyder der Anarchie. Auch selbst Besatzung wollte der Rath einnehmen, nur nicht 3000, sondern 2000 Mann. Der Rath vertraute, daß die Bürger einwilligen würden. Wiederum waren es die Fremden, die alles vereitelten. Da sie bei den gesetzlichen Autoritäten nichts vermochten, so wendeten sie sich an den großen Haufen.[3] Als die Bedingungen den einzelnen Quartieren der Bürgerschaft vorgelegt wurden, erwiederte in jedem derselben die Mehrheit: der schwedische und der dänische Oberst müßten die Tractaten vorher genehmigen. Man müsse eine Gesandtschaft an beide Könige schicken. Der schwedische und der dänische Oberst erklärten, daß sie zwar der Stadt gern den Frieden gönnten, aber ohne Befehl ihrer Könige den angetrauten Posten nicht verlassen würden.

Es lag vor Augen, daß es schon nicht mehr in Wallensteins Macht stand den Frieden zu bewilligen, selbst wenn er gewollt hätte. Die herrschende Partei

[1] Tagebuch, abgedruckt bei Neubur S. 21.
[2] a. a. O. S. 22
[3] Neubur S. 169.

er Bürger von Stralsund machte die Annahme seiner Zugeständnisse abhängig on dem Willen einer fremden Macht. Er hatte ihnen zugerufen, daß nur an er Stirn die Gelegenheit zu fassen sei, von hinten sei sie kahl: es kam darauf n ihm dieses Wort zurück zu geben.

Und schon wandten sich die Dinge. Wallenstein hatte Tilly, der doch ichts zu thun habe, dringend um drei Regimenter zur Unterstützung gebeten, nd zwar dreimal, mit so freundlichen Worten, wie es sonst nicht seine Weise war.[1] Tilly weigerte sie, weil der Angriff auf Stralsund ein Unrecht war. n solcher Misbilligung trat die Ungunst des Himmels. Vom $^5/_{15}$—$^7/_{17}$ Juli ssen die Wolken in dichten Schauern ihren Regen nieder auf das Wallensteinische Lager. Keine Arbeit glückte mehr. Das Feuer schwieg. Die Zelte trieben ins Treiben. Das Lager ward zum Moraste, zum See. Die Stimmung der Söldner vor der Stadt war sehr gedrückt. Sie sagten, die Pfaffen i Stralsund hätten ihnen dieß Wetter und den gewaltigen Regen auf den Hals chetet.[2] Sie waren halb verklommen in Nässe und Kälte. In der Stadt agegen kamen neue dänische Truppen an. Die Bürger faßten frischen Muth nd rief: man sehe nun augenscheinlich, daß Gott ihr Beistand sei. Der Rath ward gezwungen den Räthen des Herzogs von Pommern die Erklärung inzusenden, daß die Capitulation zu nichts verbinde, bis die anwesende fremde Hülfe sich freiwillig zum Abzuge entschlossen hätte.

Wallenstein war ingrimmig gegen die Bösewichter,[3] wie er sagte. Dießmal hatte sein Zorn Grund; aber durfte er sich beklagen, daß man auch einmal m in seiner Münze auszahlte? Er wäre so gern des verdrießlichen Handels dig gewesen. Der Vorwurf, daß seine Schritte gegen die Stadt mittelbar die Dänen und Schweden hereingezogen, lag gar zu nahe. Aber es war eine seltsame Forderung, die er und der Herzog Bogislav dann an die Stadt erhoben: ie solle die fremden Truppen hinwegschaffen. Sie solle Versicherung leisten, aß die Könige von Dänemark und Schweden nicht einen feindlichen Einfall in Pommern und die deutschen Reichslande beabsichtigten. Auch mit dem besten Willen, und diesen hatte sicherlich die Mehrheit des Rathes, konnte derselbe das nicht leisten. Auch ihm schwollen ja die Wogen dieser Hülfe über das Haupt mpor. Der Rath betheuerte, daß er verharren wolle, wie es deutschen getreuen Unterthanen des Reiches und des Kaisers gezieme. Es fragte sich für ihn, ob uch das auf die Dauer in seiner Macht stand.

Der Herzog Bogislav selbst verfügte sich in das Lager vor Stralsund. Das förderte die Sache. Am $^{15}/_{25}$ Juli schien man einig zu sein. Die Bedingungen von beiden Seiten waren festgestellt: es fehlte nur der Vollzug.[1] In dieser wichtigen Frist verließ Wallenstein, ohne das Ende abzuwarten, das Lager und ging nach Güstrow, sei es daß es ihn drängte in herzoglicher Hoheit

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 270.
Tagebuch bei Neubur S. 22.
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 361.
[3] Londorp. III. 1020.

dort zu residiren, oder daß die Nähe einer zahlreichen dänischen Flotte ihn einen Angriff auf sein Mecklenburg besorgen ließ. In derselben Nacht langten von Schiffe mit neuen schwedischen Truppen, auch Dänen vor Stralsund an. Bis dahin war der Wind ungünstig gewesen. Er wandte sich. Man sah die dänische Flotte 150 Segel stark, unfern der Küste. Der schon ausgemachte Vertrag ward in der Stadt nicht unterzeichnet.

Und nun war fast keine Hoffnung mehr. Wallenstein milderte seine Forderungen von Tag zu Tag. Es half nicht. Am 19/29 Juli bittet er Arnim die Sache so einzurichten,[1] „daß wir mit Ehren bestehen.“ Es handelt sich um das Aufgeben der Belagerung auch nur mit einiger Ehre. Auch Arnim schüttet den Räthen des Herzogs von Pommern seine Gedanken aus über das große Unheil. Er erörtert die Frage, warum doch Stralsund sich widersetze. Sie hat sich vor Besatzung und Verlust ihres Handels gefürchtet, sagt er. „Denn von der Religion,“ fügt er hinzu,[2] „mag ich nichts erinnern, weil doch den verständigen und erfahrenen Leuten kundbar genug, wie in vielen unrechtmäßigen Sachen die liebe Religion zum Vorwande gebraucht wird, damit das Wort bei den gemeinen Leuten, ja auch wohl bei sonst Verständigen Haß und Verbitterung erwecke, auch großen Herren zu ihren Händeln als Deckmantel diene.“ Diese Ansicht Arnims war durchaus begründet. In den letzten Vorschlägen[3] zur Capitulation ist von keiner Seite die Religion auch nur erwähnt. Ueberhaupt hatte von einer Furcht der Stralsunder für ihr lutherisches Bekenntnis nie die Rede sein können. Aber den wahren Grund des Widerstandes der Stadt in sich selber, in seinem Meister, und dem ganzen System zu finden, welches diese beiden repräsentirten: das war nicht Arnims Sache. Er zog es vor der Stadt Stralsund das vergossene Christenblut ins Gewissen zu schieben, im Predigertone sie zu ermahnen, daß sie erfahren werde, was es heiße: deines Bruders Blut schreit zu dir von der Erde.

Mit solchen Reden war der leidige Handel nicht zu Ende zu bringen. Wallenstein mahnte, drängte die Sache beizulegen, irgend einen Vertrag einzugehen.[4] Auch das war nicht mehr möglich. Wohl oder übel mußten Wallenstein und Arnim zuletzt in das Unabänderliche sich fügen nach all den hochtrabenden Reden, die sie geführt, nach allen Opfern, die sie hatten bringen lassen, von Stralsund abzuziehen, ohne auch nur das Geringste zu erreichen. Wallenstein residirte in Güstrow. Glaubte er dort sicherer zu sein vor der Demüthigung als im Lager? Am 21/31 Juli gab er an Arnim den Befehl auf alle Weise zu sehen von Stralsund abzuziehen.[5] Der einzige Vorwand, der zur Verhüllung der Sache vor dem großen Haufen übrig blieb, war, daß es geschehe auf das Begehren des Herzogs von Pommern. Dieser selbst scheint

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 371.
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 372.
[3] Londorp. III. 1020.
[4] Förster, Wallensteins Briefe I. 376.
[5] a. a. O. 381.

eglaubt zu haben, daß ihm in der That eine Art Mitwirkung zu diesem Ent-
blusse gebühre. Er beklagte sich, daß der Abzug nicht so schnell und sofort
rschehe, wie es versprochen. Aber Wallenstein war nicht entfernt Willens das
as er öffentlich vorgab, auch persönlich dem Herzoge Bogislav als Wahrheit
zugestehen. Er freute sich vielmehr hier in Pommern selbst eine Person ge-
nden zu haben, an der er seinen ganzen Unmuth auslassen könne. Denn
ir so, und freilich dabei mit der Rücksicht auf einen besonderen Hintergedanken
der beleidigende und höhnende Brief zu erklären, in welchem Wallenstein dem
tten ehrlichen Bogislav einen leisen Vorwurf zehnfach zurückbezahlt. Der Feld-
rr erhebt gegen den Reichsfürsten, der als Landesherr in seinen Rechten durch
n Widerstand der Stralsunder und namentlich durch die Aufnahme fremder
uppen gekränkt war, der unablässig sich um eine gütliche Ausgleichung bemüht
tte, gegen diesen Reichsfürsten erhebt Wallenstein mit Spott und Hohn über
e Verstandeskräfte desselben die Anklage: Bogislav habe mit den Stralsundern
nter einer Decke gelegen. Die Beschuldigung war empörend und unerhört,
eil sich aus dem ganzen Verlaufe der Dinge unzweifelhaft ergab, daß die
Stralsunder den Versuchen der Vermittelung, die ihr eigener Herzog machte,
ur mit schlecht verhehltem Mistrauen entgegen gekommen waren. Demnach
ag in dieser Anklage, die Wallenstein erhob, offenbar die Absicht der Beleidigung.

Ging diese Absicht bei Wallenstein nur aus der Aufwallung des Augen-
icks hervor? So könnte es scheinen. Allein Wallenstein hatte dazu noch einen
fern Grund. Er nennt einige Tage später vor Arnim sein heftiges Schreiben
n den alten Herzog einen Filz, den er diesem gegeben.[1] Er fragt bei Arnim
n, was Bogislav dazu sage. Er hört von einem Landtage, den Bogislav be-
fen will. Er wünscht, daß der Herzog sich beleidigt fühle, daß er sich feind-
ch stelle gegen Wallenstein; denn dann, und das ist der Kern und Sinn des
Ganzen, „würde das Herzogthum Pommern sich dem Herzogthum Mecklenburg
latt anfügen."

Der beengte Herzog Bogislav mochte dergleichen Absichten ahnen. Er
ütete sich dem furchtbaren Feldherrn auch nur einen leisen Grund zur Feind-
ligkeit zu geben. Er verschwieg seinen Zorn über den hochfahrenden Ueber-
uth, um denselben nur auf dem rechtmäßigen Wege der gemeinsamen Klage
ller Fürsten vor dem Kaiser geltend zu machen. Füererst fügte er sich in die
efahrvolle Zeit. Stralsund hatte eine Hülfe in sich aufgenommen, die dem
Herzoge eben so drohend erschien als Wallenstein. Die Dänen dort traten zurück,
heils gutwillig, weil der König Christian sie sonst bedurfte, theils wegen des
Widerwillens des Rathes und der Bürger gegen den brutalen Obersten Holk,
heils drückte auf sie das Uebergewicht der Schweden.[2] Die Truppen derselben
äuften dort sich an. Der Dänenkönig fügte sich in die Forderung, daß nur
00 Mann Dänen dort bleiben dürften. Was dagegen die Anhäufung der

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 390 ff.
[2] a. a. O. 388. Geijer III. 154. Nt. 3.

Schweden dort sollte, nachdem schon Wallenstein abgezogen war, deutete der Vertrag an, den Gustav Adolf der Stadt dictirt hatte.[1] Es war darin auf alle Fälle Bedacht genommen. Der Vertrag solle nicht zum Angriff dienen gegen irgend einen Feind, hieß es darin. Das war beruhigend für den friedliebenden Rath. Aber es folgte der unscheinbare Zusatz: es sei denn, daß der Krieg, der entstehen möchte, solches erfordere. Dieser Zusatz stellte die Ausführung ganz und gar in die Hand des Schwedenkönigs, machte die deutsche Stadt dem fremden Könige dienstbar zu seinen Zwecken auf das deutsche Reich. Denn das ist überhaupt die meisterhafte Kunst des Schwedenkönigs seine Verträge mit Andern durch unscheinbare kleine Zusätze jederzeit so einzurichten, daß das Halten derselben, daß aller Vortheil überhaupt lediglich in seiner Hand steht. Er hatte ein Thor nach Deutschland sich eröffnet: es war nicht seine Absicht durch friedliebende Bürger sich dasselbe sperren, seine Lieblingshoffnung auf Krieg in Deutschland sich vereiteln zu lassen.

Bogislav ahnte diese Gefahr. Er bat, er flehte um Abführung der Schweden, nachdem die Furcht vor Wallenstein beseitigt sei. Oxenstierna antwortete mit dem vollen Uebermuthe und Hohne des Bewaffneten gegen den Wehrlosen. Sein König, sagte er,[2] habe sich der Stadt auf ihre Bitte angenommen, weil sie wider den Befehl des Kaisers angefochten sei. Darum sei Gustav Adolf des Kaisers Freund. Er habe nicht den Willen sich des fremden Eigenthums anzumaßen, nur die Ostsee wolle er sichern. Das Bestreben des Kaisers eine kaiserliche Kriegsflotte zum Schutze der Angehörigen des deutschen Reiches zu gründen, nannten Gustav Adolf und der Dänenkönig einen Versuch Nester zum Seeraube anzulegen. Nur wenn die kaiserliche Armee Pommern verlasse, sagte Oxenstierna, solle die schwedische Besetzung in Stralsund auch nicht eine Stunde mehr bleiben. Da dieß nicht erfolge, müsse man die Besatzung noch verstärken. Es geschah.

Auch Wallenstein war nicht ganz verblendet gegen die Gefahr, die der Schwede vorbereitete. Er bemüht sich diesen Gegner zu unterschätzen. Auf die Nachricht, daß sieben schwedische Regimenter zu Schiffe gegangen seien, meint er,[3] der schwedischen Canaille seien nicht über 3000 Mann. Auch wage der Schwede nichts im offenen Kriege, sondern praktizire heimlich. Dennoch kündigt er von seiner Residenz zu Güstrow aus im August 1628 dem Arnim vorerst seinen Entschluß an: „Ich bin resolvirt: sobald der Feind etwa an einem Orte ausschiffen wird: so will ich ihm auf die Haube ziehen. Der Herr halte die Armee nur fertig zum Marschiren.“ War es denn noch nöthig, daß der Feldherr des Kaisers einen solchen Entschluß noch also ankündigte? Wiederum versichert er dann zu einer andern Zeit dem Arnim: „Vor dem Schweden graut mir gar nicht.“ Und dennoch scheint es nicht bloß aus solchen seltsamen Reden

[1] Theatrum Europ. I. 1251.
[2] Theatrum Europ. I. 1250
[3] Förster, Wallensteins Briefe I. 387.

ob Wallenstein bei dem Namen des Schweden noch etwas anderes fühlte als
[illegible] und Selbstvertrauen. Der Schwede stand wie eine schwarze Wolke an
Wallensteins Horizont. Es wäre ihm doch lieber gewesen, wenn diese Wolke
nicht da war. Wir haben gesehen, wie er von Anfang an die Anträge des
Schweden zu einem Bündnisse gegen Dänemark als heuchlerisch durchschaute, wie
[illegible] dem Schwedenkönige die Flotte anzünden wollte, so wie so. In denselben
[illegible] als, damals noch ohne Vorwissen Wallensteins, die Hülfserbietungen des
Schwedenkönigs an die Stadt Stralsund gelangten, ließ Wallenstein Erkundigungen
[illegible]ziehen nach dem Geburtstage des Schweden und andern Dingen, die ihm
[illegible] sollten demselben die Nativität zu stellen. [1] Was für ein Ergebnis seine
astrologischen Forschungen gebracht, wissen wir nicht. Da sich dieselben nach der
individuellen Ansicht der Astrologen zu gestalten pflegten: so ist zu erwarten,
daß Wallensteins Zutrauen zu Gustav Adolf dadurch nicht befestigt worden sei.
Nun hatte neuerdings der Schwede durch die Hülfe für Stralsund ihm die Er-
füllung eines seiner liebsten Wünsche, die Ausführung seiner Rache an dieser
Stadt, unmöglich gemacht. Das schwellte den Haß. Dazu beklagte er sich, daß
Oxenstierna es vermeide ihm seinen langathmigen Admiralstitel zu geben. [2]
Wallenstein gebot die Oerter, wo man schwedische Besatzung finde, härter zu
belegen, als diejenigen mit dänischer. Er hatte noch andere Dinge gegen den
Schweden im Sinne, Dinge, die er dem Papiere an Arnim nicht vertraute.
Für die Ausführung eines besonderen Planes verhieß er dem Thäter 35,000
Thaler.

Was für ein Plan war dieß? — Man hat gesagt, auch dieser Plan habe
sich auf die Verbrennung der schwedischen Schiffe bezogen. Allein Wallenstein
hat kein Bedenken getragen diesen Plan auf den Brand der schwedischen Schiffe
zu einer Zeit, wo er mit Gustav Adolf im tiefen Frieden war, wo dieser das
herzliche Bündnis suchte oder zu suchen vorgab, unverholen in jedem Briefe
an Arnim offen zu legen. Diesen andern besonderen Plan deutet er dem Ver-
trauten Arnim nur an als die schwedische Sache. Er spricht von einem Schotten,
der sie ausführen solle. Er wünscht sie bald vollbracht zu sehen, ehe denn der
Winter kommt. Die Schiffe waren im Winter nicht gefährlich. Aber die Unter-
handlungen über den Frieden mit Dänemark standen bevor. Sie sollten am
18. Januar zu Lübeck beginnen. [3] Wallenstein wollte keine Einmischung des
Schweden in dieselben. „Ich will mich mit dem Schweden," sagt er, [4] „in
keine Unterhandlungen einlassen; denn es ist bei ihm alles auf Betrug abge-
sehen. Deßhalb bitte ich den Herrn," — nämlich Arnim — „ganz fleißig, er
wolle sehen, daß wir bald Jemanden hinschicken, der das verrichten wird." Was
liegt in diesem letzten unscheinbaren Worte das?

So viel ist aus der Sachlage klar, daß es nicht etwas Ehrenhaftes sein

[1] a. a. O. 338.
[2] a. a. O. 397.
[3] a. a. O. S. 407.
[4] a. a. O. S. 398.

konnte; denn ehrenhafte Dienste bezahlt man nicht leicht mit 35,000 Thaler an einen Unbekannten.

Hat man aber darum ein Recht sich dem schwärzesten Verdachte hinzugeben? Ein Angebot von 35,000 Thlr. ist noch kein Beweis. Die Thatsache selbst, die Wallenstein wollte, hat er nicht ausgesprochen. Wir haben uns deshalb umzusehen, ob in seinem Leben analoge Momente sich finden, in denen er vielleicht ähnliche Plane gehabt, in denen er über ähnliche Plane sich deutlicher ausgesprochen, in denen er dargelegt, zu welchen Dingen er vorkommenden Falles moralisch fähig war.

Wir haben gesehen, wie er gern den Schwedenkönig und den Bethlen Gabor auf gleiche Linie stellt. Er hat von beiden Schwägern dieselbe Meinung. Er spricht sich am 28. August 1627 gegen Collalto darüber aus, wie gegen Bethlen Gabor zu verfahren sei. „Um offensiv gegen ihn zu kriegen," meint Wallenstein, „muß man mehr mit Praktiken als aperto Marte verfahren. Solches aber müßte angesehen sein auf seine Person a la usanza de Italia." Dann müsse man die Zaporogischen Kosacken eine Diversion nach Siebenbürgen machen lassen. [1]

Also liegen die Thatsachen, und das Weitere ist Schweigen. Was auch Wallenstein damals gegen den Schwedenkönig vorgehabt haben mag: es ist ihm bekanntlich nicht gelungen. Ist es mislungen, weil etwa Arnim nicht wollte? Wir wissen darüber nichts zu sagen. Die wiederholte Besprechung der Sache mit Arnim deutet an, daß das Widerstreben des letzteren, wenn ein solches da war, für Wallenstein nicht erkennbar hervorgetreten sei.

Während des Sommers 1628 war der Krieg mit Dänemark nur matt geführt. Nach der Waffenthat Tillys von Stade lag das Heer desselben still in seinen Quartieren westwärts von der Elbe, nur geneckt und gereizt im fernen Westen durch die holländischen Besatzungen auf deutschem Boden. Die Vertheidigung von Stralsund hob wieder den Muth des Dänenkönigs. Zu Wasser ward jeder Versuch der Kaiserlichen leicht zunichte gemacht. Aber der Däne wagte sich weiter. Er unternahm eine Landung in Wolgast und befestigte diesen Ort. Hier endlich bot sich Wallenstein einmal eine Gelegenheit einen Gegner zu Lande zu finden, und durch ein Treffen von sich reden zu machen, daß er auch siegen könne. Der Dänenkönig rettete sich auf seine Schiffe. Abermals beging dann Wallenstein die Thorheit seinen Schimpf von Stralsund zu erneuern. Er rückte wieder vor die Stadt und ward abgeschlagen wie zuvor. Einige Wochen später, im October 1628, stieg gemäß der Drohung Oxenstjernas an den Herzog Bogislaw die schwedische Besatzung in Stralsund auf 5000 Mann.

Ziehen wir das Ergebnis. Auf Wallenstein und seinem Diener Arnim lastet der schwere Vorwurf durch die Leidenschaft ihrer Habgier, ihres Zornes, ihrer Rache gegen den ausdrücklichen Willen des Kaisers eine deutsche, in den urtheilsfähigen Corporationen des Rathes und der besseren Bürger kaiserlich treu

[1] Chlumecky, Regesten. Briefe Albrechts von Wallenstein S. 54. Nr. XCVII.

kannte Stadt dahin getrieben zu haben, daß sie aus Furcht vor der Verhöhnung dem lockenden Worte des Verführers ihr Ohr, seinen Truppen ihre Thore öffneten. Auch da noch wäre der Rath gern deutsch und kaiserlich getreu geblieben; aber er hatte eine Macht bei sich aufgenommen, die nicht mehr er beherrschte, die durch die bethörten und verführten Bürger ihn zwang nach ihrem Willen. Also ist es geschehen, klein an sich, schwerwiegend in den Folgen. Auch Stralsund ist die Strafe nicht ausgeblieben. Sie wurde nicht, wie Wallenstein es drohte, dem Erdboden gleich gemacht; aber die frühere Freiheit; der Wohlstand schwanden hin. Der Fußtritt des Schwedenkönigs hat sie nicht beglückt. Die damals noch so freiheitliebende Bürgerschaft lernte dienen unter schwedischen Königen. Sie mußte fortan sich und ihre Interessen opfern nicht das deutsche Reich, nicht für die Nation, welcher sie angehörte, nicht für den Landesherrn, der Theil hatte an ihrer Sprache, ihrer Sitte, ihrer Volksthümlichkeit, sondern für den Fremden.

Die Städte Rostock und Wismar, welche zu den Mecklenburger Herzögen in gleichem Verhältnisse gestanden, wie Stralsund zu Pommern, hatten nicht die Lust des Widerstandes. Als Wallenstein selber unter den Mauern von Rostock erschien, nahm die Stadt Garnison ein. Dann zog Wallenstein nach Holstein, wo noch Glückstadt und Krempe in dänischen Händen waren und seit langer Zeit belagert wurden. Er that vor Krempe sein Herannahen kund mit ähnlichen Drohungen, wie er sie so oft gegen Stralsund gebraucht: es solle alles niedergemacht werden. Deßungeachtet erlangte der Commandant Ahlefeld, den nur der Mangel zur Uebergabe zwang, Abzug mit allen Ehren. Glückstadt dagegen widerstand, und das kaiserliche Heer vor dieser Festung war sehr unlustig. Es nahte der Herbst mit seinen Stürmen, und das kaiserliche Lager war nicht sicher gegen die anschwellende Meeresfluth. Die Belagerung mußte aufgehoben werden.

Wir haben Wallenstein begleitet bei seinem Thun gegen eine deutsche Stadt. Wir haben gesehen, wie er unbekümmert um Rechte und Ansprüche anderer Menschen als die Richtschnur seines Handelns aufstellt das imperatorische: Ich will, und ich will nicht. Wir haben damit zu vergleichen, wie in derselben Zeit Tilly sich gegen eine deutsche Stadt benahm, nicht etwa, weil dieß Benehmen solche für die Geschichte der deutschen Nation tief eingreifende und weit reichende Folgen gehabt hätte, wie Wallensteins Benehmen gegen Stralsund. Das Verhältnis des Generals Tilly zu der Stadt Osnabrück ist für das Ganze von so wenig bedeutendes, daß keiner der Zeitgenossen in den größeren Sammelwerken desselben auch nur erwähnt, daß es bislang fast völlig unbekannt[1] war. Und doch sind diese Thatsachen, obwohl nicht folgenreich für die Gesammtheit, dennoch von höchster Bedeutung zur Charakteristik der Zeit und der handelnden Personen. Darum verdienen sie unsere Aufmerksamkeit.

In Osnabrück war Bischof Franz Wilhelm, ein Vetter des Kurfürsten

[1] Stüve in seiner Geschichte der Stadt Osnabrück Bd. 3 gibt Seite 81 f. eine kurze Hinweisung.

Maximilian von Bayern, aus dem Geschlechte der Grafen von Wartenberg, ein eifriger Mann, zäh und beharrlich in seinem Streben zur Herstellung der katholischen Kirche. Sein Bildnis in rother Cardinalskleidung auf dem Rathhause zu Osnabrück zeigt die Furchen, welche ein Leben voll Kampf, voll wechselnder Glücksfälle in das menschliche Angesicht zu graben pflegen. Es verkündigt uns den Mann des festen Entschlusses, weniger den des Wohlwollens und der Freundlichkeit. Franz Wilhelm fand das Fürstbisthum in einem eigenthümlichen Zustande vor. Von den früheren Bischöfen hatten einige sich dem Protestantismus zugeneigt, hatten den Stadträthen nach der üblichen Weise zu reformiren gestattet. So hatte namentlich der schwache, unselbständige Franz von Waldeck gethan, dessen mannigfache Fehlgriffe dem wilden Unsinne der Wiedertäufer in Münster die Bahn eröffneten zu dem Greuel der Verwüstung dieser Stadt. Die Stadt Osnabrück ward unter Franz von Waldeck im Jahre 1542 protestantisch. Also blieb es fortan. Die folgenden Bischöfe griffen nach keiner Seite hin energisch durch. Es bildete sich der Zustand aus, daß man Katholiken und Protestanten durch einander wohnen sah, ohne Abneigung, ohne Feindschaft. Noch liefen nicht die Ströme der Parteien in scharf geschiedenen Betten neben einander. Aber der Rath von Osnabrück war protestantisch. Eine Gewöhnung von siebzig Jahren schien dieses Bekenntnis festzustellen, und die Besorgnis, daß der Protestantismus dort nicht auf dem festen Boden der Reichsgesetze stehe, sondern auf dem unsicheren der Vergünstigung der Bischöfe, verlor sich durch diese Gewöhnung.

Anders dachte Franz Wilhelm.[1] Osnabrück war nicht eine freie Reichsstadt, sie war dem Landesfürsten, dem Bischofe unterthan. Nach dem Religionsfrieden von Augsburg gebührte dem Landesfürsten, dem Bischofe das Reformationsrecht, das Recht des cujus regio, ejus religio. Franz Wilhelm war eifrig für die katholische Kirche. Nach seiner Anschauung verbanden sich für ihn Recht und Pflicht die Stadt Osnabrück wieder katholisch zu machen.

Dazu trat ein äußerer Umstand. Wir haben gesehen, wie zwei Prälaten des Domcapitels von Osnabrück sich hatten bethören lassen im März 1626 der Ladung des Herzogs Johann Ernst von Weimar zu folgen, und aus der Stadt hervorzukommen. Johann Ernst zwang sie und die anderen Domherren einen dänischen Prinzen zum Coadjutor zu erwählen. Der Kaiser cassirte die Wahl als formell ungültig in jeder Beziehung. Sie war es ohne Zweifel, und weder die Ritterschaft noch der Rath von Osnabrück erhoben dagegen einen Einwand. Dennoch hatte Johann Ernst den wuchernden Samen der Zwietracht ausgestreut. Er hatte den Religionskrieg proclamirt. Er hatte katholische Geistliche verjagt, protestantische dafür eingesetzt. Das Mistrauen wuchs empor. Sollte der Rath dem dänischen Beginnen im Herzen so fremd geblieben sein? Also dachten

[1] Die Quelle für das Folgende ist hauptsächlich das ehemalige Domcapitelarchiv in Osnabrück, mit der sehr reichhaltigen Correspondenz des Bischofs Franz Wilhelm. Ich habe dasselbe Verhältnis besprochen in den Forschungen zur deutschen Geschichte herausgegeben von Waitz, Häusser, Stälin, Band I. Heft 1.

Bischof und Capitel. Jene beiden Prälaten erhoben gegen den Rath den Vorwurf, daß die Haltung desselben und der Bürger sie zur Nachgiebigkeit gegen den Dänen gezwungen. Der Vorwurf war aller Wahrscheinlichkeit nach ungerechtfertigt. Aber er war einmal erhoben. Es wurden Schriften gewechselt, anklagend und abwehrend. Sie verbitterten die Stimmung. Es reifte in Bischof und Domcapitel der Entschluß das Reformationsrecht durchzusetzen, sobald sich Gelegenheit dazu biete.

Dieß war nicht leicht, zumal da die Stadt dem neuen Bischofe Franz Wilhelm noch nicht gehuldigt. Er besaß in der Stadt Osnabrück noch keine Macht. Er mußte erst diese hineinzubringen suchen. Auch dazu boten sich die Mittel. Franz Wilhelm war Mitglied der Liga, mithin einer der Kriegsherren Tillys. Der General, von Wallenstein in seinen Quartieren mehr und mehr beengt, war in Verlegenheit seine Truppen unterzubringen. Franz Wilhelm schlug dem Kaiser vor eine Garnison ligistischer Truppen in Osnabrück aufzunehmen. Er entwickelte zugleich seinen Plan vermöge des Reformationsrechtes nach cujus regio ejus religio die Stadt wieder katholisch zu machen. Der Kaiser genehmigte beides. Man sieht, es ist das nicht eine beliebige Willkür des Katholisirens: der Kaiser und Franz Wilhelm stützen sich auf das positive Recht des Religionsfriedens von Augsburg. Demgemäß ergingen die Befehle an Tilly.

Die Stadt ahnte, was im Werke sei. Sie wendete sich an Johann Georg von Kursachsen. Von dem Kurfürstentage zu Mühlhausen aus im Herbste 1627 gab Johann Georg dem Rathe von Osnabrück bei dem Kaiser das Zeugnis,[1] daß die Stadt in ihrer Devotion zu dem Kaiser standhaft verharrt habe. Er bat sie nicht mit Kriegesvolk zu belegen. Das hemmte die Sache nicht mehr. Im November[2] 1627 verlangte Tilly gemäß seinen Instructionen, daß die Stadt ein Regiment Soldaten aufnähme. Er mahnte sie an ihre Pflicht gegen Kaiser und Reich. Ein Befehl des Kaisers kam hinzu. Der Rath war sehr bestürzt. Er erinnerte den Bischof klagend und flehend, daß wenige Jahre zuvor ein heftiger Brand ein Drittel der Stadt zerstört. Er bat nicht das über sie zu verhängen. Franz Wilhelm beharrte. Der Rath mußte nachgeben. Nicht ein volles Regiment, aber sechs Compagnien zum Belaufe von 1600 Mann mit Weibern und Kindern hielten im Januar 1628 ihren Einzug. Schweigend nahmen die Bürger sie auf. Die Verpflegung fiel allein der Stadt zur Last mit monatlich 16,000 Thlr. Für diesen Sold hatten die Soldaten ihre Bedürfnisse sich selber zu kaufen. Es war die einzige bedeutende Stadt, welche Tilly besetzt hielt. Die Verpflegungsordnung, die er damals ausgehen ließ, schärfte den Obersten Nachsicht ein gegen das arme Volk. Man sollte die Contributionen nicht allzu genau und ohne allen Nachlaß fordern, sondern mitleidig und barm-

[1] Schreiben vom 22. October 1627.

[2] Schreiben Tillys an die Stadt Osnabrück vom 27. November 1627 im Rathsarchive.

herzig verfahren.[1] Er machte dieß insbesondere dem Obersten Albers für Osnabrück zur Pflicht.[2] Er verbot das Marketenderwesen in der Stadt. Nur von den Bürgern sollten die Soldaten ihre Bedürfnisse kaufen, und zwar, damit nicht die städtischen Abgaben umgangen würden.

Desungeachtet war die Last erdrückend schwer. Und dann erst noch kam das Andere.

Sobald die Truppen in der Stadt waren, kündigte Franz Wilhelm seinen Entschluß an die Huldigung dort einzunehmen, und die Stadt zu reformiren. Also fordere es sein bischöfliches, landesfürstliches Amt und Gewissen, also sei er befugt vermöge der Constitutionen des Reiches.[3] Der Kaiser bestätigte es. Die Stadt Osnabrück, erwiederte er auf die Bitte derselben, habe den Bischof Franz Wilhelm anzusehen als ihren rechten Herrn in allen geistlichen und weltlichen Sachen, in allen billigen Dingen ihm Gehorsam zu leisten, auch in dem Reformationswesen ihm zu folgen. Franz Wilhelm zog ein. Der Rath, die Ritterschaft, einzelne Bürger wagten es bei der Formel des Huldigungseides die Worte geltend zu machen: mit Vorbehalt der Religion. Sie wurden abgewiesen, und leisteten den Eid auch so. Es gab außer dem Dome drei eigentliche Pfarrkirchen, eine katholische, zwei protestantische. In feierlicher Procession wurde am 25. März 1628 zuerst die herrliche Marienkirche, einige Tage später die Katharinenkirche den Protestanten genommen. Franz Wilhelm ging weiter vorwärts mit den in solchen Fällen üblichen Maßregeln. Die protestantischen Geistlichen mußten weichen, die protestantischen Schulen wurden geschlossen. Dann erging der Befehl an die Bürger hülfreiche Hand mitanzulegen bei dem Baue der Citadelle Petersburg. Dort sollten die Bürger die eigene Zwingburg errichten.

Der Rath wandte sich flehend an die protestantischen Fürsten des Reiches: an Christian von Lüneburg-Celle, an Johann Georg von Sachsen. Er wisse sich in dem Punkte der Religion nicht zu rathen, sagte er, viel weniger zu retten, noch zu trösten. Wußten es diese Fürsten? Das formelle Recht des Bischofs Franz Wilhelm war unzweifelhaft. Christian bat,[4] daß die Bürger gegen Bezeigung ihres schuldigen Gehorsams in der Stadt verbleiben, ihr Glaubensbekenntnis behalten, in ihren Häusern für sich die evangelischen Bücher lesen und wider ihr Gewissen von der im Reiche zugelassenen Confession von Augsburg nicht verdrängt würden. Im selben Sinne sprach Johann Georg.[5] Was half das den Bürgern von Osnabrück? Sie wendeten sich sogar an den Erzbischof

[1] Beilage XXXVIII.

[2] Wiederholte Schreiben an Albers, namentlich später. Albers soll unfehlbar Vorsehung thun, daß der Stadt, wenn sie mit dem Unterhalte für die eingelegten Soldaten nicht auf die gesetzte Zeit aufkommen könne, sondern im Rückstande verbleibe, keineswegs mit ungenügenden Proceduren und Thätlichkeiten zugesetzt, sondern Geduld mit ihr getragen werde.

[3] Beilage XXXIX.

[4] Schreiben an den Kaiser vom 21. April 1628. Abschrift im ehemaligen Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[5] Den 3. Mai eod. loco.

n Trier. Er entgegnete, er könne der Stadt nur rathen in allen Dingen
h dem Bischofe Franz Wilhelm zu unterwerfen, in geistlichen, wie in welt-
hen.[1] Es ist kaum ein deutscher Fürstenhof, an welchem im Jahre 1628
se Osnabrücker Angelegenheit nicht erörtert wurde. Die Agenten des Rathes
ichten: man spräche von der Stadt mit Bedauern, aber helfen könne man nicht.

Die Stadt Osnabrück hatte nur noch eine Zuflucht. Diese Zuflucht war Tilly.

Er mochte anfänglich die Verhältnisse der Stadt nicht gekannt haben; denn
ne erste Forderung verlangte die Aufnahme eines Regimentes. Ein solches
r 3000 Mann. Er hatte sich dann mit 1600 Mann begnügt. Die Berichte
Stadt, ihre Deputationen zeigten ihm, daß auch diese Last zu schwer sei.
n April 1628 beginnen seine Fürbitten an den Fürstbischof Franz Wilhelm
r die Stadt. Es ist dabei das Verhältnis im Auge zu behalten, daß Franz
lhelm eines der eifrigsten und wirksamsten Mitglieder der Liga, mithin Tillys
gsherr war, daß ferner Franz Wilhelm seine Beiträge für das Heer der
immer pünktlich bezahlte, daß Tilly von ihm eine hohe Meinung hatte
solche mehr als einmal bethätigte, wie wir später sehen werden. Das
n Beweggründe für Tilly den Bischof schalten und walten zu lassen nach
inem Belieben. Aber sollte nun darum der Feldherr seine Truppen gebrauchen
en, wie er selber sie nicht gebrauchte? Als Tillys erste Bitten nicht fruchteten,
te er nachdrücklicher. Im Juni meldete er dem Bischofe: er wisse gewis,
die Last der Garnison für die Stadt allein zu tragen sehr beschwerlich und
möglich falle. Deshalb wolle der Fürstbischof die Garnison lindern, damit
e Stadt unter der Last nicht gar vergehe, sondern erhalten bleibe. Also ja
leische es das eigene Interesse des Landesherrn.[2]

Es ist zu bemerken, daß Tilly doch auch hier wieder gegen jede Einwendung
s Bischofs sich den Rücken gedeckt hatte durch einen höhern Herrn. Bereits
n 15. April[3] hatte auf die Klagen der Bürger von Osnabrück der Kaiser
n Feldherrn ermächtigt: er möge sehen, daß der Stadt nach Möglichkeit
holfen werde.

Der Rath erkannte sofort die Aussicht, die hier sich bot. Er benutzte sie.
putationen und Briefe folgten rasch auf einander nach Stade, nach Burte-
de, wo Tilly weilte. Sie berufen sich auf die in aller Welt bekannte hoch-
mliche Milde und Güte des Generals. Im Juli 1628 reist Tilly zu dem
age der Liga nach Bingen. Auch dahin eilen die Boten der Stadt zu ihm:
r möge Milderung bewirken. Tilly nennt am 20. Juli aus Mainz das Gesuch
r Stadt Osnabrück ein billig mäßiges. Der Agent der Stadt vertröstete sie:
ß noch nicht eine Ermäßigung eingetreten sei, müsse seinen Grund haben in
r lauteren Unmöglichkeit andere Quartiere zu beschaffen. Denn der General
erde täglich mit ähnlichen Bittgesuchen von allen Seiten umdrängt.

[1] a. a. O.

[2] Auf das sie, daran E. F. G. als Landesherrn zuvörderst viel gelegen, noch ferner
n esse vnd conseruation erhalten bleibe. a. a. O.

[3] a. a. O.

Es gab allerdings eine Möglichkeit. Tilly hatte, wie es scheint, von Anfang an bei der Einlagerung das ganze Fürstenthum im Auge gehabt. Die Last sollte mit gleichen Schultern von Stadt und Land getragen werden. Nicht also meinte es Franz Wilhelm. Das Land umher hatte sich seiner Forderung der Katholisirung schon gefügt. Die Stadt dagegen, obwohl auch dort die Uebertritte rasch sich mehrten, sperrte sich noch. Sie sollte katholisch werden unter dem Drucke der Soldaten. Das Land sollte um seines Gehorsams willen geschont werden. Das war der Punkt, an welchem Fürst und Feldherr aus einander gingen. Tilly verlangte die Verlegung eines Theils der Truppen auf das Land. Franz Wilhelm weigerte sie. Die Verschiedenheit dieser Meinungen schloß offenbar in sich einen principiellen Unterschied. Wir werden denselben bald noch näher erkennen.

Im August kehrte Tilly heim in seine Quartiere zwischen Weser und Elbe. Der Rath von Osnabrück vernahm es, und beeilte sich diesen günstigen Zeitpunkt zu benutzen. Als Tilly durch Minden kam, trat eine Deputation der Stadt Osnabrück vor ihn. Sie betheuerte, wie ihre Stadt je und allewege [illegible] und kaiserlich treu gesinnt gewesen sei, wie sie sich niemals mit dem Feinde eingelassen, und wie sie dennoch, gleich als habe sie etwas verbrochen, seufze unter der unerträglichen Last der Contribution für diese Besatzung. Sie bat den Feldherrn sich persönlich davon zu überzeugen. Tilly war rasch entschlossen. Am 20. August 1628 war er auf dem Wege von Minden nach Osnabrück.

Der Bischof Franz Wilhelm war fern in München. Er setzte an jenem Tage sich nieder, um Tillys letzte dringende Fürbitte für die Stadt zu beantworten. Statt einer Gewährung meldete Franz Wilhelm einen Verweis. Er gibt dem Feldherrn zu verstehen, daß die Stadt Osnabrück sich wohl fügen würde, wenn nicht die Halsstarrigkeit derselben gesteift würde durch Tillys Fürbitte für sie.[1] Der Bischof ahnte nicht, daß in derselben Stunde Tilly mehr that als bloß bitten.

Mit großem Erstaunen vernahmen Domcapitel und Räthe die völlig unerwartete Ankunft des Feldherrn. Sie gingen ihm entgegen, begrüßten ihn. Tilly erwiederte, er sei gekommen, um auf die Klage der Stadt die Lage der Dinge zu besichtigen. Am andern Morgen waren Kanzler und Räthe schon wieder da. Sie zweifelten nicht, sagten sie, Excellenz werde von der Stadt mit Klagen und Beschwerden vielfältig bereits angelaufen sein, werde auch ferner noch bei dieser Anwesenheit damit behelligt werden. Sie hofften aber, das Stift werde nicht beschwert werden. — Das eben war der Kern der Sache. Glaubten die Räthe so das etwa Drohende abzuwehren? Tilly erwiederte ihnen durch seinen Auditeur: die Geistlichen möchten ihre Schuldigkeit thun, die Stadt

[1] a. a. O. So viel nun beide Puncte betreffen thuet (Entlastung von Osnabrück und Belegung der anderen Stadt Wiedenbrück), habe ich selbst mit dem Herrn Grafen mündtlich abgeredet, dabey es zwar auch sein Bewenden hätte, wenn nit B. vnd R. der Statt O. sich auf dieses des Herrn Grafen schreiben lendeten, halsstarrig erzeigten vnd alles mir imputiren wolten.

[illegible] solle gebührenden Gehorsam leisten. Aber die Last müsse gemeinsam [illegible] für Land und Stadt, damit nicht diese vergehe. Die Räthe wichen aus. [illegible] überreichte ihnen die Beschwerden der Bürger mit der Weisung nach-[illegible], wie man die Stadt erleichtere. Der Kanzler entgegnete: es stünde [illegible] nicht zu sich darüber auszulassen.

Dann stieg Tilly mit dem Kanzler und den Räthen auf den Gertrudenberg, [illegible] Punkte der Stadt in Augenschein zu nehmen. Dort trat eine Deputation [illegible] Bürger vor ihn, und überreichte ihm eine neue Bittschrift. Tilly las sie [illegible].[1] Kanzler und Räthe erkannten, was in ihm vorgehe. Auch verhehlte [illegible] Meinung nicht. „Ich kann mich nicht genug verwundern," sagt er [illegible], „daß man in einer solchen Sache sich nicht zu rathen, noch zu helfen [illegible] Die Nothwendigkeit ist da: die Stadt muß erleichtert werden. Ich muß [illegible] was ich verantworten kann: daß die Stadt in solcher Weise mit Gewalt [illegible] wird, gereicht weder dem Bischofe selbst, noch der Geistlichkeit, noch [illegible] Werke der Conversion zum Nutzen. Entweder muß das Land [illegible] Stadt contribuiren, oder ich lege einige Compagnien aus der Stadt auf [illegible]" Kanzler und Räthe machten Einwendungen. Jedes ihrer Worte [illegible] Unwillen[2] des Feldherrn um so stärker hervor. Sie schwiegen.

[illegible] sieht den Kardinalpunkt der Sache. Wir heben ihn abermals hervor. [illegible] Wilhelm will durch Zwang und Drang die Stadt katholisch machen. [illegible] ist für seine Person nicht minder eifrig katholisch, als Franz Wilhelm. [illegible] sinnt er darauf, wie er mittelbar die Plane des Fürstbischofs durch-[illegible], weil dieselben unvereinbar sind mit der Gerechtigkeit. Es steht nach [illegible] Reichsgesetze dem Fürstbischofe zu von seinen Unterthanen zu verlangen, [illegible] sie katholisch werden. Das erkennt Tilly an. Auch wünscht er, daß es [illegible]. Aber es steht nicht dem Fürstbischofe zu, es ist weder billig, noch [illegible], einer solchen Sache zu dienen mit Zwang und Drang. Tilly will [illegible] nicht, und auch seine Truppen sollen es nicht. Die Last derselben ist gemeinsam. [illegible] und Protestanten, Stadt und Land sollen sie tragen ohne Unterschied.

Um so mehr hatte Tilly ein Recht zum Einschreiten, da in der Erwiederung [illegible] Räthe selbst eine gewisse Anerkennung des Unrechtes lag. Wir ersehen das [illegible] dem nachherigen Vorwurfe des Bischofs an sie.[3] „Kanzler und Räthe [illegible] billig besser widersprechen sollen," sagt er. Aber sie hatten mehr gethan, [illegible] bloß nicht genug widersprochen. Franz Wilhelm erfuhr, daß sie selber die [illegible] unerträglich genannt. „Ihr hättet wohl unterlassen können," zürnte er, [illegible] von Tilly das zu sagen."

Tilly ging in den Dom. Als er wieder hervortrat, sah er eine Menge [illegible] davor auf den Knien liegen. Sie hoben weinend und flehend die Hände [illegible] ihm empor und klagten: sie vermöchten nicht mehr die schwere Bürde zu

[1] Beilage XL.

[2] Se. Excellenz sind gar en cholere vff die rhäte getrungen. Besonderer Bericht [illegible] Rathes Henseler a. a. O.

[3] a. a. O.

tragen. Tilly beruhigte sie. Er gab ihnen und dem Rathe der Stadt sein Wort, daß binnen vierzehn Tagen eine Erleichterung eintreten solle.

Im Uebrigen handelt er nach seiner gewohnten Weise. Die Stadt bietet ihm zu Ehren ein Festmahl dar. Es ist nur für Tillys mitgebrachte Officiere. Er selbst speist still und allein seine einfach mäßige Kost. Bei jedem andern Generale jener Zeit wäre unter solchen Umständen das Anerbieten eines Geschenkes von Seiten der Stadt rathsam gewesen. Der Rath von Osnabrück hütete sich sehr mit dergleichen Dingen diesem Manne zu kommen. Es hätte die ganze Sache verdorben.

Alsdann bricht Tilly auf nach Verden, und erstattet sofort von da aus Bericht an den Fürstbischof Franz Wilhelm über das was er gethan. Es war das doch nicht so sehr leicht. Denn wir haben dabei nicht außer Acht zu lassen, daß der Bischof Franz Wilhelm einer der Kriegesherren Tillys war, da er in München weilte bei seinem Vetter, dem Kurfürsten Max selbst, dem Haupte der Liga, der schon einmal im Jahre 1622 die Nachsicht Tillys in Heidelberg gegen calvinische Geistliche mittelbar missbilligt hatte. Es konnte kein Zweifel sein, daß die Folge von Tillys Verfahren in Osnabrück auf jeden Fall eine Ermuthigung der Bürgerschaft zum Widerstande gegen die Plane des Bischofs nach sich zog. Tilly mußte, wenn auch nicht geradezu, doch mittelbar diesen Punkt berühren.

Er berichtet[1] dem Bischofe, wie verschiedene Briefe und dann eine Deputation zu Minden ihn gebeten die Augen in die große Noth der Stadt zu schlagen. Deshalb habe er dahin einen Absprung gemacht. „Dort habe ich mit augenscheinlicher Besichtigung nicht allein das große Unvermögen der Stadt befunden, sondern auch selbst angehört, wie thätig, willig und hingebend die ganze Bürgerschaft von Osnabrück mit Weib und Kind sich zu aller Treue, Devotion und Gehorsam gegen Eure Fürstliche Gnaden als ihrer von Gott vorgesetzten Obrigkeit erbietet. Also haben sie sich erklärt mit fußfälligen Bitten, mit heißen Thränen. Das werden Domcapitel, Kanzler und Räthe bezeugen. Bei solcher Lage der Dinge ward ich beängstigt und gab ihnen mein Wort binnen vierzehn Tagen ihnen zwei Compagnien, ein Drittel der Last, abzunehmen. Ich wollte dieselben nach Hersfeld legen; allein Collalto, der mir die Räumung dieser Stadt zugesagt, hat nicht Wort gehalten. Deshalb zwingt mich die Noth sie im Stifte selbst auf das Land zu verlegen." Er bittet unterthänig, der Fürst wolle dieß Verfahren von ihm im Besten aufnehmen. Durfte Tilly das hoffen? Durfte er es, zumal da er die Bitte hinzufügte, der Bischof wolle fortan in seinem Stifte selbst, in seiner Stadt Osnabrück verweilen? — Konnte Franz Wilhelm verkennen, daß in dieser Bitte mittelbar für ihn ein schwerer Vorwurf lag?

Die Antwort auf die früheren Bitten Tillys hatte Franz Wilhelm lange hinausgeschoben. Dießmal war er eiliger. Seine Antwort trägt das Gepräge des bitteren Gefühls, daß dieß Benehmen Tillys ihm einen argen Strich durch

[1] Beilage XLI.

von Haus und Hof verjagt werden sollten. In solchem Falle würde
t von Abhülfe nach allen Seiten schädlich, durchaus nicht reputirlich
der Stadt nützlich sein." Das geht dem Bischofe sehr zu Gemüthe.
rt inständig, daß Tilly die Sache besser beherzige. Die zwei Compagnien
abrück müssen überhaupt aus dem Stifte abgeführt werden; denn er
nicht um die Liga verdient, daß man seine gehorsamen Unterthanen
n wolle. Auch wolle er den guten Rath Tillys beherzigen und in sein
mkehren, fügt endlich der Bischof hinzu, es sei denn daß er um solcher
ierung willen lieber fern bleibe und alles preis gebe.
y verantwortet sich abermals, männlich und fest. „Ich habe durch
Besichtigung," sagt er, [1] „den jammervollen Zustand der Bürgerschaft
ot erkannt. Sie haben mir gesagt, daß sie insgesammt mit ihren
Weibern und kleinen Kindern sich aufmachen wollten, um sich dem Kaiser
n zu werfen und ihn um Abhülfe zu bitten. Damit nicht die Bürger
weiflung kommen, habe ich sie erleichtern müssen. Im Uebrigen ermahne
zum Gehorsam." Franz Wilhelm ist indessen damit noch lange nicht
t. Der Briefwechsel geht noch Monate fort in dieser Weise, für die
snabrück nicht zum Nachtheile. Im Beginne des folgenden Jahres nahm
ermals zwei Fähnlein aus der Stadt.
o handelte Tilly gegen die deutschen Städte, gegen die eine, wie gegen
re je nach Lage der Dinge. Wir sehen ihn fort und fort bei jeder
heit seine Stimme erheben für die Selbständigkeit der Gemeinden, für
stregierung, die einst eine so feste Säule und ein so herrlicher Schmuck
n deutschen Reiches war. Mit den Gedanken der Wallensteiner ist ein
iges Bürgerthum, die Autonomie der Städte unvereinbar. Man muß
hen, sagt Wallenstein, durch Besatzungen, man muß ihnen ein Gebiß
durch Citadellen. Tilly bittet, mahnt und warnt die deutschen Städte
t einzulassen mit den Fremden, mit den Verwüstern, und zwar mahnt
damit sie bleiben in ihrer Freiheit und Unabhängigkeit. Wir werden
mehr als einmal in solcher Weise erkennen

Dreizehnter Abschnitt.

Wir haben gesehen, wie die Kurfürsten auf dem Tage zu Mühlhausen im [illegible] des Jahres 1627 ihre Klagen erhoben gegen Wallenstein. Wir haben gesehen, wie sie in bestimmten Klagen dem Kaiser das Schalten und [illegible] [illegible], [illegible] darlegten, wie sie baten um [illegible]. Wir haben [illegible] gesehen, wie diese Bitten, diese Mahnungen bei [illegible] [illegible] des Kaisers [illegible] [illegible], weil die Mehrheit der Umgebung [illegible] [illegible] in dem Solde Wallensteins [illegible]. Wir haben gesehen, wie [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] Klagen die Mitglieder der kaiserlichen Kirche [illegible] [illegible], [illegible] Wallenstein [illegible] [illegible] [illegible] die Unterschrift seines Gutachtens [illegible] [illegible] Kaiser [illegible] [illegible] Bestimmung erhielt.

Im Jahre 1628 [illegible] aus allen Theilen des Reiches, [illegible] Wallenstein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] die Unzufriedenheit [illegible]. Die Städte und Stifter [illegible] [illegible] und [illegible] durch die ungeheuren, [illegible] [illegible] [illegible]. Es ist wahr, daß Wallensteins Tagesbefehle [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Aber was [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ungeheuren Systeme, das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem Systeme der Contributionen und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]? Es haben wohl Einige auf die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], aber den Unterthanen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Der [illegible], der von Wallenstein persönlich [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible]. Die [illegible] [illegible] schlimmer, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] gegen den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] durch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], deren [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] sich zu [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] die [illegible] zur Wachsamkeit.

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gegen Wallenstein und seine Schaaren. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], die man [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Schöppen der [illegible]; [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Wege [illegible] [illegible] Kaufleuten mit [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] und [illegible] Pferden, die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf offener Heerstraße von [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] der [illegible] Bürger erschlagen. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] das eigentliche System [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] Wallenstein S. [illegible]

Der Feldherr nahm Herzogthümer, die ihm nicht gehörten und auf die er
nen Anspruch hatte irgend welcher Art: sollten die Obersten und Officiere nicht
üter und Rittergüter nehmen? Sie wollten wie er die Gegenwart genießen
d für die Zukunft im Voraus sich die Mittel sichern zu gleichem Genusse.
sie konnten nicht Güter hinwegnehmen wie er, und sich die kaiserliche Ge-
ung des Raubes erschleichen; aber sie konnten das arme Volk die Mittel
lassen, durch welche sie dieselben erwarben. Der Feldherr drohte den
dneten der Herzöge von Mecklenburg, den diese im Sommer 1628 bittend
sandten: wenn er wieder komme, so solle ihm der Kopf vor die Füße
werden.[1] Will man da erwarten, daß seine Obersten eine andere Sprache
gegen diejenigen, welche bei ihnen Klage führten über das durch sie ge-
mälerte Recht? Der Feldherr begegnete den deutschen Reichsfürsten wie Bitt-
lern und Untergebenen:[2] will man erwarten, daß seine Obersten und Haupt-
te gegen die Obrigkeiten dieser Fürsten, seine Cürassiere und Dragoner gegen
Unterthanen eine andere Sprache führten?

Ein jeder einzelne Oberst und Officier des Wallensteinischen Heeres that in
ner Sphäre ganz dasselbe, was Wallenstein in der seinigen. Der Kaiser hatte
m eine Besoldung von 6000 fl. monatlich angewiesen. Die Summe für
llenstein ist lächerlich gering. Mecklenburg brachte ihm monatlich 20,000 Thlr.[3]
allenstein pflegte umherzuziehen mit einem Gefolge von 800 auch 1000 Pfer-
n, und ließ sich bei seiner Reise nach Böhmen im Herbste 1627 die Kosten
den Zug ausdrücklich aus der Contributionskasse vergüten.[4] Dieselbe Kasse
te den Sold für die Personen des Gefolges, die Wallenstein „die Meinigen
Adel" nennt. Dazu forderte er von den Ländern, welche er durchzog, die
urallieferungen für seine ungeheure Tafel. Sollten die Obersten und Haupt-
te anders gehandelt haben? Wir nehmen dabei an, daß sie sich außerdem
t ihrer festgestellten Besoldung begnügten. Aber, wenn sie es nicht thaten,
n sie es nicht thaten mit Genehmigung oder mit Vollmacht Wallensteins?
nim, bis zum April 1628 Oberst, erhielt damals das Patent zu der in jener
it nächst höheren Stufe als Feldmarschall mit 1500 fl. monatlicher Besoldung.[5]
o viel gab das Patent an, das er vom Kaiser erhielt. Drei Monate zuvor
langte Wallenstein von dem Obersten Arnim eine Quittung, daß dieser Oberst
nim von Wallenstein als ersten Monatssold 18,000 Thaler empfangen.[6]
allenstein sagt ausdrücklich, daß er die Quittung verlange, damit der Kaiser
ihm wieder erstatte. War die Erhöhung für Arnims besondere Dienste an
allenstein? Auch andere Obersten forderten für sich 8000 fl. monatlich. Was

[1] Mecklenburgische Apologie. Anlage CCLVII.
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 271 ff.
[3] Förster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst S. 396.
[4] Förster, Wallensteins Briefe I. 277. cf. 160. Nr. 90. S. 167.
[5] Förster, Wallensteins Briefe I. 331.
[6] a. a. O. 173.

Truppen in Mecklenburg. Wallenstein gebot dem
Hofkriegsrathes in Wien, die Contribution an
Merode verabfolgen zu lassen aus den früheren
waben. Das zu gestatten, hatte der Oberst
" also meldet Wallenstein an Collalto,
aus sich gethan, so obligirt er mich gar
man legt mir es aus, daß ich wenig
unterhalten wollte." Und eben
Wallenstein in Mecklenburg hatte.
Quartieren einige Reiter zurück,

Länder, die ihm gehörten,
Reiter zu benutzen. Das
Anfang an seine Lauf-
von Jahr zu Jahr.
Vortheilen, die
den üblichen Vor-
war er das aus seinen
Friedland, das er von Ein-
rathskammer. Von dort läßt er
00 Strich Korn zusenden, dazu 1000
00 Paar Schuh machen für die Knechte mit
in seinen Städten und Märkten geschehen müsse.
Er fordert für das alles genaue Quittungen, „auf
Ihrer Majestät wiederum bezahlt werde." [2]
Preise fest?
lich und erklärlich, daß im Jahre 1628, nachdem kurz
ng von 700,000 fl. das Herzogthum Mecklenburg dem
ist, der Kaiser an Wallenstein schulden soll: drei und
den. Für einen solchen Betrag konnte nach dem Mecklen-
ches deutsche Herzogthum verpfändet werden.
e eine solche Summe auch nur möglich sein? Wallen-
Länder Contributionen zahlen nicht bloß für die Ver-
ondern auch für die Anlage von Befestigungen, für den
zum für alles, was zum Kriege erforderlich war. Wo-
lden des Kaisers an ihn?
n und verdiente bei diesen seinen Lieferungen nicht bloß
durch das Verkaufen an den Kaiser, sondern auch durch
n so es nennen will. Im Herzogthum Friedland waren

ten u. s. w. S. 82 ff. 95 f. im Januar 1629. S. 84. Denn
ho poco cervello u. s. w.
in als Feldherr und Landesfürst, S. 389.

[illegible] lagen einige Truppen in Mecklenburg. Wallenstein gebot dem [illegible] Präsidenten des Hofkriegsrathes in Wien, die Contribution an [illegible] Reiter unter Merode verabfolgen zu lassen aus den früheren [illegible] wie es scheint, in Schwaben. Das zu gestatten, hatte der Oberst [illegible] „Der Herr Bruder," also meldet Wallenstein an Collalto, [illegible]. Hat Ossa es aus sich gethan, so obligirt er mich gar [illegible] der Grund? „Denn man legt mir es aus, daß ich wenig [illegible] wenn ich die Truppen selber unterhalten wollte." Und eben [illegible] die Croaten Isolanis, die Wallenstein in Mecklenburg hatte. [illegible] diesem Gebote in den ehemaligen Quartieren einige Reiter zurück, [illegible] Contributionen betrieben.[1]

[illegible] nicht bloß Wallensteins Absicht diese Länder, die ihm gehörten, [illegible] wegen zu schonen, sondern auch sie weiter zu benutzen. Das [illegible] Finanztalent, welches diesem Manne von Anfang an seine Lauf[illegible], bildete sich schärfer und gewandter aus von Jahr zu Jahr. [illegible] war nicht bloß der Anführer des Heeres mit all den Vortheilen, die [illegible] erwuchsen: er war zugleich der Lieferant mit den üblichen Vor[illegible] Armee-Lieferanten, und zwar wiederum war er das aus seinen [illegible] ungen. Namentlich das Herzogthum Friedland, das er von Ein[illegible] befreit, war ihm eine reiche Vorrathskammer. Von dort läßt er [illegible] ruar 1626 dem Heere 17000 Strich Korn zusenden, dazu 1000 [illegible], er läßt dort 10,000 Paar Schuh machen für die Knechte mit [illegible] Befehle, daß es in seinen Städten und Märkten geschehen müsse. [illegible] die Hauptsache. Er fordert für das alles genaue Quittungen, „auf [illegible] nachher von Ihrer Majestät wiederum bezahlt werde."[2]

[illegible] denn stellte die Preise fest?

[illegible] so ist es möglich und erklärlich, daß im Jahre 1628, nachdem kurz [illegible] eine Forderung von 700,000 fl. das Herzogthum Mecklenburg dem [illegible] verpfändet ist, der Kaiser an Wallenstein schulden soll: drei und [illegible] Million Gulden. Für einen solchen Betrag konnte nach dem Mecklen[illegible] noch manches deutsche Herzogthum verpfändet werden.

[illegible] wofür mochte eine solche Summe auch nur möglich sein? Wallen[illegible] die besetzten Länder Contributionen zahlen nicht bloß für die Ver[illegible] des Heeres, sondern auch für die Anlage von Befestigungen, für den [illegible] Schiffe, kurzum für alles, was zum Kriege erforderlich war. Wo[illegible] noch die Schulden des Kaisers an ihn?

[illegible]llenstein gewann und verdiente bei diesen seinen Lieferungen nicht bloß [illegible] einen Seite durch das Verkaufen an den Kaiser, sondern auch durch [illegible]kauf, wenn man so es nennen will. Im Herzogthum Friedland waren

[1] [illegible]hirnecky, Regesten u. s. w. S. 82 ff. 86 f. im Januar 1629. S. 84. Denn [illegible] mir's aus: che ho poco cervello u. s. w.

[2] [illegible]örster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst, S. 389.

1626 viele Steuern rückständig. Wallenstein wartet bis nach der Ernte. Dann gebietet er alle Reste einzutreiben, und zwar in Getreide. [1] Die Einwohner und die Beamten des Herzogs mochten geglaubt haben, daß sie mit einer Lieferung nach dem Preise vor der Ernte, mit zwei Scheffeln für fünf Thaler abkommen könnten. Nicht also hatte es Wallenstein gemeint. Er rechnete genauer. Er fordert, daß seine Unterthanen so viel Getreide geben, als man nach der Ernte für die schuldigen fünf Thaler bekommen kann. Dieß also gesammelte Getreide schickt er hinab in die niedersächsischen Stifter zur Verpflegung des Heeres oder sonst zum Verkaufe. Weder im Großen, noch im Kleinen entgeht irgend etwas auf den Gütern der wirthschaftlichen Aufsicht dieses Mannes. Er übermachte sein Gestüte, die Einbringung des Heues und Grummets, die Schwäne auf seinen Teichen, die Fütterung der Capaunen und Hühner, und die Kohlrüben in seinen Gärten. [2]

Man hat ihn gelobt wegen dieser Wirthschaftlichkeit. Man scheint dabei nicht erwogen zu haben, daß zur selben Zeit, wo Wallenstein allen diesen Dingen seine Aufmerksamkeit zuwandte, viele Menschen, die nie etwas verbrochen, in der Noth des bittern Hungers, den er und seine Söldner über sie gebracht, ihre Zuflucht nahmen zu dem Grase des Feldes und den Blättern der Bäume, um den Leib damit zu füllen und mit Fluch und Verwünschung gegen den Urheber ihres Elends auf den Lippen zu sterben. [3]

Ein solcher Mann hatte die Mittel Jahr auf Jahr neue Güter, neue Länder an sich zu bringen, und Paläste zu bauen, wie damals kein König sie besaß. Mit reichen Mitteln rief er von allen Seiten die Künste herbei zu seiner Verherrlichung. In seinem Palaste zu Prag sah man einen Festsaal ausgestattet mit allegorischen Figuren, mit Darstellungen aus der Geschichte der Helden alter und neuer Zeit. Das Deckengemälde zeigt den Herzog selbst als Triumphator auf dem Siegeswagen, einen leuchtenden Stern über seinem Haupte, von vier Sonnenrossen gezogen, von der Victoria gekrönt. Worauf bezog sich das? Wo waren die Siege, für welche dieser Mann also sich selbst verehrte? War das alles wegen des Mansfeld und seines Gesindels an der Dessauer Brücke?

Und dann, und vor allen Dingen mußte in dem Beschauer die Frage sich erheben: woher die Mittel zu dieser feenhaft orientalischen Pracht? Die deutschen Länder verdarben, und Wallenstein baute Paläste.

Und weiter erhob sich die Frage: was ist das Ziel dieses Mannes?

Drohend gährte der Unwille gegen den übermächtigen Feldherrn in allen Fürsten des Reiches. Er trat bei den katholischen Kurfürsten noch heftiger hervor, als bei den protestantischen. Der Grund lag nicht bloß darin, daß jene durch ein festeres Band geeinigt wurden, daß ihre Stimme um so nachdrücklicher um so gewichtiger erscholl, weil sie von mehren zusammen ausging, sondern sie

[1] Förster, Wallenstein als Feldherr u. s. w. S. 394.

[2] Förster, Wallenstein als Feldherr S. 365.

[3] Klage der Pommern von 1630 im Theatrum Europ. II. 184. Ferner Wallensteins eigener Bericht bei Chlumecky.

ren auch zum Theile schwerer belastet. Während sie nach wie vor die Bei- ze für das eigene Heer darbrachten, lagerten sich Wallensteinische Obersten i vom Schauplatze des Krieges mit Vorliebe in ihre Länder ein, bis auf yern, welches sie nicht berührten. Die energische Persönlichkeit des Kurfürsten ir schreckte sie. Johann Georg von Sachsen, Georg Wilhelm von Branden- g gaben bei dem Kaiser schmerzliche Klagen ein über den Druck, welchen sie ... Die katholischen Kurfürsten, als deren Führer Max hervortrat, be- then und erwogen die Mittel zur Abhülfe. Seit April 1628 regte sich nach- licher als zuvor in den Fürsten der Liga der Gedanke:[1] es könne dahin men, daß das eigene Heer zum Schutze gegen Wallensteins unerhörte Be- ckungen zu verwenden sei. Max von Bayern ließ Tillys Generalcommissär ... nach München kommen, und durch diesen den Feldherrn um seine Ab- : befragen. Tilly billigte es nicht. Er entgegnete, daß ein solcher Bruch dem Wallensteinischen Heere auch den Kaiser beleidigen würde. Aber wenn sein mußte: so war er bereit die ihm ertheilten Befehle nach bestem Wissen d Vermögen zu vollziehen.[2] Denn Tillys erste Tugend war der Gehorsam.

Der Kurfürst Max gab darum den Gedanken nicht auf: er suchte nur um eifriger über Wallensteins eigentliche Entwürfe zur Klarheit und Einsicht zu men. Denn das stand ihm fest: entweder dürfe man ohne äußerste Gefahr ht länger zusehen, oder man müsse sich ganz in die Discretion des kaiser- en Feldherrn ergeben.[3] In gleichem Sinne erwiederte ihm der Mainzer: er jederzeit der Meinung gewesen, und alle bisherigen Handlungen des Herzogs i Friedland bewiesen es klar, daß derselbe nichts Gutes im Sinne habe. as Wallensteins Person betraf, so stimmten beide überein,[4] daß seine Arglist d Verschlagenheit allen menschlichen Glauben übersteige. Er hat es dahin ge- acht, meinen sie, über seine eigenen Anschläge zu scherzen, nur um sie desto besser verhehlen. Er ist freigebig, um sich Anhang zu gewinnen, namentlich gegen Obersten. Er ist es ferner gegen diejenigen, welche sich unter seine heftige d barsche Weise beugen; denn eben um dieser willen ist er so sehr gefürchtet, ß sein Wille im kaiserlichen Rathe herrscht, ja daß auch der Kaiser selbst sich n fügt. Er ist verschlossen, wie kein Anderer. Niemand weiß sein Inneres. bei ist er erfahren in der Geschichte. Er hat den Gang des deutschen Krieges t aufmerksamem Auge beobachtet, und sein Urtheil ist scharf. Seine Ent- lüsse sind fest, und in der Ausführung derselben scheut er vor keiner Beleidi- ng gegen Andere zurück. Selbst an die Einwendungen des Kaisers kehrt er nicht. Eben noch hat ihn der Kaiser gebeten Kursachsen mit Einlagerung verschonen. Wallenstein hat erwiedert: es könne nicht sein und legt dem rfürsten drei Regimenter in die Lausitz. Sein Streben ist unumschränkte

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 199.
[2] Aretin, Wallenstein S. 52.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 200.
[4] a. a. O. S. 202. Es ergibt sich aus dem Ganzen, daß beide Kurfürsten die ßerungen des Vertrauten sich zu eigen machten.

Herrschaft, und nichts ist ihm unleidlicher als sich unterordnen zu sollen. Er ist dem Sohne des Kaisers, dem Könige von Ungarn abgeneigt, weil derselbe weder verschwenderisch, noch furchtsam ist, weil er erkennt, daß derselbe von den Untergebenen Gehorsam fordern würde. Er ist jähzornig und rachsüchtig, auch um geringer Dinge willen. Er stellt sich bei dem Beichtvater des Kaisers religiös durch Andacht und gute Werke, und bringt es dadurch dahin, daß der Kaiser meint: ein solcher Mensch könne ihn nicht betrügen. Er sucht bei dem Kaiser darzustellen: er habe keine Liebe beim Heere, weil er so strenge sei. Allerdings ist er streng, selbst hart im einzelnen Falle; aber er unterwirft der Gewalt der Soldaten das ganze Reich, und zwar so, daß das Heer allein von ihm abhängig ist und von Niemandem sonst. Denn auch der Kaiser hat über das Wallensteinische Heer nicht mehr Autorität, als Wallenstein es will, und Wallenstein bemüht sich jegliche weitere Autorität des Kaisers zu hindern. Darum nimmt er kein Geld von dem Kaiser zum Solde für die Truppen, sondern, wo der Kaiser Mittel hat, da zieht Wallenstein es vor anderen Kriegsbedarf anzunehmen. Spanien hat Geld angeboten, jährlich 600,000 Thaler. Darüber ist Wallenstein sehr unwillig geworden, und hat gemeint: es seien noch Mittel genug das Heer zu unterhalten und solle es auch 25 Jahre dauern. Der Kaiser wagt nicht mit Ernst und Entschiedenheit durchzusprechen, um so weniger, da er kein Entgegenkommen findet; denn die vornehmsten Minister am kaiserlichen Hofe sind in Wallensteins Händen. Es ist Keiner unter ihnen, der nicht Geld von ihm empfinge. Darum tritt er auf mit einer beispiellosen Kühnheit und setzt durch, was nur immer er will.

Also dachten die beiden ersten Kurfürsten des Reiches. Aber was sind seine weiteren Plane? Diese Frage mußte ihnen am schwersten aufs Herz fallen. Die unvermeidliche Folge des bisherigen Laufes der Dinge war eine militärische Dictatur. Auch wenn Wallenstein nicht offen gegen den Kaiser die Fahne des Aufruhrs erhebt, wird er doch über den Kaiser und alle Fürsten herrschen, als sei er der höchste. Darum ist sein nächster Plan das Heer des katholischen Bundes zu Grunde zu richten, nicht durch einen Angriff, sondern indem er den Soldaten der Liga die Quartiere entzieht, daß das Kriegsvolk verlaufen oder ihm zufallen muß. Dagegen geht er mit dem Gedanken der stätigen Vermehrung seines Heeres um, und behauptet zu diesem Vorwande die Nothwendigkeit eines Krieges gegen die Türken. Es ist ihm damit nicht Ernst: sein Ziel ist ein anderes.

Denn Wallenstein ist nur der General des Kaisers und keines anderen.[1] Der Kaiser kann sterben nach dem Gesetze der Natur oder durch fremde Hand. Dann bleibt das Kriegsheer dem Feldherrn verpflichtet und dem künftigen Kaiser. Wer wird dieser sein? Die Wahl desselben steht bei den sieben Kurfürsten. Aber die Kurfürsten werden oder sind bereits durch das Wallensteinische Kriegsheer zu Grunde gerichtet. Es ist die unvermeidliche Folge, daß zuerst das Heer

[1] a. a. O. S. 214 ff.

und dann ganz Deutschland den glücklichen Feldherrn als Erbkönig anerkennen wird. Darauf hinaus zielen alle seine Schritte.

Also dachten die Kurfürsten von Bayern und Mainz gemäß den Berichten, welche sie durch ihre Vertrauten vom kaiserlichen Hofe empfingen. Angenommen die Entwürfe des ehrgeizigen, verschlossenen Mannes seien so hoch hinausgegangen — und es liegt in den Umständen nichts, was dem widerspräche —: so bleibt doch zu fragen, ob das Mittel, auf welches allein er sich stützte, ob das ungeheure Heer, welches die deutschen Länder von den Alpen bis zur Nordsee aussaugend bedeckte, ob dieses Mittel zu solchen Zwecken geeignet war. Mehr als einmal ist glücklichen Feldherren ein ähnliches Unternehmen gelungen. Kaum dreißig Jahre später machte Oliver Cromwell durch seinen folgerechten, unbedingten Militärdespotismus aus der Republik England eine absolute Monarchie. Allein es war doch da ein großer Unterschied. Das Heer Cromwells war wesentlich verschieden von demjenigen Wallensteins. Jenes war geeinigt und befestigt durch starke moralische Bande. Es hatte eine und dieselbe religiöse Anschauung, fanatisch, unduldsam, aber eben darum energisch und kriegerisch, wie keine andere. Cromwells näselnde Heilige mit der Bibel in der Linken hielten lange und sehr langweilige Reden von der Erweckung und Berufung; aber ihre Rechte lag am Schwerte, und sie fochten gleich Josua und Gideon. Ihre Kriegsdisciplin war eisern. Das Heer lechzte nach dem Blute seines Königs; aber das Eigenthum und die Habe auch des Geringsten war sicher vor ihrer Hand. Eine lange Kette von Siegen unter Cromwells Führung hatte ihnen gezeigt, daß nichts ihnen unwiderstehlich war, und mit ernster Freude gingen diese Männer ins Gefecht wider ihre Gegner, die nach ihrer Anschauung nicht ihre Feinde, sondern diejenigen ihres alttestamentlichen Gottes waren. Mit einem solchen Heere, das in Sachen des Kriegs dem Willen des Führers gehorchte wie ein Uhrwerk, brach Comwell den Thron der Stuarts in Stücke.

Wie so unendlich verschieden war das Heer Wallensteins! Es fehlte alle und jede sittliche Triebkraft, alles und jedes moralische Band. Sein Heer war nicht ein katholisches, nicht ein protestanisches: es kümmerte sich um kein Bekenntnis überhaupt. Die Wallensteiner betraten katholische und protestantische Kirchen nur um Kirchenraubs willen, um nicht bloß Gefäße und Geräthe von edlem Metalle, sondern überhaupt alles an sich zu nehmen, was sich zu Gelde machen ließ. In solchen Dingen bestanden die Thaten dieses Heeres. Was geschehen war gegen die offenen Feinde des Reiches und des Kaisers, das hatte eine andere Hand vollbracht. Die lange Reihe der Siege stand gebucht auf Tillys Namen, auf den Namen seiner Tapferen, die zehn Jahre lang diesem ihrem Vater folgten in Noth und Tod. Eben zur selben Stunde, wo Wallenstein sich trug mit den höchsten Planen, setzte eine kleine deutsche Stadt anfangs ohne fremde Hülfe dem Andrange von fünfzehn wallensteinischen Regimentern ein Ziel. Eine Siegesfreudigkeit konnte in diesen Menschen nicht wohnen. Wir haben aus den Berichten der Augenzeugen vernommen, daß die Officiere die Söldner mit Schwertern und Partisanen gegen die Wälle von Stralsund trieben,

wie die Schafe zur Schlachtbank, daß sie weinten und schrieen: dort sei es aus mit ihnen und man kehre nicht wieder. Und welche andere sittliche Triebkraft konnte dann noch vorhanden sein? Nur Gewinnsucht, nur die Begierde mühelos reich zu werden auf Kosten Anderer hatte diese Schaaren von Deutschen, Italienern, Franzosen und den Auswürflingen aller Nationen zu Wallenstein geführt, um diese Habgier hielt das locker gefügte Heer zusammen. Die folgende Entwicklung der Dinge hat es Wallenstein erspart dieses sein Gebäude, das jeder schon Unterlage sittlicher Kraft entbehrte, noch unter seiner eigenen Führung beim ersten Sturme zusammenbrechen und zerfallen zu sehen; allein von jenseit des Meeres wachte ein klares, scharfes Auge über alles Thun dieses Wallensteiners. Gustav Adolf durchschaute frühzeitig seinen Mann. Er nannte Wallenstein einen Phantasten. Die Sache desselben, also äußert sich dieser genaue Kenner des Thuns und Wollens der Menschen, die Sache Wallensteins besteht in fama.[1]

Das Interesse aller Kurfürsten und Fürsten des deutschen Reiches war gemeinsam. Die katholischen Kurfürsten, die allein nöthigenfalls zum Handeln entschlossen waren, ließen ihre Ansichten über die Lage der Dinge an Johann Georg von Sachsen gelangen.

Der Hohenzoller Georg Wilhelm von Brandenburg, von dem ein thatkräftiger Entschluß nicht zu erwarten stand, wurde, wie es scheint, nicht aufgefordert. Auch Johann Georg zauderte und konnte sich nicht entschließen.

Also kamen nur die Abgeordneten der katholischen Kurfürsten am 25. Juli 1628 zu Bingen zusammen.[2] Die Stimmung war heftig, der Wille energisch. Zur guten Stunde traf noch vor der Berathung ein Schreiben des Kaisers ein, in welchem er Abdankung einiger Truppen, Abhülfe der Beschwerden in Aussicht stellte. So war wenigstens die Klage hinweggenommen, daß der Kaiser auf die Anträge von Mühlhausen nicht geantwortet. Aber der Unmuth machte sich darum doch kaum weniger laut geltend. Man nannte anfangs den Namen Wallenstein nicht. Man sprach von der bewußten Person, welche darauf ausgehe das Reich umzukehren, welche zu diesem Zwecke unnöthige starke Heerhaufen auf Kosten des Reiches werbe und unterhalte. Das bittere Wort des Tacitus, daß man täglich gezwungen werde die eigene Knechtschaft neu zu kaufen, war damals in Aller Munde. Man unterschied jedoch scharf zwischen dem Feldherrn und dem Kaiser. Nur der Wille des einen Mannes, der bisher des Dominats im Reiche ohne einigen Respect sich angemaßt, müsse gebrochen werden. Die Kurfürsten wiederholen die Klagen, die sie ein halbes Jahr zuvor zu Mühlhausen ausgesprochen. Sie erinnern daran, daß keine Abhülfe erfolgt sei. Sie setzen keinen Zweifel in das friedfertige Gemüth des Kaisers; aber sie mistrauen einigen Räthen desselben.[3] Sie weisen darauf hin, wie verächtlich bisher etwa

[1] Geijer III.

[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 226.

[3] So auch drücken sie sich unter einander aus. Franz W. von Osnabrück an Ferdinand von Köln, Mai 1628: Es sieht im Reiche trüb aus. Ich glaube, des Herrn Fremdheit und der ministrorum interesse sei unica causa. Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.

kaiserliche Befehle von den Kriegsobersten gehalten seien. 200 Compagnien Reiter liegen müßig im Reiche und fordern Contribution. Deshalb haben die Kurfürsten, nicht aus Mistrauen gegen den Kaiser, sondern nur der begründeten Besorgnis wegen sich verglichen, daß wenn die bisherige Bedrückung länger fortdauere, zur Abwehr derselben das Bundesheer zu verwenden sei. Brandenburg und Kursachsen sollen eingeladen werden diesem Plane der Vertheidigung beizutreten.

Also die Räthe der katholischen Kurfürsten zu Bingen im Juni 1628. Aber sie gingen weiter. Der Kaiser hatte Abhülfe der Beschwerden versprochen. Für den Fall, daß diese Abhülfe nicht erfolge, solle eine Gesandtschaft an den Kaiser geschickt werden. Sie soll ihm sagen, daß die Kurfürsten des Reiches es als eine Gewissenspflicht erachten auf Mittel Bedacht zu nehmen, wie dem reichsverderblichen Beginnen des Herzogs von Friedland gesteuert werden könne. Das geeignetste Mittel dazu ist die Entlassung Wallensteins. Der Kaiser wolle geruhen, also lautet die Instruction der Gesandtschaft, die man im Falle der Nichtabhülfe an den Kaiser schicken wollte, dem Herzoge von Friedland das Schwert, mit welchem er nur des Reiches getreue Stände verfolge, aus der Hand zu nehmen und ihn von der Armee abzuschaffen. [1]

Die Kurfürsten wollten es nicht bei dieser Bitte bewenden lassen. Sie wollten schweren Ernst dahinter zeigen. Wenn der Kaiser zweifelhaft oder zögernd antworte: so hatte die Gesandtschaft ihm zu melden: man sehe, daß der Kaiser seines Feldherrn zum Gehorsame nicht mächtig sei, daß der Kaiser dem Unheile nicht abhelfen könne, wie gern er auch wolle. Deshalb werde der Kaiser es den Ständen des Reiches nicht in Ungnade aufnehmen, wenn sie durch ihre Vertheidigung den bemeldeten Herzog zum schuldigen Gehorsame anhielten. Es war offenbar die Absicht einen Krieg des Bundesheeres gegen das Wallensteinische nahe in Aussicht zu stellen.

Wir müssen dabei festhalten, daß dieser Beschluß nur ein eventueller war, dessen Ausführung bedingt ward durch die Willfährigkeit des Kaisers auf die Beschwerden einzugehen.

Eben damals drang Spanien lebhafter als seit mehreren Jahren auf offenen Krieg gegen die Holländer. Wir wissen, wie diese Forderung dem Wunsche Tillys, seiner politischen Grundanschauung entsprach. Die Frage ward zu Bingen erwogen. Aber diesmal trat zu der alten Abneigung der Bundesfürsten noch der neue wichtige Grund hinzu: Tilly mußte verfügbar bleiben gegen Wallenstein. Es war damals in Wahrheit nicht bloß die Absicht einer Drohung. Tilly war anwesend. Man verlangte sein Gutachten, wie die militärischen Maßregeln zu treffen seien. Die Fragen selbst, die man ihm vorlegte, geben deutliches Zeugnis von dem Ernste der Gesinnung. Man erörterte genau, wie das Bundesheer zu vertheilen, welche Pässe zu besetzen seien.

Dennoch wurden diese Beschlüsse von Bingen nicht ausgeführt, weil es

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 231.

eben damals, im Sommer 1628, Ernst zu werden schien mit einer Reform. Wallenstein versicherte damals dem Kaiser und rief Gott zum Zeugen seiner Worte an:[1] die Klagen aus dem Reiche thäten ihm eben so leid, als wenn er sie von seinen eigenen Gütern vernähme. Also sprach derselbe Mann, der seine eigenen Güter von jeglicher Einquartierung befreiete. Er ersucht den Kaiser eilends zum Corps des Grafen Wolf von Mansfeld Jemanden abzufertigen, der die Verbrechen bestrafe und auf gute Ordnung halte. Er bittet den Kaiser sich darauf zu verlassen, daß alle Ungebühr abgestellt werden solle. Er hält dem Kaiser vor: wenn Jedermann mit Einquartierung hätte verschont bleiben sollen: so würde der Kaiser solche Macht, wie jetzt ihm zu Gebote stehe, nicht haben. Er bemüht sich nicht unmittelbar, aber auf Umwegen das Gedächtniß Tillys beim Kaiser zu verdunkeln. Wenn Gott nicht Wunder gethan: so wäre der Kaiser schon aller seiner Königreiche und Länder beraubt; denn alle Potentaten seien wider den Kaiser verbunden gewesen, und die Reichsfürsten mit ihnen verschworen. Die Katholischen seien nicht im Stande gewesen Allen zu widerstehen. — Die Arglist, die Entstellung, die Berechnung auf den Charakter des Kaisers blickt aus jedem Worte. Wie war es ein so unsägliches Unheil für die deutsche Nation, daß das vertrauende Gemüth des Kaisers gerade der Lüge Wallensteins und seiner Creaturen immer zugänglich sein mußte! Ferdinand hielt sie für seine getreuen Diener; die Reichsfürsten, also mochte er denken, hätten ein Interesse gegen ihn.

Mit der Ausführung des Rathes, den Wallenstein dem Kaiser gegeben, war es diesem sichtlicher Ernst. Ferdinand schickte Collalto aus zu diesem Zwecke. Nach der Weisung der Bundesobersten kam im Anfange August 1628 Tilly zu Würzburg mit Collalto zusammen.

Es ist merkwürdig die Urtheile von beiden Seiten über diese Zusammenkunft zu vernehmen. Wallenstein erzählt dem Arnim und beruft sich dafür auf den Bericht von Collalto:[2] „Die Sache mit Bayern ist ganz und gar in ein gutes Vernehmen gebracht. Die katholischen Kurfürsten haben besorgt, der Kaiser wolle das Reich erblich machen.“ Hatte demnach vielleicht Collalto diese Furcht ihnen benommen? Tillys Meinung über das Ergebnis der Zusammenkunft war eine ganz andere. Nach den Eröffnungen, die Collalto machte, überzeugte sich Tilly, daß alles nichtig, daß nichts zu hoffen sei, weder eine ernstliche Abdankung der übergroßen Reiterei, noch eine bessere Vertheilung der Quartiere mit Rücksicht auf das beengte Heer der Liga. Tilly hielt es für nöthig, daß der Kurfürst Max die anderen Kurfürsten, auch Johann Georg von Sachsen von der Fruchtlosigkeit dieser Zusammenkunft in Kenntnis setze.[3]

Collalto berief sich für seine Thätigkeit darauf, daß er bereits mehrere Obersten und Officiere verhaftet, daß er zur Herstellung der Sicherheit binnen drei Monaten über sechszig Personen habe hinrichten lassen.

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 248.
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. 376. Nr. 225.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 252.

durch die ersten und vornehmsten Räthe des Kaisers. Der Kaiser wird
[...]er entschieden sträuben. Und dazu war es Maximilians Ueberzeugung,
[...] Kaiser allein dieses Mannes nicht mehr mächtig sei. Die Bitte um
[...]ng desselben erschien ihm als ein Anfang zu großen Verwickelungen.
[...]eshalb zog er es vor noch einmal an den Kaiser selbst sich zu wenden.
[...]bgeordneter fand bereitwilliges Gehör. Der Kaiser erließ an Wallenstein
[...]fehl ohne weitere Einwendung die Reiterei im Reiche bis auf 40, höch-
[...]0 Compagnien abzudanken. Er erklärte ausdrücklich, daß er sofortigen
[...]gten Gehorsam erwarte. Der Kaiser ging ganz in die Gedanken der
[...]ten ein, und sprach dieselben seinem Feldherrn aus.[2] Die Stände,
[...]immer getreu geblieben sind, sagte er, werden gänzlich ruinirt. Die Ge-
[...]es allgemeinen Aufstandes wächst drohend heran. Ein Kampf zwischen
[...]iegsvolke und den Unterthanen ist mit allen seinen Greueln zu fürchten.
[...]terliche und barmherzige Gemüth des Kaisers kann die Klagen nicht
[...]ertragen. Sein Gewissen, sein Beruf gemäß seiner Pflicht fordert von
[...] unrechtmäßig Bedrängten in Schutz zu nehmen. Das weiß der Herzog
[...]iedland und wird es erkennen. Die übermäßige Kriegsverfassung fördert
[...]n Frieden, erhöht nicht das kaiserliche Ansehen, macht ihm nur alles
[...] namentlich die Aussicht auf die Nachfolge am Reiche für seinen Sohn.
[...]it ist günstig zum Frieden für das Reich. England und Frankreich,
[...]en und Polen sind im Kriege begriffen, Dänemark ist geschwächt und
[...] geneigt zum Frieden. Alsdann werden 5000 Mann zu Fuß und 3000
[...] hinreichen. Bei dieser Zahl bringt der Kaiser die Religionssache, d. h.
[...]stitutionsedict, mit welchem er damals umging, mit in Anschlag. Wenn
[...]llensteinische Heer so weit verringert ist, wird der Kaiser auf gleichmäßige
[...]ung des Heeres der Liga dringen.
[...]ie verbergen diese Worte eine so schwere, so gewichtige Thatsache! Es

[illegible]

[illegible] „[illegible] ist Euer Liebden bekannt," schreibt Ferdinand eigenhändig an Wallenstein,[1] „daß ich nicht Willens bin mein Haus durch Eigenmacht [illegible] zu befestigen, als die Reichsverfassung und die von mir beschworene Wahlbedingung mit sich bringen. Darum will ich mich zu Euer Liebden gänzlich und unfehlbar getrösten, daß Sie mit der Abdankung des Kriegsvolkes meinem Gebote also nachkommen und Folge leisten werden, wie es der Geheime Rat Questenberg aus hochdringlichen und hochwichtigen Ursachen überbringen wird." Und eben diese Vollmacht für Questenberg wiederholt den Satz, daß es dem Kaiser niemals in den Sinn gekommen sei die Nachfolge im Reiche oder einen sonstigen Nutzen seines Hauses anders als dem Herkommen und den Wahlbedingungen gemäß zu erstreben.

Besäßen wir über die Zwecke des Kaisers Ferdinand kein anderes Aktenstück als dieß: sie müßte das allein schon genügen.

Die Befehle des Kaisers wurden im Reiche mit hoher Freude vernommen. Nun endlich schien die Hoffnung auf das Ende des Jammers, der unsäglichen Mühsal aufzugehen. Aber war man dessen so sicher? So sehr auch Max von Bayern Theil nahm an der allgemeinen Freude: so sprach er doch im ahnungsvollen Sinne:[2] bei Wallensteins Eigenthümlichkeit lasse auf nichts sich eine sichere Rechnung bauen, man sähe es denn im Werke und in der That. Und Max hatte richtig geahnt. Es liegen uns die klaren, die unzweifelhaften Zeugnisse vor, wie der Kaiser bei aller seiner Ehrlichkeit, bei allem seinem guten Willen

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 259.
[2] Hurter a. a. O. 260.

Collalto geben würde, nicht im Einklang mit den seinigen ständen.
will der Kaiser vorbauen. Er verstärkt seine Befehle an Collalto
eptember 1628 durch einen eigenhändigen Brief. „Da das mein
nn und mein Wille ist,“ sagt der Kaiser:[1] „so hege ich zu Euch
rauen, daß Ihr diesen meinen Entschluß ausführen werdet, auch
wenn Ihr von dem General andere Befehle haben solltet. Denn
einem Eid gemäß die Kurfürsten nicht mit Gewalt behandeln, sondern
Weise.“ Der Brief ist ein durchaus vertraulicher; denn nachdem der
e wichtige Sache dem Collalto so dringend anbefohlen, erzählt er ihm
letzten Hirsche, den er erlegt.
lbe Collalto, in welchen der Kaiser dieß Vertrauen setzt, meldet acht
päter, am 17. November 1628 an Wallenstein:[2] „Katholische und
he bestürmen mich ins Werk zu setzen, was der Kaiser befohlen hat.
mir Zeit genommen für einige Monate. Nach Ablauf derselben werden
rkerem Drängen wiederkehren, und wenn ich dann nicht Befehle von
cellenz habe: so weiß ich nicht, wie ich mich verhalten soll. Aber
dieselben habe, wenn ich zugleich von Ihnen erfahre, wie viel ich in
hrung unberücksichtigt lassen darf: so weiß ich was ich zu thun habe.
eine Liste bei, wie man die 60 Compagnien Reiter reduciren könne.
llenz werden dieselbe nach Ihrem Gefallen ändern.“
fehlt nur noch hinzuzufügen, wie Wallenstein an Collalto schreibt.
nige Monate zuvor, im Juli 1628 meldet ihm Wallenstein:[3] „Der
der reformire etwas mehr von der Cavallerie als die 4000 Mann,
zu Reichenberg verabredet haben, werbe mehr Fußvolk. Insonderheit
er für sich ein anderes Regiment errichten, von wie viel Fähnlein

heißt mit andern Worten: vermöge Wallensteins Vollmacht hat Collalto

verbreiten, der Eine zu dem Anderen! Wir heben den Collalto hervor, weil von ihm es verlangt. Gab es denn nicht mehrere Collalto's, welche auf ähnliche Weise im Bunde mit Wallenstein das Vertrauen der Deutschen zu ihrer höchsten Obrigkeit, zu dem Schirmer des Rechtes [illegible]?

So sehen wir denn auch diesen Collalto, der als einer der ersten im Rathe des Kaisers sitzt, zustimmen zu allem, was Wallenstein unternimmt. Collalto billigt den ungerechten Angriff auf Stralsund.[1] Wenn die Bürger beharren, so hofft er, daß Wallenstein ihnen einen Denkzettel geben werde, der auch für Andere diene. Er sieht dann, wie dort die Dinge gehen, daß Wallenstein abziehen muß. Und dennoch meldet er: „Die Bürger sind Ursache, daß sie hinein verwickelt werden in den Krieg, und Eure Excellenz haben sich nach meiner Ansicht ganz allerklügste benommen."[2] Wo doch wäre ein Deutscher damaliger oder späterer Zeiten, der nicht das Unrecht und die Thorheit in dieser Sache, beides auf der Seite Wallensteins gefunden hätte? Aber Collalto billigt und lobt abermals und abermals alles, was Wallenstein thut: seine neue Absicht in Rostock, damit Wallenstein aus dieser bislang freien Stadt eine ihm unterwürfige Festung mache, und was immer sonst es sei.

Und doch muß Wallenstein selbst gegen diesen unbedingten Diener Collalto seinen Ungehorsam gegen die Befehle des Kaisers auf irgend eine Weise bemänteln. Während im Herbste 1628 der Kaiser von der einen, die deutschen Fürsten von der anderen Seite den Collalto zur Ausführung der kaiserlichen Befehle drängen, befiehlt ihm Wallenstein mit der Abdankung der Reiter nicht zu eilen, und wo er solche entläßt, Fußvolk dafür wieder anzuwerben.[3] Der Grund ist die Besorgnis, daß die Pommern mit den Dänen unter einer Decke liegen: deshalb müsse mehr Volk nach Pommern hineingeführt werden. So Wallenstein zu Collalto. Er hat für dieses Zuhalten der Pommern mit den Dänen kein anderes Zeugnis beigebracht, als diese seine Worte. Auch ist ein anderes Zeugnis von solcher Art nicht vorhanden. Der Herzog Bogislav und seine Stände waren weder dänisch, noch schwedisch, sondern deutsch gesinnt. Also haben sie es bewiesen durch die That, trotz Wallenstein. Aber Wallenstein verstärkt noch seine Reden. „Der Herr Bruder," sagt er, „kann mit den Reformen zurück halten, bis wir sehen, wo das Werk wird hinauswollen; denn mir macht der Feind nicht so viel Nachdenken, als daß ich Besorgnis hege vor der Untreue dieser Länder." Wallenstein selber weiß, daß der Dänenkönig nichts mehr vermag. „Er sitzt auf seinen Inseln, und säuft sich alle Tage voll. Hoffentlich wagt er einmal etwas im Rausche. Bricht er dann aus seinen wässerigen Orten hervor: so ist er unser." Aber dennoch muß geworben werden. „Denn die Pommern wollen abfallen."

Die Briefe Wallensteins an seinen andern Vertrauten, an Arnim, diese

[1] a. a. O. S. 311 ff.
[2] a. a. O. S. 321.
[3] a. a. O. S. 77.

uns zur Ergänzung. Wir haben gesehen, wie Wallenstein es darauf anlegte den gutmüthigen Herzog Bogislav zu reizen und zu stacheln. Nicht wollten die Pommern abfallen, sondern sie sollten abfallen. Wallenstein wollte sie durch die Anhäufung der Einlagerung, die bis auf 31,500 Mann zu Fuß und 7500 Reiter stieg, [1] dahin bringen, daß sie Widerstand leisteten. „Denn dann würde Pommern sich Mecklenburg glatt anfügen.“ Das ja war der Kern der Sache.

In einem Punkte jedoch mußte Wallenstein sich bereitwillig erzeigen. Es war der ausdrückliche Wille des Kaisers, daß die Länder der Fürsten der Liga, welche für das eigene Kriegesheer contribuirten, nicht noch mit Wallensteinern belegt werden sollten. Der Kaiser hob ausdrücklich hervor, daß dieß ohne Unterschied gelten sollte für katholische oder protestantische Unterthanen der Bundesfürsten. [2] Erfurt, das unter dem Kurfürsten von Mainz stand, war protestantisch. Es steuerte mit für die Liga, nicht weil dort etwa die Truppen der Liga das erzwangen, sondern weil die Stadt in Frieden und Einigkeit mit ihrem Kurfürsten lebte, weil in der gemischten Bevölkerung der Stadt der Gedanke eines Religionskrieges nicht aufkam. Wir werden später ersehen, wie erst Gustav Adolf denselben erzwang. Die Wallensteiner überschwemmten auch Erfurt. Der Kurfürst erhob nachdrückliche Vorstellungen. Collalto traf andere Maßregeln, aber eben diese Maßregeln verschlimmerten die Sache. „Deine Befehle,“ schrieb ihm der Kaiser, [3] „setzen das Land vollends ins Verderben. Es ist billig und recht, daß Erfurt völlig verschont, und die Compagnien unverzüglich abgeführt werden.“ Auch Wallenstein bestätigte das. „Der Herr Bruder weiß, wie Ihre Majestät nicht gern etwas wider die Pfaffen thun. Deshalb mag man Erfurt verschonen.“ [4]

Die Briefe des Kaisers an Collalto lassen keinen Zweifel übrig, daß der Plan des Kaisers eine fast völlige Entwaffnung war. Es sollten im ganzen Reiche nur drei Regimenter zu Fuß und drei Regimenter zu Roß übrig bleiben, und zwar mit der bestimmt ausgesprochenen Absicht des Kaisers auch diese Zahl je nach den Umständen noch zu verringern. [5] Einige Tage vorher hatte der Kaiser dem Kurfürsten Max gemeldet: [6] es sei sein Wille gewesen bis auf 5000 Mann zu Fuße hinabzugehen; allein dieß dürfe er wegen der Menge seiner Widersacher nicht wagen. Drei Regimenter zu Fuß waren 9000 Mann. Der Kaiser gestattet dem Collalto auf seine Bitte an den Hof zu kommen, allein mit der ausdrücklichen Bedingung, daß dieß rühmliche Werk der Reformation nicht darunter leide, sondern unverzüglich und vor seiner Abreise glücklich ausgeführt werde. [7]

Wir sehen, es ist der Wille des Kaisers seinem Versprechen nachzukommen.

[1] Theatrum Europ. II. 190. Klagen des Herzogs Bogislav zu Regensburg 1630.
[2] Chlumecky, Regesten S. 271.
[3] Chlumecky a. a. O. S. 270. 4. October 1628.
[4] a. a. O. S. 82. 16. November 1628.
Chlumecky a. a. O. S. 272 am 15. November 1628.
[6] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 299 vom 25. October 1628.
Chlumecky a. a. O. S. 83 ff.

Auch finden sich eine Reihe von Befehlen Wallensteins weniger zur Entlassung von Reitern, als zur Auflösung schwacher Compagnien und Completirung der anderen. Nicht die Zahl der Reiter ward verringert, sondern diejenige der Compagnien. Dennoch behauptet Collalto schon im September 1628: er habe an der Ostseite der Elbe 24,000 Reiter gefunden, davon 13,000 entlassen. Der Kurfürst Johann Georg entgegnete: er verspüre davon keine Wirkung.[1]

Allmählig gerieth die Sache ins Stocken. Der Oberst Ossa hatte den Auftrag der Entlassung im schwäbischen Kreise. Auf das Drängen der Ritterschaft dort erwiederte er:[2] so lange nicht zuerst das Heer der Liga entlassen werde, könne auch der Kaiser nicht damit vorangehen. Wir haben gesehen, wie nicht das dem Willen des Kaisers, seiner ausdrücklichen Zusicherung entsprach. Mithin konnte eine solche Antwort ihre letzte Quelle nicht beim Kaiser haben. Aber auf den Kaiser konnte man einwirken durch das Vorhalten einer anderen Besorgnis, welche schon in seiner Antwort an den Kurfürsten Max vom October 1628 durchblickt. Schon damals war der Kaiser von seinem Entschlusse abgekommen nur noch 5000 Fußgänger zu haben, und zwar deshalb abgekommen, weil seine Widersacher aufs neue den Krieg nach Deutschland zu verpflanzen gedächten. Wir sehen, es ist die Einwirkung der wachsenden schwedischen Besatzung in Stralsund.

Also hangen die Geschicke der Menschen an einer Kette, deren Ringe sich seltsam verschlingen. Wallensteins Habgier und hochmüthige Thorheit des Angriffes auf Stralsund war die Ursache gewesen, daß die Stadt, um Hülfe und Rettung vor dem Wütherich zu finden, endlich auf die Schmeicheltöne der vermeinten Großmuth eines fremden Königs lauschte, daß sie dem Eroberer ihre Thore öffnete zum Eindringen in das deutsche Land. Und die Folge dieses Eindringens, obwohl es noch nicht über die Ringmauern von Stralsund hinausging, war wiederum die Fortdauer des Verderbens für die deutschen Länder und die deutsche Nation durch die Schaaren der Wallensteiner. Wie fügte es sich so unheilvoll für die deutsche Nation, daß jede neue Verkettung der Dinge zum Unheile für sie ausschlug, und keine zum Segen!

Die Lage Tillys ward dabei mit jedem Jahre und jedem Monate trüber. Seine Krieger hatten durch ihre Laufbahn wohlverdienten Anspruch auf Quartier und Pflege im Winter; aber Wallenstein schränkte ihn enger und immer enger ein. Es geschah mit Absicht. Wallenstein wußte sehr wohl, was er that. Schon als er im November 1627 mehr als 7000 Reiter über die Elbe schickte, bemerkte er gegen Arnim,[3] daß Tilly nicht mehr wisse, wo er Winterquartiere nehmen solle, daß Tilly deshalb nehmen werde, wo er etwas ledig finde. Damit ihm dieß nicht gelinge, gebot Wallenstein dem Arnim auf der Hut zu sein und alles wohl besetzt zu halten. Das war der Plan, den Wallenstein verfolgte. Er wollte

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 298.
[2] a. a. O.
[3] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 159.

nicht bloß mehr, nicht bloß bessere Quartiere haben, sondern Tilly und das Heer der Liga sollten zu Grunde gerichtet werden durch Mangel. Wußte das der Kaiser? Auf die Klagen des Kurfürsten Max im April 1628 hatte der Kaiser Ferdinand erwiedert: das Heer Wallensteins sei dreimal so stark, als dasjenige der Liga: dennoch habe das Heer Tillys ungleich mehr Quartiere. [1] Wer doch mochte dem Kaiser solche Berichte erstatten?

Als die Zusammenkunft Tillys mit Collalto zu Würzburg fruchtlos abgelaufen war, wandte der alte Feldherr sich mit bittender Klage an den Bischof zu Bamberg. [2]

„Die hochdringende Noth," sagt er, „zwingt mich zu melden, was der tägliche Augenschein leider schon mehr als zu viel zu Tage legt. Alle und jede meine Quartiere, besonders aber diese in Niedersachsen sind so überlastet, daß die armen Leute bis auf den äußersten Grad erschöpft und ausgemergelt sind. Bei meiner Ankunft hier traten Soldaten und Unterthanen mir seufzend und wehklagend entgegen, daß sie vor Hunger und Kummer, vor Pestilenz und Ungemach gänzlich zu Grunde gehen, sterben und verderben müßten. Darum, wenn man mich länger in solcher Weise hier stecken und hülflos läßt: so weiß ich in höchster Wahrheit keine Mittel noch Wege, um die trostlose Soldateska, die dennoch dem gemeinen Wesen so vielfältige getreue und tapfere Dienste erwiesen, vom Untergang zu erretten und zu erhalten. Deshalb bin ich genöthigt nicht allein dem Kurfürsten von Bayern dieß zu klagen, sondern auch zu Eurer Fürstliche Gnaden meine Zuflucht zu nehmen, weil sie sich um die Erhaltung des Heeres immer bemüht haben. Ich flehe also und bitte, daß man den kläglichen Zustand meines Heeres und den darauf unfehlbar erfolgenden völligen Untergang desselben mit mildem Gemüthe und Herzen gnädig erwäge, und daß Eure Fürstliche Gnaden mir entweder Quartier im Stifte Bamberg anweisen, oder den Unterhalt von dort hieher schaffen. Ich bezeuge vor Gott, daß ich kein anderes Mittel weiß, wie sehr auch ich mich darnach umthue. Graf Collalto hat mir nichts Gewisses versprochen, und ich meines Theiles habe Grund zum Mistrauen. Er hat den Befehl einiges Kriegsvolk abzudanken; aber diese Abdankung geschieht sehr langsam, und unterdessen sterben und verderben meine Soldaten häufig hinweg."

Wir sehen, Tilly ahnt den rechten Sinn des Collalto. Auch lag ja ihm die Erfahrung von drei Jahren vor Augen. Ob auch immer Collalto einige Reiter entließ: so lag doch nicht eine Erweiterung der Quartiere für Tilly in Wallensteins Plane, sondern abermals eine Verengerung. Tilly hatte gewünscht einige Compagnien in die Priegnitz zu legen. [3] Wallenstein ließ das Land vorher besetzen, damit es nicht möglich war. Tilly hatte gebeten, daß ihm Raum angewiesen werde fünf Regimenter unterzubringen. Statt dessen wurde er zurück-

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 292.
[2] Abschrift im Königl. Archiv zu Hannover 29. August 1628.
[3] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 401. Nr. 253.

gedrängt, und fast so viele Quartiere ihm genommen. Er hatte das Fürstenthum Marburg, die Grafschaften Lippe, Bentheim-Steinfurt, Mark und Ravensberg inne gehabt. Er mußte von dort weichen. In dieser Lage der Dinge faßte er den Entschluß, den er vermieden hatte, so lange wie es ging: er forderte sämmtliche Fürsten der Liga auf nicht bloß wie bisher ihre Beiträge für das Heer zu entrichten, sondern einige Regimenter desselben in ihr Gebiet aufzunehmen.[1] Es geschah das einige Wochen später, als er aus der Stadt Osnabrück die zwei Compagnien genommen, um sie in das Stift zu verlegen. Mithin fiel für den Bischof Franz Wilhelm auch der Grund der Klage hinweg, daß unter den Fürsten der Liga er allein diese Behandlung erfahre. Tilly muthete ihm nichts mehr zu, als allen anderen.

Das Gemüth des alten Feldherrn ward bedrückt und schwer. Es ist hervorzuheben, daß er nicht bloß die Noth seiner Soldaten schildert, sondern mit gleichem Nachdrucke den gedrückten Zustand der Bewohner des Landes. „Man wolle bedenken,“ schreibt er am 4. October 1628 aus Stade,[2] „daß diese Länder bereits vorhin seit vier bis fünf Jahren von Feind und Freund, besonders von den Dänen dermaßen eröset und verderbt sind, daß die wenigen noch verbliebenen armen Hausleutlein anjetzo nichts mehr übrig haben, als das bloße kümmerliche Leben.“ Er wiederholt diesen Gedanken in jedem seiner Berichte, die er damals allwöchentlich einsendet. Dann aber auch verschweigt er nicht seine persönliche Klage. „Es ist jederzeit,“ sagt er, „mein Entschluß und Wille gewesen bei diesem Kriege Leib, Ehre, Gut und Blut aufzusetzen. Also ist es auch noch. Aber wo nicht bei Zeiten ins Mittel geschritten wird: so kann es dahin kommen, was ich ungern von mir schreibe, daß ich nämlich weiß es Gott wider meinen Willen gezwungen würde das Werk dem lieben Gotte zu befehlen, dasselbe ganz zu verlassen und davon zu gehen.“ Aber bevor es dahin komme, müsse und wolle er, der für sein Heer verantwortlich sei, seine Stimme erheben. Er erkannte dem Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt das Lob zu treu und fest an Kaiser und Reich gehangen zu haben, wie der Vater Ludwig. Er verhehlte es nicht selber mit dem Landgrafen in bestem Vernehmen zu stehen, und sich der fürstlichen Gewogenheit derselben zu erfreuen. Aber die Pflicht der Sorge für sein Heer erheische von dem Feldherrn, daß er ein Regiment dahin lege. Für die anderen vier, die er nicht unterzubringen wisse, müßten seine Kriegsherren sorgen.

Maximilian kannte seinen Feldherrn. Wir finden in einem Briefe Tillys die Bitte: wenn er allzu eifrig geworden sei: so möge der Kurfürst seinem getreuen Sinne für die Sache es zu gute halten. Max war weit entfernt sein Drängen und Bitten ihm übel aufzunehmen. „Tilly ist dermaßen betrübt,“

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 292.

[2] Abschriften aller dieser Berichte scheinen an sämmtliche Bundesstände versandt zu sein. Sie sind gerichtet an den Kurfürsten von Bayern. Das ehemalige Domcapitel-archiv in Osnabrück wenigstens enthält sie sämmtlich.

empor. Schon im Herbste 1627 hatten die dänischen Reichsräthe den
on Sachsen um Vermittlung ersucht. Daß nicht der Kaiser, sondern
n Dänemark das Ende des Krieges hinaus zögere, scheint nicht bloß
l, sondern auch an vielen anderen Orten die allgemeine Meinung ge-
in, und zwar so sehr, daß der Dänenkönig im Jahre 1628 eine
ft ausgehen ließ, um zu beweisen, daß nicht er die Schuld trage.[2]
e gesammte deutsche Nation den Frieden wünschte und ersehnte, be-
s Beweises. Daß die protestantischen Fürsten den Frieden hofften,
o nahe. Sie hatten bei längerem Kriege von Freund und Feind
eren. Johann Georg von Kursachsen war zur Vermittelung bereit
mide. Daß die Liga längst den Frieden wünschte, hatte sie dar-
iem Kurfürstentage zu Mühlhausen. Daß namentlich der Feldherr
h Tilly nichts anderes erstrebte und ersehnte, als den Frieden, im
e er bewiesen durch jede Handlung seiner Laufbahn. Er war krieges-
sehnsüchtig nur gegen ein Land, nur gegen die Generalstaaten der
weil ihm diese von Anfang bis zu Ende als die Wurzel alles
die Verderber und Störer des Friedens der Völker erschienen. Mit
ar von Anfang an nur der Friede sein Zweck. Darum hatte jeg-
ng und Besprechung keinen eifrigeren Beförderer gefunden als Tilly.
wie dachte Wallenstein über Krieg und Frieden?
inter 1627—28 war es für Wallenstein um nichts Geringeres zu
m die Eroberung des ganzen Königreiches Dänemark. Er wollte
. entsetzen, den Kaiser zum Könige wählen lassen, für das Reich
ringen. Wenn die Dänen gutwillig sich nicht fügten: so sollten sie
erden.[3] Eine mächtige Kriegsflotte unter der Flagge des kaiserlichen
den Gegner aufsuchen auf seinen bis dahin unnahbaren Inseln.

Seine Kriegsunternehmungen im Jahre 1628 liefen in der Hauptsache übel ab. Er belagerte Stralsund, und ward abgeschlagen. So gern er durch eine Kriegsflotte seinem pomphaften Admiralstitel eine wirkliche Bedeutung gegeben, seinen Namen auch auf dem Meere gefürchtet gemacht hätte: so mußte er doch allmählig zu der Ueberzeugung kommen, daß seitdem er dem Dänenkönige zu Gefallen muthwillig das Einverständnis mit der Hansa zerrissen, allein durch Zwang und Drang sich nichts Nachhaltiges und Erfolgreiches erlangen ließ. Seinen acht Kriegsschiffen leuchtete weder Glück, noch Stern. Wallensteins Eifer für diese Sache begann zu erlahmen. Er sah ein, daß er dem Dänenkönige über das Wasser hin doch nichts mehr anhaben könne. Da war es besser in gesicherter Pracht zu Güstrow in Mecklenburg zu residiren. Damit dieß geschehen könne, empfahl sich der Friede mit Dänemark, und, wo möglich auch mit den anderen Nachbarländern. Da in Schweden alles auf die kriegsdurstige Persönlichkeit des Königs Gustav Adolf ankam: so gedachte Wallenstein gegen diesen, damit er nicht gefährlich würde, das Mittel anzuwenden, welches er einem namenlosen Schotten mit 35,000 Thlr. bezahlen wollte.

Dagegen begann er nun auch gar die Generalstaaten freundlich aufzusuchen. Derselbe Mann, der eben zuvor noch eine Kriegsflotte hatte gründen wollen, die ihn zum Herrn des Oceans machen sollte, ersuchte im Anfange des Jahres 1629 den holländischen Residenten Aitzema in Hamburg eine Reise nach dem Haag zu thun, um dort die Freiheit des neutralen Handels zu besprechen. Er bat, daß auch die Städte, welche kaiserliche Garnison hätten, nämlich Rostock und Wismar, die Städte des Landes Mecklenburg, das Recht des freien Seehandels haben möchten. Wie so unendlich bescheiden war dieß Verlangen gegen das imperatorische Auftreten des Jahres zuvor! Aber Rostock und Wismar waren ja nun seine Städte: mithin war es landesherrliche Pflicht und Eifer um die eigenen Einkünfte für dieselben zu sorgen.

Die Hochmögenden durchschauten sofort ihren Mann. Er will sein Mecklenburg in Ruhe genießen, sagten sie, und wirbt deshalb um Freundschaft bei seinen Nachbaren. Sie sagten das in Rücksicht auf das was sie wahrnahmen; denn um die anderen Schritte Wallensteins wußten sie nicht.

Wir haben diese Schritte zu verfolgen.

Es war Wallenstein wohl bekannt, daß die Fürsten der Liga ihn im Verdachte hatten den Frieden zu hindern. Deshalb schrieb er dem Arnim schon im September 1628, wo nach dem Mislingen des Planes von Stralsund zuerst die neuen Gedanken sich ihm darbieten mochten: „Wenn es zur Unterhandlung kommt: so wird man sehen, wer eher zum Frieden greift, ich oder der Graf Tilly. Denn so wahr ich selig zu werden begehre: so verlange ich auch den Frieden.“ Freilich gibt er dann dem Arnim einen gar seltsamen Grund an: „Denn ich wollte gern gegen die Türken ziehen, wozu ich Papst, Kaiser und alle Minister disponirt habe.“[2]

[1] Aitzema II. 700.

[2] Wallensteins Briefe I. S. 251. 9. September 1628.

Wo wäre unter den Deutschen einer gewesen, der nicht den Frieden mit
nemark gewünscht hätte? Denn nach der Logik des gesunden Menschen-
standes verband sich ja mit dem Worte Frieden die Erlösung von dem unsäg-
en Kriegsdrucke, für den deutschen Patrioten verband sich zugleich damit die
nung auf die Besiegelung der Vortheile, welche die deutschen Heere im
den erstritten hatten. Allein war das auch Wallensteins Ansicht?

Am 22. November 1628 kamen Tilly und Wallenstein zu Boitzenburg
mmen. Dort besprachen sich die beiden Feldherren zwei ganze Tage hindurch
e Zeugen bis in die tiefe Nacht.[1] Was sie verabredet, blieb geheim; aber
verlautete alsbald so viel, daß der Zweck ihrer Unterredung die Friedens-
handlung gewesen sei.[2] Daß die Feldherren über die Bedingungen des Friedens
t einig waren, liegt nahe. Wir sehen Wallenstein durch Collalto dem Kaiser
Meinung einflößen: Tilly im Auftrage des Kurfürsten Maximilian wolle
t den Frieden. Hatte er ein Recht zu solchen Worten? Wir haben zuerst
Bedingungen kennen zu lernen: die man erhob: diejenigen des Kaisers und
jenigen Wallensteins. Es sind nicht dieselben.

Der Kaiser theilte im Januar 1629 seine Bedingungen dem Kurfürsten
Bayern mit.[3] Der König von Dänemark soll versprechen sich aller Reichs-
ter zu entschlagen, auf die deutschen Bisthümer verzichten. Er soll den
den und die Kriegskosten ersetzen. Er soll eintreten für die Schuld an Kur-
sen, für welche der Kaiser die Lausitz verpfändet hat. Er soll den Sund
nen für den Kaiser und für die getreuen gehorsamen Stände des Reiches,
dem Kaiser in diesem Kriege so treulich beigestanden haben. Also lautete
Forderung, welche der Kaiser erhob am 5. Januar 1629, welche die Liga
begründet anerkannte und zu der ihrigen machte.

Im Uebrigen war der Kaiser mit der Wahl jedes beliebigen Ortes zur
rhandlung zufrieden. Die Dänen schlugen Lübeck vor, weil ihr König sich
der Nähe auf der Insel Femern befinde. Der Kaiser genehmigte es. Seine
ollmächtigten waren die beiden Feldherren Tilly und Wallenstein, die wiederum
vertreten ließen. Die Abgeordneten erhoben in Lübeck die Forderungen,
che jener Ansicht des Kaisers entsprachen. Anders dachte Wallenstein persön-
. Er begann damit dem Kaiser die Noth des Heeres und der Länder in
eindringlicher Sprache vorzustellen.

„Mangel und Noth," also meldet Wallenstein am 26. Januar 1629,[4]
scheint an allen Orten, und nimmt zu von Tag zu Tag. Die Länder, in
wir Krieg führen, sind in den Grund ruinirt, so daß die Soldaten auf
Insel Rügen allbereits Hunde und Katzen essen, die Bauern aus Noth und
zweiflung sich in das Meer stürzen. Dahin wird es in wenigen Wochen

[1] Bericht im Königl. Archive zu Hannover.

[2] Chlumecky S. 104, 107 u. a.

[3] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück. Schreiben des Kaisers vom 5. Ja-
r 1629 in Ziffern.

[4] Chlumecky S. 94. Nr. CLXIII.

auch in anderen Ländern kommen." „Nicht allein," fährt er fort, „ist denn ein großer Miswachs gewesen, sondern es ist auf den Winter nichts angebaut worden, also daß Hunger und Noth uns wegtreiben werden, wenn wir nicht von anderen Orten her Zufuhr erhalten. Dadurch wird der Feind nicht um alles dessen, was er bislang verloren, ohne Schwertstreich sich wieder bemächtigen können, auch der Soldat wird an vielen Orten ins Meutern gerathen."

Wie war abermals dieser Brief so wohl berechnet auf die Persönlichkeit des Kaisers! Wallenstein machte seinen Kriegsherrn dadurch nicht bloß zum Frieden geneigt, zum Frieden um jeden Preis, zu einem solchen Frieden, den der Däne so begierig ergreifen würde, wie Wallenstein es wünschte, sondern, indem Wallenstein selber die Klagen aussprach, die nur gegen ihn gewendet werden konnten, brach er denselben im Voraus die Spitze ab. So mochte es ihm immerhin gelingen den Kaiser zu täuschen, nur nicht die Pommern selbst, und die Nachwelt. Denn es ist ein unendlicher Abstand zwischen den Klagen, welche Tilly über den Zustand der Länder westwärts von der Elbe erhebt, und denen, welche Wallenstein hier in Betreff Pommerns vor den Kaiser bringt. Jene Länder hatten in vier bis fünf Jahren weitaus nicht das gelitten, was Pommern in fünf Vierteljahren.[1] Jene Länder ferner hatten hauptsächlich gelitten von den Dänen. Sie hatten Tilly und sein Heer als Schützer und Erretter begrüßt. Pommern hatte gelitten durch die Wallensteiner, nur durch die Wallensteiner und zwar absichtlich nach dem Willen ihres Führers. Erst fünf Monate zuvor hatte Wallenstein Befehle gegeben, welche darthun, daß der Zustand des Landes, wie Wallenstein selbst im Januar 1629 ihn schildert, das eigene Werk und der Wille des Feldherrn war. Er und Arnim werfen den Ständen von Pommern vor, daß sie gegen die Wallensteinischen Truppen zu Barth sich nicht benommen wie sie sollten. „Haben es nun die Herren Pommern gut gemacht," sagt[2] Wallenstein mit schneidigem Hohne: „so werden sie es gut haben. Ich lasse von allen Orten Volk zusammen ziehen, und solches will ich alles herein zu brauchen." Der Erfolg lag bald vor Augen. Die Kriegslast des einen Landes betrug, abgesehen von den Beschädigungen, in dem einen Monate August 1628 nahe an drei Millionen Gulden.[3] Wir kennen ja bereits den Zweck dieses Verfahrens. Derselbe kann nach den früheren Andeutungen, die Wallenstein selbst gemacht, nach seiner Redensart, daß Pommern sich dem bereits erlangten Mecklenburg glatt anfügen würde, nur darauf gerichtet gewesen sein, daß der Herzog und die Stände zur Auflehnung gegen das Heer getrieben werden sollten, damit Wallenstein eine Sache habe wider sie, einen Anlaß zur völligen Besitznahme des Landes. Für eine hohe Schuldforderung, gegen welche Wallenstein von dem Kaiser ein neues Pfand verlangen konnte, hatte er ja längst gezeigt. Die Pommern thaten ihm nicht den Gefallen. Sie rebellirten nicht. Aber er hatte

[1] Wir werden später bei Gelegenheit der Klagen zu Regensburg 1630 den [illegible] ren.

[2] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 392. Nr. 210 vom 15 August 1628

[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 246

einmal mißhandelt, das Land verödet. Daß dieß geschehen war, mußte nun der demselben Manne dienen, um den Frieden mit Dänemark empfehlens- th zu machen.

Nachdem also der Boden bei dem Kaiser vorbereitet war, trat Wallenstein Sache näher. Weil die dänischen Reichsstände den König bewogen hatten in die Friedenshandlung einzulassen, schlug Tilly vor mit den Ständen zu erhandeln, um auch dann zum Frieden zu kommen, wenn der König nicht le. Wallenstein widerrieth das. Es zielt nur dahin, sagt er, daß man die Verhandlung zerschlagen sehen will. Er wirft durch Collalto mit bekannter isterschaft einige Blicke auf diejenigen, welche dem Hause Oestreich übel wollen.[1] un erst tritt er mit seinem eigentlichen Plane hervor: unentgeltliche Rückgabe s Gewonnenen an den dänischen König. Holstein, Schleswig, Jütland bis ab zur Landspitze von Skagen sind in der Hand kaiserlicher Truppen. Alles , sagt Wallenstein, muß unentgeltlich zurückgegeben werden. Dann wird der nig und seine Nachkommen sich dem Hause Oestreich in die Hände geben ihm getreu verbleiben. Aber man darf damit nicht säumen, es nicht auf lange Bahn schieben. Also soll es Collalto mit dem Fürsten Eggenberg machen; aber sie sollen Sorge tragen, daß dieß Schreiben nicht im vollen einen Rathe des Kaisers verlesen werde. Diese beiden, Collalto und Eggen- g, denen der Kaiser ein, wie es scheint, unbedingtes Vertrauen schenkt, sollen im Stillen arbeiten.

Nachdem einmal das Eis gebrochen, drängt und treibt Wallenstein zu r Bewilligung fast in jedem Schreiben an Collalto Tag auf Tag. Man klar, auf wen es ankommt: Collalto hat nur den Fürsten Eggenberg zu en, auf daß Alles bewilligt werde.[2] Wallenstein wartet nicht einmal auf Gewährung. Bevor eine solche da ist, meldet derselbe Feldherr, der die macht hat mit Tilly zugleich in Lübeck über den Frieden zu unterhandeln: lle in tiefstem Geheimnisse durch den Obersten Schaumburg, der bei dem Könige gefangen ist, dort erforschen, ob ein Mittel sei zum Frieden.[3] Er ja das Mittel in seiner Hand, er bot es dar. Und doch klingt es bei stein, als ob die siegende Partei bei dem Angebote der völligen Her- g des Besiegten noch zu fürchten habe: der Besiegte nehme es nicht an. uch Collalto muß persönlich geneigt gemacht werden. Wallenstein mahnt r Herr Bruder möge bedenken, daß ohne den Frieden keine Möglichkeit ren Damen aufzuwarten.[4] Wer sind diese Damen? Man wolle darin e besondere Galanterie Wallensteins suchen. Die Damen, die Wallen- r im Sinne hat, sind die Erwerbungen, die er gemacht, zunächst Meck- und woran er sonst denken mochte. Es scheint, daß er auch an das

[1] ...aunecky S. 105. 23. Februar 1629. Ebenso S. 106 vom 26. Februar.
[2] ...unecky S. 109. CLXXVII.
[3] ... D.
[4] ...unecky, S. 113. 8. April 1629.

Erzstift Magdeburg gedacht.[1] Für seine Dame Mecklenburg wünscht er die Aufhebung der Pfandschaft, Verleihung von Rechten an ihn gleich denen der italienischen Fürsten, daß er nämlich Grafen und Marquis machen könne.[2]

Es ist ein seltsamer Widerspruch, der uns hier abermals entgegentritt. Scheint es hier auf der einen Seite, daß Wallenstein nur von den Gelüsten getrieben werde in selbstzufriedener Hoheit mit den Rechten fast völliger Souveränität zu Güstrow in Frieden zu residiren: so läßt er auf der anderen Seite werben fort und fort. Sollte es ihm Ernst gewesen sein mit seinen Reden vom Türkenkriege, mit den hochtönenden Phrasen, daß er binnen drei Jahren dem Kaiser die Krone zu Constantinopel aufsetzen welle?[3] Wir wissen es nicht, aber soviel ist gewiß, daß er vor Collalto seine Werbungen auf diesen Plan nicht gründet. Er hat unter seinem Befehle mehr als 105,000 Mann, die auf das deutsche Reich lastend drücken, wie in unseren Tagen eine halbe Million es nicht thun würde. Ein Oberst der Liga tritt im April zu ihm über. Sogleich gibt Wallenstein Befehl, daß 1500 Reiter für ihn geworben werden.[4] Der Däne Holk läuft zu ihm. Wallenstein gestattet ihm ein Regiment Infanterie zu werben. Er beklagt sich sehr, daß man nicht seinem guten Rathe gefolgt sei, daß man 3—4000 Pferde zu viel entlassen habe. Hätte ich sie nur wieder! meint er.[5] Wozu denn? Er und Collalto stimmen überein, daß rastlos geworben werden müsse, immer zu und immer mehr. Nach Wallensteins Wunsch und Bestreben steht der Friede mit Dänemark in naher Aussicht. Pommern kann wegen Verödung seine Truppen nicht mehr ernähren. Und dennoch immer mehr Truppen?

Es kam für Wallenstein darauf an, seinen Mithevollmächtigten Tilly für den Frieden mit Dänemark zu gewinnen. Auf die Einladung Wallensteins reist Tilly im Anfange April 1629 nach Güstrow. „Er ist zum Frieden im Geringsten nicht geneigt", sagt Wallenstein.[6] „Aber das kommt aus seines Herrn Küche." Er drängt und bittet abermals: man möge sich in Wien zum Frieden entschließen, bald und schnell. Sonst verbinde sich der Däne mit fremden Potentaten. Seltsam: war denn nicht der Däne immer mit fremden Potentaten verbunden gewesen? —

Es gab dennoch einen Punkt, an welchem Tilly faßbar war für die Entwürfe Wallensteins. Als Wallenstein mit anderen Gründen und Vermahnungen nicht durchzudringen vermochte, stellte er Tilly den Türkenkrieg in Aussicht. Das wirkte besser.[7] Auf den Schlachtfeldern Ungarns im Kampfe gegen den Erbfeind der Christenheit war Tilly emporgestiegen, dort hatte er die Thaten seiner Jugend und seines ersten Mannesalters vollbracht. Dahin zu ziehen ermahnte er ihn

[1] a. a. O. S. 123. CXCIV.
[2] a. a. O. S. 128. S. 123 Conti und Marchesi.
[3] a. a. O. S. 117.
[4] a. a. O. S. 112.
[5] a. a. O. S. 116. 20. April 1629.
[6] a. a. O. S. 113.
[7] a. O. S 114. Nr. CLXXXIV.

die deutschen Fürstensöhne, welche die Rauflust nicht daheim ließ; dort sei ein würdigeres Ziel für ihren Ehrgeiz, als unter den Fahnen der Fremden gegen Kaiser und Reich. „Tilly ist gleich mit Händen und Füßen drein geplatzt," berichtet Wallenstein, „und sagt, das wäre ein heiliger, rühmlicher, leichter und nützlicher Angriff." Die beiden Feldherren erörtern den Gedanken nach allen Seiten. Eben damals kommt Nachricht, daß die Türken den Stillstand brechen wollen.[1] Das erfreut beide. Ihre Gründe zur Freude waren ja freilich sehr verschieden. Für Wallenstein winkte zunächst der ungestörte sichere Besitz seines Herzogthums Mecklenburg in Friede und Freundschaft mit dem Dänenkönige, Tilly sah im Geiste das Kreuz siegen über den Halbmond. Am 6. Mai einigten sich beide Feldherren zu dem Gutachten an den Kaiser, daß die Ruhe und der Friede des Reiches dem Besitze der eroberten Provinzen vorzuziehen sei.[2]

Am kaiserlichen Hofe sind es abermals der Fürst Eggenberg und Collalto, auf die Wallenstein vertraut. Ja, wir erfahren bei dieser Gelegenheit ausdrücklich von ihm selbst, daß diese beiden die Stützen sind, auf denen sein Ansehen bei dem Kaiser ruht, durch die er alles vermag. Er vernimmt eben damals, daß der Fürst Eggenberg in die Steiermark verreisen will.[3] „Das macht mich ganz perplex, daß ich nicht weiß, was ich dazu sagen soll; bitte um Gotteswillen, der Herr Bruder halte ihn davon ab." In gleicher Weise erhebt sich für ihn die Besorgnis, daß Collalto ins Reich verschickt werde." „Dann möchten," also sagt Wallenstein, „vom kaiserlichen Hofe, besonders wenn der Fürst Eggenberg abziehen sollte, solche Entscheidungen kommen, daß nicht allein im ganzen römischen Reiche alles über und unter ginge, sondern auch die Königreiche und Erblande Sr. Majestät in die äußerste Mühe gesetzt würden." Er bittet Collalto alles anzuwenden, daß der Dienst des Kaisers nicht leide. Es gäbe ein Auskunftsmittel, daß der Herr Werda, der nachherige Graf Werdenberg, die Mittelsperson sei, durch welche der Kaiser an Eggenberg die wichtigsten Angelegenheiten gelangen lasse. Wir haben früher gesehen, daß Wallenstein diesem Werda einmal 20,000 Reichsthaler zukommen ließ. Allein auch dieses Auskunftsmittel genügt für Wallenstein nicht. Die Anderen würden dem Werda bald das Facit machen.

Es hatte keine Gefahr. Eggenberg und Collalto, die das unbedingte Vertrauen des Kaisers genossen, blieben, und somit war auch Wallensteins Ansehen fest begründet, wie zuvor.

Am 23. April 1629 ließ der Kaiser dem Kurfürsten von Bayern ein Schreiben zustellen, daß es nach Wallensteins Berichte und Gutachten seine Absicht sei mit Dänemark Frieden zu machen durch die Rückgabe aller Eroberungen.

[1] Chlumecky S. 114. Nr. CLXXXV.

[2] Adlzreitter. Annal. Boic. gentis Lib. XIV. p. 192 f. cf. Chlumecky S. 115. Nr. CLXXXVI. Wallenstein behauptet ausdrücklich, er habe Tilly umgestimmt und beruft sich auf das gemeinschaftliche Gutachten.

[3] Chlumecky S. 129. Nr. CCVIII.

ibeck als die minder Friedliebenden. Denn Tilly konnte sich schwer
en herabstimmen, daß alle Siege, alle Erfolge dem Reiche und
auch gar keine Frucht tragen sollten. Tilly, der immerdar den
en Standpunkt, das allgemein deutsche Interesse vertritt, suchte
dasselbe festzuhalten, wie nur immer möglich. Er verlangte zu
utschen Seehandels die Aufhebung aller neuen Zölle im Sunde.
enn nicht die Kriegskosten, doch Schadloshaltung für den muth-
, den der Dänenkönig mit so kalter, wohl überdachter Grausam-
im Herzogthum Lüneburg geübt.
og Christian brachte die Belege dar, daß der Schaden, den seine
, sich auf acht Millionen Thaler belaufe.[1] Wallenstein bewog
e Forderungen fallen zu lassen. Man wolle ja nur christliche
sagte er.
den am 22. Mai 1629 bewilligt. Alle Siege Tillys, der Kriegs-
Spitze von Jütland, den Wallenstein in Folge jener Siege hatte
nnen, erwarben für das deutsche Reich auch nicht die mindeste
nstein durfte mit Recht sagen:[2] „Wenn der Dänenkönig nicht
nnen beraubt ist: so wird er mit beiden Händen nach diesem
." Wallenstein war sicher in der Lage dieß zu beurtheilen. In
Christian IV. danach. „Nun wahrlich," rief er bei der Nach-
usses aus,[3] „der Kaiser gibt mir mehr, als ich begehrt." Christian
e Länder zurück, und ihm ward keine Bürde irgend welcher Art
äre denn daß man das völlige Opfer seiner Ehre als eine solche
Er hatte für englisches und holländisches Geld den Krieg unter-
erstellung des Pfalzgrafen Friedrich, und dieser hatte, wie er zu
da vertraut, wo er nicht hätte vertrauen sollen. In den Unter-
er den Frieden ward des Thoren nicht erwähnt. Der dänische

Das Schreiben[1] des Kaisers spiegelt alle Worte wieder, die wir in den Briefen Wallensteins an Collalto lesen. Auch aus dem Berichte des Kaisers scheint es fast, als habe sich das Verhältnis völlig umgekehrt, als habe nicht der Besiegte, sondern der Sieger die Fortdauer des Krieges zu fürchten. Der Kaiser erzählt, es sei nicht sein Wille gewesen alles zurückzugeben. Allein diejenigen, welche des Königs eigensinnigen und widerwärtigen Humor kennen, versichern, daß Christian aus sich selbst nie zum Frieden geneigt, sondern nur den Bitten der Räthe und Stände nachgegeben, daß er ferner, wenn man ihm nicht alles vollständig wieder zurückstelle, vor dem eigentlichen Schlusse wieder andern Meinung werden, alles umstoßen und zur Wiedererlangung des Verlorenen mit den Nachbarn sich wieder verbinden könne. Namentlich sei dann der Schwede zu fürchten, und bereits habe der Dänenkönig mit demselben eine Zusammenkunft gehalten. In diesem Sinne fährt das Schreiben fort.

Auch so schon genügt das Gesagte zu dem Urtheile, daß ein siegreicher deutscher Kaiser ein solches Aktenstück nur unterschreiben kann, wenn er sehr friedliebend gesinnt ist. Von dem Gedanken, den Wallenstein seinem Mitfeldherrn Tilly gegenüber geltend gemacht, daß die ganze Kraft des Reiches gegen die Türken gewendet werden sollte, war in dem Schreiben des Kaisers an den Kurfürsten von Bayern nicht die Rede. Es ist dem Kaiser zu thun um Frieden nach allen Seiten, und zwar verlangt das Schreiben die höchste Eile; denn es sei Gefahr im Verzuge. Es ist ganz dasselbe, was Wallenstein an Collalto schreibt.

Der Kurfürst erwiderte, daß es ihm allein ohne den Rath seiner Bundesgenossen zu schwer sei, sich darüber zu äußern. Wenn aber der Kaiser keine andern Mittel habe, wenn die andringende Gefahr so groß sei: so könne er dem Kaiser nicht entgegen sein. Nur wolle er bitten, daß der dänische König sich verpflichte den Pfalzgrafen Friedrich nicht mehr zu unterstützen und in die Händel Niedersachsens sich nicht weiter einzumengen.

Erstaunt und verwundert schauten die anderen Fürsten der Liga diesen Umschwung an.[2] Kaum sind einige Monate vergangen, sagten sie, als man so hohe Forderungen erhob, und nun auf einmal fordert man gar nichts mehr, gibt man alles zurück! Wenn die Länder nicht ausreichten das Heer zu unterhalten: wie hat denn sich auf einmal jetzt urplötzlich diese Thatsache erschlossen? Konnte man das nicht auch damals schon erkennen oder ahnen? Und doch hat man fortgeworben gegen unsere Mahnung und dringende Bitte? Und doch wirbt man fort und fort auch noch heute? Das Ganze liegt diesen Fürsten vor wie ein Räthsel. Sie meinen, ein solches Verfahren der Nachgiebigkeit werde den Dänenkönig nur noch mehr steifen, er werde auch für die Mecklenburger Herzöge die Herstellung begehren, dazu ferner dies und jenes andere.

[1] Er ist in Ziffern. Beilage XLIII enthält einige wichtige Stellen der sehr ausführlichen Schrift.

[2] Beilage XLIV.

Lübeck als die minder Friedliebenden. Denn Tilly konnte sich schwer
[illegible] herabstimmen, daß alle Siege, alle Erfolge dem Reiche und
[illegible] auch gar keine Frucht tragen sollten. Tilly, der immerdar den
[illegible]alen Standpunkt, das allgemein deutsche Interesse vertritt, suchte
[illegible] dasselbe festzuhalten, wie nur immer möglich. Er verlangte zu
deutschen Seehandels die Aufhebung aller neuen Zölle im Sunde.
wenn nicht die Kriegskosten, doch Schadloshaltung für den muth-
[illegible]el, den der Dänenkönig mit so kalter, wohl überdachter Grausam-
[illegible]e im Herzogthum Lüneburg geübt.
[illegible]rzog Christian brachte die Belege dar, daß der Schaden, den seine
[illegible]en, sich auf acht Millionen Thaler belaufe.[1] Wallenstein bewog
[illegible]lche Forderungen fallen zu lassen. Man wolle ja nur christliche
[illegible], sagte er.
[illegible]urden am 22. Mai 1629 bewilligt. Alle Siege Tillys, der Kriegs-
[illegible]ie Spitze von Jütland, den Wallenstein in Folge jener Siege hatte
können, erwarben für das deutsche Reich auch nicht die mindeste
[illegible]llenstein durfte mit Recht sagen:[2] „Wenn der Dänenkönig nicht
Sinnen beraubt ist: so wird er mit beiden Händen nach diesem
[illegible]en." Wallenstein war sicher in der Lage dieß zu beurtheilen. In
[illegible] Christian IV. danach. „Nun wahrlich," rief er bei der Nach-
[illegible]chlusses aus,[3] „der Kaiser gibt mir mehr, als ich begehrt." Christian
[illegible]eine Länder zurück, und ihm ward keine Bürde irgend welcher Art
[illegible] wäre denn daß man das völlige Opfer seiner Ehre als eine solche
[illegible]e. Er hatte für englisches und holländisches Geld den Krieg unter-
Herstellung des Pfalzgrafen Friedrich, und dieser hatte, wie er zu
[illegible] da vertraut, wo er nicht hätte vertrauen sollen. In den Unter-

Das Schreiben[1] des Kaisers spiegelt alle Worte wieder, die wir in den Briefen Wallensteins an Collalto lesen. Auch aus dem Berichte des Kaisers scheint es fast, als habe sich das Verhältnis völlig umgekehrt, als habe nicht der Besiegte, sondern der Sieger die Fortdauer des Krieges zu fürchten. Der Kaiser erzählt, es sei nicht sein Wille gewesen alles zurückzugeben. Allein diejenigen, welche des Königs eigensinnigen und widerwärtigen Humor kennen, versichern, daß Christian aus sich selbst nie zum Frieden geneigt, sondern nur den Bitten der Räthe und Stände nachgegeben, daß er ferner, wenn man ihm nicht alles vollständig wieder zurückstelle, vor dem eigentlichen Schlusse wieder anderer Meinung werden, alles umstoßen und zur Wiedererlangung des Verlorenen mit den Nachbarn sich wieder verbinden könne. Namentlich sei dann der Schwede zu fürchten, und bereits habe der Dänenkönig mit demselben eine Zusammenkunft gehalten. In diesem Sinne fährt das Schreiben fort.

Auch so schon genügt das Gesagte zu dem Urtheile, daß ein siegreicher deutscher Kaiser ein solches Aktenstück nur unterschreiben kann, wenn er sehr friedliebend gesinnt ist. Von dem Gedanken, den Wallenstein seinem Mitfeldherrn Tilly gegenüber geltend gemacht, daß die ganze Kraft des Reiches gegen die Türken gewendet werden sollte, war in dem Schreiben des Kaisers an den Kurfürsten von Bayern nicht die Rede. Es ist dem Kaiser zu thun um Frieden nach allen Seiten, und zwar verlangt das Schreiben die höchste Eile; denn es sei Gefahr im Verzuge. Es ist ganz dasselbe, was Wallenstein an Collalto schreibt.

Der Kurfürst erwiderte, daß es ihm allein ohne den Rath seiner Bundesgenossen zu schwer sei, sich darüber zu äußern. Wenn aber der Kaiser keine anderen Mittel habe, wenn die andringende Gefahr so groß sei: so könne er dem Kaiser nicht entgegen sein. Nur wolle er bitten, daß der dänische König sich verpflichte den Pfalzgrafen Friedrich nicht mehr zu unterstützen und in die Händel Niedersachsens sich nicht weiter einzumengen.

Erstaunt und verwundert schauten die anderen Fürsten der Liga diesen Umschwung an.[2] Kaum sind einige Monate vergangen, sagten sie, als man so hohe Forderungen erhob, und nun auf einmal fordert man gar nichts mehr, gibt man alles zurück! Wenn die Länder nicht ausreichten das Heer zu unterhalten: wie hat denn sich auf einmal jetzt urplötzlich diese Thatsache erschlossen? Konnte man das nicht auch damals schon erkennen oder ahnen? Und doch hat man fortgeworben gegen unsere Mahnung und dringende Bitte? Und doch wirbt man fort und fort auch noch heute? Das Ganze liegt diesen Fürsten vor wie ein Räthsel. Sie meinen, ein solches Verfahren der Nachgiebigkeit werde den Dänenkönig nur noch mehr steifen, er werde auch für die Mecklenburger Herzöge die Herstellung begehren, dazu ferner dies und jenes andere.

[1] Er ist in Ziffern. Beilage XLIII enthält einige wichtige Stellen der sehr ausführlichen Schrift.

[2] Beilage XLIV.

Die Fürsten, die solche Besorgnisse, solche Fragen des Zweifels erhoben, bedachten nicht, daß derselbe Mann, der früher so viel gefordert und dießmal alles nachgeben wollte, daß Wallenstein, der sichtlich allein von deutscher Seite diesen Frieden machte, selber persönlich das größte Interesse dabei hatte, daß der Dänenkönig sich um die vertriebenen Herzöge von Mecklenburg nicht bekümmerte, ihrer bei dem Frieden, den er schloß, nicht gedachte.

Obwohl Tilly im Allgemeinen den Vorschlägen Wallensteins in Güstrow endlich zugestimmt: so erschien doch er, oder seine Bevollmächtigten auf dem Congresse zu Lübeck als die minder Friedliebenden. Denn Tilly konnte sich schwer zu dem Gedanken herabstimmen, daß alle Siege, alle Erfolge dem Reiche und der Nation nun auch gar keine Frucht tragen sollten. Tilly, der immerdar den deutsch nationalen Standpunkt, das allgemein deutsche Interesse vertritt, suchte auch in Lübeck dasselbe festzuhalten, wie nur immer möglich. Er verlangte zu Gunsten des deutschen Seehandels die Aufhebung aller neuen Zölle im Sunde. Er forderte, wenn nicht die Kriegskosten, doch Schadloshaltung für den muthwilligen Frevel, den der Dänenkönig mit so kalter, wohl überdachter Grausamkeit und Tücke im Herzogthum Lüneburg geübt.

Der Herzog Christian brachte die Belege dar, daß der Schaden, den seine Länder erlitten, sich auf acht Millionen Thaler belaufe.[1] Wallenstein bewog Tilly alle solche Forderungen fallen zu lassen. Man wolle ja nur christliche Bedingungen, sagte er.

Diese wurden am 22. Mai 1629 bewilligt. Alle Siege Tillys, der Kriegszug bis in die Spitze von Jütland, den Wallenstein in Folge jener Siege hatte unternehmen können, erwarben für das deutsche Reich auch nicht die mindeste Frucht. Wallenstein durfte mit Recht sagen:[2] „Wenn der Dänenkönig nicht aller seiner Sinnen beraubt ist: so wird er mit beiden Händen nach diesem Frieden greifen.“ Wallenstein war sicher in der Lage dieß zu beurtheilen. In Wahrheit griff Christian IV. danach. „Nun wahrlich,“ rief er bei der Nachricht des Abschlusses aus,[3] „der Kaiser gibt mir mehr, als ich begehrt.“ Christian erhielt alle seine Länder zurück, und ihm ward keine Bürde irgend welcher Art auferlegt, es wäre denn daß man das völlige Opfer seiner Ehre als eine solche ansehen wollte. Er hatte für englisches und holländisches Geld den Krieg unternommen zur Herstellung des Pfalzgrafen Friedrich, und dieser hatte, wie er zu thun pflegte, da vertraut, wo er nicht hätte vertrauen sollen. In den Unterhandlungen über den Frieden ward des Thoren nicht erwähnt. Der dänische König hatte ferner die Herzöge von Mecklenburg in sein Geschick mit hinein gezogen. Es wäre seine Pflicht gewesen sie zu schützen, oder doch ihr Fürsprecher zu sein. Er gedachte ihrer auch nicht mit einem Worte. Er hatte ferner verkündet, daß er den Krieg unternähme für die evangelische Religion. Er hatte

[1] Königliches Archiv zu Hannover.

[2] Chlumecky S. 132 Nr. CCXIV.

[3] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse. Beilage S. 361.

in dem ersten Jahre des Krieges seinen Zweck erreicht einen großen Theil des armen unwissenden deutschen Volkes mit dieser Lüge zu bethören, und es hatte lange Zeit der Gerechtigkeit und Milde Tillys bedurft, um die Menschen zurückzuführen von dieser Täuschung. Wir sehen die dänischen Gesandten zu Lübeck noch einmal und zum letztenmal diesen Punkt berühren, daß die Fürsten und Stände von Niedersachsen bei dem Religionsfrieden zu schützen seien.[1] Mit ihren Worten war dem Anstande genug geschehen, daß man das, wofür man lange den unwissenden Haufen zu täuschen gesucht hatte, nicht ganz mit Stillschweigen überging. Die Kaiserlichen würdigten diesen Punkt keiner Antwort, und die Dänen waren auch damit zufrieden. In den Punkten des Vertrages war von der Religion nicht die Rede, zum offenkundigen Beweise, daß die Dänen selber ihr Vorgeben vom Religionskriege als eine nach geendetem Kriege unbrauchbare Lüge anerkannten. Dieß stille Zugeständnis ist um so wichtiger, weil beim Abschluße des Friedens das Restitutionsedict bereits erlassen und allbekannt war.

Christian von Dänemark hinterließ dieß Mittel zur Bethörung der armen Deutschen einem glücklicheren Erben seiner Kriegeslust, der es gewandter und geschickter zu handhaben wußte.

Gegen das Ende des Jahres 1627 und zu Anfang 1628 hatte Gustav Adolf von Schweden geschwankt, ob er sich mit Wallenstein gegen den Dänenkönig, oder mit dem Dänenkönig gegen Wallenstein verbinden sollte. Es möchte eine allzu schwere Aufgabe sein bis auf den Grund durchdringen zu wollen, wen der Schwedenkönig täuschen wollte, ob Wallenstein und den Kaiser, oder seinen Nachbar von Dänemark. Das Wahrscheinlichste ist, daß er zu Anfang darüber mit sich selbst nicht einig war. So viel jedoch steht fest, daß im November 1627 der Antrag zum Bündnisse mit dem Kaiser von schwedischer Seite ausgegangen ist.[2] Wallenstein erwähnt bei der Gelegenheit, daß der Schwede schon ein Jahr zuvor seine Anträge gemacht, daß sie aus ihm unbekannten Gründen damals nicht beachtet seien. Der Sachlage nach ist es wahrscheinlich, daß sie damals an Tilly gekommen sind, der sie eines Wortes nicht würdigte. Wallenstein dagegen ging darauf ein. Er verlangte nur die Bedingungen zu wissen. Es war ja dadurch die Möglichkeit gegeben den Dänen alles zu nehmen, Wallenstein zu Lande, der Schwede zu Wasser. Im Januar 1628 wünscht Wallenstein begierig eine Antwort auf die Frage nach den Bedingungen.[3] Die Antwort bleibt aus. Schon am 7. Januar steigt in ihm die Ansicht auf, daß der Schwede ein doppeltes Spiel treibt, und diese Ansicht wird allmählig zur Gewißheit. Der Vertrag bleibt liegen.

Erinnern wir uns, daß schon gegen das Ende des Jahres 1627 der Streit Arnims mit der Stadt Stralsund begann. Dieser Handel ist aller Wahrschein-

[1] Theatrum Europ. II. 2.
[2] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 154. Nr. 83.
[3] a. a. O. S. 264. Nr. 127.

lichkeit nach der Schlüssel zu Gustav Adolfs Schweigen gegen Wallenstein. Mit Stralsund war mehr zu gewinnen, als mit der Besitznahme dieser oder jener dänischen Insel. Das erste Angebot des Schwedenkönigs an Stralsund ist vom 8. Februar 1628. Von da an ist von einem schwedischen Bündnisse mit Wallenstein gegen Dänemark nicht mehr die Rede. Der andere sehnliche Wunsch gelang. Wallenstein trieb dem Könige die deutsche Stadt in die Arme.

Ein wesentliches Mittel zum Kriege war dadurch gegeben. Es fehlte nur noch an einem einigermaßen haltbaren Vorwande. Gustav Adolf war seinem Schwager von Brandenburg ohne allen Vorwand in Preußen eingebrochen, hatte ihm Pillau genommen und die Unterthanen mishandelt. Ein solches Verfahren indessen war nicht gut anwendbar gegen den deutschen Kaiser. Gustav Adolf bedurfte gegen diesen um so mehr irgend einer Art des Scheines vor anderen Nationen, weil er das Banner des Religionskrieges, welches er vor den Deutschen zu entfalten gedachte, wohl bei den thörichten Deutschen selbst und den Schweden wehen lassen durfte, aber nicht vor den anderen Nationen, auf die er sonst buhlte: vor Franzosen, Italienern u. a. Vor diesen mußte er des Anstandes wegen irgend etwas Anderes aufzeigen können, irgend eine Beleidigung vom deutschen Kaiser. Es kam also darauf an eine solche zu erlangen. Stralsund mußte dazu dienen, und die Friedensunterhandlung in Lübeck.

Gustav Adolf schickte im Frühlinge 1629 zwei seiner Räthe auf den Weg nach Lübeck. Die Instruction derselben, namentlich diejenige des Salvius, war vorsichtig berechnet.[1] Ob er angenommen, ob er angewiesen wurde, eine Beleidigung mußte dabei herauskommen. Nahm man zu Lübeck ihn an: so sollte er das vorschlagen, was Gustav Adolf billige Bedingungen nannte. Dieß war die Forderung der Herstellung des Zustandes vor dem Kriege. Es war klar, daß auch die weitest ausschweifende Friedensliebe von kaiserlicher Seite das nicht gewähren würde. Das ja eben war es: das Nichtgewähren wollte der König. Erwiedern sie hierauf schimpflich, lautete nämlich weiter die Instruction: so soll Salvius sich um so mehr in Disputiren mit ihnen einlassen, auf daß er eine solche Resolution erpressen möge, aus welcher der König sicher ersehen könne, ob sie Freunde oder Feinde sein wollen.

Also hatte Gustav Adolf vorgebaut, um auch selbst in dem Falle, daß kein Gesandter in Lübeck zugelassen würde, für sich eine Beleidigung zu erwirken. Wahrscheinlicher indessen war die Nichtannahme. Denn wenn auch immerhin Gustav Adolf der deutschen Stadt Stralsund gegen Wallenstein Hülfe geleistet hatte: so stand doch Stralsund mit dem dänischen Kriege nur in einer sehr mittelbaren Verbindung. Nicht aus irgend welcher Zuneigung gegen den Dänenkönig, oder sonst irgend welcher Gemeinschaft mit ihm hatte Stralsund sich Wallenstein widersetzt, sondern lediglich zur eigenen Sicherheit. Deshalb auch konnte die Sache der Stadt Stralsund nicht ein Gegenstand der Friedensunterhandlung des Kaisers mit dem Könige von Dänemark sein. Und noch viel

[1] Geijer, Geschichte Schwedens III. S. 115 Nr. 1.

weniger war zu erwarten, daß die beiden Mächte, die unter sich Frieden schlossen, eine Geneigtheit an den Tag legen würden um Stralsunds willen eine dritte fremde Macht zu den Berathungen zuzulassen. Nach dem alten Satze: dränge dich nicht zu einem Rathe, zu dem du nicht berufen wirst, durfte Gustav Adolf mit Sicherheit eine Abweisung gewärtigen. Die Kaiserlichen und die Dänen waren darüber einverstanden.[1] Der Rath von Lübeck erhielt Befehl die Schweden nicht einzulassen. Salvius schickte von der Insel Langeland aus ein Schreiben, in welchem er sich für die Zulassung auf das Völkerrecht berief.[2] Er erhielt nicht das freie Geleit. Deshalb schickte er einen Secretär Lehausen mit Briefen. Niemand wollte dieselben annehmen. Lehausen versuchte es auf verschiedene Weise. Es war vergeblich. Er drang bis an die Thüre des Berathungszimmers. Dort hörte er von ungefähr aus dem Saale die Worte fallen: sechszig Stockprügel. Lehausen wußte nicht, für wen dieselben bestimmt seien; allein eine leise Regung seines Gewissens mochte ihm eine entfernte Beziehung derselben zu seiner Persönlichkeit andeuten. Er hielt es für das Sicherste davon zu eilen. Er begab sich unmittelbar nach Nyköping, wo der König Gustav Adolf sich befand, und berichtete das Geschehene. Für diesen reichte das jedoch zu der gewünschten Beleidigung noch nicht hin. Lehausen erhielt den Befehl der sofortigen Umkehr nach Lübeck zu abermaligen Versuchen. Er bemühte sich dem kaiserlichen Baron Dietrichstein, als dieser gerade auf die Jagd gehen wollte, seine Briefe auf der Straße einzuhändigen. Auch das mislang. Dietrichstein erwiederte: nur die Versammlung und nicht er allein könne Briefe annehmen. Lehausen ging abermals dahin. Die Thür ward ihm nicht eröffnet. Er protestirte. Da weiter nichts zu erreichen war, kehrte er zurück. Der König Gustav Adolf begnügte sich auch dieß Geschehene als eine Beleidigung anzusehen. Er bedurfte derselben, wohl oder übel, und wir werden demnächst ersehen, wie er sie benutzt.

Noch in der letzten Stunde hatten die Gesandten der verschiedenen Mächte an der Nord- und Ostsee sich in Kopenhagen bemüht die Annahme des Friedens zu hintertreiben. Es gelang ihnen nicht. Der schottische Oberst Morgan unternahm einen Angriff während der Waffenruhe der Unterhandlungen. Wallenstein nahm es nicht sehr übel. „Das haben die schelmischen Holländer in Schuld," sagte er,[3] „denen Morgan mehr anhangt, als dem König." Wir haben gesehen, wie Wallenstein bei diesem selbst seiner Sache sicher war. Zwar Subsidien für den Krieg, den er nicht mehr führen wollte, hätte dieser dänische König auch nach dem Abschlusse des Friedens noch gern angenommen, und ließ sogar am 28. Mai im Haag darum anhalten.[4] Die Hochmögenden erwiederten dem dänischen Minister, daß ein solches Gesuch sie sehr befremde. Sie ließen ihn in ihre Versammlung führen, damit er im Namen seines Königs mit

[1] Pufendorf, de bello Suecico lib. II. §. 12.
[2] Der Bericht bei Harte, Gustav Adolf I. S. 191 (in der deutschen Uebersetzung).
[3] Chlumecky S. 134. Nr. CCXVII.
[4] Aitzema II. S. 787.

en damals dem Dänen einen Zoll auf der Elbe. [1] Dieß stand in ge-
iderspruche mit den Privilegien, welche der Kaiser ein Jahr zuvor der
mburg bestätigt, daß unterhalb derselben weder eine Festung an der
elegt, noch ein Kriegsschiff stationirt werden solle. Ferner hatte der
mals verfügt, daß zur Verhütung von Theuerung der Handel auf der
g frei sein und nie mit Zöllen belastet werden solle. Der Kaiser hatte
inen Eifer für die Hansestädte an den Tag gelegt. Er hatte mehr
l Versuche gemacht die Hansestädte durch Beförderung ihrer Interessen
sich und an das Reich zu binden. Wie mächtig mußte mithin der
eses unendlich schädlichen Mannes Wallenstein sein, der von dem übel
Kaiser gegen das Interesse der wichtigen Handelsstadt und des Reiches
fremden König solche Bewilligungen zu erlangen wußte!

lenstein hatte im Beginne seiner Feldherrnlaufbahn die Anhänglichkeit
städte an den Kaiser und das Reich rühmend und lobend hervorgehoben.
n gesehen, wie namentlich der Rath von Hamburg mit Tilly in freund-
rkehre stand. Auf Tillys Verwendung gab der Rath von Hamburg
Glocke der schönen Gudulakirche von Brüssel heraus, die in den
der Zeit des Abfalls der Niederlande durch die Watergeusen entführt
dere vielfache Beweise thun ein freundliches Einvernehmen dar. Konnte
ferner bestehen bleiben nach den Schritten Wallensteins? Es war
Stadt der Hanse in seinem Bereiche, die er nicht kränkte in ihren
ihren Ansprüchen, ihren Hoffnungen. Die Hansa sah in dem Feld-
Kaisers nicht mehr den Schützer und Retter gegen die Gewalt der
-Könige, sondern den Unterdrücker.

Einverständnis des Dänenkönigs mit Wallenstein ward von verschie-
iten geahnet. Schwedische Berichte muthmaßen den Plan einer Heirath
dem dänischen Prinzen Ulrich und der einzigen Tochter Wallensteins,

Person Tillys. Es war der wiederholte Versuch Wallensteins den Mann der Treue und Ehrlichkeit zu sich herüber zu ziehen in seine Bahn.

Wir haben auf diesen Plan und die Lage der Dinge näher einzugehen.

Der Maßstab der Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit, den wir an die Menschen jener Tage anzulegen haben, ist im Vergleiche zu denjenigen unserer Zeit ein sehr bescheidener. Es gibt zu allen Zeiten manche Menschen, bei denen ein bis in die feinsten Spitzen ausgebildetes Ehrgefühl eine festere Grundlage der Sittlichkeit ist, oder doch zu sein scheint, als selbst die Religion. Die Zahl solcher Menschen war damals ersichtlich geringer als heutzutage: sie war es namentlich bei einem Stande, der vermöge seiner äußeren Lebensstellung mehr als andere dem Lobe einer solchen Ehrenhaftigkeit nachzustreben sich für berufen hält. Der Gedanke an Desertion, Uebertritt in die Dienste des bisherigen Feindes ist in unserer Zeit unter allen Umständen ehrenrührig. Das siebzehnte Jahrhundert hatte dieses Ehrgefühl nicht bis zu solcher zarten Erregbarkeit ausgebildet. Wir haben den Maßstab des Söldnerthumes anzulegen, nicht bloß an die Geringen, welche es über sich gewannen auf einem und demselben Paar Schuhe einer Reihe sehr verschiedener Herren den Fahneneid zu schwören, sondern auch an die Höheren, an die Officiere, die Obersten, die Generale und nicht zum geringeren Theile auch an die Fürsten. Nicht als ob es damals etwas Gleichgültiges, gar Tadelfreies gewesen wäre heute zu fechten für diesen und morgen für jenen; aber es geschah sehr oft, und es geschah sogar mehr als einmal in solcher Weise, daß die damalige Mitwelt, so weit die Stimme derselben zu uns herüber dringt, solche Menschen nicht völlig verworfen zu haben scheint. Eine Persönlichkeit wie der Bastard Ernst Mansfeld, der im Sommer 1622 bei vier verschiedenen Parteien zugleich sich anbot, im folgenden Winter mindestens bei drei, würde in unserer Zeit unter der Last der allgemeinen Verachtung erdrückt werden. Wir behaupten nicht, daß in jener Zeit die Deutschen gegen ihn ein anderes Gefühl gehabt haben, es wäre denn das hinzukommende des Abscheues und des Entsetzens; aber der König von England nannte diesen Menschen zwei Jahre später seinen lieben Oheim, der Cardinal Richelieu zahlte ihm viel Geld, und der dänische König erkannte ihn als seinen Mitstreiter und als selbständigen General neben sich an. Auch andere Personen als Mansfeld sehen wir seltsame Phasen durchlaufen. Georg von Arnim ist zuerst in schwedischen Diensten, dann in kaiserlichen unter Wallenstein, berennt Stralsund und betheuert bei dieser Gelegenheit, daß das Vorgeben eines Religionskrieges erlogen sei. Er führt dann ein kaiserliches Heer zu den Polen gegen Gustav Adolf, vermittelt zwei Jahre später die Bündnisse deutscher Fürsten mit Gustav Adolf, befehligt die Sachsen bei Breitenfeld gegen die Kaiserlichen, führt dann ein sächsisches Heer gegen den Kaiser in Böhmen, predigt bei dieser Gelegenheit den Religionskrieg, und bleibt dabei im fortdauernden Einverständnisse mit Wallenstein. Der Däne Holk dagegen vertheidigt Stralsund gegen Arnim, und verkündet der Bürgerschaft von Stralsund, daß es den Kampf gelte um die evangelische Religion. Zwei Jahre später steht er jenem Arnim in Sachsen abermals gegenüber, nur mit

vertauschten Rollen. Arnim predigt den Religionskrieg gegen den Kaiser, Holk verneint ihn für den Kaiser. Arnim und Holk sind Lutheraner. Wir gedenken des Obersten Fahrensbach hier nicht, weil er leider noch mehr als einmal uns Stoff darbieten wird. Der Oberst Fuchs ist 1619 während des Unionstages zu Nürnberg in kaiserlichen Diensten, 1626 fällt er bei Lutter als dänischer Anführer und eine der Hauptstützen Christians IV. Solcher Beispiele sind von Anfang des Krieges an unzählige.

Besonders bunt in ihrem Wechsel sind eine Reihe der kleineren deutschen Fürsten. Nachdem Johann Ernst von Sachsen-Weimar gegen Wunsch und Bitten seiner Landstände und Theologen bei Prag mitgekämpft und sich dann vielfach reichsfeindlich umhergetrieben, verspricht er auf die Bitten der Stände seines Landes 1624 dem Kurfürsten Johann Georg fortan den Kaiser als das Haupt des Reiches zu ehren und niemals gegen denselben die Waffen zu führen, weder in, noch außer dem Reiche.[1] Im folgenden Jahre sehen wir ihn als Obersten unter dem Dänenkönige, wie er die kaiserlich gesinnten Landstände des Fürstenthumes Calenberg mit Brennen bedroht, wie er dann das Domcapitel von Osnabrück zwingt einen dänischen Prinzen zum Nachfolger des Bischofs zu erwählen. Sein Bruder Wilhelm war bei Stadtlohn im Heere Christians von Braunschweig mitgefangen.[2] Die Fürsprache Tillys und Anderer erwirkt ihm 1625 die Freiheit ohne Bedingung.[3] Wilhelm meldet seinem Bruder Johann Ernst die freundliche Gesinnung des Kaisers. Es koste nur ein kleines Bittschreiben: so werde Johann Ernst die volle Gunst des Kaisers wieder erlangen. Johann Ernst zog es vor gemeinsam mit Mansfeld sich in wilder Fehde umherzutummeln, bis er starb, wie jener. Gleiche Rauflust bewährte damals der jüngste, später sehr bekannte Bernhard, den der Eifer eines weimarischen Haushistorikers sogar mit dem Namen des Großen geziert hat. Als die Dinge in Dänemark sich wandten, gelobte Bernhard im Anfange 1628 dem Wallenstein: er wolle fortan in des Kaisers Devotion getreu verharren, und sich weder in Kriegsdiensten, noch sonst gegen den Kaiser gebrauchen lassen.[4] Er hielt das Versprechen mit seinem früher begnadigten Bruder Wilhelm ein paar Jahre lang. Dann kam der Schwede. Sobald Gustav Adolf in Deutschland sich festgesetzt hatte, gelobten die beiden Brüder dem Schwedenkönige ihr Erbe, Land und Leute mit ihm zu wagen. Aehnlich trieben es Andere.

Nicht alle freilich fanden bei dem Wechsel ihr Glück. Bei Stadtlohn 1623 war unter den Gefangenen der Herzog Friedrich von Altenburg.[5] Er ward nach Wien geführt, that Abbitte und erhielt Verzeihung. Dann fragte ihn der Kaiser, warum er einige Monate zuvor auf spanische Bestallung geworben und dann doch Christian zugezogen sei. Der deutsche Reichsfürst erwiederte: er habe

[1] Röse, Bernhard der Große I. S. 111
[2] a. a. O. S. 116.
[3] Khevenhiller X. 714.
[4] Röse, Bernhard der Große I. S. 398.
[5] Khevenhiller X. 526.

damals das Volk mit schweren Unkosten zusammen gebracht, und eine geraume Zeit auf spanische Bestallung gewartet. Weil aber nichts erfolgt, so habe er sich zu demjenigen begeben, der Sold geboten, weil sonst sein Volk sich empört haben würde. Wir sehen, wie dieser Herzog im Jahre 1622 die Wallensteinische Art ein Heer zu unterhalten ohne allen Sold von seiner Seite, nur durch Contributionen, noch nicht kannte. Wenn nun, fuhr damals Friedrich von Altenburg fort, der Kaiser seiner begehre: so wolle er gern in kaiserliche Dienste treten. Er habe das auch Tilly schon angeboten, der General es aber nicht annehmen wollen. Ob der Kaiser vielleicht dachte: Tilly möge seine Gründe haben? Wir finden denselben Herzog, der 1624 dem Kaiser begnadigt seine Dienste anbot, 1625 im dänischen Heere. Als er bei Seelze unfern von Hannover verwundet hergeführt wurde, erkannte ihn ein kaiserlicher Officier, und schoß mit höhnenden Reden über die Wortbrüchigkeit den jungen Herzog nieder.

Die hauptsächlichste Triebfeder dieses unehrenhaften Wechsels ist mehr noch als Rauflust die Habgier. Denn ein Eifer zum Schlagen ist sehr selten erkennbar. Wir haben gesehen, wie der große Meister im Werben der Söldner, wie Wallenstein durch das Auswerfen des Köders für diese Gier die Massen an sich zog, wie es ihm eben dadurch gelang in das Heer Tillys, wo diese Leidenschaft nicht die Aussicht auf Befriedigung fand, breite klaffende Lücken zu brechen. Die stetige Einwirkung dessen, was man im Wallensteinischen Heere vor Augen sah, wirkte zersetzend auf den Geist der höheren Officiere im Heere der Liga. Im Beginne des Jahres 1629 schien Wallenstein seinem Ziele der moralischen Desorganisation desselben um einen bedeutenden Schritt näher zu kommen.

Einer der ersten Officiere im Heere Tillys war der Graf Gallas. Der Kurfürst Max hatte ihn bevorzugt, ihm eben noch ein Regiment gegeben. Im März 1629 forderte Gallas trotzig seinen Abschied,[1] mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß er im Falle der Weigerung sich den Abschied selber nehmen würde. Der Kurfürst Max war wegen des bösen Beispieles sehr erzürnt. Er gebot Tilly den übermüthigen Obersten in Arrest zu legen. Tilly wagte es nicht; denn Gallas, sagte er, habe das Patent als Generalwachtmeister unter Wallenstein schon in Händen. Der Kurfürst beschwerte sich heftig bei Wallenstein selbst.[2] Dieser wartete einige Zeit, dann erwiederte er: Gallas sei ja nicht in fremde Dienste gegangen, sondern in diejenigen des Kaisers, von denen auch der Kurfürst Nutzen habe. Darum möge Max dem Gallas das Benehmen bei der Entlassung verzeihen. Wallenstein setzte höhnisch hinzu: wenn von seiner Armee Officiere in den Dienst der Liga treten wollten, so werde er sie nicht hindern, sondern vielmehr Gefallen daran haben. Aehnlich wie mit Gallas stand es mit Andern. Der Graf Anholt, dessen Verdienste Tilly oft, namentlich in der Schlacht bei Stadtlohn rühmend anerkannt, fing in Jever und Oldenburg

[1] Westenrieder, Beiträge VIII. S. 166.
[2] Chlumecky S. 135. Beilage zu CCXVIII. Maximilian am 7. April. Wallenstein am 31. Mai.

er Weise Walleusteinischer Obersten zu fordern. [1] Auch früher schon
nd seine Frau, die mit ihm umherzog, im Fürstenthum Osnabrück
ldenen und silbernen Bechern nicht abhold gewesen. [2] Dießmal jedoch
er alles Maß: er forderte gleich Arnim und Fahrensbach und
dieser Art. Der scharfe Tadel des Kurfürsten Maximilian und des
that ihm wehe. Zugleich vernahm er nun durch Gallas, wie wohl
allenstein gegen ihn gesinnt sei. Er war bereit in Wallensteinische
rzugehen, mit denselben Aussichten und Hoffnungen wie beim Heere
Er wollte die dritte Person im Heere Wallensteins sein. Dieser ver-
dazu noch ein Gut, gestattete ihm auch noch ein Regiment zu Roß,
zu Fuß zu werben. [3] Das klang erfreulich. Anholt lief über, und
ficiere und Soldaten nach sich. [4] Pappenheim und Gronsfeld schwankten
ägung des gleichen Entschlusses.

damit begnügte sich Wallenstein. Seine Plane gingen höher hinaus.
en Mann wollte er gewinnen: auf Tilly selber war sein Absehen
Neffen wollte er verstricken in seine Bahn. In seinem eigenen Sinne
lenstein Recht haben; denn bis dahin waren ihm, wie es scheint, die
er Art noch niemals fehl geschlagen.

reitwillig die Liga in der Anerkennung der Verdienste ihres Feldherrn
igte sie sich doch wenig eifrig ihre Erkenntlichkeit auf die gebührende
die Schenkung eines Grundbesitzes darzuthun. Einen solchen Besitz
illy. Mehr als einmal hatte er das Verlangen ausgesprochen die
übrigen Tage in Ruhe und Frieden hinzubringen, und namentlich
e sich in ihm dieser Wunsch geregt, als er im Jahre 1623 den
oden abermals gesäubert hatte von den Verderbern, und wider seinen
t machen mußte an der Grenze des Landes, von woher all das
. Die Erfüllung ward ihm nicht vergönnt; aber der Wunsch blieb
Dennoch ist es nach der Persönlichkeit, nach dem Benehmen Tillys
henkung der Infantin und ferner auch in diesem Falle wahrschein-
er Greis mehr um seiner Neffen willen etwas gewünscht habe, als

ger gestalteten sich diese Aussichten durch eine Schenkung des Kaisers.
sagte für Tilly 300,000 Schock böhmische Groschen zu, die er erst
0 fl., und dann auf 400,000 Rthlr. erhöhte. Diese letzte Erhöhung
erk Wallensteins. Tilly wußte es. Er richtete am 17. März 1628
ein eine Danksagung, daß dieser sich für ihn verwandt, und fügte
würde es noch lieber sehen, wenn dieß Geschenk statt in Gelde ihm

[1] elmann, Oldenburgische Chronik S. 190
[2] hiedene Angaben dieser Art im Archive der Stadt Osnabrück. Es ist ein-
e von einem Pokale 95 Loth schwer
[3] necky S. 149. 10 Juni 1629.
[4] urieder, Beiträge VIII. S. 173.

in Gewahrsam angewiesen würde.[1] Dasselbe schrieb Tilly an den Kaiser.[2] Dies ist nicht unwichtig, weil daraus erhellt, daß Tilly von weiteren Schritten Wallensteins nichts ahnte, sondern offen aussprach, was er dachte. Es ist möglich, daß Wallenstein geglaubt hat dadurch sich Tilly für seine nächsten Absichten willfährig zu machen. Er bat nämlich kurz nachher inständigst um Ueberlassung von drei Regimentern gegen Stralsund. Er wiederholte dreimal diese Bitte. Tilly schlug sie ab, weil er die Sache Wallensteins gegen Stralsund nicht billigte. Wallenstein, der sonst nicht leicht etwas vergaß, ließ sich dadurch in seinen ferneren Bestrebungen für Tilly nicht hindern. Sein Plan ging darauf hin für Tilly ein Reichsfürstenthum zu erlangen, wie er selbst ein solches an Mecklenburg besaß. Wallenstein ersah für Tilly das Fürstenthum Calenberg. Neben diesem sollte ferner der ausgezeichnetste Officier im Heere der Liga bedacht werden: Pappenheim sollte Wolfenbüttel erhalten. Mithin sollten Tilly und Pappenheim sich in die Länder des Herzogs Friedrich Ulrich theilen.

Der Plan war mit Meisterhand entworfen. Wallenstein fühlte sehr wohl und wußte sogar aus den Protestationen der katholischen Kurfürsten gegen die Verleihung von Mecklenburg an ihn, daß bei einer Wendung der Dinge die gesammten Reichsfürsten sich einig gegen ihn erheben würden. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, welche Berathungen im Schooße der Liga gegen ihn gepflogen wurden, wie man dort mehr als einmal die Frage der Anwendung von Gewalt erhoben und erwogen hatte. Er wußte, daß Tillys Arm gegen ihn verfügbar war. Deshalb war es augenscheinlich von wesentlichem Vortheil, wenn es gelingen konnte den alten Feldherrn in eine ähnliche Stellung zu bringen, wie Wallenstein selber sie einnahm. Daß Tilly aus sich keinen Schritt von solcher Art thun würde, wie Wallenstein bei Mecklenburg gethan, sah auch Wallenstein mit Sicherheit voraus. Er selbst mußte diese Schritte für Tilly thun. Er für Tilly mußte den Kaiser bitten. Wenn dann der Kaiser selbst dem General Tilly das Geschenk darbot: so ließ sich nach Maßgabe aller anderen menschlichen Verhältnisse erwarten, daß die weltkundige Ehrlichkeit des alten Mannes dennoch ein kaiserliches Geschenk, und wäre es auch nur aus Gehorsam, nicht ausschlagen würde. Und auch in dieser Beziehung war es für den Plan Wallensteins vortheilhaft nicht bloß Tilly zu bedenken, sondern in ähnlicher Weise auch den ersten der Officiere des ligistischen Heeres, den Grafen Pappenheim, zumal da er der Willfährigkeit desselben sicher war. Eben diese Willfährigkeit konnte dazu dienen durch die Macht des Beispiels eine Art von moralischem Drucke auf Tilly auszuüben, den Feldherrn nachgiebiger zu machen. Aber nicht allzu früh durfte diesem die Sache vorgelegt werden. Sie mußte erst vollständig vorbereitet, sie mußte so zur Reife gebracht sein, daß an Tilly keine andere Zumuthung zu machen stand, als nur das Dargebotene doch nicht auszuschlagen.

Wenn Tilly sich dazu bewegen ließ: so war der Gewinn für Wallenstein

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. S. 129.
[2] Mailáth, Geschichte Oestreichs III. 149

von sehr bedeutsamer Art. Bislang stand er allein gegenüber den Reichsfürsten, deren schlecht verhehltes Grollen ihm ein aufsteigendes Unwetter in nahe Aussicht stellte. Anders lag die Sache, wenn Tilly und Pappenheim in der Hauptsache gegen diese Reichsfürsten eine gemeinsame Schuld auf sich luden. Denn das war die unvermeidliche Folge der Annahme eines dargebotenen Fürstenthumes: der Bruch mit dem ganzen Stande der Reichsfürsten. Allein die drei ersten Kriegeshäupter geeinigt durften immerhin dem Sturme, der auf einen solchen Bruch erfolgen konnte, getrost und sicher sich entgegenstellen: an der geeinten Kraft der drei Feldherren, denen Niemand einen Gleichen entgegenzustellen hatte, mußte jeder Sturm zerschellen. Die Reichsfürsten würden genöthigt sein diese drei als völlig Gleichberechtigte anzusehen: sie würden sich beugen vor Wallenstein. Und eben dasselbe würde Tilly thun, wie Pappenheim es längst schon that. Denn indem Tilly eine Schenkung annahm aus der Hand von Wallenstein, ordnete jener sich diesem unter. Und wenn Tilly sich unterordnete: so war das Bundesheer so gut wie zersprengt: so gehorchte es fortan Wallenstein als dem Herrn im Reiche. Also war der Plan.

Die Verhältnisse zur Ausführung schienen nicht ungünstig zu liegen. Tilly sollte Calenberg haben. Es kam zunächst darauf an diesem Feldherrn einen ähnlichen Rechtsanspruch darauf zu verschaffen, wie Wallenstein auf Mecklenburg gehabt. Wir haben bereits berührt, wie lange zuvor Wallenstein den Kaiser bewogen seine Schenkung an Tilly auf 400,000 Rthlr. zu bringen. Merkwürdiger Weise stimmte diese Summe genau überein mit einem Capitale, welches der Herzog Friedrich Ulrich von Calenberg dem Dänenkönige schuldig war. Die Stände von Calenberg hatten die Bürgschaft für 300,000 Rthlr. übernommen, für die anderen 100,000 Rthlr. hatte Friedrich Ulrich das Amt Syke zum Pfande gesetzt. Die Forderung bestand in voller Kraft.[1] Wallenstein bewirkte es in seinen geheimen Unterhandlungen mit dem Dänenkönige, daß Christian die ganze Forderung von 400,000 Rthlr. in dem Frieden von Lübeck dem Kaiser abtrat. Mithin war für den Kaiser die einfachste und leichteste Weise sein Versprechen an Tilly dadurch zu halten, daß er dem Feldherrn diese Forderung überwies. Tilly konnte und durfte nicht bloß, er mußte das annehmen.

Dieß war unzweifelhaft. Es blieb dann die andere Seite der Sache übrig: wie war es anzufangen, daß der Herzog Friedrich Ulrich seiner Länder verlustig erklärt würde? Das war offenbar nicht so leicht wie bei den Mecklenburger Herzögen. Dort hatte derjenige, der den Vortheil davon hatte, daß sie ihrer Länder verlustig erklärt würden, Wallenstein selber die Anklagen vorgebracht und trotz allen entgegen stehenden Zeugnissen mit Hülfe der bestochenen Räthe des Kaisers aufrecht erhalten, weil er es so wollte. Einen solchen Willen hatte Tilly nicht. Es erwuchs für Wallenstein nach seinem Plane die Aufgabe

[1] Archiv der Calenbergischen Landschaft zu Hannover. Nach einem Schreiben Friedrich Ulrichs an die Landschaft vom 29. November 1628 beträgt der Rückstand der Zinsen damals für 1626—28 die Summe von 72,000 Thlr. Mithin kann von einer geschehenen Rückzahlung des Capitales in dieser Zeit gar nicht die Rede sein.

eine solche Anklage gegen den Herzog Friedrich Ulrich zu erheben, Beweise und Zeugnisse für diese Anklage zu bringen, bis ein kaiserliches Urtheil erfolge, welches dann auch Tilly anerkennen würde.

Wallenstein hatte sich sein Opfer auch diesmal trefflich ausgesucht. Es lag aus der Entwicklung der Dinge dieser letzten zehn Jahre klar vor Augen, daß die geistigen Kräfte Friedrich Ulrichs eben so wie diejenigen der Mecklenburger Herzöge das gewöhnliche Mittelmaß der Menschen nicht erreichten. Die Laufbahn dieses Unglücklichen, dessen weicher, nachgiebiger Sinn nur ein Werkzeug in der Hand stärkerer Charaktere war, zeigt eine Kette der trübseligsten Leiden für ihn selbst und für sein Land. Im Beginne des dreißigjährigen Krieges ward hier und fast wie unter seiner Obhut das schamlose Gewerbe des Kipper- und Wipperwesens, die Münzfälschung, von den ersten Beamten des Herzogthums, von Mitgliedern der Ritterschaft in einer Weise ausgeübt, wie nirgends sonst in Deutschland. Friedrich Ulrich stand noch im jugendkräftigen Mannesalter, als schon die herbsten Lebenserfahrungen Schlag auf Schlag auf ihn niederfielen. Sein Weib ward ihm untreu und entfloh. Sein Bruder Christian betrog ihn, ebenso der Oheim von Dänemark, ebenso die eigenen Räthe, die in dänischem Solde standen, und den Fürsten und das Land zu unsäglichem Verderben dieselben an Dänemark verriethen.[1] Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der dänische Oheim auf den Vorschuß der 300,000 Rthlr. mit der Bürgschaft der Landstände seine Pläne gegen den Neffen gebaut, um diesen hinaus zu drängen. Denn Wallenstein sagt geradezu, wie wir gesehen haben, daß der Dänenkönig Absichten auf das Braunschweigische Land gehabt. Vielleicht ist sogar von daher für Wallenstein der erste Gedanke seines Planes entsprungen, nämlich der Gedanke, das Capital, welches Friedrich Ulrich ursprünglich dem dänischen Oheime, durch die Cession desselben dann dem Kaiser, durch die Schenkung wiederum des Kaisers dem General Tilly schuldete, dieses Capital in derselben Weise für seine Pläne in Bezug auf Tilly zu nutzen, wie der Dänenkönig es für sich hatte benutzen wollen. Friedrich Ulrich tauschte nur den Gläubiger, im Uebrigen blieb für ihn die Sache dieselbe. Eben dieselben Räthe, die früher in der Umgebung Friedrich Ulrichs dem Dänenkönige zu Willen gewesen waren, die Friedrich Ulrich dann doch nicht entlassen hatte, wurden nun von Wallenstein und Pappenheim zu ihren Werkzeugen gegen den armen Friedrich Ulrich ersehen.

Ueberblicken wir die Thatsache.

Der Herzog Friedrich Ulrich hatte bis zum Tode seines Bruders Christian unter dem Drucke desselben und des Dänenkönigs zu diesem gehalten. Damals dachte man in Wien daran auch über ihn die Reichsacht auszusprechen.[2] Es kam nicht dazu, zumal da es sehr bald hervortrat, daß Friedrich Ulrich sich bemühte, sich von Dänemark loszusagen. Noch mehrere Wochen vor der Schlacht

[1] Man vergleiche das Actenstück bei Decken I. S. 389. Nr. 69 ff. — Die Landtagsproposition von 1628 im Archive der Landschaft Calenberg spricht diesen Verdacht des Verrathes den Landständen unverblümt aus.

[2] Man vergleiche Decken I. S. 274 ff.

knüpfte er Unterhandlungen mit Tilly an. Der Feldherr, der die
der Landstände kannte, war freundlich und bereitwillig darauf einge-
ld hatte, obwohl anfangs in Wien die Stimmung für Friedrich Ulrich
g war, dennoch im Namen des Kaisers ihm Verzeihung für das Ver-
gesichert. Die Verzeihung konnte sich offenbar nicht auf Christian
der in offenbarer Rebellion gestorben war. Die Besitzungen, welche
angehört hatten, die Grafschaften Hohn- und Reinstein waren ver-
hnstein fiel für 60,000 fl. an den Grafen Thun, Rein- oder Regen-
0,000 fl. an den Grafen Max von Waldstein. Aehnlich erging es
n Besitzungen. Auf die Wiedererlangung derselben hoffte Friedrich Ulrich
Näher lag es ihm seine eigenen Besitzthümer zu behalten. Und diese
wohl durch die nicht offene, sondern geheime Anklage Wallensteins und
ns, daß Friedrich Ulrich nach der kaiserlichen Verzeihung, die er im
26 durch Tilly erhalten, nicht freiwillig, sondern nur in öffentlichen
n Dänemark abgetreten, im Stillen dagegen mit dem Oheime nach
Bündnisse geblieben sei. Um dieses auszuforschen, um Anhaltspunkte
Verdacht dieser Art zu gewinnen, war Pappenheim in Wolfenbüttel
chdem er diese Stadt gewonnen, verweilte er auch ferner da, zog die
Herzogs gefänglich ein, und ließ sie verhören. Es ward ihnen kaiser-
ihung zugesichert, und dann bekannten sie, was sie wußten, und
ch was sie nicht wußten; denn Rautenberg, der gefährlichste von allen
m sei so zugesetzt worden, daß er das Feuer in der Asche habe suchen
Jedenfalls konnten sie nur bekennen, was sie selbst gethan hatten;
rich Ulrich war eine Puppe in ihrer Hand gewesen. Er selbst mochte
n nach der Schlacht von Lutter dem Begehren Tillys nicht vollständig
zu haben. Damals hatte Tilly die Auslieferung des Rautenberg und
n Rathes, Namens Elz, gefordert, weil diese beiden offenkundig im däni-
standen. Friedrich Ulrich hatte es geweigert. Zum Danke dafür, daß
Ulrich diese Menschen der gerechten Strafe Tillys entzog, verriethen sie
ppenheim, der ihnen Straflosigkeit zusicherte. Und gleich als sollte
tzigen Sache alle Schurkerei zu Tage gewühlt werden: so gesellte sich
Räthen noch derselbe Graf Solms,[2] der als Commandant von Wolfen-
gequälten Lande unabläßig verkündigt hatte: es sei der Zweck seiner
ie evangelische Religion zu schützen.

enheim betrieb die Sache mit großem Eifer.[3] Es fehlte ihm ein
r Räthe, der sich zu Braunschweig aufhielt. Pappenheim lockte ihn
vor, und führte dann alle drei nach Güstrow. Dort ward das Ver-
en diese drei Männer unter die Formen einer gerichtlichen Untersuchung
Pappenheim führte dabei den Vorsitz, und berichtete jeden Abend, was sich

rmann, Geschichte von Braunschweig L. Bd. II. Nr. 2.
igliches Archiv zu Hannover.
en I. S. 279 ff.

ergeben. Dazu trug Wallenstein auch Fürsorge in Wien. Er gebot dem [illegible] darüber zu wachen, daß nicht [illegible] eine neue [illegible] Denn das [illegible] würde dem kaiserlichen Dienste und der Armee zum Nachtheile gereichen.[1] [illegible] stein und Pappenheim erhoben die Anklage, daß Friedrich Ulrich im [illegible] 1626 nur aus Noth und Furcht getrieben von dem dänischen Könige [illegible] im Geheimen jedoch fortdauernd mit ihm im Einverständnisse geblieben sei.[2] [illegible] glaubten dieß erhärten zu können durch die Aussagen des Rathes [illegible] Demgemäß macht sich Pappenheim mit demselben auf den Weg nach Wien, [illegible] dort auf diese Weise die Acht gegen Friedrich Ulrich zu erwirken. Mit dem [illegible] spruche derselben schien der wichtigste Schritt gethan zu sein, und dann [illegible] man Tilly, der von allen diesen Dingen nichts wußte, ein Fürstenthum zur [illegible] nahme darbieten.

Die erste Nachricht von den Bemühungen in Wien erhielt der [illegible] Herzog Georg noch einige Wochen früher, als Wallenstein dem Kaiser [illegible] Aldringer diesen Vorschlag der Uebertragung Calenbergs für die 400,000 [illegible] an Tilly machen ließ. Dieß geschah erst im März, schon im [illegible] wußte es Georg.[3] Er gehörte damals dem kaiserlichen Heere an, das in [illegible] stand. Die Gefahr bedrohte ihn nächst Friedrich Ulrich am meisten. [illegible] Vetter Friedrich Ulrich hatte weder Sohn noch Bruder, und die Celle'sche [illegible] Welfenhauses hatte den Herzog Georg zum Stammhalter erwählt. [illegible] Georg Aussicht auf das Erbe Friedrich Ulrichs. Er berichtete sofort an seine [illegible] und Vettern: es sei der bestimmte Vorschlag Wallensteins für die 400,000 [illegible] die der Kaiser an Tilly versprochen, diesem General das Fürstenthum Calenberg anzuweisen. Dann gab er seinen Rath, wie dem entgegenzutreten [illegible] Und hier ist gleich sein erstes Wort von großer Wichtigkeit. Er bittet seine [illegible] wandten sich an Tilly zu wenden. Ein Jahr zuvor, als Wallenstein die [illegible] lenburger Herzöge aus ihrem Besitze stieß, hatten auch diese in gleicher [illegible] wie an die hauptsächlichsten Reichsfürsten sich Hülfe flehend an Tilly gewandt.[4] Immerhin konnten sie das thun wegen des allbekannten Charakters dieses Mannes. Sie konnten es ferner thun, weil Tilly sich beim Betreten von Mecklenburg [illegible] wohlgesinnt gegen sie erwiesen. Allein für das Welfenhaus lag die Sache [illegible] lich anders. Das befähigtste Glied desselben forderte seine Verwandten auf [illegible] selben Mann um Hülfe zu ersuchen, dem die in Wien wühlende Partei [illegible] hauptsächlichsten, augenfälligen Nutzen ihrer Umtriebe zugedacht hatte.

Indessen nicht blos Georg, sondern auch der ältere Christian kannte [illegible] aus langer Erfahrung. Er stimmte dem Rathe des Bruders bei und führte sofort ihn aus.[5] Er schilderte dem Feldherrn das Verfahren Pappenheims. [illegible]

[1] Chlumecky S. 103. CLXX vom 21. Februar 1629.
[2] Beilage XLV.
[3] Khevenhiller XI. 770.
[4] Mecklenburgische Apologie. Beilage XVIII. S. 93.
[5] Beilage XLVI.

nach seine feste Zuversicht aus, daß Tilly dasselbe höchlichst misbilligen, dagegen darüber wachen werde, daß die gegebenen Versprechen treu und unverbrüchlich bleiben. Tilly entgegnete,[1] daß er von der ganzen Sache nichts wisse. Der Kaiser habe ihm eine Belohnung versprochen: wie und wann aber, und worin sie bestehe, sei ihm völlig unbekannt. Auf die Klage über Pappenheim gebot Tilly demselben die Diener Friedrich Ulrichs unangetastet zu lassen, und meldete das Benehmen desselben dem Kurfürsten Max. Es stellte sich heraus, daß Pappenheim bei Tilly um Urlaub nach Italien gebeten und diesen Urlaub benutzt habe, die braunschweigischen Räthe nach Wien zu bringen.[2]

Unterdessen kamen mehr Nachrichten aus Wien. Die Sache ward drohender. Die Angehörigen des Welfenhauses schlossen sich enger zusammen und wirkten nach allen Seiten. Sie wenden sich an den Kurfürsten Max von Bayern, daß er ihr Fürsprecher bei dem Kaiser sei, daß er dagegen dem Pappenheim Einhalt thue. Sie beschließen eine Deputation an den Kaiser. Aber sie erschrecken vor den Kosten derselben und rechnen den Anschlag von 15,000 Rthlr. auf 5000 herunter. Auch diese Summe war schwer zu beschaffen. Zu einer Zeit, wo Wallensteinische Obersten monatlich für sich 8000 fl. fordern, meldet der Herzog Friedrich Ulrich, der Besitzer von mehr als einem fruchtbaren deutschen Fürstenthume, beklommenen Muthes seinen Vettern:[3] „Unser Credit ist bei der Verwüstung des Krieges dermaßen gefallen, daß wir ohne die Bürgschaft unserer Städte nicht 3 oder 400 Thaler erlangen können, auch wenn wir ein Großes damit retten sollten."

Näher lag zuerst eine Absendung an Wallenstein. Die welfischen Herzöge nannten den Mann, der mit dem Gedanken umging sie zu berauben, nach der Weise der Zeit ihren freundlichen lieben Herrn Oheim.[4] Sie schickten an ihn einen aus ihrer Mitte, den Herzog August. Die zaghafte und schüchterne Instruction beweist, welche Stellung Wallenstein den Reichsfürsten gegenüber einnahm, wie sehr sie ihn fürchteten. Nicht Ferdinand, sondern Wallenstein erscheint ihr als der wirkliche Kaiser. Während alle Glieder des Welfenhauses wußten, daß Wallenstein die Triebfeder gegen sie war, soll ihr Bruder und Vetter August von fern her leise um das Wohlwollen dieses Mannes werben. Jeder Schritt vom Allgemeinen zum Besonderen wird ihm vorgezeichnet, von den Versicherungen der Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser bis zur Klage über die Böswilligkeit der Uebelgesinnten, welche nachtheilige Gerüchte über das fürstliche Haus ausstreuen, bis zu der Bitte endlich um Nennung dieser Namen. Wallenstein hörte das alles geduldig an. Den Wunsch einer beständigen, vertraulichen, guten Correspondenz gewährte er sofort, weil ja das nur hohle Worte waren. Auch sei er bereit, sagte Wallenstein, zu allen gefälligen Diensten, besonders zu solchen

[1] Beilage XLVII.

[2] Bericht des Amtmanns Kahrstett vom 17. Juni im Königlichen Archiv zu Hannover.

[3] Königliches Archiv zu Hannover.

[4] Königliches Archiv zu Hannover.

Man könnte nun doch, gemäß der Tradition, die wir über jene Zeiten so vielfach noch in Deutschland herrschend sehen, sich der Ansicht zuneigen, als habe im Stillen noch eine Gemeinsamkeit zwischen Friedrich Ulrich und dem Oheime von Dänemark fortbestanden, eine Gemeinsamkeit etwa, die Tilly verborgen, dem schärferen Auge Wallensteins sich enthüllte. Wir haben dieser Frage weiter nachzuforschen. Zur Beantwortung derselben bietet sich uns ein Vortrag, den Friedrich Ulrich ein Jahr früher, im April 1628, vor seinen Landständen halten ließ, um darin seine Stellung zu dem ganzen Kriegswesen darzulegen.[1] Friedrich Ulrich bemüht sich darin seinen Landständen darzuthun, daß es niemals seine Absicht, sein Wille gewesen in irgend einer Weise feindlich gegen den Kaiser und das Reich aufzutreten. Er verwahrt sich bei Allem was hoch und theuer ist, daß er dieß nicht gewollt auf dem weltkundigen Unglückstage von Lauenburg im Frühlinge 1625: wie viel weniger denn nachher! Er versichert seinen Landständen mit den eindringlichsten Worten, daß der Kaiser ihn nach seiner Umkehr im Spätsommer 1626 anderen Reichsfürsten des Kreises zum Muster aufgestellt. Er betheuert, daß er selbst in das kaiserliche Wort das unerschütterlichste Vertrauen setze, daß er in dieser Treue nicht wieder wanken werde. Er legt das alles seinen Landständen dar, weil er weiß, daß bei ihnen die gleiche Gesinnung herrscht, daß seine Worte Wiederhall finden bei ihnen. Es ist nicht denkbar, daß ein Fürst, der also vor seinen Unterthanen sich darstellt, freiwillig abermals Gedanken des Verrathes gegen diesen Kaiser gehegt haben könne. Zum wenigsten ist es nicht glaubhaft ohne zwingende Beweise. Und da diese zwingenden Beweise von Wallenstein nicht beigebracht wurden: so hatte Tilly das Recht sein günstiges Zeugnis für die deutsche Gesinnung Friedrich Ulrichs auszusprechen.

Tilly kehrte von Güstrow nach Winsen an der Luhe zurück. Wußten es die welfischen Herzöge, wie er dort gegen Wallenstein sich geäußert? Jedenfalls hatten sie sein Wort, daß er auf die Plane Wallensteins und Pappenheims nicht eingehen würde. Wenn mithin Tilly auch dadurch schon so offen andeutete, was er von der Rechtmäßigkeit des Verfahrens gegen Friedrich Ulrich halte: so ließ sich auch die Hoffnung hegen, daß er mehr thun, daß er seine gewichtvolle Stimme dagegen abgeben werde. Man durfte um so eher dieser Hoffnung sich hingeben, weil Tilly selbst dem Herzoge Friedrich Ulrich, als dieser im Jahre 1626 zu seiner Pflicht gegen Kaiser und Reich zurückkehrte, die kaiserliche Verzeihung zugesichert hatte. Man durfte sich berufen auf dieses sein Wort, und Jedermann wußte, daß und wie dieser Feldherr Wort und Zusage halte.[2] Die Herzöge täuschten sich nicht. Tilly gewährte auch diese Bitte. Er gewährte sie, obwohl Friedrich Ulrich zur selben Zeit den Kaiser ersucht hatte zu befehlen, daß

[1] Beilage XLIX.

[2] Archiv der Landschaft Calenberg. Die Stände von Calenberg schreiben an Friedrich Ulrich 22. December 1628: Herr General Graff von Tilly sind also gesinnt vnd hochrühmblich erkant, das Se. Exc. Ihrer Parolle wirklich nachsetzen, vnd waß Sie einmal zugesagt, nicht allein hohen sondern auch geringen Standespersohnen als ein hoch- vnd weltberümbbter dapferer Kriegesheld vnnerbrüchlich tuhn halten.

Tilly die Besatzung aus Welfenland abberufe. Wie vorauszusehen, schlug Tilly in seinem Berichte an den Kaiser die letztere Bitte ab, weil ihm für die abziehenden Truppen kein anderes Quartier offen stand. Dagegen entsprach er der Bitte des Herzogs um Verwendung gegen die Umtriebe Wallensteins und Pappenheims in vollstem Maße, und zwar so sehr, daß Tilly die Bitte des Herzogs Friedrich Ulrich zu seiner eigenen machte.[1] Den Anklagen, welche Wallenstein und Pappenheim mit den treulosen Räthen des Herzogs Friedrich Ulrich in Wien vorbringen, stellt derselbe Mann, für welchen jene als Frucht des Gelingens ihrer Anklagen ein Fürstenthum zu erlangen trachteten, damit es ihm dargeboten würde, damit er es nur annehme — diesen Anklagen stellt derselbe Mann, der Fels der Ehre und Redlichkeit, bei dem Kaiser sein gewichtiges und vollgültiges Zeugniß entgegen, daß Friedrich Ulrich nach der erlangten Verzeihung, nach seiner Umkehr zu Recht und Pflicht in dieser Treue und diesem Gehorsam gegen den Kaiser wandellos sich bewährt habe. Und eben darum bittet Tilly: der Kaiser wolle den Herzog Friedrich Ulrich seiner Beschwerden entheben. Tilly thut mehr als das. Er fügt hinzu, daß er dafür dem Kaiser zeitlebens dankbar sein werde, wie für eine Gunst an ihn selbst.

Also Tilly am 17. Mai 1629. Zur selben Zeit waren auch schon Andere thätig. Die welfischen Herzöge hatten sich klagend an den Kurfürsten Max von Bayern gewendet, und Max trat, wie immer in solchen Dingen, bei dem Kaiser voran. War schon das formlose, von Wallenstein und Pappenheim ausgeübte Verfahren empörend für jedes Rechtsgefühl, so ward noch mehr das Standesinteresse des Kurfürsten Max als Reichsfürst beleidigt durch die Gewalt, die hier abermals einem seiner Mitfürsten von dem glücklichen Emporkömmlinge angethan wurde. Maximilian schilderte dem Kaiser das ganze rechtlose Verfahren mit den nachdrücklichsten Worten, die in jedem Buchstaben den eigenen Unmuth des Kurfürsten verkünden.[2] Selbst wenn der Kaiser vorher geneigt gewesen wäre auf Wallensteins Forderungen einzugehen: so mußte doch die Beschwerde des gewichtigsten Kurfürsten im Reiche, seine Enthüllung der tückischen Anschläge gegen den armen Herzog Friedrich Ulrich, dessen einziges Verbrechen seine gutmüthige Einfalt war, dem seine Landstände trotz aller seiner Misgriffe noch kurz zuvor ihre Anhänglichkeit in warmen Worten ausgesprochen,[3] den Kaiser zu besserer Einsicht in die Lage bringen. Wallenstein fühlte die Wirkung des Schreibens bei den kaiserlichen Räthen.[4]

Eine schärfere Sprache führt am selben Tage, dem 12. April 1629, der Kurfürst Max gegen den ligistischen General Pappenheim,[5] der durch Wallensteins Vorspiegelungen verlockt sich ein Herzogthum Wolfenbüttel geträumt hatte. Der Kurfürst faßt die Sache so auf, als könne Jemand glauben, daß Maximilian

[1] Beilage I.

[2] Das Actenstück bei v. d. Decken I. S. 390. Nr 71 vom 12. April 1629.

[3] Beilage II.

[4] Chlumecky S. 152. Le lettere del Signore Duca di Baviera hanno fatto gran danno e messo spauento in molti Ministri, schreibt ihm San Giuliano.

[5] Bei Decken I. S. 391. Nr. 72.

selber als Kriegsherr der Liga das Benehmen Pappenheims vorher gebilligt, oder gar befohlen habe. Von diesem Standpunkte aus mußten seine Vorwürfe gegen Pappenheim um so heftiger und schärfer werden. Max gebietet dem General sofort von dem ertheilten Auftrage abzustehen, derselbe möge kommen, von wem er wolle. Die Hoffnung für Pappenheim war damit völlig aus.

Wir erinnern uns, daß in denselben Tagen, als der Kurfürst Max diese Schreiben ergehen ließ, Tilly bei Wallenstein in Güstrow weilte und dort von diesem bei Wege lang über seine Meinung von dem Herzoge Friedrich Ulrich und ein etwaiges Verfahren gegen denselben ausgeforscht wurde. Da Tilly nicht befriedigend antwortete, brach Wallenstein ab. Es war klar, daß der Hauptplan nicht durchzuführen sei. Dennoch ließ Wallenstein die Sache noch offen. Nach vielen Reden über die Untreue Friedrich Ulrichs, die sich aus Pappenheims Beweisen ergebe, fordert er den Collalto [1] auf, die Sache dahin zu richten, daß Tilly für sein Guthaben in dem Herzogthum Braunschweig so viele Aemter angewiesen werden, als das kaiserliche Gnadengeschenk der 400,000 Rthlr. betrage. Wallenstein verlangt für sich den Auftrag der Einweisung Tillys in dieses Besitzthum.

Die Entscheidung des Reichshofrathes entspricht der Lage der Dinge, wie sie sich durch Tillys eigene Fürbitte für Friedrich Ulrich, durch die energische Verwendung des Kurfürsten Max, durch das Schreiben Wallensteins an Collalto gestaltet hatte. Die Entscheidung ist weder kalt, noch warm. Der Reichshofrath erkannte zuerst die Anklage gegen Friedrich Ulrich als begründet an. [2] Er nannte diesen armen Herzog, der sein Lebenlang nur der Spielball fremder Tücke war, einen Hauptstifter und Urheber der Unruhe und Empörung im niedersächsischen Kreise. Aber alle diese Anklagen, die der Reichshofrath als begründet erkannte, bezogen sich auf die Zeit vor dem Vertrage Friedrich Ulrichs mit Tilly, vor der erlangten Verzeihung, und darüber ging keine hinaus. Dessen ungeachtet erklärte der Reichshofrath, daß der Kaiser an den Vertrag des Herzogs Friedrich Ulrich mit Tilly von Rechtswegen nicht gebunden sei; aber es folgt unmittelbar darauf der Zusatz, daß der Kaiser es bei der Einziehung der Grafschaften, und ferner bei der Anweisung von 400,000 Rthlr. an Tilly bewenden lasse.

Abermals machten die welfischen Herzöge einen Versuch bei Tilly selbst. [3] Er erwiederte wohlwollend und freundlich wie zuvor. Er schilderte offen den Hergang der Dinge, so viel er davon wußte. Er berichtete, welche Gespräche er mit Wallenstein über die Sache geführt, und ließ durchblicken, wie er die Plane desselben zu Gunsten seiner selbst entschieden misbilligt. Aber dann legte er eben so offen seine eigenen Rechte dar. Der Kaiser habe ihm die Forderung des Dänenkönigs an Friedrich Ulrich abgetreten: er hoffe und bitte, daß man darin ihm keine Schwierigkeit machen werde.

Wir sehen, dieß Verhältnis ist ein völlig anderes. Tilly hatte von sich

[1] Chlumecky S. 121. Nr. CXCIII vom 30. April 1629.
[2] v. d. Decken I. S. 281.
[3] Vergleiche die bereits angeführte Beilage XLIX.

gewiesen, was nur durch ein Unrecht, wenn auch nicht von ihm ausgehend, zu erlangen war. Aber die Forderung der 400,000 Rthlr., das Verlangen nach ein Unterpfand in Grundbesitz zu haben, war sein Recht. Tilly beharrte darauf.

Abermals wandte sich Friedrich Ulrich an Tilly selbst. Zu dem Unterpfande, welches Tilly verlangte, gehörte das Amt Seße, welches dem Dänenkönig für 100,000 Rthlr. verpfändet gewesen war. Der Amtmann von [illegible] erschien im Namen Friedrich Ulrichs vor Tilly, und bat den Gang der Unterhandlungen am kaiserlichen Hofe abzuwarten.[1] Die dänische Forderung, behauptete dieser Amtmann, sei nichtig, und Christian von Halberstadt, dessen Güter man verlange, habe kein Erbtheil, sondern nur Schulden hinterlassen. Tilly war verletzt durch diese neue Zumuthung. Er habe, erwiederte er, dem ganzen römischen Reiche deutscher Nation große Dienste gethan. Dabei habe er nicht seinen Eigennutz, sondern das Beste des Reiches gesucht. Auch noch wolle er keinen Eigennutz. Dieß war augenscheinlich; denn Tilly bestimmte das eben Erlangte für seine Neffen. Aber daß er selbst es erhielt, war eine Ehrensache für den Feldherrn. Er fragte, wie man behaupten könne, daß der Herzog Christian kein Erbtheil hinterlassen. Christian habe dem Reiche großen Schaden gethan, sei ein Fürst und Erbe des Landes mit seinem Bruder gewesen, und habe die dargebotene Verzeihung niemals annehmen wollen. Er wies darauf hin, daß die kaiserliche Commission zur Execution bald eintreffen könne. Man möge sich nicht lange bedenken: er meine es gut. Und dennoch erklärte sich auf die wiederholten Bitten derselbe Tilly dann bereit die Executionscommissarien, die schon unterwegs seien, noch ein wenig aufzuhalten. Man möge, sagte er, wegen der Sache in Wolfenbüttel zusammen kommen, jedoch auch den Herzog Christian von Celle zu Rathe ziehen; denn ohne diesen wolle er nicht handeln.

Wir haben dabei zu erwägen, daß die Sache Tillys zunächst allerdings nur Friedrich Ulrich, mittelbar jedoch das ganze Welfenhaus berührte. In demselben zeigte sich schon damals das Bestreben auf die Wiedervereinigung aller welfischen Besitzthümer hinzuwirken. Aus diesem Grunde hatten Christian von Celle und seine Brüder nur den jüngsten, den Herzog Georg zum Stammhalter erwählt. Christian war der älteste. Indem Tilly erklärte, daß er in der Sache gegen das Welfenhaus nicht handeln, das ihm rechtmäßig Zuerkannte nicht in Besitz nehmen wolle ohne Verständigung mit dem Haupte dieses Hauses, bewies er dadurch einestheils sein volles Vertrauen in das Recht seiner Sache, andererseits das Bestreben in dem Durchführen seiner Forderung die größte Schonung walten zu lassen.

Er ging darin noch weiter. Die Execution, die der Kaiser an Wallenstein übertragen hatte, erfolgte nicht, weil Tilly sie nicht bloß nicht verlangte, sondern sie auch nicht dulden wollte.[2] Erst diese Weigerung vereitelte alle und jede Frucht, die Wallenstein von dem Plane noch hatte hoffen dürfen. Er mußte

[1] Vaterländisches Archiv von Spiel und Brönnenberg 1833. Bd. 2.
[2] v. d. Decken I. S. 292.

rkennen, daß in Tilly auch nicht eine Ader dessen sich regte, was seine ganze Seele ausfüllte. Tilly erhielt einige Aemter im Lande Friedrich Ulrichs als Pfand für seine Forderungen. Zu einem völligen Vergleiche mit ihm kam es m Drange der Zeiten nicht. Auch mit seinen Erben stand die Sache unerledigt in, bis sie 1648 zu Osnabrück durch die Bemühungen der Schweden zum lachtheile der Erben Tillys abgethan wurde. Die Schweden begründeten zu snabrück diese Forderung durch den Hinweis auf die Verheerungen, welche illy in jenen Ländern angerichtet.

War denn schon damals diese Lüge in voller Kraft? Wir werden die Ur-rünge derselben später zu erkennen suchen.

Es ist merkwürdig, daß zur selben Zeit, als Wallenstein darauf ausging en alten Feldherrn durch die Schenkung eines Fürstenthums in seine eigene ahn zu leiten, auch von einer anderen Seite an Tilly ein verhülltes Angebot langte. Im April 1629 schrieb der Schwedenkönig Gustav Adolf an Tilly inen überaus freundlichen Brief.[1] Es ist wichtig denselben kennen zu lernen.

„Vortrefflicher und besonders ausgezeichneter Graf," also redet Gustav Adolf den alten Helden an, „aufrichtig von uns Geliebter. Der Ruf Eurer Tugenden, und die Freundschaft, welche wir uns nicht weniger von Eurer Ex-ellenz, als Eurem Kriegesheere und den Directoren der katholischen Liga ver-rachen, hat uns bewogen Eure Excellenz zu begrüßen und zu versichern, daß e wir etwas zu thun vermögen, was die Ehre und den Vortheil Eurer Excel-enz befördern könnte, Eure Excellenz dieß zweifellos von unserem Wohlwollen ich versprechen dürfen, es sei eine Gelegenheit welche es wolle. Der Ueber-ringer dieses Schreibens, der Baron Bielke, hat den Auftrag diese unsere Ge-innung gegen Eure Excellenz ausführlicher darzuthun, und wir zweifeln nicht, aß Eure Excellenz ihn darum sich wohl empfohlen sein lassen wollen. Wir sind urer Excellenz zu allen Erweisungen königlicher Gunst immer erbötig, und befehlen Euch Gott. Also gegeben zu Stockholm am 22. April 1629. Gustavus Adolfus."

Was war der Sinn und Zweck dieses Schreibens, dieser Ausdrücke an den eldherrn einer Macht, gegen welche derselbe König, der diesen Brief verfaßte, eit langer Zeit einen Krieg vorbereitete, gegen welche damals er loszubrechen ast im Begriffe stand? Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Sinn und dieser Zweck bedingt durch Tillys Antwort.

Der Abgesandte Bielke fügte einen langen Brief hinzu voll Klagen über Wallenstein, voll von Vertheidigungsgründen für den König. Er habe Stral-und unterstützt und besetzt, sagte Gustav Adolf, weil es von Wallenstein wider das Gebot des Kaisers und die Gesetze des Reiches belagert, weil dadurch die Gefahr entstanden sei, daß die Stadt dem Könige von Dänemark, damals, also fügte Gustav Adolf hinzu, dem Feinde des Kaisers die Hand biete. Das aber würde für den Kaiser ein größerer Schade gewesen sein, sagte Gustav Adolf, als seine freundschaftliche Gesinnung für den Kaiser habe zugeben können.

[1] Adlzreitter, Annal. Boic. gentis III. p. 208.

Beilagen.

Nro. I.

folgende Actenstück findet sich als Abschrift für den Osnabrücker Bischof
lhelm im ehemaligen Domcapitelarchive zu Osnabrück.

Fridericus D. G. Bohemiae rex, Comes Pal. Rhen., Sac. Rom. Imp.
Bavariae dux etc.

ntissime ac invictissime Ottomanorum Imperator Domine, Domine
sman, Amice et vicine noster magnificentissime!

rae Majestat's dominus legatus in nostra residentia Pragensi, die
jam currentis anni millesimi etc. (1620) comparuit, quem non
benter vidimus, verum etiam cum maxima animi laetitia et con-
ex potentissimae Vestrae Majestatis benignissimis, supremique Visiri
eba humanissimis ad nos nostrique Regni Barones et nobiles datis
ntelleximus, quibus modis potentissima Vestra Majestas a nostris
as tempore transacto missas litteras susceperit, in quibus cum gemi-
lacrimis totius populi ac provinciarum afflicti Regni Bohemiae contra
m Ferdinandi crudelitatem gravamina sua exposuerunt; ad haec quae
potentissima Vestra Majestas nobis contra eum missurum clementer
ravit atque promisit. Eam ob rem agimus Potentissimae Vestrae
gratias immortales, deinde precamur atque obsecramus, ut dignetur
ima Vestra Majestas hosti nostro aperto Ferdinando Caesari effica-
ibere, ne ulterius nos offendat. E contra nos regnumque nostrum
acias offerimus cum Potentissima Vestra Majestate perpetuam pacem,
que correspondentiam habituros et ad amplificationem nostrae ami-

welche zu dem Gedeihen des Welfenhauses ersprießlich sein möchten. Dann freilich kam etwas Anderes. Es thue ihm jedoch herzlich leid, fügte er hinzu, aus gewissen erheblichen Ursachen das Gesuch des Herzogs August nicht bewilligen zu können.

Zur selben Zeit wandten sich die Herzöge an Tilly. Sie schickten an diesen Mann, der im Lande Christians von Celle zu Winsen an der Luhe weilte, nicht ein Mitglied ihres Hauses mit stattlicher Begleitung. Bei Tilly galt das Wesen und nicht der Prunk der Form. Darum beauftragte der Herzog Christian von Celle seinen Amtmann zu Winsen zu dem Feldherrn zu gehen und sich Audienz zu erbitten. Tilly gewährte das Gesuch, wie er zu thun pflegte, sofort. Auch kam es hier nicht darauf an sich der Hauptsache durch Umschweife und im Zickzack zu nahen, wie durch die Laufgräben einer belagerten Festung. Der Amtmann Kahrstett hatte den ganz bestimmten Auftrag Tilly zu fragen, ob er eine Ueberweisung des Fürstenthums Calenberg annehmen werde. Es liegt nahe, daß man eine solche Frage nur einem Manne stellen darf, dessen Seele dem Frager vorschwebt, wie ein reiner Spiegel der Ehrenhaftigkeit. In der Möglichkeit einer solchen Frage liegt für den, an welchen sie gestellt wird, das vollwichtige Zeugnis der Anerkennung für ihn. Tilly beantwortete die Frage, wie sie ihm gestellt ward. Er erwiederte, daß er sich zur Annahme der Ueberweisung des Fürstenthumes Calenberg nicht verstehen werde.[1] Also am 8. April 1629.

In denselben Tagen reiste Tilly nach Güstrow zu Wallenstein, um mit diesem die Friedenssache von Lübeck zu besprechen. Die Gelegenheit erschien dem Wallenstein günstig. Er machte bei Tilly persönlich einen Versuch, was von ihm zu erwarten sei. Tilly wußte damals noch nicht, wessen Wallenstein und Pappenheim den Herzog Friedrich Ulrich anklagten. Also begann Wallenstein in Güstrow gesprächsweise zu ihm:[2] „Der Graf Pappenheim ist bei mir gewesen, und hat berichtet, daß sich der Herzog Friedrich Ulrich in viele Wege gegen den Kaiser verlaufen. Wenn dem also, so wäre er wohl einer guten Strafe würdig." Tilly entgegnete, das sei ihm fremd. Er that seine Ansicht über Friedrich Ulrich kund und fügte hinzu: „Ich habe nicht erfahren, daß er sich so böser Dinge unterstanden. Anfangs allerdings hat er nicht seiner Pflicht gemäß gehandelt; aber dann habe ich selbst im Namen des Kaisers ihm Verzeihung verheißen." Tilly verlangte zu wissen, was dann ferner geschehen sei. Wallenstein brach ab. Er ließ den Gegenstand fallen, und sprach von etwas Anderem. Damit indessen beruhigte Tilly sich nicht. Er zog bei Wallensteins Untergebenen Erkundigungen ein, ohne doch in dieser Sache zu einem Ergebniß gelangen zu können. Um so fester stand seine Ansicht, daß ferner von Friedrich Ulrich nichts geschehen sei, was Wallenstein zu solchen Worten berechtige.

[1] Der Bericht des Amtmanns Kahrstett über diese Audienz bei Tilly liegt im Königlichen Archiv zu Hannover nicht mehr vor. Die Worte im Texte stützen sich auf verschiedene Briefe des Herzogs Christian, namentlich auf einen vom 20. April 1629. Die Worte lauten. „Tilly hat erklehrt, das er sich zu der berührten assignation des Fürstenthumbs Calenberg nicht verstehen würde."

[2] Beilage XLVIII.

Man könnte nun doch, gemäß der Tradition, die wir über jene Zeiten so [...]lfach noch in Deutschland herrschend sehen, sich der Ansicht zuneigen, als [...]be im Stillen noch eine Gemeinsamkeit zwischen Friedrich Ulrich und dem [...]nige von Dänemark fortbestanden, eine Gemeinsamkeit etwa, die Tilly ver[...]gen, dem schärferen Auge Wallensteins sich enthüllte. Wir haben dieser Frage [...]ier nachzuforschen. Zur Beantwortung derselben bietet sich uns ein Vortrag, [...] Friedrich Ulrich ein Jahr früher, im April 1628, vor seinen Landständen [...]ten ließ, um darin seine Stellung zu dem ganzen Kriegswesen darzulegen.[1] [...]edrich Ulrich bemüht sich darin seinen Landständen darzuthun, daß es niemals [...]e Absicht, sein Wille gewesen in irgend einer Weise feindlich gegen den Kaiser [...] das Reich aufzutreten. Er verwahrt sich bei Allem was hoch und theuer [...] daß er dieß nicht gewollt auf dem weltkundigen Unglückstage von Lauenburg [...] Frühlinge 1625: wie viel weniger denn nachher! Er versichert seinen Land[...]den mit den eindringlichsten Worten, daß der Kaiser ihn nach seiner Umkehr [...] Spätsommer 1626 anderen Reichsfürsten des Kreises zum Muster aufgestellt. [...] betheuert, daß er selbst in das kaiserliche Wort das unerschütterlichste Ver[...]uen setze, daß er in dieser Treue nicht wieder wanken werde. Er legt das [...] seinen Landständen dar, weil er weiß, daß bei ihnen die gleiche Gesinnung [...]rsche, daß seine Worte Wiederhall finden bei ihnen. Es ist nicht denkbar, [...] ein Fürst, der also vor seinen Unterthanen sich darstellt, freiwillig abermals [...]danken des Verrathes gegen diesen Kaiser gehegt haben könne. Zum wenigsten [...] es nicht glaubhaft ohne zwingende Beweise. Und da diese zwingenden Be[...]ise von Wallenstein nicht beigebracht wurden: so hatte Tilly das Recht sein [...]chtiges Zeugnis für die deutsche Gesinnung Friedrich Ulrichs auszusprechen.

Tilly kehrte von Güstrow nach Winsen an der Luhe zurück. Wußten es [...] welfischen Herzöge, wie er dort gegen Wallenstein sich geäußert? Jedenfalls [...]tten sie sein Wort, daß er auf die Plane Wallensteins und Pappenheims [...]ht eingehen würde. Wenn mithin Tilly auch dadurch schon so offen andeutete, [...]s er von der Rechtmäßigkeit des Verfahrens gegen Friedrich Ulrich halte: so [...] sich auch die Hoffnung hegen, daß er mehr thun, daß er seine gewichtvolle [...]timme dagegen abgeben werde. Man durfte um so eher dieser Hoffnung sich [...]ngeben, weil Tilly selbst dem Herzoge Friedrich Ulrich, als dieser im Jahre [...]626 zu seiner Pflicht gegen Kaiser und Reich zurückkehrte, die kaiserliche Ver[...]ihung zugesichert hatte. Man durfte sich berufen auf dieses sein Wort, und [...]dermann wußte, daß und wie dieser Feldherr Wort und Zusage halte.[2] Die [...]erzöge täuschten sich nicht. Tilly gewährte auch diese Bitte. Er gewährte sie, [...]wohl Friedrich Ulrich zur selben Zeit den Kaiser ersucht hatte zu befehlen, daß

[1] Beilage XLIX.

[2] Archiv der Landschaft Calenberg. Die Stände von Calenberg schreiben an Fried[...]ch Ulrich 22. December 1628: Herr General Graff von Tilly sind also gesint vnd [...]schrümblich erkant, das Se. Exc. Ihrer Parolle wirklich nachsehen, vnd waß Sie [...]nmal zugesagt, nicht allein hohen sondern auch geringen Standespersohnen als ein [...]ch- vnd weltberümbbter dapferer Kriegesheld vnuerbrüchlich tuhn halten.

Tilly die Besatzung aus Wolfenbüttel abberufe. Wie vorauszusehen, schlug Tilly in seinem Berichte an den Kaiser die letztere Bitte ab, weil ihm für die abführenden Truppen kein anderes Quartier offen stand. Dagegen entsprach er der Bitte des Herzogs um Verwendung gegen die Umtriebe Wallensteins und Pappenheims in vollstem Maße, und zwar so sehr, daß Tilly die Bitte des Herzogs Friedrich Ulrich zu seiner eigenen machte.[1] Den Anklagen, welche Wallenstein und Pappenheim mit den treulosen Räthen des Herzogs Friedrich Ulrich in Wien vorbringen, stellt derselbe Mann, für welchen jene als Frucht des Gelingens ihrer Anklagen ein Fürstenthum zu erlangen trachten, damit es ihm dargeboten würde, damit er es nur annehme — diesen Anklagen stellt derselbe Mann, der Fels der Ehre und Redlichkeit, bei dem Kaiser sein gewichtiges und vollgültiges Zeugnis entgegen, daß Friedrich Ulrich nach der erlangten Verzeihung, nach seiner Umkehr zu Recht und Pflicht in dieser Treue und diesem Gehorsam gegen den Kaiser wankellos sich bewährt habe. Und eben darum bittet Tilly: der Kaiser wolle den Herzog Friedrich Ulrich seiner Beschwerden entheben. Tilly thut mehr als das. Er fügt hinzu, daß er dafür dem Kaiser zeitlebens dankbar sein werde, wie für eine Gunst an ihn selbst.

Also Tilly am 17. Mai 1629. Zur selben Zeit waren auch schon Andere thätig. Die welfischen Herzöge hatten sich klagend an den Kurfürsten Max von Bayern gewendet, und Max trat, wie immer in solchen Dingen, bei dem Kaiser voran. War schon das formlose, von Wallenstein und Pappenheim ausgeübte Verfahren empörend für jedes Rechtsgefühl, so ward noch mehr das Standesinteresse des Kurfürsten Max als Reichsfürst beleidigt durch die Gewalt, die hier abermals einem seiner Mitfürsten von dem glücklichen Emporkömmlinge angethan wurde. Maximilian schilderte dem Kaiser das ganze rechtlose Verfahren mit den nachdrücklichsten Worten, die in jedem Buchstaben den eigenen Unmuth des Kurfürsten verkünden.[2] Selbst wenn der Kaiser vorher geneigt gewesen wäre auf Wallensteins Forderungen einzugehen: so mußte doch die Beschwerde des gewichtigsten Kurfürsten im Reiche seine Enthüllung der tückischen Anschläge gegen den armen Herzog Friedrich Ulrich, dessen einziges Verbrechen seine gutmüthige Einfalt war, dem seine Landstände trotz aller seiner Misgriffe noch kurz zuvor ihre Anhänglichkeit in warmen Worten ausgesprochen,[3] den Kaiser zu besserer Einsicht in die Lage bringen. Wallenstein fühlte die Wirkung des Schreibens bei den kaiserlichen Räthen.[4]

Eine schärfere Sprache führt am selben Tage, dem 12. April 1629, der Kurfürst Max gegen den ligistischen General Pappenheim,[5] der durch Wallensteins Vorspiegelungen verlockt sich ein Herzogthum Wolfenbüttel geträumt hatte. Der Kurfürst faßt die Sache so auf, als könne Jemand glauben, daß Maximilian

[1] Beilage I.

[2] Das Actenstück bei v. d. Decken I. S. 390. Nr. 71 vom 12. April 1629.

[3] Beilage I.I.

[4] Chlumecky S. 152. Le lettere del Signore Duca di Bauiera hanno fatto gran danno e messo spauento in molti Ministri, schreibt ihm San Giuliano

[5] Bei Decken I. S. 391. Nr. 72.

lber als Kriegsherr der Liga das Benehmen Pappenheims vorher gebilligt, ver gar befohlen habe. Von diesem Standpunkte aus mußten seine Vorwürfe gen Pappenheim um so heftiger und schärfer werden. Max gebietet dem eneral sofort von dem ertheilten Auftrage abzustehen, derselbe möge kommen, on wem er wolle. Die Hoffnung für Pappenheim war damit völlig aus.

Wir erinnern uns, daß in denselben Tagen, als der Kurfürst Max diese chreiben ergehen ließ, Tilly bei Wallenstein in Güstrow weilte und dort von iesem bei Wege lang über seine Meinung von dem Herzoge Friedrich Ulrich nd ein etwaiges Verfahren gegen denselben ausgeforscht wurde. Da Tilly nicht friedigend antwortete, brach Wallenstein ab. Es war klar, daß der Hauptplan cht durchzuführen sei. Dennoch ließ Wallenstein die Sache noch offen. Nach elen Reden über die Untreue Friedrich Ulrichs, die sich aus Pappenheims eweisen ergebe, fordert er den Collalto [1] auf, die Sache dahin zu richten, daß illy für sein Guthaben in dem Herzogthum Braunschweig so viele Aemter anwiesen werden, als das kaiserliche Gnadengeschenk der 400,000 Rthlr. betrage. Wallenstein verlangt für sich den Auftrag der Einweisung Tillys in dieses Besitzthum.

Die Entscheidung des Reichshofrathes entspricht der Lage der Dinge, wie e sich durch Tillys eigene Fürbitte für Friedrich Ulrich, durch die energische erwendung des Kurfürsten Max, durch das Schreiben Wallensteins an Collalto staltet hatte. Die Entscheidung ist weder kalt, noch warm. Der Reichshofrath kannte zuerst die Anklage gegen Friedrich Ulrich als begründet an. [2] Er nannte esen armen Herzog, der sein Lebenlang nur der Spielball fremder Tücke war, nen Hauptstifter und Urheber der Unruhe und Empörung im niedersächsischen reise. Aber alle diese Anklagen, die der Reichshofrath als begründet erkannte, zogen sich auf die Zeit vor dem Vertrage Friedrich Ulrichs mit Tilly, vor r erlangten Verzeihung, und darüber ging keine hinaus. Dessen ungeachtet klärte der Reichshofrath, daß der Kaiser an den Vertrag des Herzogs Friedrich lrich mit Tilly von Rechtswegen nicht gebunden sei; aber es folgt unmittelbar arauf der Zusatz, daß der Kaiser es bei der Einziehung der Grafschaften, und rner bei der Anweisung von 400,000 Rthlr. an Tilly bewenden lasse.

Abermals machten die welfischen Herzöge einen Versuch bei Tilly selbst. [3] r erwiederte wohlwollend und freundlich wie zuvor. Er schilderte offen den ergang der Dinge, so viel er davon wußte. Er berichtete, welche Gespräche r mit Wallenstein über die Sache geführt, und ließ durchblicken, wie er die lane desselben zu Gunsten seiner selbst entschieden misbilligt. Aber dann legte r eben so offen seine eigenen Rechte dar. Der Kaiser habe ihm die Forderung es Dänenkönigs an Friedrich Ulrich abgetreten: er hoffe und bitte, daß man arin ihm keine Schwierigkeit machen werde.

Wir sehen, dieß Verhältnis ist ein völlig anderes. Tilly hatte von sich

[1] Chlumecky S. 121. Nr. CXCIII vom 30. April 1629.

[2] v. d. Decken I. S. 281.

[3] Vergleiche die bereits angeführte Beilage XLIX.

gewiesen, was nur durch ein Unrecht, wenn auch nicht von ihm ausgehend, zu erlangen war. Aber die Forderung der 400,000 Rthlr., das Verlangen dafür ein Unterpfand in Grundbesitz zu haben, war sein Recht. Tilly beharrte darauf.

Abermals wandte sich Friedrich Ulrich an Tilly selbst. Zu dem Unterpfande, welches Tilly verlangte, gehörte das Amt Syke, welches dem Dänenkönig für 100,000 Rthlr. verpfändet gewesen war. Der Amtmann von dort erschien im Namen Friedrich Ulrichs vor Tilly, und bat den Gang der Unterhandlungen am kaiserlichen Hofe abzuwarten.[1] Die dänische Forderung, behauptete dieser Amtmann, sei nichtig, und Christian von Halberstadt, dessen Güter man verlange, habe kein Erbtheil, sondern nur Schulden hinterlassen. Tilly war verletzt durch diese neue Zumuthung. Er habe, erwiederte er, dem ganzen römischen Reiche deutscher Nation große Dienste gethan. Dabei habe er nicht seinen Eigennutz, sondern das Beste des Reiches gesucht. Auch noch wolle er keinen Eigennutz. Dieß war augenscheinlich; denn Tilly bestimmte das eben Erlangte für seine Neffen. Aber daß er selbst es erhielt, war eine Ehrensache für den Feldherrn. Er fragte, wie man behaupten könne, daß der Herzog Christian kein Erbtheil hinterlassen. Christian habe dem Reiche großen Schaden gethan, sei ein Fürst und Erbe des Landes mit seinem Bruder gewesen, und habe die dargebotene Verzeihung niemals annehmen wollen. Er wies darauf hin, daß die kaiserliche Commission zur Execution bald eintreffen könne. Man möge sich nicht lange bedenken: er meine es gut. Und dennoch erklärte sich auf die wiederholten Bitten derselbe Tilly dann bereit die Executionscommissarien, die schon unterwegs seien, noch ein wenig aufzuhalten. Man möge, sagte er, wegen der Sache in Wolfenbüttel zusammen kommen, jedoch auch den Herzog Christian von Celle zu Rathe ziehen; denn ohne diesen wolle er nicht handeln.

Wir haben dabei zu erwägen, daß die Sache Tillys zunächst allerdings nur Friedrich Ulrich, mittelbar jedoch das ganze Welfenhaus berührte. In demselben zeigte sich schon damals das Bestreben auf die Wiedervereinigung aller welfischen Besitzthümer hinzuwirken. Aus diesem Grunde hatten Christian von Celle und seine Brüder nur den jüngsten, den Herzog Georg zum Stammhalter erwählt. Christian war der älteste. Indem Tilly erklärte, daß er in der Sache gegen das Welfenhaus nicht handeln, das ihm rechtmäßig Zuerkannte nicht in Besitz nehmen wolle ohne Verständigung mit dem Haupte dieses Hauses, bewies er dadurch einestheils sein volles Vertrauen in das Recht seiner Sache, anderentheils das Bestreben in dem Durchführen seiner Forderung die größte Schonung walten zu lassen.

Er ging darin noch weiter. Die Execution, die der Kaiser an Wallenstein übertragen hatte, erfolgte nicht, weil Tilly sie nicht bloß nicht verlangte, sondern sie auch nicht dulden wollte.[2] Erst diese Weigerung vereitelte alle und jede Frucht, die Wallenstein von dem Plane noch hatte hoffen dürfen. Er mußte

[1] Vaterländisches Archiv von Spiel und Brönnenberg 1833. Bd. 2.
[2] v. d. Decken I. S. 292.

kennen, daß in Tilly auch nicht eine Ader dessen sich regte, was seine ganze Seele ausfüllte. Tilly erhielt einige Aemter im Lande Friedrich Ulrichs als fand für seine Forderungen. Zu einem völligen Vergleiche mit ihm kam es n Drange der Zeiten nicht. Auch mit seinen Erben stand die Sache unerledigt n, bis sie 1648 zu Osnabrück durch die Bemühungen der Schweden zum achtheile der Erben Tillys abgethan wurde. Die Schweden begründeten zu snabrück diese Forderung durch den Hinweis auf die Verheerungen, welche illy in jenen Ländern angerichtet.

War denn schon damals diese Lüge in voller Kraft? Wir werden die Ur-rünge derselben später zu erkennen suchen.

Es ist merkwürdig, daß zur selben Zeit, als Wallenstein darauf ausging n alten Feldherrn durch die Schenkung eines Fürstenthums in seine eigene ahn zu leiten, auch von einer anderen Seite an Tilly ein verhülltes Angebot langte. Im April 1629 schrieb der Schwedenkönig Gustav Adolf an Tilly nen überaus freundlichen Brief.[1] Es ist wichtig denselben kennen zu lernen.

„Vortrefflicher und besonders ausgezeichneter Graf," also redet Gustav dolf den alten Helden an, „aufrichtig von uns Geliebter. Der Ruf Eurer ugenden, und die Freundschaft, welche wir uns nicht weniger von Eurer Ex-llenz, als Eurem Kriegesheere und den Directoren der katholischen Liga ver-rachen, hat uns bewogen Eure Excellenz zu begrüßen und zu versichern, daß o wir etwas zu thun vermögen, was die Ehre und den Vortheil Eurer Excel-nz befördern könnte, Eure Excellenz dieß zweifellos von unserem Wohlwollen ch versprechen dürfen, es sei eine Gelegenheit welche es wolle. Der Ueber-ringer dieses Schreibens, der Baron Bielke, hat den Auftrag diese unsere Ge-nnung gegen Eure Excellenz ausführlicher darzuthun, und wir zweifeln nicht, aß Eure Excellenz ihn darum sich wohl empfohlen sein lassen wollen. Wir sind urer Excellenz zu allen Erweisungen königlicher Gunst immer erbötig, und befehlen uch Gott. Also gegeben zu Stockholm am 22. April 1629. Gustavus Adolfus."

Was war der Sinn und Zweck dieses Schreibens, dieser Ausdrücke an den eldherrn einer Macht, gegen welche derselbe König, der diesen Brief verfaßte, it langer Zeit einen Krieg vorbereitete, gegen welche damals er loszubrechen st im Begriffe stand? Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Sinn und dieser weck bedingt durch Tillys Antwort.

Der Abgesandte Bielke fügte einen langen Brief hinzu voll Klagen über Wallenstein, voll von Vertheidigungsgründen für den König. Er habe Stral-und unterstützt und besetzt, sagte Gustav Adolf, weil es von Wallenstein wider as Gebot des Kaisers und die Gesetze des Reiches belagert, weil dadurch die efahr entstanden sei, daß die Stadt dem Könige von Dänemark, damals, so fügte Gustav Adolf hinzu, dem Feinde des Kaisers die Hand biete. Das ber würde für den Kaiser ein größerer Schade gewesen sein, sagte Gustav dolf, als seine freundschaftliche Gesinnung für den Kaiser habe zugeben können.

[1] Adlzreitter, Annal. Boic. gentis III. p. 208.

Weise: ebenso das Schreiben in derselben Art und Weise, welche der Schwedenkönig zwei Jahre zuvor den Abgeordneten von Preußen dargelegt hatte. Er beklagte sich, daß auf dem Friedenscongresse zu Lübeck seine Gesandten nicht zugelassen, daß seine Briefe an Bethlen Gabor aufgefangen, die Herzöge von Mecklenburg unterdrückt, Hülfe gegen ihn nach Polen geschickt sei, und Aehnliches von gleicher Art. Endlich bat er: Tilly wolle die Briefe des schwedischen Reichsrathes an die Kurfürsten des Reiches übermitteln, Tilly wolle mit den Bundesherrn nicht zum Kriege gegen den König helfen.

Es fragt sich, wie Tilly auf diese sonderbaren Briefe antwortete.

Er erwiederte in maßvoll höflichen Ausdrücken dem Könige schriftlich, wie er, wo nur immer er könne, mit allen Kräften sich angelegen sein lassen wolle, daß unter so vielen erlauchten Häuptern der christlichen Republik die alte Eintracht und Freundschaft jetzt und sicher neu begründet werde. Das war der Inhalt seiner schriftlichen Antwort. Dem Gesandten erwiederte er mündlich: die schwedischen Gesandten seien zum Friedenscongresse in Lübeck deshalb nicht zugelassen, weil die ganze Unterhandlung nur zwischen dem Kaiser und dem Könige von Dänemark statt gefunden, und darum Niemand anders, auch nicht die Fürsten des Reiches Zutritt dazu gehabt hätten. Ueber die Stadt Stralsund, über die Hülfe nach Preußen werde Wallenstein, den das betreffe, sich näher erklären können. Damit entließ Tilly den schwedischen Baron Bielke.

Was auch immer Gustav Adolf bei Tilly gewollt haben mag: durch sein würdevolles Schweigen und die Ruhe, mit welcher der Feldherr die Lockungen abwies, als wären sie nicht da, hatte er einmal für immer von dorther sich Ruhe verschafft. Auf der anderen Seite liegt es in der menschlichen Natur, daß die moralische Niederlage, die man durch eine solche Abweisung erleidet, nicht leicht verschmerzt wird.

Eben so kurz kam Tilly in denselben Tagen mit dem Dänenkönige ab. Christian IV. ließ ihm durch seinen Reichskanzler, einen Deutschen Namens Marschalck, entbieten, daß er wünsche den Bundesfeldherrn einmal zu sehen.[1] Tilly möge einen Ort angeben, wohin er kommen wolle, damit der Dänenkönig sich in die Nähe verfügen könne. Der alte Feldherr zeigte dazu sehr geringe Neigung. Er meinte, daß er ja doch dem Könige weder mit dem Trunke, noch sonst auf eine Weise dienen könne. Er meldete dieß seinem Kurfürsten. Maximilian gab ihm Recht, und überließ es ihm, mit welchen Complimenten er sich entschuldigen wolle. Da Ueberlauf und Verrath damals so häufig vorkamen, daß Christian in seinem Kriege gegen den Kaiser eine Reihe von deutschen Reichsfürsten und anderen Verräthern an ihrem Vaterlande zu Generalen und Obersten hatte, da sein freundliches Verhältnis zu Wallenstein damals ein öffentliches Geheimnis war: so ist es möglich, daß er auch in Bezug auf Tilly eine verwegene Hoffnung dieser Art gehegt habe. Eine solche hatte dann allerdings auf Erfüllung keine Aussicht.

[1] Westenrieder VIII. S. 171.

Beilagen.

Nro. I.

Das folgende Actenstück findet sich als Abschrift für den Osnabrücker Bischof Franz Wilhelm im ehemaligen Domcapitelarchive zu Osnabrück.

Nos Fridericus D. G. Bohemiae rex. Comes Pal. Rhen., Sac. Rom. Imp. Elector, Bavariae dux etc.

Potentissime ac invictissime Ottomanorum Imperator Domine, Domine Sultan Osman, Amice et vicine noster magnificentissime!

Vestrae Majestat's dominus legatus in nostra residentia Pragensi, die — Julii jam currentis anni millesimi etc. (1620) comparuit, quem non solum libenter vidimus, verum etiam cum maxima animi laetitia et consolatione ex potentissimae Vestrae Majestatis benignissimis, supremique Visiri Alli Bascha humanissimis ad nos nostrique Regni Barones et nobiles datis litteris intelleximus, quibus modis potentissima Vestra Majestas a nostris officialibus tempore transacto missas litteras susceperit, in quibus cum gemitibus et lacrimis totius populi ac provinciarum afflicti Regni Bohemiae contra horrendam Ferdinandi crudelitatem gravamina sua exposuerunt; ad haec quae auxilia potentissima Vestra Majestas nobis contra eum missurum clementer declaravit atque promisit. Eam ob rem agimus Potentissimae Vestrae Majestati gratias immortales, deinde precamur atque obsecramus, ut dignetur Potentissima Vestra Majestas hosti nostro aperto Ferdinando Caesari efficaciter inhibere, ne ulterius nos offendat. E contra nos regnumque nostrum ac provincias offerimus cum Potentissima Vestra Majestate perpetuam pacem, optimamque correspondentiam habituros et ad amplificationem nostrae amicitiae cum nostris legatis singulis annis pretiosa munera et omnia quae ad tributum sunt necessaria, ad Potentissimae Vestrae Majestatis beneplacitum et satisfactionem missuros. Quod Potentissima Vestra Majestas ex nostris legatis quos brevi sumus ablegaturi, prolixius percipiet. Nos, regnum nostrum Bohemiae ac provinciae in Potentissimae Vestrae Majestatis perpetua fide ac devotione permanebimus. Datum in arce nostra Pragensi Pragae 12 Julii 1620.

Der vorliegenden Abschrift dieses Actenstückes sind die Worte hinzugefügt: Tutto questo Sua Majestà C. ha havuto nel tempo della ribellione.

Nro. II.

Archiv zu Brüssel. Correspondance des Emp. avec les Gouv. des Pays-bas 1619—22. — Daß der Kaiser Ferdinand die Holländer von Anfang an vollständig kannte, beweist sein folgender Brief an den Erzherzog Albrecht, vom 20. October 1620.

„. . . . Wir werden von fürnehmen glaubwürdigen Orthen verstendigt und es gibt ingleichen auch die tägliche Geschicht und erfahrung eß öffentlich zu erkennen, daß die unirten Staaden in Hollandt sich mit Kriegesmacht und Bereitschafft täglich je lenger, je mehr stärken, und auf unserm und des Reiches boden herein machen mit der ungezweiffelten Intention und Vorsatz unseren treulosen, mainaydigen behmischen Rebellen, derselben Anhängern und Fautoren und bevorab mit Ihrem new auffgeworffenen vermeinten unrechtmäßigen, für null und nichtig erklärten Haupte sich zu conjungiren, zu succurriren, Ihre bös verkehrten weit aussehenden Actionen zu behaupten und durchzubringen und also den ganzen Kriegessitz, so viel an den Staaden ist, herein ins Reich, unser geliebtes Vatterland deutscher Nation zu ziehen. Inmaßen dann mehrgedachte Staaden erst neulich im Rhein oberhalb Cöln eine Schantze in einer Insel mit angegebener Justifikation, daß der Churfürst zu Brandenburg bey der Gülichischen und dazu gehörigen Landen praetention zu behaupten, zu bauen angefangen, in dem ungezweifelten Willen und Endt die am Rheinstrom gesessenen Geistlichen, Chur- und Fürsten, auch unsere und des heil. Reiches Stadt Cöln mitt der Zeit zu subjiciren und vom heil. Reiche, wie es von ihnen den Staaden anderwärts mehr geschehen, abzureißen." —

Eben dort finden wir vom 4. December 1620 eine Danksagung des Magistrats von Cöln an den Kaiser, daß er sich der Stadt gegen die schädliche Festung Pfaffenmütz annehmen welle.

Nro. III.

Aus dem ehemaligen Domcapitel- jetzt älteren Regierungs-Archive in Osnabrück

Franz Wilhelm Graf von Wartenberg, damals Dompropst zu Regensburg, später Bischof von Osnabrück u. s. w. an Spinola 5. September 1621, aus Brüssel.

Essendo sua Altezza stat' avisato questi giorni come l' Imperatore era inclinato di far una sospensione d'armi tanto nel superiore quanto nell inferiore Palatinato, e che a quest' intentione sua Majestà n' haveva scritto alla serenissima Infanta, cosi n' ha dato ordine al Sign. Bocholtz Prevosto della Cathedrale di Liegi — e mentre l'Elettore di Magonta, il Duca di Baviera e altri erano della medesima opinione, cosi non dubito che V. E. ne farà qualche consideratione di quelli ragioni etc.

Nro. IV.

Eben daher.

Cordova an Spinola 25. September 1621.

Per la copia che il Lantgravio Ludovico mi manda d' una littera dell Imperatore alla Infanta vedo il desiderio ch' a accio che qui si faccia

suspensione d' armi, Jo scrivio a S. A. ch' in caso che si risolva a essa, sia servita trattenere la alquanti giorni, accio ch' Jo possi pigliar Keyserslutter, che sarà chosa facile, e haveremo dove alloggiar l' esercito, perche no sara possibile alloggiarlo nelli quartieri etc.

Nro. V.

Brüsseler Archiv. Sécrétairerie d'Etat. L'Allemagne et le nord. Correspondance de Wallenstein etc. Instruction für Rauilla. Instrucion de lo que vos Mos. de Rauilla haueis de declarar y assegnar a Hernesto de Mansfelt de vuestra parte. — Haviendo considerado lo que nos haueis representado de parte del Hernesto de Mansfelt, tocante a las pretensiones que tiene de que se le reciva mas gente en servicio, y se le del mas dinero, de mas de lo concedido enta instrucion mia que se os dio los dias passados, ho resuelto lo siguiente. Que de mas de los seis mil infantes y mil cauallos que le estan concedidos de recivar al sueldo y servicio del Rey mi sénor, se te recivivan los otros quatro mill Infantes y mil cauallos etc. Dazu 80,000 Kronen, von anderen Dingen ist keine Rede.

Eben dort. Die Forderungen Mansfelds dagegen waren, daß die Infantin die mit Bayern verabredeten Punkte genehmige, ihm sofort in Straßburg 200,000 Rthlr. und 100,000 Dukaten in Speyer anweisen lasse. Und weiter forderte er: Comme le dit Seigneur Comte M. depuis le dit traicté a entretenu son armée à grands frais l'espace de six mois, il demande cent mil escuz d'or pour pouvoir contenter ses soldats. Das Fernere, wie im Texte angegeben.

Nro. VI.

Daß in Heidelberg keine besonderen Greuel verübt sind, geht zur Genüge hervor aus Wilken: Geschichte der Heidelberger Büchersammlung, S. 195. Wilken war in der Lage eher Partei gegen, als für Tilly zu nehmen, einmal im Allgemeinen wegen der üblichen Vorurtheile, zweitens in dieser besonderen Sache der Bibliothek, und drittens, weil er S. 194 sogar den brutalen van der Merwen lobt. Nun ist W. zu dem Ergebnis gekommen: die Schilderung von der Erstürmung Heidelbergs ist übertrieben, die Erzählung des ehrlichen Predigers Schmid ist ein Mährlein. Das genügt, zumal da auch das eifrige Theatrum Europaeum nichts Besonderes weiß. Der Bericht desselben S. 740 (Ausgabe von 1635) beweist durch seine Allgemeinheit, daß es nicht besondere Nachrichten geben will oder vielmehr kann, und darum nur die allgemeinen Züge gibt, wie es überhaupt nach solchen Eroberungen zugeht. Ich wiederhole die im Text gegebene Ansicht: es ist sehr zweifelhaft, ob überhaupt geplündert sei.

N:o VII.

[illegible] Suède. [illegible] l'Allemagne et le nord. Correspondance de Wallenstein [illegible] Pappenheim. Tom. II.

[illegible] de la part de Mr. le Prince et Comte Ernest de Mansfelt par ses [illegible] Tournon et le Capt. [illegible] vers la Serenissime Infante

[illegible] Chevalier de l'ordre de la [illegible] que l'armée qui est presentement sur pied et dont il a la disposition [illegible] Gouverneur et Capitaine général pour estre employé au service de sa Majesté Catholique en tels lieux et pays [illegible] la quelle armée se pourra joindre telles aultres troupes que sa dite Majesté, la Serenissime Infante, ou le Seigneur Marquis [illegible] trouveront convenir, le tout néantmoins soubz le commandement du seigneur Prince de Mansfelt estantes icelles joinctes aux siennes.

[illegible] mois pour subvenir à la [illegible] de sa Maison, de ses gardes, et [illegible] extraordinaires de la dite armée [illegible] qu'il sera employé en la dite Charge.

Item la Serenissime Infante pourra s'il lui plait députer commissaires lorsque le temps le requerera, pour faire monstrer à toutes ces troupes qui seront traictées à la manière des aultres gens de guerre estantes au service de sa Majesté [illegible] les contributions des pays où il est, et [illegible]

Que les Princes, Comtes, Barons, Gentilshommes, Collonels, Capitaines, Officiers, Soldats et aultres de quelque qualitez ou conditions qu'ils soient. Estants presentement soubz sa charge et y continueront pour le service de sa dite Majesté seront [illegible] en leurs biens et possessions, comme ils estaient auparavant [illegible] l'Empire [illegible] aux provinces et pays appartenants à sa Majesté.

[illegible] qui sera deputé de la part de la Serenissime Infante [illegible] seigneur Prince de Mansfelt avec les depesches [illegible] le serment de fidélité à sa Majesté et donnera tout les [illegible] des affaires, attendant le temps et l'occasion propre [illegible] le serment à tous ceulx de son armée lorsqu'il plaira à sa Majesté [illegible] l'intention du dit Seigneur Prince estant de mettre au pouvoir de sa dite Majesté une place principalle et de grande Importance, oultre cinq ou six aultres, où il a desia le pied, comme aussi quelques ports de mer, surtout (ceux sur les-quels) les hollandois ont [illegible] cherchent moyen de s'en emparer, s'ilz peuvent soubz pretext de quelque diuision ou mesentendu, qu'il y a entre le Seigneur direct et ses [illegible] et dont les dits hollandois veuillent cognoistre et s'atribuent la indicature [illegible] décision du dit different, auquel effect ils ont desia interpellé le dit Seigneur pour respondre et subir par devant eulx pour la troisieme fois, [illegible] que neant moins il ayt jusques lors voulu entendre.

Et après ceste execution et qu'il aura rendu la dite place principale comme aussi les autres au pouvoir de sa Majesté il se portera avec son armée à quelques autres bonnes executions, et se saisira des passages [illegible] plus importans des rivières qui coullent aux villes de Breme et Hambourg, ce qui donnera grande incommodité aux hollandois d'aultant que la [illegible]

e partie des blez, qui sont mesné en la Hollande passent par les dites
s, ce qui se peut faire, sans que le Roi de Denemark en reçoive
es interests.

ant aux passages des nauires par mer apportans en Hollande blez,
ur faire nauires et aultre usage venants de Norwege, Danzick, Prusse,
ssie, Mekelburg et Holstein, conviendrait faire provision de quelques
s pour fortifier les dits ports de mer, et empescher les advenus et
es etc. ce qui leur tournera à grands frais.

n temps de paix le dit Seigneur Prince prétend et supplie qu'il lui
cordé et assigné une pension ou traictement de vingt mille Escus par
it en argent comptant, ou en fond de terre, afin de le pouvoir entre-
elon ses qualitez, considerez que tenant le party et servant sa dite
é il se deffera et quittera absolument toutes autres pensions qu'il tirait
urs, scauoir de France huit mille escus et des Venitiens douze mille
d'or, sans ce qu'il pouvait tirer tant de l'Angleterre que de la Hollande,
plusieurs aultres et grandes prétentions qu'il a sur le Palatinat mon-
plusieurs millions, et dont il espère avec le temps pouvoir jouyr du
ıesme bonne partie par la protection et faueur de sa dite Majesté et
qu'il aura donné quelques preuves et effects de tout ce que dessus
le plus grand seruice de sa Majesté et bien publicq en général. Icelle
jesté est suppliée de vouloir honnorer le dit Seigneur Prince de Mans-
s tiltre du grand d'Espagne, à l'exemple de feu son Père, en regard
qu'il l'a eu recommandé par son testament à sa dite Majesté, afin
servie de le promouvoir à quelques honorables charges selon la
en respect et pour considération des grands et signalés services que
it Père a rendus tant à leurs Majestés d'Espagne qu'à toute la Maison
riche, à laquelle il a tousiours été sy zéleux et affectionné, comme il
au à leurs Majestés et Altesse, Estant chose certaine, que doresnauant
à l'imitation de son dit feu père fera paroistre le mesme, puisque il
enthièrement porté, et dont il taschera d'en donner des preuves sy
ntes qu'on aura sujects de contentement de son costez, à tout quoi il
e derechef d'auoir toutes bonnes considerations.

es susdits députez certiffient par leurs signatures icy mises que les
s et articles cy dessus couchés sont en tout selon l'intention de mon dit
ur Prince et Comte de Mansfelt. Et suivant la charge de commission
ont de lui. Faict à Bruxelles le 21 de Décembre 1622.

Tournon. Jean Flament.

m 25. December 1622 bewilligt die Infantin, wie im Texte. Sie fügt hinzu:
reste sa dite Majeste et son Alteze l'auront en toutes aultres choses
rticulière recommandation soubs espoir et asseurance que doresnauant
rendra tout son seruice à l'imitation de son bon père dont la mémoire
core toute récente.

Bruxelles 25. Décembre 1622. I.

ie Unterhandlungen gehen fort. Am 10. Februar 1623 reichen Tournon und
ment eine wichtige Erklärung ein. Mansfeld nimmt die Bewilligungen der

[illegible] En afin que la [illegible] il seroit bien (sans [illegible]) [illegible] que tout le [illegible] de sa dite Majesté Catholique [illegible] mois, ou plustost [illegible] Cependant il ne [illegible] de sa dite Majesté.

Les [illegible] ont signé ces articles X Fev. 1623 en vertu de la charge et pouvoir à eux donné par le dit Seigneur Prince et Comte Ernest de Mansfelt.

[illegible]. J. Flament.

Die Ratificationsformel, welche Mansfeld geben sollte, lautet: Je Ernest Prince et Comte de Mansfelt Promets et m'oblige par cestes d'effectuer [illegible] ponctuellement le contenu des points et articles cy dessus qu'il a pleu à la Serenissime Infante accorder sur la Remonstrance que luy a esté faicte de ma part par mes Deputez y denommez.

Ich habe [illegible] nicht unterschrieben gefunden, auch ist das Schriftstück [illegible] von Mansfelds Hand.

Mansfeldts Plan die Jahde zum Kriegshafen zu machen. Entre le pays d'Oldenburg et celuy d'Emden y a un emboucheur et destroit sur le bord de la Mer, où on peut aborder à pleine voile et y mettre grande quantité de Navires en asseurance par le moyen d'un port qui se peut faire avecq peu de frais d'autant qu'en ce lieu il y a force bois propre à ce faire, et du dit destroit les dites navires seront à la main pour empescher le passage des vivres qui sont menés en Hollande par les rivières de Bremen et de Hambourg. Et au cas que la dite ville d'Emden ne se reduise à la raison, elle en sera [illegible] incommodée.

Nro. VIII.

Königl. Archiv zu Hannover. Der Amtmann zu Radelfshausen an Canzler und Räthe von Grubenhagen [illegible] 1623.

„Des Herrn General Monsieur Tilly ganze Armee hat eine zeither [illegible] Ambte sehr nahe ihr Quartier und Läger gehabt, und diesen Ambtsunterthanen im allergeringsten keine Gewaltthätigkeit angemaßt oder gegen dieselbe vorgenommen.“ Dann aber erfolgt der weitere Bericht, daß sie sich in den letzten Tagen viel [illegible] benommen. Der Amtmann meint, die Tillyschen Soldaten haben geglaubt, [illegible] dieß Amt dem Christian von Halberstadt gehöre.

Nro. IX.

Königl. Archiv zu Hannover.

Tilly am 9. Juli an Christian von Lüneburg-Celle.

— — Ich fuege demnach Ewr. Fürstl. Gnaden unterthänig zu vernehmen

das ich alle vnd iede Beschwerde von E. F. G. angehörigen Dorffschafften, Dieneren vnd Vnterthanen von meinem vntergebenen Kriegesvolcke die verlittenen Tage begegnet, mit höchster condolenz vnd zum wehmuethigsten vermerckt, auch gentzlich in gedancken vnd mutmaßung stehe, die Ansteckung E. F. G. Dorffes Hattorff vnd anderer örtter, darob ich ein besonderes mißfahllen empfangen, rühre her von anderen widerwärtigen, vnd vebel affectionirten, welche durch dergleichen verschlagene mittel in E. F. G. Gemueht ein Mißtrauen zu erwecken vnd die Kayserliche Armee bey derselben vnd menniglich verhaßt zu machen hoffnung geschöpffet. Denn meine bey dem Kriegeswesen biß dahero geführte ordinanz, mich deswegen auff die erfahrung, vnd aller ehrliebenden Cavaliere Beuhrkundung beziogen, ertheilt mir vor der gantzen ehrlichen Welt Zeugniß, das ich den laydigen verderblichen Brant, welchen doch wol andere vohr das principal vnd Hauptstück ihrer Kriegsverfaßung halten, vnd zu solchem schedlichen effect sonderbahre hohe Officirer mitt großem seld bestellt vnd angenommen, iedeweil abschewlich detestirt, inmaßen diejenigen auß meinen Soldaten, auff welchen nur der allergeringste verdacht des an E. F. G. Dorffschafften begangenen Freuels gehafftet, in beywesen vnd angesicht E. F. G. Diener mit Leibes vnd Lebensstrafe alsobald durch mein Geheiß belegt werden.

Gelangt deßhalb an E. F. G. meine vnterthenige bitte: es geruhen dieselben berürte Fewersgefhar vnd deren Vhrsache meiner Persohn nicht beyzumeßen, sondern diese feste zuuersicht dero fürstl. Gemuethe zu imprimiren, das E. F. G. gehöriger Landes vndt Leutte conservation ich bey der Armee selbst recommendirt seyn laßen will. Es wehre aber meines vnuorgreifflichen wißens nicht vnrahtsamb, wenn E. F. G. mir einen krigsverstendigen commissarium zuordneten, der mich E. F. G. Landesbeschaffenheit nachrichtlich erinnern, vnd mich sonnst in einem vnd anders zu dessen verschonung behufige vnd diensahme adresse geben thönte. Sofern auch E. F. G. Vnterthanen auf die ausreißenden einzelnen Soldahten ein wachsahmes auge zu schlagen, dieselben gefengklich anzuhalten, oder im fahlle gewaltsahmen widersetzens gar niederzulegen angesetzet würden: solte das Rauben vnd Plündern desto wenniger vberhandt nehmmen. Gestalt E. F. G. Landdrosten, Cantzler vndt Rehten ich diese beiden mittel derowegen welmeinend angedeuttet vnd gegen E. F. G. auß trewhertziger, vngeferbter affection zu widerholen nit vmbgehen thönnen. Dieselben ich göttlicher milte, Protection vnd neben anerbietung meiner vnterthenigen Dienste dero gegen mich zu beharrenden freundlichen faveur empfehle.

Giebeldehausen, den 9. Julii 1623.

E. F. G. vnterthenigr
Johann graue von Tilly.

Nro. X.

Königl. Archiv zu Hannover.

Tilly an Herzog Christian von Lüneburg-Celle am 17. Juli 1623.

— Ich bin der tröstlichen Zuuersicht, E. F. Gnaden werden nunmehro mein an dieselben sub dato Gieboldehausen den 9. Julii getahnes schreiben empffangen, vnd darauß gnetig vernommen haben, waß vor hoheß sonderbahres mißfahllen mir ob der Soldahten in E. F. G. Obrigkeit, iedoch auß Mißuerstandt vnd Irrtumb

verübten Muetwillen begegnet vnd widerfahren, verhoffentlich E. F. G. [illegible] angewendete wahrhaffte entschuldigung vnd zu verabreichte Bestraffung der [illegible] in Gnaden vormerken vnd der Zeit beschaffenheit nach diß eine giltige [illegible] acceptiren werden, zumahl sonst in einem vnd anderen alsolche ordinanz [illegible] geschaffet, das zuuersichtlich E. F. G. angehörige Land vnd Leutte fernerer [illegible] venientien vberhoben bleiben sollen.

Johann graue von Tilly.

Nro. XI.

Den Inhalt des ersten Briefes, den Tilly am 22. August 1623 von [illegible] aus an die Stadt Emden schrieb, habe ich kurz angegeben in der Geschichte Ostfrieslands von 1570—1751, Seite 245. Das zweite Schreiben vom 4. September [illegible] aus Wardenburg theile ich hier mit als Probe, wie Tilly an deutsche Städte schrieb, wie er denselben seine Gesinnung darlegte.

Rathhaus-Archiv der Stadt Emden.

Edle, Ehrenueste, Fürsichtige, Hoch vnd wohl Weise, besonders liebe Herrn und Freunde.

Derselben widerantworttlich Schreiben vom 28/18 nechstabgeflossenen Monats Augusti hab ich hauptsächlich dahin gerichtet verstanden, daß Sye erstlich gute Hoffnung zu deß Manßfelders Abzug geschöpfft; derohalben es ohnnötig die mir [illegible] gebene Kays. Khriegsarmee dahin zu employiren: Vors andere daß die [illegible] hin und beyleggung zwischen Inen vnd Irem Landtsherrn sich erhaltender [illegible] stendtnuße albereits ein Anfang gewohnnen, Vnd an gewünschtem progress [illegible] gang nicht zu zweiflen sey: Derowegen es auch im vberfluß einige Khriegsgewalt wider des Reichs-Verfassungen hierunder anzuwenden.

Belangendt nün den ersten punct, were der Statt Embden vnd ganzem [illegible] wol zu gönnen, daß die schwehre ohnertregliche pressuren durch angedeutten abzug [illegible] maleinsten Ihre endtschafft erreicht. Es kombt mir aber ganz mitleidig zuuernemmen, daß hingegen das Manßfeldisch vnd andere benachbarte Khriegsvolcker der Statt Embden in wenigen tagen hero dergestalt feindtlich zusezzen, das solches einer Belägerung nicht ohnähnlich, wofehrn nun die herren sich einen Gewaldt abzuwehren [illegible] Zeit gelegenheit nach bastant genuegsamb, wie an Irer Tapferkeit vnd courage [illegible] falls nit zu zweiflen, will ich ganz gern Inen allein die glorie liberirter Statt [illegible] rechnen, da sie aber meiner hilff bedörfftig, Inen dieselbe hiemit anerbeten haben.

Vber den anderen puncten wünsche den herren ich zu förderlichster erfüllung [illegible] beuorstehenden glücklichen vergleichs Gottes als Stifter deß fridens vätterlichen [illegible] mitten Segen, Vnd ist freylich kheines zwangs bey denienigen vonnöten, welche [illegible] sich selbsten zue einigkhait beliebens, dahin auch mein anerbieten ganz nicht, [illegible] wider den Manßfelder vnd seine Adhaerenten, welche ein so löblich nuezlich [illegible] allein zu Irem eignen gewinst zu bebinderen vnd dissoluiren sich beferglich [illegible] stehen würden, gemeint vnd angesehen gewest. In welchem gesundten Verstandt [illegible] friedenshandlung, daran das beylich Reich merdlich interessiert, ohnuerlezter Reichs Constitutionen wohl befördert werden khan.

Füege demnach den herren ich hirmit abermahls mit aufrichtigem offenem Gemuebt zuuernehmmen, das von der Röm. K. M., unserm A. H., ich eine [illegible] liche Commission empfangen, den Manßfelder als einen beharrlichen [illegible] gemeinen

...s, vnd öffentlichen proscribirten Aechter zuuerfolgen, Vnd die vhralte löbl. ...schafft Ostfrießlandt, sambt der Statt Embden auß vnd vber eine ohnrechtmäßige ...ldt, vnd dominat zu erretten, vnd zu befreyen, auch mich dahin zu bearbeiten, daß berüerte Graffschafft vnd Statt Emden von aller slavereye und Dienstbarkheit ...et, dem Reich vnd dessen schuz vnd milten Gesaz, iedoch sambt conseruirung ...wolhergebrachten freyhait, priuilegien, vnd Immunitaten vnter deren fridlichen ...ß sy hiebeuor In stattlichem flor, aufwachs vnd wolstandt sich befunden, wider...nuirt vndt vergliedet werden möge. Dann Ire Kays. M. die von Manßfelder ...seinesgleichen vnterstandene dismembration dieser edlen prouintzien vom leib ...Röm. Adlers zuuerstatten vnd nachzugeben ganz nicht gemaindt, Es wierdt auch ...tlich Ir. Mayt an Mitteln nit manglen, diesen löblichen vnd der ganzen Landt...ß zu ehren und nuzzen zihlenden Kayserl. vorsatz wider deß Manßfelders, vnd ...r Adhaerenten violenz vnd Dettlichkeiten zu behaubten, und durchzubringen; ...ssen meines daruorhaltens die hern Staaden der Vereinigten Niederlanden Irer ...ters versprochenen Neutralitet, Vnd anderer resolution, wie auch beywohnen... Vorsichtigkheit vnd discretion gemeß, diese Irer benachbarten wolfarth nit be...rn, sondern als an sich selbsten billich, vnd zue desto freyern vebung der com...rtien, und perpetuirung gueter nachbarschafft gereichendt mit allem fauor pro...uiren, vnd befürdern werden. Dann auf den ohnuerhofften gegenfahl gemelte ...n Staaden sich in diese allß ohnleugbare Reichssache, darmit sie überal nichts ...n, einflechten sollten, möchten Ire Kays. M. mir oder anndern solche Ordinanz ...nedigst ertheilen, die des Reichs reputation, würde vnd ansehen gleichförmig, ...herren aber gresses Ohngemach vnd nachtheil gebähren möchte.

An die herren gelanget schlißlich mein pitten, sie wollen zu ihrem eigenen nuz ...besten, ja zu widereroberung Ires alten wolergehens, vnd beim Reiche herge...ter libertet, die handt mit helffen anlegen, auß den sachen mit mir Verthrewlich ...respondiren, und alle diffidentz, alß wann hierunter ichtwaß anders denn ob...deuteter heylsamer Zweckh gesuecht würde, gänzlich ablegen, vnd hinwerffen; ...ist ich die herren hierüber genuegsamb, vnd Irem selbsten begehrn nach zu asse...kern erbietig, Ire Gemuetsmeinung nachrichtlich mit dem ersten erwartendt, vnd ...n annembliche behäglichkeit zu bezeigen ganz willig bin.

Datum Wartenburg den 4. September Ao. 1623.

Der Herrn

freundtwilliger

Johann grave von Tilly.

Nro. XII.

Rathhaus-Archiv zu Emden.

Der Kaiser an die Stadt 17. Februar 1624.

Ferdinand der Andere u. s. w.

Liebe getrewe, Ir werdet Euch ohne zweiuel guetermassen zu erinnern haben, ...massen bey Vnsern Höchstgeehrten Vorfahren am Heil. Reich Römischen Kaisern ...d Königen, Christmiltister gedechtnus, sich Eure liebe Vor-Eltern, solang dieselbige ...er Irer, vnd des Heiligen Römischen Reichs Trew, Deuotion und gehorsam ...standhafftig vnd vngeändert verplibn, vnter den Kay. Adlers Flügeln, Schuz und ...Schirm yederzeit in guet ruhig fridtlichem wesen vnd wolstandt befunden,

Dann obwohl sich je zu Zeiten zwischen Ewer Herrschaften, den Grafen zu Ostfrießlandt, auch vorgenanter Ewren Vor-Eltern vnd Euch Streitt vnd Irrung zugetragen. So haben doch dieselbe gemelte Unsere geehrte Vorfahren, auß tragendem Ober vnd hochrichterlichem Ampt, auch arbitr- vnd vermittelung [illegible] beeder Theils eingewendten Schrifft, Motiven, Recht vnd Gerechtigkeiten, [illegible] verordnet, was sich Rechtlicher Ordnung nach, vnd den heilsamen Reichs Satzungen gemäß, [illegible] gewisser vnd der Sachen [illegible] vnd notturfft hat erfordern mögen,

Als sich aber mit der Zeit allerhandt solche Sach vnd Gemüther [illegible] vnd an Tag gegeben, welche mehr zu ungereimbter Neuerung, dann dem alten [illegible] Wolstandt [illegible] vnd sich getragen, vnd ausser eines Regierenden Römischen [illegible] alß des unmittelbaren Oberhauptes, unter angegebenem Schein der zu sehr [illegible] Obliegenheit, anderer nechst benachbarter Orthen, Schutz, Schürm vnd Pro[illegible] gesucht, vnd sich derselbigen untergeben, So ist offenbar vnd am Tag, daß [illegible] protection vnd Schutzsuchung mehrern theils nicht nach dem besten ausgeschlagen, Sondern von einer Zeit zur andern allerhandt widerwertigkeit schädliches Mißtrauen, Unruch, Krieg vnd Unverderbliches Wesen verursachet, vnd mit sich gebracht, [illegible] dann solches alles den Augenschein schon von etlich Jahren her, unter andern [illegible] nemblich mit Unsers vnd des Reichs Widerspänstigen obeindts, Landtsverderber, vnd gemeinen Fridenzerstörers, des proscribirten Grafen Manßfelders, vnd seines [illegible] sammen rottirten Anhangs, feindtlicher Einfahl in obbestimbte Graffschafft Ostfrießlandt, Verhör- Verwüst- vnd Verderbung, vnd fast gentzliche Ruin vnd [illegible] sait mit mehreren zu erkennen gegeben, dieselbigen auch noch biß dato so [illegible] Endt vnd auffhören zu spüren ist, in sonderbarer bedenckung, obschon [illegible] proscribirte Manßfelder obgehörte biß auf den eussersten Gradt desolirt vnd verderbte Graffschafft Ostfrießlandt unlengst quittiert vnd verlassen, vnd sich anderst wohin gewendet haben mag, das demselben doch in allen seinen actionibus (alß welcher biß her alle von Ihme selbst angepotene tractationes vnd Accord, allweil zu seinem boßhafftigen behelff vnd Vortheil gerichtet, vnd damit den mehrern Theil In: vnd außlendischer Königen, Potentaten, Chur- vnd Fürsten betrüglich angeführet) gar durchaus nicht zu trawen, noch sich auff seine zusagungen vnd versprechen, Sy seyen so crefftig vnd verbindtlich als Sy ferner wollen, sicherlich zu verlassen, Inmassen solches seine vnd seiner Adhaerenten, mit dem Bethlehem Gabor noch stäts continuirende gefahr vnd schädliche correspondenzen zu verstehen geben,

Disem allem nach, so erinnern, ermahnen vnd begern Wir an Euch sambt vnd sonders hiemit gnedigist, Ir wollet der Sachen oberzeblte gewiß vor Augen ligende beschaffenheit, Elendt, Jammer, Dienstbarkeit, Ruin vnd desolation, mit Iren vndstenden, vnd auf sich tragenden weitern gefahr, sambt vnd lieben Iren alten [illegible] splendor vnd Wohlstandt, vernünfftig bedencken, vnd zu gemüeth ziehen, vnd in Eure Uhralte Freyhait, vnter vnserm vnd des Heil. Reichs Schuez vnd Schürm, ohne schmelerung, abbruch vnd veränderung angeregter hergebrachten Freyhaiten, Privilegien, Immuniteten, vnd zu derselben Vindicir- vnd auffschwingung tretten, Euch auch crafft vnserer zu mehr vnterschiedlichen mahlen abgegangenen syncerations vnd Assecuration Schreiben gewiß vnd versichert halten, das vnsere vnd obbemelter gehorsamen Chur-Fürsten vnd Stenden des Reichs sich, aus antringender verursachung obbesagter Uheindt, Aechter vnd Rebellen, in der angränzenden Nachbarschafft ligende Armada zu kainem andern Zihl vnd Endt, dann einzig vnd allain zu Ewrer sublevation, Trost vnd Erquickung, vnd entgegen zu dempff- vnd außrettung Ewr:

Freindt vnd widersacher angesehen vnd gemaint seyn, Inmaßen dann zu solchem Endt der bestelte General Leutenant Graff von Tilly gemeßenen Beuelch hat,

Wolten Wir Euch auch vnsers tragenden Kay: Ampts obligenden vätterlichen lieb vnd Sorgfeltigkait nicht verhalten, denen Wir neben erwarttung Irer gehorsamben Antwort in Kay. gnaden wol genaigt seindt,

Geben in Vnserer Statt Wienn, den Sibenzehnden Februariy Anno Sechzehen-Hundert Vier vnd zwanzigsten, Vnserer Reiche des Römischen im Fünften, des Hungarischen im Sechsten, vnd des Behaimischen im Sibenden.

Ferdinandt.

vidit Peter Heinrich v. Stralendorff.

Ad mandatum u. i. w.

Nro. XIII.

Archiv der Calenbergischen Landschaft zu Hannover.

Stelle aus dem Kreisabschiede vom 16. März 1624.

— Dieweil den Vnderthanen dergleichen contributiones lenger zu ertragen allerdings vnmöglich, so hat man auff kaine newe Werbung schließen können, sondern Fürsten vnd Stende wollen den Kayserlichen so hoch bethewreten sincerationibus vnd contestationibus alleruntertthänigst getrauen, der vndertbänigsten zuuersicht, Ihre Kayl. Mayst werden Fürsten vnd Stände sammt den Vnderthanen vnd Angehörigen darüber nicht beschweren laßen.

Nro. XIV.

Archiv der Calenbergischen Landschaft zu Hannover. Aus der Landtagsproposition des Herzogs Friedrich Ulrich vom 23. April 1628.

Nachdem der Herzog berichtet, wie er von Anfang des Krieges an sich bemüht „gegen die Röm. Kays. Mayst. Vnsern Allergnädigsten Herrn den schuldigen gehorsamb, aufrechte Liebe vnd Trewe vnausgesetzt zu beweisen" — fährt er fort: „Eß ist aber Leyder darauff ao. 1625 die bewuste armatur von der königl. Würde in Dännemark zu Hand genommen, ein newer Crayßtag zu Lüneburg angestellet, vnd zugleich der weltkundige vnglückfälige conuentus zu Lawenburg gehalten, auch endlich auf dem Crayßtag zu Braunschweig auf eine anderweite werbung geschlossen worden. Derowegen bezeugen nun S. F. G. hiemit lauter vnd gegen den Allwissenden Gott, der ins Verborgene siehet, gegen die Kays. May. vnd das gantze Reich, daß Sie es nicht anders verstanden, gewust, gemeint oder geglaubet, alß daß solches alles bloß zu einer erlaubten defension des Crayßes, vermöge vnd nach anweisung der executions-Ordnung angesehen gewesen, Nimmermehr ist aber derselben jemals zu hertzen gestiegen von der allerunterthänigen trewe, schuldigsten gehorsamb vnd deuotion gegen der Allerhöchstgedachte Röm. Kay. Mav. alß Ihren von Gott vorgesetzten ordentlich erwelten vnd geschworenen Kayser vnd Oberhaupte so gar eines Fingers breit abzuweichen, inmaßen Sie davor alsofort zu Lawenburg öffentlich bedingt, auch dessen, dafern es nötig sein solte, ein unzweiuelhaftes zeugniß von einem vornehmen fürsten jederzeit haben vnd erlangen khönnen." Er schildert dann seine Bestürzung, wie er die Misbilligung des Kaisers vernommen.

Nro. XV.

Archiv zu Brüssel. Corresp. de Maxim. de Bavière avec A. et I. 15. Dec. 1625.
Adolf Friedrich und Hans Albrecht führen Klage bei Christian IV., daß Mansfeld in ihr Land eingebrochen und auf Befehl des Dänenkönigs requirirt habe. „Wir sein darüber zimblich perplex vnd bestürzt, in fernerer und sonderbarer Betrachtung, da vnß wol genugsamb bekandt vnd wissend, daß E. Königl. Würden, wie auch unsere vnd der anderen Fürsten des Crayßes Intention vermüge des zu Lauenburg gemachten Schlusses vnd darauf erfolgten Crayßabscheides nur dahin gerichtet, daß durch diese Crayßverfassung einzig vnd allein dieser Crayß defendirt vnd vertheidigt, und kraft der vorigen Crayßabscheide von anderen kriegenden Parteien, Durchzügen und Einquartierungen conservirt werden sollte. Dabey wir auch beständig zu verharren gedenken. So müssen wir doch nunmehr befahren, daß J. Kays. Maj. Unser Allergnädigster Herr dahero daß man sich dem Grafen von Tilly widersetzt, den Grafen von Mansfeld aber, welchen Sie doch in die Acht erklärt vnd durchs ganze Reich verfolgen laßen, anjetzo frei vnd vngehindert wider angezogene Crayßabscheide (darin enthalten, daß anderen kriegenden Parteien die Durchzüge und Einquartierung solle abgeschnitten sein), passiren und logiren lassen, in der gegen Fürsten vnd Stände dieses Crayßes geschöpften suspicion, als wäre dieses des Crayßes Verfassung nicht zu des Crayßes defension, sondern auf andere vnd frembde Sachen (welches doch E. Königl. Würden so wohl als vns vnd anderen Fürsten des Crayßes niemahlen in Sinn kommen) gemeinet vnd angesehen, nicht wenig conserviret vnd befestiget. Und dero wegen gemelten Grafen von Mansfeld dieser Oerter zu verfolgen, vnd nachgesetzter vnzweifentlich Verordnung thun möchten. Daran wir darumb vm so vielen weniger zu zweueln haben, weil die beiden Generale der Herzog von Friedland und Graf von Tilly in ihrer den Crayßabgesandten eingehändigten Erklärung die Inducias bereits schon ausdrücklich den von Mansfeld von solchen Induciis excludiret vnd begehrt, daß bei mehrermeltem Stillstande denselben zu verfolgen vnd aufzuschlahen ihnen frei vnd bevorstehen vnd bleiben sollte.“ u. s. w.

Die Herzöge bitten nun flehentlich den Dänenkönig, er wolle seiner Freundschaft zu ihnen gemäß Sorge tragen, daß der gedachte Durchzug nicht geschehe, daß dagegen Disciplin gehalten werde. — Ferner hat der König an die Erlegung der Tripelhülfe in triplo gemahnt. Die Herzöge entschuldigen sich. Ihre Ritter- und Landschaft weigere sich dessen, und Gewalt können die Herzöge nicht anwenden.

15. Dzbr. 1625.

Ad. Friedr. u. Hans Albr.

Nro. XVI.

Archiv der Calenbergischen Landschaft zu Hannover.

Die Calenbergische Landschaft beschloß am 25. April 1625: „zu bitten, das die angemuthete [illegible]ensions-Verfaßung auß obgedachten Vrsachen der offensio Caesaris mögte verbleiben, vnd notorischer impossibilitaet halben die Landschaft damit verschont sein.“

Die Landschaft Wolfenbüttel bezieht sich für die Verwerfung der Vorlage Friedrich Ulrichs auf den Kreisabschied vom 16. März 1624 (vgl. oben Nr. XIII), und für

hinzu: „zunerab aber haben wir vnser vnd der Calenbergischen Landstende vnderthänige demonstrationes, warumb die newe Kriegsverfassung von E. Fürstl. Gn. nicht zu belieben, sondern dieselben sich davon quocumque modo entledigen solten in welchen demonstrationibus wir die starken argumenta a non necessario, inutili et plane impossibili, offensio Caesaris von höchster gefahr, desgleichen die iezigen euentus mit hellen klaren worten angezogen vnd hingestellet." Im August 1625.

Nro. XVII.

Archiv der Calenbergischen Landschaft zu Hannover. Tilly am 10. Sept. 1625 an Friedrich Ulrich.

— — — „An E. F. G. deuotion aber wehre zwar gleichmeßig nicht zu zweiffeln, wenn nicht die hin vnd wider von Iren Vndertanen gegen meine vnterhaltenden Soldaten biß dahero wider alles verschulden verübte grausame hostilitaeten zu widrigen gebrauchten vrsach gegeben, dahero auch gantz unnötig gewesen wehre zur Abschaffung der nach Poggenburg verlegten Saluagardi nachmahlen anmahnung zu thuen, zumahlen dieselbige verbin aber gantz vngewöhnlicher vnd vnverantwortlicher weise bereith abgeschaffet, zudem nicht allein der Obrist Leitenant Johann Viereß neben dem Rittmeister Sirach gefencklich hinweg geschleppt, sondern auch überdiß zugefahren vnd die daselbst hinterlaßenen Officirer vnd Knechte nachgehends bei den Kopf genommen vnd erschrecklich tirannischer Weise darnieder gehawet vnd ermordet worden, wohero solte nuhn nicht erfolgen, das die Soldaten zur ungedult gebracht vnd zu vngebührlichen excessen (so zwar durchauß nicht durch mein verhengknus, wissen und willen, dessen ich gleichfalls in meinem gewissen Gottlob genugsamb versichert bin, verübet, sondern mit scharffem ernst inhibiret vnd verbotten sind, auch tägliches verbotten werden) veranlaßt worden?"

Er bittet nochmals um Brod für seine Soldaten, 300 Fuder Korn aufs allerehește, damit die Soldaten ihre Nothdurft haben. Anderenfalls will er von allem Unheile entschuldigt sein.

Ganz eben so schreibt Tilly am 10. October 1625 an den Herzog Christian von L. Zelle. Das Schreiben im Königl. Archiv zu Hannover.

„Nuhn gelebe ich der getrösteten vnterthänigen zuuersichtlichen Hoffnung, es werden E. F. G. mich der beschehenen Excursionen, vnd da eine vnd andere Vnthat dabei verübt werden seind, gnedig vor entschuldigt halten, zumahlen ich dessen in meinem gewissen versichert bin, daß dergleichen übeles vnd vnuerantwordtliches procediren mit meinem wissen vnd willen nicht beschicht, noch beschehen soll, Ich will aber auch dabenebens in keinen zweuel setzen, eß werden E. F. G. alse hoch nicht anziehen, oder zu gemüeth führen, daß von den Soldaten die Excursiones, vnd da dabei einige andere vnthat verüber passirt, vorgenehmmen worden, in Betracht dieselbigen Ihres nottürfftigen Vnterhalts von allen ortten, da gleich die baare bezahlung dafür anerbotten, vnd bereits vorhanden gewesen, nit mächtig sein khönnen. Derowegen so bitte ich vnterthänig, Es wollen E. F. G. mich vnd meine vntergebenen Soldaten, denen zwar bei mir keinerlei muetwillen, Enormitaeten, vnd Exorbitantien in keinerlei weise noch weg iemahlen gestattet, viel weniger approbiret oder guet geheißen worden seind, in so viel gnedig vor entschuldigt halten, vnd danebenß mitleidentlich erwägen, daß der arme Soldat bey anstehender ermangelung deß Vnterhalts zur conservirung

seines Lebens, alß welcher von Lufft nicht leben khan, vnd ohnedeß tegliche vnd [illegible]liche mit vielfeltigem Cummer vnd Elend vmgeben ist, zur suchung seiner Leibesnahrung nohtwendig auß naturlicher lieb seiner selbst bewegt vnd getrungen werden muß."

Man vgl. damit ferner den Bericht des Amtmannes Johannes Hennings zu Wickensen an den Herzog Friedrich Ulrich, vom 17. Sept. 1625, aus dem Königl. Archiv in Hannover.

Nach einer Entschuldigung, daß er selbst wegen Krankheit beim Einmarsche der Tilly'schen Truppen nicht gegenwärtig gewesen, fährt Hennings fort: „Ist mir bei[ne]ben Koch vnuermuhtlich fürkhommen, wie die Bawersleut sich beim Einfalle gegen die Tilly'schen Soldaten gar Vnbarmhertzig sollen angestellet haben."

Nro. XVIII.

Archiv zu Brüssel. Corresp. de Maxim. de Bavière avec Alb. et Isab.

Max schreibt am 15. Juli: „Le Prince de Cologne doit voir et estre spectateur des ravages et devastations que Mansfelt et Halberstat ont passez naguères exercez en les Pays, sans aulcune assistance, parceque le comte de Tilly (de la conservation des gens duquel le tout dépend) pendant que les préparations de la guerre de Dennemarque luy sont si voisines, et devant les yeux, et n'y estant separé que par l'interjection de la rivière de la Weser, ne peut se quitter des trouppes d'Anholt."

Nro. XIX.

Königl. Archiv zu Hannover.

Verzeichnis von Tillys Hoffstaate und Verpflegungsordnung desselben im Amte Winsen an der Luhe. 1627.

	Pferde
Se. Excellenz selbst eigene Leute und Pferde, dabei der Stallmeister, und dann bei sich habende Knechte, item Reit- und Fuhrpferde	68
Kaiserl. Commissar von Walmerode, Diener und	10
General-Commissar Ruepp, D. u.	26
" " v. Lerchenfeld, D. u.	26
Commissar Rasponi, D. u.	10
Feldbuchhalter Riederer, D. u.	8
Kriegszahlmeister Khaudten, D. u.	8
Commissar Chr. Benigk, D. u.	1
Reg.-Commissar Meyer, D. u.	2
Secretär Niclassen, D. u.	2
" Mercator, D. u.	2
" Branvell, D. u.	2
" Bernhart, D. u.	2
" Johanns, D. u.	2
	169

	Pferde.
Uebertrag	169
Cauzlist Jakob Seiler D. u.	2
„ Steichart, D. u.	2
„ Georg, D. u.	2
Der Auditor General, D. u.	3
General-Quartiermeister, D. u.	8
General-Profoß sammt seinen Leuten, D. u.	16
Feldmedicus, D. u.	6
G. Quartiermeister Lieutenant, D. u.	4
Adjutant Caspar, D. u.	7
„ la Ramée, D. u.	7
„ Prange, D. u.	4
„ Morrien, D. u.	4
„ Jarop, D. u.	7
General-Wagenmeister Lieutenant, D. u.	5
Aufwärter v. Parsperg, D. u.	3
„ v. Pöllnitz, D. u.	4
Drei Edelleute, D. u.	11
Feldapotheker	1
Barbier	1
Sechs Hofstaats-Einspännige, jeder zwei	12
	278

Die obgesetzten Offiziere sollen, wenn sie anders in loco sind, mit Speise und Trank von den Einwohnern nothdürftig verpflegt werden; doch daß sich auch sowohl Offiziere als Diener mit den Bürgern und Unterthanen nach jedes Stand und Wesenheit gutwillig contentiren, selbige wider Gebür und Unvermögenheit im wenigsten nicht beschweren, oder ihnen die geringsten Geld-Contributionen anmuthen: Denn wofern die wenigste Beschwerde oder Klage vorkäme, soll dieselbe unfehlbar und gewis mit ernstlicher unausbleiblicher Strafe angesehen werden.

Was sonst andere durchreisende Offiziere und Personen anlangen thut, denen soll weder frei Quartier, noch sonst das wenigste zu fordern, mit nichten gestattet werden, ohne was jeder derselbigen vor sein baares Geld zehren und bezahlen würde.

Buxtehude, d. 2. Decbr. 1627.

Tilly.

Aus einer Sammlung Flugblätter im Besitze des Verfassers.

Nro. XX.

Offener Anschlag des Grafen von Tilly.

Es ist verschienen Monats Martij vnderm Namen deß löblichen Nider-Sächsischen Crayß Fürsten, vnd Stände, ein Patent sowol an desselben Vasallen, Vnderthanen, vnd zugehörige, Als Außländische in offnen Truck außgangen, vnd hin: vnd wider spargiert, so hauptsächlich dahin zihlet, das Hoch: vnd wolgedachten Crayses jetzige vor Augen schwebende Kriegsverfassung, allein zur defension, vnd versicherung der Teutschen Freyheit, Vbung der Augspurgischen Confession, vnd was von diesen

deren Puncten dependirt, auch Abwendung angetrowter Einlägerung, und [illegible] leben angesehen, und gemeint. Deßgleichen das nicht allein Hertzogen von [illegible] landes Fürstl. Gn. sondern auch der Hochwolgeborne Herr, Herr Johann Graff Tserclaes von Tilli, bender der Röm. Kays. auch zu Hungarn und Böheimb Königl. Mayt. und respective der Churfürstl. Durchl. Pfaltz Bäyern General Leutenant, benente Teutsche Libertet unterstanden, die Augspurgische Confession außzurotten: und allerhand grausame Gewalt: unnd Thathandlungen verübt haben solle. Ob nun wol gar nicht zuzweiffeln, es werden allerhöchstgemelte Röm. Kays. Mayt. als die nicht wenig selbst, und sonderlich in jhren hohen officien, und actionen, beschwer, und handlungen, deßgleichen derselbe getrewe, und assistirende Chur: Fürsten, und Stände, Hoch: und hart angegriffen, zu Erhaltung dero Käyserlichen Respects und Authoritet, nothwendiger Ehrenrettung, und ableinung solcher schweren inzüchten halben das Nöthige vornehmen, und der Welt zuerkennen geben, auch deßwegen Hochwolgemelter Herr Graff von Tolli derselben in dem wenigsten nicht vergreiffen soll, noch will, so haben doch S. Excell. ein Notturfft befunden, darzu für deren Person in particulari unter dessen nicht still zuschweigen, oder solche verkleinnerliche Aufflagen auf sich liegen zulassen. Vielmehr andern so der Sachen nicht erfahren, (dann alle wol intentionirte, unpassionierte Verständige es ohne das zugenügen wissen) zu eynigem Argwohn, als wann die sachen also beschaffen, ursach zugeben, sonder alle widerwärtige inzüchten zu benemmen, So bethewret Hoch: unnd Wolgedachter Herr General vor GOtt unnd den Menschen mit guter unversehrter Conscientz, und urtheilen dessen biß dahero geführte Actiones, und unwidertreibliche helle Bekandtschafftung, daß demselben bey seiner auffgetragnen hohen Kriegsverwaltung niemahls zu Gemüth unnd Hertzen gestiegen, ichtwas fürzunehmen, unnd ins Werck zustellen, welches zu schwech: unnd Niderdämpffung der rechten wahrhafften in den heylsamen Reichssatzungen gewidmeten, und von den lieben VorEltern hinderlassenen Teutschen Freyheit gereichet.

Vors Ander mögen alle, und jedweder der Augspurgischen Confession zugethane Pfarrer, Prediger und Geistliche in gantzem Nider Sächsischen Crayß, und anderswo künlich aufftretten, und aussagen, ob jemand auß denselben von Hochbestimbten Herrn General vertrieben, oder jhnen sonsten in versehung jhrer Aempter, und Kirchendiensten jemals auch die geringste behindernuß, hem: und sperrung begegnet, dann man genugsamb versichert weiß, und gibt es die unbetriegliche notorietet, daß keiner unter jhnen mit grundes bestand den Mund zur Klag unnd Beschwernuß dißfals eröffnen kan, sondern vielmehr sie sambt und sonders wider allen Betrug und Betrang geleisten starcken Schutz und Schirms sich werden zubedancken wissen.

Es ist auch zum dritten der Herr General mit seiner untergebenen Armada in diesen Crayß nicht zeitlicher geruckt, als da man durch unerlaubte verdächtige, und wie jetzo der fortgang deutlich zeiget, gantz gefährliche Armatur offenbahre Merckzeichen der Feindschafft, und Zerstörung gemeiner Ruhe, entgegen Jhrer Käys. Mayt. widerholte und geschärpffte Mandata auff vielfältige beschehne Zusag und Versprechung auffgesteckt, und nach anleitung der Kriegs Reglen kein ander Mittel, zu Abwendung antrohenden Uberzugs, unnd anderer schädlichen machination, als die Versicherung deß Vorstreichs obhanden und zubefinden gewest, So sein die Ungelegenheiten, so der Krieg nach sich führet, nicht dem Herrn General, welcher obangedeuter massen [illegible] Monat zuuor, durch vielfaltige trewhertzige Ersuchung, Warnung, unnd Bitten den Crayß von den verdächtigen starcken Werbungen unnd Kriegsbereitschafften

beweglich abgewandt, vnd was in gegenseyts der Creyß vor Ellendt Jammer vnd Vnheil auff sich laden würde, verkündiget, sonderer den Ersten vorsetzlichen verursachern vnd Vrhäbern dieses Vnwesens anzurechnen. Dieweilen dann dahero erscheinlich, daß, soviel an dem Herrn General gelegen, die jhm Außschreiben mit sondern Scheineyffer so hoch angezogne Teutsche libertet einen als den andern Weeg in Jhren definierten Schrancken vngekrenckt vnd vnbetrübt verbleibet, so erwindet sich darauß, vnd dem Land kundtbahren Verlauff, das vnder solchem Namen eygentlich nichts anderst bementlet vnd verborgen stecket, dann ein angezündte Begierdt sowohl inner: als ausserhalb deß Cräyses ober Leib, Haab vnd Gütter, vollkommentlich eygnem gefallens zu dominiern, den schwächern vnder die Füß zutretten vnnd zuvertilgen, Land, vnd Leuthe, Stiffter vnnd Herrschaften ohne rechtmessigen Titul Armorum Iure an sich zureissen, Adel vnd Stätte vmb jhre mit darsetzung Leibs vnd Bluts thewer erworbne Gerechtigkeit, Priuilegien vnd immuniteten zubringen, darzu den Nothleydenden vnd Betrangten allen Zugang zum Rechten abzustricken, kein Iustiz, kein Gesätz, keinen Richter, keine höchere Obrigkeit zugedulden, in Summa das Stählene vnerträgliche Joch der Dienstbarkeit Ständen, Communen, vnd Priuat-Personen ober den Hals zuwerffen, vnd auffzusäylen.

Vnd wie kann doch denen die Erhaltung der Teutschen libertet Ernst: vnd sorgfältiglich angelegen seyn, welche sich mit deß Reichs Verdampten, Erklärten vnd publicierten Feinden vnd Aechtern, denen nichts mehr zuwider, als ein Friedsamber, einträchtiger Zustandt im Reich, vnd nichts angenehmers, als ein gemeine Zerrüttung vnd apertur, zuberaub: plünder: vnnd deuastirung gantzer Prouintzien, dann auch mit außwendigen Potentaten vnnd Respubl. benandtlichen Enggeländern, vnd Holländern, welche mit solchen proscribirten Rebellen vnnd Aechtern, zum härtisten verknüpfft, in weit außsichtige dem Vatterland hochschädliche Verbündnussen, Confoederationes, Coniuncturn einvermengen, dardurch andern Völckern Muth vnnd Hoffnung erwecken, auch Hülff vnd Handbiettung erweisen, sich mit deß Röm. Adelers kostbahren Schwingfedern zu der Teutschen ewigen Beschimpffung, Schand vnd Spott zuerhöhen vnd groß zumachen? Dardurch dann auch die gerühmte Pietet zu der Augspurgischen Confession bey allen Verständigen vnd vnpassionirten Nider: vnd zuboden fast, dann zu deme dieselbe, von niemanden im gantzen Cräyß angefochten, oder [illegible]igt wird, so stehet nicht zuuermuthen, daß zu deren Religion eine sonderbahre [illegible]mmirte Andacht vnd zuneygung getragen werde, mit deren abgesagten vnd in den Reichs Constitutionen selbst declarierten vnd verworffener Religion anhengern, die in jhren Landen berührter Augspurgischen Confession, nicht die geringste Kirchen, Cappellen oder Clause vergünstigen vnd einraumen, man sich also nahe vnd enge verbündet, vielmehr hat man von solchen vnteutschen Gästen die gäntzliche ruin vnd Außmusterung der Augspurgischer Confession, vnd ein erbärmliche einführung allerhand Seelen verderblicher Secten vnd Spaltungen zugewarten. Welcher Theil dann dem Crayß, vnd den angräntzenden Landen mehr Schadens, verderb: vnd Verderbung zugefügt, darff keiner Special Außführung. Ein wolbekandter Regierender Lands Fürst, vmb seiner Friedfertigkeit vnd gegen dem Oberhaupt im Reich habenden vnderthänigisten Respects willen, vnerhörten Exempels, auß seiner Fürstl. Residentz, in den eusseristen Winckl seiner Landt verwissen, vnd abgeschafft, die hochlöbliche Hertzogen von Braunschweig vnd Lüneburg ꝛc., ein vornemb wol meritiertes Mitglied deß Crayses also feindlich verfolgt, das Stifft Oßnabrugk ohne eynige Vrsach inuadiert. vnnd vberfallen, die Statt Goßlar ebenmessig zu dem Crayß gehörendt, wider gegebnen

Glauben angesprengt, die bey der jüngsten Braunschweigischen tractation zu der [illegible] ansehentlichen Herrn delegierten vnderhandlern satten vergnügen vnd belieben [illegible] seyts bewilligte vnd angebottene, aber von jener Seyten, so hochmüttig vnd [illegible] repudirte vnd außgeschlagne Friedens Mittel, wie auch die vorgehende pressur im Stifft Hildeshaimb, deß Craißes angehörigem membro, sampt andern [illegible] lungen mehr, geben darüber ein klares Gezeugnuß. Deren beschaffenheit nach, [illegible] leben sein Excell. der festen zuuersichtlichen Hoffnung, es werde niemand durch [illegible] bestimbtes Außschreiben, sich von seiner verpflichten Schuldigkeit, Trew vnd devotion zu der Kays. Mayst. wider die außgetruckte Göttliche, vnnd in seinem heyligen [illegible] offenbahrte Verordnung abwendig machen lassen, sonder als ein redlicher, [illegible] Patriot, nach wie vor dabey beständiglich vnnd vnaußgesetzt, biß in die Grube [illegible] letzten Athem perseuerirn, vnd verharren, innmassen solches Christlich, rühmlich, [illegible] Göttlichen Gebotten gemeß, zu erhaltung Fried, Ruhe vnd Eynigkeit dienet, vnd [illegible] männiglich darbey wolbefinden, Auch Ihre Käys. Mayst. Schirms, Schutzs vnd andern Begnadigung zuerfrewen haben wird, dann je kein ander Mittel bey Ruhe, Frieden vnd Sicherheit, gleich vnd Rechten vor deß mächtigern Vndertruck: vnd Verschlingung freyer Vbung im Reich zugelassener Religion, dem Gebrauch verliebener Privilegien vnd Immuniteten, fortsetzung der vnendbehrlichen Gewerb vnd Commertien [illegible] bleiben, als wann die Glieder dem Oberhaupt, von Gott verordnet, den [illegible] den schuldigen respect vnd gehorsamb erweisen, demselben in aller fürfallenheit [illegible] trewlich assistirn, vnd wann sie von den Gewaltigern am Leib, Gutt oder Freyheit sich widerrechtlich gekrenkt, verfolgt, vnd beschwerdt empfinden, desselben protection vnd Handhaab hinwiderumb geniessen: Darinnen, vnd sonsten niergents bestehet die vnuerfälschte Wahre Teutsche libertet, vnd ist alles widerwertiges einbilden, [illegible] fürmahlen nur ein vnformbliche Chymoera vnd vergebentliche mißwürdige, vnd [illegible] eusserist Verderben stürtzende bethör: verblend: vnd Verführung.

So mehr Hochgedachter Herr General zu nachrichtlicher Wissenschafft hiemit zu publicirn vor nothwendig ermessen. Actum in Quartier zu Alfeldt am vier vnd zwantzigsten Tag Aprilis, Anno Sechzehenhundert vnd im sechs vnd zwantzigsten Jahr.

Nro. XXI.

Königl. Archiv zu Hannover.

Bericht des Landdrosten von Hodenberg an den Herzog Christian von Lüneburg-Celle.

— — „Vnd weil das Bergstädtlein, im Grund genannt, sich wegen der Kayserlichen Kriegsvölcker, so zu Gisselde vnd darunther allernächst demselben eine Zeitlang einquartiert gelegen, sehr feindselig angestellt, auf den Straßen außgelauffen, vnd viele Soldaten vnd Reiter, so sie nur mächtig werden können, geplündert, ermordet, in ihren Quartieren vberfallen vnd vmgebracht haben, sonderlich haben sie im Harrichswinkel genannt, viel Mord begangen, also daß auch der Oerter fast kein Mensch sicher vnd ohne Leibes- und Lebensgefahr mehr ziehen können: denn sich in demselben Neste viele entlaufene Bauern, die sich jetzo alle aufs Morden vnd Rauben begeben, aufgehalten: alß hat endlich der Herr Generel Tilly dem Werke nicht länger zusehen wollen: sondern vor 3 oder 4 Tagen ungefährlich denselben Ort unversehens überfallen vnd in den Brand stecken lassen, daß nichts übrig geblieben.“

Nro. XXII.

Königl. Archiv zu Hannover.

Bericht vom Landdrosten, Kanzler und Räthen aus Osterode vom 12. März 1626. — „Und ist an deme, daß leider nunmehr von den Königlichen oder Braunschweigischen uffm Clausthal unter dem Major Mutschefal — wir bemerken, daß Gustav Adolf diesen Mann später wegen Feigheit enthaupten ließ — liegend und de facto einquartierten Kriegsleuten mit E. F. G. Unterthanen daselbst mehr barbarisch als christlich wird gehandelt, und werden die Vornehmsten, sonderlich die etwas zum besten haben, wie die Hunde gehalten, gefänglich eingesperrt, mit Aufhängen und anderem bedroht, theils auch weg und an andere Orte geführt."

Nro. XXIII.

Königl. Archiv zu Hannover.

Bericht des Landdrosten von Hodenberg aus Osterode vom 20. März 1626.

„Sonntags früh um 7 Uhr ist der Herr General Tilly mit etlichen Regimentern Roß und Fuß allhie vorbei auf den Harz nach dem Clausthal und Zellerfeld marschiert (denen ich etliche, daß sie die verhauenen Wege im Harz erneuet, zugeben müssen), in Meinung das daselbst liegende Königl. Dännemarkische oder Braunschweigische Volk weg zu treiben, und selbige Oerter, wie auch andere Bergstädte mit ihrem Volke zu besetzen, wie er dasselbe denn auch glücklich ins Werk gerichtet. Sie haben aber seine Ankunft nicht erwartet, sondern sind alle davon geflogen, darüber (sc. Tillys Truppen) das Zellerfeld eingenommen, alles ausgeplündert, und was ertappet werden können, niedergehauen. Den Clausthalern aber haben sie kein Leid gethan, und die Leute daselbst erfreuet, daß sie also gefreiet und errettet worden. Worauf sie dann ferner fortgefahren und die übrigen Bergstädte als Wildemann und Lautenthal neben anderen Oertern daherum auch erobert, und weil sich dieselben nicht widersetzet, auch in eines Theils groß Gut geflehnt gewesen, ist den Bürgern darin kein Leid geschehen. Und sellen über 300 der Erschlagenen gefunden sein, darunter viel der Zellerfeldischen Einwohner mit gewesen, welche des Lebens auch wohl verschont worden, wenn sie nicht Ihr Excellenz Leibcompagnie Trompeter, den er in seiner Ankunft zu ihnen abgefertigt, muthwillig erschossen, und sich sonst feindlich angestellt hätten. Es haben aber Ihre Excellenz ungefährlich ein paar Compagnien zu Fuß und etliche Reiterei auf den Clausthal gelegt, doch nicht in die Häuser, sondern müssten auf der Gassen bleiben, ausgenommen die Reiterei, ist auch selber bis dato da geblieben und eine starke Schanze allda zu machen angefangen, wozu ich ihr von bei die 600 Schanzgräber herthun müssen, der Meinung den Clausthal und den ganzen Harz des Endes daraus zu defendiren. Sie haben auch alle Ausgewichenen dem Zellerfeld wieder berufen und geboten, ein Jeder wieder sicher in sein Haus und an seine Arbeit zu gehen; doch sorge ich, es werden die meisten ausbleiben, auch das Bergwerk sobald nicht wieder in den Stand bringen, darin es zuvor gewesen ist. Und dürfen sie, die Zellerfeldischen, daß sie in diesen Unfall gerathen, die Schuld niemand als sich selbst beimessen, indem sie das braunschweigische Volk selbst freiwillich hinaufgefordert und die Salve-Gardie (so ich ihnen mit großer Mühe von dem Herrn General Grafen von Tilly auf ihr inständiges Anhalten und Flehen, doch solcher Weise, bis ihnen das Volk zu Hülfe kommen, erhalten und zu Wege gebracht)

nicht geachtet noch getrauet, sondern sich selbst zu defendiern gemeint gewesen, dadurch sich nicht allein selbst ruiniert, sondern auch E. F. G. Fürstenthumb bald in Noth und Gefahr gebracht und gesetzt hätten. Was auch solch Volk den Clausthalischen für Drangsal angethan, auch für bedrauliche Worte gegen uns allhier und das ganze Land ausgegossen, das ist männiglich bekannt, doch aber alles über ihren eigenen Hals ausgegangen. Daher sie denn itzo müssen erfahren, was sie den Clausthalischen mit gewaltsamer Weise abgenommen, sie ihnen itzo doppelt aus ihren Häusern wieder ablangen und sich also wieder wohl bezahlt machen."

Nro. XXIV.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Nachdem die Stadt Wiedenbrück durch Anholt wieder genommen war, protestiren Rath und Bürgerschaft gegen den Vorwurf einer Collusion mit Johann Ernst am 29. Juni: „Wir haben insgemein die geringste Vrsach zu solchem Verlauffe und Verderben nicht gegeben, vnd bitten vnterthänig, daß diejenigen so auf vorgehende inquisition schuldig befunden werden, der gebner dafür angesehen werden möchten." An den Bischof Franz Wilhelm.

Nro. XXV.

Archiv zu Brüssel.

Tillys Zeugnis über Herford in einem Briefe an die Infantin zu Brüssel am 5. Januar 1627.

„In Herford liegt eine Sauvegarde von 50 Mann — que Sa Maj. Imp. leur a accordée par escrit en considération de la fidélité et assertion, qu'en toutes ces occasions ils ont témoignée au service d'Icelle; aussy fault il que je leur donne ce témoignage, qu'ils ne se sont laissés esbranler par les pratiques de nos ennemis, lesquels n'ont manqué de les solliciter, nommément le duc de Weymar au printemps passé, qui leur fit des grandes promesses, pour les desbaucher de la devotion de Sa Maj. Imp., en laquelle néanmoins ils se sont conservés au notable bien et avantage des affaires publiques sur les asseurances que je leur ay données de la part de sa dite Maj. Imp. — Deshalb, sagt Tilly weiter, könne er die 50 Mann Salvegarde von Herford nicht wegnehmen. — In ähnlicher Weise rühmt Tilly einige Jahre später die Stadt Minden. Er entschuldigt sich bei derselben am 7. October 1629 ihr nicht mehr als eine Compagnie schicken zu können. Er gibt der Stadt die Zusicherung in allen anderen Gelegenheiten zu beweisen, daß er ihre Anhänglichkeit an Kaiser und Reich und die Wichtigkeit des Ortes anerkenne.

Nro. XXVI.

Brüsseler Archiv.

Correspondance du duc de Bavière avec A et I.

… die Infantin, aus Paris 20. März 1626. Zuerst die Nachricht, daß [illegible] Gesandte in Paris und wie man sie erkannt habe.

… Marescalco e altri Huguenotti, ed ho scoperto la commissione

juale è di fare instante da parte del landgravio che Francia facesse la ersione verso Pallatinato inferiore. e in tal caso non solamente offer — o suo paese, ma assicura ancora, che non solamente egli ma ancora altri ncipi etc. si dichiaranno e si conjungeranno."

Nro. XXVII.

Archiv der Landschaft Calenberg.

Die Stände von Calenberg und Wolfenbüttel an Friedrich Ulrich 20. Juli 1626.

— — „Ob nuhn wol, gn. F. und H., die Tillischen ein seithero laut vnsers jen schreibens dieses ortes sich zimblich mitleidig vnd barmherzig erzeigt also das in starker speranz gestanden, es solte die Fürstl. Lüneburgische Intercession den kriegenden Parteyen nicht wenig gefruchtet vnd so viel zu Anfang gewirkt s, daß die Hostilitäten etwas selten suspendirt, vndt vnß so woll wie dem m Bauersmann Raum gegeben werden seyn die wenigen vorhandenen Korn- fe sicherlich einzuerndten vnd in die Scheuern zu bringen: so haben doch die ischen vnß solche Hoffnung layder verderbt vnd zu wasser gemacht. (Es folgen n die Einzelheiten.) Vnd machens layder so erbermlich vnd vnbarmherzig, als n wihr vnd die arme leute, die ihnen doch nichts zu leide gethan, Türken vnd ere Feinde wären, vnd als wenn kein Gott im Himmel mehr lebete, der ein endes Auge auf vns hätte. Aber wihr besorgen vnß, daß wegen solcher crude- t vnd grausambkeit sie wenig göttlichen Segens, Glück, auch Vberwindung haben den. Inmittelst doch wir den lieben Gott geduldig außhalten, vnd seiner väter- n errettung gewärtig seyn müßen.

Gelangt demnach zu E. F. G. vnsere nochmalige vnterthänige vnd vmb Gottes len Bitte, dieselben gnädig zu erwägen geruhen, was doch E. F. G., wenn Sie Ihren Aembtern nichts einzuheben, für einen fürstlichen Stand werden führen nen. Wihr Geistliche vnd Adliche Personen auch je keine andere Mittel zu leben en, wenn vnsere jährlichen intraden vnß abermals solten außbleiben: dahero r vnß des Bettelstabes nicht würden können entbrechen. Eine solche überaus große hristlichkeit ist auch bei keinen Historien zu lesen. Vndt wollen demnach E. F. G. s die landesväterliche gnade erzeigen vnd bei Kön. Mayestät vnß im besten vor- llen, daß Ihr Mayestät doch vm dessen willen, der vnß alle geschaffen vnd erlöset t, bey Ihrer soldatesca vnd den hohen vnd niederen Offizieren die ernstliche ver- gung vnd beschaffung thun wolle, das doch Sie die furcht Gottes bey sich etwas len lassen, alles Raubens, Plünderns, abnahme allerlei viehes sich enthalten, die den Kornfrüchte vndt getreide im feld vnverwüstet verschonen vnd einem Jeden das ige ohne verhinderung einerndten lassen." (Sie zählen dann die einzelnen Officiere f, an welche der Herzog Bitten um bessere Disciplin erlassen möge.)

Nro. XXVIII.

Königl. Archiv zu Hannover.

Oeffentlicher Anschlag und Patent des Herrn Generals Grafen von Tilly unter ate: Peine, 10. Maii. Anno 1627.

„Wir lassen unsere bißher geführte Prodecuren urtheilen, daß wir weder in der

hergebrachten Religion, noch Teutscher libertät jemahlen die geringste Enderung vorzunehmen unterstanden, gestalt von allerhöchster Ihrer Kayserlichen Mayestät uns darauff nicht befelcht, noch dergleichen uns selbsten eignes Beliebens anzumaßen gemeinet sein; sondern wie mehr Allerhöchstgedachte Ihro Kays. Mayestät dem Durchlauchtigen u. s. w. Herrn Friedrich Ulrich, Hertzogen zu Braunschweigk und Lüneburgk ꝛc. so wol der Religion, als hergebrachten Fürstl. Privilegien und Freyheit Allergnädigst assecurirt: Also wil uns gebühren solches Jederzeit in gebürlicher Obacht zu halten ꝛc.

Johann grave von Tilly."

Nro. XXIX.

Archiv der Stadt Hannover.

Auszug aus dem Briefe eines höheren Officiers in Wolfenbüttel. 27. Sept. 165

— — „De Overste Loo unde ik weten nich, wo wi daranne sindt, und vorwar, hadde sick de König nicht an des Hertogen Deners gemaket, sy worden bestaen syn, alse de Botter in der Sunnen. De Proviant-Commissarius Bernstorp deit dat beste by der Sake, de weith alles upthodriven, in und Wulfenbüttel. Ick meine, wy hebben dem Hertogen unde Edellüden de k und Kornboddem besocht. Wy latet nichtes mehr heruth, dar sind ul genog umme. Unde dat het, gha thom Huse uth, Herr mit dem nechte, unde nim starkere in alse du bist. Se marken nuhmer, dat et n Religionskrig is, sundern dat it dem König umme dat Landt tho doen. De König het drey Söne unde eine Krone, se möten alle Land hebben. vat gait dem Kaisser edder Ryke daranne aff, it hebbe we it hebbe. Ik wete averst nich, (ob?) de König nich tho froe darvan geschreven hebbe. Man wil darvan seggen, dat it noch best wehre, wy bleiffen darby, et sy ein Religionskrig: de Papen fallen uns sunst aff unde alle Lüde. Wy willen underdes so vele beden unde loven, alsz uns gelegen. Wy kundt nich wis worden, wath de Hertog in Bronswick mit sinen Junckeren maket. Dr. Pachner het düsse Weken mit dem Canseler Elsz schriven gekregen, de klaget ock darover, Rutenberg isz krank. Hadde wy Dr. Steinbarch hier, de wolde et wol heruth krigen, de versteidt sick beter up de Puszen.

Des Hertogen egene Deners sindt uns upt beste gewogen, mochte de König noch wat daranne wagen, wy wolle öhrer noch mehr finnen. Se menen, et sy alle recht gemaket, nu de König nagegeven, dat de Hertog sick mit dem Kaiser verdragen mag etc. de dullen Lüde, ick kenne den König den Kop wol. De Hertog hatt den Proviant-Commissarius bespreken laten, de fraget averst nich darna, he hefft sick alles getröstet. It isz gut vor unsz, süsz verlate sick de Düvel up ein ander tit up solcke Kerels, wo wilt se komen, wenn de König öhrer genoch hett.

Segge des Königs Medico unde Secretarisen, dat se vaken an den Proviantmester schrivet, dat he bestendig blive, dat he schwere, et sy ein Religionskrieg, unde dat de Papisten nicht en holden, wat se schrivet unde se[...] Ick mag nich mehr darup schweren, de Düvel mochte ein Schelm wel[...] wile mick des Königs sin anders bekandt is. Powisch is uns öffel affega[...] de wuste darvan tho vertellen, dat se it loven mosten. Wy möten ander

efehl vom Köuig hebben; denn de Buren marken, dat wy neen recht en hebben. Wenn se man beseggelt wehre (plancet) *(sic!)*, so kan de Proviantmester dar genoch schriven etc. He rekent uth, wan alle öhr guth den makeren unde Börgeren genahmen werde, wo lange dat wy de Soldaten darvan betalen künt. Dat möte wy hebben.

De König gift nicht gern Geld uth, it isz er ock nich up angefangen. Wy willen dennoch dem Hertogen dat facit wol maken, alse hedde alles verboten, wo wolle wy süsz thom Lande komen? Wat wilt se endlick artho doen, wann se it schon marcken? Reden sint Rehden; se hebben ene Koppe, wy sindt öhne veel tho subthyl. De Proviantmester deit vele det, verhopet groten lohn, wart dat aver krigen, als de Gubernator tho Wismar, wo it noch so guet wart, ick kenne dem König den kop wol. Schrif nu, ofte noch gelt folgen kann, des Proviantmesters Künste mochten een ende lopen, so wol hier öffel blikendt sin.

Ick hope düsse soldate, so vom Kyle her, werde den breff wol dorchbringen. Wan ick wedder starck werde, wil ick sülver herover komen, it sidt der Fedder nich alles tho vertruen. Beholt de König dat land nich, so heft he ock nich vele daran verloren, heft it thovoren nich gehat, et heft ehme ock nich vele, dat wy uth ander lüde büdel gekriget. Wy seggen, man möte dem fynde nichtes versparen, willet et averst mit den Soldaten wol finden, it gha over de Bronszwikers, wo it kan. Men moet men darvan nich lude ropen.

Hiermit Gott befohlen. Datum Wulfenbüttel veer dage voor Michaelis A. 1626.

Dien broder alletyt."

(Name fehlt.)

Nro. XXX.

Königl. Archiv zu Hannover. Proclamation des Generals Tilly vom 17. Dec. 1626.

„Wir Johann Tserclaes Grave von Tilly vrkunden vnd bekennen kraft dieses, als alß wir auß hochdringender Noht, zumahl aber zu mehrer versicherung der eingenommenen Oertter vnd Päße an dem Weserstromb, der besseren Verfolgung der dennemarckischen Armee, auch Defendirung des hochw., durchl. vnd hochgeb. Fürsten vnd Herrn Hrn. Christian, erw. Bischoffs des Stifftes Minden u. s. w., alß eines recht frommen, auffrichtigen vnd devoten Fürsten des Reiches, land, leute vnd vnterthanen zu schleuniger wiederbringung des edlen thewren Friedens in hochgeb. Sr. Fürstl. Gn. Aembter vnd Vogteien eine Anzahl zu Roß vnd Fuß verlegen mueßen: wir dahin äußersten Fleißes bedacht sein wollen, daß mehr hocherw. Herzogs Christian zu Br. vnd L. Land vnd vnterthanen beschützt, vertheidigt vnd vor allen feindlichen Einfällen gesichert seyn vnd bleiben, insonderheit aber alles also angestellet werden solle, daß S. E. F. Gn. vnd den Vnterthanen ertreglich, sie bei ihren Häussern vnd guettern verbleiben, dauon mitt Gewalt, schlegen vnd anderen vngezimenden mitteln nicht vertrieben, die Kirchen, Pastöre, Schuldiener, Küster vnd andere geystliche Personen, wie denn auch die Vögte mit keinem Krigsvolcke belegt, vnd zusambt den Mühlen vnbekommen bleiben, zuvörderst aber der Gottesdienst, vnd was dem mit Besuchung der

Kranken, Tauffung der Kinder, vnd sonsten anhengig, vnbehindert verrichtet, den leutten an allen Enden die Pferde vnd Ochsen zu dem holtz vnd anderen [illegible] wie auch Handdiensten, Bestellung der Aecker, auch das Vieh, ohne welches die [illegible] in Stand nicht erhalten werden khönnen, vnd sonst dasienige, es sey was es [illegible] gelassen, vnd mit Fewersbrunst kein Schade zugefuegt, vnd alles also [illegible] verrichtet werden solle, das allethalben gueter wille vnd freundschafft gehalten [illegible] möge. Wie wir denn, das diesem allem also wircklich vnd vnnachlessig so viel [illegible] lich gelebt werden solle, in allem vnd iedem Quartier dieses alles außblasen [illegible] vnd vermittelst vnterschiedlicher Abdrücke vnd Copeyen, dem gleich diesem [illegible] Originale vollkommen Glauben beigemessen werden soll, den Obersten, Beuelchshabern, gemeinen Reittern vnd Soldaten mit höchstem Fleiße in Acht zu nehmen bei [illegible] meidung Leibes- und Lebensstrafe beuehlen wollen. Alles getrewlich vnd ohne [illegible] fehrde. Geben vnter vnserer Handschrift vnd auffgedrücktem Sekret.

Den 17. December 1626. Siegel.

Johann grave von Tilly."

Nro. XXXI.

Königl. Archiv zu Hannover.

„Wir Johann Graff, Tserclaes Von Tilly, Freyherr zu Marbeiß, Herr zu [illegible] lastre, Montigni vnd Breiteneck, x. Der Römisch. Käyserl. auch zu Hungarn [illegible] Böheim Königl. Mayest. vnd der Churfürstl. Durchl. in Bäyern Rath, [illegible] vnd General Leutenant, x. Entbieten allen vnseren angehörigen vnd vnserem [illegible] mando angewiesenen Hohen vnd Niedern Officirern, auch allen Soldaten zu [illegible] vnd Fuß, vom Obersten biß zum Vndersten, vnsern Gruß, freundlichen, [illegible] vnd gnädigen Willen, dabeneben hiemit zuwissen fügen, Demnach die [illegible] Kriegsläufften erfordern, vns annoch mit etzlichen Regimentern zu Roß vnd [illegible] dem Fürstlichen Lüneburgischen Landen, dißseyts der Elbe, auffzuhalten, daß [illegible] die Lebens Nothturfft vnd bey jetziger vnser Anwesenheit ohnentberlicher [illegible] sustentation dieser Käyserlichen Soldatesca, nicht weniger, als der erschöpften [illegible] verderbten armen Lands Vnterthanen respiration vnd wiederauffnehmen, zeitlich [illegible] trachten, vnd zu Hertzen fassen müssen, der gestalt, daß wir vns sonderlich [illegible] gelegen seyn lassen, wie ermelte Vnterthanen nicht allein bey jhren, vom [illegible] brennen, noch vbrigen Hütten vnd Häusern, bewohnlich erhalten, Sondern auch [illegible] vom lieben Gott bescherte Feldfrüchten, in dieser annahenden Erndzeit, sicherlich [illegible] erndten, vnd derselbigen Früchten, mit gutem Haußfrieden gedeylich geniessen. [illegible] die Pfarrer, jhrer anbefohlenen Seelsorg vnd Gottesdienst, zu Hauß [illegible] dergebühr pflegen vnd abwarten mögen.

Wann dann allen obbemelten vnsern angehörigen Soldaten groffen vnd [illegible] wol wissend ist, daß wir dieser Ort vnd dißseyts der Elb, nicht in Feinds, [illegible] Freunds Landen begriffen seynd, Hierumb so gebieten wir jhnen, sampt vnd [illegible] hiemit Ernstlich, Sie wollen nicht allein alle Fürstliche Lüneburgische [illegible] (denen wir Krafft dieses offenen Patents, vnsere Sicherheit vnd Geleyt, zu [illegible] vnd zu Felde ertheylen thun) zu jhrem häußlichen Wesen, frey, sicher, vnd [illegible] fochten kommen, dabey verbleiben, jhre Pferde, Ochsen vnd ander Viehe, [illegible] Wägen, so sie zur Einführung der Feldfrüchte vnd Haußhaltung nothwendig [illegible] müssen, vnangefochten lassen. Vnd in Summa, sie mit einigerley Abnahm vnd [illegible]

rungsalu, wie die Nahmen haben, im geringsten nicht beschweren, so dann sie mit ihren Feldfrüchten vor, in, vnd nach der Erndzeit allerdings gewehren lassen. Also vnd der gestalt, daß sie solche sicher einbringen, behalten, vnd mit Ruhe, sich, ihr Weib vnd Kindern, in jhren Häusern vnd allenthalben davon ernehren mögen: Sondern es sollen auch die Pastores, Pfarrer, Beampten, Voigte, vnd andere Diener, in jhren Verrichtungen, in der Kirchen, zu Hauß, vnd allen Orten, keines wegs beläſtigen, sondern viel mehr dieselbe schützen, schirmen, vnd handhaben, vnd jhnen allen guten Willen erweisen: Diesem allem also gehorsamlich nachsetzen, dawieder nicht thun, so lieb einem jeden ist, Leib vnd Lebens Straff zuvermeyden, daran geschicht vnsere ernstliche Meynung. Signatum Britling den 23. Iulij, Anno M. DC. XXVII.

Tilly."

Nro. XXXII.

Königl. Archiv zu Hannover.

Rundschreiben des Herzogs Christian von Lüneburg-Celle an seine Beamten vom 9. December 1626.

„Ein ieder der Beamtten soll bey Einlieferung der Gelder ein Specialverzeichnuß übergeben, waß ein oder andrer der Offizirer, Reutter oder Soldaten in den Aembtern für sich vnd die Pferde verzehrt, schuldig, weggenommen, oder sonnst an Schaden gethan, solches von den Herrn Commissarien bey der Außzahlung zurück behalten, vnd den Leutten, denen es gebührt, eingehändiget werden."

Nro. XXXIII.

Königl. Archiv zu Hannover.

Ein Soldat hatte einen Schäferhirten erschossen. Auf den desfallsigen Bericht des Herzogs Christian erklärt Tilly am 4. Nov. 1627: „Ich habe diese vnverantwortliche Verübung mit höchstem Mißfallen vernommen, vnd binn derowegen Kraft dieses zufrieden, auff den Fall sich die Sache vorgewendeter Maßen also bewandt befinde, daß wider den verhaffteten Thäter an demjenigen Orte, allwo er gefangen gehalten wird, die heilsahme Justiz vollzogen werde, Anderen zu einem abschewlichen Exempel.

Lauenburg, 4. Novbr. 1627. Tilly."

Nro. XXXIV.

Königl. Archiv zu Hannover.

Tilly an Pappenheim 16. December 1627 aus Burtehude.

„Waß von dem xc. Herzoge Christian für höchststrafbare vnverantwortliche Klagen durch den Herrn Großvoigt Johann Behre vns sowol mündlich als schriftlich allhier angelangt, hat der Herr beikommend ab dem Originale zu ersehen, vnd habe ich solche Klagen mit großer Befrembdung vernehmen mueßen. Wenn wir nuhn derselchen Vnthaten ungeahnt und ungesträfft nicht vorüber gehen lassen mögen, alß ist vnser ernstmeinender Beuelh hiermit, der Herr wolle nicht allein solche höchst strafbare

[illegible]

No. XXXV.

[illegible]

„[illegible] Maximilian [illegible]

[illegible] Kayl. Mayt. [illegible] commendation zu erhalten.

Fügen Euch hierauff [illegible] Generallieutenant Grafen von Tilly [illegible] conservirung [illegible] real demonstration [illegible] Ihrer Kayl. Mayt. [illegible] occasion [illegible] demonstration vnd bezaigung, als die wir Euch vnd Ewrer Statt mit genaigtister affection alles guetes vnd deren bestendigen Wolfahrt sonderbar gönnen, gar lieb vnd angenehm zu vernehmen gewesen, Vnd wie wir [illegible] vrsach zu zweiuel haben, das Ihr mit gleichmeßigster vnterthenigster vnd bestendiger deuotion bey Ihrer Kayl. Mayt., dem Römischen Reiche vnd dessen anverwandten gehorsamben Chur-, Fürsten vnd Stenden in lieb vnd laydt, auch beschaffenheit ietziger geferlicher vnd geschwinder leufft alzeit threwlich halten, Vnd durch widerwertige zumuetung mit Ewrer vnd Ewrer anvertraweten Bürgerschaft höchsten gefahr niemahls einnehmmen, noch vberwinden laßen, sondern vermittelst Ewres bestendigen gehorsambs Euch vnd die Ewrigen bey Ihrer Mayt. vnd dem Reiche desto mehr angesehen vnd meritiert machen, Vnd dieselbe [illegible] daß alzeit wol genaigt sein werden, Euch auff iede occasion mit Kayserl. gnaden würcklich vnd allergnedigst anzusehen: So sind wir iedoch auch an vnserem Orte willig vnd erbietig, da wir Euch nit allain bey mehr höchstgedachter Ihrer Kay-

...t. beförderlich sein, sondern auch vor vnß selbst Euch vnd Ewrer Statt sonst
... guettes vnd dadurch Vnsere zu Euch tragende genedigste affection beweisen
...ten, vnß alzeit so genaigt alß willig erfinden zu lassen.

Haben wir Euch antwortlich in genaden, mit denen wir Euch wol beygethan
, hiemit anfüegen wollen.

Datum München, 8. Januar anno 1628. Maximilian."

An den Rath der Statt Buxtehude.

Nro. XXXVI.

Archiv zu Brüssel.

L. von Schwartzenberg und Wentzel Dr. an den Kaiser 14. Nov. 1627.

— — „Obwol nun aber, Allg. Herr, unß gantz nicht verborgen, daß E. K. M.
: von J. Fürstl. Gn. eingewendete separation und geleistete Dienste ohne dieß zur
...ge bekant seyen, dahero Sie auch solches Ihr. Allerh. erleuchtetem Kayserl.
...il nach verdientermaßen werden auffzunehmen wißen: Alß laßen zwar bey dero
... Erkentnuß wir es billig beruhen, haben aber dennoch, in allergehorsamster
...ung E. K. M. wir von hiesigen Orten und Landen Verlauff vnd Beschaffenheit
...lich nachrichtung zu ertheylen vnß ohne daß schuldig zu seyn erkennen, Ihr Fürstl.
...en gleichfalls hierin zu wilfahren, desto weniger bedencken getragen.

Vnd sind wir demnach allermaßen glaubwürdig berichtet, welcher gestalt bey
... M. ansehentlichsten Armada jüngsten Durchzügen und progressen, höchst er-
...te F. G. gegen derselben mit gutwilliger darreichung allerhand erforderter noth-
...tiger victualien, geduldiger Ertragung der beschwerlichen Einquartierung, contri-
...tion vnd anderer lasthafftigen bedrengnisse Ihr standhafftes fürstl. gemüth also
...lich erwiesen haben, daß es hoffentlich E. K. M. fürnembste Kriegsoffizire genug-
...ß werden bezeugen können; So haben wir auch nicht weniger newlich, da sich ein
...nges aufflauffen des gemeinen Mans in der Statt Wißmar wegen der Ein-
...rung erregen wollen, solches in eigener Person (negst reiffer erwegung der großen
...rieglichkeit, so Ewr. K. M. an denselben Meeresporten hangen thut) glücklich ge-
...t, welches dan nun gegen Ewr. K. M. mehr höchstgemelte F. G. noch forthin
ebenmäßiger getreuster Syncerität jederzeit beständig zu erzaigen sich gehorsambst
...eten, negst allerunterthänigster Bitte, E. K. M. geruhen solche von J. F. G.
...ero im werke bewiesene getrewe Dienstleistung, alß auch gleichfalß die noch ins
...ftige anerbottene gehorsambste Offerten in mildreicher Kayserl. Huld zu vermercken,
...h in allergn. Verhörung der Abgesandten ihr Anbringen also auffzunehmen, damit
. F. G. ihres trewen eiffers vnd erlittenen Kriegspressuren halb einige erlinderung
...finden mögen. Welches alles u. s. w.

Lübeck, 14. Nov. 1627.

L. von Schwartzenberg. Wentzel Dr.

Nro. XXXVII.

Archiv zu Brüssel.

Johann Georg von K. S. am 30. Nov. 1627 gibt dem Herzog Johann Albrecht ...n Mecklenburg folgendes Zeugnis:

„Nun muß ich ermeltem Herzog Johann A. zu M. das Zeugniß geben, wie

derselbe nichts liebers gesehen, als daß die Interpositionshandlung zu Braunschweig einen anderen und besseren Außgang genommen, alß leider gefolgt, daher die reassumption derselben empfstig urgirt, an diesem im [illegible] Teutsche ergangenen Kriegswesen kein Gefallen getragen, und so viel mir wißend in kayserlicher Devotion beständig verharrt."

— — — · —

Nro. XXXVIII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Tilly in seiner Verpflegungsordnung für das Fußvolk 1627.

„Nachdem den Obristen genuegsamb notorium vnd wißlich ist, wie hart die Länder bißhero die langwehrende beschwehrliche Einlägerung empfunden, vnd schwer den Vnderthanen biß dato solche Last auff dem Halse gelegen ist, So wollen sie ein solches consideriren vnd zu Gemüete ziehen, vnd es dahin also vermitteln, das nicht eben darumb die bestimpten contributiones von den armen Leutten also praecise vnd ohne einigen abgang von den armen erpreßt vnd erzwungen werden, sondern das man in Ansehung der großen beschwernuß gegen die armen leutte mit commiseration vnd barmhertzigkheit erscheine, vnd von denenselben ueber ihr vermögen mehres nicht fordern noch erzwingen solle."

— — — —

Nro. XXXIX.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

„J. F. G. sind tragenden bischöfflichen, auch landesfürstlichen Ambtes und Gewissens halber nicht allein schuldig, sondern auch nach anleitung der Rechte [illegible] die Pfarrkirchen zu repostuliren, auch sonnsten dasienige allermaßen in diesem fall zu statuiren, zu verhängen vnd anzuordnen, waß einem Fürsten des Reiches in seinen Vntertahnen zu thun verstattet vnd zugelassen ist."

Nro. XL.

Ehem. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Aus dem Berichte von Kanzler und Räthen an den Fürstbischof Franz Wilhelm.

— — „Wir befanden S. Excellenz gannz commouirt, vnd derselben [illegible] meinung zu der Bürgerschafft zimblich genaigt, vnd haben sich hinwider in effectu dahin erklebret, sye khonden sich vber vnuß vnd das mann sich selbst nicht raten noch helfen khonde, nit genuegsamb verwundern, einmahl seie die notturft die [illegible] zu subleviren. sye müsten thun was verantworttlich, were E. F. Gn. noch mit Caresev (sic) oder zur Conversion dienlich die Statt dergestalt mit gewalt zu opprimiren, muesten dahero in die Statt contribuiren, oder J. Exc. etliche Compagnien darauß auff das land leggen, mit vielen starckhen motiuen vnd anzaigen, worauß wie man nichts zu erhalten vermögt, sondern J. Exc. je länger je mehr offendirt zu sein, vermerckht rc."

— — — —

Nro. XLI.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Tilly an den Bischof Franz Wilhelm 23. Aug. 1628.

(Ich habe den Brief auch abdrucken lassen in den Forschungen zur deutschen Geschichte Band I, Heft 1; doch ist er wichtig genug ihn hier zu wiederholen.)

„Hochwürdiger, Hochgeb. Fürst, Gnädiger Herr, E. F. G. mag Ich hiemit gehorsamblich nit verhalten, waß gestalt alß Bürgermeister vnd Rhat dero Statt Oßnabrügk durch vnterschiedliche beschwerungsschreiben vnd Schickung bey mir nit nachgelassen vnd zum flehentlichsten gepetten, das ich doch meine Augen in Ire anligende große noth schlagen vnd Sy des vnüberträglichen Krigslastes in etwa benemmen vnd erleichtern wolte, daß ich dahero von Minden auß ein absprung dahin genommen, vnd in augenscheinlicher besichtigung nit allein daß große vnuermögen der Statt befunden, sondern auch selbst angehört, wie thetig, willig vnd ergibig die ganze Oßnabrüggische Bürgerschafft mit Weib vnd Kindern zu aller trew, deuotion vnd gehorsamb gegen E. F. Gnaden alß Ihrem von Gott vorgesetzten Landesfürsten mit gemeinem einhelligem fußfälligem suppliciren, mit fließenden heißen zehren vnd Thränen sich in tiefer vnderthenigkeit erklert vnd erpotten, wie E. F. Gnaden von Thumb-Capittel, Canzler vnd Rähten mit mehrem vernemmen werden, daß ich bey so beschaffenen sachen fast beengstiget vnd genöttigt worden Inen meine parole zu geben vnd zu versprechen, daß ich innerhalb 14 Tage dieser E. F. Statt Oßnabrückh zwo Compagnien abnemmen vnd anderswohin verlegen wolte.

(Er will sie nach Hersfeld legen; allein Collalto, der die Räumung desselben zugesagt, hat nicht Wort gehalten.)

Dieweil sich iedoch die delogirung des Kayserl. Krigsvolckes der vnd anderer Orthen verweilt, vnd Ew. F. G. bey so erzaigender trew vnd deuotion an dieser Statt vnderthanen so viel alß Landtsvnterthanen gelegen,

So werde ich äußeristen notfalls verursacht, berührte 2 Compagnien dem Landt E. F. G. Stifftes so lang einquartieren zu laßen, biß mir im Reiche andere Plätze vnd Ortter versprochener maßen eingereumbt werden mögen, dabei vnterthenig bittend, E. F. G. solches mir im besten vermercken vnd vffnemmen wollen. Nachdem ich auch das newe fortificationswesen (dabey gedachte E. F. G. bürgerschafft in fleiß, trew vnd eiffer binkünftig beßer alß jemals zu erzeigen erpietig) also beschaffen angesehen, das dessen vnd anderer heylsamen sachen beförderung E. F. G. praesenz vnd Ihrer Residenz in der Statt Oßnabrückh eine Zeit lang zu continuiren erforderd vnd solches, wo bälder ie beßer, Alß habe E. F. G. deßfals meine einfeltigen gedanckhen, iedoch ohne vnterthänige maßgebung eröffnen wollen.

E. F. G. damit in schutz vnd schirm des Allerhöchsten empfehlend u. s. w.

Verden, 23. Aug. 1628.

E. F. G.
vnterthäniger
Johann graue von Tilly."

Nro. XLII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Aus dem Schreiben Tillys an den Bischof Franz Wilhelm vom 24. Sept. 16[illegible]

Der Bischof werde wohl bereits gehört haben, daß die zwei Compagnien abgeführt, ferner auch von Domcapitel, Kanzler und Räthen benachrichtigt sein — - „wie willig vnd ergiebig sich die gantze Statt Oßnabrückh in meiner Gegenwart sich zu deroselben alß ihrem Landtsfürsten vnd Hern getrewer devotion vnd gehorsamb nicht allein erklert vnd erpotten, sondern auch wie schmerz- vnd flehentlich sie mit Weib vnd Kind ire hoch vbermeßige last vnd bedrengnuß mir vorgetragen vnd vmb ersprießliche erleichterung erleichterung angetragen haben: Also daß bey solchem [illegible] vnd beschaffenheit, vnd weil ich die angezogene große vnvermögenheit in persönlicher besichtigung selbst erfunden, nicht anderes tuhn khönnen, alß der sache durch abführung berührter 2 Compagnien in etwaß Rhats vnd mittel zu schaffen, wofern man sonnsten besagte bürgerschafft nicht gar zur desperation pringen vnd sambt weib vnd khindt davon zu gehen verursachen wolte, maßen sie sich dann außdrücklich vernemmen laßen, daß sie insgesambt mit iren armen weib vnd kleinen ohnmündigen kindern sich zu der Röm. K. Mayståt füßen werfen, vnd bey derselben vmb allergnädigste remedirung demütigst bitten wolten ꝛc."

Nro. XLIII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Aus einem Schreiben im kaiserl. Auftrage von dem Abte von Kremsmünster an den Kurfürsten von Bayern. 22. April 1629. (In Ziffern, jedoch aufgelöst.)

— — „Ew. Churfürstl. Durchl. — habe ich vmbstendiglich vorzutragen, wie daß Ihre Kays. May. nach eingeholtem genugsamem bericht von dero Generalfeldhaubtman dem Hertzogen zu Friedtlandt etz. bedacht wehren mit dem König zu Denemark sich zu vergleichen vnd durch mittell der vollkommenen restitution aller bißher von Ihrer Mayestät Volck occupirten seiner Fürstenthumb vnnd landen den von Jedermenniglichen so hoch desiderirten frieden zu einem endtlichen schluß vnd würcklichen effect zu bringen. Dan ob man woll in hofnung gestanden durch die [illegible] friedenshandlung die von Ihrer Kays. Mayestät vorgeschlagene conditiones wo nit alle iedoch mehreren theils zu entheben vnd zu behaubten, dannenhero auch Ihre Kayserl. Mayestät die von Ihro hierzu Deputirte dahin instruirt vnnd befelch gehabt in bemelten friedenstractaten gradatim zu gehen, vnd endtlich den König wegen restitution Jüdtlandts dan auch letzlich wegen Schleßwigk vnd Hollstein guette vertröstung zu machen, ia nach befindung der sachen in solche restitution zu bewilligen, So haben doch Ihre Kays. Mayestät anietzo von denienigen, welchen des Königes hochtragender Geist auch eigensinniger vnnd wiederwerttiger humor bestens bekandt, die gewiße nachrichtung empfangen, daß nicht allein der König für sich selbst niemals zum frieden genaigt gewesen, Er auch einig vnd allein auff bewegliches antreiben der Reichs Rhätt vnd Stenden der Cron Dennemarck zu dießer tractation disponirt vnd bewegt worden, sondern daß auch nichts gewißeres, als daß vnder wehrender solcher tractation, ob Ihnen schon nach vnd nach etwas [illegible] eingeraumbt werden mögte, Er die hofnung der vollkommenen restitution [illegible], seine gedancken vor dem schluß verändern, auch vngeachtet dessen so allbereit verglichen mehrer [illegible]

umbstossen, und durch die Ihme von Frankreich, Engellandt, Schweden und denen Stenden gemachte so große speranza sich einbilden mochte nitt allain des verlustes, schimpff und schadens so Ihme durch so viel Niderlagh beschehen, sich zu rechen, sondern auch alle seine verlohrene Fürstenthumb vnnd lande durch gewaldt der wapffen zu recuperiren, Inmassen Er sich dan ohnlengst in schonen mit dem Schweden abbochirt auch ehist wieder zusamen kommen. Vnderdessen aber Ihme große Zusagung beschehen sein solle, hingegen doch Ihme durch die Reichs Rats gleichsamb vnvermuhtlich der volligen restitution halber sicherheit gemacht werden solte, daß Er alßdan ohne ferner nachdencken, auch ehe vnd zuuor dieienige, welche dieße handlung auff alle weiß vnd weeg zu verhindern gedencken auch sich darob eußerist brauchen, einige nachrichtung hatten, sich zum frieden bequemben auch alles genehmb vnd gefellig halten würden.

Wan dan Ihre Kayſ. Mayeſtät in fleißiger obachtung der ietzigen Zeit vnnd leuff, auch dises gnedigst erwogen, daß villeicht Frankreich bey so starker Verfassung sich nit allain umb das Italienische wesen annehmmen, Sondern wol auch Ihrer Kayſ. May. eigenthümblichen landen, dem Elsaß oder der VnderPfaltz vnd andern des Heil. Röm. Reichs Mittgliedern zusetzen möchte, überhaupt dasienige, so Er vermeg, nit vnterlaßen werde, denen Hollendern, indeme sie sich durch den erlangeten raub[1] auß Ihren nöhten gerissen, der muht vber die massen gewachsen, die sachen auff der spanischen seitten in Niederlandt sich zu zimblicher gefahr ansehen lassen, der Schwedt dem König in Polen hefftig zusetzet, die Polen auch ohne starcken teutschen succurs denselben sich zu opponiren nit bastant, auch woll zu besorgen, daß der Schwedt auß antrieb der vbell intententionirten den fueß gar in schlesien setzen, den Türcken vnd Bethlem mit inß spill bringen, durch dieselben die flammen dieser vnruhe weiters außbreiten, vnd also auch diese vnd dergleichen diuersiones vnd der annahenden gefahr vorzukommen Ihrer Kayſ. May. woll letzlich necessitiren möchte die zum Königreich Dennemarck gehörige landen nit ohne schmelerung der höchsten reputation zu erlassen, dero Kriegesvolck zu versicherung deroselben Königreich vnd landen abzuführen vnd ahn denen ortten, wo es die notturfft erfordert zu gebrauchen."

Es folgen die anderen Gründe. Mit der Kriegsflotte will es nicht. Die Länder sind ausgezehrt. Wallenstein hat schon alle Truppen von der Insel Rügen zurücknehmen müssen u. s. w. Dann fährt das Schreiben fort:

„Alß erachten diesem nach Ihre Kayſ. Mayeſtät viell beßer, nützer vnd thunlicher zu sein anietzo mit gueter manier vnd reputation den frieden zu schließen, auch dero ErbKönigreich vnd lande in eine rechte bestendige guete sicherheit zu setzen, alß der antrehenden gefahr so allem ansehen vnd verlauff nach palde zu neinmen vnd größer werden, alß sich in etwas lindern möchte, sich zu vnderwerffen vnd zu erwarten, daß bey so wissenden mängeln vnd der darauß erfolgender impossibilität, wan hernach die necessitet mehres stringiren solte, wie in dergleichen fellen woll öffter zu geschehen pfleget, sie alßdann ad iniquiores conditiones nettdrängentlich condescendiren mueßen, Vnd also Ihre Kayſ. Mayeſtät vmb mehrerer sicherheit willen, auch zuuerhueten, daß sich die tractation nit zerschlage, vnd weil Sie ia erkennen, daß einmahl derselben ortt vnd ende den Krieg lenger zu continuiren vnmöglich halten will, des allergnedigsten vorhabens vnd willens deme König zu Dennemark die vollkommene

[1] Die Wegnahme der spanischen Silberflotte durch Piet Hein.

restitution Fürstenth., Schleswig und Holstein auch die incorporirten Lande Stormarn und Dithmarschen, doch mit vorbehalt dero hochheit und lehensgerechtigkeit zu bewilligen und also den gewünschten frieden dieses orthes zu schließen und zu stabiliren u. s. w."

Nro. XLIV.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Der Kurfürst Ferdinand von Köln an den Bischof Franz Wilhelm von Osnabrück, bei Uebersendung des Schreibens, Beilage XLIII. 13. Mai 1629. (Mit zu [illegible].)

„Mein freundlich dienst u. s. w.

Ich mag E. L. hiebey freundtlich nit verhalten, waß maßen mir vor wenigh tagen von meines mit-Churfürsten zu Maintz L. communicirt worden, waß die Kayl. Mayestät Entlegat durch derselben Abgesandten den Abten zu Kremsmünster wegen dero mit dem König in Dennemarck vorgehenden friedenshandlung bey meines Herrn Brudern deß Churfürsten in Bayern Ld. für anbringens und werbung thuen laßen, wie dieser beygefügt.

Nun ist meines Herrn Brudern Ld. Antwortliche erklerung in effectu dahin gegangen, daß zwarn E. L. dieß werck alß die sambtliche Vereinte Chur Fürsten und Stende mit betreffend fast schwer und also sich absonderlich darüber zu erkleren bedencklich vorkommen, Sei aber bedingt. Ihre Kay. Mayestät dero gutachten auf fürderlichst allergnedigst begert, und dabey daß summum periculum in mora anziehenn laßenn, So wollen S. L. unvorgreifflich darfürhalten, Wan J. K. M. keine andere mittel und wegh allen denen in vorermeltes Kayserlichen gesandten von allen orthen dero sich ereigenden sonderlichen antringenden gefehrlichkeiten vorzukommen unnd dieselbe zu steuern finden, und erhebenn konten, daß alßdan mit dem König in Dennemarck selber gestalt wie es Ihre K. May. auch befinden, und vor sich halten getroffenn, und geschloßenn werdenn möchte, darbey doch Ihre Kayl. die erinnerungh gethann, daß der König vor sich seine Erbenn unnd nachkommen, auch die Stende neben Ihme versprechenn und versicherun sollen, daß sie deß Reichs feinden und wiederwertigen Pfaltzgraff Friederichen oder seinen adhaerenten in keinerley weiß hülff oder assistenz leisten, noch auch in deß Reichs und sonderlich des Nider-Sachsischen Craises handell sich weiters einmischen wolten.

Mir aber gebet dieß in sich wichtigh werckh nit allein fast schwehr, sondern auch nit wenig nachdencklich zu gemüthe, unnd zwarn, Sinthemahln man verlengst Ihrer Kayl. Mayestät auch von dero getreuwenn Chur- und Fürsten vor augen gestellt werden, daß durch die übermeßige auch unnötbige armaturen daß Reich selbst consumirt unnd es endlich zu den extremitaten kommen müße, daß man endlich zu [illegible] eines disreputirlichen auch noch woll ungewißen hochgefehrlichen frieden necessitirt werdenn möchte, So ist zu beklagenn, daß solche getreuwe erinnerung so langsamb in achtung genommen, unnd derselben Anderer, so mehrers uf Ihr privatum dan deß Reichs wollfartt gesehenn, consilia vorgesetzt werdenn, So ist auch bekantlich, Weilen man erst vor wenigh monatenn den Friedens tractat angefangenn, und domahlu eben so woll alß jetzo gewiß [illegible] vermuhten oder wißen konnen, daß der kay. exercitus deren endts nitt lenger würde underhalten werden können, daß man derselben friden nit mehrers facilitirt, die conditiones so hoch gesetzt hat, und daran [illegible]

vrplötzlich alß von einem Extremo aufs ander abspringenn vnd dardurch vngezweifelt dem König zu mehrer mnetfassung vrsach vnd veranlassung geben thuet.

Vnd stehet hierbey auch zu consideriren, daß der König nit allein mit seiner eigenen landten restitution nit zufrieden sein, sondernn auch andere vmbgelegene occupirte örter alß Mecklenburgh vnnd waß sonstenn in Pomern eingenommenn, deren nahen anuerwandtnuß gehabter correspondentz vnnd situation halber nit leichtsamb außer dem tractat laßen würde. So würdt auch in achtung zu nemmen sein, wan dem König seine Landten restituirt, vnnd deß vbrig dern endts auch accomodirt, Waß alßdan Ihr Kayserl. Mayestät mit dem exercitu fürzunemmen, vnd wohin dennselben zu führen vorhabens vnd entschloßen sein, vnnd daß Reich nit etwa nach wie vor im last eingesteckt bleiben möchte; voirab weilln der vom Friedtlandt immerzu mit fernerenn werbungen zuuerfahren im werck, vnnd zu einer newen leib guardi Tausent zu roß vnnd vierhundert zu fueß werbenn ließe.

Welche vnnd andere mir zugefallene bedenckhen Ich hinwider Chur-Maintz, Auch meines herrn Bruders Lbd. wollmeinendt angefügt, auch E. L. hierbey im vertrawen nit verhalten mag.

Zunnsten wirt zu Brüssell außgeben, daß man sich vom König in Franckreich auch allerhandt dem Reiche gefehrlicher molitionen vnnd dissegni zu besorgen habe, Selbiger König auch nebens dern bereitz in handen habenden ansehnlichen Kriegesbereitschafft zu Verdun vnd vf den grentzen auch noch starck volck werben laßenn solle.

Vnd ich habe es E. L. andeutten wollen, von deren ich auch gewertig sein wölln, waß Ihro bei diesem weit außsehendem werckh zu gemüht gehenn möchte. Vnnd ich verbleibe E. L. u. s. w.

Bonn, den 13. Maji 1629. Ferdinandt. M. p."

Nro. XLV.

Man wolle die Darstellung bei Decken: Herzog Georg Bd. I, 278 ff. mit den Belegstücken vergleichen. Ich füge aus dem königlichen Archive zu Hannover die Aktenstücke hinzu, welche Tilly persönlich betreffen, oder mir überhaupt zur Aufhellung der Sachlage wichtig erscheinen. Die Anklage ist zu ersehen aus der Instruction für die Gesandtschaft nach Wien vom 24. April 1629.

1) Daß Wir (Herzog F. U.) früher mit zuziehung des Königs in Dennemark ein geheimes consilium aufgestellt vnd vns darin obligat gemacht, ohne J. K. Würden vorwißen nichts so dem zuwider, vorzunehmen;

2) daß Wir dem Könige vermittelst eines von vns subscribirten vnd vollzogenen Contractes gegen eine Competenz in Dennemark vnsere Lande cedirt vnd abgetretten, dardurch wir crimen laesae M. et feloniam begangen;

3) vnd ob Wir wol im Juli 1626 documenta paritionis eingeschicket: so wäre es doch kein rechter ernst gewesen, hetten Rantenberg mit einer instruction an den König in Dennemark abgefertiget, deß Inhaltes, das wir vns nimmermehr von denselben abiendern wollen. Was geschehen, wehre auß Noht und Furcht geschehen.

Nro. XLVI.

Königl. Archiv zu Hannover.

Herzog Christian von Lüneburg Celle am 15. März 1629 an Tilly.

„Nuhn sehen wir in keinen Zweiffel, das der Herr General an solchem

vnverantwortlichen Handeln, welches dem geschlossenen Accord vnd den wiederholten assecurationen J. K. M. gantz zuwider, nicht allein [illegible] nicht haben, sondern vilmehr dasselbe zum höchsten improbiren [illegible], das aber dasjenig waß dergestalt versprochen, auch fest vnd [illegible] gehalten werden möge. Hierumb ersuchen wir den Hern General hochfleißig, er wolle den von Papenheimb von solchem vngebürlichen handeln abmahnen, das Ihre Lender wider obgedachten Accord vnd kayserliche Versicherung oder dero mittel Exilien fortan nicht mehr beschwert werden möge."

Nro. XLVII.

Königl. Archiv zu Hannover.

Tilly an den Herzog Christian von Lüneburg-Celle am 30. März 1629.

— — „Nuhn weiß ich hierüber wenig zu berichten, alß das von J. K. Mayestät, m. a. H., zur Erkenntniß meiner gelaisteten trewen Dienste ein Gnaden-recompens versprochen worden, wie vnd wan aber, oder durch waß vor mittel dasselbige geschehen mögte, weßen ich mich dißfals zu versehen hette, kan ich noch zur Zeit selbst nicht wißen. Vnd so vil weiniger nachricht oder wißenschafft aber habe ich, waß der General zeugmeister Her Graff zu Pappenheimb in diser sache practiciren oder zu hand haben mögte, weillen ich auch ohne dieß mit derselben oder anderen Privat sachen mich wenig bekümmere, allso daß ich in warheit dißfals anderß nicht zu berichten, oder mich zu erklehren gewust, getröste aber zuuersichtlicher hofnung, E. F. G. mich solcher erklehrung halber vnguetlich nicht verdenckhen werden. — —

Winsen an der Luhe, 30. Merz 1629.

Johann graue von Tilly."

Nro. XLVIII.

Königl. Archiv zu Hannover.

Bericht des Amtmanns Kabrstett (nicht Kuhrstette, wie Decken schreibt) zu Winsen an der Luhe, an Herzog Christian zu Lüneburg-Celle, vom 17. Juni 1629. Decken: Herzog Georg Bd. I. S. 392, Nro. 73 hat nicht das vollständige Schreiben, sondern Anfang und Schluß fehlt. Es scheint mir besser das Schreiben vollständig zu geben.

P. P.

Das von E. F. G. mir vnlengst zugefertigte Creditiv-Schreiben habe dem Hern ꝛc. Tilly ich außgeantworttet, vnd alß mir darauff alsobald guetwillige Audienz verstattet, die mir auffgetragene vnd anbefolhene werbung gebuerlich abgeleget, so hat sich wolgemelter Herr General für beschehene begrüß- vnd nachfragung höchst bedanckht, vnd dabei erklehret: S. Excellenz hetten gar vngern vernohmmen, das ꝛc. Herr Grave von Papenheimb sich der Erledigung und wegführung des von Hertzog Friedrich Vlrich zu B. u. L. F. G. verstrickten Dieners Osterwald vnternohmmen. So wie von der Churfürstl. Durchl. zu Bayern, also were auch von S. E. auff hochgemelten Hertzogs Friedrich Vlrich zu B. u. L. F. G. Ansuchen dem Hern Graffen von Papenheimb ernstlich commandirt vnd anbefolhen dem Hertzoge den gefangenen Dr. her wider zu restituiren. Vom Uebrigen vnd (hier beginnt der Abdruck bei Decken) welchergestalt gegen mehrhochgedachten Hertzog F. U. F. G. von dem Hern Graffen v. Papenheimb eine praetension erhoben, hetten Sie, wie Sie mit warheit sagen könten, ehe vnd bevor Sie jüngst bei des Hern General vnd Hertzoge zu Friedland

F. G. zu Gustrow angelangt, daß geringste nicht erfahren, besondern hette des Hertzogs zu Friedland F. G. vnter anderen im discurs gesagt, es ist bey mir allhie der Graff von Papenheimb gewest vnd hat bericht, das sich der Hertzogk von Braunschweigk in viel wege kegen die Kays. Mayestät verlauffen, wenn dem also, were er wol einer guten straff würdig. Alß nun Sr. Excellenz solches gar frembdt vorgekommen vndt dagegen berichtt, Sie wolten nicht hoffen, hettens auch nicht erfahren, daß der Hertzog v. B. F. G. sich so böser sachen vnterstanden, vnd obwoll beym anfangk des Krigswesens etwaß mit vntergelauffen seyn mögte, were doch der Kays. Pardon Ihro F. G. durch Se. Excellenz versprochen, Sie hetten hiervon etwaß mehr nachricht vnd information begehrt, aber Ihro F. G. wehren auff einen anderen discurs gefallen. So hetten Ihro Excellenz bey Sr. F. G. Leutten dieser wegen erkundigungen angestelt, aber auch dauon nichts in erfharung bringen können, biß Ihro Excellenz vom Kays. Hofe dero Agenten zugeschrieben, der Herr Graff von Papenheimb were mit etlichen von des Hertzogs zu B. vnd L. F. G. malcontenten, die er mit sich dahin geschleppt zu Wien (da doch derselbe bey Ihro vmb Vrlaub, daß Sie auch ertheillet in Italiam zu reisen angehalten) angelangtt vnd sollicitire sachen, welche Ihrer Excellenz an dero Gnadensache behinderlich wehren. Darumb dan Ihre Excellenz solche beschaffenheit der Churfürstl. Durchlaucht in Bayern mit den Vmbstenden zu verstehen gegeben, die auch mehrgemeltem Graffen von Papenheimb ernstlich befolhen, er solte sich solcher praetensiones zumahlen gegen einen so vornehmen Fürsten des Reiches gentzlich eußern vnd enthalten. (Hier endigt der Abdruck bei Decken.) Wobei es annoch bestünde, vnd würde man vernehmmen, waß weiteres vorginge. E. F. G. aber solten gewis versichert seyn, das in diesem auch allem anderen Ihr Excellenz so viel an ihr vnd in ihrem Vermuegen wehre, sich alles desienigen, so zu E. F. G. auch dero Landt vnd leute bestem gereichen können, getrewlich angelegen seyn laßen wellten.

Diesem negst wehre es an dehme, das die Röm. Kays. Mayestät Ihro Excellenz zu einem Gnaden-Recompens 400,000 Rthlr. Allergnedigst vnd zwar an den Anforderungen, so die K. Würden zu Dennemark, Norwegen ꝛc. an das Fürstenthumb Braunschweig gehabt vnd in der friedenshandlung cedirt vnd darueber alle briefliche Vrkunden herauß zu liefern versprochen, assignirt, wolten derowegen nicht allain hoffen, besondern auch gepetten haben, E. F. G. würden vnd wolten wegen der am Fürstenthumb Braunschweig habenden Anwarttung Ihro, das Sie förderlichst damit zu gueter richtigkeit gelangten, nicht behinderlich seyn, sondern vilmer gnedige handbietung tuhn. Se. Excellenz wolten solches auffs beste zu verschulden vnd erwidern Sich angelehgen seyn laßen, dabey schließlich Eurer F. G. den gehorsambsten Dienst vnd alles guete zu vermelden Sie begert u. s. w.

Barthold Kahrstett."

Nro. XLIX.

Archiv der Landschaft Calenberg zu Hannover. Landtags-Proposition vom 23. April 1628.

Zuerst spricht der Herzog F. U. den Landständen seinen Dank aus, daß sie sich so zahlreich eingefunden. Er erörtert den Beginn des Krieges, und fährt dann fort:

„Gleichwie aber S. F. G. Ihnen je undt allewege bey Ihrem Fürstlichen Thun undt Lassen, consiliis und actionibus nichts höheres oder mehres angelegen sein laßen, alß damit Sie einen rechtschaffenen eiffer gegen das reine Wort Gottes biß

in Ihr letztes führen, Gegen die Röm. Kays. Mayestät u. a. H. den schuldigen gehorsamb, aufrechter Lieb und Trew unausgesetzt fortsetzen, gegen andere Churfürsten und Stände des Reiches sich aller vertraulichen freundschafft und correspondenz befleißen, und damit Sie Ihre Landesvätterliche Liebe, genedige affection und gutthätigkeit gegen Ihre gesambte Unterthanen demonstriren könten, deshalb sie an den vorgewesenen factionen jederzeit einen wahren abschew getragen, Sich aller frembden handlungen durchauß entschlagen, und deshalb, wie eifferig man auch in Sie deswegen getrungen, nicht allein niemahlen theilhafftig machen wollen, Sondern auch Ihre displicentz bey unterschiedlichen gelegenheiten realiter bewiesen. Wie solches die Trennung auf dem Eichsfelde ao 1621, dann an der Weser 1622, und was auf dem Kreistage zu Lüneburg ao 1623 geschlossen, der gantzen welt überflüssig vorstellen wird, und hetten nun S. F. G. von hertzen gern sehen und wünschen mögen, weil in ao 1624 der Creyß sich alles zur defension vor diesem geworbenen volckhes und so lange zeit mit des landes überauß großem beschwer unterhaltenen tripli triplicati hinwider abgethan, das es dabei unverenderlich verpleiben, und die zuvorhin auf marckh und bein erschöpfften Unterthanen einsmals zu besserer respiration und wiedererholung gelangen möchten, Eß ist aber layder darauf ao 1625 die bewußte armatur von der Königl. Würden zu Dennemarckh zu hand genommen, ein newer Crayßtag zu Lüneburg angestelt, und zugleich der weltkundige unglückliche conuentus zu Lauenburg gehalten, auch endlich auff dem Crayßtage zu Braunschweig im Maio auff eine anderweite werbung geschloßen worden. Dabey bezeugen nun S. F. G. hiermit lauter und gegen den Allwißenden Gott, der ins Verborgene sieht, Gegen der Kays. Mayestät und dem gantzen Reich, daß Sie es nicht anders verstanden, gewust, gemaint oder geglaubt, alß das solches alles bloß zu einer erlaubten defension des Crayßes, vermöge und nach anweisung der executions Ordnung angesehen gewesen, Nimmermehr ist aber derselben jemahlen zu hertzen gestiegen von der allerunterthänigsten trew, schuldigsten gehorsamb und deuotion Gegen der Allerhöchstged. Röm. Kays. Mayestät alß Ihren von Gott vorgesetzten, ordentlich erwehlten und geschworenen Kayser und Oberhaupt so gar eines Fingers breit abzuweichen. Inmaßen Sie dauon alsoforth zu Lauenburg öffentlich bedingt, auch dessen, dafern es nötig seyn solte, ein unzweiffelhafftes zeugniß von einem vornehmen fürsten [illegible] haben und erlangen können.

Hierauff und alß S. F. G. hernacher vernommen, daß I. K. M. diese kriegs praeparaturen für verdechtig gehalten, die Stände des Creyßes mit Kays. ernst davon abgemahnet, eine starckhe verfaßung unter dem Generalat des Hertzoge zu Friedland F. G. auff die beine gebracht, und denselben mit dem herrn General Graffen von Tilly in den Kreyß zu rücken anbevolhen: So sind Sie gar hoch bestürtzt worden und darauff den König in Dennemarckh auffs flehent- und beweglichste ersucht und gebetten Sich S. F. G. Lender zu enthalten, und dieselben mit Durchzügen und Einquartierung gentzlich zu verschonen. S. F. G. haben auch zur abwendung aller fernern besorgenden extremitaten alsofort die gütliche bejprechung zu Braunschweig im August und die reassumirung zu Gardeleben im September gantz inständig urgirt, Insonderheit aber hernach zu Braunschweig erinnert, gebetten und gesucht, man wolle sich accommodiren, friedfertige gedanckhen ergreiffen, bey den mediis pro [illegible] den bogen nicht überspannen, die mühsame und kostbare interposition bei den Herrn Churfürsten zu Sachsen und Brandenburg in gutem respect halten, das übrige [illegible] ohne daß zu solchen tractaten nicht, sondern an andere Orte gehörig, zu [illegible]

zeit ausstellen, und mit dem, was man zu genugsamer exonerirung des Crayßes albereit in Henden, begnügen sein, daß aber dennoch dieses alles ohne fruchtbarlichen erfolg abgangen, S. F. G. selbst darunter nicht geschont, sondern dieselben unter allerhand praetext zur übernehmung einer raise an andere Oertter bewogen worden, biß es mit der Festung Wolfenbüttel solcher leutte unverantworttlichem practiciren nach zu einem anderen stand gebracht werden können. Solches müßen S. F. G. Gott und der Zeit bevelhen, Und ist leider darauff erfolgt, waß sich dieselben und alle redlichen patrioten besorget, daß nemlich diese herliche stadtliche provinzien zu einem raub und einem sonderlichen trawrigen Schauspiel außgestellet worden, darauff nicht nur eine, sondern unterschiedliche Armeen mit fewer, schwert und allen anderen feindseligen grausambkeiten unauffhörlich fast gegen drey Jahr über wider einander grassirt gehabt, welches dann keines großen außfürens bedarf. Die blutweinend anzusehende betrübte occupirung der Stadt Münden, der ablauff der Stadt Göttingen und an andern Ortten steht am hellen Tage, und schreit noch diese stunde um Rache und Vermaledeiung wider alle diejenigen, so zum Teil solchen handel gefordert, fomentirt, und zu den extremis gerathen, leider auch die Braunschweiger pacificationս handlung schwerer gemacht und endlich gar ausgestoßen.

Und als nun folgends Allerh. Kays. Mayestät das bekante ernste Avocatorium außgelaßen, So stellen S. F. G. der ganzen Welt zu erkennen anheimb, Ob Ihro nicht Ihrer Pflicht und gewissens halber gebürt, dieselbe auch in Kraft des großvätterlichen Testamentes in alle weg schuldig gewesen den rühmlichen Fußstapfen Ihrer hochrühmlichen Vorfahren zu inhaeriren, Ihrer Kays. Mayestät getrew und holt zu sein, und zu verbleiben, dadurch Ihrer selbst eigenen Fürstl. statum zu estimiren, und Sich nebens Land und leutten in assecuration zu setzen, auch andere weitreichende ungelegenheit so viel möglich zu verhüten, und abzuwenden. Zu dessen mehrer bevestigung S. F. G. mit dem Herrn General Graffen von Tilly auf miteinrathen des hochw. hochgeb. Fürsten und Herrn Herzog Christian u. s. w. gewisse accordaten getroffen, und in specie eine solche versicherung gemacht worden, daß S. F. G. an Dero Land und leutten, Graff- und Herrschafften auffs geringste nicht gefehrdet werden sollen, welches alles die Röm. Kays. Mayestät Agdst. acceptirt und angenommen, auch ratificirt, und das Ihr darin zu höchst wolgefälligem contento und satisfaction geschehen, nicht allein gegen S. F. G. selbst, sondern auch den Herzog zu Lüneburg F. G. bezeugt, mit der angehengten allergned. Versicherung des Kays. Wortes, das S. F. G. sambt dero Landstenden bey Ihren Rechten, Gerechtigkeiten, Freiheiten, Immunitäten, und insonderheit dem so hoch bethewerten Religions- und Profanfrieden mechtig geschützt, und dawider im geringsten nicht betrübt, beleidigt oder beeintrechtigt werden sollten, darauff man sich gewis und sicherlich zu verlaßen hette, Wie denn Ihro Kays. Mayestät noch lange zeit hernach unter dato den 29. November ao 1626 an vorgedachten Herrn Herzog Christian u. s. w. und Herrn General Gr. v. Tilly unter anderen auch dies Allergnedigst gelangen laßen, daß dieselben des Herzogs Friedrich Ulrich F. G. zu einer allgemein nützlichen consequenz sehr dienliches exempel für benachbarte Fürsten des nidersächsischen Crayses vor augen stellen, und denselben benebens I. Mayestät friedfertige intention, consilia und actiones insonderheit und zu allem überfluß zu gemüth führen, auch Sie darauff in I. Mayestät nahmen und von Ihretwegen dahin allermeist versichern solten, das Sie als Röm. Kayser und Vater des Vaterlandes deutscher Nation Niemand wer der auch sei, wider des heil. Reiches privilegia, Satz- und Ordnungen, insonderheit

des hochbetheuerten Religions- und Profanfriedens beschweren zu laßen, niemahlen gesonnen gewesen, weniger Ihren Generalen wider die libertät das geringste fürzunehmen zugeben oder gestatten wollen, wann sich nur ein jeder selbst bei seiner schuldigkeit erinnere, fremder hendel entschlagen, und seinen gehorsamb und real demonstration obangedeutetem löblichem exempel nach bezeugen, und mit der werckh zu erkennen geben würde, Zugleichen haben I. Kays. Mayestät etliche vornehme Stende in und außerhalb des Crayßes von dato Wien 23. November ann. elapsi S. F. G. zu rühmlicher nachfolge und real parition hingestellt, denselben auch auf solchen fall nochmals Ihres Kays. genedigen, mechtigen schutzes und protection versichert, wie solche schreiben sambt und sonders in dem archivis des einen oder des anderen oder auch in gemeinem offenen truck vorhanden sein. Dem haben nun S. F. G. nicht unbillig getrawet, trawen demselben auch nochmals, und wißen I. Kays. Mayestät eines solchen tapferen, heroischen, gerechten gemuetes, daß Sie nicht den geringsten buchstaben Ihres Kays. wortes einigen anstoß leiden laßen werden. Gleichwie denn nun auf dies unbewegliche fundament S. F. G. sich des verhofften effectes gantz versichert halten, und Ihrer lieben Unterthanen Totalbewährung gleichsamb in Ihren handen zu haben umb so viel unzweiffelhaffter vermeinen, weil Sie sich umb I. K. Mayestät willen keine Gefahr, ungemach, widerwertigkeit und verfolgung besorgen, oder sich ichtwas von solcher teutscher fürstlichen intention abwendig machen lassen, sondern alles mit christlicher gedult überwinden: So müßen dieselben abermals mit höchster betrübnis vernehmen, daß die Statt Northeim in ihrer unfugsamen widerwertigkeit halsstarriger weise continuirt" u. s. w.

Nro. L.

Königl. Archiv zu Hannover.

Tilly an den Kaiser Ferdinand II., aus Stade 17. Mai 1629.

P. P.

E. Kays. Mayestät vom 24. März jüngsthin wegen abführung der Guarnison auß der Vestung Wolffenbüttel hat der hochg. Fürst Friedrich Vlrich, Hertzog zu B. v. L. mir dieser tage durch eigene schickungh einliefern, vnd neben berürter gar instendig gesuechter Abführung, dazu ich, in mangel anderer Quartiere, wie gern ich auch immer wolte vnd solte, auff fleißiges Vmsuchen nicht gelangen kann, derentwegen mich Allergnedigst für entschuldigt zu nemmen, alleruntertbenigst bitten, in sonderheit bey mir anhalten laßen, aldieweil in denienigen zwischen S. F. G. vnd mir vor diesem getroffenen Akkordaten, auch darauff erfolgter Kays. ratification salvegnardien vnd protectoriis außtrücklich versehen, das S. F. G. an dereoselben Landt vnd leutte, Graff vnd Herschafften, recht vnt Gerechtigkeiten der geringste eingriff nicht geschehen solte, daß S. F. G. das sichere vertrawen zu mir trügen, meinen auch darumb gepetten haben, an E. K. M. sie dahin alleruntertbenigst in schrifften zu reccommandiren, damit S. F. G. bey Kayserlicher huld vnd Gnade erhalten vnd krafft angezogener Akkordaten nicht nachgegeben, noch zugelaßen werde, daß Derselben ein Landt nach dem anderen, wie sie albereits in der That schmertzlich empfunden, entzogen werde. Ob ich nun woll außer allem zweiffel setze, E. K. Mayestät werden höchstged. S. F. G. in sollichem ihrem höchst angelegenen suechen, auch ohne diese meine gehorsambste Vorbitte, Allergnedigst zu Gratificiren geneigt seyn: dieweil aber iedoch S. F. G. in dieser meiner geringfuegigen intercession ein sonderbahres [illegible]

Vertrawen gesezet: so habe ich dieselbe zu ertheilen vmb so viel weniger bedenckhen getragen, weill Ihro Kays. Mayestät Milde, Clemenz vnd Allergnedigste affection gegen mehr hochgenante S. F. G. ich auß höchst ermeltem an mich ergangenen Kays. rescripte zu sattem genuegen vernommen, darin Sie Se. F. G. für einen gehorsamben deuoten vndt bestendigen Fürsten Allergnedigst erkennen, wie denn solche Sr. F. G. Kayserliche trew vnd fidelitet sich biß hieher in der taht dermaßen sehen vnd pruefen laßen, das S. F. G. waß Sie an Landt vnd leutten gehabt, bey Sr. K. M. undt deren Armada trewhertzig auffgesetzet vnd mitgetaylet, also das woll zu glauben, S. F. G. die conservation Ihres fürstl. Standes nunmehr, da der ietzigen klagenden beschwehrung das suechende Kayserliche remedium nicht gedeilich widerfahren solte, inmaßen Sie bey mir gantz betawerlich erwehnen laßen, zumahlen schwer fallen tuhe: Gelangt demnach an E. Kays. Mayestät meine allerunterthenigste vnd hochfleißigste Bitte: Sie geruhen oftgedachte S. F. G. krafft obangetzogener besteltigter Akkordaten der klagenden hohen beschwehrungen Allergnedigst wiederumb zu entheben, damit sie sich ihrer bißhero in der Taht erzaygten bestendigen deuotion vnd dieser meiner wollmeinlichen allervnterthenigsten Fürbitte fruchtbarlichen Genuß empfunden zu haben, erfrewen mögen.

Solliches wirdt S. F. G. in ihrer getrewesten fidelität hoch animiren vnd bestetigen, vnd bin eß vmb Kays. Mayestet ich meines Ortes auffs höchste vnd eußeriste zu verdienen zeitlebens willig vnd beraith u. s. w.

Johann graue von Tilly."

Nro. LI.

Archiv der Landschaft Calenberg zu Hannover. Aus einem Schreiben der Landstände an den Herzog vom 22. December 1628.

„Ja E. F. Gnaden müeßen wir das warhaffte vnterthenige gezeugnuß vnd rhum geben, das Sie zu einem endt (dem Frieden) vnd wirklicher durchbringung eines so fürstlichen vnd christlichen intents nicht allein alle ihre gedanckhen dargestreckt, sondern auch an großen Speesen und werbungen auß der fürstlichen Cammer vnd Embtern je gar nichts ermangeln laßen, das Sie auch selbst an fürstlicher competenz vnd gebührendem nothwendigem Vnderhalt fast mangel leiden vnd sich hierüber in einen beschwerlichen standt setzen müeßen."





Tilly

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Vierzehnter Abschnitt.

Fünfzehnter Abschnitt.

Sechzehnter Abschnitt.

Siebzehnter Abschnitt.

Sechzehnter Abschnitt.

Zwanzigster Abschnitt.

Einundzwanzigster Abschnitt.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Beilagen.



Vierzehnter Abschnitt.

ı vor dem Abschlusse des Friedens mit Dänemark war von der Seite
ȝ ein Schlag gefallen, den seit Jahren die Gemüther je nach den Um=
t Furcht und Bangen, oder mit Hoffnung und Freude erwartet hatten.
: Ferdinand II. hatte am 6. März das Restitutionsedict erlassen, das
Rückgabe aller Kirchengüter, die nach dem Passauer Vertrage und
elben von protestantischen Fürsten und Obrigkeiten eingezogen waren.
zwei Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, und zwölf Bisthümer,
ebenfalls wie jene, viele dem niedersächsischen Kreise angehörten, dazu
von Collegiatstiften, Abteien und Klöstern.

) damals haben verschiedene Staatsmänner den Ursprung des Edictes
dien, sondern jenseit des Rheines bei dem Cardinal Richelieu gesucht.
rung lehrt, also lassen sie diesen Cardinal seine Schlüsse aufbauen,[1]
Haus Oestreich eine Bestie mit vielen Köpfen ist. Je mehr man es
sto mehr wächst es, und an der Stelle eines abgehauenen Kopfes sprießt
ı neuer hervor. Deshalb muß man des Kaisers Frömmigkeit zu seinem
auchen. Man muß die Geistlichen dahin treiben, daß sie die kirchlichen
ückfordern. Ferner muß man das Mitleid des Kaisers erwecken, daß
Volk überall so übel hause, daß Wallenstein so absolut dominire, so
erpresse. Man muß ihn bewegen das Heer ganz oder zum [illegible]e zu
Alsdann muß bei solcher Schwächung der kaiserlichen Macht der König
kreich auftreten, mit Gewalt und Geld je nach den Umständen wirken,
iner Zeit Religionsfrieden versprechen. Auf solche Weise werden die
en den französischen König lieben und ihm trauen, auch die katholischen
ı durch den von Trier geneigt gemacht werden. Denn wenn sie nur
Würden und Einkünften bleiben: so ist es ihnen einerlei, ob sie unter
r oder unter dem Könige von Frankreich die Messe lesen. Bayern kann
behalten und das Land ob der Enns. Wenn man es also angreift,
riedenen an sich zieht: so kann Frankreich zur römischen Königswahl

renhiller XI. 112.

[illegible]

[illegible]

Dasselbe [illegible] Religionsfrieden von Augsburg. [illegible] der Satz des geistlichen Vorbehaltes und der Satz des cujus regio, ejus religio. [illegible][1] [illegible]

[illegible] Der Erfolg hatte dem entsprochen. Der Kaiser Ferdinand hatte nach dem Siege über Friedrich, über die böhmischen [illegible] herren mit ihren Söldnern seine Erblande zur katholischen Kirche zurückgeführt. Er hatte dies gethan vermöge des Rechtes des cujus regio, ejus religio. Ferdinand hielt fest an diesem Rechte. Er hatte eins seiner mit Böhmen vereinten Erblande, die Lausitz, dem Kurfürsten von Sachsen für die Hülfe im böhmischen Kriege verpfändet. Demgemäß fand Ferdinand es in der Ordnung, daß Johann Georg in der Lausitz das Lutherthum hegte und befestigte. Johann Georg war dort einstweilen der Landesherr: deshalb mußte dort sein kirchliches Bekenntnis gelten. Ja selbst in dem kaiserlichen Erblande Schlesien ging Ferdinand nicht an die Grenze seiner Befugnisse.[2] Die protestantischen Herzöge von Liegnitz, Brieg, Oels und Bernstadt waren nicht unmittelbare Reichsfürsten. Sie erkannten Ferdinand als König von Böhmen für ihren Lehensherrn.

[1] Vergleiche weiter unten Beilage LXI.
[2] K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen VII. S. 140.

Mithin waren sie nicht Reichsstände: nach dem Religionsfrieden von Augsburg stand das Reformationsrecht ihnen nicht zu. Dessenungeachtet beließ Ferdinand sie in demselben. Nach demselben Rechte des Religionsfriedens von Augsburg war Maximilian von Bayern bemüht die Pfalz katholisch zu machen. Er suchte die Universität Heidelberg zu heben im Interesse der katholischen Kirche.[1]

Es ist leicht im Sinne unserer Zeit über dies Bestreben abzuurtheilen. Aber der etwaige Tadel darf weniger den Personen zur Last fallen, als dem Buchstaben, oder wenn man lieber will, dem Geiste des Religionsfriedens von Augsburg. Eher ist der Tadel berechtigt, wenn die Durchführung des schrecklichen Satzes in einer solchen Weise geschah, wie von dem Bischof Franz Wilhelm in Osnabrück, wo eben der feste Druck den Widerstand hervorrief. Andere fingen die Sache milder an, und darum begünstigte sie der Erfolg. Graf Johann Ludwig von Nassau-Hadamar begab sich nach Wien. Dort verwickelte er sich in Disputationen mit dem kaiserlichen Beichtvater Lammermann. Das Ende derselben war die Katholisirung Johann Ludwigs.[2] Nach seiner Heimkehr eröffnete er seinen Unterthanen, daß er seiner Landespflicht gemäß sie alle zu ihrem wahren und ewigen Heile zu bringen gesonnen sei, weil, wem das Land, auch die Religion zugehöre. Er sagte den reformirten Geistlichen, daß sie nicht bleiben könnten, wie sie seien; doch erbot er sich sie alle mit bürgerlichen Aemtern, folglich mit hinreichendem Unterhalte für Weib und Kinder zu versorgen. Die Akten ergeben,[3] daß der Katholizismus in der Grafschaft Hadamar rasch und nachhaltig angenommen wurde. Der Hauptgrund lag in der Persönlichkeit des Grafen Johann Ludwig, der im wahren Sinne ein Vater seiner Unterthanen war. So klein der Umfang seines Wirkens, so umfassend war sein väterliches Walten. Die Jesuiten, die er berief, wußten sich die Liebe des Volkes zu erwerben. Sie suchten einen jeden heim in seiner Wohnung, standen ihm zur Seite in Noth und Krankheit, trösteten und mahnten, söhnten langjährige Feinde aus. Sie wurden Allen Alles. Dazu kam der Glanz des katholischen Cultus. Nach wenigen Jahren war Hadamar katholisch geworden ohne Zwang und Drang.

Wir sehen, es ist der Satz des cujus regio, ejus religio, der diesen deutschen katholischen Fürsten nicht bloß als ein Recht, der ihnen nach ihrer Auffassung nach dem Geiste ihres Zeitalters zugleich als eine Pflicht erscheint. Dieser Satz galt für sie, er galt aber zugleich auch in ihren Augen für die Fürsten, die sich zu der Confession von Augsburg bekannten.

Demgemäß hat weder der Kaiser, noch der Kurfürst Max von Bayern in irgend einem protestantischen Lande, das seine eigene Fürsten hatte, die Wiedereinführung der katholischen Religion gefordert. Wir haben gesehen, wie Tilly in Niedersachsen sich bemüht der Lüge des Religionskrieges entgegenzutreten

[1] Beilage LII.
[2] Keller, Drangsale des nassauischen Volkes S. 117 ff.
[3] a. a. O. S. 122.

wie ihm die Landstände dort ihre Anerkennung seines Bestehens darbrachten. Weder der Kaiser, noch die Fürsten der Liga haben jemals verlangt, daß die Pommern, die Brandenburger, die Mecklenburger, die Würtemberger, die Sachsen wieder katholisch würden. Vielmehr hat der Kaiser das lutherische Bekenntniß, wo es mit Berufung auf den Religionsfrieden von Augsburg zu Rechte bestand, überall geschützt. In denselben Tagen, als schon das Religionsedict ausgearbeitet wurde, reichte die fränkische Ritterschaft eine Klage ein, daß der Bischof von Würzburg sie wider den Religionsfrieden bedränge. Der Kaiser fand die Klage gegründet. Er gebot dem Bischofe die fränkische Ritterschaft bei der Confession von Augsburg ungehindert zu belassen.[1]

Weiter indessen als der Satz des cujus regio, ejus religio griff derjenige des kirchlichen Vorbehaltes, namentlich dann, wenn er in Verbindung trat mit jenem.

Die Fürsten der katholischen Liga, fast sämmtlich Bischöfe und geistliche Würdenträger, hatten sich in den Thatbestand der Aneignung von Bisthümern durch protestantische Fürsten nach dem Passauer Vertrage gefügt; aber niemals hatten sie diesen Thatbestand als rechtmäßig anerkannt. Sie hatten sich gefügt, so lange sie machtlos oder schwächer waren. Nun da sie durch Tillys Schwert stärker waren, als jene, forderten sie Ausgleichung des Thatbestandes mit dem positiven Rechte des Reiches.

Auch das begann nicht erst mit dem Restitutionsedicte. Tilly war im besonderen Auftrage des Kaisers schon 1624 in Halberstadt zu Gunsten einiger katholischen Domherren eingeschritten. Er hatte ferner im besonderen Auftrage des Kaisers 1628 zu Stade den Prämonstratensern das Kloster St. Georg zurückgegeben.[2] Derartige Thatsachen, deren wir auch in anderen Gegenden, in süddeutschen Reichsstädten verschiedene antreffen, waren indessen in Betreff des Ganzen vereinzelt. Erst auf dem Tage zu Mühlhausen sehen wir die Häupter der Liga in geschlossener Einheit mit dieser Forderung vor den Kaiser treten. Wir haben dort sie kennen gelernt mit dem Nachweise ihres positiven Rechtes dazu. Der Kaiser war im Prinzipe der Rückforderung mit der Liga ganz derselben Ansicht, aber nicht über die Verwendung des Wiedergewonnenen. Hier durchkreuzten sich die Ansichten. Wir haben dies an einem Beispiele näher darzulegen.

Sofort nach dem Tage von Mühlhausen im Herbste 1627 erhebt sich eine rege Correspondenz der Brüder von Bayern und Köln über das Erzstift Bremen.[3] Es erhellt daraus, daß der lutherische Erzbischof Johann Friedrich aus dem Hause Holstein zu Mühlhausen Winke fallen lassen, daß er nicht sehr abgeneigt sei sich einen Coadjutor erwählen zu lassen. Das kanonische Recht macht die Möglichkeit einer solchen Wahl abhängig von der freien Entschließung des Inhabers. Die kurfürstlichen Brüder Maximilian von Bayern und Ferdinand von

[1] Khevenhiller XI. S. 476.

[2] Ehemaliges Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[3] Die Correspondenz größtentheils in Ziffern im ehemaligen Domcapitelarchive zu Osnabrück.

den stimmen überein, daß die geeignete Person zum Coadjutor ihr Vetter, der Osnabrücker Bischof Franz Wilhelm sein würde. Es kommt nur darauf an, ob auch Tilly geneigt sein werde zur Mitwirkung. Denn Tilly ist in allen solchen Dingen im nordwestlichen Deutschland die wesentliche Person.[1]

Es ist merkwürdig in dieß Verhältnis hineinzublicken. Eben damals beginnt Franz Wilhelm die gewaltsame Reformation in der Stadt Osnabrück. Zur selben Zeit meldet er an Tilly, wie die Brüder von Bayern und Köln auf ihn für Bremen ihr Augenmerk gerichtet. Franz Wilhelm betheuert dem Feldherrn, seine Absicht werde dahin gerichtet sein, daß die uralte katholische Religion, die seit vielen Jahren im Erzstifte Bremen unterdrückt und verächtlich geworden sei, wieder emporgerichtet werde, damit die verführten armen Seelen wieder auf den rechten Weg kommen. Er bittet, daß der Feldherr seinen ganzen Einfluß auf den Administrator Johann Friedrich und das Capitel verwende, um diese Wahl zu ermöglichen.

Wir sehen wie Franz Wilhelm bei Tilly die Absicht der Katholisirung des Stiftes Bremen als Grund für seine Wahl geltend macht. Da er Tilly genau kannte, so setzt er voraus, daß dieß Motiv bei dem General wirksam sein werde. Wir haben hier die Grenzlinie zu ziehen, wo Franz Wilhelm und Tilly, über den Zweck gleichdenkend sind, in Betreff der Mittel sich trennen. Die Bitte wird ausgesprochen im März 1628. Fünf Monate später stellt sich Tilly in Osnabrück den Mitteln Franz Wilhelms entgegen, und benimmt ihnen dort einen guten Theil ihrer bereits erlangten Kraft. Denn diese Mittel dort sind Gewalt, und diese Gewalt will Tilly nicht. Aber der Zweck sagt ihm zu. Er arbeitet für denselben, wenn die Mittel legal sind. Wenn der Erzbischof Johann Friedrich einen Coadjutor wünscht, wenn in Folge dessen das Domcapitel einen solchen erwählt: so ist dieß Verfahren ein gesetzliches und rechtmäßiges.

Tilly unternimmt die Sache. Johann Friedrich ist nicht abgeneigt. Allein ein sehr störendes Hinderniß tritt dazwischen. Der Kaiser läßt an Johann Friedrich dasselbe Ansuchen gelangen für seinen Sohn, den jungen Erzherzog Leopold.

Die Angelegenheit spinnt sich noch länger in dieser Weise fort. Der Erzbischof Johann Friedrich, das Domcapitel zu Bremen sind der Wahl Franz Wilhelms geneigt.[2] Denn auch unter dem Capitel sind reichsfürstliche Personen. Sie alle fürchten die überschwellende Macht des Hauses Oestreich; denn gleichzeitig ist der Kaiser auch in anderen Bisthümern für die Wahl seines Sohnes thätig. Wir sehen hier das reichsfürstliche Interesse in Conflict treten mit dem kirchlichen: es ist der Punkt, wo in dem gemeinschaftlichen Streben für die Wiederbefestigung der katholischen Kirche dennoch die Interessen des Kaisers und der Liga feindlich sich durchschneiden. Tilly steht auf der Seite der Reichsfürsten, und zwar hauptsächlich in seinem Streben für die katholische Kirche. Er wünscht, daß der Papst sich ins Mittel lege. Der Papst möge bei dem Kaiser mit Nachdruck

[1] Beilage LIII.
[2] a. a. O.

Wir erinnern uns daran, daß selbst in jener Zeit Johann Georg dem Herzoge von Würtemberg auf eine Klage solcher Art ge- dem Kaiser das Recht der Entscheidung in solchen Fällen Der Religionsfriede sei klar.

des Friedens von Augsburg, noch das formelle Recht scheint, in dieser Sache angezweifelt werden. Aber den, welche dennoch gegen das Edict sprechen: das delung der menschlichen Dinge, die Rücksicht d hauptsächlich die Gefahren desselben von

das Gutachten der katholischen Kurfürsten ugte in gleicher Weise auch die Kriegeshäupter. Als dieser Gutachten liegt dasjenige von Collalto vor.[1] Er ent- daß seines Erachtens das Edict zwar gut sei; aber der Ausführung dem stehe das Bedenken entgegen, ob dadurch nicht große Widerwärtigkeiten, ja ein Religionskrieg entstehen könne.

Ein solches Wort Collaltos kann nur diejenigen befremden, welche sich der noch so häufigen Vorstellung hingeben, als sei der Krieg damals von den [illegible] als ein Religionskrieg betrachtet worden. Wir haben gesehen, daß nicht geschah. Johann Georg hatte im Beginne des Jahres 1626 ent- [illegible] den Religionskrieg verneint; aber er hatte für einen solchen Fall einer [illegible] Rückforderung der geistlichen Güter allerdings dieselbe Besorgnis [illegible]sprochen, die wir hier von Collalto vernehmen. Wir haben ferner gesehen, [illegible] länger, desto entschiedener solche Behauptungen des Dänenkönigs über Religionskrieg, den er führe, von den lutherischen Corporationen der Land- [illegible] und Magistrate Niedersachsens zurückgewiesen wurden. Von dem Edicte [illegible] befürchtet nun Collalto die Gefahr, daß es solchen Reden einen wahren vermeinten Grund geben könne.

Denn man wird viele Einreden machen, meint er, und Niemand wird [illegible], daß die Einziehung von ihm so geschehen sei, wie das Edict sagt. [illegible] man nun aber sofort die Execution vornimmt, so wird Jedermann klagen: [illegible] ohne Urtheil dessen entsetzt, was er vor dem Passauischen Vertrage [illegible] gehabt, und es werde ihm mit Gewalt genommen. In solchen Fällen [illegible] sich darauf berufen, daß er allezeit erbötig gewesen sei das wieder zu [illegible], was er gegen den Religionsfrieden von Augsburg inne habe.

Wir sehen, Collalto nimmt in seinem Gutachten nur Rücksicht auf die [illegible] und Inhaber von kirchlichen Gütern, auf Fürsten und Obrigkeiten. [illegible] weiteren Folgen des Edictes tiefer hinab erörtert er nicht. Und doch sind [illegible] gewichtig und schwer.

Die Aneignung der Kirchengüter, der Stifter, der Abteien, der Klöster [illegible] die weltlichen Fürsten und Obrigkeiten nach dem Religionsfrieden von

[1] Khevenhiller XI. S. 184.

wie ihm die Landstände dort ihre Anerke[illegible] ... Aber diese Annahme
Weder der Kaiser, noch die Fürsten de[illegible] ... als siebzig Jahren.
Pommern, die Brandenburger, die Me[illegible] ... Ständigkeit fast unverändert.
wieder katholisch würden. Vielmehr ... Gewöhnung in den Gemüther
wo es mit Berufung auf den Rel[illegible] ... Im Laufe dieser langen
überall geschützt. In denselben ... Kirchengüter nicht bloß ein förm
beizet wurde, reichte die [illegible] ... anderer Existenzen war damit
von Würzburg sie wid[illegible] ... Zustand ein unrechtmäßiger
Klage gegründet. E[illegible] ... in den Sinn. Immerhin mocht
schften von Augsbu[illegible] ... Kirche rechtlich nicht
Weiter indes[illegible] ... Die lange Gewöhnung
des kirchlichen ... wenn auch zu einem äußer
mit jenem. ... gemeinnützige Anstalten der Klöster
Die Fi[illegible] ... Gefahr, wenigstens
Würdenträ[illegible] ... Religionspunkt.
durch [illegible] ... hatte, da
mals [illegible] ... dem neuen Glaubens
zigt, [illegible] ... Meinung hinzugeben
Schwe[illegible] ... Folge gefunden.
mit [illegible] ... unzweifelhaft war es
[illegible] ... herangewachsenen
[illegible] ... mit den protestantischen
jen[illegible] ... daß um dieser
lich[illegible] ... Anstalten
[illegible]



...standes sich zu einer solchen Höhe entwickelt, wie in Deutsch-
... dem Schatten des Krummstabes waren die deutschen Städte
..., bis sie reif waren zum selbständigen Leben. Deutschland war
... durch seine Städte; aber die meisten dieser Städte waren in
... bischöfliche, verdankten die Anfänge ihres Wachsens und Ge-
...flüsse der Kirche. Diese Zeit war mit der Reformation dahin.
...gen in Staat und Kirche rangen sich empor. So verzerrt auch
...s Leben traten: so geht doch als ein Grundzug das Bestreben
...che zurückzudrängen auf das ihr eigene und zu allen Zeiten
...ebiet: auf die Sorge für den inneren Menschen. Der Erfolg in
...den Ländern lehrte, daß dieses Zurückdrängen, mochten auch die
...häter desselben moralisch noch so verwerflich, noch so sehr von
...ründen geleitet sein, dennoch durch den Erfolg ein gewisses Recht
für sich hatte. Der Entwickelungsgang der nördlichen Länder
schon damals zur Genüge, daß mit der Zeit die weltliche Herr-
... Fürsten fallen müsse, und zwar fallen müsse zu Gunsten des
der staatlichen Einheit. Die Erfahrung unserer Zeit thut zur
...aß die intensive Kraft der katholischen Kirche durch den Verzicht
...äger auf weltliche Macht um nichts verloren hat. Damals lag
... nicht in solcher Weise offen. Das positive Recht der Jahr-
... für die Erhaltung dieser weltlichen Macht geistlicher Fürsten.
...ug, war es dem Gange der Geschichte angemessen das positive
... frühere Culturzustände mit sich gebracht; nicht bloß erhalten,
...jenige davon, was schon der neuen Anschauung zum Opfer
...noch wieder herstellen zu wollen? Die Herstellung vergangener
...t noch nie gelungen.

...dere Gesichtspunkt regte sich in der Partei der Wallensteiner, und
...al auf eine sehr plumpe und verletzende Weise zu Tage. Ein
...lensteins, Namens Mezger, warf dem Bischofe von Würzburg
...itgliedern der Liga ins Gesicht: es werde nicht eher gut, bis
...nem Kurfürsten den Kopf vor die Füße lege, den Geistlichen alle
...heit abnehme, und sie nur geistliche Dinge verwalten lasse gleich
Italiens.[1] Wallenstein gebot sofort dem Collalto diesen Mezger
...nehmen. Dessen ungeachtet vergaßen die Fürsten der Liga das
...s steckt ihnen sehr im Kopfe," meldet Pappenheim an Wallenstein.
...heit hatte Mezger in roher Weise ausgesprochen, was Andere
... namentlich dem Gedankengange Wallensteins selber entsprach.
Betreff des Erzstiftes Magdeburg war sehr ähnlich gewesen. ...
...selben.

...irte das Domcapitel den Administrator Christian Wilhelm, den
... bestätigt, im Beginne des Jahres 1628 wegen Felonie gegen

..., S. 196.

Augsburg war offenbar wider den Wortlaut dieses Friedens. Aber diese Aneignung war geschehen in einem langen Zeitraume von mehr als siebzig Jahren, nicht auf einmal, sondern allmählig und durch die Allmähligkeit fast unvermerkt. Weil sie straflos geschehen war: so hatte sich durch die Gewöhnung in den Gemüthern Vieler die Meinung festgesetzt: es sei also recht. Im Laufe dieser langen Zeit hatte sich mit dem Besitze dieser ehemaligen Kirchengüter nicht bloß ein fürstliches Interesse verknüpft, sondern eine Reihe anderer Existenzen war damit zusammen gewachsen. Der Gedanke, daß dieser Zustand ein unrechtmäßiger sei, wollte den betheiligten Personen nicht mehr in den Sinn. Immerhin mochte man ihnen sagen, daß die Ansprüche der katholischen Kirche rechtlich nicht verjährt seien: in der Volksmeinung waren sie es doch. Die lange Gewöhnung galt ihr für ein Recht. Die Kirchengüter waren, wenn auch zu einem äußerst geringen, kaum nennenswerthen Theile für gemeinnützige Anstalten der Wissenschaft, für Schulen und dergleichen verwendet. Diese liefen Gefahr, wenigstens die Gefahr einer Aenderung. Noch wichtiger war der Religionspunkt. Wo ein Fürst, eine Obrigkeit ein Kloster, eine Abtei sich angeeignet hatte, da war Sorge dafür getragen die etwa abhängigen Menschen dem neuen Glaubensbekenntnisse zuzuführen. Man hat sich oft und leicht der Meinung hingegeben, daß die Aufforderung dazu von Anfang an bereitwillige Folge gefunden. Wir lassen diese Meinung auf sich beruhen; aber gewis und unzweifelhaft war es, daß die Gewöhnung eines Menschenalters in den neu herangewachsenen Geschlechtern die Angehörigen solcher Stifter und Abteien mit den protestantischen Kircheneinrichtungen an vielen Orten fest verbunden hatte, daß um dieser Gewöhnung willen nach der üblichen Weise der Menschen die Anhänglichkeit als eine Ueberzeugung von der Wahrheit derselben erschien.

Diese lange Gewöhnung, dieser lange Besitz sollte nun mit einem Striche durchhauen werden. Denn also dachte es sich die Furcht und das Mißtrauen, das schlimmer war als die Wirklichkeit. Das Restitutionsedict hob so viele Dinge und Beziehungen, welche in siebenzig Jahren langsam und allmählig geworden waren, mit einem Schlage auf. Nicht bloß nannte es dieß in einer langen Frist Gewordene unberechtigt und ungesetzlich: es drohte zu beginnen mit der Execution. An diesem Punkte wurde die Ausführung des restituirten Rechtes, welches die Liga von ihrem Standpunkte aus fordern durfte, von dem Standpunkte aus des Oberhauptes im Reiche zu einer Härte, zu einem politischen Fehler.

Und höher noch schwoll von dem Standpunkte des Kaisers aus dieser politische Fehler an durch das Verkennen der Richtung der Zeit, der neuen Entwickelung, die seit der Reformation sich kund gegeben. Es war einer der wesentlichen Grundzüge dieser Zeit die kirchlichen Gewalten aller weltlichen Macht und aller weltlichen Hoheitsrechte zu entkleiden. Einst hatte diese Vereinigung kirchlicher und weltlicher Gewalt sichtbarlich segensreich gewirkt. Nirgends in Europa war eine solche Fülle weltlicher Macht geistlichen Händen anvertraut wie im deutschen Reiche: nirgends in Europa hatte die allgemeine Cultur, ver-

s Bürgerstandes sich zu einer solchen Höhe entwickelt, wie in Deutsch-
Unter dem Schatten des Krummstabes waren die deutschen Städte
wachsen, bis sie reif waren zum selbständigen Leben. Deutschland war
d blühend durch seine Städte; aber die meisten dieser Städte waren in
rsprunge bischöfliche, verdankten die Anfänge ihres Wachsens und Ge-
dem Einflusse der Kirche. Diese Zeit war mit der Reformation dahin.
staltungen in Staat und Kirche rangen sich empor. So verzerrt auch
lben ins Leben traten: so geht doch als ein Grundzug das Bestreben
die Kirche zurückzudrängen auf das ihr eigene und zu allen Zeiten
bare Gebiet: auf die Sorge für den inneren Menschen. Der Erfolg in
uropäischen Ländern lehrte, daß dieses Zurückdrängen, mochten auch die
und Thäter desselben moralisch noch so verwerflich, noch so sehr von
Beweggründen geleitet sein, dennoch durch den Erfolg ein gewisses Recht
chichte für sich hatte. Der Entwickelungsgang der nördlichen Länder
lehrte schon damals zur Genüge, daß mit der Zeit die weltliche Herr-
istlicher Fürsten fallen müsse, und zwar fallen müsse zu Gunsten des
mes, der staatlichen Einheit. Die Erfahrung unserer Zeit thut zur
dar, daß die intensive Kraft der katholischen Kirche durch den Verzicht
ürdenträger auf weltliche Macht um nichts verloren hat. Damals lag
fahrung nicht in solcher Weise offen. Das positive Recht der Jahr-
sprach für die Erhaltung dieser weltlichen Macht geistlicher Fürsten.
war es klug, war es dem Gange der Geschichte angemessen das positive
welches frühere Culturzustände mit sich gebracht, nicht bloß erhalten,
auch dasjenige davon, was schon der neuen Anschauung zum Opfer
war, noch wieder herstellen zu wollen? Die Herstellung vergangener
stände ist noch nie gelungen.

ser andere Gesichtspunkt regte sich in der Partei der Wallensteiner, und
t einmal auf eine sehr plumpe und verletzende Weise zu Tage. Ein
ar Wallensteins, Namens Mezger, warf dem Bischofe von Würzburg
eren Mitgliedern der Liga ins Gesicht: es werde nicht eher gut, bis
mal einem Kurfürsten den Kopf vor die Füße lege, den Geistlichen alle
Obrigkeit abnehme, und sie nur geistliche Dinge verwalten lasse gleich
hösen Italiens.[1] Wallenstein gebot sofort dem Collalto diesen Mezger
ofe zu nehmen. Dessen ungeachtet vergaßen die Fürsten der Liga das
cht. „Es steckt ihnen sehr im Kopfe," meldet Pappenheim an Wallenstein.
Wahrheit hatte Mezger in roher Weise ausgesprochen, was Andere
was namentlich dem Gedankengange Wallensteins selber entsprach.
ch in Betreff des Erzstiftes Magdeburg war sehr ähnlich gewesen. Er-
dir denselben.

rt erklärte das Domcapitel den Administrator Christian Wilhelm, den
er nie bestätigt, im Beginne des Jahres 1628 wegen Felonie gegen

[1] ...hlumecky, S. 196.

...nd die Einheit des Reiches. Wenn mithin die welt-
...lf...ürsten zur Stütze des Kaiserthumes sich dort nicht
...icht leicht wieder aufbauen ließ: so gebührten im
...Macht und der Nationaleinheit die bereits erledigten
...ialherren und Fürstengeschlechtern: sie mußten dem

...ten nur in so weit, daß er diese Fürsten-
...nden wollte, aber als kirchliche Fürsten-
...irte. Er wollte den Fortbestand geist-
...ie die Liga. Er wich darin von der
...en wieder das reichsfürstliche Interesse
...ürsten aus ihren Familien wollte, und nicht
...weniger denn eine Häufung vieler kirchlichen Herr-
... eines Erzherzoges.

...Säcularisirung auch von katholischer Seite aus, wie die
...ich verarbeiteten, lag dem Kaiser Ferdinand zu fern. Er
...n viel zu sehr conservativen Sinnes. Und auch, wenn er
...hätte es der Liga gegenüber nicht vermocht. Diese forderte
... gemäß dem Religionsfrieden von Augsburg. Ferdinand
...sfrieden von Augsburg. Indem der Kaiser gewissenhaft
...lten wollte, erließ er das Edict nach der Forderung der
...n war dasjenige des ehrlichen Mannes, dessen Frömmigkeit,
...nnte, zu seinem Sturze ausgenutzt wird. Denn politisch
... Auch war man sich darüber in Wien völlig klar. Im
... die Räthe des Kaisers dem Kurfürsten von Bayern vor:
...h den Erlaß des Edictes der Forderung der Liga gemäß
... nach eigenem Vortheil.[1]

...ch das lange verborgen bleiben? Eilf lange Jahre des
... hatten die Fürsten des Protestantismus nicht daran gedacht
...t zusammen zu schließen, und eine besondere Partei im
...ie hatten mit den Ausnahmen derer, die durch eigene Hab-
... Einfluß fremder Mächte, durch bestochene Räthe sich hatten
...n lassen, treu zu Kaiser und Reich gehalten. Das Resti-
...sie fast alle, rief in ihnen ein gemeinschaftliches Interesse
... über dasselbe war der Same eines Bundes gegen den
...s, dem dann voraussichtlich der Name der Religion nicht
...nge hatten der Kaiser und die Liga mit sorglichem Ernste
...e eines Religionskrieges zu entkräften: schienen sie nicht
...lben darbieten zu wollen? Denn was doch wußte der
... rechtlichen Forderung des Religionsfriedens von Augsburg?
... Meinung ein, das Edict besage, daß fortan Jedermann

[1] ...sche Feindseligkeiten gegen das Haus Oestrreich S. 24.

Kaiser und Reich seiner Würde verlustig. Dieß ging nicht, wie man vielleicht denken könnte, aus einem Streben nach Gunst bei dem Kaiser, oder gar aus dem Drucke der kaiserlichen Waffen hervor; denn das Domcapitel wählte ja eilig den Prinzen August von Sachsen, den Sohn des Kurfürsten Johann Georg. Der Kaiser versagte dieser Wahl, die nach politischen Rücksichten und nicht den kanonischen Erfordernissen gemäß vorgenommen sei, die Bestätigung und Belehnung. Er dachte auch an Magdeburg für seinen Sohn, den jungen Erzherzog Leopold.

Der Kaiser befragte Wallenstein um ein Gutachten. Wallenstein rieth[1] dem Kaiser die beiden Stifter, Magdeburg und Halberstadt, nach Kriegsrecht zu ergreifen, sie dem Erzherzoge Leopold zu übertragen und für denselben die Huldigung einfordern zu lassen. Wallenstein redet indessen nur von dem weltlichen Besitze. Ueber die kirchliche Verwaltung, und wem dieselbe anzuvertrauen sei, möge der Kaiser selbst entscheiden.

Diese Worte Wallensteins enthalten offenbar das Princip der Säcularisation der beiden Stifter, die Trennung der weltlich fürstlichen von der geistlichen Gewalt.

Hier doch, könnte es scheinen, habe Wallenstein seinen Rath ertheilt nicht im eigenen Interesse, sondern in demjenigen des Kaisers, habe er Sorge getragen für die Kräftigung der Hausmacht desselben. Wir möchten es bezweifeln. Denn Wallenstein fügt sofort hinzu, daß zur Zeit noch, wenn der Kaiser auf diesen Vorschlag eingehe, ein Statthalter in die Stifter nicht gesendet werden könne. Er werde sich mit einem solchen nicht vertragen. Das ist der Gedanke: aber Wallenstein kleidet ihn schmackhafter ein. Wenn der kaiserliche Statthalter und der General, sagt er, Sohn und Vater wären: so würden sie doch nicht zusammen stimmen; denn der General hat den öffentlichen Nutzen, denjenigen des Reiches im Auge, der Statthalter würde nur das Privatinteresse verfolgen. Zur Zeit noch müssen die Einkünfte der Stifter bleiben für das Heer. Wir sehen, der Vorschlag Wallensteins bezweckt nur die Stifter auch ferner für sich und seine Officiere auszunutzen.

Dennoch hätte dieß Gutachten von Wallenstein über Magdeburg der Stimmung des Zeitgeistes zugleich, und dem kaiserlichen Interesse entsprochen. Und hätte sich für ein solches Verfahren eine Rechtfertigung im politisch-nationalen Sinne finden lassen. Die einstigen Vorgänger Ferdinands, namentlich die sächsischen Kaiser, hatten die Lehen des Reiches an geistliche Fürsten vergabt, um an diesen ein Gegengewicht zu haben wider die weltlichen Fürsten. Mithin lag es im Interesse der kaiserlichen Macht, im Interesse der Einheit der Nation. Nun waren in den bereits protestantischen Stiftern die Grundbedingungen gefallen, unter welchen sie ehemals kirchliche Wahlfürsten gehabt: sie waren nicht mehr katholisch. Sie waren in die Hände der umwohnenden Fürstengeschlechter gekommen: sie dienten diesen zur Stärkung der weltlichen Fürsten und Territorial

[1] Chlumecky, S. 91. CLXIII. 26. Januar 1629

gen den Kaiser und die Einheit des Reiches. Wenn mithin die welt-
cht geistlicher Wahlfürsten zur Stütze des Kaiserthumes sich dort nicht
oder vielmehr nicht leicht wieder aufbauen ließ: so gebührten im
der kaiserlichen Macht und der Nationaleinheit die bereits erledigten
en nicht den Territorialherren und Fürstengeschlechtern: sie mußten dem
ab dem Reiche zufallen.

Kaiser hegte diese Gedanken nur in so weit, daß er diese Fürsten-
llerdings seinem Hause zuwenden wollte, aber als kirchliche Fürsten-
nicht als weltliche, als säcularisirte. Er wollte den Fortbestand geist-
rsten mit weltlicher Herrschaft, wie die Liga. Er wich darin von der
daß diese auf katholischem Boden wieder das reichsfürstliche Interesse
daß sie die geistlichen Fürsten aus ihren Familien wollte, und nicht
Kaiserhause, viel weniger denn eine Häufung vieler kirchlichen Herr-
uf das Haupt eines Erzherzoges.

Plan einer Säcularisirung auch von katholischer Seite aus, wie die
imer ihn bei sich verarbeiteten, lag dem Kaiser Ferdinand zu fern. Er
olchen Dingen viel zu sehr conservativen Sinnes. Und auch, wenn er
t hätte, er hätte es der Liga gegenüber nicht vermocht. Diese forderte
itutionsedict gemäß dem Religionsfrieden von Augsburg. Ferdinand
m Religionsfrieden von Augsburg. Indem der Kaiser gewissenhaft
chstaben halten wollte, erließ er das Edict nach der Forderung der
as Bestreben war dasjenige des ehrlichen Mannes, dessen Frömmigkeit,
lieu es nannte, zu seinem Sturze ausgenutzt wird. Denn politisch
es nicht. Auch war man sich darüber in Wien völlig klar. Im
1632 hielten die Räthe des Kaisers dem Kurfürsten von Bayern vor:
r habe durch den Erlaß des Edictes der Forderung der Liga gemäß
, und nicht nach eigenem Vortheil.[1]

konnte auch das lange verborgen bleiben? Elf lange Jahre des
en Krieges hatten die Fürsten des Protestantismus nicht daran gedacht
einige Macht zusammen zu schließen, und eine besondere Partei im
bilden. Sie hatten mit den Ausnahmen derer, die durch eigene Hab-
r durch den Einfluß fremder Mächte, durch bestochene Räthe sich hatten
und bethören lassen, treu zu Kaiser und Reich gehalten. Das Resti-
ct bedrohte sie fast alle, rief in ihnen ein gemeinschaftliches Interesse
er Unmuth über dasselbe war der Same eines Bundes gegen den
ines Bundes, dem dann voraussichtlich der Name der Religion nicht
rde. So lange hatten der Kaiser und die Liga mit sorglichem Ernste
ht die Lüge eines Religionskrieges zu entkräften: schienen sie nicht
Fahne desselben darbieten zu wollen? Denn was doch wußte der
se von der rechtlichen Forderung des Religionsfriedens von Augsburg?
sich die Meinung ein, das Edict besage, daß fortan Jedermann

[1] rter, französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oestreich S. 24.

katholisch werden müsse. Und dieser Glaube fand ja eifrige Prediger, wenn nicht unter den Deutschen selbst, so von jenseit der Ostsee, von wo zwei Augen gierig lauerten, bis für sie die günstige Stunde schlage.

Denn das vor allen Dingen war die eigentliche und wesentliche Gefahr, welche das Restitutionsedict heraufbeschwor, nicht einer eigenen Erhebung der deutschen Fürsten gegen dasselbe, sondern einer Verbindung mit dem Fremden. Es war zu erwarten, daß einer oder mehrere der deutschen Fürsten in dem Haße, in der Erbitterung darüber, daß man ihnen nehmen wolle, was sie bislang besessen, dieselbe Bahn einschlagen würden, auf welcher in den Tagen des Beginnes der Kirchenspaltung der hessische Landgraf Philipp der Vorgänger gewesen war, daß sie auf die Lockungen der Fremden, der Feinde des Reiches begierig lauschen, daß sie ein Bündnis suchen würden mit dem Auslande. Wie damals Franz I. von Frankreich eifrig die Anträge jenes Verräthers Philipp von Hessen vernommen, für den eine undeutsche Geschichtschreibung den Namen des Großmüthigen misbraucht hat, wie überhaupt die katholischen Könige von Frankreich dem Streben der protestantischen Fürsten von Deutschland nach der Lockerung der Reichsbande den Rückhalt geboten: so durften auch 1629 die hessischen Landgrafen, und wer immer sonst um der Kirchengüter willen, die er bereits hatte oder noch zu haben wünschte, den Weg nach Frankreich einschlagen mochte, einer gleichen Bereitwilligkeit bei dem Cardinale Richelieu gewärtig sein. Und gefährlicher noch als Richelieu drohte der energische, kriegesdurstige König im Norden. Gustav Adolf hatte wiederholt schon verkündet, daß auch er das Banner des Religionskrieges zu erheben Willens sei. Seit dem Jahre 1627 ließ er seine Flugschriften durch das deutsche Reich ausstreuen, daß er der Schützer sein wolle aller derer, die um ihres Glaubens willen verfolgt würden. Er hatte im selben Sinne geredet zu den Bürgern von Stralsund, die von einer Bedrohung ihres Glaubens durch Arnim nichts wußten. Wie aber war es, wenn die Forderung des Restitutionsedictes diesem Vorgeben des Schwedenkönigs einen Schein der Wahrheit lieh?

Das war die wesentliche und eigentliche Gefahr des Restitutionsedictes, daß sie den deutschen Boden abermals lockerte für die Aufnahme der fremden Saat, der Lüge des Religionskrieges. Weder der Kaiser, noch die Fürsten der Liga hatten die Absicht einen solchen Krieg anzuregen. Sie handelten in dem guten Glauben, daß sie nichts forderten als ihr Recht, welches sich gründete auf den Religionsfrieden von Augsburg. Sie hofften die Lage der Dinge so zu finden, daß dieses ihr Recht sich durchsetzen ließe ohne ferneren Krieg und Blutvergießen. In Wahrheit berechtigen die Umstände zu der Annahme, daß ohne fremde Dazwischenkunft ihnen damals dieses gelungen wäre. Eine direkte und unmittelbare Gefahr eines sogenannten Religionskrieges ist aus dem Edicte nicht entsprungen weder von Seiten der deutschen Unterthanen, noch von denen ihrer Fürsten.

Wir haben dieses näher darzuthun.

Vor allen Dingen ist zunächst wichtig, daß man die Begeisterung, die Opferwilligkeit und Freudigkeit der Menschen jener Zeit nicht höher anschlage.

die Thatsachen dieselbe ergeben. Es sind aus jener Zeit uns der Worte
nd viel erhalten, welche hoch daher fahrend Kunde zu geben scheinen
r lebenswarmen Begeisterung. Der Maßstab solcher Worte ist ein trüg=
Wir haben nur nach Thatsachen uns zu richten. Die Zeiten, in denen
nerthum blüht, sind nackt und kalt und arm an aller wahren Kraft.
Ausführung des Edictes in Nieder= und Obersachsen links der Elbe
m Hoch= und Deutschmeister Hans Caspar von Stadion, dem Bischofe
Wilhelm von Osnabrück, und dem Hofrathe Johann von Hyen über=
Stadion betheiligte sich nicht. Dafür stand den beiden Anderen der
Tilly, an den sie gewiesen waren, getreulich zur Seite.
o entsprach es dem Sinne dieses Mannes. Denn Tilly ist eine durchaus
ive Natur. Sein Streben ist immerdar gerichtet auf die Erhaltung,
f die Herstellung des alten deutschen Reiches in seiner Kraft und Herr=
Er will die Zustände im Reiche erhalten wissen, wie sie sich entwickelt,
ie deutsche Nation zur ersten Europas und der damaligen Welt gemacht
en Kaiser als das Oberhaupt der Nation nicht bloß dem Namen, sondern
Thar nach, die Fürsten in ihren Rechten, nicht unterdrückt von dem
aber ihrerseits mit schuldiger Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser,
die Landstände der einzelnen fürstlichen Territorien, die Magistrate der
ngebrochen in ihrer corporativen Kraft. Vor allen Dingen aber die
unter deren Obhut, unter deren Fürsorge das empor gewachsen war,
tschland an geistiger Cultur und Gesittung besaß, möchte Tilly herge=
in in ihrer vollen Bedeutung, nicht durch Gewalt, sondern kraft des
ten Rechtes, das auch gegen den geänderten Thatbestand zur Geltung
muß. Tilly tritt den Uebergriffen jeglicher Art entgegen, mögen sie
von wem sie wollen. Indem der Kaiser Ferdinand durch die Häufung
lichen Fürstenthümern auf das Haupt seines Sohnes der Kaisermacht
e Stütze geben will, welche sie vorher nicht gehabt, arbeitet Tilly ihm
Sein Grundsatz in solchen Dingen ist einfach und klar: es ist der=
, den er dem Bischofe Franz Wilhelm mahnend ans Herz gelegt: der
nuß in seinem Sprengel residiren. Wir haben gesehen, wie Tilly in
dem Plane des Kaisers für die Macht seines Sohnes entgegen arbeitet.
damals, im Jahre 1628, unter den geistlichen Fürsten das Gerücht,
Kaiser für seinen Sohn die Erzstifter Magdeburg und Bremen, die
Halberstadt und Verden bestimmt habe. Ueber Hildesheim, hieß es,
mit Ferdinand von Köln unterhandeln. [2]
r haben gesehen, welchen Rath dagegen Tilly an den Papst gelangen
er Rath fiel auf einen guten Boden. Tilly selbst erhielt zur Anerkennung
Dienste von Rom aus im Sommer 1629 den Auftrag einen Bischof

s Folgende nach den Acten und Protocollen der betr. Commission im ehe=
Domcapitelarchive zu Osnabrück.
a. O. Franz Wilhelm an Ferdinand von Köln Februar 1628.

katholisch werden müsse. Und dieser Glaube fand ja eifrige Prediger, wenn nicht unter den Deutschen selbst, so von jenseit der Ostsee, von wo zwei Augen gierig lauerten, bis für sie die günstige Stunde schlage.

Denn das vor allen Dingen war die eigentliche und wesentliche Gefahr, welche das Restitutionsedict heraufbeschwor, nicht einer eigenen Erhebung der deutschen Fürsten gegen dasselbe, sondern einer Verbindung mit dem Fremden. Es war zu erwarten, daß einer oder mehrere der deutschen Fürsten in dem Hasse, in der Erbitterung darüber, daß man ihnen nehmen wolle, was sie bislang besessen, dieselbe Bahn einschlagen würden, auf welcher in den Tagen des Beginnes der Kirchenspaltung der hessische Landgraf Philipp der Vorgänger gewesen war, daß sie auf die Lockungen der Fremden, der Feinde des Reiches begierig lauschen, daß sie ein Bündnis suchen würden mit dem Auslande. Wie damals Franz I. von Frankreich eifrig die Anträge jenes Verräthers Philipp von Hessen vernommen, für den eine undeutsche Geschichtschreibung den Namen des Großmüthigen misbraucht hat, wie überhaupt die katholischen Könige von Frankreich dem Streben der protestantischen Fürsten von Deutschland nach der Lockerung der Reichsbande den Rückhalt geboten: so durften auch 1629 die hessischen Landgrafen, und wer immer sonst um der Kirchengüter willen, die er bereits hatte oder noch zu haben wünschte, den Weg nach Frankreich einschlagen mochte, einer gleichen Bereitwilligkeit bei dem Cardinale Richelieu gewärtig sein. Und gefährlicher noch als Richelieu drohte der energische, kriegesdurstige König im Norden. Gustav Adolf hatte wiederholt schon verkündet, daß auch er das Banner des Religionskrieges zu erheben Willens sei. Seit dem Jahre 1627 ließ er seine Flugschriften durch das deutsche Reich ausstreuen, daß er der Schützer sein wolle aller derer, die um ihres Glaubens willen verfolgt würden. Er hatte im selben Sinne geredet zu den Bürgern von Stralsund, die von einer Bedrohung ihres Glaubens durch Arnim nichts wußten. Wie aber war es, wenn die Forderung des Restitutionsedictes diesem Vorgeben des Schwedenkönigs einen Schein der Wahrheit lieh?

Das war die wesentliche und eigentliche Gefahr des Restitutionsedictes, daß sie den deutschen Boden abermals lockerte für die Aufnahme der fremden Saat der Lüge des Religionskrieges. Weder der Kaiser, noch die Fürsten der Liga hatten die Absicht einen solchen Krieg anzuregen. Sie handelten in dem guten Glauben, daß sie nichts forderten als ihr Recht, welches sich gründete auf den Religionsfrieden von Augsburg. Sie hofften die Lage der Dinge so zu finden, daß dieses ihr Recht sich durchsetzen ließe ohne ferneren Krieg und Blutvergießen. In Wahrheit berechtigen die Umstände zu der Annahme, daß ohne fremde Dazwischenkunft ihnen damals dieses gelungen wäre. Eine direkte und unmittelbare Gefahr eines sogenannten Religionskrieges ist aus dem Edicte nicht entsprungen, weder von Seiten der deutschen Unterthanen, noch von denen ihrer Fürsten.

Wir haben dieses näher darzuthun.

Vor allen Dingen ist zunächst wichtig, daß man die Begeisterung, die Opferwilligkeit und Freudigkeit der Menschen jener Zeit nicht höher anschlage.

s wie die Thatsachen dieselbe ergeben. Es sind aus jener Zeit uns der Worte ug und viel erhalten, welche hoch daher fahrend Kunde zu geben scheinen n einer lebenswarmen Begeisterung. Der Maßstab solcher Worte ist ein trüg- her. Wir haben nur nach Thatsachen uns zu richten. Die Zeiten, in denen s Söldnerthum blüht, sind nackt und kalt und arm an aller wahren Kraft.

Die Ausführung des Edictes in Nieder- und Obersachsen links der Elbe rd dem Hoch- und Deutschmeister Hans Caspar von Stadion, dem Bischofe anz Wilhelm von Osnabrück, und dem Hofrathe Johann von Hyen über- gen.[1] Stadion betheiligte sich nicht. Dafür stand den beiden Anderen der neral Tilly, an den sie gewiesen waren, getreulich zur Seite.

Also entsprach es dem Sinne dieses Mannes. Denn Tilly ist eine durchaus nservative Natur. Sein Streben ist immerdar gerichtet auf die Erhaltung, bst auf die Herstellung des alten deutschen Reiches in seiner Kraft und Herr- keit. Er will die Zustände im Reiche erhalten wissen, wie sie sich entwickelt, e sie die deutsche Nation zur ersten Europas und der damaligen Welt gemacht ben: den Kaiser als das Oberhaupt der Nation nicht bloß dem Namen, sondern ch der That nach, die Fürsten in ihren Rechten, nicht unterdrückt von dem iser, aber ihrerseits mit schuldiger Treue und Ergebenheit gegen den Kaiser, ederum die Landstände der einzelnen fürstlichen Territorien, die Magistrate der ädte ungebrochen in ihrer corporativen Kraft. Vor allen Dingen aber die rche, unter deren Obhut, unter deren Fürsorge das empor gewachsen war, s Deutschland an geistiger Cultur und Gesittung besaß, möchte Tilly herge- llt sehen in ihrer vollen Bedeutung, nicht durch Gewalt, sondern kraft des reinbarten Rechtes, das auch gegen den geänderten Thatbestand zur Geltung mmen muß. Tilly tritt den Uebergriffen jeglicher Art entgegen, mögen sie mmen, von wem sie wollen. Indem der Kaiser Ferdinand durch die Häufung r kirchlichen Fürstenthümern auf das Haupt seines Sohnes der Kaisermacht e neue Stütze geben will, welche sie vorher nicht gehabt, arbeitet Tilly ihm tgegen. Sein Grundsatz in solchen Dingen ist einfach und klar: es ist der- be Satz, den er dem Bischofe Franz Wilhelm mahnend ans Herz gelegt: der schof muß in seinem Sprengel residiren. Wir haben gesehen, wie Tilly in nnen dem Plane des Kaisers für die Macht seines Sohnes entgegen arbeitet. war damals, im Jahre 1628, unter den geistlichen Fürsten das Gerücht, ß der Kaiser für seinen Sohn die Erzstifter Magdeburg und Bremen, die ifter Halberstadt und Verden bestimmt habe. Ueber Hildesheim, hieß es, lle er mit Ferdinand von Köln unterhandeln.[2]

Wir haben gesehen, welchen Rath dagegen Tilly an den Papst gelangen ß. Der Rath fiel auf einen guten Boden. Tilly selbst erhielt zur Anerkennung seine Dienste von Rom aus im Sommer 1629 den Auftrag einen Bischof

[1] Das Folgende nach den Acten und Protocollen der betr. Commission im ehe- ligen Domcapitelarchive zu Osnabrück.

[2] a. a. O. Franz Wilhelm an Ferdinand von Köln Februar 1628.

oder den Verzicht auf die Pfründe, die nur nach den
irche erlangt und behalten werden könne.

dige Gegensätze neben einander. Es gibt Stifter wie
in Bremen, die äußerlich völlig nach der alten Weise
lben Anzahl der Personen, siebzehn Pfründnern und vierund-
, mit derselben Vertheilung der Güter, denselben Namen, die
zen katholischen Officien hergenommen sind. Nur das Wesentliche,
g des katholischen Cultus ist gefallen. In gleicher Weise finden wir
In dem Kloster der adeligen Nonnen zu Osterholz werden die Kinder
men vom vierten Jahre des Alters an. Sie wachsen dort auf, nach
gtem zwanzigsten Lebensjahre oder später werden sie an den Altar
Dort spricht man über sie einige Gebete. Das dient zur Einkleidung.
ndere, was früher galt, ist vergessen.

s merkwürdigste Beispeil der Vergessenheit finden wir in Stade. Dort
die Franziskaner ihr Kloster zurück. Der Rath der Stadt weiß nichts
m Franziskanerkloster. Er meint, es sei dort ein solches nie gewesen.
icht etwa Widersetzlichkeit, die so ihn sprechen läßt. Als die Franziskaner
bebäude, die der Rath benutzt, als Theile ihres ehemaligen Klosters
n, als sie die Lage derselben genau angeben, beantragt der Rath selbst
grabung nach Fundamenten. Man findet sie, und in gleicher Weise
Klostergarten ausgemittelt zum Erstaunen des Rathes und der Bürger,
n alle und jede Tradition solcher Dinge untergegangen ist.

sind Wenige, die entschieden auftreten. Der Rath von Bremen will
nichts einlassen. Er behauptet, er habe alles zu frommen Zwecken ver-
Beim Reichskammergerichte werde er Rede stehen, wenn man dort ihn
Die Mitglieder des Domcapitels zu Bremen verlangen für sich eine
e Entscheidung. Sie meinen, es stehe doch dem Bischofe Franz Wilhelm
sie ohne Weiteres zu entfernen. Das Domcapitel zu Verden erklärt sich
er Accommodation, wenn man es nur gegen den Pöbel schütze. Die
er des Stiftes Ansgarii in Bremen erheben die Klage, daß ihre Vor-
nicht freiwillig zum Protestantismus übergegangen seien, daß sie bei der
der Bürger gegen sie nicht anders haben thun können. Andere wieder
sie seien nicht so unterrichtet in Religionssachen, um Rechenschaft zu geben
wider; aber sie wollen bei der Augsburgischen Confession leben und
und bitten, daß man sie nicht ins Elend stoße.

e Stadt Stade mußte ihre sämmtlichen Pfarrkirchen abtreten, weil die-
sprünglich geistlichen Orden angehörten. Die Benediktiner hatten dort
ei mit der Liebfrauenkirche. Sie erlangten sie wieder. Die Prämonstra-
waren bereits im Besitze der zerstörten Kirche St. Georg. Sie verwalteten
ie vor Alters den Gottesdienst in den Kirchen Cosmae und Damiani
Pancraz. Die Willehadikirche treten sie auf Tillys Vermittelung den
ab. Unter dem Geläute aller Glocken, mit dem Ambrosianischen Lob-
zogen die Jesuiten am letzten Sonntage nach Trinitatis 1629, am

für Verden vorzuschlagen.[1] Tilly wußte, wie auch Verden unter den Bisthümern war, die der Kaiser für seinen Sohn bestimmte. Nicht also wählte Tilly. Seine Wahl fiel auf Franz Wilhelm von Osnabrück. Dieser sträubte sich. Erst nach wiederholter Aufforderung des Feldherrn gab er nach. „Es ist dem guten Alten ja nur um die Kirche und das Gemeinwohl ohne eigenes Interesse zu thun," äußerte sich Franz Wilhelm. Die Bestätigung des Kaisers und des Papstes erfolgte im Januar 1630. Wird man uns entgegen halten, daß die Handlungsweise Tillys ebenfalls nicht in Einklang zu bringen war mit der Strömung und dem Geiste der Zeit? Immerhin mag es ein Fehler der Einsicht sein; allein es war nicht ein Fehler des Willens.

Tilly stand in dieser Partei, die das Restitutionsedict wollte und betrieb. Von ihrem Standpunkte aus hatte diese Partei, abgesehen von unwürdigen Motiven der Einzelnen, im Großen und Ganzen ein subjectives Recht. Er hatte es nicht im objectiven Sinne, nicht vor der Geschichte, der Entwicklung der Menschheit. Deshalb drang sie nicht durch mit ihrem Bestreben. Der Fehler der Partei war auch Tillys Fehler. Allein abermals dann erhebt sich die Frage, ob bei der Durchführung dieses Bestrebens auf Tilly ein Tadel fiel, der den Willen zur Last gereicht, mit einem Worte: ob er unduldsam war.

Auf die Anfrage der Commission um seinen Beistand erwiederte er: er sei schuldig und willig nach äußerstem Vermögen zu helfen, damit dieses Gott wohlgefällige Werk ausgeführt werde.[2] Man wolle vor allen Dingen hier festhalten, daß von einer gewaltsamen Wiederkatholisirung, von einer Forderung dessen an Einzelne oder Viele auch nicht entfernt die Rede sein kann. Die Wirksamkeit Tillys mit den Commissarien beschränkt sich auf die Rückforderung von Gütern, welche gemäß dem Restitutionsedicte, gemäß dem Religionsfrieden von Augsburg der katholischen Kirche rechtlich zukommen. Die Anwendung dieser Güter jetzt entspricht den Zwecken der Mission, der Wiederbegründung der katholischen Kirche durch Unterricht, Lehre und Beispiel.

Nach dem Rathe Tillys begann die Commission mit dem Erzbisthume und Herzogthume Bremen. Die Commissarien begaben sich nach Verden und luden dahin die Inhaber der Pfründen und Stifter vor, damit dieselben über die Ansprüche ihres Besitzes sich verantworten. Weder dort, noch anderswo wurde den Commissarien der principielle Einwurf entgegen gehalten, daß der Kaiser allein zum Erlasse eines solchen Edictes nicht berechtigt sei. Von protestantischer Seite sucht man darzuthun, daß die Umwandlung des Stiftes, des Klosters bereits vor dem Passauer Vertrage geschehen sei. Der Bischof Franz Wilhelm läßt sich damit nicht abweisen. Er verlangt nach dem üblichen Ausdrucke jener

[1] a. a. O. Der Bischof Franz Wilhelm an den Fürsten von Zollern 23. Decbr 1629. Tilly hat aus sich ihm zweimal den Antrag gemacht. „Sintemal ich den so weitter gekont vnd der gute alte allain alles pro Ecclesia et bono publico ohn particular Interesse maint, hab ichs Ihme haimgestelt" u. s. w.

[2] a. a. O. Hyen an Franz Wilhelm 10. August 1629.

In dem Kloster der adeligen Nonnen zu Osterholz werden die Kinder
men vom vierten Jahre des Alters an. Sie wachsen dort auf, nach
dem zwanzigsten Lebensjahre oder später werden sie an den Altar
Dort spricht man über sie einige Gebete. Das dient zur Einkleidung.
ere, was früher galt, ist vergessen.

merkwürdigste Beispeil der Vergessenheit finden wir in Stade. Dort
e Franziskaner ihr Kloster zurück. Der Rath der Stadt weiß nichts
Franziskanerkloster. Er meint, es sei dort ein solches nie gewesen.
t etwa Widersetzlichkeit, die so ihn sprechen läßt. Als die Franziskaner
bände, die der Rath benutzt, als Theile ihres ehemaligen Klosters
, als sie die Lage derselben genau angeben, beantragt der Rath selbst
rabung nach Fundamenten. Man findet sie, und in gleicher Weise
Klostergarten ausgemittelt zum Erstaunen des Rathes und der Bürger,
alle und jede Tradition solcher Dinge untergegangen ist.

sind Wenige, die entschieden auftreten. Der Rath von Bremen will
ichts einlassen. Er behauptet, er habe alles zu frommen Zwecken ver-
Beim Reichskammergerichte werde er Rede stehen, wenn man dort ihn
ie Mitglieder des Domcapitels zu Bremen verlangen für sich eine
Entscheidung. Sie meinen, es stehe doch dem Bischofe Franz Wilhelm
ie ohne Weiteres zu entfernen. Das Domcapitel zu Verden erklärt sich
Accommodation, wenn man es nur gegen den Pöbel schütze. Die
des Stiftes Ansgarii in Bremen erheben die Klage, daß ihre Vor-
cht freiwillig zum Protestantismus übergegangen seien, daß sie bei der
er Bürger gegen sie nicht anders haben thun können. Andere wieder
sie seien nicht so unterrichtet in Religionssachen, um Rechenschaft zu geben
wider; aber sie wollen bei der Augsburgischen Confession leben und
und bitten, daß man sie nicht ins Elend stoße.



[illegible] auf dem Markte. [illegible], wenn man will, [illegible] [illegible] haben es an und [illegible]

Es ist [illegible], daß [illegible] die Sache [illegible] und der Verwaltung [illegible] auch nicht die [illegible] [illegible]

Die [illegible], in welchen diese Commission [illegible] daß die [illegible] des einen [illegible] [illegible] Gewalt ist [illegible] [illegible], daß die Anwesenheit der [illegible] Wir müssen [illegible] zur Erklärung genügt. Die Berichte melden in jedem einzelnen Falle, daß die Einweisung geschehen sei ohne Lärm und Wirren.

Wir [illegible], daß von einem Versuche eines gewaltsamen Eingreifens oder gar einer gewaltsamen Austreibung keine Rede ist. Nicht dazu war Tilly der Mann. Der Rath von Stade hatte die Kirchen gegeben, jedoch die Gebäude, die Dokumente darüber hielt er zurück. Die Orden wandten sich klagend [illegible] an den General, der sein Hauptquartier in Stade hat, der dort und in der Nähe steht mit [illegible] Macht. Tilly erkennt das Recht auf der Seite der Klagenden. Aber wie handelt nun dieser Feldherr in Stade an der Spitze seiner Macht? Er verwendet sich bei dem kaiserlichen Commissar, dem Osnabrücker Bischofe Franz Wilhelm mit einer Fürbitte für die Orden. Franz Wilhelm möge dem Rathe zu Stade befehlen, daß derselbe auch darin seine Pflicht nachkomme. Franz Wilhelm erließ den Befehl. Der Rath schob die Ausführung hinaus. Tilly griff nicht ein, weil er nach seiner Rechtsanschauung dazu nicht befugt war. Also dauerte es hin, bis die Dinge sich wandten.

Obwohl die Forderung der Convertiten an die Anderen nicht erhoben ward, so war es dennoch klar, wohin die Dinge zielten. Jede wieder gewonnene Kirche, jedes Kloster war eine Station der Mission. Und dabei zog man vor allen anderen Orden die Jesuiten heran. Es geschah nach dem ausdrücklichen Willen des Kaisers. Hier mußte sich die Frage erheben, ob der Kaiser dazu berechtigt war. Denn die Rückforderung der Güter konnte dem Rechte nach nicht für die Kirche im Allgemeinen, sondern mußte zunächst für die Orden der Kirche geschehen, welchen früher diese Güter angehört hatten. Der Jesuitenorden hatte in Norddeutschland niemals Güter besessen. Deshalb half man sich damit, daß die Einräumung nur einstweilen geschehen solle, bis die anderen Orden selbst die Güter forderten.[2] Allein wir sehen die anderen Orden schwere Klagen erheben gegen

[1] Das notarielle Dokument der Einweisung wolle man sehen in der Zeitschrift des historischen Vereines für Niedersachsen. Hannover 1859.

[2] In der Instruction für die Commissare heißt es: biß sich die Orden so dene[n] [illegible] solche Clöster gestifftet, selbst darumb anmelden würden.

das Vordrängen der Jesuiten. Man stritt in Schrift und Druck heftig wider einander. Die Jesuiten hatten dabei einen großen Vortheil voraus in der günstigen Meinung des Kaisers und der Häupter der Liga von ihrer Befähigung zum Unterrichte der Jugend, von ihrem Eifer, ihrem Fleiße für den Gottesdienst, der in den Gemüthern der Nichtkatholiken Frucht schaffen werde.[1] Es ist leicht zu erkennen, daß die Jesuiten auf Kosten der anderen Orden unverhältnißmäßig begünstigt wurden. Namentlich fand der Antrag zu Ueberweisung dieses oder jenes ehemaligen Frauenklosters an die Jesuiten als Grundlage zu einem Collegium bei dem Kaiser immer bereitwillige Gewährung.

Denn die Entwürfe des eifrigen, rastlosen Bischofs Franz Wilhelm von Osnabrück haben in dieser Beziehung eine außerordentliche Tragweite. Kaum ist er ein Jahr als Executor des Edictes beschäftigt, und schon sind Jesuiten-Collegien in Verden, Stade, Goslar und an anderen Orten in Thätigkeit. Franz Wilhelm weist ihnen der Regel nach zur Fundation ehemalige Frauenklöster an. Seine Plane gehen weiter. Er bemüht sich um das kaiserliche Diplom für seine neue Universität Osnabrück. Er erhält es. Als Mittelpunkt des neu zu begründenden Katholizismus in Niedersachsen ersieht er die Stadt Goslar. Auch Goslar soll eine katholische Universität werden.

Die Berichte des Bischofs über diese Stadt melden den günstigen Anfang des Wirkens der Jesuiten. Man könnte fragen, ob nicht sein eigener Eifer ihm die Sache allzu rosig male. Allein in Goslar liegt die Thatsache einer ganz erheblichen Schenkung des Rathes und der Bürgerschaft zum Zwecke der neuen katholischen Universität vor.[2]

Wir ziehen aus dem ganzen Verhältnisse den Schluß: so unwillig immerhin auch viele Deutsche das kaiserliche Edict der Restitution aufnehmen mochten: so war doch von den Bewohnern der Länder selbst, welche zunächst und hauptsächlich durch dasselbe betroffen wurden, ein Widerstand, eine Erhebung der Unterthanen gegen das Edict, irgend eine Manifestation, die den Namen eines Religionskrieges beanspruchen dürfte, nicht zu erwarten. Wir haben hier hauptsächlich das Erzbisthum Bremen ins Auge gefaßt, wo der Bischof Franz Wilhelm zuerst und am entschiedensten durchgriff. Wir werden später die Frage zu beantworten haben, ob die Bewohner dieses Landes auch selbst nach dem Einbruche des Schwedenkönigs, wo sich ihnen die Möglichkeit einer Erhebung mit Erfolg geboten hätte, den Gedanken eines Widerstandes gegen den Kaiser oder gegen Tilly faßten. Zuerst genügt die Thatsache, daß sie im Jahre 1629 bei der Wiederaufrichtung von Klöstern und Einführung der Jesuiten solche Gedanken nicht hatten. Wenn aber bei den Bewohnern dieser Länder, welche am Restitutionsedicte unmittelbar betheiligt waren, solche Gedanken einer Erhebung, einer gewaltsamen Abwehr der neuen Einrichtungen sich nicht regten, so konnten die-

[1] Beilage LV.

[2] Das Actenstück in der Zeitschrift des historischen Vereines für Niedersachsen. Hannover 1859.

selben um so weniger vorhanden sein bei den Bewohnern der anderen Länder, die nicht unmittelbar betheiligt wurden, in den Ländern derjenigen Fürsten, welche anerkannter Weise vor dem Passauer Vertrage von 1552 den Protestantismus angenommen und demgemäß sofort die Güter der alten Kirche mehr oder minder entschieden säcularisirt hatten. Von einer Gemeinsamkeit der Interessen des Protestantismus bei der Bevölkerung zeigt sich keine Spur.

Also stand die Sache bei den Deutschen, die nicht Fürsten oder in anderer Weise Reichsstände waren. Bei diesen lagen die Dinge etwas anders. Der Stimmführer derselben ist Johann Georg von Kursachsen. Wir haben gesehen, wie er im Beginne des Jahres 1626 öffentlich seine Ansicht durch die deutschen Länder ergehen ließ, daß der Kaiser in Niedersachsen Kirchengüter zurückfordern werde. Mittelbar lag darin eine Anerkennung des Prinzips. Wenn Johann Georg für einzelne Fälle das Recht des Kaisers zugestand: so hatte der Kaiser prinzipiell es in allen. Auch verneinte der Kurfürst damals nicht das Prinzip. Er machte gegen die allgemeine Durchführung nur die politische Unzweckmäßigkeit geltend, weil das einen Religionskrieg nach sich ziehen könne. Ebenso hatte Johann Georg abermals in einer einzelnen Frage dem Herzoge von Würtemberg geantwortet: man könne dem Kaiser die Auslegung des Religionsfriedens nicht streitig machen. Damals noch war Johann Georg für seine Person auf alle Fälle sicher. Seitdem hatten die Umstände sich geändert. Der Kurprinz August war im Anfange des Jahres 1628 von dem Domcapitel in Magdeburg erwählt. Der Kaiser versagte die Bestätigung der Wahl, und ließ seinen eigenen Sohn vom Papste designiren.

Von da an begann Johann Georg zu klagen und zu murren, auch noch vor dem Restitutionsedicte. Sein Hoftheologe Hoe von Hoenegg verfaßte im Namen seines Herrn eine lange Schrift. Er nannte dieselbe die Vertheidigung des evangelischen Augapfels, und schickte sie unter diesem Namen durch die deutschen Länder. Die Schrift verdiente Aufmerksamkeit nicht wegen ihres Inhaltes von Controversen der verschiedenen Lehren, von Gründen und Gegengründen, sondern wegen der geflissentlichen Art und Weise, wie sie ausgesandt wurde. Es geschah auf ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten von Sachsen, des Hauptes der Lutheraner in Deutschland. Die Schrift war mit Absicht datirt vom Tage Martini 1618. Sie enthielt in sehr starken Ausdrücken das Glaubensbekenntniß des Kurfürsten, in dessen Leibe keine Ader, noch ein Blutstropfen sei, der Liebe und Lust zur sogenannten katholischen oder päpstlichen Lehre trage. Demnach mußte die Schrift betrachtet werden als das Symptom einer Wandlung, die sich bei Johann Georg zu vollziehen begann.

Ein neues Symptom war seine Erwiderung[1] an den Kaiser auf das Restitutionsedict. Er hielt dem Kaiser mahnend vor, daß die Durchführung desselben dem Kaiser größeren Schaden, als den Geistlichen Nutzen bringen werde. Er bestritt das formelle Recht des Kaisers zum Erlasse eines solchen Edic-

[1] Theatrum Europ. II. 19. Khevenhiller XI. 450. 28. April 1629.

Er erkannte den guten Willen des Kaisers zum Frieden an; aber er meinte, das Mittel, durch welches Ferdinand dem Reiche helfen wolle, sei schädlicher und gefährlicher als die Krankheit, an welcher Deutschland leide. Der Kurfürst für sich bittet um Schutz gegen Gewalt und erklärt, daß er sich dem Edicte nicht fügen werde.

Es war ein merkwürdiger Protest, gerichtet gegen eine Forderung, die der Kaiser nicht erhoben hatte. Ferdinand sicherte vielmehr dem Kurfürsten abermals zu, daß auf ihn das Edict eine Anwendung nicht erleiden solle. Dieselbe Zusicherung machte ihm der Kurfürst von Bayern.[1]

Allein Johann Georg war einmal mürrisch geworden und ließ sich nicht beschwichtigen. Wenn nun in Wahrheit Johann Georg wegen des Edictes der Restitution solchen Kummer empfand, wenn er wirklich meinte, dasselbe müsse zu einem Religionskriege führen, warum denn stellte nicht er selber sich gleich von Anfang an kräftig entgegen, warum nicht führte er, das Haupt der protestantischen Reichsfürsten, diesen Religionskrieg, den er in Aussicht stellte? Er wartete beinahe zwei volle Jahre nach demselben, bis er anfing zu rüsten, nachdem schon der Schwedenkönig ein halbes Jahr auf deutschem Boden stand.

Abermals berechtigt uns das zu dem Schlusse, daß nicht das Restitutionsedict an sich die treibende Wurzel der Verlängerung des Krieges war. Wenn nicht der Schwedenkönig gekommen wäre, so wäre das Restitutionsedict durchgeführt und zwar ohne die sächsischen, oder diejenigen anderen deutschen Länder zu berühren, in denen der Protestantismus durch den Religionsfrieden von Augsburg gesichert war. Dagegen ist bei Johann Georg allerdings das Streben unverkennbar eine Partei der protestantischen Fürsten im Reiche unter seiner Führung zu bilden.

Denn mehr als durch das Restitutionsedict war Johann Georg empört durch Wallensteins maßloses Walten. Mit der katholischen Liga konnte Johann Georg gegen den übergewaltigen Feldherrn nicht zusammenstehen, weil diese ein Heer besaß, das ihrem Worte Nachdruck gab. Johann Georg war wehrlos. Er hätte bei einem Bunde mit den katholischen Fürsten sich von diesen abhängig machen müssen. Aber in dem Widerstande gegen das Restitutionsedict konnte er das Haupt einer neuen dritten Partei werden. Das war der Grund, um dessen willen Johann Georg durch die freundlichen Worte und Zusicherungen des Kaisers, daß das Restitutionsedict Kursachsen nicht betreffe, sich nicht mehr beschwichtigen ließ. Die Gelegenheit war gegeben. Er wollte sie nicht fahren lassen.

Also faßten es die Häupter der Liga auf, die sich im Beginne des Jahres 1629 zu Heidelberg versammelten.[2] Den flehenden Klagen Tillys um sein Heer ward einige Erleichterung dadurch, daß er eine Anzahl in das Bisthum Lüttich verlegte. Es mochte der Infantin nicht lieb sein; aber Tilly bestand darauf; denn Lüttich gehöre zum Reiche und habe schon seit geraumer Zeit sich den

[1] Beilage LVI.

[2] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 237. Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 300.

Lasten desselben zu entziehen gesucht.[1] Ferner erhöhten die Häupter der Liga die Geldbeiträge für das Heer. Aber zugleich hofften und wollten sie Erleichterung des Kriegsdruckes, den die Wallensteiner ausübten. Sie hofften dieselbe von dem Lübecker Frieden, der damals in Aussicht stand. In diesem Sinne reden sie nachdrücklich zu dem Kaiser.

Soll das Reich nicht vollends zu Grunde gehen, melden sie dem Kaiser: so ist mit Herstellung des Friedens nicht länger zu zaudern. Augenscheinlich jedoch bedrohte nicht mehr der Dänenkönig das deutsche Reich, sondern der Feldherr des Kaisers. Deshalb treten die Kurfürsten der Sache näher. Daß der Kurfürst von Sachsen sich weigere, auf einem Convente zu erscheinen, den der Kaiser berufen wolle, davon ist der Grund allein in den Durchzügen und Einquartierungen zu suchen, in der Ertheilung neuer Werbepatente, in der Anweisung von Muster- und Sammelplätzen, die Wallenstein nach eigenem Gefallen anordne. Alle Stände des Reiches beschweren sich darüber, sagen sie, und es ist ein gefährliches Ende zu erwarten. Sie bitten, der Kaiser wolle nachdrücklich einschreiten. Ihre Sprache steigert sich. Sie wissen wohl, erklären sie, daß unter solchen Dingen die Absicht verborgen liege die Kurfürsten ihrer Vorrechte zu berauben, sodann, wenn erst die Frage der Nachfolge auf dem Kaiserthrone erledigt sei, den Krieg fortzusetzen, neue Reibungen mit ausländischen Potentaten oder im Reiche selbst anzuspinnen.

Bei solchen heftigen Worten scheint nur noch zu fehlen, daß die Fürsten der Liga den Kaiser selbst nennen. Und doch war nicht das ihre Absicht. Der Gedanke an einen Bruch mit dem Reichsoberhaupte lag ihnen fern. Nur gegen Wallenstein wendete sich ihr Zorn. Sie wünschten einen Collegialtag der Kurfürsten mit persönlicher Anwesenheit des Kaisers. Sie boten zugleich alles auf, um den Kurfürsten von Sachsen, dessen übele Stimmung in den neuen polemischen Schriften seines Hoftheologen Hoe deutlich zu verspüren war, mit sich und dem Kaiser in gutem Frieden zu erhalten. Darum baten sie den Kaiser: er wolle durch eine eigene Gesandtschaft den Kurfürsten von Sachsen erinnern, daß bei einem Kurfürstentage vor allen Dingen die Friedenshandlung vorgenommen werden solle. Der tiefere Sinn dieser Worte der Bundesfürsten, die nur in Wallenstein den Störer des Friedens erblickten, war der ganzen Sachlage nach nur der, daß sie auf einem solchen Tage in den Kaiser persönlich um Entlassung seines Feldherrn dringen wollten. Sie forderten ferner den Kaiser auf, er wolle Johann Georg von Sachsen versichern, daß man nichts vorhabe, was dem Passauer Vertrage zuwider laufe, daß es auch nicht darauf abgesehen sei die Anhänger der Confession von Augsburg wider den Religionsfrieden zu beschweren. Am Schlusse ihrer Sendung gaben sie noch einmal nachdrücklich dem Kaiser ihre Ansicht zu erkennen. Sie deuteten an, daß die Kurfürsten in die Nothwendigkeit kommen könnten zur Festigung des Friedens im Reiche andere Mittel aufzuwenden.[2]

[1] Villermont II. 411. Nr. 170.
[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins. S. 301.

Wie sie das verstanden, ergibt sich klar aus einem Befehle an Tilly und die Obersten des Bundesheeres. Mehr als einmal waren den Truppen der Liga durch Wallensteiner die Quartiere weggenommen. So geduldig Tilly war, so war doch wohl auch einmal in ihm der Unwille so mächtig emporgestiegen, daß er bewaffneten Widerstand gebot, bis er dann doch wieder diesen Befehl noch vor der Ausführung zurücknahm. Also war es bereits einmal im Juni 1628 geschehen.[1] Zu Heidelberg trug man Sorge für eine feste Richtschnur in solchen Fällen. Wenn ferner ein solches Verdrängen beabsichtigt werde, lautete die Weisung: so solle man sich von den Wallensteinischen Obersten einen schriftlichen Befehl des Kaisers vorzeigen lassen. In diesem Falle sei zu weichen. Sei aber ein solcher schriftlicher Befehl des Kaisers nicht da: so müsse Gewalt der Gewalt entgegen gesetzt werden.[2]

Der Beschluß mochte noch einen anderen Zweck haben, der aus derselben Besorgnis stammte. Die Absicht Wallensteins das Heer der Liga mittelbar zu Grunde zu richten, trat noch auf eine andere Weise zu Tage. Wallenstein suchte die Officiere der Liga an sich zu locken durch die Aussicht auf reiche Belohnungen. Diese Belohnungen bestanden außer dem höheren Solde, dessen die Officiere unter Wallenstein sich erfreuten, in der Anweisung von confiscirten Gütern. Daß die Güter derjenigen Edelleute, welche in den Raubzügen des Mansfeld, des Christian, im dänischen Kriege die Waffen gegen Kaiser und Reich getragen, verwirkt seien, war die Ansicht nicht bloß des Kaisers, sondern auch der Reichsfürsten. Aber wer hatte das Recht der Einziehung? Wallenstein und seine Partei, der Graf Collalto und der Fürst Eggenberg, behaupteten, daß nur der Kaiser das Recht habe, daß diese Güter das Mittel seien zur Belohnung für verdiente Officiere des kaiserlichen Heeres. Die Reichsfürsten nahmen dieß Recht der Confiscation und Verwendung für sich in Anspruch. Wie keimte aus diesen unseligen Verhältnissen abermals der Streit empor! Denn angenommen auch selbst, daß nur dem Kaiser und nicht den Reichsfürsten das Recht dieser Confiscationen und der Verwendung derselben zugestanden hätte: wo denn waren die verdienten Krieger, welche das Reich geschützt gegen jene Verderber, welche mithin begründeten Anspruch hatten auf einen solchen Lohn? Sie waren nur im Heere der Liga; denn selbst diejenigen, welche mit Wallenstein an der Dessauer Brücke gegen Mansfeld gesiegt, waren nicht einmal mehr da. Sie waren in dem ferneren Feldzuge des Jahres 1626, der das damalige Heer Wallensteins aufrieb, bis auf wenige zu Grunde gegangen. Die Zahl der später Eingetretenen, welche jemals vor dem Feinde des Reiches gestanden, konnte nur gering sein, es wäre denn, daß der Angriff auf Stralsund als ein solcher belohnt werden sollte. Aber Wallenstein erreichte bei dem Kaiser seinen Zweck. Kaiserliche Commissarien durchzogen die deutschen Länder, confiscirten die Güter derer, welche einst die Rauflust verlockt der Werbetrommel des Mansfeld zu folgen,

[1] Beilage LVII.
[2] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 218.

oder mit Christian von Halberstadt die Wohnungen friedlicher Menschen anzuzünden.[1] Die Commissäre kehrten sich nicht daran, ob die Reichsfürsten schon einmal dieß Strafrecht ausgeübt. Sie confiscirten abermals; denn also ja gab es Wallenstein durch den Mund des umgarnten, des betrogenen Kaisers. Ausdrücklich sprach Ferdinand es aus, daß er dem Wallenstein diese Güter angewiesen zur Befriedigung der Kriegeshäupter.[2] Diese berechneten die Unkosten ihrer Werbungen, ihren rückständigen Sold. Demnach forderten sie, und Wallenstein gab. Bei diesem Kriegsverdienen gingen die Officiere der Liga leer aus. Also sollte es sein. Um desto eher liefen sie dann über, um etwas mitzubekommen.

Eines Theils in dieser Beziehung, andererseits wegen des Restitutionsedictes beschloß die Liga zu Heidelberg sich im Besitze der eroberten Plätze und Länder zu behaupten und nicht aus den Händen zu lassen, es möge es auch verlangen, wer da wolle.[3]

Das Heer des Bundes bestand damals nach Entlassung zweier schwachen Regimenter aus 9 Regimentern Infanterie zu je 3000 Mann und 40 Compagnien Reiter.[4] Von diesem Heere wurden 15,000 Mann auf Kosten der Bundeskasse erhalten, die übrigen durch die Contributionen der besetzten Länder.

Die Anträge der Liga fanden am kaiserlichen Hofe zu Wien nicht bereitwillige Ohren. Wallenstzins Geltung war dort unerschüttert. Als die Abgeordneten des Bundes sich verlauten ließen, daß gegen die Insolenz der Wallensteiner der Bund Hülfsmittel vornehmen müsse, ward der Kaiser selbst ungehalten.[5] Dennoch unterhandelte man. Collalto, das Werkzeug Wallensteins, erwiederte im Namen des Kaisers: das Heer bestehe nur noch aus 105,000 Mann. Aber wozu denn diese Truppenzahl, deren Angabe fünf Jahre zuvor jeden Deutschen und auch Collalto selbst mit Schrecken und Entsetzen erfüllt hätte? Wir erinnern uns an das Wort Wallensteins zu Collalto im Jahre 1625: der Herr Bruder möge nicht sorgen, das Heer solle nicht stärker werden als 25,000 Mann. Die kaiserlichen Räthe hielten bald den möglichen Krieg mit Frankreich, bald mit den Türken vor. Eine bestimmte Antwort war nicht zu erlangen; aber es leuchtete überall das Bestreben hindurch, daß der Kaiser lieber das Heer der Liga entlassen sähe, als er das Wallensteinische verringern wollte. Wie war bei dem Mistrauen der Fürsten des Reiches gegen Wallenstein daran auch nur zu denken? Das Ergebnis endlich war, daß der Kaiser am 27. Juni 1629 erklärte: sein Heer könne nicht verringert werden; aber er wolle Wallenstein strenge Mannszucht anbefehlen.

Ob Wallenstein darum sich viel kümmerte? Einer seiner Lobredner[6]

[1] Beilage LVIII.
[2] Chlumecky S. 98 Nr. CLXIX mit Beilagen.
[3] (Stumpf). Geschichte der Liga S. 249.
[4] a. a. O. S. 262.
[5] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 307.
[6] Gualdo Priorato, Storia di Valstain p. 31

[illegible] uns, daß Wallenstein die Befehle des Kaisers oft lächelnd hinlegte, mit Bemerken, der Kaiser solle lieber bei seiner Jagd und Musik bleiben, als m das bekümmern, was den Krieg und die Soldaten angehe. Der Bitte ga gemäß sandte der Kaiser noch im Juni den Grafen Trautmannsdorf an urfürsten von Sachsen mit der Aufforderung, daß Johann Georg sich nicht [illegible] wolle, einen Convent zu besuchen, wenn der Kaiser denselben aus-[illegible]e.[1] Trautmannsdorf fand den Kurfürsten übler gestimmt als je. Am zuvor, meldete er, habe Wallenstein einen Officier geschickt, ohne die reichs-[illegible] Anfrage und Bitte mit der kurzen Meldung: Wallenstein werde in acht [illegible] mit einigen tausend Mann in Eisleben eintreffen. Nicht also, sagte [illegible]n Georg, sei es Brauch und Herkommen im Reiche. Unter solchen Um-[illegible] könne er einen Convent nicht besuchen. Er verlangte Abschaffung dieses [illegible]s.

Durfte der Kaiser dem Kurfürsten Johann Georg seine Misstimmung ver-? Die katholischen Kurfürsten waren nicht minder unwillig als er; aber [wa]ren doch in einer wichtigen Sache mit dem Kaiser einig, in dem Restitutions-[illegible] Für Johann Georg kam dieß als eine neue Quelle des Mistrauens [illegible] Wenn sich auf Wallenstein die geringste Klage eines Religionsdruckes bringen lassen: so hätte das glimmende Feuer zur Flamme ausschlagen [illegible]. Zu einer solchen Klage indessen fehlte aller Grund. Man wußte ja, Wallenstein selbst in Mecklenburg an eine Ausübung des Rechtes cujus [illegible] ejus religio nicht dachte, daß er das Land lutherisch beließ, wie es [illegible] Es gab vielmehr andere Klagen. Der Bruder des Kaisers, der Erzherzog [illegible]o beschwerte sich,[2] daß die Mehrzahl der Officiere in Wallensteins Heere [illegible]isch oder calvinisch sei, und fügte den frommen Wunsch hinzu: da möge [illegible] den armen Frauenklöstern helfen! In gleicher Weise klagten die Fürsten [Li]ga, daß Wallenstein bei Durchzügen durch ihre Länder protestantische [Comm]issarien und Officiere auswähle, deren Abneigung gegen geistliche Fürsten [illegible]m Tage liege.

Wallenstein stand damals nach dem Friedensschlusse zu Lübeck auf dem [illegible] seiner Macht. Im Jahre zuvor hatte der Kaiser ihm Mecklenburg zum [illegible]e gegeben. Im Frühlinge 1629 drängt Wallenstein den Collalto um das [illegible]r die Commutation seiner dama nennt, und verlangt für sich die Privilegien [it]alienischen Fürsten, also Rechte über diejenigen der deutschen Reichsfürsten [illegible].[3] Es gelingt das alles. Im Juni 1629 spricht der Kaiser ihm Mecklen-[burg] als erbliches Besitzthum zu. Wallenstein verhehlt dabei nicht, daß noch [illegible] Damen ihm im Kopfe liegen. Die damalige Belagerung von Magdeburg, [illegible]r später kennen lernen, die Aeußerungen gegen Collalto[4] lassen fast ver-[illegible]s, daß er das Erzstift Magdeburg im Sinne gehabt, wie früher Pommern.

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 312.
[2] Khevenhiller XI. 786.
[3] Man vergleiche die Briefe bei Chlumecky S. 123 ff. S. 128. Nr. CCIV.
[4] a. a. O. Nr. CXCIV.

Es erfreut ihn, daß die Magdeburger nicht gutwillig seiner Forderung der Einnahme einer Besatzung sich fügen; denn nun hat er eine rechtmäßige Ursache sie zu belagern.[1] Der Nutzen davon wird groß sein, meint er. Er bedauert, daß nicht auch Rostock so gethan. Dann hätte er auch diese Stadt zusammenbrechen können. Wir hören ihn reden, als hätte er Magdeburg schon.

Der Friede von Lübeck ist eben geschlossen. Aber Wallenstein braucht zu seinen 105,000 Mann noch neue Truppen. Er hat 15,000 Mann nach Polen geschickt.[2] Denn er hält es für das beste Mittel den Schweden dadurch abzuhalten, daß er dort ihn beschäftigt. Er schickt 17,000 Mann nach den Niederlanden zur Hülfe für die Infantin. Um Magdeburg müssen 5—6000 bleiben, in Pommern, Mecklenburg, der Mark Brandenburg 10—12,000. „Das Uebrige wird können nach Italien gewandt werden. Aber ich muß noch 10—12,000 Mann neu werben." Er schickt auch dem Collalto sein Regiment zu, ohne Pferde, weil er die nicht entbehren könne. Aber woher soll Collalto, der den Zug nach Italien führen soll, die nöthigen Pferde nehmen? Der Rath Wallensteins ist kurz: „Der Herr Bruder mach capite rapite, wie ich im Anfange habe thun müssen." Bloß im Anfange? —

In Deutschland war der eigentliche Kriegeslärm für eine Zeitlang verstummt; aber von den Nachbarländern her wetterleuchtete es herüber zu neuem Brande. Der Cardinal Richelieu war thätig zum Schüren aller Orten. In der Weihnacht des Jahres 1627 starb kinderlos der Herzog Vincenz von Mantua. Sein nächster Erbe war Carl von Gonzaga, der von mütterlicher Seite her zugleich Herzog von Nevers in Frankreich war. Mantua und Montferrat waren Lehen des deutschen Reiches: mithin war es die Pflicht des Carl von Gonzaga und Nevers vor der Huldigung der Herzogthümer an ihn von dem Kaiser die Belehnung zu empfangen. Die Frage, anscheinend unbedeutend, ward dadurch wichtig, daß Nevers im Vertrauen auf den König von Frankreich darum sich nicht kümmerte, daß er es vorzog anstatt wie es dem Rechte nach sich gebührte, ein Lehenmann des Kaisers, ein Vasall des französischen Königs zu sein. Da auch andere Bewerber um das Herzogthum auftraten: so stand es dem Kaiser als Oberlehensherrn zu die Entscheidung zu fällen. Nevers weigerte sich jeglichen Zugeständnisses, weil er Frankreich im Rücken hatte. Sobald der Cardinal Richelieu den das ausgehungerte la Rochelle bezwungen, stand er am 6. März 1629, am selben Tage, wo der Kaiser das Edict der Restitution erließ, mit dem Könige Ludwig XIII. und einem Heere an dem Passe von Susa. Savoyen mußte es thun. Die Folge war, daß auch der Kaiser unter Collalto ein Heer nach Italien entsendete. Fortan wüthete auch dort der Krieg. Ein anderes Heer unter Anholt lagerte an der Westgrenze gegen Frankreich.

Das alles hatte Sinn und Grund. Aber nun warb Wallenstein neue Truppen. In denselben Tagen als der Friedensbote die beglückende Nachricht

[1] a. a. O. S. 147. Nr. CCXXVIII.
[2] Chlumecky S. 155 CCXXXIV.

des Abschlusses von Lübeck durch die deutschen Länder trug, erdröhnte rings umher wieder durch Stadt und Land die Werbetrommel der Wallensteiner. Wozu doch wieder war das? Wie mußte da bei den Reichsfürsten der Verdacht aufsteigen, daß Wallenstein im Namen und im geheimen Auftrage des Kaisers Pläne hege wider sie! Denn die Vorgänge von Mecklenburg, die Pläne auf die Länder Friedrich Ulrichs von Braunschweig, wenn man auch selbst von den geheimen Entwürfen auf Pommern nichts wußte, standen mit drohender Mahnung vor Augen. Auch die Nachwelt hat sich durch den äußern Schein dieser Dinge überreden lassen, als hätte der Kaiser Ferdinand II. aus sich feindselige Entwürfe gegen die Reichsfürsten überhaupt, als hätte er den Plan einer einheitlichen Monarchie nach der Weise Frankreichs gehegt. Und doch haben wir das bestimmte, das ausdrückliche Wort des Kaisers vernommen, seine Weisung in einem eigenen Handbriefe an Wallenstein selbst, daß der Kaiser nicht Willens sei die kaiserliche Macht und sein Haus durch Gewalt gegen die Reichsverfassung zu befestigen. Der Brief beseitigt allen Zweifel an Ferdinand, macht ein Mistrauen gegen den persönlichen Willen des Kaisers geradezu unmöglich.

Aber warum denn duldete der Kaiser nach wie vor, daß Wallenstein um des eigenen persönlichen Vortheiles willen und lediglich darum in solcher Weise das Reich wider den Kaiser erregte, und mit vollen Händen die Saat des Mistrauens aussäete zu späterer bitterer Frucht? Der Kaiser wollte weder die Unterdrückung der Reichsfürsten, noch den ungeheuren Druck, den Wallenstein und seine Schaaren auf die unglücklichen Deutschen übten. Er war dazu, wie Wallenstein ihn wohl einmal nennt, zu gut und zu fromm. Aber warum denn duldete er den Mann, der um für sich zu scharren und zu schinden, von den Fürsten bis hinab zu den Hüttenbewohnern alle Deutsche mishandelte und mit Füßen trat?

Dem Mistrauen, dem herrschenden Charakterzuge jener Zeit, scheint auf der anderen Seite oftmals ein fast unerschöpflicher Vorrath von Vertrauen entsprochen zu haben. Wir haben gesehen, wie Mansfeld, an welchem keine Faser echt und zuverlässig war, dennoch immer wieder Vertrauen fand, wenn nicht bei den erfahrenen Politikern im Haag, so doch bei gekrönten Häuptern. So fand Wallenstein einen reichen, ausgiebigen Schatz bei dem Kaiser. Und dazu hatte er ja dort seine Helfer: den Fürsten Eggenberg, den Grafen Collalto, den Grafen Werdenberg, und wie alle diejenigen hießen, die unmittelbar oder mittelbar in Wallensteins Solde standen. Für Eggenberg und Collalto stand unbedingt das Ohr des Kaisers offen. Es ist möglich, daß auch diese sich selbst täuschen ließen. Denn Wallenstein sagt doch auch nicht zu Collalto, daß er werbe um eigenen Vortheils willen. Er redet bei allem was er thut, beständig von dem Nutzen und Vortheile des Hauses Oestreich. Ging dabei dem Collalto auch nur die Ahnung auf, daß dieses Haus Oestreich einen schädlicheren, einen verderblicheren Diener nie gehabt, als diesen Wallenstein? Er betheuert im Juni 1629: er müsse werben; denn „der Herr Bruder sei versichert, daß große Praktiken gehen unter Allen, und wenn sie die geringste Gelegenheit ersehen, so werden sie

revoltiren.“ [1] Daßelbe versichert er oft und oft. Es ist nicht anzunehmen, daß Collalto unterlassen haben werde diese Ansicht seines Herrn Bruders dem Kaiser eben so häufig vorzutragen.

Der Kaiser scheint solchen Betheuerungen Glauben geschenkt zu haben. Und in Wahrheit gab es doch so manche Vorgänge, welche zum Vortheile der Wallensteinischen Betheuerungen sprechen. Was doch hatte der Kaiser von so vielen Reichsfürsten erfahren? Friedrich von der Pfalz hatte den Kaiser mitgewählt, ihm Huldigung und Eid geleistet, um dann gegen ihn die Fahne des Aufruhrs zu erheben. Der Markgraf von Baden-Durlach hatte geheuchelt bis zum letzten Augenblicke, und dann die Maske abgeworfen. Wie hatten doch so viele Andere ähnlich gehandelt! Der Kaiser hatte sich Mühe gegeben um die Hansestädte. Diese hatten anfangs entsprochen. Sie waren in guter Correspondenz mit Tilly, und auch Wallenstein fand sie 1626 auf Seiten des Kaisers. Seitdem hatten die Dinge sich gewandt. Die Schuld lag, wie wir in unseren Tagen die Sachen übersehen, offenbar an Wallenstein. Sein maßloses Walten hatte die vorsichtigen, bedächtigen Führer dieser Städte zurückgescheucht. Er griff sie an, eine nach der anderen, belagerte sie, wollte diejenigen, welche in seinem Bereiche waren, Rostock und Wismar durch Citadellen nach seinem Willen zwingen, weil große Städte nichts werth seien ohne Citadellen. Er befiehlt Collalto im Geheimen kaiserliche Schreiben auszufertigen, die ihn zu Besatzungen an verschiedenen Orten ermächtigen, damit er, wie er sagt, den Herren von Rostock das Facit mache.[2] So kam es denn dahin, daß auch Tilly im Sommer 1629 berichtete: die Hansestädte hielten mit Schweden, wollten einen Religionskrieg erzwingen. Nicht so weit war es gekommen, und wir werden Gelegenheit haben zu ersehen, daß die Hansestädte keineswegs für eine Verbindung mit Schweden an einen Abfall dachten von Kaiser und Reich. Aber gewis und unzweifelhaft war es, daß die frühere Anhänglichkeit sehr gelockert war. Die Thatsache stand vor Augen. Wallenstein und Collalto schoben die Ursache auf das Restitutionsedict. Aber das Edict hatte die Städte noch wenig berührt, irgend welche Gewalt war nicht gegen sie angewendet. Sie hatten andere Gründe.

Aber was denn im Grunde wollte Wallenstein? Wir hören ihn zu Gönnern gewaltige Reden führen. Im April 1629 hat er vor binnen drei Jahren den Kaiser die Krone von Constantinopel aufzusetzen.[3] Wir haben gesehen, wie nach Wallensteins Berichte Tilly diesem Plane eines Feldzuges gegen die Türken einst zustimmt. Wenige Wochen nachher bringt das Gerücht zu Tillys Ohren, daß Wallenstein die Stadt Memmingen in Schwaben als Sammelplatz bestimme, um nach Italien zu ziehen.[4] Man vernahm von den Ufern der Ostsee her das Wort: Rom sei in hundert Jahren nicht geplündert. Es müsse jetzt viel reicher

[1] Chlumecky S. 157. Nr. CCXXXVI. 18. Juni 1629. cf. S. 133. Nr. CCXIV vom 29. Mai.

[2] Chlumecky S. 133.

[3] Chlumecky S. 117. CLXXXVIII.

[4] ...rter, zur Geschichte Wallensteins S. 316.

sein.[1] Eine solche Rede schien auf weitere Plane zu deuten, als die Sicherung der kaiserlichen Hoheitsrechte über Mantua, wegen deren der Kaiser mit Frankreich im Zwiste war. Tilly meldete das Gerücht von Wallensteins neuem Plane dem Kurfürsten von Bayern. Dieser fürchtete andere Dinge, als einen solchen Kriegeszug Wallensteins. Am 9. Juli erging der Befehl des Kurfürsten an Tilly sich bereit zu halten zu sofortiger Verwendung. Dennoch geschah nichts. Wallenstein fuhr fort in Güstrow zu residiren.

Hatte Wallenstein in Wahrheit tiefliegende Plane auf Umstürzung der Dinge in Deutschland, wie die Kurfürsten der Liga sie ihm zuschrieben? Aus seinen Worten, aus seinen Briefen ist ein folgerecht durchgeführter Plan eben so wenig zu entnehmen, wie seine Handlungen die Stetigkeit und Festigkeit der Seele beweisen, die zu solchen Planen erforderlich ist, und die man oft ihm zugeschrieben hat. Er vermißt sich hoch und theuer dies auszuführen und jenes; aber ein bedeutendes Hindernis, ein energischer Widerstand schreckt jedesmal ihn zurück. Er hatte keine Unternehmung anders begonnen als mit der Versicherung und mehr als einmal in vermessenen Ausdrücken, daß er sie ausführen werde. So hatte er geredet über Mansfeld, über Bethlen Gabor, den Dänenkönig, so über die Schöpfung einer kaiserlichen Kriegsflotte, über Stralsund, über Magdeburg, über die Herstellung einer besseren Kriegszucht in seinem Heere. Und keine von allen diesen Unternehmungen hatte er zu Ende gebracht. Suchte er denn nur den Schein der Größe? War er in Wahrheit der, als welchen Gustav Adolf von Schweden ihn bezeichnete:[2] ein Narr? Dann würde die Frage entstehen, wie es möglich war, daß ein Mann, der mit allem gespreizten Wesen, mit allem Stelzengange seiner hochfahrenden Worte, mit allem Flitter und Schein des äußeren Gepränges und der Titel, eine solche innere Hohlheit verband, dennoch nicht auch von Anderen durchschaut wurde, als von dem scharfen Auge des fernen Schwedenkönigs. Nur ein Streben bei Wallenstein ist folgerecht: das Schüren des Mistrauens bei dem Kaiser gegen die Reichsfürsten; denn dieses Mistrauen war die Grundfeste seiner Stellung.

Dagegen verschloß sich auch selbst dieser hochfahrende Mann nicht gegen den Eindruck, den des alten Tilly würdevolle Einfachheit sich erzwang.

Wallenstein gab eben damals, als der Kurfürst Max seinem Feldherrn gebot sich marschfertig zu halten für alle Fälle, einen gewichtigen Beweis dieser Anerkennung. Die Stellung der beiden Feldherren war kein Geheimniß, am wenigsten in den Niederlanden, wo man durch den regen Verkehr über alles unterrichtet war. Dort lebte in Amsterdam ein böhmischer Flüchtling, Namens J. M. Slawata, der dem Pfalzgrafen Friedrich dahin gefolgt war.[3] Sei es aus eigenem Antrieb, sei es durch andere bestimmt, schrieb Slawata von daher an Wallenstein, man wisse von gewichtigen Leuten, die vom Heere Tillys

[1] Aretin, Wallenstein S. 63.

[2] Rommel VIII. 187.

[3] Senkenberg XXVI. 424. Den lächerlichen Irrthum bei Förster, Wallensteins Briefe II. S. 66, hat Hurter aufgedeckt, zur Geschichte Wallensteins S. 324.

gekommen, daß Tilly den Auftrag habe Wallenstein entweder zu ergreifen und ins Gefängniß zu werfen, oder ihn auf eine andere Weise von der Welt zu schaffen. Slawata war bereit darüber mündlich nähere Auskunft zu geben, und nahm die Wahrheit des Gesagten auf sein Gewissen. Wallenstein erwiderte dem Menschen, wie er es verdiente. Er müsse sich verwundern, sagte er, daß Slawata sich mit so kindischen Possen befasse. „Mein Herr, der Kaiser," fügte Wallenstein hinzu, „ist ein gerechter und erkenntlicher Herr, der treue Dienste auf eine andere Art belohnt, als wie Ihr mir schreibt. Dazu ist Herr Tilly ein Cavalier, der es versteht Aufwiegler zu Paaren zu treiben, aber nicht mit Meuchelmord umzugehen. Die Herren an dem Orte, von wo ihr schreibt, haben sich von jeher mit lügenhaftem Gewäsche und Praktiken abgegeben. Aber ich lebe der guten Hoffnung, daß auch sie die verdiente Rache treffen werde, und sie werden in kurzem erfahren, ob ich todt oder im Gefängnisse sei, oder nicht. Güstrow, den 20. Juli 1629."

War es dem Wallenstein Ernst mit solchen Planen gegen die Holländer? — Daß ein solcher Gedanke dem Sinne des Kaisers entsprochen hätte, ist unzweifelhaft. „Denn es ist nun einmal weltkundig, sagt[1] Ferdinand am 19. Dec. 1628 seinem Vetter Maximilian von Bayern," daß die Staaten von Holland aller Rebellion, Aufruhrs, Krieges und Uebels, das unserem geliebten Vaterlande, dem heil. römischen Reiche seit zehn Jahren her widerfahren und noch ins Zukünftige zu besorgen ist, die vornehmsten Urheber und Aufwiegler sind. Auch ist keine Hoffnung eines beständigen Friedens zu erwarten, wenn ihnen nicht dermaleinst mit rechtem Ernste begegnet wird."

Der Sinn des Kaisers ist daraus klar, und es bedurfte ja nach den Thatsachen, die seit dem Fenstersturze von Prag uns vor Augen gelegen haben, nicht des spanischen Einflusses, um in dem Kaiser diese Stimmung gegen die Holländer hervorzurufen. Nach jenem Briefe Wallensteins könnte es scheinen, als habe auch er damals ernstlich diese Absicht gegen die Holländer gehabt. Auch er nennt sie wohl einmal destructores regum et principum. Er hat damals allerdings den Plan gehabt eine Diversion nach Friesland zu machen.[2] Tilly weiß das am 17. Juli. Er berichtet an diesem Tage seinem Kurfürsten:[3] Wallenstein habe seinen Plan geändert, ziehe nicht mehr nach Italien, sondern auf Anhalten der Infantin zu Brüssel nach Ostfriesland gegen die Holländer. Dennoch schlug das bald um. Am selben Tage, dem 20. Juli, wo Wallenstein dem Slawata seine Drohung meldet, berichtet er dem Kaiser, daß er dem Willen desselben gemäß nicht nach Friesland, sondern nach Italien das Heer entsenden werde.[4] Daß es überhaupt mit einem Angriffe auf die Holländer ihm rechter Ernst gewesen sei, ist nicht anzunehmen. Denn fünf Wochen zuvor hat er dem Collalto gemeldet: es liege ihm alles daran, daß Spanien mit Holland zum Frieden

[1] Ehemaliges Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[2] Man sehe die Briefe bei Chlumecky S. 163. Nr. CCXLIV.

[3] Westenrieder. VIII. 170

Chlumecky S. 166. CCXLIX.

komme. Man müsse nur die Spanier recht dazu ermahnen, und er seinerseits wolle den Holländern rechte Furcht einjagen. Gelinge dieses, dann sei das Haus Oestreich alleinherrschend zum Trotze der ganzen Welt.[1] Es ist merkwürdig von einem Manne in solcher politischen Stellung derartige Worte zu vernehmen. Wir werden nachher zu ersehen haben, daß nicht von dem guten Willen der Spanier der Friede abhing, daß die Holländer aus guten Gründen den Krieg fortsetzten, weil sie beim Kriege gewannen und beim Frieden verloren.

Wir wiederholen: es ist schwer bei Wallenstein ein festes Prinzip, einen festen Plan seines Handelns zu entdecken.

Bei Tilly dagegen sehen wir mit stäter Folgerichtigkeit den Gedanken festgehalten, daß nur ein Angriff auf die Holländer das Uebel an der Wurzel treffen werde. Demgemäß treten die Vorschläge dazu, die den andringenden Bitten der Spanier und der Neigung des Kaisers entsprechen, auf jedem Bundestage der Liga neu wieder auf, um jedesmal dasselbe Ende zu finden. Die Liga war ein conservativer Bund. Sie wollte erretten und erhalten, aber nicht eher als im Falle eines wirklichen Angriffes mit den Waffen sich vertheidigen. Die Fürsten der Liga selbst sagen: es sei weltkundig, daß die Generalstaaten, wie auch der Kaiser noch neulich dargethan, dem Reiche großen Schaden und schweres Ungemach zufügen, daß fast alle Unruhe desselben von Holland aus geweckt oder genährt werde. Sie sehen voraus, daß dieß auch in Zukunft so bleiben werde. Aber Spanien habe die Last dieses Krieges mit etlichen hundert Millionen nicht erheben können, meinten die Fürsten der Liga:[2] was denn vermöchten sie? Dabei sahen diese Fürsten die Dinge so an, als sei den Generalstaaten daran gelegen, daß es zu offenem Kriege komme. Sie sprachen ihrem Feldherrn das Vertrauen aus: er werde sich nach wie vor so verhalten, daß die Holländer keine öffentliche Feindseligkeit, noch einen Bruch der Neutralität daraus erzwingen könnten. Die Sache lag wesentlich umgekehrt. Nicht die Liga und das deutsche Reich hatten den Vortheil von der verkappten Neutralität, sondern die Holländer. Die Frage des Krieges war im Saale der Generalstaaten oft genug erwogen, und dann jedesmal dahin entschieden, daß man sich besser stehe bei der Neutralität.

Tilly wußte und durchschaute das alles, und wünschte darum offenen Krieg. Seine Kriegsherren vertrauten der Discretion des Mannes, dessen wahre Gesinnung ihnen kein Geheimnis war: er werde sich mit solcher Dexterität benehmen, daß es nicht zum offenen Kriege komme.[3] Der alte Feldherr gehorchte.

Das Vertrauen der Fürsten der Liga zu der wandellosen Rechtlichkeit dieses Mannes ist geradezu ein unbedingtes. Wir sehen damals einige Mitglieder des Bundes verlangen:[4] sie wollten statt des Geldes, welche sie für die Bundeszwecke zahlten, lieber eine verhältnismäßige Anzahl des Kriegsvolkes verpflegen. Das

[1] Chlumecky S. 141. 8. Juni 1629.
[2] Theatrum Europ. I. 1315.
[3] Theatrum Europ. II. 52.
[4] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 242.

Tilly sah ab von der Person; er kannte nur die Sache: die Vertheidigung des deutschen Reiches und der Nation mit gemeinsamer Kraft gegen jeden fremden Eindringling. Der Kaiser ertheilte damals Wallenstein den Auftrag, sich mit Tilly über einen Vertheidigungsplan zu besprechen.[1] Wallenstein entwarf einen solchen und ließ ihn durch Pappenheim dem Mitfeldherrn zustellen, der damals noch in Stade verweilte. Tilly lobte den Plan. Er versprach seinerseits sich demselben in aller Beziehung gemäß zu verhalten.[2] Es ist die Frage, ob ein alter sieg- und ruhmgekrönter Feldherr weiter gehen konnte. Und dennoch ging Tilly noch einen Schritt weiter. Er besprach sich mit Pappenheim, der längst zu Wallenstein hinneigte, offen und gerade über das Mistrauen. Tilly erklärte, die Grundlage aller Erfolge für die gemeinsame Sache und das Wohl der Christenheit sei Vertrauen zwischen dem Kurfürsten von Bayern mit den anderen Bundesfürsten und Wallenstein. Man muß in ein Horn zusammenblasen, drückte Tilly sich aus. Dies könne leicht geschehen, meinte er, wenn nur Wallenstein dazu sich geneigt erwiese. Pappenheim glaubte die Bereitwilligkeit desselben dazu versichern zu dürfen.

Tilly blieb nicht bei diesem Anerbieten an Wallenstein stehen. Er sprach sich vierzehn Tage später, am 6. November 1629, ganz in derselben Weise gegen den Kurfürsten von Mainz aus. Ringsum gestalte sich alles feindlich, meinte er. Darum bat er um eine neue Zusammenkunft der Fürsten und bot an selbst zugegen sein zu wollen, um die Misverständnisse, die zwischen seinen Kriegsherren und Wallenstein obwalteten, aus dem Wege zu räumen, und ferner mit Wallenstein und dem Kaiser gute Vertraulichkeit zu stiften, damit beide Armeen zu gemeinsamem Wirken vereinigt würden. Tilly berief sich auf die Aeußerungen kaiserlicher Räthe und Offiziere, daß der Herzog von Friedland zu allem Guten sich werde willfährig finden lassen.[3] Auch dem Kaiser werde eine solche Zusammenkunft eher lieb als leid sein.

Fassen wir die Lage der Dinge zusammen. Seit dem Jahre 1625, wo Tilly bis dahin alleiniger General zugleich des Kaisers und der Liga sich Hülfe von dem Kaiser erbeten, hatte der Führer dieser Hülfe beständig sich ihm vorgedrängt. Tilly hatte Siege errungen, Wallenstein für sich persönlich die Früchte dieser Siege gepflückt und sich das Ansehen gegeben, als seien die Siege sein Werk. Tilly kannte nur die Sache. Ihm lag nichts daran, ob ein Anderer sich den Ruhm hinwegnahm, wenn nur die Sache selbst geschehen war. Er selbst sprach nach jedem Treffen diesem oder jenem seiner Unterfeldherren das Verdienst desselben zu. Er war ja doch der Anerkennung seines Kurfürsten Max, des unbedingten Vertrauens desselben sicher. Immerhin also konnte der Greis, der im langen Leben den schönsten Sieg des Menschen, die Beherrschung der eigenen Leidenschaft zu erringen bemüht gewesen war, seinem jüngeren Mitbewerber die

[1] a. a. O. S. 322.
[2] Förster, Wallenstein als Feldherr und Landesfürst S. 434.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 319.

äußere Ehre lassen. Aber Wallenstein hatte mehr gethan. Er hatte sichtlich aller Orten darauf hingearbeitet das Heer Tillys durch Noth und Mangel zu erdrücken. Er hatte bei dem Kaiser die dem Herrscher natürliche Eifersucht auf jede Macht im Reiche neben ihm zu erregen gewußt, um von demselben die Billigung zu den Schritten zu erhalten, welche Tillys wohlverdiente Schaaren zum schlechten Danke für ihre Mühen in enge, entlegene, ausgesogene Quartiere trieben. Das hatte den alten Feldherrn tief gekränkt. Ueber die eigene Behandlung hatte er geschwiegen, über die Noth der Seinen hatte er schmerzlich geklagt und sich zur Schwermuth geneigt. Aber die Jünglingskraft des Greises hatte auch diesen Gefahren getrotzt: die Ordnung, die Disziplin seiner Söhne, die ihn ihren Vater nannten, hatte sich, wie wir später sehen werden, glänzender nie bewährt, als in diesen engen Quartieren, als in Kummer, in Noth und Entbehrung. Und nun, nachdem er alles dieses erfahren, erhob sich drohend ein neuer Feind zum Einbruche in das deutsche Land. Im selben Augenblicke wo Tilly mit der Verachtung des Ehrenmannes die lockenden Töne dieses Feindes von sich wies, bot der Beleidigte abermals dem Beleidiger die Hand für die gemeinsame Sache. Und weiter erbot sich der Beleidigte selbst in dem Vollgefühle seiner ehrenhaften Rechtlichkeit der Vermittler zu sein zur Versöhnung des Beleidigers mit denen, die minder beleidigt waren als er. Er erbot sich dazu, weil es die gemeinsame Sache galt, den Schutz des deutschen Vaterlandes gegen jeden Fremden.

Und Wallenstein? Einige Wochen später nachdem Tilly diese Erbietungen gethan, kamen beide Feldherren in Halberstadt zusammen. Tilly bat seinem Kriegsvolke die Erweiterung der Quartiere zu verstatten. Wallenstein entgegnete: er sei zu allem guten Einverständnisse bereit; aber das sei unmöglich.[1] Tilly möge seine Truppen in die Länder der katholischen Bundesstände legen. Dort finde er Quartier genug. Tilly erklärte seinen Kriegsherren: die bisherige Weise der Hälfte des Soldes aus der Bundeskasse reiche nicht mehr aus. Sie bewilligten statt des bisherigen Unterhaltes für 15,000 Mann aus der Bundeskasse die Summe für 20,000 Mann.[2]

Düsterer senkte sich der Himmel hernieder über das deutsche Land. Dem Aeußeren nach herrschte auf dem Boden des Reiches der Friede. Es erfolgte kein Zusammenstoß irgend welcher Art. Innerlich gährte es. Man darf nicht sagen, daß Wallenstein diese Lage der Dinge verkannt habe. Er selbst schildert sie in starken Ausdrücken. Er berichtet durch Collalto dem Kaiser im September 1629,[3] daß in den Ländern, wo er steht, Alle auf den Schweden warten wie auf ihren Messias. Wir werden später erkennen, wie übertrieben diese Behauptung ist. Aber wenn sie wahr wäre: wem dann sprach sie das Urtheil? — In ähnlicher Weise redet Wallenstein über Frankreich. Er meint,[4] auch

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 323. Schreiben Tillys an Mainz
[2] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 262.
[3] Chlumecky S. 172. CCLVIII.
[4] a. a. O. S. 179. CCLXIII.



Frankreich werde sich in das Reich wenden mit aller seiner Macht; denn hier sei es leichter für dasselbe zu kriegen, als in Italien. Und warum? — „Denn nicht alle Katholische sind Frankreich zuwider, und die Anderen sind in solcher Verzweiflung, daß sie nicht allein den Franzosen, sondern dem Teufel selbst, wenn er käme, sich in die Hände werfen würden."

Und abermals fragen wir: wer denn hatte dahin sie gebracht?

Wallenstein überbietet sich in solchen Schilderungen. Er versichert,[1] daß der Zustand im Reiche so gefährlich ist, wie er nur je gewesen. Die Katholischen sind in Furcht wegen der Macht des Kaisers. Sie geben vor, daß man sie unter eine Monarchie bringen wolle. Die Anderen sind aufgebracht wegen der Restitution der geistlichen Güter, wie auch wegen der Reformation. Denn sie bilden sich ein, daß es ihnen Allen ergehen solle, wie in den kaiserlichen Erblanden, und trauen keiner Zusage mehr. Die Uebrigen sind aufgeregt wegen der Confiscationen der Güter und des Kriegesdruckes. „Ich kann es mit Wahrheit sagen," fährt Wallenstein fort, „daß ich in diesen Ländern in die 40,000 Mann habe, und doch in diesem Jahre nicht zu Felde ziehen kann. Denn sobald ich einen Ort, der nur mit einer schlechten Mauer umfangen ist, nicht mit Besatzung versehen wollte: so werden sie mich gewis nicht wieder einlassen. Die Erbitterung ist so groß, daß sie sagen: der Schwede solle nur kommen. Könne er ihnen nicht helfen: so wollen sie mit ihm zu Grunde gehen."

Also redet Wallenstein über die Folgen seines eigenen Thuns. Wir werden später ersehen, in wie weit seine Schilderung eine begründete ist. Wir werden namentlich darauf zurückkommen müssen, ob da, wo in Wahrheit das Edict der Restitution unter Tillys Augen durchgeführt ward, die Stimmung der Deutschen eine solche war, daß sie den Fremden willkommen geheißen hätten. Wir werden die Frage aufzuwerfen und zu beantworten haben, ob von den Ursachen der Erbitterung, die Wallenstein angibt, eine andere so tief begründet war, als diejenige über seinen Kriegesdruck.

Aber in einem Punkte hatte er mehr Recht, als er es vielleicht selber wußte. Seit Jahren gingen die Sendlinge des französischen Cardinals Richelieu an den deutschen Höfen aus und ein, hetzend und schürend gegen den Kaiser.[2] Wir haben gesehen, wie Johann Georg von Kursachsen 1627 zu Mühlhausen dem Marcheville antwortete. Auch Maximilian von Bayern wies damals noch die Anträge des Franzosen zurück. Auch 1629 noch beharrte Johann Georg in derselben Gesinnung. Er schickte dem Kaiser die Anträge des Franzosen mit seiner Antwort ein.[3] Ebenso that Anselm Casimir von Mainz.

Anders stand es mit dem Erzbischofe von Trier. Philipp Christoph von Sötern, den der Kaiser selbst zu dieser Würde empfohlen, ließ zuerst sich durch

[1] a. a. O. S. 208. CCLXXXVI.

[2] Man vergleiche Hurter, Französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oestreich. S. 19 ff.

[3] a. a. O. S. 31.

mit Gewährleistung der Kurwürde, mit einer Hülfe von 34,000 Mann.[1] Es lag im Interesse des Cardinals Richelieu die Wirren in Deutschland um jeden Preis zu steigern. Nicht das ist die Absicht Ferdinands von Köln. Wir sehen ihn mildernd und sänftigend einschreiten auch gegen die Eiferer seiner Partei. Der Domdechant von der Reck aus Paderborn war beauftragt das Kloster Blomberg im Lippeschen zurückzufordern.[2] Er wies zugleich darauf hin, daß die Grafschaft-Lippe calvinisch sei, daß sie mithin außerhalb des Religionsfriedens stehe. Ferdinand erwiederte: es sei nicht der Zweck des Edictes der Restitution den Calvinismus auszurotten, sondern man verlange, daß die Güter, welche wider den Religionsfrieden der katholischen Kirche genommen seien, ihr zurückgestellt würden.

Ferdinand von Köln ging darin noch einen Schritt weiter. In denselben Tagen als der Franzose Marcheville ihm die Lockungen Richelieus kund gethan, überlegte er die Lage des deutschen Vaterlandes nach allen Seiten.[3] Die Zukunft liegt düster vor ihm. Die Hansestädte haben einen Tag zu Lübeck gehalten. Was dort besprochen, ist ihm wenig erfreulich; denn auch der Schwede hat Theil genommen. Ferdinand weiß bereits, daß zwischen Polen und Schweden ein Abkommen getroffen, daß der Schwede fortan freie Hand hat. Der Herzog von Würtenberg widersetzt sich dem Edicte der Restitution. Der Kurfürst von Sachsen beharrt bei seiner Misbilligung desselben. Die Holländer haben gegen die Spanier entschieden das Uebergewicht, und überhaupt ist bei den Spaniern alles übel bestellt. Der Kaiser hat sich den Spaniern zu Liebe in den italienischen Krieg eingemengt. Dazu verzichtet der dänische König für seine Söhne nicht auf die deutschen Bisthümer. Und wiederum liegt es vor, wie die Dinge bei der katholischen Partei im Reiche stehen. Wenn es dahin kommen sollte, wie schon verlautet, daß die Reichsstände sich den Contributionen für das kaiserliche Heer entziehen: so steht das gemeine Wesen in großer Gefahr. Der Kurfürst überlegt mit nachdenklicher Sorge, ob es bei solcher Lage der Dinge gerathen ist das kaiserliche Edict der Restitution so auszuführen, wie es sonst der Billigkeit gemäß sei. Da Ferdinand selber einer der Commissarien war: so läßt diese Ueberlegung, die er hier macht, einen Rückschluß thun auf sein Verhalten.

Die schwerste aller Lasten aber war Wallenstein. Die Häupter der Liga, die Kurfürsten von Bayern und Mainz, begegneten sich in dem beständigen Gedanken, daß man entledigt werden müsse von dem unerträglichen Joche des friedländischen Dominates. Die Fürsten der Liga kamen zu Ende des Jahres 1629 abermals in Mergentheim zusammen. Sie machten nach üblicher Weise dem Kaiser davon Anzeige, und Ferdinand sandte dahin als Stellvertreter für sich den Abt Anton von Kremsmünster. Auch dieser, der spätere Bischof von

[1] a. a. O. S. 30.

[2] Beilage LXI.

[3] Schreiben vom 9. October 1629 an den Bischof Franz Wilhelm von Osnabrück im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

Wien, gehörte zur Partei der Wallensteiner. Mit Nachdruck ward dem Abte die Bitte vorgehalten: der Kaiser wolle die Kriegesdirection entweder bei sich behalten, sie einem Feldobersten aus seinem Hause, oder einem ansehnlichen Fürsten des Reiches übertragen. Auf die Frage, ob nicht eine solche Bitte besser auf einen Collegialtag der Kurfürsten zu verschieben sei, wo der Kaiser anwesend sein werde, lautete die Antwort: dann möge die Abhülfe zu spät sein.[1]

Ein solcher Tag ward von Allen, von dem Kaiser, wie von den Fürsten, gleich sehr gewünscht. Aber diese mahnten daran, daß nur dann etwas auszurichten sein werde, wenn sämmtliche Kurfürsten erschienen. Es war ja allbekannt, daß Johann Georg wegen des unerträglichen Kriegesdruckes sich weigerte sein Land zu verlassen. Eben noch hatte dieser Kurfürst neue Klagen vorgebracht.[2] Wallenstein hatte fünfzig Compagnien in die Länder der sächsischen Fürsten gelegt, die unter dem Schutze Johann Georgs standen. Dort sei keine Gefahr irgend welchen Feindes, klagte der Kurfürst, und doch verfahre also Wallenstein und ziehe die Truppen weg von da, wo etwa Versuche der Fremden in Aussicht stünden. Johann Georg deutet den Fürsten der Liga an, daß sie nicht ihr Heer entlassen möchten. Zugleich sieht man seinen lang gehegten Wunsch durchleuchten. Fänden es die Kurfürsten von Mainz und Bayern nicht rathsam ihr Heer zu vermindern und wehrlos sich der Discretion Anderer bloßzustellen: so könnten sie leicht ermessen, welches Nachsinnen es bei ihm erwecke, daß man nach allen Seiten so viel Volk auf den Beinen habe, und noch immer Werbepatente austheile für neue Tausende. Wie lag doch darin der Gedanke verborgen, daß Johann Georg auch selber ein Heer errichten werde, sobald er es vermöge!

Der Abt von Kremsmünster hatte den Auftrag die Fürsten der Liga zu gemeinsamer Mitwirkung gegen die Holländer zu bewegen. Der Kaiser nannte in seiner Aufforderung dieselben abermals und abermals die Stifter alles Unheiles im Reiche, die Urheber aller Rebellion und alles Aufruhres.[3] Er legte es dringend nahe, daß mit einhelligem Rath und Zuthun nach äußerstem Vermögen denselben begegnet werden müsse, ehe es zu spät sei. Wallenstein selbst war damals, gegen das Ende des Jahres 1629, eifrig für diesen Krieg. Er hob die Pflicht des Kaisers dazu hervor, weil die Holländer Unterthanen des Reiches seien. Darum auch dürfe die Liga ihre Hülfe nicht weigern. Die Liga selbst war in ihren Ausdrücken nicht gelinder. Weil dem deutschen Reiche und dessen Unterthanen, sagte sie, vor allen Dingen aber den katholischen Kurfürsten und Ständen je länger je mehr Gefahr von den Holländern zuwachse: so sei zu erwägen, wie man dem entgegen zu treten habe. Wir wissen, wie eifrig Tilly von Anfang an für den offenen Krieg mit diesen Nachbaren gestimmt. Wir glauben nach der ganzen Sachlage annehmen zu dürfen, daß der Kaiser damals

[1] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 327.
[2] a. a. O. S. 321. Schreiben des Kurfürsten Johann Georg vom 2/12 November 1629.
[3] Alles dieß nach den Schreiben im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

für die Concession der Entlassung Wallensteins an die Liga den Bund willfährig gefunden haben würde. Diese Frage wurde am kaiserlichen Hofe erwogen.[1] Sie fand Fürsprecher. Aber die Spanier und Wallensteiner am kaiserlichen Hofe arbeiteten entgegen. Sie wollten die Hülfe der Liga erlangen auch ohne jegliches Zugeständnis. Die Liga dagegen fürchtete den Wallenstein mehr als die Generalstaaten. Als die Anträge des Kaisers zur Umfrage kamen, ward allseitig die Antwort: man wolle sich in die Kriege des Kaisers nicht einflechten lassen. Weder von Seiten des Kaisers, noch von derjenigen der Liga wurden bestimmte Erbieten gestellt, und so unterblieb Alles. Noch einmal dagegen faßten im Februar 1630 die Kurfürsten von Bayern und Mainz die gefährliche Lage der Dinge zusammen, und stellten sie dem Kaiser dar. „Das ganze Reich," sagen sie, „ist erschüttert, keine Constitution ist mehr in ihrer Kraft. Der Vorrang und die Freiheit der Kurfürsten ist so heruntergebracht, daß Niemand auf das alte Herkommen sich verlassen darf. Anstatt der Vertröstungen, auf welche die Officiere nicht achten, muß ein durchgreifendes Heilmittel erfolgen." Die Fürsten nehmen ausdrücklich den Kaiser aus. Sie wissen, sagen sie, daß der Kaiser keinen Gefallen trage an dem, was gegen die Grundgesetze des Reiches vorgehe. Aber in der Hand des Kaisers stehe es die Uebel abzuwenden und so den Convent der Fürsten mit dem Kaiser anzubahnen. Sie bitten, der Kaiser wolle mit Beruhigung des Reiches den Anfang machen, den Namen eines Vaters des Vaterlandes sich erwerben.

Das durchgreifende Heilmittel, welches die Fürsten meinten, lag nahe: es war die Entlassung Wallensteins.

In denselben Tagen schrieb Wallenstein dem Kaiser und ließ durch seine Getreuen am kaiserlichen Hofe es mündlich wiederholen: es sei eines Kaisers im römischen Reiche genug. Man möge zusehen, daß man nicht noch einen Kaiser in München dazu mache.

Also begann das Jahr 1630.

Fünfzehnter Abschnitt.

Zwölf lange Jahre hatte der Krieg getobt. Er hatte den Wohlstand vieler deutschen Länder vernichtet, sie verwüstet und in manchen Gegenden völlig verödet. In einer langen Kette zogen sich Wallensteins Besatzungen von der Ostsee bis nach den Alpen, in jeder Stadt, die ihnen offen war, in jedem Flecken, in jedem Dorfe herrschten die furchtbaren Gebieter, und täglich kaufte der gequälte Bürger und Landmann, nach dem üblichen Ausdrucke, den jene Zeit dem

[1] Beilage LXII.

Römer Tacitus entlehnte, durch unerschwingliche Contributionen seine Knechtschaft neu. Noch stand im Reiche kein äußerer Feind; aber die Gemüther gedachten mit bang beklemmter Brust an die Zukunft, die neuen Kriege, neuen Jammer, Brand und Blutvergießen ahnen ließ.

Das Jahr 1630 begann mit wunderbaren Erscheinungen am Himmel und auf Erden.[1] Zu Tübingen sah man im Januar nächtliche Schlachtordnungen am Himmel, und unterschied die einzelnen Haufen. Die Professoren der Universität beobachteten und beschrieben dieses Kriegsgetümmel. Sie hörten das Rasseln der ansprengenden Cürassiere. Sie sahen den schwarz düsteren Rauch emporsteigen. Sie erblickten das Schwingen der Fahnen. Die Bauern hörten sogar das Krachen der Geschütze. Die Professoren dagegen hielten das für Uebertreibung und nannten die Bauern abergläubisch. Aehnliche Erscheinungen am Himmel sah man zu Frankfurt a. M., in Schlesien. Dort unterschied man die Personen, die Haltung der Reiter auf den Pferden, die Wagen mit Stangen und Sturmleitern. Andere Wunder sah man in Böhmen zu Prag, in Oestreich, in Westfalen, in Magdeburg. Zu Geismar in Hessen schwitzte ein Tillyscher Soldat Blut. Zu Nürnberg, Augsburg, Regensburg sah man drei Sonnen, umgeben von einem Kreise und etlichen Regenbogen.

Das Gerücht von solchen Dingen durcheilte die deutschen Länder. Auch der stärkste Geist hätte damals nicht gewagt einen Zweifel an der Bedeutsamkeit solcher Erscheinungen zu hegen, und wiederum spiegelte sich in dem Interesse, mit welchem diese Berichte aufgenommen und verbreitet wurden, gleichwie in unseren Tagen in dem Curse der Papiere an den Börsen, die allgemeine Furcht vor den kommenden Dingen.

Im deutschen Reiche vollzog man das Restitutionsedict. Die kaiserlichen Commissarien gaben in Halberstadt, in Minden, in Hersfeld, im Würtembergischen der katholischen Kirche die Güter zurück, welche dieselbe zur Zeit des Passauer Vertrages erweislich inne gehabt. In manchen Städten auch ging man noch weiter. Augsburg und Kaufbeuren sollten zurückkehren zur katholischen Kirche, weil nach der Auslegung der kaiserlichen Räthe diesen Städten der Passauer Vertrag nicht zu gute kam. Solche Forderungen fanden manchen Widerstand, waren indessen hier und da auch nicht ohne Erfolg. Rath und Bürgerschaft von Hörter an der Weser meldeten im November 1629 dem Fürstabte von Corvey:[2] auf die Kundgebung seiner väterlichen und christlichen Sorgfalt um sie hätten sie sich einmüthig und mit solchem Eifer für den katholischen Glauben entschlossen, daß in kurzer Zeit der lutherische Glaube dort gänzlich erloschen und sie ohne Zweifel die gehorsamsten Söhne der römischen Kirche sein würden. Das Widerstreben anderer bischöflicher Städte beruhte hauptsächlich in den Magistraten derselben. Wie hoch man dabei auch immer die kirchliche Ueberzeugung der Stadträthe anschlagen möge: so fällt auf der andern Seite der

[1] Theatrum Europ. II. 112, ebenso alle andere Zeitgenossen.
[2] Wigand, denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsalterth. S. 57

Urtheil schwer ins Gewicht, das Melanchthon gerade ein Jahrhundert zuvor in Augsburg über die Städte und Magistrate fällte, welche das Banner der Reformation ergriffen:[1] „Um die Religion kümmern sie sich wenig, es ist ihnen nur um die kirchliche Gerichtsbarkeit und die Freiheit von den Bischöfen zu thun."

Manche Klagen dieser Stadträthe über Gewissenszwang waren von sonderbarer Art. In der Stadt Minden an der Weser wurden zwei Kirchen zurückgegeben, St. Martini und St. Simeonis, die zugleich Collegiatstifter waren. Einige Zeit später nahm Franz Wilhelm von Osnabrück dort die Huldigung ein. Sein erster Regierungsact war die Einführung des neuen Kalenders. Darüber fand ein ehrbarer Rath sich nicht wenig beschwert, sowohl vor seinem Gewissen, als nach dem äußeren Rechte.[2] Alles Bitten blieb vergeblich. Deshalb verfaßte ein ehrbarer Rath in großer Eile in zwei oder drei Tagen eine ausführliche Schrift mit starken und kraftvollen Gründen. Auch diese Schrift hinderte den Bischof nicht, und der Rath fügte bald dem Tagebuche seiner Stadt die schmerzliche Klage hinzu: „Bei diesem großen und unverantwortlichen, der christlichen Freiheit zuwiderlaufenden Gewissenszwange," — das heißt der Einführung des richtigen Kalenders — „ist es nicht verblieben."

In ähnlicher Weise beklagte sich die Stadt Regensburg über erlittenen Glaubensdruck. Der Kaiser hatte nämlich befohlen den neuen Kalender anzunehmen, und die katholische Procession ungehindert durch die Stadt gehen zu lassen. „Und obwohl der Rath um einen Stillstand bei dem Bischofe nachsuchte, bis man dem kaiserlichen Hofe die Sache recht vorgestellt habe, ist doch am Charfreitage die Procession am Rathhause vorbei gegangen."[3]

Wichtiger als die Thatsache, daß diese Procession am Rathhause vorüberging, ist die Klage darüber bei dem Kaiser. Wenn man dem Kaiser solche Dinge als klagenswerth vorbrachte, demgemäß auch durch die Klage eine Abhülfe zu erreichen hoffte: so mußte man zu dem Kaiser Vertrauen haben und zwar recht großes Vertrauen.

Die kirchliche Aufregung dagegen war allgemein. Obwohl mit der Rückgabe der geistlichen Güter an die katholische Kirche eine Gefahr für den Kern des lutherischen Bekenntnisses, für das Dogma von der Rechtfertigung allein durch den Glauben nicht unmittelbar verbunden war: so lag es doch für die eifrigen Streiter nahe diese Gefahr zu betonen. Der evangelische Augapfel, den der kursächsische Hoftheologe im Namen seines Herrn zur Bekundung des Glaubens herausgegeben, rief eine Reihe anderer Schriften für und wider hervor.[4] Auch Luthers letztes und heftigstes Büchlein: das Papstthum zu Rom vom Teufel gestift, trat in solcher Zeit neu wieder hervor. Der Eifer der Lutheraner steigerte sich nach beiden Seiten. Denn eben so wie ihr Unmuth entbrannte gegen den

[1] Bretschneider, Corpus Reformatorum II. 328. 334 u. a. O.

[2] Eine Chronik aus Minden von einem gleichzeitigen Bürgermeister, im königl. Archive zu Hannover.

[3] Theatrum Europ. I. 1261.

[4] Man sehe einige derselben bei K. A. Menzel VII. 196.

zu hätte einen Kampf auf Tod und Leben nach sich geführt. Daß Wallen-
in einen solchen gewünscht haben sollte, ist nicht anzunehmen, obwohl die
ahl seines Heeres gegen diejenige Tillys damals die fünffache war. Er ver-
lgte sein Ziel auf mittelbarem Wege. Von der anderen Seite waren die Kur-
rsten der Liga keineswegs eifrig es zum Aeußersten kommen zu lassen. Sie
tten wiederholt dem Kaiser ernst und entschieden nahe gelegt, wohin es mög-
herweise ausschlagen könne; allein sie wünschten das nicht. Es überwog in
r Liga das geistliche Element der Bischöfe und Aebte, und es ist uns oftmals
he getreten, daß dasselbe keineswegs kriegesdurstig war. Wenn nicht Maxi-
ilian von Bayern die Liga zusammen hielt, wenn nicht er sie führte und leitete:
hätte sie aller Wahrscheinlichkeit nach längst zu kriegen aufgehört. Es hatte
n Kurfürsten auch so Mühe genug gemacht. Am wenigsten konnte die Liga
egeslustig gegen den Kaiser sein. Den Hoffnungen, welche der Cardinal Richelieu
f das Verhältnis der Misstimmung zwischen dem Kaiser und der Liga baute,
ß nämlich ein Bruch erfolgen werde, trat ein anderer Politiker, der die Sach-
ge schärfer erkannte, verneinend entgegen. Rusdorf war damals in Paris.[1]
ist das Bestreben des Cardinals, meint er, die deutschen Fürsten von dem
iser loszureißen. Richelieu setzt seine Hoffnung auf den Schweden. Er möchte
m Kursachsen und Bayern verbinden. Er sieht nicht ein, daß es unmöglich ist
Liga zur Trennung von dem Kaiser, zum feindlichen Auftreten gegen ihn zu
egen. — In Wahrheit lag die Sache derartig. Die Interessen des Kaisers
der Liga waren wesentlich gemeinsam, und nur erst seit Wallensteins Auf-
ten begannen sie zum Theile sich zu trennen. Da indessen der Kaiser Ferdi-
d II., wie heutzutage klar vorliegt, nach seinen ausdrücklichen Erklärungen
Wallenstein keine Ausdehnung seiner kaiserlichen Macht auf Kosten fremder
hte wollte, da er diese Erklärungen nicht bloß den Kurfürsten, sondern gerade
Manne gegeben hatte, der nach Maßgabe der Umstände allein als das
rkzeug zu solchen Planen der Umwälzung hätte dienen können: so mochte
merhin zwischen dem Kaiser und der Liga durch Wallenstein eine tiefgreifende
stimmung eintreten: vor einem gewaltsamen Bruche schützte die innere Ver-
ndtschaft des Strebens von beiden Seiten, das conservative Interesse, welches
de verfochten. Um so weniger war zunächst diese Gefahr der Trennung zu
orgen, je fester die Aussicht auf die Verwirklichung des einen Planes wurde,
beide Theile wünschten: der Versammlung der Kurfürsten mit dem Kaiser
Regensburg. Noch im Februar schrieb der Kaiser den Convent auf den
Juni aus. Daß die erste Forderung, welche auf einem solchem Tage nicht ein
er anderer katholischer oder protestantischer Reichsfürst, sondern alle zugleich und
t demselben Nachdrucke erheben würden, daß diese erste Forderung diejenige der
tlassung Wallensteins sein müsse, lehrt jede der Klagen der letzten Jahre über
s was die Fürsten nannten: das unleidliche Joch des friedländischen Domi-
ats. Noch im März 1630 hofften die Fürsten der Liga auf eine gutwillige

[1] Rusdorfi epistolae p. 89. Decbr. 1629.

tlassung Wallensteins.[1] Daß in Wien derartiges verhandelt wurde, erfahren ... r von Wallenstein selbst. Er berichtet dem Collalto, daß er mehr Krieg habe ... it den Ministern in Wien, als mit allen Feinden.[2] Man verlangte dort auf ... en Fall die Reduction des Heeres. Auf Rekruten sollte man lieber denken, ... eint Wallenstein. Er fordert Collalto auf nach Wien zu gehen, damit die ... nge dort in Ordnung gebracht würden. Die schwierigste Frage für den Kaiser ... m Falle der Entlassung Wallensteins war offenbar diejenige des Ersatzes. Auch dazu hat Ferdinand II. damals Schritte gethan. Es liegt an den Kaiser von Tilly ein Schreiben vor,[3] in welchem der alte Feldherr den Kaiser bittet in Betreff der hochwichtigen Dinge, über die der Kaiser seine Erklärung verlangt, sein hohes Alter, seine ausgestandene Mühe und Arbeit, seine abnehmenden Kräfte, seine Incapacität — das ist Tillys Wort — zu der großen, hohen, schweren Laufbahn anzusehen, und darum ihn in kaiserlicher mildester Gnade zu verschonen. „Doch," setzt er dann hinzu, „ich stelle alles der Vergleichung Eurer Majestät und der Herren Bundesstände anheim, und bin ganz willig meine wenigen Tage mit Aufsetzung Leibes und Blutes zu enden." Also schrieb Tilly am 10. April 1630. Fortan vernehmen wir nichts weiter von der Sache. War inzwischen vielleicht nach Wallensteins Befehl Collalto in Wien eingetroffen und hatte er dort alles in Ordnung gebracht?

Wir haben wiederholt darzuthun gesucht, daß im Jahre 1630 weder die Gereiztheit der protestantischen Fürsten und Stadträthe über das Restitutionsedict, noch die Erbitterung aller deutschen Fürsten und der gesammten Nation über den Wallensteinischen Druck sich so weit erstreckte, daß von daher eine Fortsetzung dieses Krieges zu befürchten war, der die deutsche Nation von der ersten Stelle der menschlichen Cultur unter den Nationen Europas zurückschleuderte zu einer der letzten. Dennoch lastete die Furcht, die bange Erwartung der kommenden Dinge mit Gewitterschwüle auf allen Gemüthern. Man fühlte, was man nicht wußte. Man ahnte, welche Mächte da draußen mit geschäftiger Hand woben am Leichentuche des alten deutschen Reiches, seiner Größe und seiner Herrlichkeit. Im Süden, Westen, Norden standen schwere Wolken am Himmel, eine dunkler und schwärzer als die andere.

In Italien tobte der Krieg um die mantuanische Erbschaft. Die Wallensteiner brachten dahin denselben Jammer, der längst von ihnen aus über Deutschland gekommen war. In dem unbezwinglich festen Mantua hatte die Pest die Reihen der Vertheidiger gelichtet, und im nächtlichen Sturme machte Collalto

[1] Ferd. v. Köln an Fr. W. von Osnabrück, 25. März 1630: Wegen des Hertzogen von Friedlandt erlassung habe ich auß Wien keine andere gewißheit, als daß die fürnembsten Kayserlichen ministri, vmb Ihne zu manutenieren, sich starck bearbeitten. Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[2] Chlumecky S. 217 f. Nr. CCXCV. Wallenstein gebraucht das Wort Hauptrmation. Der damalige Sprachgebrauch und der Zusammenhang ergänzen leicht verständlich: des Heeres.

[3] Kurter, zur Geschichte Wallensteins S. 287.

unversehens sich Meister dieser Stadt. Italien erzitterte. Die Erfolge von solcher Art waren nicht ein Glück für den Kaiser. Daheim sah man den Krieg ungern, in Italien wuchs die Furcht empor vor den Uebergriffen der kaiserlichen Macht, die alle einst dort besessenen Rechte wieder fordern könne. Der Papst Urban VIII. wandte sich der französischen Politik zu. Er hieß die Bemühungen der verschiedenartigsten Feinde des Kaisers willkommen.

In Frankreich war nach langer heldenmüthiger Vertheidigung Rochelle, das letzte Bollwerk der hugenottischen Partei, trotz englischer Hülfe für dieselben gefallen. Seitdem traten England und Frankreich einander wieder näher, und Richelieu hatte freies Spiel zur Ausführung seiner Plane gegen den Kaiser und das deutsche Reich. Der Cardinal selbst führte Truppen nach Italien und leitete Belagerungen. Aber wichtiger und unheilvoller war sein Plan gegen Deutschland den kriegesdurstigen Streiter im Norden anzufeuern, der seit langen Jahren nur der Gelegenheit harrte. Wir werden ihm auf dieser Bahn weiter begegnen.

Es waren drei Mächte, welche nicht wollten, daß es zum Frieden kam. Außer dem französischen allgewaltigen Minister, dem Cardinal der katholischen Kirche, sind es zunächst abermals, wie immer, die Generalstaaten der Niederlande.

Mehr als einmal hatte die Infantin zu Brüssel ihre Geneigtheit zum Frieden deutlich blicken lassen. 1626 ging der Prinz von Oranien so weit darauf ein,[1] daß er von Privatleuten die Vorschläge eines Privatmannes von jener Seite entgegen nehmen ließ. Damals verlangte der König von den siegreichen Rebellen: einige Recognition jährlich aus den Domänen, Hülfe mit einigen Schiffen, in den Hauptstädten für die Katholiken je eine Kirche, Gebrauch der Schelde zum Handel und zur Schifffahrt für seine Unterthanen in den treugebliebenen Provinzen. Solche Vorschläge, erklärten die Hochmögenden, sind ohne alle und jegliche Hoffnung einer Annahme.

Die Spanier waren zur Abschwächung bereit. Im Jahre 1629 ward auf demselben Wege kund gethan, daß die Infantin vom Könige unbeschränkte Vollmacht habe.[2] Daraus ergab sich klar, daß sie die drei ersten Forderungen fallen ließ. Es handelte sich nur um die Oeffnung der Schelde, und auch diese Forderung ward augenscheinlich nur erhoben, um die Reputation des Königs zu wahren. Der holländische Privatmann entgegnete: auch diese Forderung sei ohne alle Hoffnung einer Annahme. Der Spanier erwiederte: seine Regierung würde zufrieden sein den vorigen Waffenstillstand zu erneuern. Das schien der Ueberlegung werth. Das Besprochene ward dem Prinzen überbracht, und dieser schickte den Unterhändler an die Generalstaaten. Die Ansicht des Prinzen Friedrich Heinrich war: wenn die Generalstaaten Frieden machen wollten, so könne es mit mehr Ruhm und Vortheil nicht geschehen. Im anderen Falle müsse man den Krieg offensiv weiter führen. Die Generalstaaten erwogen und beschlossen die einzelnen Provinzen zu befragen.

[1] Aitzema II. 907.
[2] a. a. O. S. 910.

durch einen Waffenstillstand erschüttern. Er weiß, wie viele Secten hier sind, wie viele Menschen noch am Papstthume hangen. Er weiß, wie sehr die Papisten und die Remonstranten gegen unsere Religion und den Zustand unseres Landes erbittert sind. Ja sie wagen zuweilen in vertrauten Gesprächen zu sagen, daß der König von Spanien der natürliche Herr dieser Länder sei. Der vorige Stillstand hat uns gelehrt, wie solche Leute, unter ihnen Oldenbarnevelt und Hugo Grotius verfahren. Alle Secten hier zu Lande rufen nach Frieden. Derselbe gibt ihnen die Mittel in die Hände zu unserer Vernichtung.

Sollen wir, fragen ferner die Geistlichen, unsere Religionsverwandten in Deutschland verlassen, jetzt verlassen, wo der Herr uns so merklich segnet?

Man sagt uns, daß Gewissenswegen man die böse Kriegsfurie zur Ruhe bringen müsse. Allein wir erwiedern: wenn sie dann ausbricht, wird sie noch viel wüthender sein. Und wer am Ende sind die, welche das sagen? Sind es nicht die Papisten? Sind es nicht die Remonstranten, die verschiedenen Secten, welche das Palladium unseres Staates uns nehmen wollen? Das ist die Art aller Heuchler und Feinde der wahren Religion, daß sie alle rufen: Barmherzigkeit, wenn man zu thun hat mit Götzendienern, mit den Feinden Gottes und seiner heiligen Kirche. Haben sie dagegen mit den getreuen Dienern Gottes zu thun, den Vorstehern der wahren Religion: dann ist es aus mit Liebe und Barmherzigkeit. Darum weg mit dieser verkehrten Barmherzigkeit, die gleich ist derjenigen der Könige Israels, welche sich der abgöttischen Könige erbarmten und die Propheten verfolgten! Deshalb wendet Barmherzigkeit nur den Dienern Gottes zu, welche von den Götzendienern verfolgt werden, und sucht Gottes Ehre zu befördern in heiligem Eifer und Gottesfurcht. Der Herr wird mit euch sein!

Es könnte bei solchen Kundgebungen für uns Spätere die Frage entstehen, ob dieser glühende düstere Fanatismus der calvinischen Geistlichen in den Niederlanden damals für ehrlich und aufrichtig gehalten sei. Wir begnügen uns darüber mit der Bemerkung des gleichzeitigen hochstehenden Niederländers, der uns solche Actenstücke überliefert hat. Es kommt, sagt er, auf Religion, Wort, Eid und Gelübde nicht an. Die Frömmigkeit verbindet sich mit dem Vortheil.

Nicht bloß der Vortheil der calvinischen Geistlichen, deren Einfluß und Herrschaft bei dem damaligen Zustande der Dinge nur durch den Krieg geschützt war, forderte die Fortsetzung desselben, sondern der Vortheil der herrschenden Partei überhaupt.

Unter solchen Umständen durfte auch Friedrich von der Pfalz sich die Erfüllung seines Gesuches versprechen. Er bat, daß als Bedingung des Friedens seine Herstellung gefordert werde. Um diese Bitte zu verstärken, behauptete er im Besitze eines Briefes von dem Kaiser an den König von Spanien zu sein, vom 14. October 1621, daß die Niederlande nicht wieder unter Spanien gebracht werden könnten, es sei denn zuvor das pfälzische Haus ganz ausgerottet. Er vergaß zum Beweise dessen für die Generalstaaten und für die Nachwelt eine Abschrift dieses Documentes beizulegen. Er bat die Generalstaaten: sie möchten

gedenken an den Vertrag mit England vom 7. September 1625. Er erinnerte sie an die Freiheit und die Erhaltung so vieler reformirten Kirchen, die schwer seufzten unter dem Joche des Antichristes. Deshalb diene ferneres Kriegführen zu Gottes Ehre.

Bevor die Generalstaaten zu einem Entschlusse über diese Unterhandlungen mit Spanien kamen, berichtete ihnen gegen das Ende des Jahres 1629 ihr Resident Aitzema aus Hamburg, daß Tilly ernstlich dahin trachte seine Kriegsherren zu offenem Bruche mit den Generalstaaten zu vermögen. Wir kennen bereits diese Lage der Dinge. Der Holländer hatte Recht. Auch Maximilian von Bayern that eben damals den Bundesgliedern kund: nach wie vor dringe Tilly auf offenen Bruch mit den Holländern.[1] Aitzema setzte hinzu: dem General Tilly seien die Unterhandlungen der Generalstaaten mit deutschen Reichsfürsten genau bekannt. In der That war es doch für die Hochmögenden nicht schwer Tillys Stimmung gegen sie aus seinen Schreiben herdurch zu fühlen.

Tilly weilte in Stade. Von da aus machte er im October 1629 nach den vielen fruchtlosen Versuchen abermals einen neuen, ob die Hochmögenden seinen Klagen abhelfen würden. Er beschwerte sich nachdrücklich über das Streifen aus holländischen Garnisonen auf deutschem Reichsboden. Unlängst habe man ihm aus der Grafschaft Mark 76 Pferde weggeholt. In der Stadt Emden werde unter dem Schutze der Holländer Kriegesvolk angeworben für den Schwedenkönig. Holländische Kriegsschiffe liegen auf der Weser, und sperren Aus- und Einfuhr. Er seinerseits habe die Neutralität treu gehalten.

Zehn Wochen später, im December 1629, faßten die Hochmögenden ihre Antwort ab. Sie waren sich bewußt, also sagten sie, sich gegen den Kaiser jederzeit so verhalten zu haben, daß es unnöthig sei sich gegen den Vorwurf eines Bruches der Neutralität zu verantworten. Sie hätten Schiffe auf die Weser gelegt, sagten sie, um ihren Feinden die Zufuhr abzuschneiden; allein sie müßten sich verwundern, daß man sie mit so unwichtigen und so grundlosen Klagen behellige. Sie vielmehr hätten sich zu beschweren. In solcher Weise sprachen sie weiter. In denselben Tagen als die Hochmögenden an Tilly diese Antwort verfaßten, war der Syndicus der Stadt Bremen im Haag vor ihnen erschienen, um Klage zu führen,[2] daß die Soldaten aus holländischen Garnisonen bis an die Thore von Bremen streiften, im Angesichte dieser Stadt Frachtwagen anfielen und plünderten. Die Holländer streuten Flugblätter aus unter das Tillysche Heer.[3] Sie fragten, wozu noch die Soldaten dort länger Hunger und Kummer ausstehen wollten. Es liege ja doch vor Augen, daß die Zufuhr immer geringer werde, daß die Generalstaaten alle Wege versperrten. Es möchten doch alle Reiter und Knechte, denen ihr Leben lieb sei, zur Zeit bedenken, wie man sich errette aus solcher Noth. Da gebe es nur zwei Mittel.

[1] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.
[2] Aitzema II. 982.
[3] Ein solches Flugblatt im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

Entweder müßten sie zu den Herren Generalstaaten kommen, wo man sie in Dienst nehmen, oder sie mit Paß und Geschenk weiter schicken werde. Oder sie möchten selber sich helfen, möchten mit gesammter Hand in die Länder der Pfaffen hinaufziehen; denn diese allein seien Ursache, daß sie fortan den Spaniern dienen sollten, wozu sie nicht angenommen seien, und daß sie ihr Leben elendiglich, in Armuth und Gebrechen enden müßten.

Solche Dinge mußte der alte, seiner Kraft sich bewußte Tilly an der Spitze eines schlagfertigen Heeres altgedienter Krieger auf deutschem Boden dulden, und das Mittel zur energischen Abhülfe Jahr auf Jahr sich versagen lassen!

So hochfahrend auch das Benehmen der Generalstaaten war: so erregten doch die Nachrichten des Aitzema über Tillys Stimmung bei ihnen einige Unruhe. Der Schwedenkönig ließ eben damals bei ihnen wieder zu offenem Abbruche mahnen;[1] allein nur eine geringe Minderheit entsprach dieser Meinung. Die Mehrheit erkannte den eigenen Vortheil besser bei der äußerlichen Neutralität. Aitzema erhielt den Auftrag zu beiden Feldherrn, Tilly und Wallenstein, zu reisen, ihnen alle nachtheiligen Meinungen über die Hochmögenden zu benehmen, sie dagegen von den aufrichtigen Absichten und dem guten Willen derselben zu überzeugen. Wir haben gesehen, wie Wallenstein im Jahre 1629 der Infantin eine bedeutende Anzahl Truppen zu Hülfe geschickt. Was dieselben ausgerichtet, war so viel wie gar nichts.[2] Die Truppen standen eine Zeitlang in der Veluwe, bis sie, wie gewöhnlich die Wallensteiner, durch eigene Schuld und Maßlosigkeit zergingen. Ueber solches Einrücken erhoben die Holländer ein lautes Geschrei, während seit einer langen Reihe von Jahren in Jülich, in Kleve, in Ostfriesland holländische Truppen auf dem Reichsboden standen. Die Generalstaaten erklärten durch Aitzema mit der That es bezeugen zu wollen, daß es ihnen Ernst sei um Ruhe und Frieden. Sie verlangten zur selben Zeit, daß die kaiserlichen Truppen aus dem Bergischen und Märkischen abziehen sollten. Als im März 1630, zu einer Zeit, wo nach der häufigen Annahme die Macht des deutschen Kaisers auf ihrem Gipfel stand.

Mit solchen Reden trat Aitzema vor Tilly.[3] Der Feldherr erwiederte, daß die Neutralität der Hochmögenden in Worten bestehe, nicht in Werken. Die Uebergriffe der holländischen Truppen auf deutschem Reichsboden seien maßlos. Jeder Unzufriedene im Reiche richte seinen Blick nach dem Haag. Er warnte, man möge die große Geduld der katholischen Stände nicht allzu sehr mißbrauchen. Aitzema staunte, wie genau Tilly unterrichtet sei. Es sei Correspondenz, sagte Tilly, zwischen den Hochmögenden und Frankreich, um von beiden Seiten her eine Armee in die Pfalz zu bringen. Dem Könige von Schweden haben die Generalstaaten die hohen Zölle an der Ostsee nachgesehen, damit er die deutschen Länder dort angreife. Vergeblich versuchte der Niederländer dem Feldherrn die

[1] Aitzema III. 25.
[2] Chlumecky S. 174. Bericht des Generals Johann von Nassau.
[3] Aitzema III. 31.

nung auszureden. Wenn demnächst der Kaiser und die Kurfürsten zu Regens
Krieg gegen die Generalstaaten beschließen, meint der Gesandte: so würde
Tilly und seinen Officieren nicht unlieb sein.

Nach solchen Worten schied Aitzema und hebt in seinem Berichte ausdrücklich
or, daß er bei Tilly sehr freundlich aufgenommen und mit besonderen Ehren
ssen sei.[1] Der General ließ dem Gesandten durch hohe Officiere bis eine
nde außerhalb der Stadt Stade das Geleite geben.

Von Stade aus zog Aitzema zu Wallenstein, der auf seinen Gütern in
men weilte. Unterwegs erkundigte der Holländer sich nach der Stimmung.
glaubte zu bemerken, daß vielfach die Meinung herrsche: es sei Aufgabe der
mögenden die verfallene Sache gegen das Haus Oestreich zu behaupten.
Magistrat zu Halberstadt klagte dem Holländer, daß die Stadt aller Mittel
unlängst auch ihrer Kirchen beraubt sei. Die Unglücklichen baten: der
änder möge sich beim Herzoge von Friedland für sie verwenden, sonst müßten
mit Weib und Kindern fortwandern zu betteln. Das Gleiche fand Aitzema
schersleben. Der Rath klagte ihm, daß die Wallensteinischen Commandanten
t bloß alles Geld erpreßt, sondern auch die Glieder des Rathes mehrere
ate lang eingesperrt hätten, bis sie auf ihren Credit herschafften, was sie
ochten. Aitzema nahm sein Quartier bei einem Rathsherrn. Er fand den
n so arm, daß er selber das Geld erst herschießen mußte, um etwas zu
i zu erhalten. Aitzema kam in der Stille nach Dresden. Dort waren mehrere
hen versammelt. Aitzema erfuhr, daß sie einen Bund besprächen zum Schutze
Confession von Augsburg. Einer der Räthe des Kurfürsten theilte ihm mit,
Johann Georg weder dem Kaiser, noch dem Kurfürsten von Bayern traue
ich freue über die Erfolge der Holländer. Doch wolle Johann Georg zur
noch nicht sich offenbaren, sondern abwarten, was seine Nachbarn thäten.
Der Holländer eilte weiter nach Gitschin und traf dort Wallenstein. Wir
gesehen, wie damals Wallenstein am kaiserlichen Hofe einen allgemeinen
des Reiches gegen die Holländer befürwortet. Ebenso schrieb er am
nuar 1630 an die Infantin.[2] Er tadelt, daß man von Brüssel aus
illstand oder Frieden mit den Holländern suche. Leichter sei ein gutes
en mit dem Kaiser, und dann Angriff auf die Holländer zugleich mit
ser und der Macht des Reiches. „Dazu," meldet er, „würde ich gern
nach allen meinen Kräften." Bei so günstiger Gesinnung wurde der
sel lebhaft. Wallenstein erklärte am 24. Januar: er könne der In-
ht helfen, bis der Friede in Italien geschlossen sei. Wenn dieß ge-
gebe er sein Wort mit 30—40,000 Mann in Friesland einzurücken,
aufzubieten, damit der Kaiser die Holländer in die Reichsacht erkläre.
sche Liga werde mithelfen, und der demnächstige Tag zu Regensburg
eiden. Er stehe in Correspondenz mit Christian IV. von Dänemark,

[1] O. de receptie was seer beleeft, ende de dismissie honorabel.
[2] zu Brüssel. Corresp. de Wallenstein, Tilly, Pappenheim.

und bemühe sich diesen König ganz auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Die Infantin möge nur den Waffenstillstand mit den Holländern nicht beschleunigen; denn es sei gegründete Aussicht da die ganze Kraft des Reiches gegen die Holländer wenden zu können.

Also erklärte sich Wallenstein am 24. Januar 1630. Am 23. Februar hat er vernommen,[1] daß die Holländer ihm den Aitzema zusenden. Er wiederholt dem Collalto gegenüber sein Wort, daß ein Krieg gegen die Holländer dem Kaiser nützlicher sein werde, als der Krieg in Italien gegen die Franzosen. Am 22. März traf der Holländer Aitzema in Gitschin ein.[2]

Er sieht den Herzog zur Kirche reiten, geschmückt mit dem Orden des goldenen Vließes. Das gab ihm Stoff zu mancherlei Bedenken. Auf dem Creditivschreiben der Hochmögenden fehlte die Aufschrift: Herzog von Mecklenburg. Wallenstein nahm das übel; denn alle Reichsfürsten, sagte er, gäben ihm diesen Titel. Doch gewährte er dem Gesandten Gehör; und dabei fehlte der Orden. Es war eine Besprechung von seltsamer Art. Wallensteins Rede schwankt zwischen Drohungen und freundlichen Worten. Er kennt die Umtriebe der Generalstaaten eben so wohl, wie Tilly sie kennt. Er erhebt offen den Vorwurf, daß die Generalstaaten den König von Schweden zum Kriege antrieben, ihm deshalb die schweren Zölle hingehen ließen. Aitzema widerspricht, und sie erörtern die Sache zwei Stunden lang. Als Aitzema den Feldherrn verläßt, merkt er aus der Haltung der Officiere, daß die Gerüchte von der Feindseligkeit des Herzogs gegen ihn durch diese Dauer der Audienz sehr besänftigt seien. In der zweiten Zusammenkunft spricht Wallenstein sein Misvergnügen aus über den Krieg in Italien. Er wolle dahin, sein Haupt nicht eher zur Ruhe legen, bis Friede sei. Dann erneuert er die Drohungen. Obwohl die Generalstaaten klug und vorsichtig seien, so wisse er doch, wohin sie wollten. Man möge nur aufrichtig sein. Er habe noch 50,000 Mann anwerben müssen, der Kaiser habe jetzt 170,000 Mann unter den Waffen. Man wisse auch wohl, wie den Niederlanden beizukommen sei.

War es ihm Ernst damit? Aitzema zieht den Herzog persönlich ins Spiel. Er wisse, sagt der Holländer: die Liga wolle ihm die Stifter Magdeburg und Halberstadt nehmen, die besten Quartiere, die besten Vorrathskammern. Der fremde Gesandte fragt den Herzog: ob denn die Geistlichkeit mit ihm zufrieden sei. Wallenstein verändert die Farbe. Er erwiedert: der Kurfürst von Baiern sei ein wahrer Freund des Kaisers und ein getreuer Diener desselben. Er spricht sich über seine eigenen Verhältnisse aus. „Ich bin auch Reichsfürst," sagt Wallenstein. „Ich bin demnach nicht bloß verpflichtet, sondern es ist auch mein eigenes Interesse die Rechte, Privilegien, Freiheiten des Reiches zu beschützen. Deshalb werde ich eben so wohl wie Andere Sorge tragen, daß der

[1] Chlumecky S. 211. Nr. CCXC.

[2] Aitzema III. 34. Dort steht der 12.; aber die anderen Daten sind nach dem neuen Kalender, mithin ist es der 22. März.

Kaiser oder das Haus Oestreich nicht zum absoluten Dominate im Reiche gelange, noch die kaiserliche Krone erblich mache. Ich bin eben so eifersüchtig auf die deutsche Freiheit, als irgend Jemand, und will zu diesem Zwecke alle gute Correspondenz mit den Generalstaaten, zum mindesten mit dem Prinzen von Oranien unterhalten."

Sprach Wallenstein hier die Wahrheit oder nicht? Der Niederländer scheint das Erstere angenommen zu haben. Aber durfte denn Wallenstein sich der Hoffnung hingeben, daß jemals die Reichsfürsten freiwillig ihn für einen der ihrigen erkennen würden? Darf man ihm eine solche Verblendung zutrauen nach allem, was er gethan?

Und doch scheint er dieser Ansicht gewesen zu sein. Im Januar 1630 spricht er davon, daß er den Kurfürsten Johann Georg in Dresden besuchen wolle.[1] Daran hindert ihn das Podagra. Noch am 22. April 1630 meldet er an Collalto, daß er zum Kurfürsten von Bayern nach München wolle, um mit diesem militärische Angelegenheiten zu besprechen.[2] Täuschte er mit solchen Reden bloß sich selbst, oder wollte er Andere täuschen?

In der That scheinen auch die ferneren Reden Wallensteins mit Aitzema günstig für die Annahme, daß in Wahrheit Wallenstein sich selber täuschte, daß er seine bedrohte Stellung nicht erkannte, daß er sich als Reichsfürsten für gesichert hielt. Er erzählte weiter dem Aitzema:[3] Spanien habe ihm eine Provinz in Neapel und einen Theil der Pfalz versprochen, wenn er gegen die Niederlande ziehe. Er bemerkte lächelnd: jenes sei zu fern, dieses zu nah an Bayern. Er erklärte endlich, daß er sehr geneigt sei den Hochmögenden und dem Prinzen von Oranien zu willfahren. Er könne die Truppen, die er den Spaniern überlassen, nicht zurückrufen ohne Geheiß des Kaisers. Er versprach dafür alles beim Kaiser aufzubieten, und wenn dieser zuvor die Kurfürsten und Tilly befragen wolle: so werde er in Regensburg sich um die Sache eifrigst bemühen.

Das ist: der Feldherr, der sich eben vorher gerühmt an der Spitze von 170,000 Mann kaiserlicher Truppen zu stehen, will sich bemühen um die Neutralität mit einem Staate, der nach der eigenen Kenntnis und den eigenen Worten des Feldherrn diese Neutralität unausgesetzt zu Feindseligkeiten gegen das Reich benutzt, mit einem Staate, der nach den eigenen Worten dieses Feldherrn nicht bloß jedem Feinde des Reiches die Mittel zur Kriegsführung darreicht, sondern auch selber die ganze Grenze entlang das Gebiet des Reiches weit überschritten hat, Besatzungen hält auf dem Boden des Reiches und diese seine Besatzungen durch Contributionen der Unterthanen des Reiches zu unterhalten befiehlt. Derselbe Mann, den alle Reichsfürsten anklagen, daß er ihre Rechte schädige, erklärt hier dem Boten einer feindlichen Macht, daß es sein Interesse sei diese reichsfürstliche Freiheit gegen den Kaiser zu schützen. Was denn im Grunde wollte Wallenstein?

[1] Chlumecky S. 206. Nr. CCLXXXIV.
[2] a. a. O. S 219. Nr. CCXCVII.
[3] Aitzema III. 38.

und bemühe sich diesen König ganz auf die Seite des Kaisers zu ziehen. Die Infantin möge nur den Waffenstillstand mit den Holländern nicht beschleunigen; denn es sei gegründete Aussicht da die ganze Kraft des Reiches gegen die Holländer wenden zu können.

Also erklärte sich Wallenstein am 24. Januar 1630. Am 23. Februar hat er vernommen,[1] daß die Holländer ihm den Aitzema zusenden. Er wieder- holt dem Collalto gegenüber sein Wort, daß ein Krieg gegen die Holländer [illegible] Kaiser nützlicher sein werde, als der Krieg in Italien gegen die Franz[illegible] Am 22. März traf der Holländer Aitzema in Gitschin ein.[2]

Er sieht den Herzog zur Kirche reiten, geschmückt mit dem Orden [illegible] goldenen Vließes. Das gab ihm Stoff zu mancherlei Bedenken. Auf [illegible] Creditivschreiben der Hochmögenden fehlte die Aufschrift: Herzog von Meckl[illegible] Wallenstein nahm das übel; denn alle Reichsfürsten, sagte er, gäben ihm [illegible] Titel. Doch gewährte er dem Gesandten Gehör; und dabei fehlte der [illegible] Es war eine Besprechung von seltsamer Art. Wallensteins Rede schwankt [illegible] Drohungen und freundlichen Worten. Er kennt die Umtriebe der Genera[illegible] eben so wohl, wie Tilly sie kennt. Er erhebt offen den Vorwurf, [illegible] Generalstaaten den König von Schweden zum Kriege antrieben, ihm [illegible] die schweren Zölle hingehen ließen. Aitzema widerspricht, und sie er[illegible] Sache zwei Stunden lang. Als Aitzema den Feldherrn verläßt, merkt [illegible] der Haltung der Officiere, daß die Gerüchte von der Feindseligkeit des [illegible] gegen ihn durch diese Dauer der Audienz sehr besänftigt seien. In der [illegible] Zusammenkunft spricht Wallenstein sein Misvergnügen aus über den [illegible] Italien. Er wolle dahin, sein Haupt nicht eher zur Ruhe legen, bis [illegible] sei. Dann erneuert er die Drohungen. Obwohl die Generalstaaten [illegible] vorsichtig seien, so wisse er doch, wohin sie wollten. Man möge nur [illegible] sein. Er habe noch 50,000 Mann anwerben müssen, der Kaiser [illegible] 170,000 Mann unter den Waffen. Man wisse auch wohl, wie den [illegible]

[illegible]

Tilly hielt unterdessen den Gedanken gegen die Niederlande fest mit ganzer Seele. In denselben Tagen, als Aitzema bei Wallenstein war, meldete dieser dem Mitfeldherrn und Pappenheim, daß er gegründete Hoffnung habe in Italien den Frieden hergestellt zu sehen.[1] Sofort erwiedert Tilly: wenn das geschieht, so wäre es zu wünschen und in alle Wege gut und heilsam, daß die Waffen wider die bösgesinnten, zur Aufwiegelung immer bereiten Generalstaaten gewendet würden. Denn anders, also wiederholt Tilly seinen alten Gedanken, ist auf einen beständigen Frieden im deutschen Reiche nimmer zu hoffen. Pappenheim geht in seinen Hoffnungen weiter. Er weiß es, meint er, daß nach Herstellung des Friedens in Italien Wallensteins Gemüth um so mehr gegen die Niederländer erregt sein werde. Pappenheim hat bereits einen Feldzugsplan entworfen. Er hat Mittel gefunden, meint er, daß binnen Jahresfrist die Holländer bezwungen und zum Gehorsam gebracht werden können. Ihre Macht zu Wasser und zu Lande werde es nicht hindern, wenn nur Wallenstein befehle.

Sollte die Infantin damals geahnt haben, wie es mit Wallenstein stehe? Sie war von Tillys Eifer für ihre Sache überzeugt. Sie wandte sich im März 1630 an den Kaiser, an Maximilian von Bayern, daß Tilly in ihre Dienste treten möge, um ihr Heer gegen die Holländer zu führen.[2] Der Kurfürst verweigerte es. Die Zustände im Reiche, erwiederte er, sind nicht derartig, daß die Liga ihres Feldherrn entbehren könne. Und doch war ja damals kein offenbarer Feind gegen die Liga in Waffen! Es blickt aus der Antwort des Kurfürsten die Besorgnis hervor, daß Tilly verfügbar bleiben müsse für den Fall der Noth gegen Wallenstein.

Wenn auch der Kurfürst Max von Bayern Tilly nicht in burgundische Dienste treten lassen wollte; so hoffte doch die Infantin diesen Mann ihres Vertrauens näher heran zu ziehen. Die Holländer schienen einen Anschlag auf die Stadt Lingen zu haben, die auf des Reiches Boden gelegen, burgundische Besatzung hatte. Die Infantin bat Tilly einige Truppen dort zusammen zu ziehen. Sie wandte sich in gleicher Absicht an den Kaiser Ferdinand. Auch dieser war willfährig. Ferdinand malte sich die Gefahr, die dem Reiche von diesen Nachbarn drohe, mit starken Farben aus. Die Holländer, meint er, werden ihre Gewalt so weit ausbreiten, daß die benachbarten Fürsten und Kurfürsten des Reiches in stäter Sorge vor ihnen sein müssen. Er bittet den Kurfürsten Max am 6. April 1630: er möge Tilly schleunigst von dem Vorhaben der Holländer auf Lingen in Kenntnis setzen. Man dürfe nicht mehr ruhig zusehen, daß die Holländer die Stifter aller Unruhe, alles Krieges und Unheils im Reiche so straflos auf des Reiches Boden nach ihrem Gefallen verfahren und im Angesichte der kaiserlichen siegreichen Heere einen Ort nach dem anderen wegnehmen. Er hat Wallenstein anbefohlen sich darüber mit Tilly in Verbindung zu setzen, und dem maßlosen Beginnen der Holländer mit vereinten Kräften zu steuern.

[1] Förster. Wallenstein als Feldherr und Landesfürst S. 436.
Tom. II. p. 416 ff. Nr. 176 ꝛc.

Der Kaiser war zu gewissenhaft einen Krieg gegen die Holländer zu unternehmen ohne die Genehmigung der Kurfürsten und Stände des Reiches. Dennoch dürfte es unter solchen Umständen dazu gekommen sein, wenn Wallenstein denselben Eifer wie Tilly gezeigt hätte wenigstens von dem Boden des Reiches selbst die gefährlichen Nachbarn zu verjagen. Wallenstein hatte nicht diesen Eifer. Darum erschien es durch die Gewöhnung in den Augen der Holländer als ein Recht ihre Besatzungen auf des Reiches Boden zu haben. Diejenige in Emden blieb auch später sogar so lange, bis erst Friedrich II. von Preußen im Jahre 1744 ihr den Abzug gebot. Und dazu untersagten die Hochmögenden den Fürsten des Reiches die einzelnen Soldaten, die aus diesen Garnisonen die Länder raubend und plündernd durchstreiften, selber dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Also hatte es noch der Prinz Moritz nicht bloß gestattet, sondern gefordert. Auf die Beschwerden solcher Art entgegnete er: warum man denn immer klage und nicht selber strafe? Seitdem war der Uebermuth sehr gestiegen. Im Jahr 1630 erneuerten die Hochmögenden das Gebot die etwa gefangenen Räuber nach dem Haag einzusenden. [1] Die Reichsfürsten mußten sich das gefallen lassen, weil sie sich nicht wehren konnten.

An Frieden dachten die Niederländer nicht. Während der Gesandte Aitzema seine Reise zu Tilly und Wallenstein machte, um die Feldherren zu beschwichtigen, kamen die Antworten der niederländischen Corporationen auf die Friedensfrage ein. [2] Die Partei der eifrigen Calvinisten, die Contraremonstranten, herrschten auf den Rathhäusern und in den Kirchen, und darum waren die Antworten sämmtlich ablehnend gegen die spanischen Vorschläge. Der Gedankengang dieser Antworten entsprach dem Gutachten, welches vorher die calvinischen Theologen eingegeben. Die Hochmögenden selbst beriefen sich in ihren öffentlichen Actenstücken auf ihre Neutralität gegen das deutsche Reich. Die einzelnen Städte hatten in ihren Antworten an die Regierung diese Rücksicht nicht zu nehmen. Sie sprachen frei und entschieden ihre Meinung aus, daß der Friede ihnen nicht bloß alle gute Gelegenheit zu Wasser und zu Lande aus den Händen nehme, sondern auch sie der Möglichkeit beraube ihrem guten Bundesgenossen, dem Könige von Böhmen und anderen Unterdrückten wider den Kaiser beizustehen. Es war zu erwarten, daß solche Gutachten schlossen: „Gott wohnt mitten unter uns mit seinem heiligen Wort. Er leitet alle unsere Handlungen, er segnet alles unser Thun.“ Zugleich beschlossen die Stände von Holland und Westfriesland keinen Arminianer mehr zu dulden und die scharfen Maßregeln gegen dieselben zu erneuern.

War schon die Stimmung der Holländer an sich gegen jeglichen Frieden: so kam zur selben Zeit noch das Angebot des französischen Bündnisses hinzu. Um dahin zu gelangen, achtete der Cardinal nicht auf kleine Verdrießlichkeiten. Sein König bat um freie Religionsübung der Katholiken zu Herzogenbusch. [3]

[1] Aitzema III. 43.
[2] a. a. O. S. 55.
[3] Aitzema III. 64.

Die Generalstaaten schlugen es ab. Holländer hatten ein französisches Schiff genommen. Richelieu erinnerte an die Rückgabe. Die Hochmögenden sollten etwas davon zurück, mit dem Bedingen: aus Gnaden.[1] Das hinderte den König oder Richelieu nicht ernstlich um ein Bündniß anzusuchen und zu bitten, daß die Hochmögenden nicht Frieden schließen möchten. Das Bündniß war wie immer in solchen Fällen dem Worte nach nur zur Vertheidigung. Allein in den geheimen Artikeln verpflichteten sich die Generalstaaten, daß sie, wenn Frankreich mit einem Zweige des österreichischen Hauses in Krieg gerathe, mit demselben nicht Frieden schließen, sondern Frankreich helfen wollten mit Schiffen und Geld.

Bei solchen Bündnissen war für die armen betrogenen Deutschen keine Aussicht, daß das Kriegsfeuer, welches ihr Land verheerte und verzehrte, jemals eher erlöschen würde, bis die fremden Mächte im Westen endlich des eigenen Gewinnes satt, und des Jammers und Verderbens, welches sie über Deutschland brachten, selber müde würden. Und doch waren sie erst nur die verkappten Feinde, die den offenen Krieg nicht wagten, sondern dazu einen dritten ansetzten und bezahlten, den gefährlichsten von allen: den Schwedenkönig Gustav Adolf.

Wir haben zuerst die Frage aufgeworfen, ob der deutsche Kaiser Ferdinand II. einen Krieg mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf beabsichtigt, veranlaßt oder auch nur einen solchen gering geschätzt habe. Gustav Adolf hatte eine Stadt auf deutschem Reichsboden besetzt. Er häufte in Stralsund Truppen an, so viele er vermochte. Ein solches Beginnen würde in unserer Zeit jede Regierung, der es widerführe, unweigerlich als einen Kriegsfall bezeichnen und demgemäß handeln. In gleicher Weise würde Gustav Adolf bei der Besetzung einer seiner Städte durch kaiserliche Truppen gehandelt haben. Man wird uns nicht erwidern, daß Stralsund nicht in gleichem Verhältnisse zum Kaiser stand, wie eine schwedische Stadt zu ihrem Könige. Wenn auch das Verhältnis nicht ganz dasselbe war, so war doch der Unterschied nicht wesentlich. Stralsund war dem Kaiser mit dem Herzog Bogislav von Pommern mit Eid und Schwur zur Treue verpflichtet und Bogislav wiederum war ein dem Kaiser so getreuer Reichsfürst, daß auch Wallenstein bei aller seiner Gier nach dem Herzogthum Pommern, bei allem Stacheln und Reizen einen Makel der Treue an diesem Herzoge nicht erfand. Gustav Adolf hatte erklärt, daß seine Besatzung in Stralsund bleiben solle bis zum allgemeinen Frieden. Der Herzog von Pommern that dieß dem Kaiser kund, und der Kaiser verlangte darüber das Gutachten Wallensteins, so jedoch, daß er dabei seine eigene Ansicht dem Feldherrn kund gab. Wegen der Stadt Stralsund einen Krieg mit Schweden anzufangen, bemerkt der Kaiser seinem Feldherrn,[2] ist nicht blos gefährlich, sondern auch ganz unnöthig. Denn wir haben weder Gelegenheit noch Mittel an dem schwedischen Königreiche und Ländern etwas zu gewinnen. Dagegen ist zu besorgen, daß durch den Schweden

[1] a. a. O. mit gratie.
[2] Mailáth. Geschichte Oestreichs III. 285

und seinen Anhang das Reich und die Erblande in Gefahr und höchste Verlegenheit leicht versetzt werden könnten. Darum möge Wallenstein dahin trachten, daß gegen die Abführung des kaiserlichen Kriegsheeres aus Pommern das schwedische Heer aus Stralsund zurückgezogen werde. Im selben Sinne schrieb[1] der Kaiser an den Herzog Bogislav, daß die Stadt Stralsund nicht für Feind des Reiches zu halten sei. Bogislav berief sich darauf im Februar 1630 vor seinen Ständen, als einige unter diesen die Stadt wegen der Verbindung mit Schweden als feindlich ansehen wollten.

Der Kaiser Ferdinand sprach diese seine Ansicht aus im Januar 1630, mithin zu einer Zeit, wo er nach der Meinung sehr Vieler und, wie wir voraussetzen dürfen, auch nach der seinigen dastand in ungeschwächter Macht, zu einer Zeit, wo die Wallensteinischen Truppen die deutschen Länder von der Ostsee bis nach den Alpen bedeckten. Darum ist diese seine Ansicht der unwiderlegliche Beweis, daß Ferdinand ungeachtet seiner Ueberzeugung einen gegründeten Anlaß zum Kriege gegen den Schwedenkönig zu haben, dennoch den Frieden dem Kriege vorzog. Die Worte des Kaisers an seinen Feldherrn liefern ferner den Beweis, wie Ferdinand nicht ahnte, daß von seiner Seite ein Schritt geschehen sein könne, der dem Schweden ein Recht oder einen Vorwand zum Kriege hätte geben mögen. Mithin ist der deutsche Kaiser Ferdinand vor der Nachwelt frei von jeder Anklage wissentlich den Schweden zum Kriege gereizt zu haben. Der deutsche Kaiser Ferdinand ist vielmehr bis an die Grenze dessen gegangen, was einem fremden Könige gegenüber zum Schutze des eigenen Reiches einem Herrscher vor dem eigenen Gewissen gestattet sein kann.

Gustav Adolf dagegen wollte Krieg. Man hat wohl einmal gesagt, daß seitdem ihm die Besetzung von Stralsund gelungen, der Krieg gegen den Kaiser nur noch eine Frage der Zeit gewesen sei. Dieß ist nicht genau so. Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf lange Jahre vorher bei allen seinen Unternehmungen immer nur dies eine Ziel im Auge hat: Krieg auf deutschem Boden. Wir haben gesehen, wie er bereits vier Jahre vor dem böhmischen Aufruhr auf die Lockung des Landgrafen Moritz von Hessen seine Bereitwilligkeit erklärte, wie er dann den böhmischen Aufruhr willkommen hieß, wie er ferner 1624 zum Kriege erbötig war und auch dann noch blieb, als der Dänenkönig sich ihm vordrängte, wie er endlich den Abgeordneten der Generalstaaten erklärte, daß all sein anderes Thun nur die Vorbereitung des einen großen Planes sei, der seine Seele beschäftige: Krieg gegen den deutschen Kaiser. Nicht bloß seit der Besatzung von Stralsund, sondern von Anfang an war der Krieg des Schweden gegen den Kaiser und das Reich nur eine Frage der Gelegenheit. Die Besetzung von Stralsund war insofern ein wichtiger Fortschritt, als dadurch dem Schwedenkönige das Thor geöffnet wurde, die längst gehegten Plane auszuführen.

Was der Schwede wollte, das erkannte oder ahnte Wallenstein, sobald er 1627 an den Ufern der Ostsee erschien. Jeder Brief, den Wallenstein um diese

[1] Theatrum Europ. II. 159

zu Lübeck ausgeschlossen. So unbillig habe man ihn, einen unschuldigen König, behandelt. Er zweifelt nicht daran, daß die Kurfürsten eine solche Behandlung sehr missbilligen werden. Er bittet sie dahin zu wirken, daß er künftighin mit solchen Prozeduren verschont werde. Wenn er aber des ungeachtet nicht zu einem billigen Frieden gelangen könne: so wolle er vor Gott und der ganzen Welt entschuldigt sein, wenn er, nicht etwa zum Nachtheile des deutschen Reiches, sondern nur zu seiner Sicherheit und seinem Schutze etwas Anderes vornähme.

Die deutschen Kurfürsten ließen ein Jahr vergehen, bis sie auf dieß seltsame Actenstück antworteten. Gustav Adolf schrieb ebenso an Wallenstein, an Tilly. Der letztere entgegnete ihm, wie wir gesehen haben, in einfach schlichter Weise: die Friedensunterhandlung habe nur zwischen den bis dahin kriegenden Mächten stattgefunden, dem Kaiser und dem dänischen Könige, und darum sei Niemand anders, auch nicht die Fürsten des Reiches nach Lübeck aufgefordert oder zugelassen.

Der Schwedenkönig indessen hatte nun einen Vorwand und zur selben Zeit trat ein neuer hinzu. Im April 1629 gebot Wallenstein dem Feldmarschall Arnim mit etwa 15,000 Mann den Polen zu Hülfe gegen Schweden zu eilen.[1] Es war augenscheinlich Wallensteins Absicht den Schweden zu beschäftigen, ihn abzuhalten von einem Einfall in Deutschland. Die Maßregel war nur von halber Kraft. Arnim, der diese Truppen führte, ging widerwillig zögernd,[2] und ward ebenso widerwillig von den Polen aufgenommen. Er war ihnen verdächtig, anfangs bloß den Senatoren, hernach auch dem Könige Siegmund. Sie wußten, daß er früher in schwedischen Diensten gestanden. Sie wußten ferner, daß er Besitzungen im Lande des Kurfürsten von Brandenburg hatte. Diesen wolle er nicht in Gefahr bringen, sagten sie. Man warf ihm Unthätigkeit vor. Nach wenigen Monaten seines Feldherrnamtes ward Arnim oder stellte sich krank, und begab sich in sächsische Dienste. Dort werden wir ihn später finden als Unterhändler zwischen dem Schwedenkönige und dem Kurfürsten.

Derartige Unterstützungen geschahen in jenen Zeiten häufig, ohne besonderen Anstoß zu erregen. Dieß war um so leichter, da es geworbene Truppen waren, die man vorher ihres Eides entließ. Dasselbe war auch hier geschehen, und die Truppen hatten dann dem Könige von Polen geschworen.[3] Bereits zwei Jahre zuvor hatte Wallenstein eine kleinere Unterstützung an Polen geschickt, und dadurch so wenig Anstoß erregt, daß Gustav Adolf damals — ob aufrichtig oder nicht ist im Wesentlichen einerlei — dem Kaiser ein Bündnis gegen Dänemark antragen ließ. Gustav Adolf hatte ferner, abgesehen von Stralsund, im April 1628 mit Dänemark sich verbunden, die kaiserlichen Schiffe nicht auf die See kommen zu lassen. Mithin konnte die Sendung Arnims an die Polen nicht als eine Feindseligkeit von Seiten des Kaisers betrachtet werden, welche

[1] Diese Zahl gibt Wallenstein selbst an, Chlumecky S. 155.
[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 34 ff.
[3] a. a. O. S. 47.

nicht Gustav Adolf durch eine größere welt gemacht hätte. Aber der Zug Arnims kam für das Streben Gustav Adolfs nach Vorwänden zu dem beabsichtigten Kriege gar zu gelegen. Für den Kaiser und das Reich dagegen brachte der Zug auch nicht die mindeste Frucht; denn das Hülfsheer ging zu Grunde, ohne irgend einen nachhaltigen Erfolg errungen zu haben.

Wir sehen, die Sendung Arnims nach Preußen und Polen hatte eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Angriffe auf Stralsund.

Der Krieg in Polen und Preußen, dem Gustav Adolf früher als Mittel zum Hauptzwecke nachgetrachtet, war nun, nachdem sich andere Wege eröffnet, ein Hemmnis für ihn. Er setzte den Bemühungen Richelieus ihn dort frei und verfügbar zu machen, keine Weigerung entgegen. Der französische Gesandte Charnacé, dem der englische Sir Thomas Roe beitrat, vermittelte im September 1629 zu Altmark nahe bei Stuhm, den Waffenstillstand, so jedoch, daß der Schwedenkönig die errungenen Vortheile behielt. Er blieb im Besitze von Pillau und des Zolles, den er dort erhob.

Abermals trat bei dieser Gelegenheit hervor, daß es dem deutschen Kaiser und nicht minder dem Kurfürsten Max von Bayern um allseitigen Frieden zu thun war. Sie begehrten in diesen Frieden eingeschlossen zu werden. Denselben Wunsch sprachen der Kurfürst von Brandenburg und der Herzog von Pommern aus. Es lag auf ihnen das drückende Gefühl der Ahnung der kommenden Dinge. Oxenstjerna höhnte darüber. Die guten Märker und Pommern fühlen ihren Kummer, meinte er. [1]

Bevor der König Gustav Adolf nach Schweden heimkehrte, theilte er im Lager selbst seinem Kriegsrathe seine Plane mit, und verlangte die Meinungen zu wissen. [2] Die Stimme der Wahrheit und des Rechtes war dort nicht ganz verstummt, und einige wenige Männer wagten es ihre Bedenken auszusprechen. Schon so, sagten sie, sind die Einkünfte des Reiches durch die andauernden Kriege erschöpft. Ein neuer Krieg gegen den Kaiser ist ein abenteuerliches Unternehmen. Immerhin mag den Herzögen von Mecklenburg Unrecht geschehen sein; allein die Kurfürsten des Reiches selbst sind die besten Richter solcher Angelegenheiten. Schweden ist sicher vor jeglichem Angriffe. Ebenso aber wie das Meer gleich einer natürlichen Vormauer ist, hinreichend um Schweden gegen alle Einfälle zu decken: ebenso auch macht dasselbe alle Einmischung in die Angelegenheiten des festen Landes unbequem, kostspielig und fruchtlos. Diese Schweden im Rathe des Königs weisen darauf hin, daß der Kaiser den Schweden noch keine rechtmäßige Ursache zu einer Kriegserklärung gegeben habe: denn die Truppen des Arnim haben in Sold und Pflicht von Polen gestanden. Man hob ferner die scheinbar so ungeheure Macht des Kaisers hervor. Man warnte. Man bat den König abzustehen von diesen gefährlichen Dingen.

Waren die Gedanken des Schwedenkönigs wirklich so abenteuerlich, wie sie

[1] Moser, patriotisches Archiv VI. 153.
[2] Chemnitz, schwedischer Krieg I. S. 17.

diesen Sprechern erschienen, wie sie vielleicht auch der Mehrzahl derjenigen erscheinen mochten, die nicht zu sprechen wagten? Die Antwort nach dem Geschehenen liegt auf der Hand. Nicht danach haben wir zu fragen, sondern ob der Schwedenkönig selbst sich in sanguinischen Träumen wiegte über das was er ausführen könne. Und dieß müssen wir verneinen. Sein Plan des Krieges in Deutschland war nicht das Erzeugnis einer Aufwallung des Augenblickes, wo vielleicht dem Auge des einen Mannes die Verhältnisse günstig zu liegen schienen, sondern es war der Plan seines Lebens. Gustav Adolf war vorzugsweise der Mann der ruhigen, kalten Ueberlegung, der genauen Berechnung, der scharfen Menschenkenntnis. Er hatte die deutschen Verhältnisse an Ort und Stelle selber studiert. Er hatte seine Zwecke und Mittel reiflich gegen einander abgewogen, und er hatte gefunden, daß diese für jene ausreichten. Vor allen Dingen hatte er sich frühzeitig frei gemacht von jeder inneren Schranke, von den Anwandlungen eines unzeitigen Rechtsgefühles. Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und dergleichen waren mit seinen Planen unvereinbar, und er machte daraus im vertrauten Rathe kein Hehl. Er deutete es dort zur Genüge an, daß sein Ziel dasselbe sei, welches den Eroberern immer vorgeschwebt: die Unterdrückung aller Andern neben ihm.

Werfen wir zum vorläufigen Beweise dessen einen Blick auf die Unterredungen des Königs mit dem Kanzler Oxenstjerna und dem schwedischen Reichsrathe. Auch Oxenstjerna war nicht für den Krieg in Deutschland.[1] Nach seiner Ansicht sollte Gustav Adolf sich zum Herrn des Nordens machen. Wir haben gesehen, wie der König früher dadurch schwankend wurde, wie er gegen das Ende des Jahres 1627 an Wallenstein Anträge gelangen ließ zu einem Bündnisse mit dem Kaiser gegen Dänemark. Dieses Schwanken, wenn anders jene Anträge aufrichtig gemeint waren, dauerte nicht lange, zumal als Wallensteins habgierige Thorheit und tückische Gewalt den Schweden die Stadt Stralsund in die Arme trieb. Im Jahre 1628 schwankte der König nicht mehr. Damals hält Oxenstjerna ihm vor, daß in Deutschland keine Mittel für ihn seien. Der König gibt es zu. Allein, wenn wir die Oberhand bekommen, sagt er, werden auch Hülfsmittel aufzufinden sein. Diesen Gedanken hält Gustav Adolf fest, und spricht ihn einige Monate später in bestimmterer Fassung aus. Er ist im Spätherbste 1629 mit dem schwedischen Senate zu Upsala. Der Senat mahnt den König warnend von dem Kriege ab. Es ist gegen Gott und Gewissen, hält man ihm vor, eine Monarchie stürzen zu wollen.[2] Wir bemerken die Scheu den Namen der Monarchie, die gestürzt werden soll, zu nennen. Der König entgegnet: die Monarchie geht von einem Geschlechte zum andern. Sie ruht nicht auf Personen, sondern auf Gesetzen. Einer der Senatoren erwiedert bedenklich: wenn auch der König siegreich ist: so werden sich die Deutschen doch nicht anschließen. Ist er aber besiegt, so werden sie erst recht sich ihm entziehen. Gustav Adolf antwortet: „Wenn ich Sieger bin, so sind sie meine Beute."

[1] Geijer III. 154.
[2] Geijer III. 159. Nr. 2. Man sehe Beilage LXIII.

Das ja waren die deutschen Fürsten und Obrigkeiten mit ihren Unterthanen allerdings, und mußten sie sein nach der Erfahrung der Geschichten aller Völker, und nach der besonnenen Erwägung eines jeden Einzelnen. Diese einfach und klar in der Natur der menschlichen Dinge zu Tage liegende Wahrheit blieb dem Auge der deutschen Fürsten nicht verborgen. Dazu kam noch der Hinblick auf das was man jüngst erlebt. Der Dänenkönig hatte einige deutsche Fürsten bethört sich ihm anzuschließen gegen den Kaiser. In der Zeit der Noth hatte er sie alle verlassen und verrathen. Als er seinen Frieden mit dem Kaiser machte, hatte er den feindlichen Feldherrn zu Gefallen nicht einmal ein Fürwort eingelegt für die Herzöge, zu deren Vertreibung der Bund mit ihm den Vorwand abgegeben. Er hatte dieß Wort nachher im September 1629, fünf Monate nach dem Friedensschlusse vorgebracht, wo er wußte, daß es vergeblich sein würde. Durften die etwa kriegslustigen Fürsten in Deutschland, wenn nämlich außer denen von Cassel und Weimar solche vorhanden waren, sich von dem Schweden mehr Sicherheit versprechen, als von dem Dänen? Durften sie mehr Vertrauen zu ihm hegen für den Fall der Noth, wenn dann er für die Preisgebung seiner Freunde selber mit heiler Haut sich retten konnte?

Und sollten sie darum ihren Pflichten und Eiden gegen den Kaiser entsagen! Wir legen auf diese nicht allzuviel Gewicht. Treue und Gewissenhaftigkeit lagen nicht im Geiste jener Zeit. Dennoch hatten sie so viel Gewicht, daß sie da, wo die Vortheile auf beiden Seiten gleich waren, den Ausschlag zu geben vermochten. Und hier waren vor dem Einbruche des Schwedenkönigs weder die wahren, noch die scheinbaren Vortheile nach beiden Seiten gleich: sie waren auf der Seite des treuen Verharrens bei Kaiser und Reich. Freilich litt man schwere Noth durch den kaiserlichen Feldherrn, seine Obersten und sein Heer. Die Gemüther der protestantischen Fürsten und Obrigkeiten waren mit banger Sorge erfüllt vor der völligen Durchführung des Restitutionsedictes. Aber noch waren nicht alle gütliche Mittel erschöpft. Der Kaiser ging mit dem Gedanken um einen Reichstag zu berufen. An solchem Orte umgab ihn nicht der undurchdringliche Zaun der von Wallenstein bestochenen Räthe. Der Kaiser selbst mußte persönlich die Klagen und Beschwerden der Fürsten entgegen nehmen, und dann konnte es nicht anders sein: es mußte Abhülfe geschafft werden. Wallenstein mußte fallen. Dann konnte alles noch sich friedlich wenden, und es konnte wieder werden, wie zuvor.

Daß das der Gedankengang der deutschen Fürsten sein mußte, folgt mit innerer Nothwendigkeit aus den Thatsachen selbst. Eben so wenig wie der Rath von Stralsund freiwillig aus sich den Schweden zu Hülfe gerufen: eben so wenig hat dieß eine andere deutsche Obrigkeit des Reiches, ein deutscher Fürst gethan. Wie die Verwickelung der Dinge, die Wallensteins und Arnims Gier und Thorheit verschuldeten, die Stadt Stralsund dahin trieb, daß sie die dargebotene, die aufgedrungene Hülfe um der Selbsterhaltung willen nicht mehr ablehnen konnte: so erging es zwei Jahre später ihren deutschen Leidensgefährten von dem Pommernherzoge Bogislav an bis hoch hinauf ins deutsche Reich. „Wenn ich Siege[illegible]e,“ sagt Gustav Adolf, „so sind sie meine Beute.“

Selbst das Benehmen des Landgrafengeschlechtes von Hessen-Cassel, des unseligsten der deutschen Fürstenhäuser in der an Verrath und Treubruch so überreichen Zeit, widerlegt nicht dieses geschichtliche Verhältnis.[1] Im September 1629 hatte der junge Landgraf Wilhelm den Vergleich mit Darmstadt abgeschlossen, der zur Freude aller Hessen dem unheilvollen Zwiste dieser fürstlichen Familien ein Ende machen sollte. Der Kaiser bestätigte den Vergleich. Der alte grollende, geistig gestörte Moritz protestirte, wie immer, gegen jeden Frieden. Die alte Landgräfin Juliane versuchte ein anderes Mittel. Sie wandte sich nach dem Haag, um im Namen ihrer Kinder, welche den Vergleich nicht mit beschworen, die Hochmögenden um Hülfe zu bitten. Dort erschien gleichzeitig Dietrich von Falkenberg, den der Schwede zugleich als Werber in Emden, als Gesandten im Haag gebrauchte. Falkenberg war von Hause aus ein hessischer Lehnsmann, hatte fünfzehn Jahre zuvor die erste Aufforderung des Moritz an Gustav Adolf gebracht, und war dann zum Unheil seines deutschen Vaterlandes in schwedische Dienste getreten. Der Prinz Friedrich Heinrich von Oranien warnte die alte Landgräfin vor dem gefährlichen Bündnisse mit dem Schwedenkönige. Er hielt ihr die Gründe vor, welche sich aus der Lage der Dinge selbst aufdrängten. Denn so gern Friedrich Heinrich die Fortdauer der deutschen Unruhen durch Gustav Adolf sah: so war er doch keineswegs geneigt das Geschick seiner eigenen Angehörigen an die Plane des Schweden zu wagen. Anders sprach Falkenberg. Wie sich bei ihm von selbst verstand, war Gustav Adolf entschlossen Gottes Sache zu führen. Es komme aber für die deutschen Fürsten darauf an bei Gustav Adolf den Preis des ersten Zutrittes, demnächst des Sieges zu erwerben. Wenn dieser Preis in den benachbarten Stiftern und Pfründen der Pfaffen bestehe: werde weder Kursachsen noch Hessen-Darmstadt es hindern.

Wir sehen, Gustav Adolf, welcher als Retter und Schützer der gekränkten Herzöge von Mecklenburg auftrat, vergab seinerseits durch seine Gesandten bereits deutsche Fürstenthümer, ein Jahr bevor sein Fuß den deutschen Boden betrat. Doch hatte sogar das Geschlecht von Hessen-Cassel damals noch nicht den Muth auf diese Lockungen einzugehen. Es merkte sich das Angebot für die Zukunft.

Der Schwedenkönig kannte diese Lage der Dinge, die Ansichten der deutschen Fürsten sehr genau, und gab sich darüber keinen Täuschungen hin. Als der französische Gesandte Charnacé ihn anzutreiben suchte mit der Behauptung, daß die Deutschen ihn als Messias erwarteten, erwiederte der Schwede: der Kurfürst von Sachsen habe ihm sagen lassen, er werde sich mit dem Kaiser gegen jeden Fremden vereinigen.[2] Johann Georg habe sich geweigert den Brief des Schweden an die Kurfürsten auch nur anzunehmen. Daß Gustav Adolf sich längst seinen Plan ausgedacht, wie er die widerstrebenden Fürsten dennoch mit Güte oder

[1] Rommel VIII. 81.
[2] Geijer III. 162.

mit Gewalt auf seine Seite bringen, sich unterthänig machen wollte, das zu erfahren war für den Franzosen noch immer früh genug.

Wir haben diesen Plan des Schwedenkönigs zu erwägen, wie er sich denselben entworfen, bevor er das deutsche Reich betrat.[1]

Das höchste und letzte Ziel der ganzen Sache ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen mit solchem Haupte. Das Mittel dazu ist die allgemeine Leitung des Kriegs. Wer diese hat, ist Herr, wenn er anders die Zeit recht gebraucht. Die Leitung des Krieges bedingt alles.

Die Durchführung des Planes ist möglich durch die ausgedehntesten gegenseitigen Versprechungen. Der König verspricht, daß die Freiheit der evangelischen Stände erhalten, die festen Plätze ihnen zurückgegeben werden sollen u. s. w. Ferner muß hinzukommen die Errichtung eines besonderen gemeinschaftlichen Kriegsrathes, welcher dem Lager des Königs beständig und auf dem Fuße zu folgen hat.

Also der König Gustav Adolf. Die Vergleichung des zweiten Absatzes mit dem ersten ergibt, daß die Bestimmungen des zweiten, nämlich die Versprechungen des Königs an deutsche Fürsten nur Formen sein konnten, denen der erste Absatz durch seine Worte über die Leitung des Krieges den Inhalt vorweggenommen hatte. Aehnlich verhielt es sich mit dem Kriegsrathe, der beständig dem Lager folgen soll. Dieser soll berathen. Der König soll ohne die Zustimmung desselben nichts beschließen. In Betreff der Ausführung jedoch muß er freie Hand haben. Der Entwurf stellt nach Maßgabe der Zeitverhältnisse den Schwedenkönig Gustav Adolf zu den protestantischen deutschen Fürsten wesentlich in dasselbe Verhältnis, wie Napoleon I. später es zu dem Rheinbunde einnahm. In einer besonderen Beziehung jedoch ging Gustav Adolf weiter. Betrachten wir seine ferneren Schlußfolgen.

Die Absichten der Katholiken und Evangelischen stehen so scharf einander gegenüber, sagt er, daß es eine Thorheit ist nicht unzweifelhaft zu erkennen und zu bekennen, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten muß, einer Vergleichung oder anderen Mitteldingen aber auf keine Weise getraut werden darf.

Hier zuerst tritt energisch, unversöhnlich, erbarmungslos das Manifest des Religionskrieges hervor. Ob Gustav Adolf anderswo als in seinen Reden an Deutsche und an Schweden an diese Fahne seines Krieges selber glaubte — diese Frage wird sich uns später aufdrängen. Die Thatsache war die, daß Gustav Adolf die Plane, welche bis dahin nur in der calvinischen Partei und sehr wenigen Lutheranern von halb holländischer oder dänischer Gesinnung sich geregt hatten, hier dem gesammten deutschen Protestantismus zuwies, daß Gustav Adolf das ganze Lutherthum, welches in seinen bedeutendsten Vertretern bis dahin sich

[1] Söltl, Religionskrieg III. 275. Es ist eins der wichtigsten Actenstücke über den Schwedenkönig.

und treu an Kaiser und Reich und den Ordnungen desselben gehangen, solidarisch haftbar zu machen bestrebt war für die Plane seiner Umwälzung, des völligen Umsturzes aller bestehenden Ordnung im Reiche. Der Grundzug des Gedankens war derselbe, wie einst bei Friedrich V. von der Pfalz; allein wie unendlich verschieden sprach sich dieser Gedanke bei den beiden Häuptern aus! Die unbestimmten, planlosen Wollungen Friedrichs V. waren hier in ein festes, durchgreifendes System gebracht.

Gustav Adolf schob den deutschen Lutheranern, die nicht in seine Plane dieses Vernichtungskampfes eingingen, unverweilt den Vorwurf der Thorheit zu. Aber es war nicht seine Absicht bei einem Vorwurfe zu beharren.

Indem er Katholiken und Lutheraner als zwei bis auf den Tod feindliche Parteien — was sie, wir wiederholen es, bis auf ihn nicht gewesen waren, — einander gegenüberstellt, hebt er die Vortheile der Einheit auf katholischer Seite hervor. Der Feind ist unter einem Haupte einig zur Führung des Krieges und dadurch stark. Was aber die Evangelischen bislang vorgenommen, ist völlig planlos, ohne bestimmtes Ziel, und es ist daher nichts gewisser, als daß der Feind, wenn er entschlossener darauf anginge, das Feuer mit derselben Leichtigkeit wieder dämpfen könnte, mit welcher es aufgeblasen worden.

Offenbar war diese Einigkeit, welche Gustav Adolf der katholischen Partei zuschrieb, dort nicht vorhanden. Der Kaiser und die Liga waren über eine Hauptsache, über die Person des kaiserlichen Feldherrn nicht einig. Aber es diente dem Zwecke Gustav Adolfs diese Einigkeit, die nicht da war, vorauszusetzen. Er pflegte von einer katholischen Liga im Allgemeinen zu reden, als deren Mitglieder er den Kaiser und den König von Polen ansah. Aus der Meinung über die Einigkeit der katholischen Fürsten folgte die Nothwendigkeit der Einigung der protestantischen Fürsten zu einheitlichem Plane, zu einer gemeinsamen Führung.

Gustav Adolf wollte also diesen Plan, diese Folgerichtigkeit bringen, die Partei organisiren. Das nächste und unabweisbare Erforderniß war, daß alle sich betheiligten, daß eine Neutralität, ein Abwarten, ein Nichttheilnehmen am Kriege nicht gestattet werden konnte. Es war der Gedanke, den der König später praktisch in die Fassung der biblischen Worte kleidete: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet. Und wiederum legt die Art und Weise, wie die einzelnen Fürsten gewonnen werden sollen, Zeugniß ab von dem scharf durchdringenden Geiste dieses Mannes.

Weil für die Berathung in Deutschland immer Tag und keine Nacht, für die Ausführung immer Nacht und niemals Tag ist, so ist von Versammlungen nicht viel zu hoffen. Darum ist es nöthig, daß der König einen Stand nach dem andern gewinne, mit demselben besonders abschließe und also allmälig zu einer festen Grundlage gelange. Da ist Kurbrandenburg der erste.

Wir erkennen, wie das alte Sprüchwort: divide et impera hier in etwas veränderter Fassung wiederkehrt. Den nächst wohnenden deutschen Reichsfürsten, bei welchen der König dieß System zuerst anzuwenden hatte, den Herzog Bogislav

von Pommern, hält der Schwede der Erwähnung nicht werth, weil diese Beute ihm allzu leicht erschien.

Dem Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg zunächst muß der Argwohn benommen werden, und dieß geschieht durch eine persönliche Zusammenkunft.

Wir sehen, wie der Schwedenkönig auf die überwältigende Macht seiner Persönlichkeit vertraut. Seinen haltlosen Schwager von Brandenburg kannte er genau. Ueber keinen der deutschen Fürsten äußerten er und Oxenstjerna sich geringschätziger als über diesen immer verrathenen und betrogenen Mann. Oxenstjerna faßte eben damals sein Urtheil über ihn in die Worte zusammen:[1] „Er ist verachtet bei Freund und Feind.“ Gustav Adolf wußte mithin, was er diesem Schwager bieten durfte; aber er kannte auch die anderen. Er kannte Johann Georg von Sachsen.

Der Vorgang Brandenburgs, fährt der König fort, würde für die Uebrigen eine Fackel und Posaune sein, und die Brücke, über welche Kursachsen beizukommen ist.

Johann Georg ist furchtsam und veränderlich, dem Gelde und dem Vergnügen ergeben. Wenn er nicht aus seiner Furcht herausgerissen, dem Einflusse gleich furchtsamer Rathgeber entzogen wird: so ist zu besorgen, daß er eher schaden als nützen werde. Deshalb muß man mit der Armee so gehen, daß man immer freie Seite hat, den Kurfürsten zum Gespräch bekommt und bei dieser Gelegenheit ihn bindet. Alsdann kann man die beiderseitigen Heere vereinigen. Doch ist auch vorher darauf hinzuarbeiten. Sobald die Vereinigung mit Brandenburg geschehen, ist Kursachsen durch einen Gesandten davon in Kenntniß zu setzen. Nun wäre, also muß man zu Johann Georg reden, der Zustand des Krieges also beschaffen, daß die Last desselben leider in sein Land gewälzt werden müsse und es gäbe kein anderes Mittel sich herauszuwinden, als sich auf dieselbe Weise mit dem Könige von Schweden einzulassen, wie Brandenburg es gethan, zu diesem Ende die Stadt Wittenberg zum Beginne und zur Kräftigung des Krieges zu eröffnen. Wenn nicht dieses geschieht, wird die Furcht den Kurfürsten Johann Georg bald hierhin, bald dorthin reißen, da er ohnehin unbeständig und völlig unfähig ist etwas Männliches und Kräftiges in seinem Geiste zu erfassen. Wenn dieß geschehen, so ist in allem Uebrigen geholfen. Wenn es vernachlässigt wird: so ist eben dadurch ein harter Riegel vorgeschoben.

Wir Deutsche wissen leider, daß es geschehen ist.

Endlich ist zu bedenken, sagt der König Gustav Adolf, daß, wenn Brandenburg und Sachsen sich im Uebrigen wohl fügen, man über die Vertheilung der Kriegskosten, Pommern ausgenommen, welches als schwedisches Land nicht belastet werden darf, mit Glimpf reden kann, um so eher, da ohnehin ihnen aus ihren Ländern dieselben an den Hals wachsen werden.

Das waren die Grundzüge des schwedischen Krieges in Deutschland nach

[1] Moser, patriotisches Archiv VI. 153.

dem Entwurfe des Meisters, des Königs Gustav Adolf. Die Umstände bewirkten manche Veränderung. Namentlich war zu Anfang des Krieges der Sieg der demagogischen Partei in der Stadt Magdeburg ein Zwischenfall, der sich in den vorher berechneten Plan Gustav Adolfs so lange nicht glatt einfügte, bis er durch Falkenbergs Sendung dahin die Leitung erlangte, und fortan die Stadt gebrauchte, wozu sie gut war. Im Wesentlichen läßt sich in den späteren Thatsachen die Ausführung der Grundstriche des Entwurfes wieder erkennen.

Der Entwurf indessen berücksichtigt nur die deutschen Fürsten und Reichsstände, und nicht die protestantische Bevölkerung des Reiches. Dieser nicht minder mußte die Idee des Religionskrieges einleuchtend gemacht werden. Als besondere Werkzeuge dazu erscheinen die Theologen geeignet. Gustav Adolf hatte einen stark theologischen Anstrich, nicht freilich in der Weise der Schwächlinge. Mit Jacob I. von England hatte er auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Die Erforschung dogmatischer Subtilitäten hatte niemals die Thatkraft des Schwedenkönigs gelähmt. Seine Theologie war von sehr praktischer Art. Er redete gern in Bibelworten. Er hatte eine ausgebildete Neigung zum Predigthören, und nicht minder sich selber in Reden von ähnlicher Art und Haltung zu ergehen. Die lutherischen Geistlichen konnten ihn fast betrachten als einen der ihrigen. Aber er war zugleich König. Er verband mit der Kraft seines Auftretens, wo er wollte, eine ungemeine Leutseligkeit der Person, und durfte der Wirkung derselben auf die Geistlichen vertrauen. Er durfte diese seine Eigenschaften mit in Anschlag bringen als Hülfsmittel für den Krieg, indem er sich durch dieselben diesen einflußreichen Stand zum Bundesgenossen erwarb. Freilich beteten die Geistlichen sonntäglich von ihren Kanzeln um den göttlichen Segen für den Kaiser. Aber sie kannten den Kaiser nicht, der fern von ihnen in seiner Hofburg thronte. Niemals sahen sie sein Angesicht. Der Schwede dagegen hörte ihre Predigt, trat freundlich zu ihnen und redete mit ihnen in theologischen Ausdrücken. Wenn sie aus seinem Munde vernahmen, daß der Kaiser sie verfolge um des lutherischen Bekenntnisses willen von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, daß der König dagegen alles hintangesetzt, um sie von Religionsdruck und Verfolgung zu befreien, um der Vorkämpfer des Protestantismus zu sein, nicht um für sich Gewinn und Ruhm zu haben, sondern uneigennützig nur für sie die Gewissensfreiheit zu erringen: so glaubten sie das, und wurden eben so beredte Verkünder solcher Worte zu ihren Gemeinden, wie der Schwedenkönig es zu ihnen gewesen war. Das alles hatte Gustav Adolf wohl erwogen, bevor er sein Werk unternahm. Auch hatte er vorgearbeitet. Es war klar, daß in Wahrheit von einem Religionsdrucke gar nicht die Rede sein konnte. Weder Wallenstein, noch Tilly traf in dieser Beziehung der leiseste Vorwurf. Duldete der Kaiser in seinen Erbländern keinen Lutheraner, so duldete Kursachsen keinen Katholiken noch Calvinisten. In dieser Beziehung standen beide Parteien einander völlig gleich. Auch das Restitutionsedikt ließ die Geistlichen von Pommern, von Brandenburg, von Kursachsen völlig ungefährdet. Mithin war es Gustav Adolfs Aufgabe für seine Zwecke einen Religionsdruck da glaubhaft zu

holen. Das mochte ihm um so lieber sein, da ja seine Eigenschaft als Glaubensheld unter solchen Umständen bei der Mitwelt etwas mehr Hindernisse gefunden hätte. Aber auch bei dem beabsichtigten Einbruche von Norden her mußte die Armee geworben werden. Woher die Mittel? Dazu kam noch ein anderer Umstand. Bei Kriegsunternehmungen in die Ferne war Gustav Adolf nicht sicher vor seinem Nachbar, dem Dänen.[1] Seine Schweden mußten zur Vertheidigung des Landes daheim bleiben, und das Angriffsheer, welches Gustav Adolf auf 15,000 zu Fuß und 9000 zu Roß berechnete, mußte demnach meist aus Fremden bestehen: aus Deutschen, Engländern, Schotten und wer sonst sich willig erfand. Woher abermals die Mittel?

Das ohnehin arme Schweden war durch die langwierigen Kriege — denn die Lebenszeit Gustav Adolfs war eine Kette derselben — völlig ausgesogen. Salz, Getreide, das Vieh war hoch besteuert.[2] Die Ausfuhr des Kupfers war verpachtet. Auch den Getreidehandel belastete Gustav Adolf hoch, bis er ihn endlich zu seinem Monopole machte. Was, darf man fragen, blieb da dem armen Volke übrig, das alljährlich noch dazu seine Söhne willig oder unwillig auf die Schlachtbank des großen Mannes liefern mußte? Gustav Adolf forderte zur Gründung westindischer Handelscompagnien auf. Als die Gelder beisammen waren, legte er die Hand darauf und strich sie ein.[3]

Mehr noch vertraute der König auf den Zoll in dem Hafenorte Pillau, den er seinem Schwager abgenommen. Anfänglich hatten er und Oxenstjerna bei diesem Plane auf das Eigenthum des Nachbars die leisen Bedenken gegenseitig durch die Erinnerung zur Ruhe gebracht, daß man es ja später nach dem Frieden zurückgeben könne. Es ist möglich, daß sie damals selbst es so meinten. Aber die Ansichten änderten sich. Bei den mehrmaligen Unterhandlungen mit Polen über den Frieden verstand es sich von selbst, daß Pillau im Besitze von Schweden blieb,[4] und der hülflose und von seinen Räthen verrathene Schwager von Brandenburg, der rechtmäßige Eigenthümer, ward eines Wortes darüber kaum gewürdigt. Nicht Pillau an sich war der Vortheil, sondern der Zoll, den Gustav Adolf dort erheben ließ. Die Nachsicht gegen diesen Zoll war der Vorwurf, welchen Tilly und Wallenstein gegen die Generalstaaten erhoben. Der Zoll war eine Hauptquelle für den König. Auf diesen wies er den bedenklichen Oxenstjerna hin und meinte: er werde die Mittel zum Kriege haben, wenn anders der Zoll seine Pflicht thue.[5] In der That brachte der Zoll im Jahre 1629 eine halbe Million Rthlr. ein.

Dazu vertraute der König auf die Beisteuern anderer Mächte: namentlich von Holland, England, Frankreich. Die Hochmögenden waren dießmal nicht

[1] a. a. O. S. 153.
[2] a. a. O. S. 173.
[3] Gfrörer, Gustav Adolf S. 693 (2. Aufl.)
[4] Londorp. III. 1044
[5] Geijer III. 152.

machen, wo ein solcher nicht vorhanden war. Gustav Ad
in den Erörterungen des Planes vor seinen Räthen und
die Unzufriedenheit über die Erpressungen und den T
Heeres ihm ein wesentliches Förderungsmittel sein
diesen Druck so darzustellen, als werde er au
Daß die lautesten Klagen gegen diesen Druck
und Bitten um Abhülfe gerade von kath
allerdings für diese Predigt ein großes
nur statt bei den Kundigen, und auf d
kriege nicht berechnet.

Gustav Adolf begann sehr
Schon 1627, zwei Jahre vor
durch die deutschen Länder.
mit denen, die um ihrer
in seine Länder unter
mächtige dermaleinst
machen möchte. D ... unter dem
mochte Gustav A ... ersten Erfolge errang
etwas. Er ... gelmäßig, wie sie es früher an
und für die ... Richelieu hatte als Unterhändler de
der Religio ... Franzose legte allzu deutlich seine Meinung
geben, w ... ein Söldling im Dienste des Cardinals
zu ver ... Adolf weigerte sich um Geld zu bitten, weil er
Irrt ... doch es ihm anbieten werde. In dieser sichern
... Krieg auch ohne französisches Geld, und er irrte si
... Jahres 1631 ward zu Bärwalde der Vertrag geschlo
... die französische Unterstützung zusicherte. In ähnl
Gustav Adolf gegen England die Verpflichtung der He
Friedrich zu übernehmen. Auch Karl I. zahlte ohne
war ja allen diesen Königen und Mächtigen zu viel
Macht des deutschen Kaisers verringert, die deutsche Na

Und dennoch mußte bei allen Anstrengungen, be
zusammen zu bringen, wo und wie auch immer es
dem Kanzler Orenstjerna zugeben, daß seine Mittel für
24,000 Mann, wenn es nämlich so viel waren, als er
nur für vier Monate reichten. Und mit diesem Hauf
gegenüber treten, der mehr als 100,000 unter den Wa
ist der Scharfblick dieses Königs bewunderungswürdig,
Er kennt die Beschaffenheit dieses Heeres, die Art u

[1] Aitzema II. 886.
[2] Aitzema III. 118.
[3] Aitzema II. 889.
[4] Memoires de Richelieu VI. 413.
[5] Memoires concern. Christine III. 18.

so eifrig, wie früher.[1] Sie schmollten doch ein wenig über den Zoll zu Pillau. Einige Handelsherren waren im März 1630 Willens ihre Kauffahrer nach der Ostsee durch Kriegsschiffe geleiten zu lassen, um den Zöllen des Schwedenkönigs zu trotzen.[2] Der Prinz von Oranien widerrieth es, damit Gustav Adolf nicht abgeschreckt werde von seinen Planen gegen den Kaiser. Allein auch andere [illegible]gungen fanden im Saale der Generalstaaten statt. Es stieg dort eine leise Furcht auf was zu erwarten sei, wenn dieser ehrgeizige, thatkräftige Mann sich zum Herrn über das ganze Deutschland oder einen Theil desselben emporschwang. So lange war man im Haag gewöhnt die ganze Reihe der norddeutschen Fürsten [illegible] mit Inbegriff der Brandenburger Kurfürsten träge, schlaff, unthätig, genußsüchtig, etwa um ein Kloster oder ein Bisthum habgierig, nach dem Haag um Hilfe wallfahrten zu sehen: wie dann, wenn man endlich einmal einen energischen Nachbar erhielt? Die zweifelnden Erwägungen indessen dauerten nicht lange, und die alte Politik brach wieder durch.[3] Die Hochmögenden verstatteten dem Könige Werbungen gegen den Kaiser nicht freilich auf dem eigenen Boden, sondern auf demjenigen des Reiches in der Stadt Emden unter dem Schutze der holländischen Besatzung. Sobald er dann die ersten Erfolge errang, zahlten die Generalstaaten an ihn eben so regelmäßig, wie sie es früher an Dänemark gethan.

Der Cardinal Richelieu hatte als Unterhändler den Baron Charnacé geschickt. Der Franzose legte allzu deutlich seine Meinung an den Tag, daß der Schwedenkönig ein Söldling im Dienste des Cardinals Richelieu sein werde. Gustav Adolf weigerte sich um Geld zu bitten, weil er sicher war, daß man endlich doch es ihm anbieten werde. In dieser sichern Ueberzeugung begann er den Krieg auch ohne französisches Geld, und er irrte sich nicht.[4] Im Beginn des Jahres 1631 ward zu Bärwalde der Vertrag geschlossen, der dem Schwedenkönige die französische Unterstützung zusicherte. In ähnlicher Weise weigerte sich Gustav Adolf gegen England die Verpflichtung der Herstellung des Pfalzgrafen Friedrich zu übernehmen. Auch Karl I. zahlte ohne dieß Versprechen.[5] Es war ja allen diesen Königen und Mächtigen zu viel daran gelegen, daß die Macht des deutschen Kaisers verringert, die deutsche Nation zerwühlt werde.

Und dennoch mußte bei allen Anstrengungen, bei allem Bemühen Geld zusammen zu bringen, wo und wie auch immer es sei, doch Gustav Adolf dem Kanzler Oxenstjerna zugeben, daß seine Mittel für ein Heer von höchstens 24,000 Mann, wenn es nämlich so viel waren, als er selbst das Heer errichtete, nur für vier Monate reichten. Und mit diesem Haufen wollte er Wallenstein gegenüber treten, der mehr als 100,000 unter den Waffen hatte! Hier gerade ist der Scharfblick dieses Königs bewunderungswürdig, wie kaum irgendwo sonst. Er kennt die Beschaffenheit dieses Heeres, die Art und Weise wie es war-

[1] Aitzema II. 886
[2] Aitzema III. 118.
[3] Aitzema II. 883.
[4] Memoires de Richelieu VI 413.
[5] Mémoires concern. Christine III. 18.

wird. [1] Die Geldmittel der kaiserlichen Truppen, sagt er, beruhen ganz
auf den Contributionen, welche von den Offizieren selbst angesetzt und
militärische Execution erzwungen werden. Diese Contributionen sind un-
ßig, maßlos hoch, werden von den Ständen und Unterthanen nur mit
n Drucke ertragen, und haben darum keinen Bestand, zumal wenn wir
en, und in Folge dessen innere Empörungen entstehen. Indem wir dann
ngeheuren Körper des Heeres durch Abschneidung der Contributionen Saft
raft entziehen, muß er verdorren. Gustav Adolf faßt diese Ansicht kurz
en in seinem Worte an Oxenstjerna: [2] die Sache Wallensteins besteht
i Fama. Bevor Tilly herankommen kann, wird in Pommern das Meiste
sein.

iese Worte des Königs wiegen schwer. Wallensteins Heer war an Zahl
h stärker, als dasjenige Tillys. Aber die Qualität war unendlich ver-
i. Gustav Adolf schätzt den an Zahl fünffach stärkeren Wallenstein geringer,
n Greis mit seinen wenigen, aber sieggewohnten Veteranen. Nur vor
bangt ihm. Wir werden sehen, daß auch dieß Wort des Königs nicht
gebung übermüthiger Hoffnung ist, sondern ein wohl durchdachtes, auf
r Kenntnis beruhendes.

icht allen Schweden jedoch lagen die Aussichten des Königs, seine persön-
Hülfsmittel so offen, wie Gustav Adolf selbst. Und auch wenn das
s wäre: so ist doch die natürliche Neigung der Menschen zu sehr für den
i, als daß Gustav Adolf auf Billigung seines Unternehmens sich Rechnung
durfte. In jedem Fall trafen die ersten und nächsten Leiden die Schweden
und die Aussicht auf Ruhm hat für die unfreiwillig Leidenden wenig
t. Wie überall, so pflegt freilich auch in Schweden die Nachwelt den
g und die Leiden der Vorfahren zu vergessen, und sich die Augen zu
den durch das glänzende Flittergold des Ruhmes, den jene mit Blut
nänen bezahlten. Allein obwohl eine solche Verblendung der Nachkommen
s gelungene Werk nach Maßgabe der menschlichen Verhältnisse unvermeidlich
wird die geschichtliche Betrachtung dadurch nur um so mehr angeregt zur
ung der Dinge in ihrer wahren Gestalt, und es erwächst mit um so
r Gewalt die Frage, was die Mitwelt Gustav Adolfs, was die Schweden,
abermals in die wilden Kriegswirbel hinein zu reißen suchte, über dieses
ternehmen dachten.

m Sommer 1629 ließ Gustav Adolf einen Reichstag zusammen kommen,
sem die Kriegsfrage vorzulegen. [3] Die Stände von Schweden bitten den
unterthänigst, daß er, wofern es möglich sei, die Sache in Güte beilege
ine billige Mittel ausschlage, um ohne Waffen und Blut Sicherheit zu
n. Wenn das nicht möglich sei: so ermächtigen sie ihn zum Kriege, mit
tte die Last desselben auf den Feind zu wälzen.

Chemnitz, schwedischer Krieg S. 23.
Geijer III. 133.
Chemnitz S. 21

Wie spricht sich in den matten, zagenden Worten der Reichsstände von Schweden dennoch so deutlich die wahre Gesinnung derselben aus! Die Fassung des Beschlusses in Worte trägt augenscheinlich das Gepräge der Furcht vor dem Herrscherwillen: das Wesen ist unverkennbar. Da nun noch im Laufe des Jahres 1629 auch nicht das geringste Anzeichen hervortrat, daß von Deutschland aus für Schweden irgendwelche Gefahr drohe: so wagte Gustav Adolf nicht noch einmal einen Reichstag zu berufen. Er begnügte sich den Sinn des Reiches willfährig zu stimmen. Auch das hielt schwer; denn sowohl das Unrecht, als die Gefahr lagen offen vor Augen. Wir haben vernommen, wie mehrere Mitglieder im engern Rathe erklärten: es sei gegen Gott und das Gewissen eine Monarchie stürzen zu wollen. Aber Gustav Adolf bedurfte eines bejahenden Gutachtens, damit, wie er sagt,[1] „wenn der Erfolg unseren Hoffnungen nicht entspricht, was Gott verhüten möge, man nicht wider uns murre, die Regierung tadele und uns der Uebereilung und Vermessenheit beschuldige." Hier half kein Widerstreben mehr. Die Reichsräthe entwarfen ein ausführliches Gutachten nach dem Wunsche und Willen des Königs. Sie drehen sich und wenden sich, bis endlich das gewünschte Ergebnis herauskommt: „Se. Majestät möge sich mit allen Soldaten, die das Reich nur immer entbehren könne, so bald wie möglich einschiffen." Das Gutachten ward gedruckt und in das schwedische Land umhergeschickt.

Am 19. Mai 1630 nahm Gustav Adolf Abschied von seinen Reichsständen und entwickelte sein Rednertalent in glanzvoller Weise.[2] Er sprach mit frommer Salbung die Worte, die auch heute noch so viele leichtgläubige Deutsche bethören: „Da wohl Mancher sich einbilden mag, daß wir diesen Krieg ohne gegebene Ursache uns aufbürden: so nehme ich Gott den Allerhöchsten zum Zeugen, in dessen Angesichte ich hier sitze, daß ich solchen nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegeslust vorgenommen, sondern dazu seit mehreren Jahren zufallende Ursache habe, meist darum daß unsere unterdruckten Religionsgenossen von dem päpstlichen Joche mögen befreit werden, was wir auch mit Gottes Gnade hoffen ausführen zu können."

Unter den Zuhörern dieser Rede war der Kanzler Oxenstjerna. Derselbe Mann sprach vierzehn Jahre später an derselben Stelle zu denselben Zuhörern:[3] „Pommern und die Seeküste sind gleich einem Bastion für die Krone Schwedens; darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser. Das war die vornehmste Ursache, welche die selige Majestät in die Waffen brachte."

Der König schloß seine Predigt mit den erhabenen Worten des [illegible] Psalms.

Noch einmal versuchten damals der Dänenkönig und der Kurfürst von Brandenburg eine friedliche Ausgleichung. Zum Orte derselben wurde Danzig bestimmt. Als die kaiserlichen und dänischen Gesandten dort sich einfanden

[1] Mauvillon, histoire de Gustave Adolphe p. 210

[2] Geijer III. 165.

[3] Geijer III. 83.

forderte Oxenstjerna sie nach Elbing.[1] Zürnend erwiederten die Dänen: das Verhalten der Schweden sei auf Verachtung des Kaisers berechnet. Was denn auch sonst erwarteten sie? Die Umsicht des Schwedenkönigs bei dieser Gelegenheit ist merkwürdig.

Bevor er sich auf die Zusammenkunft einließ, gab er den Königen von Frankreich und England davon Nachricht. Er wolle nichts beschließen, sagte er, was der Freundschaft mit ihnen zum Nachtheile gereichen könne. Er forderte sie auf auch Abgeordnete nach Danzig zu senden. Dieß erschien nicht einmal nöthig. Richelieu hatte zu dem Schweden volles Vertrauen. „Wir glauben," schrieb[2] der französische König an den Schweden, „daß Sie Ihre besonderen Interessen wohl abwägen und zugleich diejenigen Deutschlands betrachten werden. Sie werden die Absichten derer durchschauen, welche Ihnen anrathen über den Frieden zu handeln." Gustav Adolf entsprach diesem Vertrauen des Franzosen.

Auch wenn es wirklich zu Verhandlungen gekommen wäre: so hatte Gustav Adolf hinlänglich dafür gesorgt, daß sie scheitern mußten. Oxenstjerna sollte nämlich fordern:[3] Herstellung aller Fürsten und Städte des Reiches in den Stand vor dem Kriege, namentlich des Pfalzgrafen Friedrich und der Herzöge von Mecklenburg, ferner Abführung aller kaiserlichen Truppen aus dem Reiche, und das Versprechen keine wieder einzuführen, ferner Schleifung aller festen Plätze an der Seeküste und an der Südgrenze des Reiches, ferner die Erklärung, daß alle deutsche Seehäfen frei sein sollten. Mit dieser Freiheit für die Deutschen nach schwedischer Auslegung hatte es eine eigenthümliche Bewandtnis. Es sollen darin keine Kriegsschiffe erbaut, und die schon vorhandenen sollen abgeschafft werden.

Wir sehen, jedes Wort dieses Schwedenkönigs an das Oberhaupt des Reiches und der Nation war eine Beleidigung von frecher Art.

Und dennoch war es ja möglich, daß der Kaiser etwas oder vieles zugestand, daß dadurch der Krieg dennoch verhindert wurde. Dieser Wendung mußte man zuvorkommen. Deshalb beeilte sich der Schwede bei der günstigen Lage der Dinge in Deutschland ohne Kriegserklärung in denselben Tagen einzubrechen, wo nach der Meinung des Kaisers die Abgeordneten zu Danzig die Beilegung aller Misbelligkeiten verhandelten. Am 30. Mai 1630 ging Gustav Adolf zu Schiffe. Er war sich des namenlosen Jammers, den er über Deutschland brachte, vollkommen bewußt, und sein klarer Geist schaute die kommenden Dinge. „Mir scheint," schrieb er von Bord aus an Oxenstjerna,[4] „dieser ganze Krieg werde sich in die Länge ziehen, und eher an Ueberdruß und Ermattung enden als durch einen heftigen Schlag."

Wir Deutsche wissen und spüren in allen unseren Einrichtungen des staatlichen Lebens bis auf den heutigen Tag, daß Gustav Adolf Recht hatte mit dieser seiner Ansicht.

[1] Chemnitz S. 31 f.
[2] Beilage LXIV.
[3] Moser, patriotisches Archiv II. 136.
[4] Geijer III. 159. Nr. 3.

Zur selben Zeit erging eine Schrift durch die Länder, in welcher der König seine Gründe aufzählte und sein Recht bewies in Deutschland einzubrechen. Wir haben sie nicht zu erörtern. Wir begnügen uns mit dem Urtheile darüber zu einem Manne, der als König die besondere Stellung eines Königs zu würdigen wußte, dem ferner alles Andere näher lag als Zuneigung gegen das kaiserliche Haus von Oestreich, der endlich in gewisser Beziehung die Früchte des Thuns von Gustav Adolf pflückte und in die Fußstapfen desselben trat. Friedrich II. von Preußen nennt die Vorwände, um deren willen der Schwede den Krieg unternahm, frivol.[1] Er wirft zürnend die Frage auf, ob es recht sei, daß um frivoler Vorwände willen, wie der Schwedenkönig sie vorbringe, eine Nation die Waffen erhebe gegen die andere, blühende Provinzen zerrüttet werden, die Menschen Blut und Leben opfern, weil der Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen es also fordere.

Diese Bemerkung des Preußenkönigs macht indessen einen Zusatz nöthig. Keineswegs erhob hier eine Nation die Waffen gegen die andere, sondern wir werden von dem Schwedenkönige selbst vernehmen, daß er seinen Krieg begann mit einem Heere, welches bestand aus Söldnern von allen Nationen. Im Uebrigen hat das Urtheil des Preußenkönigs, der dabei an sich selber nicht gedacht zu haben scheint, über den Schwedenkönig eine Widerlegung nicht gefunden.

Den einen Vorwand oder Grund zum Kriege, mit welchem Gustav Adolf die armen leichtgläubigen Deutschen bethören wollte: seinen Beruf zur Glaubensheldenschaft ließ er in diesem öffentlichen, nicht bloß für Deutsche bestimmten Actenstücke weg. Das Wort war da nicht an seinem Orte. Den Grund, weshalb es dort nicht an seinem Orte war, weshalb es dort sogar dem Credite des Schweden schaden konnte, wird der Verfolg der Dinge uns zeigen.

Sechszehnter Abschnitt.

Fast an demselben Tage an welchem der Schwedenkönig Gustav Adolf ein Schiff bestieg nach Deutschland, fuhr der deutsche Kaiser Ferdinand von seiner Hofburg in Wien aus nach Regensburg. Er hatte dort auf den 3. Juni 1630 den Tag der Fürsten angesetzt, die letzte Versammlung dieser Art in dem alten römischen Reiche deutscher Nation, an dessen Grundfesten Gustav Adolf gerade damals zu rütteln begann.

Nur die vier katholischen Kurfürsten erschienen persönlich. Johann Georg von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg beriefen sich auf die Verheerung ihrer Länder durch die Drangsale des Krieges: darum könnten sie denselben nicht verlassen. Am 3. Juli begann die Versammlung. Es war der

[1] Oeuvres de Fréderic I. G. Tom. II. p. 35. Mém. de Brdbg.

und der Landung des Schwedenkönigs. In Regensburg wußte man nicht, as längst Geahnte und Gefürchtete so nahe war. Der Kaiser verlangte lutachten der Kurfürsten über den Pfalzgrafen Friedrich, ob nicht bei seiner arrigkeit endlich die Gnadenthüre ihm zu schließen sei. Er verlangte eine ung, wie das Reich sich zu verhalten habe gegen die Holländer, gegen den, gegen Frankreich.

Nicht auf diese Fragen zuerst gaben die Kurfürsten Antwort. Etwas Anlag ihnen und den gesammten Reichsständen näher am Herzen: die schmerz-Klagen über Wallenstein und sein Heer, nicht mehr die Bitte, sondern orderung der Entlassung des gewaltigen Mannes. Ein jeder einzelne stand, ob katholisch, ob protestantisch, brachte seine Klagen vor, zuerst die rsten[1] selber am 17. Juli mit scharfen nachdrücklichen Worten.

Der Kaiser, sagen sie, hat ohne Vorwissen und Genehmigung der Stände leiches einen Feldherrn ohne Geldmittel mit einer so ungemessenen und ten Gewalt in das Reich verordnet, daß er alles nach eigenem Willen ten dürfe. Daraus ist erfolgt, daß derselbe alsbald anfing Patente ausen, und Kriegesvolk in übermäßiger Anzahl zu werben. Weil aber keine ittel vorhanden, wurden die Obersten angewiesen das ausgelegte Geld in leichsländern selbst wieder von den Unterthanen einzuheben. Dabei ist es geblieben. Man hat die Armee mit Obersten, Feldmarschällen und anderen ren überhäuft. Der General hat zu Jedermanns Verwunderung eine überschwenglich kostbare Hofhaltung geführt, daß dergleichen an königlichen, kaiserlichen Höfen nicht gesehen worden. Aehnlich haben die Obersten Officiere gethan. Dem entspricht der Zustand des Reiches.

Die Kurfürsten sind fast alles Ansehens und Respectes beraubt. Sie müssen n Kriegscommandanten unterwerfen, die des Standes halber ihnen nicht gleichen sind. Um des kaiserlichen Namens willen, welchen diese Commnten zwar stets im Munde führen, aber in der That wenig achten und n, müssen die Kurfürsten ihnen weichen, müssen sie zur Vermeidung er Ungelegenheit viele höhnische, spöttische und schmähliche Reden verzen, müssen sie unzählige Drangsale der armen Lande und Leute, die ihnen anvertraut, stillschweigend über sich ergehen lassen. Die übrigen n und Stände des Reiches werden für gar nichts geachtet. Durchzüge 1 gebieterisch angekündigt. Militärische Executionen stehen bei der Hand erden angewendet, als befände man sich im Gebiete der Feinde. Man übermäßig an und dankt dann alsbald wieder ab, alles nur zum Nutzen fficiere. Ortschaften stehen leer und ohne Einwohner. Viele Leute laufen terem Hunger auf den Straßen umher, verschmachten, verderben und . Das Kriegsvolk befolgt keine kaiserlichen Befehle. Alles ist ihm frei reis gegeben, und es scheint und glaubt nicht zu des Reiches Vertheidigung, r zur Verwüstung desselben bestellt zu sein.

[1] Londorp. IV. 52. Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 291.

An allen solchen trübseligen Zeiten, Schanden und Lastern, an den gräulichen und unerhörten Kriegsproceduren, die täglich vorfallen, also fahren die Kurfürsten fort, ist der neue Herzog aus Mecklenburg als General über die kaiserliche Armee einzig und allein die Ursache. Die Länder sind verdorben; aber der Herzog mit seinen Obersten und Befehlshabern treibt an Kleidung, an goldenen und silbernen Mobilien, an schönen und köstlichen Pferden unerhörte Pracht.

Diese Klage der Kurfürsten ist der Grundton, der in vielfältigen Variationen durch die Klagen der anderen Fürsten und Stände des Reiches hindurch klingt. Vor allen Anderen waren die Bewohner des Pommerlandes mishandelt. Durch das barbarische Hausen der Krieger, also klagt Bogislav,[1] sind die Unterthanen aller Mittel beraubt. Bereits eine geraume Zeit haben sich Viele mit Trebern, mit Knospen von den Bäumen, mit anderen unnatürlichen Speisen zu erhalten gesucht. Sie haben der Todten, auch ihrer eigenen Eltern Fleisch gefressen, und sättigen sich in jetziger Zeit mit Gras, wie das Vieh. Man findet täglich Leichen, die ungekochtes Kraut oder Gras im Munde haben. Ja vor zwei Monaten hat ein Weib ihr Kind schlachten, kochen und dadurch sich des Hungers erwehren wollen.

Es ist ein schauerliches, herzzerreißendes Register, diese vierundvierzig Punkte des Herzogs Bogislav von Pommern. Nur nach einer besonderen Beschwerde sucht man vergeblich! An Kirchenraub und Kirchenschändung fehlt es eben so wenig wie an allen anderen Verbrechen; allein von einem Religionsdrucke, von einer Vermuthung, von einer Andeutung, daß den Greueln und Brutalitäten der Wallensteiner irgend welcher Religionseifer und Fanatismus zu Grunde gelegen, ist in allen diesen erschütternden Klagen auch nicht die leiseste Spur.

Also der Herzog Bogislav von Pommern. Ihm stimmten bei die anderen Fürsten und Stände des Reiches, in deren Ländern Wallensteinische Kriegsvölker lagen. Wir suchen weiter. Wir sehen uns nach Beschwerden um von den Fürsten und Obrigkeiten derjenigen Länder, in denen der alte Tilly mit seinen Schaaren lag, er, der so oft an seine Kriegesherren die schmerzliche Klage angebracht, daß er um seines Heeres willen die Länder drücken müsse bis zur Verzweiflung der Einwohner. Eben damals wieder kamen allwöchentlich vor ihm solche Klagen ein, bis es seinen Kriegsherren zu viel wurde, bis sie ihrerseits bei dem Kurfürsten von Bayern sich beschwerten über Tillys unaufhörliche Geldforderungen an sie.[2] Klagten denn auch die deutschen Unterthanen, ihre Fürsten und Obrigkeiten über ihn? Wir suchen vergeblich. Wir finden von den Fürsten und Obrigkeiten der Länder, in denen das Kriegsvolk Tillys lag, zu Regensburg im Jahre 1630 keine Klagen. Wir wenden uns an diejenigen kaiserlichen Räthe, die so oft und nachdrücklich gegen die Vorwürfe der deutschen

[1] Theatr. Europ. II 190.

[2] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück. Mainz an Bayern 22. April 1630: Nun seindt zwar auch vnß die vnauffhörlichen Tillyschen Clagen nicht vnbekhandt. Wir khönnen aber nicht vernehmen, daß desselben nachgesezte Krigs-Officirer in deß [illegible] Bundtsdienßten schaden erleiden, khönnen also auch nicht wißen, worinnen der jetzige Geltmangel eigentlich bestehe.

Fürsten bei dem Kaiser die Fürsprecher Wallensteins waren. Ihnen doch lag es nahe auf die Beschwerden zu antworten, daß solche Uebel von der Kriegführung jener Zeiten untrennbar waren. Sie schweigen, sie wissen es nicht. Fragen wir also die Länder selbst, in denen Tillys Truppen eben so lange Jahre und selbst länger standen, als diejenigen Wallensteins in Pommern. Wir haben uns zu wenden nach Ostfriesland und nach Oldenburg. Die Grafen Ulrich und Anton Günther dieser beiden Länder im fernen Westen des Reiches waren dem Kaiser in gleicher Treue zugethan, wie es Bogislav von Pommern war.

Das Commando über diese Truppen führte bis in 1629 der Graf Anholt, der in Jever sein Quartier hatte. Tilly hatte oft die Verdienste dieses Mannes gerühmt. Aber in den ruhigen Quartieren zu Jever erhielt Anholt sich nicht frei von der Macht, mit welcher das Beispiel Wallensteinischer Obersten auch seine Habgier wach rief. Er forderte für seine Person und seinen Staat monatlich 6000 Thaler.[1] Er erhielt dafür von dem Kurfürsten Max und von Tilly scharfe Verweise: er solle das Land mitleidig behandeln, nicht über die Gebühr beschweren, sondern diese Contribution mildern. Anholt ward darüber verdrießlich, und gern erbötig den Lockungen Wallensteins zu folgen.[2] Im Jahre 1629 trat er über. Das Land Oldenburg und Jever hatte sich darüber nicht zu beklagen.

Wir haben nach dem eigenen Urtheile des Grafen Anton Günther zu fragen, wie es mehre Jahre später, als längst die Dinge sich gewandt, sein Biograph und Freund wie aus dem eigenen Munde des Grafen nieder schrieb.[3] „Es war das Bestreben des Grafen," sagt Winckelmann, „sein Gewissen gegen Gott unbefleckt, seinen Gehorsam gegen die kaiserliche Majestät aufrichtig zu erhalten. Er hat bei dem General der Steifhaltung der Disciplin sich versichern, das Volk auf das engste zusammen legen, es mit richtiger Bezahlung versehen, den Befehlshabern nach gewöhnlicher Freigebigkeit ein Stück Wildes darreichen lassen. Also hat ein Jeder sich mit seinem Solde befriedigen lassen und gute Ordnung gehalten. Die Einwohner sind bei ihrer Nahrung und Handthierung ruhig und sicher verblieben, so daß auch die Wildbahn in gutem Stande erhalten ist. Dergleichen Exempel würden bei dem unordentlichen Kriegeswesen an einem anderen Orte schwerlich zu finden sein."

Also der Biograph Anton Günthers. Der kluge Graf steuerte fortan das Schifflein seines kleinen Landes so geschickt durch die Stürme der grauenvollen Zeit, daß nach dem Abzuge der Tillyschen Truppen Oldenburg von anderen Schaaren nicht wieder betreten wurde. Indem Winckelmann später zurückblickt auf den ganzen Verlauf des Krieges, hat er völlig vergessen, oder läßt aus der Acht, daß Tillys Soldaten zuerst 1623 etwa einen Monat, dann von 1627 an reichlich drei Jahre lang in diesem Lande lagerten. Es ist ihm, als sei

[1] Winckelmanns oldenb. Chronik S. 214.
[2] Chlumecky S. 149. CCXXIX.
[3] Winckelmann a. a. O. S. 230 und 231. W. wiederholt es.

An allen solchen trübseligen Zeiten, Schanden [illegible] erlahm[en]. lichen und unerhörten Kriegsproceduren, die [illegible] [...]nen; wie in Kurfürsten fort, ist der neue Herzog aus [illegible] [...]en allein die kaiserliche Armee einzig und allein die Krie[...] [illegible] [...]n geschehen, und der Herzog mit seinen Obersten und Befe[...] [illegible] und silbernen Mobilien, an schönen [illegible] Gott für den Schutz

Diese Klage der Kurfürsten i[...] [illegible] [de]nselben Lob zu spenden, durch die Klagen der anderen [illegible] [Gr]afen Anton Günther die Vor allen Anderen waren d[...] [illegible] [Po]mmern? Dieselbe Kriegs das barbarische Hausen d[...] [illegible] [...]o von Pommern an den Tag, aller Mittel beraubt. [illegible] waren macht- und fruchtlos, nicht wegen mit Knospen von de[...] [illegible] [d]es Gebetenen. Nur von dem General hing es gesucht. Sie habe[...] [illegible] [...]at wurde, und nicht von dem Fürsten und der Regi[...] sättigen sich in [illegible]

die ungekocht[...] [...]ier bei Tilly noch einmal den unwandelbaren Grundsatz hervor ein Weib i[...] [...]ande und dessen Einwohner nur zu verhandeln durch die gesetzlichen Ge[...] und nicht seinen Officieren oder Soldaten eine unmittelbare Ein[...] Punk[...] zulassen. Die Forderungen Tillys wurden mit den Landesobrigkeiten sch[...] [...]art. Es ist der Grundsatz, der alles bedingt, der fundamentale Unter[schied] zwischen seinem Verfahren und demjenigen Wallensteins, und ferner — wir [fü]gen gleich hier es hinzu — aller anderen Heerführer des dreißigjährigen Krieges. [Es] ist der Grundsatz, der unter allen Heerführern jenes Krieges allein Tilly befähigt hat wirkliche Mannszucht zu üben, eine Mannszucht nämlich im Sinne unserer Zeit. Dazu kam die Autorisation der Obrigkeiten für den etwa angerichteten Schaden des Muthwillens die entsprechende Summe zurückzubehalten.[1] Tilly ging darin noch weiter. Auf die Klage des Grafen von Ostfriesland, daß die Contribution seinem Lande zu schwer falle, beschloß die Liga ihm monatlich 5000 Rthlr. für die Contribution beizusteuern. Diese Summe wurde dem Grafen zugestellt, und von seinen Beamten den Officieren ausbezahlt, damit er auch daran ein Mittel habe, um diejenigen Officiere, die etwa ihre Vollmacht überschritten, in Zügel zu halten.

Daß nun eben dieser Unterschied wesentlich ist, daß für Wallenstein nicht etwa das in solchen Fällen übliche Wort von der Weise jener Zeit zur Entschuldigung gereichen kann, sehen wir aus den Klagen der Fürsten und Stände. Sie heben mit Nachdruck das entgegen stehende Verfahren Wallensteins hervor:[2] „Die Contributionen werden angesetzt nach des Herzogs selbsteigenem Wohlgefallen."

Zu diesem ersten und wichtigsten Punkte der Kriegsdisciplin in Tillys Heer kam ein zweiter von großer Bedeutung. Gegen Wallenstein wurde nicht eine Klage des Religionsdruckes erhoben. Er kümmerte sich nicht um Geistliche und

[1] In Betreff Lüneburgs vgl Beilage XXXII. Wegen Ostfrieslands Beilage LXV. Für Oldenburg liegt es in den oben angeführten Worten Winckelmanns. Wegen des Herzogthums Bremen wolle man weiter unten sehen Beilage LXXVII.

[2] Theatr. Europ. II. 182 b.

Tilly war es anders. Wir haben gesehen, wie dieser selbe Mann,
des Restitutionsedictes billigt und lobt, der für dasselbe eifrig
er selbe Mann die Geistlichen und Lehrer aller Orten gleich
nten von der Einquartierung befreit, damit sie in ihrem
kirchlichen Acten irgend welcher Art nicht gehindert, noch
uch die Schulen im Gange verbleiben.[1]
reitwilligkeit des Generals jeder Klage Abhülfe zu
hier und da. Wir sehen die Käsehändler von
amit er ihnen in Brüssel die Erlaubnis zum
sse. Tilly ist bereit wie immer.[2] Es liegt uns eine
ner Witwe aus Hameln, die eine Schuldforderung in Goslar
u kann ihr Geld nicht bekommen. Aber sie hat gehört, daß der
gütig und freundlich sei, daß er jede gerechte Bitte unterstütze. Darum
ndet sie sich an ihn: er möge ihr helfen, daß sie zu ihrem Rechte komme.[3]

Das Ergebnis finden wir in den Worten eines protestantischen Edelmannes
Ostfriesland, der als Kind diese Zeiten schaute und darum reiche Gelegenheit
auch später sich darüber zu unterrichten. Er hat die betreffenden Worte
t niedergeschrieben für die Oeffentlichkeit, sondern für die Geschichte seines
ses. Sein Bericht besteht kurz in folgenden Worten:[4] „Die wahrhaft vor-
liche und beständige Disciplin der Tillyschen Soldaten gewährte einem Jeden
freien und ruhigen Besitz seines Eigenthumes. Die Wege waren sicher,
del und Wandel ungestört. Die Soldaten befreundeten sich mit dem Land-
e auf ungemeine Weise. Sie gingen mit ihren Wirthen aufs Feld und
ten Hand an zur Arbeit."

Wir sehen, es ist ein weiter Abstand zwischen der Behandlung von Ost-
land, Oldenburg auf der einen, Pommern auf der anderen Seite. Nun ist
dennoch unzweifelhaft, daß Wallenstein strenge Befehle, scharfe Drohungen
en hat in großer Zahl, so daß er von Manchen grausam, von den Italie-
in seinem Heere schlechtweg der Tyrann (il tiranno) genannt wurde. Auch
enstein verbot bei Leib- und Lebensstrafe Jemanden in seinem Gottesdienste
lich und hinderlich zu sein. Aber es geschah, daß roher Uebermuth an den
thüren die Trommel rühren ließ, es geschah daß Soldaten mit brennenden
n durch die Kirchen zogen.[5] Und zwar geschah es straflos. Kirchenraub
ein Verbrechen: es sollte bestraft werden. Aber die Strafe, die einer der
en Wallensteins über Kirchenraub verhängte, war zweitägige Haft beim
oß. Wallenstein verbot Erpressungen, Mord, Raub und Brand. Dennoch

[1] Man vgl. Beilage XXX. und Winckelmann S. 208.

[2] Villermont II. 420. Nr. 180.

[3] Aus Acten im Privatbesitze.

[4] Ulrich von Werdum, Harlingica patria etc. Mscpt. in der Bibliothek der
fr. Landschaft zu Aurich. Uebrigens vgl. man zu dem Ganzen Wiarda, ostfr. Gesch.
. S. 318. 319.

[5] Theatrum Europ. II. 182.

Wie spricht sich in den matten, zagenden Worten der Reichsstände von Schweden dennoch so deutlich die wahre Gesinnung derselben aus! Die Fassung des Beschlusses in Worte trägt augenscheinlich das Gepräge der Furcht vor dem Herrscherwillen: das Wesen ist unverkennbar. Da nun noch im Laufe des Jahres 1629 auch nicht das geringste Anzeichen hervortrat, daß von Deutschland aus für Schweden irgendwelche Gefahr drohe: so wagte Gustav Adolf nicht noch einmal einen Reichstag zu berufen. Er begnügte sich den Senat des Reiches willfährig zu stimmen. Auch das hielt schwer; denn sowohl das Unrecht, als die Gefahr lagen offen vor Augen. Wir haben vernommen, wie mehrere Mitglieder im engern Rathe erklärten: es sei gegen Gott und das Gewissen eine Monarchie stürzen zu wollen. Aber Gustav Adolf bedurfte eines bejahenden Gutachtens, damit, wie er sagt,[1] „wenn der Erfolg unseren Hoffnungen nicht entspricht, was Gott verhüten möge, man nicht wider uns murre, die Regierung tadele und uns der Uebereilung und Vermessenheit beschuldige." Hier half kein Widerstreben mehr. Die Reichsräthe entwarfen ein ausführliches Gutachten nach dem Wunsche und Willen des Königs. Sie drehen sich und wenden sich, bis endlich das gewünschte Ergebnis herauskommt: „Se. Majestät möge sich mit allen Soldaten, die das Reich nur immer entbehren könne, so bald wie möglich einschiffen." Das Gutachten ward gedruckt und in das schwedische Land umhergeschickt.

Am 19. Mai 1630 nahm Gustav Adolf Abschied von seinen Reichsräthen und entwickelte sein Rednertalent in glanzvoller Weise.[2] Er sprach mit frommer Salbung die Worte, die auch heute noch so viele leichtgläubige Deutsche bethören: „Da wohl Mancher sich einbilden mag, daß wir diesen Krieg ohne gegebene Ursache uns aufbürden: so nehme ich Gott den Allerhöchsten zum Zeugen, in dessen Angesichte ich hier sitze, daß ich solchen nicht aus eigenem Gefallen oder Kriegeslust vorgenommen, sondern dazu seit mehreren Jahren auffallende Ursache habe, meist darum daß unsere unterdrückten Religionsgenossen von dem päpstlichen Joche mögen befreit werden, was wir auch mit Gottes Gnade hoffen ausführen zu können."

Unter den Zuhörern dieser Rede war der Kanzler Oxenstjerna. Derselbe Mann sprach vierzehn Jahre später an derselben Stelle zu denselben Zuhörern:[3] „Pommern und die Seeküste sind gleich einem Bastion für die Krone Schweden: darin besteht unsere Sicherheit gegen den Kaiser. Das war die vornehmste Ursache, welche die selige Majestät in die Waffen brachte."

Der König schloß seine Predigt mit den erhabenen Worten des 90. Psalmes.

Noch einmal versuchten damals der Dänenkönig und der Kurfürst von Brandenburg eine friedliche Ausgleichung. Zum Orte derselben wurde Danzig bestimmt. Als die kaiserlichen und dänischen Gesandten dort sich einfanden

[1] Mauvillon, histoire de Gustave Adolphe p. 219.
[2] Geijer III. 165.
[3] Geijer III. 83.

forderte Oxenstjerna sie nach Elbing.[1] Zürnend erwiederten die Dänen: das Verhalten der Schweden sei auf Verachtung des Kaisers berechnet. Was denn auch sonst erwarteten sie? Die Umsicht des Schwedenkönigs bei dieser Gelegenheit ist merkwürdig.

Bevor er sich auf die Zusammenkunft einließ, gab er den Königen von Frankreich und England davon Nachricht. Er wolle nichts beschließen, sagte er, was der Freundschaft mit ihnen zum Nachtheile gereichen könne. Er forderte sie auf auch Abgeordnete nach Danzig zu senden. Dieß erschien nicht einmal nöthig. Richelieu hatte zu dem Schweden volles Vertrauen. „Wir glauben," schrieb[2] der französische König an den Schweden, „daß Sie Ihre besonderen Interessen wohl abwägen und zugleich diejenigen Deutschlands betrachten werden. Sie werden die Absichten derer durchschauen, welche Ihnen anrathen über den Frieden zu handeln." Gustav Adolf entsprach diesem Vertrauen des Franzosen.

Auch wenn es wirklich zu Verhandlungen gekommen wäre: so hatte Gustav Adolf hinlänglich dafür gesorgt, daß sie scheitern mußten. Oxenstjerna sollte nämlich fordern:[3] Herstellung aller Fürsten und Städte des Reiches in den Stand vor dem Kriege, namentlich des Pfalzgrafen Friedrich und der Herzöge von Mecklenburg, ferner Abführung aller kaiserlichen Truppen aus dem Reiche, und das Versprechen keine wieder einzuführen, ferner Schleifung aller festen Plätze an der Seeküste und an der Südgrenze des Reiches, ferner die Erklärung, daß alle deutsche Seehäfen frei sein sollten. Mit dieser Freiheit für die Deutschen nach schwedischer Auslegung hatte es eine eigenthümliche Bewandtnis. Es sollen darin keine Kriegsschiffe erbaut, und die schon vorhandenen sollen abgeschafft werden.

Wir sehen, jedes Wort dieses Schwedenkönigs an das Oberhaupt des Reiches und der Nation war eine Beleidigung von frecher Art.

Und dennoch war es ja möglich, daß der Kaiser etwas oder vieles zugestand, daß dadurch der Krieg dennoch verhindert wurde. Dieser Wendung mußte man zuvorkommen. Deshalb beeilte sich der Schwede bei der günstigen Lage der Dinge in Deutschland ohne Kriegserklärung in denselben Tagen einzubrechen, wo nach der Meinung des Kaisers die Abgeordneten zu Danzig die Beilegung aller Mishelligkeiten verhandelten. Am 30. Mai 1630 ging Gustav Adolf zu Schiffe. Er war sich des namenlosen Jammers, den er über Deutschland brachte, vollkommen bewußt, und sein klarer Geist schaute die kommenden Dinge. „Mir scheint," schrieb er von Bord aus an Oxenstjerna,[4] „dieser ganze Krieg werde sich in die Länge ziehen, und eher an Ueberdruß und Ermattung enden als durch einen heftigen Schlag."

Wir Deutsche wissen und spüren in allen unseren Einrichtungen des staatlichen Lebens bis auf den heutigen Tag, daß Gustav Adolf Recht hatte mit dieser seiner Ansicht.

[1] Chemnitz S. 31 f.
[2] Beilage LXIV.
[3] Moser, patriotisches Archiv II. 136.
[4] Geijer III. 159. Nr. 3.

Zur selben Zeit erging eine Schrift durch die Länder, in welcher der König seine Gründe aufzählte und sein Recht bewies in Deutschland einzubrechen. Wir haben sie nicht zu erörtern. Wir begnügen uns mit dem Urtheile darüber von einem Manne, der als König die besondere Stellung eines Königs zu würdigen wußte, dem ferner alles Andere näher lag als Zuneigung gegen das kaiserliche Haus von Oestreich, der endlich in gewisser Beziehung die Früchte des Thuns von Gustav Adolf pflückte und in die Fußstapfen desselben trat. Friedrich II. von Preußen nennt die Vorwände, um deren willen der Schwede den Krieg unternahm, frivol.[1] Er wirft zürnend die Frage auf, ob es recht sei, daß um frivoler Vorwände willen, wie der Schwedenkönig sie vorbringe, eine Nation die Waffen erhebe gegen die andere, blühende Provinzen zerrüttet werden, die Menschen Blut und Leben opfern, weil der Ehrgeiz und die Laune eines einzigen Menschen es also fordere.

Diese Bemerkung des Preußen[illegible] macht indessen einen Zusatz nöthig. Keineswegs erhob hier eine Nation [illegible]affen gegen die andere, sondern wir werden von dem Schwedenkönige [illegible]ernehmen, daß er seinen Krieg begann mit einem Heere, welches besta[illegible] Söldnern von allen Nationen. Im Uebrigen hat das Urtheil des Preu[illegible] der dabei an sich selber nicht gedacht zu haben scheint, über den Schwe[illegible]ne Widerlegung nicht gefunden.

Den einen Vorwand oder [illegible]n. [illegible] Kriege, mit welchem Gustav Adolf die armen leichtgläubigen Deuts[illegible]tvoren wollte: seinen Beruf zur Glaubensheldenschaft ließ er in diesem öffentlichen, nicht bloß für Deutsche bestimmten Actenstücke weg. Das Wort war da nicht an seinem Orte. Den Grund, weshalb es dort nicht an seinem Orte war, weshalb es dort sogar dem Credite des Schweden schaden konnte, wird der Verfolg der Dinge uns zeigen.

Sechszehnter Abschnitt.

Fast an demselben Tage an welchem der Schwedenkönig Gustav Adolf sein Schiff bestieg nach Deutschland, fuhr der deutsche Kaiser Ferdinand von seiner Hofburg in Wien aus nach Regensburg. Er hatte dort auf den 3. Juni 1630 den Tag der Fürsten angesetzt, die letzte Versammlung dieser Art in dem alten römischen Reiche deutscher Nation, an dessen Grundfesten Gustav Adolf gerade damals zu rütteln begann.

Nur die vier katholischen Kurfürsten erschienen persönlich. Johann Georg von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg beriefen sich auf die Verheerung ihrer Länder durch die Drangsale des Krieges: darum könnten sie dieselben nicht verlassen. Am 3. Juli begann die Versammlung. Es war der

[1] Oeuvres de Frédéric I. G. Tom. II. p. 35. Mém. de Brdbg.

Vorabend der Landung des Schwedenkönigs. In Regensburg wußte man nicht, daß das längst Geahnte und Gefürchtete so nahe war. Der Kaiser verlangte das Gutachten der Kurfürsten über den Pfalzgrafen Friedrich, ob nicht bei seiner Halsstarrigkeit endlich die Gnadenthüre ihm zu schließen sei. Er verlangte eine Erklärung, wie das Reich sich zu verhalten habe gegen die Holländer, gegen Schweden, gegen Frankreich.

Nicht auf diese Fragen zuerst gaben die Kurfürsten Antwort. Etwas Anderes lag ihnen und den gesammten Reichsständen näher am Herzen: die schmerzlichen Klagen über Wallenstein und sein Heer, nicht mehr die Bitte, sondern die Forderung der Entlassung des gewaltigen Mannes. Ein jeder einzelne Reichsstand, ob katholisch, ob protestantisch, brachte seine Klagen vor, zuerst die Kurfürsten[1] selber am 17. Juli mit scharfen nachdrücklichen Worten.

Der Kaiser, sagen sie, hat ohne Vorwissen und Genehmigung der Stände des Reiches einen Feldherrn ohne Geldmittel mit einer so ungemessenen und absoluten Gewalt in das Reich verordnet, daß er alles nach eigenem Willen einrichten dürfe. Daraus ist erfolgt, daß derselbe alsbald anfing Patente auszutheilen, und Kriegesvolk in übermäßiger Anzahl zu werben. Weil aber keine Geldmittel vorhanden, wurden die Obersten angewiesen das ausgelegte Geld in den Reichsländern selbst wieder von den Unterthanen einzuheben. Dabei ist es nicht geblieben. Man hat die Armee mit Obersten, Feldmarschällen und anderen Officieren überhäuft. Der General hat zu Jedermanns Verwunderung eine solche überschwenglich kostbare Hofhaltung geführt, daß dergleichen an königlichen, ja an kaiserlichen Höfen nicht gesehen worden. Aehnlich haben die Obersten und Officiere gethan. Dem entspricht der Zustand des Reiches.

Die Kurfürsten sind fast alles Ansehens und Respectes beraubt. Sie müssen sich den Kriegscommandanten unterwerfen, die des Standes halber ihnen nicht zu vergleichen sind. Um des kaiserlichen Namens willen, welchen diese Commandanten zwar stets im Munde führen, aber in der That wenig achten und fürchten, müssen die Kurfürsten ihnen weichen, müssen sie zur Vermeidung größerer Ungelegenheit viele höhnische, spöttische und schmähliche Reden verschmerzen, müssen sie unzählige Drangsale der armen Lande und Leute, die Gott ihnen anvertraut, stillschweigend über sich ergehen lassen. Die übrigen Fürsten und Stände des Reiches werden für gar nichts geachtet. Durchzüge werden gebieterisch angekündigt. Militärische Executionen stehen bei der Hand und werden angewendet, als befände man sich im Gebiete der Feinde. Man wirbt übermäßig an und dankt dann alsbald wieder ab, alles nur zum Nutzen der Officiere. Ortschaften stehen leer und ohne Einwohner. Viele Leute laufen in bitterem Hunger auf den Straßen umher, verschmachten, verderben und sterben. Das Kriegsvolk befolgt keine kaiserlichen Befehle. Alles ist ihm frei und preis gegeben, und es scheint und glaubt nicht zu des Reiches Vertheidigung, sondern zur Verwüstung desselben bestellt zu sein.

[1] Londorp. IV. 52. Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 291.

An allen solchen trübseligen Zeiten, Schanden und Lastern, an den greulichen und unerhörten Kriegsproceduren, die täglich vorfallen, also fahren die Kurfürsten fort, ist der neue Herzog aus Mecklenburg als General über die kaiserliche Armee einzig und allein die Ursache. Die Länder sind verdorben; aber der Herzog mit seinen Obersten und Befehlshabern treibt an Kleidung, an goldenen und silbernen Mobilien, an schönen und köstlichen Pferden unerhörte Pracht.

Diese Klage der Kurfürsten ist der Grundton, der in vielfältigen Variationen durch die Klagen der anderen Fürsten und Stände des Reiches hindurch klingt. Vor allen Anderen waren die Bewohner des Pommerlandes mißhandelt. Durch das barbarische Hausen der Krieger, also klagt Bogislav,[1] sind die Unterthanen aller Mittel beraubt. Bereits eine geraume Zeit haben sich Viele mit Trebern, mit Knospen von den Bäumen, mit anderen unnatürlichen Speisen zu erhalten gesucht. Sie haben der Todten, auch ihrer eigenen Eltern Fleisch gefressen, und sättigen sich in jetziger Zeit mit Gras, wie das Vieh. Man findet täglich Leichen, die ungekochtes Kraut oder Gras im Munde haben. Ja vor zwei Monaten hat ein Weib ihr Kind schlachten, kochen und dadurch sich des Hungers erwehren wollen.

Es ist ein schauerliches, herzzerreißendes Register, diese vierundfünfzig Punkte des Herzogs Bogislav von Pommern. Nur nach einer besonderen Beschwerde sucht man vergeblich! An Kirchenraub und Kirchenschändung fehlt es eben so wenig wie an allen anderen Verbrechen; allein von einem Religionsdrucke, von einer Vermuthung, von einer Andeutung, daß den Greueln und Brutalitäten der Wallensteiner irgend welcher Religionseifer und Fanatismus zu Grunde gelegen, ist in allen diesen erschütternden Klagen auch nicht die leiseste Spur.

Also der Herzog Bogislav von Pommern. Ihm stimmten bei die anderen Fürsten und Stände des Reiches, in deren Ländern Wallensteinische Kriegsvölker lagen. Wir suchen weiter. Wir sehen uns nach Beschwerden um von den Fürsten und Obrigkeiten derjenigen Länder, in denen der alte Tilly mit seinen Schaaren lag, er, der so oft an seine Kriegesherren die schmerzliche Klage ein gebracht, daß er um seines Heeres willen die Länder drücken müsse bis zur Verzweiflung der Einwohner. Eben damals wieder kamen allwöchentlich von ihm solche Klagen ein, bis es seinen Kriegsherren zu viel wurde, bis sie ihrerseits bei dem Kurfürsten von Bayern sich beschwerten über Tillys unaufhörliche Geldforderungen an sie.[2] Klagten denn auch die deutschen Unterthanen, ihre Fürsten und Obrigkeiten über ihn? Wir suchen vergeblich. Wir finden von den Fürsten und Obrigkeiten der Länder, in denen das Kriegsvolk Tillys lieg, zu Regensburg im Jahre 1630 keine Klagen. Wir wenden uns an diejenigen kaiserlichen Räthe, die so oft und nachdrücklich gegen die Vorwürfe der deutschen

[1] Theatr. Europ. II. 190.

[2] Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück. Mainz an Bayern 22. April 1630. Nun seindt zwar auch vnß die vnauffhörlichen Tillyschen Clagen nicht vnbekhandt. Wir khönnen aber nicht vernehmen, daß desselben nachgesetzte Krigs-Officirer in deß [illegible] Bundtsdiensten schaden erleiden, khönnen also auch nicht wissen, worinnen der iebr [illegible] geltmangel eigentlich bestehe.

Fürsten bei dem Kaiser die Fürsprecher Wallensteins waren. Ihnen doch lag es nahe auf die Beschwerden zu antworten, daß solche Uebel von der Kriegführung jener Zeiten untrennbar waren. Sie schweigen, sie wissen es nicht. Fragen wir also die Länder selbst, in denen Tillys Truppen eben so lange Jahre und selbst länger standen, als diejenigen Wallensteins in Pommern. Wir haben uns zu wenden nach Ostfriesland und nach Oldenburg. Die Grafen Ulrich und Anton Günther dieser beiden Länder im fernen Westen des Reiches waren dem Kaiser in gleicher Treue zugethan, wie es Bogislav von Pommern war.

Das Commando über diese Truppen führte bis in 1629 der Graf Anholt, der in Jever sein Quartier hatte. Tilly hatte oft die Verdienste dieses Mannes gerühmt. Aber in den ruhigen Quartieren zu Jever erhielt Anholt sich nicht frei von der Macht, mit welcher das Beispiel Wallensteinischer Obersten auch seine Habgier wach rief. Er forderte für seine Person und seinen Staat monatlich 6000 Thaler.[1] Er erhielt dafür von dem Kurfürsten Max und von Tilly scharfe Verweise: er solle das Land mitleidig behandeln, nicht über die Gebühr beschweren, sondern diese Contribution mildern. Anholt ward darüber verdrießlich, und gern erbötig den Lockungen Wallensteins zu folgen.[2] Im Jahre 1629 trat er über. Das Land Oldenburg und Jever hatte sich darüber nicht zu beklagen.

Wir haben nach dem eigenen Urtheile des Grafen Anton Günther zu fragen, wie es mehre Jahre später, als längst die Dinge sich gewandt, sein Biograph und Freund wie aus dem eigenen Munde des Grafen nieder schrieb.[3] „Es war das Bestreben des Grafen," sagt Winckelmann, „sein Gewissen gegen Gott unbefleckt, seinen Gehorsam gegen die kaiserliche Majestät aufrichtig zu erhalten. Er hat bei dem General der Steifhaltung der Disciplin sich versichern, das Volk auf das engste zusammen legen, es mit richtiger Bezahlung versehen, den Befehlshabern nach gewöhnlicher Freigebigkeit ein Stück Wildes darreichen lassen. Also hat ein Jeder sich mit seinem Solde befriedigen lassen und gute Ordnung gehalten. Die Einwohner sind bei ihrer Nahrung und Handthierung ruhig und sicher verblieben, so daß auch die Wildbahn in gutem Stande erhalten ist. Dergleichen Exempel würden bei dem unordentlichen Kriegeswesen an einem anderen Orte schwerlich zu finden sein."

Also der Biograph Anton Günthers. Der kluge Graf steuerte fortan das Schifflein seines kleinen Landes so geschickt durch die Stürme der grauenvollen Zeit, daß nach dem Abzuge der Tillyschen Truppen Oldenburg von anderen Schaaren nicht wieder betreten wurde. Indem Winckelmann später zurückblickt auf den ganzen Verlauf des Krieges, hat er völlig vergessen, oder läßt aus der Acht, daß Tillys Soldaten zuerst 1623 etwa einen Monat, dann von 1627 an reichlich drei Jahre lang in diesem Lande lagerten. Es ist ihm, als sei

[1] Winckelmanns oldenb. Chronik S. 214.
[2] Chlumecky S. 149. CCXXIX.
[3] Winckelmann a. a. O. S. 230 und 231. W. wiederholt es.

An allen solchen trübseligen Zeiten, Schanden [illegible] lichen und unerhörten Kriegsproceduren, die [illegible] Kurfürsten fort, ist der neue Herzog aus [illegible] kaiserliche Armee einzig und allein die Ur[illegible] der Herzog mit seinen Obersten und Bef[illegible] und silbernen Mobilien, an schönen [illegible] Gott für den [illegible]

Diese Klage der Kurfürsten i[illegible] selben Lob zu [illegible] durch die Klagen der anderen [illegible] fen Anton Günther die Vor allen Anderen waren [illegible] meru? Dieselbe [illegible] das barbarische Haufen [illegible] Pommern an den Tag, aller Mittel beraubt. [illegible] aren macht- und fruchtlos, nicht wegen mit Knospen von [illegible] Gebetenen. Nur von dem General hing es gesucht. Sie hab[illegible] at wurde, und nicht von dem Fürsten und der Regie sättigen sich in [illegible]

die ungekoch[illegible] hier bei Tilly noch einmal den unwandelbaren Grundsatz hervor ein Weib [illegible] Lande und dessen Einwohner nur zu verhandeln durch die gesetzlichen [illegible] und nicht seinen Officieren oder Soldaten eine unmittelbare Ein Bur[illegible] zuzulassen. Die Forderungen Tillys wurden mit den Landesobrigkeiten [illegible] vereinbart. Es ist der Grundsatz, der alles bedingt, der fundamentale Unter[illegible] zwischen seinem Verfahren und demjenigen Wallensteins, und ferner — wir fügen gleich hier es hinzu — aller anderen Heerführer des dreißigjährigen Krieges. Es ist der Grundsatz, der unter allen Heerführern jenes Krieges allein Tilly befähigt hat wirkliche Mannszucht zu üben, eine Mannszucht nämlich im Sinne unserer Zeit. Dazu kam die Autorisation der Obrigkeiten für den etwa ange- richteten Schaden des Muthwillens die entsprechende Summe zurückzubehalten.[1] Tilly ging darin noch weiter. Auf die Klage des Grafen von Ostfriesland, daß die Contribution seinem Lande zu schwer falle, beschloß die Liga ihm monatlich 5000 Rthlr. für die Contribution beizusteuern. Diese Summe wurde dem Grafen zugestellt, und von seinen Beamten den Officieren ausbezahlt, damit er auch daran ein Mittel habe, um diejenigen Officiere, die etwa ihre Vollmacht überschritten, in Zügel zu halten.

Daß nun eben dieser Unterschied wesentlich ist, daß für Wallenstein nicht etwa das in solchen Fällen übliche Wort von der Weise jener Zeit zur Entschul- digung gereichen kann, sehen wir aus den Klagen der Fürsten und Stände. Sie heben mit Nachdruck das entgegen stehende Verfahren Wallensteins hervor:[2] „Die Contributionen werden angesetzt nach des Herzogs selbsteigenem Wohlgefallen."

Zu diesem ersten und wichtigsten Punkte der Kriegsdisciplin in Tillys Heere kam ein zweiter von großer Bedeutung. Gegen Wallenstein wurde nicht eine Klage des Religionsdruckes erhoben. Er kümmerte sich nicht um Geistliche und

[1] In Betreff Lüneburgs vgl Beilage XXXII. Wegen Ostfrieslands Beilage LXV. Für Oldenburg liegt es in den oben angeführten Worten Winckelmanns. Wegen des Herzogthums Bremen wolle man weiter unten sehen Beilage LXXVII.

[2] Theatr. Europ. II. 182 b.

... Tilly war es anders. Wir haben gesehen, wie dieser selbe Mann, ... des Restitutionsedictes billigt und lobt, der für dasselbe eifrig ... dieser selbe Mann die Geistlichen und Lehrer aller Orten gleich ... amten von der Einquartierung befreit, damit sie in ihrem ... kirchlichen Acten irgend welcher Art nicht gehindert, noch ... auch die Schulen im Gange verbleiben. [1]

... Bereitwilligkeit des Generals jeder Klage Abhülfe zu ... hier und da. Wir sehen die Käsehändler von ... damit er ihnen in Brüssel die Erlaubnis zum ... Tilly ist bereit wie immer. [2] Es liegt uns eine ... Witwe aus Hameln, die eine Schuldforderung in Goslar ... kann ihr Geld nicht bekommen. Aber sie hat gehört, daß der ... gütig und freundlich sei, daß er jede gerechte Bitte unterstütze. Darum ...ndet sie sich an ihn: er möge ihr helfen, daß sie zu ihrem Rechte komme. [3]

Das Ergebnis finden wir in den Worten eines protestantischen Edelmannes ... Ostfriesland, der als Kind diese Zeiten schaute und darum reiche Gelegenheit ...te auch später sich darüber zu unterrichten. Er hat die betreffenden Worte ...t niedergeschrieben für die Oeffentlichkeit, sondern für die Geschichte seines ...ses. Sein Bericht besteht kurz in folgenden Worten: [4] „Die wahrhaft vor...fliche und beständige Disciplin der Tillyschen Soldaten gewährte einem Jeden ... freien und ruhigen Besitz seines Eigenthumes. Die Wege waren sicher, ...ndel und Wandel ungestört. Die Soldaten befreundeten sich mit dem Land...ne auf ungemeine Weise. Sie gingen mit ihren Wirthen aufs Feld und ...ten Hand an zur Arbeit."

Wir sehen, es ist ein weiter Abstand zwischen der Behandlung von Ost...sland, Oldenburg auf der einen, Pommern auf der anderen Seite. Nun ist dennoch unzweifelhaft, daß Wallenstein strenge Befehle, scharfe Drohungen ...ssen hat in großer Zahl, so daß er von Manchen grausam, von den Italie...n in seinem Heere schlechtweg der Tyrann (il tiranno) genannt wurde. Auch ...llenstein verbot bei Leib- und Lebensstrafe Jemanden in seinem Gottesdienste ...rlich und hinderlich zu sein. Aber es geschah, daß roher Uebermuth an den ...chthüren die Trommel rühren ließ, es geschah daß Soldaten mit brennenden ...nten durch die Kirchen zogen. [5] Und zwar geschah es straflos. Kirchenraub ...r ein Verbrechen: es sollte bestraft werden. Aber die Strafe, die einer der ...ersten Wallensteins über Kirchenraub verhängte, war zweitägige Haft beim ...ofoß. Wallenstein verbot Erpressungen, Mord, Raub und Brand. Dennoch

[1] Man vgl. Beilage XXX. und Winckelmann S. 208.

[2] Villermont II. 420. Nr. 180.

[3] Aus Acten im Privatbesitze.

[4] Ulrich von Werdum, Harlingica patria etc. Mscpt. in der Bibliothek der ...r. Landschaft zu Aurich. Uebrigens vgl. man zu dem Ganzen Wiarda, ostfr. Gesch. ... S. 318. 319.

[5] Theatrum Europ. II. 187.

ist es nach den Klagen der deutschen Fürsten unzweifelhaft, daß alles dieß geschah, und ferner, daß es straflos geschah. Wie war das möglich? Erörtern wir einen besonderen Fall dieser Art.

Der Hauptmann Sebastiani forderte in der Stadt Stargard in Pommern Contributionen ein. Der Rath der Stadt hielt sich für berechtigt Einwendungen gegen den Betrag zu erheben, und bemerkte dem Hauptmann, daß er bei dem Kaiser und dem General Klage führen werde. Der Hauptmann berichtete es dem Feldmarschall Conti. Er erhielt zur Antwort:[1] „Damit sie sich zu beklagen desto besser Ursache haben mögen, befehlen wir dem Herrn hiermit ernstlich, daß er jetzo diese Stunde ihm alles dasjenige, was noch auf die Compagnie und den Stab restiren thut, ungesäumt zahlen lasse, und im Geringsten keine Ausrede oder Aufschub annehme, und sollten sie sich auch bis aufs Hemde entziehen müssen. Daß dieß geschehe, darauf wollen wir uns unfehlbar verlassen. Gegeben im Hauptquartier Colberg, den 24. December 1629."

War bei solchen Antworten die Abhülfe auch der gerechtesten Klage zu hoffen? — Es war ein Beweis, daß eben so wenig wie Wallenstein sich um die Befehle des Kaisers; eben so wenig seine Feldmarschälle und Obersten um die seinigen sich kümmerten. Und in selbem Verhältnis wiederum standen zu Conti die Hauptleute.[2]

Die Pommern kannten diesen Mann. Sie übersetzten seinen welschen Namen Torquato Conti in ihr Plattdeutsch, und nannten ihn: den quaden kunter.

Allein wer am Ende haftete den Völkern und Fürsten für alle Ungebühr, als Wallenstein?

Darum erhob sich zu Regensburg die allgemeine Klage gegen diesen einen Mann. Es waren nicht französische Umtriebe, wie manche Deutsche später geglaubt haben, nachdem die unbefangene Würdigung jener Zeiten längst unter seltsamen Traditionen erstickt war, nicht französische Umtriebe bemühten sich dem Kaiser diesen Mann zu nehmen. Es war der Sturm des Unwillens, den die Kurfürsten, vor den anderen die von Mainz und Bayern, dem Kaiser längst vorausgesagt, dem dann in Regensburg die Kurfürsten Worte lieben, bevor eine französische Gesandtschaft eingetroffen war. Die Kurfürsten erklären dem Kaiser am 17. Juli 1630, daß alle Klagen auf das oberste Haupt des Heeres zurückfallen, und daß es darum vor allen Dingen nöthig sei dasselbe zu entfernen. Denn wenn nicht das geschieht, sagen sie ferner: so sind alle Anstalten, seien sie auch so gut als immer möglich, dennoch umsonst.

Erst nachdem diese Schrift der Kurfürsten dem Kaiser übergeben war, langte am andern Abende eine französische Gesandtschaft an.[3] So unwesentlich die Einwirkung derselben in Betreff Wallensteins war: so muß doch dieß Datum

[1] a. a. O. S. 190
[2] Theatrum Europ. II. 183. Nr. 5.
[3] Man vgl. Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 373. Nr. 44.

hervorgehoben werden wegen der irrigen Tradition, die eben zu ihrer Widerlegung nur einer Feststellung des Datums bedarf.

Mit der Entlassung des übergewaltigen Feldherrn gedachten indessen die Kurfürsten sich nicht zu beruhigen. Sie hatten zur Zeit der Uebertragung des Herzogthumes Mecklenburg gegen diesen Act protestirt. Sie zogen diese Sache, welche der Kaiser in seinen Vorlagen nicht berührt, in ihre Antworten auf dieselben hinein. Sie verlangten, daß das Reich hergestellt werde in den verfassungsmäßigen Stand.[1] Dieser Zweck erfordere, daß den Herzogen von Mecklenburg der Rechtsweg eröffnet, ihnen die Vertheidigung gestattet werde. Es ist das ins Leben Treten des Gedankens, welchen die Schweden ihrem Könige Gustav Adolf entgegen hielten, als er die Klagen der Herzöge von Mecklenburg zu einem Vorwande seines Krieges zu machen gedachte: die Kurfürsten des deutschen Reiches seien die Richter der Verfassung desselben, und würden die Sache der Herzöge von Mecklenburg nicht fallen lassen auch ohne Gustav Adolf.

Ungern wich der Kaiser. Niemals sei es seine Absicht gewesen, sagte er, seinen obersten General über Kurfürsten und Fürsten zu setzen. Er sei bereit die Klagen anzunehmen und sich so über dieselben zu erklären, daß die Kurfürsten und Fürsten zu weiteren Beschwerden keine Ursache haben sollten. Daß eine solche Antwort genügen würde, mochte der Kaiser selbst nicht denken. Er wollte, wie es schien, zunächst nur Zeit gewinnen, um sich zu fassen. Denn auch Wallenstein hatte ja seine Freunde, die in nachdrücklicher Sprache sich seiner annahmen.

Einen so versuchten, vernünftigen, tapferen, verdienten General mitten in der Laufbahn seiner Siege abzudanken, sagten sie,[2] ist wider alle Gerechtigkeit, alle Billigkeit, alle Staatsklugheit, wider Vernunft und Gewissen. An der Erfahrung im Kriegswesen, an Eifer im Dienste für den Kaiser, an Tapferkeit gegen die Feinde ist Niemand ihm gleich. Sein Verdienst überragt dasjenige aller. Er hat Armeen aufgebracht zu hunderttausend Mann, und erhält sie ohne Kosten des Kaisers und der Erbländer. Zwar bedarf es dazu vielen Unterhalts, der den Ständen des Reiches hart ankommt; doch kann der Bauer bei seinem Pfluge, der Handelsmann bei seiner Nahrung, der Fürst bei seinem Lande bleiben. So lange die Waffen in den Händen dieses Generales sind, hat es Siege geregnet. Das Kriegsvolk ist willig, wohl unterhalten in guter Zucht, und wo die Liebe nicht statt hat, da verrichtet die Furcht ihr Amt, und beide zugleich, Furcht und Liebe, erhalten den Kaiser und seinen Thron. Wem darum kann der Kaiser mehr trauen, als eben ihm? Er hat sich allezeit treu erwiesen. Als er noch von geringen Mitteln gewesen, hat er das Seinige zum Dienste des Kaisers aufgewendet. Er sei schon belohnt, hat er erwiedert, und werde also den Kaiser mit Ansprüchen verschonen. Wer sollte nun glauben,

[1] Londorp. IV. 59.

Khevenhiller XI. 1130. Gualdo Priorato, Storia di Ferd. III. p. 323 cf. Dazu Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 378. Nr. 47.

daß ein Fürst aus dem Stamme des Erzhauses so unwandelbar sein, daß er Gutes mit Bösem, Ehre und Verdienst mit Beleidigung, ja mit dem Tode selbst — denn die Ehre ist mehr als das Leben — vergelten wolle?

Also die Vertheidiger Wallensteins vor dem Kaiser. Und selbst mit solchen Behauptungen, die mit den Klagen der deutschen Fürsten, und nicht minder mit den offenkundigen Thatsachen in schneidigem Widerspruche standen, begnügen sie sich nicht. Sie fügen noch einen anderen Grund gegen die Entlassung Wallensteins hinzu, einen Grund von seltsamer Art für einen Feldherrn, dessen Loyalität und Treue sie eben gerühmt haben.

Ein solches Unrecht, sagen sie, gegen den Herzog, daß man wider alle Vernunft, Billigkeit und Verdienst ihn abschaffen und seines Feldherrnamtes entsetzen will, möchte ihn zur Verzweiflung bringen, möchte den ohnehin zornigen Herrn dergestalt zur Rache antreiben, daß er alle seine Fähigkeiten wider den Kaiser wendet, daß er das Kriegsvolk, welches nur ihm folgt, welches auf das Winken seiner Augen mehr als auf andere Befehle sieht, auf seine Seite bringt, mit demselben sich in die rechte Stellung setzt, und unter dem Scheine den rückständigen Sold zu begehren, Manchen der es etwa jetzt nicht meint, beihalten, oder wohl gar des Feindes, der diese Gelegenheit nicht außer Acht lassen wird, Partei ergreifen dürfte. Alsdann möchten gütliche Mittel und die Reue zu spät sein.

Es ist eine sonderbare Zeit, in welcher die Anhänger eines Feldherrn zu seiner Vertheidigung solche Dinge vorbringen. Wir sehen, was sie ihm zutrauen. Es ist die Frage, ob sie dazu Fug und Grund hatten. Und diese Frage steht im engen Zusammenhange mit einer anderen gleich nahe liegenden, mit der Frage: wo weilte damals Wallenstein? Was that er gegen den Schwedenkönig, der eben damals landete? Zur Beantwortung dieser Frage haben wir zurückzugreifen auf die frühere Zeit.

Sobald Wallenstein im Herbste 1627 die Küstenländer der Ostsee betrat, erkannte er, daß über kurz oder lang von dem Schwedenkönige ein Einbruch drohe in das deutsche Reich. Alle Schritte desselben waren ihm verdächtig. Schon damals erwog er, wo etwa Gustav Adolf landen würde oder könne. Die Entwickelung der Dinge war nicht danach angethan diese Besorgnis zu verringern. Stralsund gerieth in die Hände des Schweden. Es füllte sich mit schwedischen Truppen bis zu 9000 Mann. Fortan lag es auch dem blödesten Auge offen, daß hier dem Reiche eine große Gefahr drohe: wie viel weniger konnte Wallenstein sie verkennen? Auch verkannte er sie nicht. Er begehrte 1629 von Tilly Hülfe für den Fall der Noth. Immer dunkler wölkte sich der Himmel. Daß der Schwede einen Krieg in Deutschland beabsichtige, war gegen das Ende des Jahres 1629 ein europäisches Geheimnis. Dänemark legte sich ins Mittel, um im Frühlinge des Jahres 1630 Friedensberedungen in Danzig zu veranstalten. Daß diese kein Ergebnis bringen würden, war nach den ersten Schritten, war nach der Forderung des Schweden Oxenstjerna an die kaiserlichen und dänischen Gesandten unzweifelhaft. Also hatte man nichts Anderes zu erwarten

als Krieg und zwar einen Krieg, der beginnen mußte mit einer Landung des Schwedenkönigs auf deutschem Boden. Diese Landung des Schweden war im Frühlinge 1630 täglich zu erwarten. Gelang ihm diese Landung nicht, konnte er auch aus Stralsund nicht hervorbrechen: so war der Krieg im Keime erstickt, so mußte Gustav Adolf unverrichteter Sache zurück nach Schweden. Das Erforderniß dazu war nur das, daß der Feldherr selber mit seinem starken Heere gute Wacht hielt, daß er den Feind des Reiches, dessen Schützer der Feldherr war, nicht zum Landen kommen ließ.

Nicht dort war Wallenstein, nicht an den bedrohten Ufern der Ostsee, nicht in der Nähe des gefährlichen Stralsund. Verfolgen wir seine Schritte.

Im Spätherbste 1629 ist er zu Halberstadt.[1] Von da aus meldet er am 10. November dem Collalto, daß er nicht nach dem Wunsche des Collalto zur Zeit nach Lindau gehen könne; denn zuvor müsse er seine Anordnungen treffen gegen den Schweden, der nun als erklärter Feind zu betrachten sei. Einen Monat später meldet er,[2] seine Verdauung sei so sehr gestört, daß er im März das Carlsbad gebrauchen müsse. Weil nun doch im Winter in jenen Gegenden wenig zu thun sei, so will er im Beginne des Januar 1630 aufbrechen. Es geschieht. Er macht die Reise in einer Sänfte. Am 10. Februar 1630 ist er in Sagan. Von da aus berichtet er,[3] daß von Tag zu Tag die Gefahr vor dem Schweden größer werde, daß die Räthe des Herzogs Bogislav mit dem Könige heimlich zuhalten. Wir werden später die Wahrheit dieser Anklage erfragen. Im März 1630 findet der Holländer Aitzema den Feldherrn zu Gitschin.[4] Dort erwartet Wallenstein die Zeit des Conventes der Kurfürsten in Regensburg. Von der Schwedengefahr, deren Anwachsen auch ohne besondere Berichte vor Niemandem ein Geheimnis sein konnte, erwähnen die uns erhaltenen Briefe Wallensteins nur wenig. Er läßt noch immer Truppen werben, bis im April von Wien aus ihm das ernstlich untersagt wird. Diese Truppen schickt er nach Süddeutschland. Er berichtet dem Collalto am 22. April, daß die Hansestädte und alle Unzufriedenen im Reiche mit dem Schweden unter der Decke liegen. Das macht ihm viel mehr Nachdenkens als der Schwede. Wir bemerken abermals, daß Wallenstein hier spricht, nicht ein Anderer, daß diese Angaben des Wallenstein eines jeden Beweises ermangeln. Nachdem Wallenstein also geschrieben, bricht er auf, nicht etwa nach Pommern, oder überhaupt nordwärts, sondern nach Carlsbad. Dort verweilt er vier Wochen. Alsdann bricht er gegen Ende Mai abermals auf, auch dießmal nicht nordwärts, sondern nach Memmingen in Schwaben. Dorthin zieht er als der hochgebietende Feldherr, der Beschützer des Reiches mit einem solchen Gefolge, mit einem solchen Aufwande an Pracht,[5] daß es wie darauf angelegt war die in Regensburg versammelten Fürsten gerade damals aufs höchste zu reizen und zu erbittern.

[1] Chlumecky S. 144, Nr. CCLXXI.
[2] a. a. O. S. 202.
[3] a. a. O. S. 208.
[4] a. a. O. S. 219
[5] Marr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 35.

Es lag offenbar zu Tage, daß gegen Wallenstein alle diese Kurfürsten und Fürsten des Reiches doch nur sehr armselig waren. Am 9. Juni ist er in Memmingen.[1] Er denkt darüber nach selbst nach Italien zu gehen, und wie er sich ausdrückt, die Sache dort in Kurzem in einen anderen Stand zu bringen.[2] Aber zweierlei hält ihn zurück, wie er sagt. Erstens ist dort die Pest, und dann ist Spinola nicht ehrlich, hält nicht, was er verspricht. Von dem Schwedenkönige und der Gefahr, die von demselben droht, enthalten die Briefe an Collalto für viele Wochen kein Wort.

Wir haben gehört, wie Wallenstein im November 1629 schreibt, daß er Anordnungen treffen müsse gegen den Schweden. Hat er dieselben getroffen? Früher, zu einer Zeit, wo Pommern von Schweden aus nicht bedroht war, wo vielmehr Wallenstein selbst die Pommern und ihren Herzog durch seinen ungeheuren Druck zu irgend einem Widerstande treiben wollte, damit Pommern sich Mecklenburg glatt anfüge, hatte er das unglückliche Land mit 40,000 Mann belastet. Im Frühlinge und Sommer 1630 schickte Wallenstein alles südwärts. Das Herzogthum Würtemberg war angefüllt mit Truppen, und neue andere rückten nach. Auf der ganzen langen Küstenstrecke der Ostsee lagen unter Torquato Conti, dessen militärische Unfähigkeit — wenn es Unfähigkeit war — wetteiferte mit seiner maßlos schmutzigen Habgier, in weit ausgedehnten Quartieren 24,000 Mann. Auch diese hätte Wallenstein gern dort weggezogen. In denselben Tagen als schon die Wellen der Ostsee den fremden Eroberer trugen, als Gustav Adolf sehnlich nach den Wimpeln seiner Schiffe spähete, ob nicht bald der Wind sich günstig für ihn wende zum Anlegen an die Küste von Pommern: in denselben Tagen schrieb der berufene Vertheidiger des Reiches von Memmingen in Schwaben aus an den Erzherzog Leopold:[3] wenn nicht das Restitutionsedict das ganze Reich in Verzweiflung gebracht hätte, könnte man alles Kriegsvolk aus Pommern und Brandenburg herausziehen, anderwärts gebrauchen und viel Gutes schaffen. Hatte denn Wallenstein den Sinn des Schweden nicht längst erkannt vor dem Restitutionsedicte? — Sieben Tage nach jenem Briefe landet der Schwedenkönig auf Usedom. Auch diese Nachricht trifft den Feldherrn in Memmingen. Sie rührt ihn nicht. Täglich kommen neue Boten von den Erfolgen des Schweden. Wallenstein berichtet an Collalto, er sehe, daß der Schwede keinen Frieden machen will.[4] Er weiß auch, daß Conti bei weitem dem Schweden nicht stark genug ist. Sollte ihm erst damals dieses Licht aufgegangen sein? Er berichtet ferner, daß die Pommern, die Märker, die Hansestädte alle mit den Schweden halten, daß der Herzog Bogislav dem Schweden freiwillig entgegen gegangen und ihm Land und Leute überliefert.[5] Wir werden sehen, daß es nicht also war. Aber Wallenstein berichtete es an Collalto. Während der Schwede

[1] Chlumecky S. 228.
[2] a. a. O. S. 224. 225.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 366 vom 28. Juni 1630.
[4] Chlumecky S. 236 vom 30. Juli.
[5] Chlumecky, S. 241 vom 4. August.

in Pommern gegen Conti einen Fortschritt nach dem anderen macht, entfaltet Wallenstein zu Memmingen in Schwaben die Pracht seines Hofhaltes, und liest in den Sternen, ob der Kaiser der Forderung der Kurfürsten auf die Entlassung seines Feldherrn nachgeben werde oder nicht. Aber noch ist er der Feldherr, unbestritten, unbeschränkt. Das Gesuch und die Forderung der Kurfürsten, daß der Kaiser Wallenstein entlasse, wird erst vierzehn Tage nach dem Einbruche des Schweden eingereicht. Ferdinand kommt erst vier Wochen später zu einem Entschlusse, und abermals verstreichen Wochen bis zur Ausführung dieses Entschlusses. Bis dahin liegt die Pflicht des Schutzes des Reiches dem kaiserlichen Feldherrn ob. Derselbe weiß, daß sein Untergeneral gegen den Schweden zu schwach ist. Er sendet auch nicht einen Mann dahin. Er selbst verweilt auch ferner ruhig zu Memmingen in Schwaben.

Es wäre seltsam, wenn man dies damals nicht bemerkt, den Kaiser nicht darauf hingewiesen hätte. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen als Kreisoberster that es mit höhnischem Bedauern. Daß der Schwedenkönig seinen Fuß auf des Reiches Boden gesetzt, meldete [1] der Kurfürst im August 1630 dem Kaiser Ferdinand, habe er sehr ungerne vernommen. Weil er jedoch aus dem Winseln und Wehklagen der Stände gewußt, welche große Anzahl von Kriegesvolk dort in Pommern unterhalten würde, habe er es anfangs nicht glauben können, sondern gedacht, das mächtige Kriegsheer würde die Oerter und Pässe also vertheidigen, daß ein solches Eindringen nicht möglich sei.

Anders redet Bogislav von Pommern. Unter den Beschwerden, welche seine Boten zu Regensburg dem Kaiser überreichten, hob er einen hervor von ganz besonderer Art. [2] Es habe ihn nicht wenig befremdet, sagt Bogislav, daß man die landeinwärts gelegenen Orte und Plätze, wo keine Gefahr zu besorgen, so stark besetzte, verschanzte und verwahrte, zur selben Zeit dagegen die Meeresküste unversichert stehen ließe und dem Feinde preis gäbe. Es ist zu bemerken, daß die Abgeordneten des Herzogs Bogislav mit dieser Beschwerde nach Regensburg reisten, daß mithin diese Beschwerden abgefaßt wurden, bevor der Schwedenkönig auf deutschem Boden landete. Wir bemerken ferner, daß der Herzog Bogislav diesen Vorwurf der unbegreiflichen Nachlässigkeit gegen denselben Wallenstein erhebt, der zwei Jahre zuvor alle achtundzwanzig Seehäfen von Pommern um jeden Preis befestigen lassen wollte.

Wallenstein verweilt zu Memmingen. Und doch könnte noch die Frage entstehen, ob er vielleicht nach der Forderung der Kurfürsten an den Kaiser sich nicht mehr als Feldherrn betrachtet, die Befugnisse eines solchen nicht ausgeübt habe. Seine Briefe und Befehle geben uns die Antwort, daß er that, als wisse er nichts von jener Forderung der Entlassung. [3] Er übte alle Amtsthätigkeit des Oberfeldherrn aus. Die Infantin zu Brüssel bat ihn damals ihr Hülfe zu

[1] Theatrum Europ. II. 194.
[2] a. a. O. S. 188. §. 29.
[3] Chlumecky S. 234 ff.

senden. Wallenstein erwiedert am 8. August:[1] der Schwede sei in Pommern eingebrochen, habe sich der Inseln Rügen und Wollin bemächtigt, habe Stettin und Stargard ohne Widerstand genommen. Dazu habe der Herzog Bogislav ihm möglichsten Vorschub geleistet, dem Schwedenkönige seinen Adel untergeben und schwören lassen. Wir sehen, wie Wallenstein nach allen Seiten diese Anklage des Verrathes gegen Bogislav auszubreiten sucht. Dann fährt er fort: die Macht des Schweden nimmt zu, und es ist zu besorgen, daß er seinen Fuß weiter in das Reich und in die kaiserlichen Erblande setzt. Also spricht Wallenstein, um die Bitte der Infantin um Hülfe abzulehnen. Er selbst, der Feldherr, verweilt nach wie vor zu Memmingen in Schwaben. Die Infantin wiederholt ihre Bitte. Wallenstein antwortet am 27. August: er müsse 1000 Reiter nach Magdeburg, 1000 nach Pommern entsenden. Er selbst bleibt ruhig, wo er ist.

Und nun erhebt sich mit Nachdruck für uns die Frage: was wollte der Feldherr dort zu einer Zeit, wo täglich neue Nachrichten von dem Vordringen des Reichsfeindes an seine Ohren gelangen mußten?

Im Sommer des Jahres 1629 zogen sich viele Truppen Wallensteins an die Westgrenze des Reiches. Es ging die Rede, daß er einen Krieg gegen Frankreich vorhabe. Wir haben gesehen, wie er im Winter und auch noch im Frühlinge 1630 von einem Kriege gegen die Holländer sprach. Anholt, der kurz zuvor aus dem Heere der Liga zu Wallenstein übergetreten war, lag mit starker Macht im Bisthume von Metz. Dies schien unmittelbar gegen Frankreich gerichtet.[2] Dann forderte der Krieg in Italien beständigen Nachschub. Wallenstein gebot dem Anholt Truppen nach Italien abzugeben.[3] Südwest-Deutschland füllte sich mit Truppen. Im August 1630 rückten 8000 Mann vom Elsaß her in Würtemberg ein, mithin von Westen vorr Osten. Wozu das? Sollten auch diese nach Italien? Auf die Anfrage des kaiserlichen Commissärs Ossa erwiederte Wallenstein: er habe die Truppen dort versammelt, um sie die Donau hinab gegen die Türken zu führen. Ossa hielt das für eine Lüge. Er meint: es sei die Absicht Wallensteins irgend ein Bubenstück auszuüben.[4] Der Gedanke des Ossa ist nicht vereinzelt. Der Venetianer Nani berichtet[5] geradezu: Wallenstein habe dem Kaiser gerathen gegen die Kurfürsten zu Regensburg Gewalt zu brauchen. Er wolle mit dem einen Theile des Heeres, das er bei Memmingen zusammen gezogen, auf Regensburg losstürzen, mit dem andern die Gebiete der widerspenstigen Fürsten, namentlich Bayern überfallen. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kurfürsten zu Regensburg eine solche Furcht hegten. Der Kurfürst Max hatte Tilly nach Regensburg berufen, der am 2. Juli bei Nürnberg vorbeimarschirte.[6] Mehrere der Obersten derselben wurden noch erwartet. Im

[1] Archiv zu Brüssel. Corr. de Wallenstein, Tilly etc.
[2] Richelieu, Mém. VI. 19. 20.
[3] Chlumecky S. 217 Nr. CCXCV.
[4] Vgl Gfrörer, Gustav Adolf S. 671 der 2. Aufl.
[5] Nani, histor. Venet. I. 539.
[6] Murr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 88.

Unterstützung dieser Ansicht dient ferner die Klage der Kurfürsten zu Regensburg, daß sie nicht frei seien von Waffengewalt. Sie beriefen sich darauf für die Weigerung der Wahl eines römischen Königs. Nach den gegebenen Zusicherungen an Frankreich ist freilich anzunehmen, daß sie auch ohne dieß damals die Wahl verweigert haben würden.

Blicken wir nun endlich zurück auf die Drohung, welche Wallensteins Anhänger selbst am Sitze des Reichstages aussprachen, die Drohung, nach welcher diese seine Anhänger den Wallenstein selbst eines solchen Bubenstückes der Gewalt gegen die Reichsfürsten fähig hielten und dasselbe in Aussicht stellten: so sind allerdings die Gründe des Verdachtes von schwerem Gewichte. Wir wiederholen: der Verdacht ist doppelter Art. Es ist auf der einen Seite derjenige eines heimlichen Einverständnisses mit dem Schweden. Es ist auf der anderen Seite derjenige der Absicht einer Blutthat an den deutschen Kurfürsten und Fürsten, die in Regensburg von dem Kaiser die Erlösung ihrer Unterthanen forderten von der blutsaugenden Habgier des Feldherrn und seiner Schaaren.

Die Gründe sind allerdings nicht entscheidend. Neben dem doppelten Verdachte bleibt noch eine dritte Vermuthung übrig, die nämlich, daß Wallenstein alle jene Truppen nach Italien bestimmt hatte, daß er gegen den Schweden bloß sorglos war und für sich persönlich die Ruhe der Quartiere gefahrvollen Unternehmungen vorzog. An Aehnlichkeiten in seinem Verhalten, die für diese Vermuthung sprechen, fehlt es nicht. So hatte er sich bewiesen nach der Schlacht an der Dessauer Brücke, ebenso ferner während der Belagerung von Stralsund. Die Tage, die er persönlich im Feldlager vor dieser Stadt zugebracht, sind leicht zu zählen. Es waren kaum drei Wochen gewesen. Er zog es bald vor in Güstrow zu residiren.

Wie dem auch sei: mag Wallensteins thatlose Ruhe in Memmingen zur Zeit der Gefahr des Reiches durch den Schwedenkönig seiner Bequemlichkeit zur Last fallen, mag sie die Folge eines heimlichen Einverständnisses mit dem Schwedenkönige gewesen sein, oder mag endlich darunter sich der frevelhafte Plan eines Handstreiches gegen die höchste Versammlung des Reiches zu Regensburg versteckt haben: der Erfolg war der, daß dem Schwedenkönige die Sache leicht gemacht wurde. So lange Jahre hatte Gustav Adolf getrachtet, eine Stadt an der deutschen Küste zu erringen, und sie zum Außgangs- und Stützpunkte seiner Unternehmung gegen das Reich zu machen: er bedurfte einer solchen im Augenblicke der Ausführung nicht mehr. Er landete mit seinem Heere nicht in Stralsund, sondern frei und ungehindert schiffte er sich aus an einem beliebigen Punkte der Küste, wo es ihm gelegen war.

Wenn aber Wallenstein den Plan einer Blutthat gegen die Reichsfürsten zu Regensburg gehegt, diesen Plan gar dem Kaiser vorgelegt hat: so beweist der Gang der Dinge, daß Ferdinand einen derartigen Vorschlag ganz und für immer abgelehnt haben muß. Ferdinand ging zu Regensburg vielen schmerzlichen Enttäuschungen seiner Wünsche entgegen; aber die Erfüllung derselben durch solche Mittel zu erreichen, hielt er nicht eines deutschen Kaisers würdig.

Merkwürdig vor allen Dingen ist, daß, wenn Wallenstein sich schuldfrei wußte, wenn er nur etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen hatte, er nicht nach dem Rathe[1] einiger Freunde selber in Regensburg erschien, um sich zu vertheidigen und dort seine Sache zu führen. Der Kaiser hatte seinen Räthen Schweigen über die Angelegenheit geboten. Daß jedoch Wallenstein alles wußte, was in Regensburg verging, genau wußte, ist nicht zu bezweifeln. Er hatte seine Späher und Anhänger an allen Ecken und Enden; wie vielmehr in Regensburg, damals, wo es sich um sein eigenes Geschick handelte! Daher war sein Ausbleiben um so auffallender, weil er unter den kaiserlichen Räthen eines großen Anhanges sicher sein durfte. Er erschien nicht. Er weilte in Memmingen nach wie vor. Er suchte zu Memmingen bei den Sternen die Antwort, ob er diesen Sturm bestehen würde oder nicht. So dauerte es vier Wochen. Da endlich gab der Kaiser dem Andringen der Kurfürsten nach. Am 13. August, gerade vier Wochen nach der ersten Forderung der Kurfürsten, gab der Kaiser ihnen zur Antwort,[2] daß er die Oberleitung seines Heeres ändern wolle.

Nachdem schon diese Antwort gegeben, trat es klarer hervor als je, wie fest dieser Mann in der Meinung des kaiserlichen Hofes wurzele. Das Gutachten des kaiserlichen Rathes ist fast schüchtern, fast furchtsam.[3] Die katholischen Kurfürsten hatten darauf hingewiesen, daß ja doch Wallenstein selber fast alle Jahre um seine Entlassung eingekommen sei: man habe ihm mithin darin nur zu willfahren. Wallenstein hatte diese Entlassung verlangt, als nach seiner Wiederkehr aus Ungarn 1626 der Tadel gegen seine Kriegesführung und Leistungen dort bis zur völligen Verneinung seiner Fähigkeit stieg. Er hatte ferner im Beginne des Jahres 1628 diese Forderung seiner Entlassung als Drohmittel gebraucht, um den Kaiser zur Abberufung des unbequemen Grafen Schwarzenberg aus Lübeck zu zwingen. In ähnlicher Weise mochte Wallenstein noch öfter sich benommen haben. Aber die kaiserlichen Räthe, die auf Wallensteins Seite standen, waren sehr besorgt, daß bei einer solchen Annahme der oft erbetenen Entlassung die Person und die Reputation des Feldherrn nicht gesichert sei. Man verlangte Zusagen in dieser Beziehung von den Kurfürsten. Sie schlugen ab. Wallenstein sei sicher vor ihnen, sagten sie. Nur besondere Klagen würden sie auf gerichtlichem Wege geltend machen.

Der kaiserliche Rath beschloß zwei vertraute Personen an Wallenstein abzusenden. Man erwählte dazu zwei seiner Anhänger. Sie sollten ihm sagen, mit welchem Eifer das gesammte Collegium der Kurfürsten auf seine Entlassung dringe, wie dasselbe schwere Klagen erhöbe über die bisherige Leitung des Krieges. Sie sollten ihm sagen, daß der Kaiser in dieser Zeit der Gefahr sich nicht sondern dürfe von den Kurfürsten, daß er dagegen dem Feldherrn mit beständigen Gnaden allezeit wohlgewogen verbleibe. Von einer Absetzung war nicht die Rede.

[1] Khevenhiller XI. S. 1130

[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 376.

a. a. O. S. 378.

ndern von einem gutwilligen Verzicht, den der Kaiser von der Mäßigung Wallen-
ins erwarte.

Der Beschluß ward gefaßt am 17. August; dennoch vergingen abermals
[illegible]ochen bis zu seiner Ausführung. Sie vergingen, wo jeder Tag kostbar war,
o der Schwede schon auf deutschem Boden stand und die Gunst dieser Umstände
iszubeuten sich bemühte. Darum erhebt sich die Frage: wie war ein Verzug
öglich in solcher Zeit?

Er war möglich, weil sich mit der Frage der Entlassung Wallensteins sofort
ejenige eines Nachfolgers verband. Und über einen solchen war der Kaiser
it den Kurfürsten nicht einig.

Wir haben gesehen, wie der Kaiser im März oder April desselben Jahres
reits eine Anforderung dieser Art an Tilly hatte gelangen lassen. Auf die
ntwort desselben, welche die Sache der Bewilligung seiner bisherigen Kriegs-
rren der Liga überwies, scheint der Kaiser damals wieder davon abgesehen
haben, zu seinem und des deutschen Reiches Unheile. Denn wenn Tilly im
uni und Juli 1630 an der Küste der Ostsee den Oberbefehl geführt: so zerfiel
r ganze Bau der Plane Gustav Adolfs, der Tillys Abwesenheit von dort als
s Fundament des Gelingens seiner Unternehmung in Anschlag brachte. Wahr-
einlich wäre der fremde Eroberer heimgekehrt, ohne den deutschen Boden weiter
treten zu haben, als etwa in Stralsund. Nicht also war es der deutschen
ation beschieden.

Die nachdrückliche Forderung der Kurfürsten zu Regensburg, daß Wallen-
in entlassen werden müsse, rief in dem Kaiser den Gedanken an Tilly wieder
rvor. Er äußerte denselben, bevor er sich zur Entlassung Wallensteins erklärte.
m 13. August, demselben Tage, wo der Kaiser dem Kurfürsten von Mainz
erst die mündliche Zusage der Entlassung Wallensteins gab, reichten die Bundes-
rsten eine schriftliche Antwort ein auf die Forderung des Kaisers: der Kaiser
üsse sich verbindlich machen, sofern die Bundesstände des Grafen Tilly selbst
dürfen sollten, denselben wieder zu entlassen. Da sie auch nicht wüßten, sag-
n die Bundesstände ferner, ob nicht Tilly wegen seines hohen Alters oder aus
nderen Ursachen Bedenken haben dürfte beide Stellen zu übernehmen; so möge
r Kaiser ihn selbst darüber vernehmen, ihm nichts Unerträgliches zumuthen.
ie fügten ferner hinzu: wenn nicht ins künftige für richtige Bezahlung Sorge
tragen, Munition und Lebensmittel angewiesen würden, so werde Tilly sich
[illegible]erlich zur Uebernahme des Oberbefehles verstehen.

Die Bemerkungen der Bundesfürsten sind gegründet, ohne Zweifel. Und
nnoch blickt aus diesen Bemerkungen die Absicht hervor. Das Begehren des
aisers entspricht nicht den Wünschen der Bundesfürsten. Sie wollen es lieber
reiteln, Tilly als ihren besonderen Feldherrn an der Spitze ihres besonderen
eeres behalten. Der Grund ist das Mistrauen.

Wie so traurig hatten sich die Zustände des deutschen Reiches verwickelt und
rfahren, daß es auch da nicht zu einer Einigung kommen konnte! Werfen wir
nen Blick zurück auf die Entwickelung der Dinge. Der Bund der katholischen

Lig[illegible] Leben gerufen durch die drohende Stellung der calvinischen Union. Diese war französisch, revolutionär gegen die Reichsverfassung, auf deren Umsturz sie sann im Vereine mit dem französischen Könige Heinrich IV. Ein starkes Oberhaupt des Reiches, ein thatkräftiger Kaiser hätte es vermocht, der aufwuchernden Ruhm- und Habgier des französischen Königs Heinrichs IV., welcher seine Plane auf Zerschlagung des deutschen Reiches und der Nation mit dem schimmernden Namen einer christlichen Republik umhüllte, der nicht geringeren Habgier des Kurpfälzers und all der anderen Kleinen, die im Trüben mitzufischen hofften, — allen diesen Umtrieben und Gelüsten hätte ein thatkräftiger Kaiser als Vertreter der Nation und gesetzlichen Ordnung des Reiches die Zügel anzulegen vermocht. Rudolf II. war schwach und willenlos. Darum bildete sich in dem Drange der Selbsterhaltung die Liga, conservativ und deutsch gesinnt. Sie zersprengte die Union. Vom giftigen Dünger des Geldes der Generalstaaten genährt, sproßten einzelne Schößlinge wieder auf. Tilly schlug sie nieder. Indem dieser Feldherr der Arm und das Schwert der Liga war, diente er zugleich dem Kaiser. Der Kaiser nannte ihn seinen Feldherrn und gab ihm Vollmacht zu handeln nach Discretion. Damals war es der günstige Zeitpunkt für den Kaiser alles aufzubieten, daß die Liga, die bei allen Verdiensten um das Reich und den Kaiser dennoch nur wegen der Schwäche der Kaisergewalt v o r Ferdinand entstanden war, welche dieß Gepräge des Ursprunges in ihrem Sonderbestehen nicht verleugnen konnte, daß diese Liga und ihre Macht auf gütlichem Wege zusammenschmolz mit der kaiserlichen Gewalt. Ferdinand ließ diese Zeit, das Jahr 1624, wo kein äußerer Feind unmittelbar gegen ihn in Waffen stand, unbenutzt vorübergehen. Er und die Liga wurden nicht völlig eins. Dann brachte holländisches und englisches Geld den Dänenkönig in die Waffen. Tilly bat um Hülfe und Nachschub. Statt der Hülfe kam ein kaiserlicher Feldherr mit einem besonderen Heere, der überall das Gelüste bewies sich Tilly überzuordnen, dem der alte bescheidene Mann in äußeren Ehren sogar willig den Vortritt ließ. Seitdem ward der Dualismus des katholischen Reichstheiles schärfer wieder ausgeprägt, als zuvor, und die Person des kaiserlichen Feldherrn selbst erweiterte den Spalt von Tag zu Tag. Sein Verfahren, über welches er den allzu leichtgläubigen Kaiser durch den besoldeten Anhang am kaiserlichen Hofe in [illegible]iger Täuschung erhielt, berechtigte alle Deutsche, ob Fürsten, ob Unterthanen, alle Parteien, ob katholisch, ob protestantisch, in gleicher Weise zum entschiedensten Mistrauen gegen diesen einen Mann. Nun hatte der Kaiser sein Wort gegeben diesen gefährlichen Mann zu beseitigen. Da hätte, [illegible] von allen Seiten eine versöhnliche Stimmung obwaltete, sich die Klugheit geboten, den Misstand eines Bundes und einer Waffenmacht im Reiche neben dem Kaiser zu beseitigen. Um so näher hätte dieß für die conservativ Gesinnten gelegen, weil ebenso wie einst die katholische Liga eine Folge der calvinischen, auf das an sich Reißen aller Kirchengüter zielenden Union gewesen war, nun auch die Befürchtung nicht fern lag, daß die Folge des Waffenglückes und der Macht der katholischen Liga, die Folge ferner der

Drängens auf Herstellung aller Kirchengüter eine allgemeine protestantische Union sein werde. [1]

Diese versöhnliche Stimmung der Gemüther war nicht vorhanden. Allzu oft und schwer hatte man über Wallenstein geklagt und doch keine Erhörung gefunden. War man sicher, daß der Kaiser die Bedrängnis der Deutschen durch diesen habgierigen Mann nie gewollt? Warum, wenn der Kaiser dieß nicht gewollt, hatte er ihn auf die flehenden Bitten nicht längst entfernt? Das Mistrauen hatte sich zu tief eingefressen. Der Fluch von fünf Jahren Wallensteinischer Eigenmacht lag in aller und jeder Beziehung schwer auf dem unglücklichen deutschen Vaterlande, nicht bloß wegen dessen, was durch ihn geschehen war, sondern auch wegen dessen, was um seinetwillen unterblieb. Der Schatten dieses unheilvollen Menschen fiel auf den Kaiser, um das Bild desselben zu verdunkeln.

Die Unterhandlungen über Tilly kamen nicht vorwärts. Die kaiserlichen Räthe schlugen statt seiner den Sohn des Kaisers, den Erzherzog Ferdinand vor. Die Kurfürsten verlangten, daß einer aus ihrer Mitte, daß Maximilian von Bayern an Wallensteins Stelle trete. Beide Forderungen wurden von beiden Seiten mit gleichem Mistrauen vernommen. Denn nicht einmal sollte um diesen Preis der Berufung des Kurfürsten Max die Liga aufhören, noch alle oberste Kriegsgewalt im Reiche dem Oberhaupte zurückgegeben werden: es war der bestimmt ausgesprochene Wille der katholischen Kurfürsten, daß ihr Bund fortbestehen, daß das Bundesheer getrennt bleiben solle von dem eigentlich kaiserlichen.

Indessen war es nicht bloß das Mistrauen der Bundesfürsten, welches sich einer Vereinigung ihres Heeres mit dem Wallensteinischen widersetzte. Es war auch die Rücksicht auf die verschiedene Organisation des ligistischen und des kaiserlichen Heeres: dort Disciplin und Ordnung, hier Regellosigkeit und Willkür. In solchem Lichte sahen zu Regensburg nicht bloß mehr der Kurfürst Max von Bayern, sondern auch einige der kaiserlichen Räthe selber die Sache an. Der Kanzler Strahlendorf, der weder als Anhänger, noch als Feind Wallensteins zu betrachten, schildert dem Kaiser den Unterschied. [2] Das bayerisch-ligistische Heer, sagt er, ist ein recht regulirtes. Dort ist kein Ueberfluß an unnützem Kriegsvolk, noch weniger an überzähligen Obersten und Befehlshabern, die um ihres Patentes und ihres Titels willen die ihrem Range entsprechende Contribution fordern, sondern alles wird zum gemeinen Besten angewendet. Anders ist es bei dem jetzigen Heere des Kaisers. Die Feinde des Kaisers und des Reiches gründen die Hoffnung eines Erfolges auf die Mängel und die Fehler des kaiserlichen Heeres. Ja sie halten gänzlich dafür, daß dieses Heer auch ohne äußere Gewalt endlich als grundlos in sich selbst zusammen sinken und fallen werde.

War es doch, als hätte Strahlendorf in der Seele des Schwedenkönigs

[1] Khevenhiller XI. S. 1141. Nr. 10.

[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 389.

geh [illegible] dem Falkenblicke des fern Entlegenen hatte sich diese Ueberzeugung längst jenseit des Meeres erschlossen, den kaiserlichen Räthen ging erst jetzt zu Regensburg in banger Furcht und Sorge diese Ahnung auf.

Die kaiserlichen Räthe wogen die Gründe für und wider den Kurfürsten von Bayern als Oberanführer aller deutschen Streitkräfte ab. Es ist der erste Grundsatz eines Reiches Niemand so mächtig zu machen, sagen sie, daß das Oberhaupt von ihm abhangt. Die Macht des Reiches beruht in den Waffen. Wer unbeschränkt über diese gebietet, wird leicht in Versuchung kommen alle Gewalt und die Nachfolge im Reiche sich und seinem Hause zuzuwenden. Für den Kaiser dagegen gewinnt eine Ernennung des Kurfürsten von Bayern den bösen Schein, als sei sie nicht erfolgt aus eigener freier Wahl, sondern durch den Druck der Kurfürsten wegen der schlechten Verwaltung des Kriegswesens.

Wir sehen, diese Gründe wider den Kurfürsten sind von allgemeiner Art. Sie berühren nicht die Person des Kurfürsten. Dagegen beziehen sich sämmtliche Gründe für die Ernennung des Kurfürsten Max auf seine Person. Er ist katholisch. Er erfreut sich des Vertrauens fast aller Stände im Reiche. Er steht mit Kursachsen in gutem Vernehmen. Er ist im Kriegswesen erfahren. Er hat seine Treue und Anhänglichkeit an den Kaiser durch die That bewiesen. Er hat in jüngeren Jahren das Anerbieten der Kaiserkrone abgelehnt. Der König von Schweden hofft: das Reich werde sich des Krieges nicht annehmen. Steht ihm aber ein solcher Feldhauptmann gegenüber mit der Autorität des ganzen Reiches hinter sich: so wird der Schwede wohl zur Besinnung kommen und um Frieden bitten.

Augenscheinlich war dem kaiserlichen Kanzler Strahlendorf bei diesem Gutachten die Absicht und der Kriegesplan des Schweden noch nicht aufgegangen. Er sowohl wie die Kurfürsten meinten noch, daß der Ursprung dieses neuen Krieges das herausfordernde Benehmen Wallensteins gegen Gustav Adolf sei.[1] Daß der letztere von Anfang an lange vor Wallensteins Oberbefehl nichts wollte, nichts dachte als Krieg mit oder ohne Vorwand, war ihnen noch nicht klar, und eben so wenig durchschaute Strahlendorf damals das strategische Meisterstück des Königs durch das Vorgeben des Religionskrieges das Reich, das er angriff, innerlich zu entzweien und die Glieder zu hetzen gegen das Oberhaupt.

Der Kaiser ließ die Vorschläge über seinen Sohn als Oberfeldherrn fallen. Er war nicht abgeneigt dem Kurfürsten Max das Amt zu übertragen. Aber sobald man näher herzutrat, wuchsen die zwiespältigen Meinungen hervor. Die Kurfürsten verlangten für Max dieselbe Gewalt, die Wallenstein besessen. Jener könne und dürfe nicht geringer sein, als dieser gewesen. Die kaiserlichen Räthe erwiederten, daß die Macht Wallensteins nicht so groß gewesen, wie jene vermeinten. Und wenn auch die Noth gezwungen Wallenstein mehr zuzulassen als der Kaiser gewollt: so sei ja eben das die Klage der Kurfürsten gewesen, für welche sie sich auf die Reichsverfassung berufen, und darum nicht [illegible]

[1] a. a. O. S. 392.

daß diese Zulassung nun als ein Recht gefordert werde. Man kam darin nicht weiter, weil bei allen freundlichen Versicherungen im Herzen beide Theile einander nicht trauten.

Da weder die kaiserlichen Räthe mit dem Vorschlage des Erzherzogs Ferdinand, noch die Bundesfürsten mit Maximilian von Bayern durchdringen konnten: so blieb als der Einzige, über den sich Alle vereinen konnten, der Kaiser, die Liga, die protestantischen Fürsten,[1] nur der eine Mann übrig, bei dessen Namen in lautloser Anerkennung alle Parteien verstummten. Es war der alte Tilly.

Und Tilly selbst? Er hatte mit inniger Freude die Berufung des Tages von Regensburg begrüßt. So lange Jahre hatte er sich bemüht die Feinde des Reiches nieder zu schlagen, den Frieden wieder zu bringen: es stand nicht in seiner Macht. Nun schien dieser Tag zu nahen; denn eine solche Versammlung der Kurfürsten mit dem Kaiser, die alle nach Frieden sich sehnten, müsse das wirksamste Mittel sein.[2] Also dachte Tilly. Der alte Feldherr für sich selbst war des Treibens der irdischen Dinge müde. Ruhm und Glanz, Reichthum und Ehre hatten den Sinn dieses Mannes nie gelockt. Er lebte einsam und still auf der Höhe seines Ranges. Er sehnte sich nun den Rest seiner alten Tage in friedlicher Ruhe zu verleben, und hoffte diese Ruhe und diesen Frieden zu finden in einem Kloster.[3] Er hätte sie gefunden, weil er die Ruhe und den Frieden dahin mitbrachte in sich selbst. Nicht also war es ihm vergönnt. Abermals sollte das Getümmel des Krieges den einundsiebzigjährigen, ruhebedürftigen Greis hineinreißen in den wilden Sturm. Er sträubte sich. Hohe Geistliche traten zu ihm und mahnten nicht jetzt in trüber Zeit der Noth seine Dienste dem Vaterlande zu entziehen. Tilly gehorchte. Er ahnte nicht, daß nun erst die Zeit herannahe, wo bübische Verlogenheit seinen ehrlichen Namen ihm rauben, und den rechtschaffenen, mildgesinnten, frommen Mann der Unwissenheit und der Verblendung zweier Jahrhunderte als ein Scheusal überliefern würden.

Der Gehorsam Tillys in diesem Falle war eins der größten Opfer, die er je gebracht. Denn er wußte, was er that. Indem er sich bereit erklärte den Oberbefehl über die bis dahin Wallensteinischen Truppen mit zu übernehmen, trat er zugleich das Erbtheil des Hasses der mishandelten und zertretenen Deutschen gegen seinen Vorgänger an. Keiner durchschaute wie Tilly selbst die weite Verschiedenheit seiner Veteranen von dem Gesindel unter Wallenstein. Dennoch war er bereit zum Gehorsame.

[1] Harte, Gustav Adolf (deutsche Uebersetzung) I. S. 315 nennt Johann Georg von Sachsen als beistimmend. Ohne auf das Buch dieses englischen, der deutschen Dinge durchweg unkundigen eifernden Geistlichen der Hochkirche viel Gewicht zu legen, glauben wir doch derartige Nachrichten aus demselben annehmen zu dürfen.

[2] Villermont: Tilly etc. II. 415. Nr. 175.

[3] Parival, abregé de l'h. de ce siècle de fer. Bruxelles 1653 p. 241. Es ist mir keine andere specielle Nachricht darüber bekannt; allein die innere Wahrscheinlichkeit tritt hinzu.

Es lag offenbar zu Tage, daß gegen Wallenstein alle diese Kurfürsten und Fürsten des Reiches doch nur sehr armselig waren. Am 9. Juni ist er in Memmingen.[1] Er denkt darüber nach selbst nach Italien zu gehen, und wie er sich ausdrückt, die Sache dort in Kurzem in einen anderen Stand zu bringen.[2] Aber zweierlei hält ihn zurück, wie er sagt. Erstens ist dort die Pest, und dann ist Spinola nicht ehrlich, hält nicht, was er verspricht. Von dem Schwedenkönige und der Gefahr, die von demselben droht, enthalten die Briefe an Collalto für viele Wochen kein Wort.

Wir haben gehört, wie Wallenstein im November 1629 schreibt, daß er Anordnungen treffen müsse gegen den Schweden. Hat er dieselben getroffen? Früher, zu einer Zeit, wo Pommern von Schweden aus nicht bedroht war, wo vielmehr Wallenstein selbst die Pommern und ihren Herzog durch seinen ungeheuren Druck zu irgend einem Widerstande treiben wollte, damit Pommern sich Mecklenburg glatt anfüge, hatte er das unglückliche Land mit 40,000 Mann belastet. Im Frühlinge und Sommer 1630 schickte Wallenstein alles südwärts. Das Herzogthum Würtemberg war angefüllt mit Truppen, und neue andere rückten nach. Auf der ganzen langen Küstenstrecke der Ostsee lagen unter Torquato Conti, dessen militärische Unfähigkeit — wenn es Unfähigkeit war — wetteiferte mit seiner maßlos schmutzigen Habgier, in weit ausgedehnten Quartieren 24,000 Mann. Auch diese hätte Wallenstein gern dort weggezogen. In denselben Tagen als schon die Wellen der Ostsee den fremden Eroberer trugen, als Gustav Adolf sehnlich nach den Wimpeln seiner Schiffe spähete, ob nicht bald der Wind sich günstig für ihn wende zum Anlegen an die Küste von Pommern: in denselben Tagen schrieb der berufene Vertheidiger des Reiches von Memmingen in Schwaben aus an den Erzherzog Leopold:[3] wenn nicht das Restitutionsedict das ganze Reich in Verzweiflung gebracht hätte, könnte man alles Kriegsvolk aus Pommern und Brandenburg herausziehen, anderwärts gebrauchen und viel Gutes schaffen. Hatte denn Wallenstein den Sinn des Schweden nicht längst erkannt vor dem Restitutionsedicte? — Sieben Tage nach jenem Briefe landet der Schwedenkönig auf Usedom. Auch diese Nachricht trifft den Feldherrn in Memmingen. Sie rührt ihn nicht. Täglich kommen neue Boten von den Erfolgen des Schweden. Wallenstein berichtet an Collalto, er sehe, daß der Schwede keinen Frieden machen will.[4] Er weiß auch, daß Conti bei weitem dem Schweden nicht stark genug ist. Sollte ihm erst damals dieses Licht aufgegangen sein? Er berichtet ferner, daß die Pommern, die Märker, die Hansestädte alle mit dem Schweden halten, daß der Herzog Bogislav dem Schweden freiwillig entgegen gegangen und ihm Land und Leute überliefert.[5] Wir werden sehen, daß es nicht also war. Aber Wallenstein berichtete es an Collalto. Während der Schwede

[1] Chlumecky S. 228.
[2] a. a. O. S. 224. 225.
[3] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 366 vom 28. Juni 1630.
[4] Chlumecky S. 236 vom 30. Juli.
[5] Chlumecky, S. 241 vom 4. August.

Pommern gegen Conti einen Fortschritt nach dem anderen macht, entfaltet allenstein zu Memmingen in Schwaben die Pracht seines Hofhaltes, und liest den Sternen, ob der Kaiser der Forderung der Kurfürsten auf die Entlassung nes Feldherrn nachgeben werde oder nicht. Aber noch ist er der Feldherr, bestritten, unbeschränkt. Das Gesuch und die Forderung der Kurfürsten, daß r Kaiser Wallenstein entlasse, wird erst vierzehn Tage nach dem Einbruche des hweden eingereicht. Ferdinand kommt erst vier Wochen später zu einem Entlusse, und abermals verstreichen Wochen bis zur Ausführung dieses Entschlusses. is dahin liegt die Pflicht des Schutzes des Reiches dem kaiserlichen Feldherrn . Derselbe weiß, daß sein Untergeneral gegen den Schweden zu schwach ist. : sendet auch nicht einen Mann dahin. Er selbst verweilt auch ferner ruhig Memmingen in Schwaben.

Es wäre seltsam, wenn man dies damals nicht bemerkt, den Kaiser nicht rauf hingewiesen hätte. Der Kurfürst Johann Georg von Sachsen als Kreiserster that es mit höhnischem Bedauern. Daß der Schwedenkönig seinen Fuß f des Reiches Boden gesetzt, meldete [1] der Kurfürst im August 1630 dem iser Ferdinand, habe er sehr ungerne vernommen. Weil er jedoch aus dem inseln und Wehklagen der Stände gewußt, welche große Anzahl von Kriegesll dort in Pommern unterhalten würde, habe er es anfangs nicht glauben nnen, sondern gedacht, das mächtige Kriegsheer würde die Oerter und Pässe so vertheidigen, daß ein solches Eindringen nicht möglich sei.

Anders redet Bogislav von Pommern. Unter den Beschwerden, welche seine ten zu Regensburg dem Kaiser überreichten, hob er einen hervor von ganz sonderer Art. [2] Es habe ihn nicht wenig befremdet, sagt Bogislav, daß man e landeinwärts gelegenen Orte und Plätze, wo keine Gefahr zu besorgen, so rl besetzte, verschanzte und verwahrte, zur selben Zeit dagegen die Meeresküste versichert stehen ließe und dem Feinde preis gäbe. Es ist zu bemerken, daß e Abgeordneten des Herzogs Bogislav mit dieser Beschwerde nach Regensburg isten, daß mithin diese Beschwerden abgefaßt wurden, bevor der Schwedenig auf deutschem Boden landete. Wir bemerken ferner, daß der Herzog ogislav diesen Vorwurf der unbegreiflichen Nachlässigkeit gegen denselben Wallenin erhebt, der zwei Jahre zuvor alle achtundzwanzig Seehäfen von Pommern n jeden Preis befestigen lassen wollte.

Wallenstein verweilt zu Memmingen. Und doch könnte noch die Frage stehen, ob er vielleicht nach der Forderung der Kurfürsten an den Kaiser sich cht mehr als Feldherrn betrachtet, die Befugnisse eines solchen nicht ausgeübt be. Seine Briefe und Befehle geben uns die Antwort, daß er that, als iße er nichts von jener Forderung der Entlassung. [3] Er übte alle Amtsthätigkeit s Oberfeldherrn aus. Die Infantin zu Brüssel bat ihn damals ihr Hülfe zu

[1] Theatrum Europ. II. 194.
[2] a. a. O. S. 188. §. 29.
[3] Chlumecky S. 231 ff.

senden. Wallenstein erwiedert am 8. August:[1] der Schwede sei in Pommern eingebrochen, habe sich der Inseln Rügen und Wollin bemächtigt, habe Stettin und Stargard ohne Widerstand genommen. Dazu habe der Herzog Bogislav ihm möglichsten Vorschub geleistet, dem Schwedenkönige seinen Adel untergeben und schwören lassen. Wir sehen, wie Wallenstein nach allen Seiten diese Anklage des Verrathes gegen Bogislav auszubreiten sucht. Dann fährt er fort: die Macht des Schweden nimmt zu, und es ist zu besorgen, daß er seinen Fuß weiter in das Reich und in die kaiserlichen Erblande setzt. Also spricht Wallenstein, um die Bitte der Infantin um Hülfe abzulehnen. Er selbst, der Feldherr, verweilt nach wie vor zu Memmingen in Schwaben. Die Infantin wiederholt ihre Bitte. Wallenstein antwortet am 27. August: er müsse 1000 Reiter nach Magdeburg, 1000 nach Pommern entsenden. Er selbst bleibt ruhig, wo er ist.

Und nun erhebt sich mit Nachdruck für uns die Frage: was wollte der Feldherr dort zu einer Zeit, wo täglich neue Nachrichten von dem Vordringen des Reichsfeindes an seine Ohren gelangen mußten?

Im Sommer des Jahres 1629 zogen sich viele Truppen Wallensteins an die Westgrenze des Reiches. Es ging die Rede, daß er einen Krieg gegen Frankreich vorhabe. Wir haben gesehen, wie er im Winter und auch noch im Frühlinge 1630 von einem Kriege gegen die Holländer sprach. Anholt, der kurz zuvor aus dem Heere der Liga zu Wallenstein übergetreten war, lag mit starker Macht im Bisthume von Metz. Dieß schien unmittelbar gegen Frankreich gerichtet.[2] Dann forderte der Krieg in Italien beständigen Nachschub. Wallenstein gebot dem Anholt Truppen nach Italien abzugeben.[3] Südwest-Deutschland füllte sich mit Truppen. Im August 1630 rückten 8000 Mann vom Elsaß her in Würtemberg ein, mithin von Westen nach Osten. Wozu das? Sollten auch diese nach Italien? Auf die Anfrage des kaiserlichen Commissärs Ossa erwiederte Wallenstein: er habe die Truppen dort versammelt, um sie die Donau hinab gegen die Türken zu führen. Ossa hielt das für eine Lüge. Er meint: es sei die Absicht Wallensteins irgend ein Bubenstück auszuüben.[4] Der Gedanke des Ossa ist nicht vereinzelt. Der Venetianer Nani berichtet[5] geradezu: Wallenstein habe dem Kaiser gerathen gegen die Kurfürsten zu Regensburg Gewalt zu brauchen. Er wolle mit dem einen Theile des Heeres, das er bei Memmingen zusammen gezogen, auf Regensburg losstürzen, mit dem andern die Gebiete der widerspenstigen Fürsten, namentlich Bayern überfallen. Auch ist nicht unwahrscheinlich, daß die Kurfürsten zu Regensburg eine solche Furcht hegten. Der Kurfürst Max hatte Tilly nach Regensburg berufen, der am 2. Juli bei Nürnberg vorbeimarschirte.[6] Mehrere der Obersten derselben wurden noch erwartet. Zu

[1] Archiv zu Brüssel. Corr. de Wallenstein, Tilly etc.
[2] Richelieu, Mém. VI. 19. 20.
[3] Chlumecky S. 217 Nr. CCXCV.
[4] Vgl. Gfrörer, Gustav Adolf S. 671 der 2. Aufl.
[5] Nani histor. Venet. I. 539.
[6] Geschichte des 30jährigen Krieges S. 86.

Unterstützung dieser Ansicht dient ferner die Klage der Kurfürsten zu Regensburg, daß sie nicht frei seien von Waffengewalt. Sie beriefen sich darauf für die Weigerung der Wahl eines römischen Königs. Nach den gegebenen Zusicherungen an Frankreich ist freilich anzunehmen, daß sie auch ohne dieß damals die Wahl verweigert haben würden.

Blicken wir nun endlich zurück auf die Drohung, welche Wallensteins Anhänger selbst am Sitze des Reichstages aussprachen, die Drohung, nach welcher diese seine Anhänger den Wallenstein selbst eines solchen Bubenstückes der Gewalt gegen die Reichsfürsten fähig hielten und dasselbe in Aussicht stellten: so sind allerdings die Gründe des Verdachtes von schwerem Gewichte. Wir wiederholen: der Verdacht ist doppelter Art. Es ist auf der einen Seite derjenige eines heimlichen Einverständnisses mit dem Schweden. Es ist auf der anderen Seite derjenige der Absicht einer Blutthat an den deutschen Kurfürsten und Fürsten, die in Regensburg von dem Kaiser die Erlösung ihrer Unterthanen forderten von der blutsaugenden Habzier des Feldherrn und seiner Schaaren.

Die Gründe sind allerdings nicht entscheidend. Neben dem doppelten Verdachte bleibt noch eine dritte Vermuthung übrig, die nämlich, daß Wallenstein alle jene Truppen nach Italien bestimmt hatte, daß er gegen den Schweden bloß sorglos war und für sich persönlich die Ruhe der Quartiere gefahrvollen Unternehmungen vorzog. An Aehnlichkeiten in seinem Verhalten, die für diese Vermuthung sprechen, fehlt es nicht. So hatte er sich bewiesen nach der Schlacht an der Dessauer Brücke, ebenso ferner während der Belagerung von Stralsund. Die Tage, die er persönlich im Feldlager vor dieser Stadt zugebracht, sind leicht zu zählen. Es waren kaum drei Wochen gewesen. Er zog es bald vor in Güstrow zu residiren.

Wie dem auch sei: mag Wallensteins thatlose Ruhe in Memmingen zur Zeit der Gefahr des Reiches durch den Schwedenkönig seiner Bequemlichkeit zur Last fallen, mag sie die Folge eines heimlichen Einverständnisses mit dem Schwedenkönige gewesen sein, oder mag endlich darunter sich der frevelhafte Plan eines Handstreiches gegen die höchste Versammlung des Reiches zu Regensburg versteckt haben: der Erfolg war der, daß dem Schwedenkönige die Sache leicht gemacht wurde. So lange Jahre hatte Gustav Adolf getrachtet, eine Stadt an der deutschen Küste zu erringen, und sie zum Außgangs- und Stützpunkte seiner Unternehmung gegen das Reich zu machen: er bedurfte einer solchen im Augenblicke der Ausführung nicht mehr. Er landete mit seinem Heere nicht in Stralsund, sondern frei und ungehindert schiffte er sich aus an einem beliebigen Punkte der Küste, wo es ihm gelegen war.

Wenn aber Wallenstein den Plan einer Blutthat gegen die Reichsfürsten zu Regensburg gehegt, diesen Plan gar dem Kaiser vorgelegt hat: so beweist der Gang der Dinge, daß Ferdinand einen derartigen Vorschlag ganz und für immer abgelehnt haben muß. Ferdinand ging zu Regensburg vielen schmerzlichen Enttäuschungen seiner Wünsche entgegen; aber die Erfüllung derselben durch solche Mittel zu erreichen, hielt er nicht eines deutschen Kaisers würdig.

Merkwürdig vor allen Dingen ist, daß, wenn Wallenstein sich schuldfrei wußte, wenn er nur etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen hatte, er nicht nach dem Rathe[1] einiger Freunde selber in Regensburg erschien, um sich zu vertheidigen und dort seine Sache zu führen. Der Kaiser hatte seinen Räthen Schweigen über die Angelegenheit geboten. Daß jedoch Wallenstein alles wußte, was in Regensburg vorging, genau wußte, ist nicht zu bezweifeln. Er hatte seine Späher und Anhänger an allen Ecken und Enden; wie vielmehr in Regensburg, damals, wo es sich um sein eigenes Geschick handelte! Daher war sein Ausbleiben um so auffallender, weil er unter den kaiserlichen Räthen eines großen Anhanges sicher sein durfte. Er erschien nicht. Er weilte in Memmingen nach wie vor. Er suchte zu Memmingen bei den Sternen die Antwort, ob er diesen Sturm bestehen würde oder nicht. So dauerte es vier Wochen. Da endlich gab der Kaiser dem Andringen der Kurfürsten nach. Am 13. August, gerade vier Wochen nach der ersten Forderung der Kurfürsten, gab der Kaiser ihnen zur Antwort,[2] daß er die Oberleitung seines Heeres ändern wolle.

Nachdem schon diese Antwort gegeben, trat es klarer hervor als je, wie fest dieser Mann in der Meinung des kaiserlichen Hofes wurzele. Das Gutachten des kaiserlichen Rathes ist fast schüchtern, fast furchtsam.[3] Die katholischen Kurfürsten hatten darauf hingewiesen, daß ja doch Wallenstein selber fast alle Jahre um seine Entlassung eingekommen sei: man habe ihm mithin darin nur zu willfahren. Wallenstein hatte diese Entlassung verlangt, als nach seiner Wiederkehr aus Ungarn 1626 der Tadel gegen seine Kriegesführung und Leistungen dort bis zur völligen Verneinung seiner Fähigkeit stieg. Er hatte ferner im Beginne des Jahres 1628 diese Forderung seiner Entlassung als Drohmittel gebraucht, um den Kaiser zur Abberufung des unbequemen Grafen Schwarzenberg aus Lübeck zu zwingen. In ähnlicher Weise mochte Wallenstein noch öfter sich benommen haben. Aber die kaiserlichen Räthe, die auf Wallensteins Seite standen, waren sehr besorgt, daß bei einer solchen Annahme der oft erbetenen Entlassung die Person und die Reputation des Feldherrn nicht gesichert sei. Man verlangte Zusagen in dieser Beziehung von den Kurfürsten. Sie schlugen ab. Wallenstein sei sicher vor ihnen, sagten sie. Nur besondere Klagen würden sie auf gerichtlichem Wege geltend machen.

Der kaiserliche Rath beschloß zwei vertraute Personen an Wallenstein abzusenden. Man erwählte dazu zwei seiner Anhänger. Sie sollten ihm sagen, mit welchem Eifer das gesammte Collegium der Kurfürsten auf seine Entlassung dringe, wie dasselbe schwere Klagen erhöbe über die bisherige Leitung des Krieges. Sie sollten ihm sagen, daß der Kaiser in dieser Zeit der Gefahr sich nicht sondern dürfe von den Kurfürsten, daß er dagegen dem Feldherrn mit beständigen Gnaden allezeit wohlgewogen verbleibe. Von einer Absetzung war nicht die Rede.

[1] Khevenhiller XI. S. 1130.
[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 376.
[3] 378.

sondern von einem gutwilligen Verzicht, den der Kaiser von der Mäßigung Wallensteins erwarte.

Der Beschluß ward gefaßt am 17. August; dennoch vergingen abermals Wochen bis zu seiner Ausführung. Sie vergingen, wo jeder Tag kostbar war, wo der Schwede schon auf deutschem Boden stand und die Gunst dieser Umstände auszubeuten sich bemühte. Darum erhebt sich die Frage: wie war ein Verzug möglich in solcher Zeit?

Er war möglich, weil sich mit der Frage der Entlassung Wallensteins sofort diejenige eines Nachfolgers verband. Und über einen solchen war der Kaiser mit den Kurfürsten nicht einig.

Wir haben gesehen, wie der Kaiser im März oder April desselben Jahres bereits eine Anforderung dieser Art an Tilly hatte gelangen lassen. Auf die Antwort desselben, welche die Sache der Bewilligung seiner bisherigen Kriegesherren der Liga überwies, scheint der Kaiser damals wieder davon abgesehen zu haben, zu seinem und des deutschen Reiches Unheile. Denn wenn Tilly im Juni und Juli 1630 an der Küste der Ostsee den Oberbefehl geführt: so zerfiel der ganze Bau der Plane Gustav Adolfs, der Tillys Abwesenheit von dort als ein Fundament des Gelingens seiner Unternehmung in Anschlag brachte. Wahrscheinlich wäre der fremde Eroberer heimgekehrt, ohne den deutschen Boden weiter betreten zu haben, als etwa in Stralsund. Nicht also war es der deutschen Nation beschieden.

Die nachdrückliche Forderung der Kurfürsten zu Regensburg, daß Wallenstein entlassen werden müsse, rief in dem Kaiser den Gedanken an Tilly wieder hervor. Er äußerte denselben, bevor er sich zur Entlassung Wallensteins erklärte. Am 13. August, demselben Tage, wo der Kaiser dem Kurfürsten von Mainz zuerst die mündliche Zusage der Entlassung Wallensteins gab, reichten die Bundesfürsten eine schriftliche Antwort ein auf die Forderung des Kaisers: der Kaiser müsse sich verbindlich machen, sofern die Bundesstände des Grafen Tilly selbst bedürfen sollten, denselben wieder zu entlassen. Da sie auch nicht wüßten, sagten die Bundesstände ferner, ob nicht Tilly wegen seines hohen Alters oder aus anderen Ursachen Bedenken haben dürfte beide Stellen zu übernehmen; so möge der Kaiser ihn selbst darüber vernehmen, ihm nichts Unerträgliches zumuthen. Sie fügten ferner hinzu: wenn nicht ins künftige für richtige Bezahlung Sorge getragen, Munition und Lebensmittel angewiesen würden, so werde Tilly sich schwerlich zur Uebernahme des Oberbefehles verstehen.

Die Bemerkungen der Bundesfürsten sind gegründet, ohne Zweifel. Und dennoch blickt aus diesen Bemerkungen die Absicht hervor. Das Begehren des Kaisers entspricht nicht den Wünschen der Bundesfürsten. Sie wollen es lieber vereiteln, Tilly als ihren besonderen Feldherrn an der Spitze ihres besonderen Heeres behalten. Der Grund ist das Mistrauen.

Wie so traurig hatten sich die Zustände des deutschen Reiches verwickelt und verfahren, daß es auch da nicht zu einer Einigung kommen konnte! Werfen wir einen Blick zurück auf die Entwickelung der Dinge. Der Bund der katholischen

Merkwürdig vor allen Dingen ist, daß [illegible] ...ag der calvinischen Union
wußte, wenn er nur etwas zu seiner Ver[illegible] ...verfassung, auf deren Union
dem Rathe einiger Freunde folgte [illegible] ...önige Heinrich IV. Ein [illegible]
theidigen und dort seine Sache [illegible] Kaiser hätte es vermocht, der [illegible]
Schweigen über die Angelegen[illegible] ...glischen Königs Heinrichs IV., welche
was in Regensburg vorgi[illegible] ...tschen Reiches und der Nation mit den
seine Späher [illegible] ...schen Republik umhüllte, der nicht geringern
bung, damals, wo [illegible] und als der anderen Kleinen, die im Stillen [illegible]
Ausbleiben von [illegible] ...en diesen Umtrieben und Geschäften hätte ein thatkräftiger
großen [illegible] der Nation und gesetzlichen Ordnung des Reiches die
mingen [illegible] vermocht. Rudolf II. war schwach und willenlos. Darum
ob er [illegible] dem Drange der Selbsterhaltung die Liga, conservativ und deutsch
Die [illegible] zersprengte die Union. Vom giftigen Dünger des Geldes der
ge[illegible] genährt, sproßten einzelne Schößlinge wieder auf. Tilly schlug
[illegible] Indem dieser Feldherr der Arm und das Schwert der Liga war,
[illegible] er zugleich dem Kaiser. Der Kaiser nannte ihn seinen Feldherrn und gab
[illegible] Vollmacht zu handeln nach Discretion. Damals war es der günstige Zeit-
punkt für den Kaiser alles aufzubieten, daß die Liga, die bei allen Verdiensten
um das Reich und den Kaiser dennoch nur wegen der Schwäche der Kaiserge-
walt vor Ferdinand entstanden war, welche dieß Gepräge des Ursprunges in
ihrem Sonderbestehen nicht verleugnen konnte, daß diese Liga und ihre Macht
auf gütlichem Wege zusammenschmolz mit der kaiserlichen Gewalt. Ferdinand ließ
diese Zeit, das Jahr 1624, wo kein äußerer Feind unmittelbar gegen ihn in
Waffen stand, unbenutzt vorübergehen. Er und die Liga wurden nicht völlig
eins. Dann brachte holländisches und englisches Geld den Dänenkönig in die
Waffen. Tilly bat um Hülfe und Nachschub. Statt der Hülfe kam ein kaiser-
licher Feldherr mit einem besonderen Heere, der überall das Gelüste bewies sich
Tilly überzuordnen, dem der alte bescheidene Mann in äußeren Ehren sogar willig
den Vortritt ließ. Seitdem ward der Dualismus des katholischen Reichstheiles
schärfer wieder ausgeprägt, als zuvor, und die Person des kaiserlichen Feldherrn
selbst erweiterte den Spalt von Tag zu Tag. Sein Verfahren, über welches er
den allzu leichtgläubigen Kaiser durch den besoldeten Anhang am kaiserlichen
Hofe in beständiger Täuschung erhielt, berechtigte alle Deutsche, ob Fürsten, ob
Unterthanen, alle Parteien, ob katholisch, ob protestantisch, in gleicher Weise
zum entschiedensten Mistrauen gegen diesen einen Mann. Nun hatte der
Kaiser sein Wort gegeben diesen gefährlichen Mann zu beseitigen. Da kam,
wenn von allen Seiten eine versöhnliche Stimmung obwaltete, sich die Mög-
lichkeit geboten, den Misstand eines Bundes und einer Waffenmacht im
Reiche neben dem Kaiser zu beseitigen. Um so näher hätte dieß für die
conservativ Gesinnten gelegen, weil ebenso wie einst die katholische Liga eine
[illegible]lge der calvinischen, auf das an sich Reißen aller Kirchengüter zielenden
[illegible]n gewesen war, nun auch die Befürchtung nicht fern lag, daß die Folge
Waffenglückes und der Macht der katholischen Liga, die Folge ferner der

auf Herstellung aller Kirchengüter eine [illegible] protestan[illegible] Union

...hnliche Stimmung der Gemüther war nicht vorhanden. Allzu ...te man über Wallenstein geklagt und doch keine Erhörung ge...cher, daß der Kaiser die Bedrängnis der Deutschen durch diesen gewollt? Warum, wenn der Kaiser dieß nicht gewollt, ... flehenden Bitten nicht längst entfernt? Das Mistrauen hatte ... eingefressen. Der Fluch von fünf Jahren Wallensteinischer Eigen...art lag in aller und jeder Beziehung schwer auf dem unglücklichen deutschen ...terlande, nicht bloß wegen dessen, was durch ihn geschehen war, sondern ... wegen dessen, was um seinetwillen unterblieb. Der Schatten dieses unheil...[illegible] Menschen fiel auf den Kaiser, um das Bild desselben zu verdunkeln.

Die Unterhandlungen über Tilly kamen nicht vorwärts. Die kaiserlichen ...[illegible] schlugen statt seiner den Sohn des Kaisers, den Erzherzog Ferdinand vor. ...ie Kurfürsten verlangten, daß einer aus ihrer Mitte, daß Maximilian von ...yern an Wallensteins Stelle trete. Beide Forderungen wurden von beiden ...[illegible] mit gleichem Mistrauen vernommen. Denn nicht einmal sollte um diesen ...[illegible] der Berufung des Kurfürsten Max die Liga aufhören, noch alle oberste ...[illegible]sgewalt im Reiche dem Oberhaupte zurückgegeben werden: es war der ...[illegible]mmt ausgesprochene Wille der katholischen Kurfürsten, daß ihr Bund ...[illegible]stehen, daß das Bundesheer getrennt bleiben solle von dem eigentlich ...[illegible]lichen.

Indessen war es nicht bloß das Mistrauen der Bundesfürsten, welches sich ...er Vereinigung ihres Heeres mit dem Wallensteinischen widersetzte. Es war ...[illegible] die Rücksicht auf die verschiedene Organisation des ligistischen und des kaiser...[illegible] Heeres: dort Disciplin und Ordnung, hier Regellosigkeit und Willkür. ...[illegible] solchem Lichte sahen zu Regensburg nicht bloß mehr der Kurfürst Max von ...yern, sondern auch einige der kaiserlichen Räthe selber die Sache an. Der ...[illegible]zler Strahlendorf, der weder als Anhänger, noch als Feind Wallensteins ...betrachten, schildert dem Kaiser den Unterschied.[2] Das bayerisch-ligistische ...[illegible], sagt er, ist ein recht regulirtes. Dort ist kein Ueberfluß an unnützem ...[illegible]svolk, noch weniger an überzähligen Obersten und Befehlshab[illegible] die um ...[illegible] Patentes und ihres Titels willen die ihrem Range entsp[illegible] Contri...[illegible] fordern, sondern alles wird zum gemeinen Besten angewe[illegible] Anders ...es bei dem jetzigen Heere des Kaisers. Die Feinde des Kaisers und des ...[illegible] gründen die Hoffnung eines Erfolges auf die Mängel und die Fehler ...s kaiserlichen Heeres. Ja sie halten gänzlich dafür, daß dieses Heer [illegible] ...[illegible] äußere Gewalt endlich als grundlos in sich selbst zusammen sinken [illegible] ...[illegible] werde.

War es doch, als hätte Strahlendorf in der Seele des Schwedenkönigs

[1] Khevenhiller XI. S. 1141. Nr. 10.

[2] Hurter, zur Geschichte Wallensteins S. 389.

Merkwürdig vor allen Dingen ist, da[illegible] ...ch diese Ueberraschun[illegible]
wußte, wenn er nur etwas zu seiner [illegible] ...Räthen ging erst jetzt [illegible]
dem Rathe[1] einiger Freunde selb[illegible] ...ung auf.
theidigen und dort seine Sach[illegible] für und wider den Kurfürsten
Schweigen über die Angel[illegible] ...n Streitkräfte ab. Es ist der [illegible]
was in Regensburg [illegible] ...tig zu machen, sagen sie, daß [illegible]
seine Späher und [illegible] ...acht des Reiches beruht in den [illegible]
burg, damals [illegible] ... gebietet, wird leicht in Versuchung kommen [illegible]
Ausbleiben [illegible] ...nachfolge im Reiche sich und seinem Hause zuzuwenden. [illegible]
großen [illegible] ...dagegen gewinnt eine Ernennung des Kurfürsten von Bayern [illegible]
minge[illegible] ...als sei sie nicht erfolgt aus eigener freier Wahl, sondern durch
ob [illegible] ...Druck der Kurfürsten wegen der schlechten Verwaltung des Kriegswesens.
D[illegible] ...Wir sehen, diese Gründe wider den Kurfürsten sind von allgemeiner Art.
Sie berühren nicht die Person des Kurfürsten. Dagegen beziehen sich sämmtliche Gründe für die Ernennung des Kurfürsten Max auf seine Person. Er ist katholisch. Er erfreut sich des Vertrauens fast aller Stände im Reiche. Er steht mit Kursachsen in gutem Vernehmen. Er ist im Kriegswesen erfahren. Er hat seine Treue und Anhänglichkeit an den Kaiser durch die That bewiesen. Er hat in jüngeren Jahren das Anerbieten der Kaiserkrone abgelehnt. Der König von Schweden hofft: das Reich werde sich des Krieges nicht annehmen. Steht ihm aber ein solcher Feldhauptmann gegenüber mit der Autorität des ganzen Reiches hinter sich: so wird der Schwede wohl zur Besinnung kommen und um Frieden bitten.

Augenscheinlich war dem kaiserlichen Kanzler Strahlendorf bei diesem Gutachten die Absicht und der Kriegesplan des Schweden noch nicht aufgegangen. Er sowohl wie die Kurfürsten meinten noch, daß der Ursprung dieses neuen Krieges das herausfordernde Benehmen Wallensteins gegen Gustav Adolf sei. Daß der letztere von Anfang an lange vor Wallensteins Oberbefehl nichts weiter, nichts dachte als Krieg mit oder ohne Vorwand, war ihnen noch nicht klar. [illegible] eben so wenig durchschaute Strahlendorf damals das strategische Meisterstück des Königs durch das Vorgeben des Religionskrieges das Reich, das er angriff, innerlich zu entzweien und die Glieder zu hetzen gegen das Oberhaupt.

Der Kaiser ließ die Vorschläge über seinen Sohn als Oberfeldherrn [illegible]. Er war nicht abgeneigt dem Kurfürsten Max das Amt zu übertragen. [illegible] sobald man näher herzutrat, wuchsen die zwiespältigen Meinungen hervor. [illegible] Kurfürsten verlangten für Max dieselbe Gewalt, die Wallenstein besessen. [illegible] könne und dürfe nicht geringer sein, als dieser gewesen. Die kaiserlichen [illegible] erwiederten, daß die Macht Wallensteins nicht so groß gewesen, wie jene [illegible] meinten. Und wenn auch die Noth gezwungen Wallenstein mehr zuzulassen als der Kaiser gewollt: so sei ja eben das die Klage der Kurfürsten gewesen, für welche sie sich auf die Reichsverfassung berufen, und darum [illegible]

[1] a. a. O. S. 392.

...ulassung nun als ein Recht gefordert werde. Man kam darin nicht bei allen freundlichen Versicherungen im Herzen beide Theile ein... ...ten.

... kaiserlichen Räthe mit dem Vorschlage des Erzherzogs Ferdi... ...fürsten mit Maximilian von Bayern durchdringen konnten: ..., über den sich Alle vereinen konnten, der Kaiser, die ... Fürsten,[1] nur der eine Mann übrig, bei dessen Namen ...nung alle Parteien verstummten. Es war der alte Tilly.

...illy selbst? Er hatte mit inniger Freude die Berufung des Tages ...u Regensburg begrüßt. So lange Jahre hatte er sich bemüht die Feinde des Reiches nieder zu schlagen, den Frieden wieder zu bringen: es stand nicht in seiner Macht. Nun schien dieser Tag zu nahen; denn eine solche Versammlung der Kurfürsten mit dem Kaiser, die alle nach Frieden sich sehnten, müsse das wirksamste Mittel sein.[2] Also dachte Tilly. Der alte Feldherr für sich selbst war des Treibens der irdischen Dinge müde. Ruhm und Glanz, Reichthum und Ehre hatten den Sinn dieses Mannes nie gelockt. Er lebte einsam und still auf der Höhe seines Ranges. Er sehnte sich nun den Rest seiner alten Tage in friedlicher Ruhe zu verleben, und hoffte diese Ruhe und diesen Frieden zu finden in einem Kloster.[3] Er hätte sie gefunden, weil er die Ruhe und den Frieden dahin mitbrachte in sich selbst. Nicht also war es ihm vergönnt. Abermals sollte das Getümmel des Krieges den einundsiebzigjährigen, ruhebedürftigen Greis hineinreißen in den wilden Sturm. Er sträubte sich. Hohe Geistliche traten zu ihm und mahnten nicht jetzt in trüber Zeit der Noth seine Dienste dem Vaterlande zu entziehen. Tilly gehorchte. Er ahnte nicht, daß nun erst die Zeit herannahe, wo bübische Verlogenheit seinen ehrlichen Namen ihm rauben, und den rechtschaffenen, mildgesinnten, frommen Mann der Unwissenheit und der Verblendung zweier Jahrhunderte als ein Scheusal überliefern würden.

Der Gehorsam Tillys in diesem Falle war eins der größten Opfer, die er je gebracht. Denn er wußte, was er that. Indem er sich bereit erklärte den Oberbefehl über die bis dahin Wallensteinischen Truppen mit zu übernehmen, trat er zugleich das Erbtheil des Hasses der mishandelten und zertretenen Deutschen gegen seinen Vorgänger an. Keiner durchschaute wie Tilly selbst die weite Verschiedenheit seiner Veteranen von dem Gesindel unter Wallenstein. Dennoch war er bereit zum Gehorsame.

[1] Harte, Gustav Adolf (deutsche Uebersetzung) I. S. 315 nennt Johann Georg von Sachsen als beistimmend. Ohne auf das Buch dieses englischen, der deutschen Dinge durchweg unkundigen eifernden Geistlichen der Hochkirche viel Gewicht zu legen, glauben wir doch derartige Nachrichten aus demselben annehmen zu dürfen.

[2] Villermont: Tilly etc. II. 415. Nr. 175.

[3] Parival, abrege de l'h. de ce siècle de fer. Bruxelles 1655 p. 241. Es ist mir keine andere specielle Nachricht darüber bekannt; allein die innere Wahrscheinlichkeit tritt hinzu.

Er täuschte sich nicht über seinen Gegner. Er sprach von der militärischen Befähigung Gustav Adolfs zu Regensburg selbst in lobenden Ausdrücken. Und noch weniger täuschte sich der alterfahrene Feldherr, dem die Erinnerung der eigenen Laufbahn nur eine lange Kette von Siegen aufzeigte, über die Natur und die Wechselfälle des Kriegführens. „Der Krieg," sprach er zu Regensburg[1] „ist gleich einem Spiele, in welchem man viel oder wenig nach einander aufsetzt, bald gewinnt, bald verliert. Wenn es einmal dahin kommt, daß man vielen Gewinn vor sich hat: so ist es mit dem Gewinner gemeiniglich so, daß er durch allzu starken Gewinn entweder zu mehr Begierde angetrieben, oder von der verlierenden Partei dahin angehalten wird das Spiel fortzusetzen und auszuhalten, bis endlich das unbeständige, wandelbare Glück nach seiner Art und Eigenschaft dem Gewinner den Rücken kehrt, und beides, das Gewonnene und das Eigene, ihm hinwegnimmt. Also ist es mit dem Kriege, der zu weit ausgedehnt und zu lange fortgesetzt wird."

Der Kaiser hatte sein Wort gegeben Wallenstein zu entlassen. Die Kurfürsten waren sicher, daß Tilly auf ihr Wort nicht zaudern würde den Oberbefehl zu übernehmen. Von der Küste der Ostsee kamen täglich neue Berichte, wie der Schwede weiter dringe. Dennoch ist es merkwürdig, daß Wochen verfließen, in denen nichts geschieht. Der kaiserliche Kanzler Strahlendorf hatte sofort beim ersten Vorschlage Tillys die Sache mit regem Eifer ergriffen.[2] Dagegen macht er denselben Grund geltend, den wenige Wochen zuvor Wallensteins Anhänger gegen die Entlassung desselben erhoben. Es müssen Wallenstein die Mittel benommen werden sich zu rächen. Wir sehen, was Freund und Feind diesem Manne zutraueten. Strahlendorf verlangte, daß der Kaiser sofort Tilly ernenne, ihm den Oberbefehl sogleich übergebe, damit den Fortschritten der Schweden zeitig vorgebaut werde. Es ward September und noch stand die Sache, wie sie war.

Den Fürsten der Liga scheint zuerst und vor allen Dingen daran gelegen gewesen zu sein, daß Wallenstein entlassen werde. Dazu drängten sie, auch bevor man über das Weitere sich geeinigt. Wallenstein, sagten sie dem Kaiser am 4. September,[3] treibt noch immer Contributionen ein, und nimmt im Voraus, was noch nicht verfallen ist. Der Kaiser konnte nicht umhin, er mußte vorangehen. In denselben Tagen machten sich Werdenberg und Questenberg, zwei Anhänger Wallensteins, die man der Schonung wegen ausdrücklich dazu ausgesucht, auf den Weg nach Memmingen.

Sie kannten[4] das Gemüth und Naturell des Mannes und nahten sich ihm nicht ohne Bangen. Ihre Besorgnis ward nicht erfüllt. Wallenstein empfing sie mit großer Höflichkeit. Er war genau unterrichtet und fiel ihnen sogleich ins Wort. „Ihr Herren," sprach er, indem er eine lateinische Schrift mit der

[1] Khevenhiller XI. S. 1283.
[2] ... zur Geschichte Wallensteins S. 393
[4].

Nativität des Kaisers und des bayerischen Kurfürsten von einer Tafel nahm und sie ablas: „ihr Herren, aus den Gestirnen könnt ihr selbst lesen, daß ich euren Auftrag gewußt, und daß der spiritus des Kurfürsten von Bayern denjenigen des Kaisers dominirt. Daher kann ich dem Kaiser keine Schuld geben. Wehe freilich thut es mir, daß sich der Kaiser meiner so wenig angenommen. Aber ich will Gehorsam leisten."

Es ist dieselbe hohle Prahlerei, welcher wir bei Wallenstein immer begegnen. Er hatte nicht nöthig die Gestirne zu fragen und den Gesandten diese Albernheit aufbürden zu wollen: es ist nicht daran zu zweifeln, daß Wallenstein durch seine Anhänger und besoldeten Freunde in Regensburg den Gang der Dinge, die dort zwei Monate spielten, von Anfang an eben so wohl gewußt, als wäre er selber dort gegenwärtig gewesen. Was alle Welt erfüllte, konnte nicht ihm verborgen bleiben. Auch hatte er bereits am 23. August,[1] vierzehn Tage vor der Absendung jener beiden kaiserlichen Räthe, dem Collalto die Sache gemeldet. Er behauptet diesem gegenüber, daß es ihm von Grunde seiner Seele lieb sei, weil er dadurch aus einem großen Labyrinthe komme. Diese Worte erscheinen durchaus glaubwürdig. Das Labyrinth war sehr verwickelt.

Ein Anderes dagegen erreichte Wallenstein durch seine Worte an die kaiserlichen Räthe. Er riß die Kluft zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Max weiter, als sie je zuvor gewesen, und verführte die allzu leichtgläubigen Historiker in späteren Zeiten diese mit Absicht und Plan gesprochenen Worte eines Beleidigten für die Darlegung eines geschichtlich unantastbaren Factums zu halten. Nicht also liegt die Sache. Nicht der Kurfürst von Bayern allein hat die Entlassung Wallensteins gefordert, sondern zuerst und hauptsächlich derjenige von Mainz, und zu Regensburg haben sich alle Kurfürsten und Stände des deutschen Reiches ohne Unterschied zu dieser Bitte und dieser Forderung vereinigt.

Wallenstein entließ die Abgeordneten mit reichen Geschenken. Er meldete dem Kaiser seinen Dank, daß derselbe ihn einst zum Haupte des Heeres gemacht. Obwohl er erwartet, der Kaiser werde ihn dabei belassen: so leiste er doch Gehorsam. Der Kaiser habe ihm reichsfürstliche Würde verliehen. Er bat ihn dabei zu schützen. Der Kaiser wolle seinen Widersachern kein Gehör geben und demjenigen was sie vorbrächten, keinen Glauben schenken. Durfte Wallenstein das hoffen? — Die Kurfürsten gaben ihm auf sein Begehren keine Antwort. Dem Kaiser erwiederten sie auf den Bericht der beiden Abgesandten: daß Friedland auf den Wunsch des Kaisers sein Amt niedergelegt, sei wohlgethan und vernünftig. Die Güter, die er in den Erblanden des Kaisers besitze, möge immerhin der Kaiser ihm belassen; aber der Reichsglieder und des Fürstenthumes hätten die Kurfürsten sich anzunehmen. Wenn die Herzöge von Meklenburg nicht der Reichsverfassung gemäß des Hochverrathes schuldig erfunden würden: so könne Meklenburg dem Wallenstein nicht verbleiben. Wenn Wallenstein die Kurfürsten für seine Feinde, für seine Ankläger bei dem Kaiser halte:

[1] Chlumecky S. 242. CCCXXV.

Der Kaiser hatte nachgegeben. Es kam nun die Reihe an die Fürsten der katholischen Liga. Diese zauderten. Sie erwogen und beriethen über die Stellung, die Tilly einzunehmen habe. Am 10. September wandte sich der Kaiser nun seinerseits drängend an sie. Während man berathe, sagte er, breite der Feind sich aus und nehme feste Plätze weg, einen nach dem anderen, die hernach in Jahren nicht wieder zu gewinnen seien. Er erklärte, daß er ebensowohl wie die Bundesfürsten sein Vertrauen auf Tilly setze. Warum doch man ihn aufhalten wolle? Tilly könne sein Gutachten über die Reform des Kriegsvolkes schriftlich hinterlassen. Es sey nicht erforderlich, daß er in Person deshalb verweile. Der Kaiser bittet die Kurfürsten: sie wollen Tilly befehlen, daß er sich ohne Verzug zum Heere begebe und den Fortschritten des Feindes steuere. Also erfordere es die unumgängliche Noth. Sollte dieses allzu lange anstehen, und inzwischen ein schwerer Fall sich ereignen, so wolle der Kaiser vor Gott und der Welt deshalb entschuldigt sein. [1]

Die Kurfürsten theilten nicht die Eile des Kaisers. Max von Bayern erwiederte sechs Tage später, Tilly sei bereit alles zu thun, was die Kurfürsten ihm befehlen. Wie prägt sich in diesen Worten so klar die unheilvolle Doppelstellung aus, welche man dem alten Feldherrn anwies? Aber, fährt Max fort, Tilly müsse zuvor doch wissen, auf wie viel Volk zu Roß und Fuß er zählen könne, wo er Proviant und Munition erlangen solle. Das Heer sei zerrissen, die Länder erschöpft. Deshalb müsse Tilly die Mittel kennen, durch welche er dem Heere aufhelfen solle. Er müsse wissen, ob er, wenn das kaiserliche Heer nicht ausreiche, dasjenige des katholischen Bundes und die Vorräthe desselben gebrauchen könne. [2]

Dieser letzte Satz enthüllt am klarsten, daß die Bundesfürsten über die demnächstige Stellung Tillys nicht einig waren. Denn von wem anders hing die Entscheidung dieser Frage ab, als von ihnen selbst?

Unterdessen verrann die kostbare Zeit, und Gustav Adolf griff in Pommern um sich.

Und ferner deutet jener letzte Satz an, daß die Fürsten der Liga sich über den ganzen Krieg nicht klar waren. Der Schwede betonte: daß er nur Krieg führe gegen den Kaiser. Also entsprach es seinem, wenn auch noch nicht vollzogenen, doch stillschweigenden Bündnisse mit dem französischen Könige. Es war ja eben Richelieus Plan den Kaiser zu vereinzeln, die Liga von ihm abzuziehen. Irren wir nicht, so ist hier die Thätigkeit der französischen Gesandtschaft in Regensburg an ihren Wirkungen erkennbar. Sie hielt die Fürsten der Liga in Zweifel. Sie sagte denselben, daß ja dieser Krieg nicht sie, nur den Kaiser betreffe, der sein eigenes Kriegesheer habe. Es war einer der wesentlichen Gründe, um deren willen Gustav Adolf es vermied in öffentlichen Schriften von einem Religionskriege zu reden. Denn das Wort hätte auf die Liga bestimmend und entscheidend

[1] Aus Wiener Archiven.

[2] Ebendaher.

wolle.[1] Damals war der Subsidienvertrag des Franzosen mit dem deshalb nicht zum Abschluß gekommen, weil der Stolz des gerte nur als französischer Söldner zu dienen, weil er Eben- it dem König von Frankreich. Die Sache war darum nur ustav Adolf wußte wohl, daß er seiner Sache sicher Geld zahlen würde auf diese oder jene Weise. Der cht den Vertrag von Regensburg. Er sagte, wie es uen üblich war, der Gesandte habe seine Vollmachten über- Erst einige Monate später kam der Friede von Chier[illegible] zu nde, mit demselben jener Artikel, daß Frankreich die Feinde des Kaisers unterstützen solle. Damals zahlte Richelieu bereits regelmäßig seine Sub- an den Schwedenkönig. Also entsprach es der Politik dieses Cardinals, welcher er völlig übereinstimmte mit den Generalstaaten. Viel sicherer, viel mer war es das deutsche Reich zerwühlen zu lassen durch Andere, denen das nöthige Geld dafür zahlte, als selber sich in den Krieg zu mischen. Und sicherer dann war es in öffentlichen Urkunden niederzulegen, daß man thun wolle, was man that. Denn die Leichtgläubigen ließen sich doch mer dadurch bethören.

Wider die Generalstaaten dagegen, welche nun schon seit so langen Jahren dieses spiel getrieben, wäre der Kaiser gar gern in offenem Kriege losgebrochen. Seit zwölf Jahren, erklärte er,[2] sind die Generalstaaten die Anstifter und helfer zu allem Elende, das Deutschland betroffen hat. Sie haben beständig Pfalzgrafen und alle anderen Rebellen mit Rath und That, mit Volk, Geld, nition, Proviant und anderer Nothdurft unterstützt. Sie haben Städte und ungen auf des Reiches Boden eingenommen. Sie haben notorisch die Neu- tät gebrochen. Der Kaiser fragt die Kurfürsten, ob nicht diesen Uebergriffen mit Macht zu begegnen sei, damit die Unruhstifter, die unablässig dem den Krieg gebracht, auch ihrerseits einmal denselben empfinden. Auch Kurfürst Max, dem Tilly persönlich aus eigener Anschauung die Lage der zu schildern vermochte, war nicht abgeneigt.[3] Bei den anderen Häup- der Liga überwog damals wie immer, die Politik des Friedens. Max redete Bruder Ferdinand von Köln zu: er möge dieser Ansicht beitreten. Bei Kirchenfürsten hatte die Furcht die Oberhand. Er meinte: wenn Max nur ein in Köln Hof hielte, so würde er sehen, welche Nachbarn er an den Hoch- habe. Um so näher hätte die Folgerung gelegen, daß den endlosen einmal mit Ernst entgegen getreten werden müsse. Ferdinand von zog nicht diese Folgerung. Endlich ward die Sache gegen die Holländer sie von allzu großer Wichtigkeit sei, auf einen allgemeinen Reichstag ver- schoben. Dadurch war sie für immer beseitigt, und die Generalstaaten hatten

[1] Hurter, Französische Feindseligkeiten gegen das Haus Oestreich S. 33.

[2] Theatr. Europ. II. 169.

[3] a. a. O. S. 198.

fortan für ihr Benehmen gegen die schwachen Nachbarn im deutschen Reiche kein anderes Maß und keinen anderen Zügel, als den möglichst schwachen und geringen des eigenen Sinnes für Gerechtigkeit.

Dieselbe Nachgiebigkeit bewiesen die Kurfürsten abermals gegen den Schützling der Generalstaaten, den fast vergessenen Pfalzgrafen Friedrich, den nur die Hochmögenden noch und Gustav Adolf mit dem Spottnamen eines Königs von Böhmen beehrten. Sie boten ihm einen Theil seines Erblandes an, wenn er unter den Bedingungen von 1627 den Kaiser um Verzeihung bitte. Friedrich [illegible]erte, wie immer.

Anders stand die Sache mit dem Schweden. Der deutsche Kaiser war niemals des Willens gewesen dem Schwedenkönige den Krieg zu bringen. Gustav Adolf selber brachte ihn. Es erweckt ein schmerzliches Gefühl in deutschen Büchern zu lesen, daß jemals besonnene Deutsche diesem fremden Eroberer auch nur den leisesten Schein des Rechtes zum Kriege gegen den deutschen Kaiser und das deutsche Reich zugesprochen haben, den leisesten Schein eines Rechtes, welches die wenigen Schweden, denen die Wahrheit mehr galt als der Gnadenblick des Herrschers, unumwunden verneinten. Jede der einzelnen Forderungen des Schweden war ein Eingriff nicht bloß in die Rechte des deutschen Kaisers, sondern zugleich in diejenigen des gesammten Reiches. Vor Allem war es die ungeheure Anmaßung, daß es dem Kaiser und dem Reiche nicht zustehe Kriegsschiffe auf der Ostsee zu haben, und zwar aus dem Grunde, weil der Schwedenkönig Herr der Ostsee sei.

Es gingen Schriften von beiden Seiten hin und wieder. Wozu dient es sie zu erörtern? Nur das muß hervorgehoben werden, daß nicht etwa bloß der Kaiser, nicht bloß die vier katholischen Kurfürsten, sondern alle sechs insgesammt am 13. August dem Könige von Schweden entgegneten: „Nachdem wir alles fleißig hin und her erwogen, können wir ganz keine rechtmäßige Ursache weder noch finden, um deren Willen Ew. K. Würde etwas Feindseliges gegen das deutsche Reich vornehmen wollten." Indessen die bündigste Darlegung des Kaisers und der Kurfürsten reichte zur Ueberzeugung des Schwedenkönigs nicht hin, weil er nicht überzeugt sein wollte. Vielmehr zog er daraus neue Vorwände. Es war damals noch von der alten Herrlichkeit und Macht der römischen Kaiser deutscher Nation die Form übrig geblieben, daß der Kaiser im Verkehr mit anderen Souveränen den höchsten Titel der Majestät erhielt, daß er die anderen anredete: Königliche Würde und Liebden. Gustav Adolf erkannte in dieser Form, welche auch die Kurfürsten gegen ihn wie gegen die anderen Könige Europas beobachteten, eine neue Beleidigung. Er betheuerte in jedem Schreiben seine Friedensliebe. Aber der Spott, den man ihm bewiesen, sei gar zu arg. Deshalb hoffe er, die Kurfürsten würden ihm nicht verdenken, wenn er andere Mittel erwähle.[1]

[1] Diese Schriften hin und wieder sind oft besonders gedruckt, und in allen Samm[illegible]werken; z. B. [illegible]trum Europ. II. 138.

Es versteht sich, daß in allen diesen öffentlichen Schreiben, die durch ganz Europa gingen, die namentlich am katholischen Hofe zu Versailles, in den katholischen Ländern Italiens vorgelegt werden sollten, von Seiten des Schweden der Religion auch nicht mit einem Worte gedacht wurde. Diese Rede, wir wiederholen es, war nur anwendbar daheim in Schweden und bei den Deutschen. Ob sie auch hier so leichten Eingang fand, wie man später wohl hat glauben wollen, ist die Frage der folgenden Geschichte.

Dann erst, als gegen das Ende des Octobermonats 1630 sich den deutschen Kurfürsten aus dem Schreiben des Schwedenkönigs die Gewißheit aufdrängte, daß der Schwede nicht Frieden wolle, sondern Krieg um jeden Preis, als sie nun mit dem Kaiser gemeinsam den Krieg gegen den Eindringling beschloßen, erst dann konnten die Unterhandlungen mit Tilly zum Abschlusse kommen. Am 8. Novbr. 1630 traten im Namen des Kaisers Trautmansdorf und Questenberg in Regensburg zu Tilly, um mit ihm wegen der definitiven Uebernahme des Oberbefehles abzuschließen.[1] Und rasch dann eilte Tilly nordwärts, um wieder einzubringen, was schon verloren war.

Auch der Kurfürst Johann Georg von Sachsen zeigte nicht die geringste Geneigtheit für die Person des schwedischen Eroberers. Er so wenig wie irgend ein anderer deutscher Fürst hatte den Schweden gerufen. Indem er dem Kaiser höhnisch bemerkte: er habe nicht geglaubt, daß der Schwede landen und Fortschritte machen werde, da man ja doch aus dem Winseln und Wehklagen der Stände wisse, welche große Heeresmacht der Kaiser in den bedrohten Gegenden auf Kosten derselben unterhalte, fügte er doch hinzu,[2] daß sobald eine allgemeine Reichsversammlung es beschließe, ob und wie der Krieg gegen Schweden zu führen sei, er sich den Beschlüssen nicht entziehen werde. Allein er deutet auf der andern Seite an, welche Gedanken sonst in ihm sich regen. Er meint, daß den Schweden vielleicht der zerrüttete Zustand von Deutschland dazu bewogen habe. Das scheint mit anderen Worten zu sagen: so sehr unlieb ist mir dennoch diese Einmischung des Schwedenkönigs nicht.

Wir haben mehr als einmal bei Johann Georg den Gedanken durchschimmern sehen, sich selber an die Spitze einer protestantischen Mittelpartei zu stellen. Der Wunsch dazu war bei der Fortdauer des Sonderbestehens der Liga neben der kaiserlichen Macht unvermeidlich, und der Einbruch der Schweden bot augenscheinlich dazu die günstige Gelegenheit. Die Gefahr vor dem Schweden Gustav Adolf sollte bei dem Kaiser und der Liga der Drücker sein, durch welchen Johann Georg für seine Partei Bewilligungen erringen wollte. An ein Zusammengehen mit dem Feinde des Reiches und des Kaisers dachte anfangs Johann Georg nicht: er hatte sich ja mit zur Abwehr derselben erboten. Aber jedenfalls mußte er gerüstet sein, in Waffen stehen, damit er die Entscheidung geben könne.

[1] Aus Wiener Archiven.
[2] Londorp. IV. 80. Senkenberg XXVI. 199. 21. August 1630

[illegible]

Das Reichscommissoriat war von dem Kaiser kraft seines Amtes als Oberrichter des Reiches verfügt: es konnte mithin von seiner Seite nicht als ein Gegenstand der Berathung für den Collegialtag zu Regensburg vorgelegt werden. Dennoch ward es dort lebhaft erwogen zwischen den katholischen und den protestantischen Reichsständen. Die katholischen Kurfürsten hielten im Principe des Edicts eben so fest, wie der Kaiser: nur bei der Ausführung konnten Milderungen eintreten. Auch war nur darauf hin das Absehen der protestantischen Fürsten mit Schärfe gerichtet. Die beiden protestantischen Kurfürsten reichten den katholischen einen Vorschlag ein, der mittelbar die Anerkennung der Rechtmäßigkeit des Edictes enthielt.[1] Sie tadelten dasselbe in seinem Wesen nicht an. Sie bemühten sich nur um mildere Bedingungen. Sie baten, daß die Zeit der Erlaubniß zum Behalten mittelbarer Klöster nicht mit dem Passauer Vertrage von 1552 abgeschlossen werde, sondern bis zum Religionsfrieden von Augsburg sich erstrecke, also bis zum September 1555. In der Hauptsache gelten ihnen ganz dieselben Grundsätze, welche seit dem Religionsfrieden so viel Elend über die Deutschen gebracht hatten. Da das Recht der Religionsänderung lediglich bei dem Territorialherrn steht, sagen sie:[2] so ist es für einen protestantischen Fürsten beschwerlich in einem Kloster seines Landes die katholische Religion dulden zu sollen. Darum sollen die protestantischen Fürsten das etwa eingezogene Kloster verwalten und die Einkünfte dem Orden auslehren lassen. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg sollen im Besitze aller Kirchengüter bleiben.

Es war hier in die Hand der katholischen Fürsten gegeben durch bereitwilliges Entgegenkommen auch von ihrer Seite dem deutschen Vaterlande die Einigkeit wieder zu geben. Sie hatten die Warnungen der Herrscher

[1] Theatrum Europ. II. 213.
[2] a. a. O. S. 88.

vernommen, daß das Edict leicht einen Religionskrieg hervorrufen könne. Diese Warnung war an sie gelangt bereits vor dem Erlasse deß Edictes. Seitdem hatten die Dinge sich ungünstiger gewendet. Ein fremder König stand auf des Reiches Boden. Daß er, wenn nicht öffentlich vor Franzosen und Italienern, vor dem Cardinal Richelieu, der Republik Venedig und wer sonst in Italien ihn freudig begrüßte, so doch vor den Deutschen den Religionskrieg proclamiren werde, lag sehr nahe. Die Fürsten der Liga hatten zu bedenken, welche Mühe und Wirrsal schon der Dänenkönig mit diesem Vorgeben angerichtet zu einer Zeit, wo alle hervorragenden lutherischen Fürsten im Reiche, wo namentlich der Kurfürst von Sachsen ein solches Vorgeben eines Religionskrieges entschieden verwarf. Was erst konnte unter den damaligen Umständen Gustav Adolf mit diesem Worte machen? War es nicht klüger ihm rasch dieses Wort abzuschneiden?

Die sofortige Annahme der Vorschläge, welche die beiden Kurfürsten in Regensburg 1630 machten, hätte diese mit dem Kaiser und der katholischen Partei wieder geeinigt, hätte jeden Grund zu einer Spaltung weggenommen, hätte dem Schwedenkönige jeglichen Boden für die unheilvolle Saat seiner Reden vom Religionskriege entzogen. Auch hätte man es thun dürfen in Rücksicht auf die eigene Partei. Die Liga, die zu Anfang ihrer Gründung nur den Bestand der Dinge hatte sichern wollen, hatte mehr erreicht als bloß das. Nicht bloß dachten die protestantischen Fürsten nicht mehr an weitere Uebergriffe: sie waren erbötig dieß und jenes zurückzugeben, nur nicht alles.

Allein das genügte diesen Fürsten der Liga nicht. Sie wollten sich des Sieges erfreuen, ganz und völlig. Statt den politischen Fehler der Forderung des Edictes wieder gut zu machen durch die sofortige Annahme dieser Vorschläge, machten sie einen neuen. Sie verwarfen nicht und nahmen nicht an.[1] Sie beharrten, daß es ein für allemal ihre Absicht sei von dem Buchstaben des Religionsfriedens von Augsburg, das heißt von dem Restitutionsedicte nicht zu weichen. Und nachdem sie diese Erklärung abgegeben, waren sie doch bereit dem Vollzuge des Edictes so lange Einhalt zu thun, bis ein Deputationstag, der sich im Februar des folgenden Jahres zu Frankfurt versammeln solle, die Art des Vollzuges festgesetzt und die Uebergriffe durch neue Bestimmungen geregelt habe. Das heißt: sie gaben etwas nach, und verwahrten sich doch in Worten gegen jedes Nachgeben. Aber eben die Wiederholung der starren Forderung, die Ungewißheit der Zukunft gewährte keine Beruhigung. Sie ließ dem Gegner das Feld frei zur Agitation, und bereitete die Gemüther vor auf die glatten verführenden Worte des Schweden. War der Erlaß des Edictes ein politischer Fehler gewesen: so war dieß Vertagen der Einigungsvorschläge bei den täglichen Fortschritten des Schweden ein neuer.

Es war dieß um so mehr, weil dieses Hinausschieben statt fand, nachdem man schon wußte, daß der Kurfürst von Sachsen mit dem Gedanken umgehe ein

[1] Theatr. Europ. II. 216.

protestantisches Bündnis zu bilden. Also hatte Johann Georg es dem Kaiser selbst schon kund gethan. Als die Bitte Johann Georgs bei dem Kaiser fehl schlug, als der Kaiser erklärte, daß er an dem Religionsfrieden von Augsburg, das heißt an dem Restitutionsedicte fest halten wolle, deutete der Kurfürst schüchtern und zagend an, welche Stellung er fortan einzunehmen gedenke.[1] Er deutete an, daß die Hülfe für Kaiser und Reich gegen den Schwedenkönig bei ihm Schwierigkeiten finden würde. Es sei aber billig und recht, meint er, den anderen Ständen des Reiches das nicht übel zu nehmen, was die Katholischen immer gethan. Er gedenke mit den anderen protestantischen Ständen des Reiches eine friedliche Berathung zu halten. Es ist merkwürdig, daß die Abmahnung des Kaisers im September 1630 ohne rechten Nachdruck war.

Erst zwei Monate später ward zu Regensburg die Antwort der katholischen Kurfürsten auf die Vorschläge von Sachsen und Brandenburg gegeben. Nun erklärte damals allerdings der kursächsische Gesandte, daß sein Kurfürst diesen verabredeten Tag zu Frankfurt beschicken würde. Allein diese Zukunft war sehr ungewis. Sie war es einmal wegen der wechselvollen Persönlichkeit Johann Georgs, der leicht wieder umschlagen konnte mit der in jenen Zeiten beliebten Ausrede: der Gesandte habe seine Vollmacht überschritten. Sie war es andererseits wegen der Ereignisse. Die Einigung that so dringend Noth. Sie bot hier sich dar. Die Annahme der sächsischen Vorschläge hätte den Kurfürsten gebunden, das Vertagen ließ ihm freie Hand. Dennoch vertagte man, und dieß Vertagen war im Interesse des Schwedenkönigs.

Dieser Vorwurf des politischen Fehlers trifft die Liga. Sie war verwöhnt durch die Erfolge langer Jahre. Sie hatte sich hineingelebt in das Siegesgefühl. Der Sinn des alten Feldherrn, der damals auf dem Gipfel seiner Ehren sich nicht täuschte über die Wechselfälle des menschlichen Glückes, wohnte nicht in diesen Bundeshäuptern. Die Möglichkeit der Einigung, welche sie in Aussicht stellten, ließ die Wirklichkeit derselben schmerzlich vermissen.

Und ferner noch schwoll dieser politische Fehler der Liga an durch die Verkennung der eigenen Organisation. Der Bund war stark, weil zwei energische Männer an der Spitze desselben standen, weil diese zwei energischen Männer dachten und handelten für die Vielen, die im Schatten jener Beiden üben wohnten. Denken wir uns die Liga ohne diese beiden Männer, ohne Maximilian von Bayern und Tilly: so sehen wir eine Schaar von Bischöfen, Aebten, Aebtissinnen, alle mit dem Wunsche und der Bitte der Sicherheit für sich, für ihre Stifter, ihre Abteien, ihre Klöster, viele von ihnen indessen nur mit diesem Wunsche und ohne Gemeinsinn, ohne Opferwilligkeit für das Ganze. Das ist der Eindruck, welchen die vielfachen Briefe jener beiden, ihre Berichte auf uns machen. Auf dem Tage zu Mergentheim hatten Tillys dringende Beschwerden es durchgesetzt, daß die Liga fortan für 20,000 Mann das Geld aus der Bundeskasse

[1] Theatrum Europ. II. 194
[2] Beilage LXVI.

bewilligte und zwar einstimmig. So stand es auf dem Papiere. Als die nächsten Termine waren angesetzt der Sonntag Invocavit und Ostern 1630. Am 16. April führte der Kurfürst Maximilian von Bayern bei Mainz schwere Klage, daß von den rheinischen Bundesgliedern noch gar nichts zur Casse gekommen sei. Der Bund war nämlich getheilt in diese Zweige: den oberländischen und den rheinischen. Der Director des oberländischen war Maximilian, der Director des rheinischen der Mainzer Kurfürst. Der oberländische Zweig gehorchte dem Andringen Maximilians und zahlte, wie er mußte und sollte. Die Säumnis des rheinischen fand desgleichen ihren Fürsprecher in dem Haupte. Wir haben es schon erwähnt, wie Anselm Casimir sich äußerte. Die Klagen Tillys wurden auch ihm zu viel. Man sah doch, daß die Officiere desselben nicht Noth litten, daß sie sogar Güter kauften. Man meinte, es müsse doch so schlimm nicht sein. Wohl manchem dieser geistlichen Herren, der sich des Besitzes seiner Pfründe nur noch deshalb erfreute, weil seit zwölf Jahren Tillys Arm sich schützend über ihn streckte, mochte der Feldherr erscheinen wie ein alter nimmer zufriedener Murrkopf und die Kriegskasse desselben wie ein Sieb, das niemals sich fülle. Man wurde des ewigen Zahlens müde. Die vergangenen Gefahren wurden vergessen, die neuen nicht erkannt. Man hielt sich für sicher, auch wenn man wohl einmal einige Monate im Rückstande sei. Dafür ja, also dachte ein jeder Einzelne für sich, zahlten die anderen Glieder des Bundes um so prompter und bereitwilliger.

Also liegt es vor Augen. In der Zeit, wo der Bund der Liga auf seiner Höhe zu stehen schien, begann er innerlich sich zu lösen. Der Schwede stand noch fern in Pommern, er bedrohte wie es schien die Bundesfürsten nicht. Dazu versicherten auch die französischen Emissäre, daß der Schwede gegen die geistlichen Fürsten gar nicht eine böse Absicht habe. Also versicherten sie in gutem Glauben; denn der Cardinal Richelieu, der selber Niemandem jemals Treue und Glauben hielt, gab sich der thörichten Hoffnung hin, daß der Schwede ihm dennoch Glauben halten, daß der Schwede nicht die Hand legen werde an die kirchlichen Fürstenthümer, darum nicht, weil Richelieu die Sicherheit derselben zur Bedingung seiner Unterstützung machte. Im selben Wahne schwebte die Liga. Sie stand hoch und sicher da. Sie wollte nicht nachgeben, und doch auch zeigte sie geringen Eifer das zu thun und zu leisten, was allein sie schützen und sichern konnte: die Erfüllung der rechtmäßigen Forderungen ihres Feldherrn.

Also lagen die Dinge in Deutschland zu der Zeit, als der Schwede seine Fortschritte machte. Das alte deutsche Erbübel auch in der Zeit der Gefahr sich nicht zu einigen, dagegen über die geringeren Dinge die wichtigeren zu vergessen, wucherte lustig wieder empor. Die alte Dreitheilung im Reiche begann sich neu zu bilden: der Kaiser, die Liga, und dazu stand ein protestantischer Bund in Aussicht. Und noch mehr. Gleich als wollte der Kaiser der Bildung einer geschlossenen Partei der protestantischen Fürsten Vorschub leisten, gebot er ungeachtet aller Vorstellungen Johann Georgs von Kursachsen eben damals, am 11. Juli 1630, das Restitutionsedict in Augsburg mit Strenge

[illegible]

Er war ein [illegible] unvermeidlicher [illegible]. Er war unvermeidlich wegen der [illegible]. Und doch war er gefährlich, weil [illegible] einen einzigen Schlag des Schwedenkönigs [illegible]; um bei ihm nicht neue Hoffnungen zu wecken [illegible]. Das Gewicht der ersten Forderung wog schwerer, zumal [illegible] den Schweden im Sommer 1630 und sie bedenklich nicht [illegible]. Immerhin stand er auf deutschem Boden; aber man wußte doch, daß er zunächst nur mit geringer Macht [illegible]. Nun sollte das ehemals Wallensteinische Heer verkleinert werden bis auf [illegible] Mann, dasjenige der Liga betrug an [illegible], von denen zwei Drittel aus der Bundeskasse unterhalten wurden.[1] Eine solche Macht mochte vielleicht damals genügend erscheinen dem Schweden die Stirn zu bieten.

Auch die Einrichtung des kaiserlichen Heeres sollte von nun an eine andere werden. Aber es war der Uebelstand, daß dies nicht sogleich geschehen konnte. Am [illegible]. November 1630 forderte der Kaiser von Regensburg aus die Kurfürsten, Fürsten, Stände, Bürger und Gemeinden des Reiches auf:[2] er versähe sich zu ihnen in Gnaden und wollte sie hiermit ersucht haben, sie möchten ihm mit den Contributionen noch ferner beispringen, bis durch Einwilligung der gehorsamen Reichsstände eine durchgehende Kreishülfe zu Vertheidigung des Reiches erreicht werden könne. Der Kaiser versprach, daß bei den Contributionen in Zukunft bessere Ordnung herrschen solle. Das Mittel dazu solle die Absendung der Commissarien sein. Er versprach die Insolenzen und Ausschweifungen der Soldateska bei höchster Leib- und Lebensstrafe zu verbieten. Er versprach die Armee zu reformiren, die Besoldung auf einen gewissen Fuß zu setzen. Er wolle alles thun, was zur Erleichterung der bedrängten Stände nöthig sei. Er ließ eine Ordnung der Verpflegung ausgeben, die aller Orten verkündigt wurde.

[1] (Stumpf), Geschichte der Liga 279.
[2] Theatrum Europ. II. 208.

Ansprache des Kaisers traf nicht den rechten Zeitpunkt. Sie kam
…ät, als nach der Entlassung Wallensteins der Unwille gegen die
…, fast sämmtlich Abbilder des Gewaltigen in kleinerem Maß-
… emporschwoll. War es den Kurfürsten gelungen diesen Mann
…nnquell des Jammers: sollte es dann nicht gelingen auch
… los zu werden? Der Erfolg über Wallenstein ließ das,
…mit Freuden begrüßt wäre, nun als ein zu Geringes
…ern Seite kam die Ansprache zu früh, indem nicht
…allen Dingen die Welschen sofort entfernt wurden.
…n es die Deutschen in gleicher Weise, wie Torquato Conti,
…und der ganze Troß der Italiener, die Wallenstein aus Vorliebe für
…ation um sich geschaart. Diese blieben, und trieben ihre Erpressungen fort in gleicher Weise wie zuvor. Um so mehr stieg gegen sie der Haß. Aber es war nun diesen Welschen die Gelegenheit geboten denselben durch Thaten zu sühnen. Wir haben zu sehen, wie diese Italiener, die Günstlinge Wallensteins, der übernommenen Pflicht genügten das deutsche Reich zu schützen gegen den nordischen Eroberer.

Siebenzehnter Abschnitt.

In Folge des Dunkels, welches sich nach dem Einbruche des Schweden und nach seinen Erfolgen über die deutsche Geschichte legte, hat sich bei vielen späteren Deutschen die Meinung festgesetzt, daß ihre Vorfahren diese Ueberkunft des Schweden sehnlichst erwartet, ihn herbeigewünscht, ihn mit Freuden aufgenommen hätten. Sehen wir hier zunächst ab von den ferneren geschichtlichen Thatsachen und fragen, ob ein solcher Wunsch nach neuem Kriege, eine solche freudige Begrüßung eines fremden Königs, der diesen Krieg bringt, an sich wahrscheinlich sei. Es gibt allerdings Zustände, in denen eine friedlich gesinnte Nation einen Krieg wünscht. Ein solcher Zustand war für die deutsche Nation eingetreten im Frühlinge des Jahres 1813. Der Krieg gegen die Franzosen und ihren Kaiser war damals der Wunsch und der Wille eines jeden einzelnen Deutschen, der Männer und der Frauen: darum war der Krieg unausbleiblich, nothwendig. Darum brachte ein Jeder für diesen Krieg freiwillig seine Opfer dar. Denn die Opferwilligkeit ist der Maßstab, nach deren Kundgebung die Kraft einer wahren oder vermeinten Begeisterung zu bemessen ist.

Im Jahre 1630 war es nicht eine gleiche, nicht eine ähnliche Lage der Dinge. Der Religionsdruck, den sich in späteren Zeiten die Unkenntnis ausdachte, war nicht vorhanden, oder nur an einzelnen Orten. Der Kaiser mit der Mehrzahl der Kurfürsten des Reiches forderte von den anderen Fürsten Güter und Besitzthümer zurück, und berief sich dafür auf die Reichsgesetze. Die

Wir haben gesehen, wie Wallenstein hier und dort, in Wien und Brüssel und anderen Orten auszubreiten suchte: die deutschen Fürsten seien mit Gustav Adolf eines Sinnes, wünschten, lüden ihn herüber, wie die Juden ihren Messias. Weshalb redete Wallenstein also? Welche Gründe hatte er dafür? Beweise, die auch Anderen glaubhaft erscheinen würden, bestimmte Angaben hat er für seine Behauptungen nicht gebracht. Es lag in seinem Interesse den deutschen Fürsten des Protestantismus diese Vorwürfe aufzubürden, wenn etwa wie Wallenstein vorauszusehen sehr berechtigt war, die Erfolge des Schweden über das Heer der Wallensteiner sehr rasch und leicht waren. Eine Thatsache lag der Behauptung Wallensteins nicht zu Grunde. Daß wir es kurz und mit einem Worte sagen: weder ein deutscher regierender Fürst, noch irgend eine deutsche Corporation hat vor der Ueberkunft des Schwedenkönigs aus freien Stücken ihn gerufen. Der Schwede kam aus sich selbst und kam als Feind. Und weiter erhebt sich dann die Frage, ob nach der Ueberkunft des Schweden ein deutscher regierender Fürst, eine deutsche Stadt, ein deutscher Mann, der etwas besaß und etwas zu verlieren hatte, freiwillig sich dem Schwedenkönige angeschlossen habe. Wir finden den Landgrafen von Hessen-Cassel und die Stadt Magdeburg. Wir werden beider gedenken, namentlich die Verhältnisse der letzteren ausführlich darlegen.

Zuerst fordert unsere Aufmerksamkeit der Herzog Bogislav von Pommern, den Wallenstein ganz besonders des Verrathes angeklagt hat, und zwar ohne irgend einen Beweis, eine Thatsache für diese Anklage herzubringen. Wir haben das Verhältnis darzulegen.

Noch vor der Abfahrt des Schwedenkönigs schickte der Pommernherzog Bogislav Gesandte hinüber mit der flehenden Bitte sein Land zu verschonen, dort nicht auszusteigen. [1] Die Boten trafen den König in Elfsnabben, bereit zur Einschiffung. Der Schwede entgegnete: er habe keinen Grund zur Verschonung von Pommern; denn der Herzog und die Stände seien in Rath und That oft feindlich gegen ihn gewesen. Auch erklärte der König, worin diese Feindschaft bestanden. Sie haben, sagte er, drei Jahre zuvor seine Truppen nicht durch ihr Land ziehen lassen wollen. Sie haben ihn nicht zu Hülfe gerufen gegen die kaiserlichen Truppen. Sie haben diese freiwillig ins Land genommen. Sie hätten auch wohl gern gesehen, wenn der Kaiser sich der Stadt Stralsund bemächtigt hätte. Sie haben ferner sich bemüht die Schweden aus dieser Stadt wieder hinaus zu schaffen, heimlich und öffentlich.

Das alles war dießmal die lautere Wahrheit, und fast sämmtliche Anklagen sind in unseren Augen vom national-deutschen Standpunkte aus ein kräftiges Zeugnis für den Herzog und seine Stände. So viel und so schwer hatten diese Pommern durch den Uebermuth des kaiserlichen Feldherrn gelitten, und dennoch war ihre Gesinnung dieselbe geblieben, dennoch hatten sie treu festgehalten an Kaiser und Reich. Die Abgeordneten Bogislavs entgegneten dem

[1] Chemnitz S. 50.

Deutschen zur Annahme dieser Lüge in einer officiellen Schrift des
r. noch nicht reif. Die beiden Kurfürsten von Sachsen und Branden-
Wächter des deutschen Protestantismus, würden damals aller Wahr-
nach offen vor aller Welt gegen den Religionskrieg des Schweden
ben. Auch die anderen Deutschen wußten noch zu gut, daß ab-
dem Restitutionsedicte, welches nur von geistlichen Gütern und auch
abesten von der Rechtfertigung allein durch den Glauben handelte, von
ansdrucke unter Wallenstein, geschweige denn unter Tilly nicht die
onnte. Darum wäre eine öffentliche, officielle Ankündigung eines
ges zugleich mit einem Einbruche in Pommern lächerlich erschienen.
nden Schweden, bei denen der König von Anfang seiner Regierung
atismus gestachelt hatte, konnte das immerhin gleich gesagt werden,
es im Sinne des Königs gesagt werden, damit er seine Habgier
Kriegesdurst vor dem gequälten Lande mit einem edlen Motiv ver-
eutschland war es klüger erst vorzubereiten durch Flugschriften, die
ausstreuen ließ, durch seine Reden, seine Persönlichkeit, durch die
en Theologen, die sich von ihm bethören ließen, und dann endlich
Kanonen.

idere Hindernis gegen die Erklärung eines Religionskrieges erwuchs
bündeten des Königs her. Denn obwohl das Bündnis mit Richelieu
rmlich abgeschlossen war: so hing es doch nur von dem Könige ab
m. Richelieu war immer bereit. Das Ziel des Cardinals indessen
n Krieg gegen den katholischen Theil von Deutschland insgesammt,
Untergang des Kaisers und des Hauses Oestreich. Nur gegen
er den Schweden bewaffnen und besolden, nicht gegen die Katho-
ga. Immerhin mochte der Cardinal damals noch um das, was
lf in Deutschland zur Bethörung des großen Haufens sagte und
nicht viel kümmern, wenn nur die Erklärung des Krieges, zu welchem
nd Venedig das Geld hergeben, welchen der Papst Urban VIII. will-
en sollte, nicht in officiellen und förmlichen Actenstücken den confessio-
ller trug. Durch die Erklärung des Religionskrieges hätte Gustav Adolf
zu dem französischen Geldbeutel abgeschnitten. Das wollte er nicht.
mehr dagegen bot er in Schweden und in Deutschland seine Mittel
er den Gedanken des Religionskrieges auf jede Weise in die Ge-
ubringen, das Wort mundgerecht und geläufig zu machen. In
ebot er außer den ordentlichen Bettagen drei vornehme Fast- und
m ersten Freitage im Juli, August und September sollen alle
die nicht durch Krankheit verhindert werden, sich zum Gottesdienste
h die ganzen Tage bis zum Abend mit Fasten und Beten ver-
Was unter solchen Umständen der Gegenstand der Predigten und
mußte, liegt vor Augen..

Schweden auf seine Anklagen: der Kaiser sei ihr [illegible] selber ab. Niemals
Gewissens halber sich nicht widersetzen dürfen. [illegible] solchem Erfolge sich [illegible]
wort einen Unfug, und verwies ihnen [illegible] Lebenkönig. Dazu kam [illegible]
das Land," erwiederte er, „wo alle [illegible] zu statten. Er war in [illegible]
sind, wo man den Feind mit [illegible] hochgewachsen, so daß in seinem
ausgerüstet hat." Nachdem der [illegible] kamen,[1] stattlich anzusehen, [illegible]
setzte er in milderem Tone hin[illegible] sein Gesicht mit den scharf [illegible]
zu erleichtern. Daß die [illegible] einem freundlich leutseligen Lächeln, das seine
sonderbare Erleichterung [illegible] dann zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.
Zeit, wo die [illegible] gewesen wäre. Aber Gustav Adolf hatte in vollem
besseren Zeit [illegible] des gebietenden Herrschers. Als ein solcher Mann [illegible]
Doch sparte er die [illegible] Pommern, und begann hier sofort durch sein Beispiel für den
von Glaubenskr[illegible] wirken. Der stattliche hochragende Mann, der gebietende
passend war, [illegible] sich sofort beim Betreten des deutschen Bodens vor allem Volke
König [illegible] Himmel auf die Knie, und thut dort sein Gebet so eifrig [illegible]
[illegible] daß nach den Berichten der schwedischen Geschichtschreiber[2] den [illegible]
[illegible] Officieren die Augen übergehen. Gustav Adolf fleht um den Segen
[illegible] für das heilige Werk, wie er sagt, zu dessen Ausführung er eine Armee
[illegible] mancherlei Nationen und Völkern dort versammelt habe. Dann ermahnt
[illegible] König diese Officiere zu gleichmäßiger Gottseligkeit mit den Worten: „Je
mehr Betens, je mehr des Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten."

Der König war bibelfest, ohne Zweifel. Allein es steht in der Bibel noch ein anderes Wort, welches der König nicht nannte, an welches er vielleicht in jenem Augenblicke auch nicht dachte. Es ist das Wort des Propheten Jesaias: „Und ob ihr wohl eure Hände ausbreitet, und ob ihr viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Bluts."

Es war merkwürdig, daß selbst die äußeren Umstände dem Könige für diesen Plan des Religionskrieges zu statten kamen. Der Tag seiner Landung war nach dem alten Kalender der Vorabend der hundertjährigen Jubelfeier für die Uebergabe der Confession von Augsburg. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Landung an diesem Tage in dem ursprünglichen Plane Gustav Adolfs gelegen habe; denn er war durch widrige Winde aufgehalten. Aber der Umstand diente ihm nachher in trefflicher Weise.

Seinem Plane entsprechend redete er seine Soldaten an. Wenn sie der Feinde Wüthen und Toben dämpften: so würden sie um ihre Religion sowohl und ihren Gott, als um den König sich unsterblich verdient machen. Zugleich ließ er dem Herzoge Bogislav seine Ankunft in derselben Weise melden, wie er zu den Boten des Herzogs in Elfsnabben gesprochen, jedoch auch diesmal noch ließ Gustav Adolf das Gerede vom Religionskriege klüglicher Weise weg.

[1] Burgus, Comm. de bello Suecico p. 21. 23. 119. Burgus war [illegible] Gegner eine Zeitlang bei den Schweden.

[2] Chemnitz S. 55. vgl. Theatrum Europ. II. 236.

waren die Inseln Rügen, Usedom, Wollin ohne Schwertstreich in Schweden. Er nannte das nach seiner Art zu reden eine Gott gegen ihn.[1] In der That hatte er schon dadurch auch Fuß in Deutschland gefaßt, und eine sichere Zuflucht gen Rückzuges gewonnen. Der feste Platz, um den zu Stettin, die Residenz des Herzogs Bogislav. Sie ruppen besetzt. Denn es war Herkommen im Reiche ten und Reichsstände nicht mit Einquartierung zu belegen. mer auf das genaueste beobachtet, so daß er selbst, wie wir n, nur nach ausdrücklicher Erlaubnis des Herzogs Christian von auf dem Schlosse Winsen an der Luhe sein Quartier nahm. Die Obersten der Wallensteiner kehrten sich nicht an dergleichen Herkommen: nur Stettin war dem Torquato Conti doch zu stark und fest. Als Gustav Adolf landete, machte Conti Bewegungen, die eine Ueberrumpelung für Stettin befürchten ließen. Der Herzog Bogislav wollte keinem von beiden seine Stadt einräumen. Es fragte sich, ob er es wehren konnte. Gustav Adolf eilt heran. Aber der Wind weht ihm ungünstig. Er wirft sich sofort wieder im Angesichte des Heeres auf die Knie und fängt an zu beten, daß er nicht aus Ehrgeiz und Habgier, sondern nur zur Ehre des göttlichen Namens seinen Zug unternommen. Da wandte alsbald sich der Wind, sagen die beauftragten schwedischen Geschichtschreiber, und diejenigen Deutschen, welche in Frankfurt a. M. unter der Herrschaft schwedischer Waffen das Theatrum Europaeum schrieben.[2] Der Schwedenkönig nahte so schnell, daß er auch dem Gerüchte zuvor kam. Man vernahm zu Stettin vom Norden her zwei Kanonenschüsse. Die Bürger eilten hervor, und erblickten das schwedische Heer. Gustav Adolf stand nahe vor der Stadt.

Der Commandant derselben, der Oberst von Damitz, schickte einen Trommler heraus mit der Drohung, daß im Falle des weiteren Vordringens er Feuer geben werde. Das lag nicht im Plane des Königs. Die Stadt mußte sein werden, ohne Schwertstreich und sofort, damit möglichst der Schein erweckt werde: Bogislav habe ihn gern und willig aufgenommen. Er erwiederte dem Trommler: der Oberst möge selber kommen, um die Ursache der Ankunft des Schwedenheeres zu vernehmen. Der Oberst beging die Thorheit, wenn es nur Thorheit war, der Ladung des fremden Königs zu folgen, und Bogislav schickte Abgeordnete mit. Der gute alte Mann glaubte durch freundliche Bitten den Schwedenkönig fern zu halten. Gustav Adolf verlangte von dem Obersten Einlaß in die Stadt, im anderen Falle werde er mit Gewalt eindringen. Die Abgeordneten erwiederten: ihr Herzog sei Reichsfürst, dem Kaiser in schuldiger Treue und Devotion ergeben, und habe bis zu diesem Tage in seiner Treue nicht gewankt. Er wolle auch ferner dabei verharren und den Namen und

[1] Chemnitz S. 58.

[2] Chemnitz a. a. O. Theatrum Europ. II. 238. cf. Arlanibaeus, Arma Suecica p. 27.

protestantisches Bündnis zu bilden. Also hatte Johann Georg es dem Kaiser selbst schon kund gethan. Als die Bitte Johann Georgs bei dem Kaiser fehlschlug, als der Kaiser erklärte, daß er an dem Religionsfrieden von Augsburg, das heißt an dem Restitutionsedicte fest halten wolle, deutete der Kurfürst schüchtern und zagend an, welche Stellung er fortan einzunehmen gedenke.[1] Er deutete an, daß die Hülfe für Kaiser und Reich gegen den Schwedenkönig bei ihm Schwierigkeiten finden würde. Es sei aber billig und recht, meint er, den anderen Ständen des Reiches das nicht übel zu nehmen, was die Katholischen immer gethan. Er gedenke mit den anderen protestantischen Ständen des Reiches eine friedliche Berathung zu halten. Es ist merkwürdig, daß die Abmahnung des Kaisers im September 1630 ohne rechten Nachdruck war.

Erst zwei Monate später ward zu Regensburg die Antwort der katholischen Kurfürsten auf die Vorschläge von Sachsen und Brandenburg gegeben. Nun erklärte damals allerdings der kursächsische Gesandte, daß sein Kurfürst diesen verabredeten Tag zu Frankfurt beschicken würde. Allein diese Zukunft war sehr ungewis. Sie war es einmal wegen der wechselvollen Persönlichkeit Johann Georgs, der leicht wieder umschlagen konnte mit der in jenen Zeiten beliebten Ausrede: der Gesandte habe seine Vollmacht überschritten. Sie war es andererseits wegen der Ereignisse. Die Einigung that so dringend Noth. Sie bot hier sich dar. Die Annahme der sächsischen Vorschläge hätte den Kurfürsten gebunden, das Vertagen ließ ihm freie Hand. Dennoch vertagte man, und dieß Vertagen war im Interesse des Schwedenkönigs.

Dieser Vorwurf des politischen Fehlers trifft die Liga. Sie war verwöhnt durch die Erfolge langer Jahre. Sie hatte sich hineingelebt in das Siegesgefühl. Der Sinn des alten Feldherrn, der damals auf dem Gipfel seiner Ehren ihn nicht täuschte über die Wechselfälle des menschlichen Glückes, wohnte nicht bei diesen Bundeshäuptern. Die Möglichkeit der Einigung, welche sie in Aussicht stellten, ließ die Wirklichkeit derselben schmerzlich vermissen.

Und ferner noch schwoll dieser politische Fehler der Liga an durch die Verkennung der eigenen Organisation. Der Bund war stark, weil zwei energische Männer an der Spitze desselben standen, weil diese zwei energischen Männer dachten und handelten für die Vielen, die im Schatten jener Beiden sicher wohnten. Denken wir uns die Liga ohne diese beiden Männer, ohne Maximilian von Bayern und Tilly: so sehen wir eine Schaar von Bischöfen, Aebten, Aebtissinnen, alle mit dem Wunsche und der Bitte der Sicherheit für sich, für den Stifter, ihre Abteien, ihre Klöster, viele von ihnen indessen nur mit diesem Wunsche und ohne Gemeinsinn, ohne Opferwilligkeit für das Ganze. Das ist der Eindruck, welchen die vielfachen Briefe jener beiden, ihre Berichte auf uns machen.[2] Auf dem Tage zu Mergentheim hatten Tillys dringende Beschwerden es durchgesetzt, daß die Liga fortan für 20,000 Mann das Geld aus der Bundeskasse

[1] Theatrum Europ. II. 194.
[2] Beilage LXVI.

bewilligte und zwar einstimmig. So stand es auf dem Papiere. Als die nächsten Termine waren angesetzt der Sonntag Invocavit und Ostern 1630. Am 16. April führte der Kurfürst Maximilian von Bayern bei Mainz schwere Klage, daß von den rheinischen Bundesgliedern noch gar nichts zur Casse gekommen sei. Der Bund war nämlich getheilt in diese Zweige: den oberländischen und den rheinischen. Der Director des oberländischen war Maximilian, der Director des rheinischen der Mainzer Kurfürst. Der oberländische Zweig gehorchte dem Andringen Maximilians und zahlte, wie er mußte und sollte. Die Säumnis des rheinischen fand desgleichen ihren Fürsprecher in dem Haupte. Wir haben es schon erwähnt, wie Anselm Casimir sich äußerte. Die Klagen Tillys wurden auch ihm zu viel. Man sah doch, daß die Officiere desselben nicht Noth litten, daß sie sogar Güter kauften. Man meinte, es müsse doch so schlimm nicht sein. Wohl manchem dieser geistlichen Herren, der sich des Besitzes seiner Pfründe nur noch deshalb erfreute, weil seit zwölf Jahren Tillys Arm sich schützend über ihn streckte, mochte der Feldherr erscheinen wie ein alter nimmer zufriedener Murrkopf und die Kriegskasse desselben wie ein Sieb, das niemals sich fülle. Man wurde des ewigen Zahlens müde. Die vergangenen Gefahren wurden vergessen, die neuen nicht erkannt. Man hielt sich für sicher, auch wenn man wohl einmal einige Monate im Rückstande sei. Dafür ja, also dachte ein jeder Einzelne für sich, zahlten die anderen Glieder des Bundes um so prompter und bereitwilliger.

Also liegt es vor Augen. In der Zeit, wo der Bund der Liga auf seiner Höhe zu stehen schien, begann er innerlich sich zu lösen. Der Schwede stand noch fern in Pommern, er bedrohte wie es schien die Bundesfürsten nicht. Dazu versicherten auch die französischen Emissäre, daß der Schwede gegen die geistlichen Fürsten gar nicht eine böse Absicht habe. Also versicherten sie in gutem Glauben; denn der Cardinal Richelieu, der selber Niemandem jemals Treue und Glauben hielt, gab sich der thörichten Hoffnung hin, daß der Schwede ihm dennoch Glauben halten, daß der Schwede nicht die Hand legen werde an die kirchlichen Fürstenthümer, darum nicht, weil Richelieu die Sicherheit derselben zur Bedingung seiner Unterstützung machte. Im selben Wahne schwebte die Liga. Sie stand hoch und sicher da. Sie wollte nicht nachgeben, und doch auch zeigte sie geringen Eifer das zu thun und zu leisten, was allein sie schützen und sichern konnte: die Erfüllung der rechtmäßigen Forderungen ihres Feldherrn.

Also lagen die Dinge in Deutschland zu der Zeit, als der Schwede seine Fortschritte machte. Das alte deutsche Erbübel auch in der Zeit der Gefahr sich nicht zu einigen, dagegen über die geringeren Dinge die wichtigeren zu vergessen, wucherte lustig wieder empor. Die alte Dreitheilung im Reiche begann sich neu zu bilden: der Kaiser, die Liga, und dazu stand ein protestantischer Bund in Aussicht. Und noch mehr. Gleich als wollte der Kaiser der Bildung einer geschlossenen Partei der protestantischen Fürsten Vorschub leisten, gebot er ungeachtet aller Vorstellungen Johann Georgs von Kursachsen eben damals, am 11. Juli 1630, das Restitutionsedict in Augsburg mit Strenge

durchzuführen. Hundert Jahre zuvor hatte in dieser Stadt der protestantisch gesinnte Rath die Wanderungen altkatholischer Bürger aus der Stadt, um auf den Dörfern die Messe zu hören, mit Geldbußen bestraft. Nun hatte sich das Verhältnis gewandt. Ein katholischer Rath gebot den protestantischen Bürgern innerhalb der Stadt in die Messe zu gehen. Die Klagen darüber erfüllten das Reich, und kamen dem Vorgeben des Schwedenkönigs hülfreich entgegen.

Die Kurfürsten zu Regensburg hatten zu Anfang geglaubt, daß eben so wie mit Frankreich, auch mit Schweden der Friede möglich sei. Auch sie ja durchschauten nicht den Plan des Cardinals Richelieu in Worten Frieden zu schließen, und dennoch durch die Gelder, die er dem Schweden zahlte, mittelbar den Krieg fortzuführen. Als sie sich überzeugten, daß der Schwede den Krieg wolle auf jeden Vorwand hin, dessen Blöße und Nichtigkeit sie ihm so eben aufgedeckt, traten sie zum Kaiser. Dennoch beharrten sie bei ihrer Forderung das kaiserliche Heer zu vermindern. Es war ein zugleich unvermeidlicher und doch gefährlicher Beschluß. Er war unvermeidlich wegen der herzzerreißenden Klagen aller deutschen Länder. Und doch war er gefährlich, weil vorauszusehen war, daß bei einem etwaigen Erfolge des Schwedenkönigs diese entlassenen Truppen ihm zuströmen würden; um bei ihm aufs neue Handgeld zu nehmen gegen den Kaiser. Das Gewicht der ersten Forderung wog schwerer, zumal da die Gefahr von dem Schweden im Sommer 1630 noch so bedenklich nicht erschien. Immerhin stand er auf deutschem Boden; aber man wußte doch, daß er gelandet war mit geringer Macht. Nun sollte das ehemals Wallensteinische Heer entlassen werden bis auf 39,000 Mann, dasjenige der Liga bestand aus 30,000, von denen zwei Drittel aus der Bundeskasse unterhalten wurden.[1] Eine solche Macht mochte vielleicht damals genügend erscheinen dem Schweden die Stirn zu bieten.

Auch die Einrichtung des kaiserlichen Heeres sollte von nun an eine andere werden. Aber es war der Uebelstand, daß dies nicht sogleich geschehen konnte. Am 9. November 1630 forderte der Kaiser von Regensburg aus die Kurfürsten, Fürsten, Stände, Bürger und Gemeinden des Reiches auf:[2] er versähe sich zu ihnen in Gnaden und wollte sie hiermit ersucht haben, sie möchten ihm mit den Contributionen noch ferner beispringen, bis durch Einwilligung der gehorsamen Reichsstände eine durchgehende Kreishülfe zu Vertheidigung des Reiches errichtet werden könne. Der Kaiser versprach, daß bei den Contributionen in Zukunft ...ere Ordnung herrschen solle. Das Mittel dazu solle die Absendung von ...missarien sein. Er versprach die Insolenzen und Ausschweifungen der Solda... bei höchster Leib- und Lebensstrafe zu verbieten. Er versprach die Armee ...miren, die Besoldung auf einen gewissen Fuß zu setzen. Er wolle alles ... zur Erleichterung der bedrängten Stände nöthig sei. Er ließ eine ... Verpflegung ausgeben, die aller Orten verkündigt wurde.

...de der Liga 279.

Die Ansprache des Kaisers traf nicht den rechten Zeitpunkt. Sie kam insofern zu spät, als nach der Entlassung Wallensteins der Unwille gegen die Obersten desselben, fast sämmtlich Abbilder des Gewaltigen in kleinerem Maßstabe, um so lauter emporschwoll. War es den Kurfürsten gelungen diesen Mann zu beseitigen, den Brunnquell des Jammers: sollte es dann nicht gelingen auch die Anderen, die Kleinen los zu werden? Der Erfolg über Wallenstein ließ das, was einige Monate zuvor mit Freuden begrüßt wäre, nun als ein zu Geringes erscheinen. Und von der andern Seite kam die Ansprache zu früh, indem nicht zugleich diese Obersten, vor allen Dingen die Welschen sofort entfernt wurden. Denn niemals trieben es die Deutschen in gleicher Weise, wie Torquato Conti, wie Savelli und der ganze Troß der Italiener, die Wallenstein aus Vorliebe für diese Nation um sich geschaart. Diese blieben, und trieben ihre Erpressungen fort in gleicher Weise wie zuvor. Um so mehr stieg gegen sie der Haß. Aber es war nun diesen Welschen die Gelegenheit geboten denselben durch Thaten zu sühnen. Wir haben zu sehen, wie diese Italiener, die Günstlinge Wallensteins, der übernommenen Pflicht genügten das deutsche Reich zu schützen gegen den nordischen Eroberer.

Siebenzehnter Abschnitt.

In Folge des Dunkels, welches sich nach dem Einbruche des Schweden und nach seinen Erfolgen über die deutsche Geschichte legte, hat sich bei vielen späteren Deutschen die Meinung festgesetzt, daß ihre Vorfahren diese Ueberkunft des Schweden sehnlichst erwartet, ihn herbeigewünscht, ihn mit Freuden aufgenommen hätten. Sehen wir hier zunächst ab von den ferneren geschichtlichen Thatsachen und fragen, ob ein solcher Wunsch nach neuem Kriege, eine solche freudige Begrüßung eines fremden Königs, der diesen Krieg bringt, an sich wahrscheinlich sei. Es gibt allerdings Zustände, in denen eine friedlich gesinnte Nation einen Krieg wünscht. Ein solcher Zustand war für die deutsche Nation eingetreten im Frühlinge des Jahres 1813. Der Krieg gegen die Franzosen und ihren Kaiser war damals der Wunsch und der Wille eines jeden einzelnen Deutschen, der Männer und der Frauen: darum war der Krieg unausbleiblich, nothwendig. Darum brachte ein Jeder für diesen Krieg freiwillig seine Opfer dar. Denn die Opferwilligkeit ist der Maßstab, nach deren Kundgebung die Kraft einer wahren oder vermeinten Begeisterung zu bemessen ist.

Im Jahre 1630 war es nicht eine gleiche, nicht eine ähnliche Lage der Dinge. Der Religionsdruck, den sich in späteren Zeiten die Unkenntnis ausdachte, war nicht vorhanden, oder nur an einzelnen Orten. Der Kaiser mit der Mehrzahl der Kurfürsten des Reiches forderte von den anderen Fürsten Güter und Besitzthümer zurück, und berief sich dafür auf die Reichsgesetze. Die

Wir haben gesehen, wie Wallenstein hier und dort, in Wien und Brüssel und anderen Orten auszubreiten suchte: die deutschen Fürsten seien mit Gustav Adolf eines Sinnes, wünschten, lüden ihn herüber, wie die Juden ihren Messias. Weshalb redete Wallenstein also? Welche Gründe hatte er dafür? Beweise, die auch Anderen glaubhaft erscheinen würden, bestimmte Angaben hat er für seine Behauptungen nicht gebracht. Es lag in seinem Interesse den deutschen Fürsten des Protestantismus diese Vorwürfe aufzubürden, wenn etwa wie Wallenstein vorauszusehen sehr berechtigt war, die Erfolge des Schweden über das Heer der Wallensteiner sehr rasch und leicht waren. Eine Thatsache lag der Behauptung Wallensteins nicht zu Grunde. Daß wir es kurz und mit einem Worte sagen: weder ein deutscher regierender Fürst, noch irgend eine deutsche Corporation hat vor der Ueberkunft des Schwedenkönigs aus freien Stücken ihn gerufen. Der Schwede kam aus sich selbst und kam als Feind. Und weiter erhebt sich dann die Frage, ob nach der Ueberkunft des Schweden ein deutscher regierender Fürst, eine deutsche Stadt, ein deutscher Mann, der etwas besaß und etwas zu verlieren hatte, freiwillig sich dem Schwedenkönige angeschlossen habe. Wir finden den Landgrafen von Hessen-Cassel und die Stadt Magdeburg. Wir werden beider gedenken, namentlich die Verhältnisse der letzteren ausführlich darlegen.

Zuerst fordert unsere Aufmerksamkeit der Herzog Bogislav von Pommern, den Wallenstein ganz besonders des Verrathes angeklagt hat, und zwar ohne irgend einen Beweis, eine Thatsache für diese Anklage herzubringen. Wir haben das Verhältnis darzulegen.

Noch vor der Abfahrt des Schwedenkönigs schickte der Pommernherzog Bogislav Gesandte hinüber mit der flehenden Bitte sein Land zu verschonen, dort nicht auszusteigen.[1] Die Boten trafen den König in Elfsnabben, bereit zur Einschiffung. Der Schwede entgegnete: er habe keinen Grund zur Verschonung von Pommern; denn der Herzog und die Stände seien in Rath und That oft feindlich gegen ihn gewesen. Auch erklärte der König, worin diese Feindschaft bestanden. Sie haben, sagte er, drei Jahre zuvor seine Truppen nicht durch ihr Land ziehen lassen wollen. Sie haben ihn nicht zu Hülfe gerufen gegen die kaiserlichen Truppen. Sie haben diese freiwillig ins Land genommen. Sie hätten auch wohl gern gesehen, wenn der Kaiser sich der Stadt Stralsund bemächtigt hätte. Sie haben ferner sich bemüht die Schweden aus dieser Stadt wieder hinaus zu schaffen, heimlich und öffentlich.

Das alles war dießmal die lautere Wahrheit, und fast sämmtliche Anklagen sind in unseren Augen vom national-deutschen Standpunkte aus ein kräftiges Zeugnis für den Herzog und seine Stände. So viel und so schwer hatten diese Pommern durch den Uebermuth des kaiserlichen Feldherrn gelitten, und dennoch war ihre Gesinnung dieselbe geblieben, dennoch hatten sie treu festgehalten an Kaiser und Reich. Die Abgeordneten Bogislavs entgegneten dem

[1] Chemnitz S. 50.

Schweden auf seine Anklagen: der Kaiser sei ihre höchste Obrigkeit, welcher sie Gewissens halber sich nicht widersetzen dürften. Gustav Adolf nannte diese Antwort einen Unfug, und verwies ihnen denselben nachdrücklich. „Pommern ist das Land,“ erwiederte er, „wo alle feindliche Anschläge gegen mich geschmiedet sind, wo man den Feind mit Geld, Proviant und Kriegesgeräth gegen mich ausgerüstet hat.“ Nachdem der König die Abgeordneten also hart angefahren, setzte er in milderem Tone hinzu: er komme nicht sie zu beschweren, sondern zu erleichtern. Daß die Aussicht eines neuen Krieges auf eigenem Boden eine sonderbare Erleichterung für die gequälten Pommern sei, und zwar zu einer Zeit, wo die Blicke aller Deutschen von Regensburg aus die Morgenröthe einer besseren Zeit aufsteigen zu sehen hofften, das störte den Schwedenkönig nicht. Doch sparte er diesen Abgeordneten von Pommern gegenüber seine Redensarten von Glaubensdruck und Gewissensfreiheit, die unter solchen Umständen noch nicht passend waren. Es könne nichts beschlossen werden, fügte endlich der Schwedenkönig hinzu, bis er selbst in Pommern und zur Stelle sei. Also redete ein fremder König zu den deutschgesinnten Pommern, und bedrückt kehrten die Abgeordneten des Herzogs mit solcher Antwort heim.

Der König stieß ab und fuhr herüber. Er richtete seinen Curs nicht auf Stralsund, wo er des ungehinderten Aussteigens seiner Truppen sicher war, auch nicht auf Rügen, welches sein Oberst Leslie von Stralsund aus in denselben Tagen ohne Mühe und Schwertstreich einnahm. Gustav Adolf fuhr nach irgend einem anderen Punkte der Küste, welcher von kaiserlichen Truppen besetzt war, oder hätte besetzt sein können und müssen. Er wählt die Insel Usedom. Er landet. Niemand wehrt es ihm. Es steht da eine Schanze. Die Besetzung davor ist unnöthig: sie ist verlassen. Kein kaiserlicher Soldat kommt zu Gesicht. Die Ursachen, sagt der officielle deutsch-schwedische Geschichtschreiber Chemnitz, kann man eigentlich nicht wissen. In der That, auch heute noch ist die Ursache des Mangels aller Gegenwehr nicht ergründet. Aber es liegt nahe, daß nur zwischen zwei Ursachen die Wahl bleibt: Feigheit oder Verrath.

Eine eigentliche Kriegserklärung an den Kaiser hielt Gustav Adolf nicht für nöthig. Er behauptete in den Schranken der Vertheidigung zu stehen, in welchem Falle der Krieg nicht durch Herolde, sondern durch die Natur und von selber angesagt werde.[1] Wer denn hatte jemals ihn angegriffen? —

Gustav Adolf hatte noch einen anderen und zwar wirklichen Grund, der ihn bewog eine eigentliche Kriegserklärung nicht zu erlassen. Es war die doppelte Natur seines Krieges, die wir überall hervorzuziehen und klar zu legen haben.

…en und die Schweden sollten bethört werden durch das Vorgeben

…. Die deutschen Protestanten sollten durch diesen Vorwand

…örung gegen den Kaiser und die geheiligten Ordnungen

…n einer Kriegserklärung an den Kaiser dieser wichtige

…dem standen zwei Hindernisse entgegen. Einmal

waren die Deutschen zur Annahme dieser Lüge in einer officiellen Schrift des Königs selber noch nicht reif. Die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Wächter des deutschen Protestantismus, würden damals aller Wahrscheinlichkeit nach offen vor aller Welt gegen den Religionskrieg des Schweden protestirt haben. Auch die anderen Deutschen wußten noch zu gut, daß abgesehen von dem Restitutionsedicte, welches nur von geistlichen Gütern und auch nicht im Mindesten von der Rechtfertigung allein durch den Glauben handelte, von einem Religionsdrucke unter Wallenstein, geschweige denn unter Tilly nicht die Rede sein konnte. Darum wäre eine öffentliche, officielle Ankündigung eines Religionskrieges zugleich mit einem Einbruche in Pommern lächerlich erschienen. Den unwissenden Schweden, bei denen der König von Anfang seiner Regierung an den Fanatismus gestachelt hatte, konnte das immerhin gleich gesagt werden, und mußte es im Sinne des Königs gesagt werden, damit er seine Habgier und seinen Kriegesdurst vor dem gequälten Lande mit einem edlen Motiv vergolde: in Deutschland war es klüger erst vorzubereiten durch Flugschriften, die der König ausstreuen ließ, durch seine Reden, seine Persönlichkeit, durch die protestantischen Theologen, die sich von ihm bethören ließen, und dann endlich durch seine Kanonen.

Das andere Hinderniß gegen die Erklärung eines Religionskrieges erwuchs von den Verbündeten des Königs her. Denn obwohl das Bündnis mit Richelieu noch nicht förmlich abgeschlossen war: so hing es doch nur von dem Könige ab dieses zu thun. Richelieu war immer bereit. Das Ziel des Cardinals indessen war nicht ein Krieg gegen den katholischen Theil von Deutschland insgesammt, sondern der Untergang des Kaisers und des Hauses Oestreich. Nur gegen dieses wollte er den Schweden bewaffnen und besolden, nicht gegen die Katholiken der Liga. Immerhin mochte der Cardinal damals noch um das, was Gustav Adolf in Deutschland zur Bethörung des großen Haufens sagte und redete, sich nicht viel kümmern, wenn nur die Erklärung des Krieges, zu welchem Frankreich und Venedig das Geld hergeben, welchen der Papst Urban VIII. willkommen heißen sollte, nicht in officiellen und förmlichen Actenstücken den confessionellen Charakter trug. Durch die Erklärung des Religionskrieges hätte Gustav Adolf sich den Weg zu dem französischen Geldbeutel abgeschnitten. Das wollte er nicht.

Um so mehr dagegen bot er in Schweden und in Deutschland seine Mittel auf, um hier den Gedanken des Religionskrieges auf jede Weise in die Gemüther einzubringen, das Wort mundgerecht und geläufig zu machen. In Schweden gebot er außer den ordentlichen Bettagen drei vornehme Fast- und Bettage. Am ersten Freitage im Juli, August und September sollen alle Schweden, die nicht durch Krankheit verhindert werden, sich zum Gottesdienste einstellen und die ganzen Tage bis zum Abend mit Fasten und Beten verbringen.[1] Was unter solchen Umständen der Gegenstand der Predigten und Gebete sein mußte, liegt vor Augen..

[1] Chemnitz S. 49.

Mehr jedoch hing von der Persönlichkeit des Mannes selber ab. Niemals vielleicht hat ein sterblicher Mensch es vermocht mit solchem Erfolge sich den Schein der Frömmigkeit beizulegen, wie dieser Schwedenkönig. Dazu kam ihm im ganz besonderem Maße seine äußere Persönlichkeit zu statten. Er war in der vollen Kraft der jugendlichen Mannesjahre, hochgewachsen, so daß in seinem Lande wenige Männer an Größe ihm gleich kamen,[1] stattlich anzusehen, von verhältnismäßigem Körperbaue. Man kennt sein Gesicht mit den scharf ausgeprägten Zügen der Energie, mit dem freundlich leutseligen Lächeln, das seine Lippen umspielt. Ein solcher Mann zog die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, auch wenn er nicht König gewesen wäre. Aber Gustav Adolf hatte in vollem Maße den Anstand des gebietenden Herrschers. Als ein solcher Mann betrat er die Küste von Pommern, und begann hier sofort durch sein Beispiel für den Religionskrieg zu wirken. Der stattliche hochragende Mann, der gebietende Herrscher wirft sich sofort beim Betreten des deutschen Bodens vor allem Volke unter freiem Himmel auf die Knie, und thut dort sein Gebet so eifrig und inbrünstig, daß nach den Berichten der schwedischen Geschichtschreiber[2] den umstehenden Officieren die Augen übergehen. Gustav Adolf fleht um den Segen Gottes für das heilige Werk, wie er sagt, zu dessen Ausführung er eine Armee aus mancherlei Nationen und Völkern dort versammelt habe. Dann ermahnt der König diese Officiere zu gleichmäßiger Gottseligkeit mit den Worten: „Je mehr Betens, je mehr des Sieges. Fleißig gebetet ist halb gefochten."

Der König war bibelfest, ohne Zweifel. Allein es steht in der Bibel noch ein anderes Wort, welches der König nicht nannte, an welches er vielleicht in jenem Augenblicke auch nicht dachte. Es ist das Wort des Propheten Jesaias: „Und ob ihr wohl eure Hände ausbreitet, und ob ihr viel betet, höre ich euch doch nicht; denn eure Hände sind voll Bluts."

Es war merkwürdig, daß selbst die äußeren Umstände dem Könige für diesen Plan des Religionskrieges zu statten kamen. Der Tag seiner Landung war nach dem alten Kalender der Vorabend der hundertjährigen Jubelfeier für die Uebergabe der Confession von Augsburg. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Landung an diesem Tage in dem ursprünglichen Plane Gustav Adolfs gelegen habe; denn er war durch widrige Winde aufgehalten. Aber der Umstand diente ihm nachher in trefflicher Weise.

Seinem Plane entsprechend redete er seine Soldaten an. Wenn sie der Feinde Wüthen und Toben dämpften: so würden sie um ihre Religion sowohl und ihren Gott, als um den König sich unsterblich verdient machen. Zugleich ließ er dem Herzoge Bogislav seine Ankunft in derselben Weise melden, wie er zu den Boten des Herzogs in Elfsnabben gesprochen, jedoch auch diesmal noch ließ Gustav Adolf das Gerede vom Religionskriege klüglicher Weise weg.

[1] Burgus, Comm. de bello Suecico p. 21. 23. 119. Burgus war als Gr[illegible] eine Zeitlang bei den Schweden.

[2] 55. vgl. Theatrum Europ. II. 236.

Bereits waren die Inseln Rügen, Usedom, Wollin ohne Schwertstreich in den Händen des Schweden. Er nannte das nach seiner Art zu reden eine große Gnade von Gott gegen ihn.[1] In der That hatte er schon dadurch auch außer Stralsund festen Fuß in Deutschland gefaßt, und eine sichere Zuflucht für den Fall eines etwaigen Rückzuges gewonnen. Der feste Platz, um den zunächst es sich handelte, war Stettin, die Residenz des Herzogs Bogislav. Sie war nicht von kaiserlichen Truppen besetzt. Denn es war Herkommen im Reiche die Residenzen der Fürsten und Reichsstände nicht mit Einquartierung zu belegen. Tilly hat das immer auf das genaueste beobachtet, so daß er selbst, wie wir gesehen haben, nur nach ausdrücklicher Erlaubnis des Herzogs Christian von Celle auf dem Schlosse Winsen an der Luhe sein Quartier nahm. Die Obersten der Wallensteiner kehrten sich nicht an dergleichen Herkommen: nur Stettin war dem Torquato Conti doch zu stark und fest. Als Gustav Adolf landete, machte Conti Bewegungen, die eine Ueberrumpelung für Stettin befürchten ließen. Der Herzog Bogislav wollte keinem von beiden seine Stadt einräumen. Es fragte sich, ob er es wehren konnte. Gustav Adolf eilt heran. Aber der Wind weht ihm ungünstig. Er wirft sich sofort wieder im Angesichte des Heeres auf die Knie und fängt an zu beten, daß er nicht aus Ehrgeiz und Habgier, sondern nur zur Ehre des göttlichen Namens seinen Zug unternommen. Da wandte alsbald sich der Wind, sagen die beauftragten schwedischen Geschichtschreiber, und diejenigen Deutschen, welche in Frankfurt a. M. unter der Herrschaft schwedischer Waffen das Theatrum Europaeum schrieben.[2] Der Schwedenkönig nahte so schnell, daß er auch dem Gerüchte zuvor kam. Man vernahm zu Stettin vom Norden her zwei Kanonenschüsse. Die Bürger eilten hervor, und erblickten das schwedische Heer. Gustav Adolf stand nahe vor der Stadt.

Der Commandant derselben, der Oberst von Damitz, schickte einen Trommler heraus mit der Drohung, daß im Falle des weiteren Vordringens er Feuer geben werde. Das lag nicht im Plane des Königs. Die Stadt mußte sein werden, ohne Schwertstreich und sofort, damit möglichst der Schein erweckt werde: Bogislav habe ihn gern und willig aufgenommen. Er erwiederte dem Trommler: der Oberst möge selber kommen, um die Ursache der Ankunft des Schwedenheeres zu vernehmen. Der Oberst beging die Thorheit, wenn es nur Thorheit war, der Ladung des fremden Königs zu folgen, und Bogislav schickte Abgeordnete mit. Der gute alte Mann glaubte durch freundliche Bitten den Schwedenkönig fern zu halten. Gustav Adolf verlangte von dem Obersten Einlaß in die Stadt, im anderen Falle werde er mit Gewalt eindringen. Die Abgeordneten erwiederten: ihr Herzog sei Reichsfürst, dem Kaiser in schuldiger Treue und Devotion ergeben, und habe bis zu diesem Tage in seiner Treue nicht gewankt. Er wolle auch ferner dabei verharren und den Namen und

[1] Chemnitz S. 58.

[2] Chemnitz a. a. O. Theatrum Europ. II. 238. cf. Arlanibaeus. Arma Suecica p. 27.

Nachruhm eines treuen gehorsamen Fürsten mit sich in die Grube nehmen. [illegible] bitte er um Abzug des Schweden.

Die Gesinnung war gut und ehrenwerth; allein durch die Aussendung des Commandanten und der Abgeordneten war der erste Schritt zur Nachgiebigkeit bereits gethan. Gustav Adolf benutzte seinen Vortheil. Es sei durchaus nicht seine Absicht, sagte er, den Gehorsam gegen die höchste Obrigkeit zu schmälern, oder dem Reiche etwas zu entziehen. Er suche neben seiner eigenen Sicherheit Gottes Ehre zu befördern, seine bedrängten Religionsverwandten und namentlich auch die Pommern vom tyrannischen Joche zu erretten. Er wolle aber lieber mit dem Herzoge selber [illegible]. Die Abgeordneten möchten den Herzog Bogislav bitten zu ihm heraus zu kommen. Die Abgeordneten gingen mit dieser Antwort zurück in die Stadt.

Unterdessen drängten sich viele Bürger hinaus und besahen sich diese Dinge. Der Schwedenkönig entwickelte vor ihnen sein leutselig-demagogisches Talent, das ihm so viel werth war, wie eine Anzahl Regimenter. Die Bürger, die von Kriegesanführern nur Erpressungen und Brutalitäten zu sehen und zu hören gewohnt waren, staunten über diesen König, der an Gestalt hochragend, in Blick und Geberden der Gebietende, dennoch freundlich mitten unter ihnen stand, redete und lachte wie sie. Aber der Herzog verzog. Es vergingen mehrere Stunden. Der König ward ungeduldig. Er versuchte in anderer Weise sein Ziel zu erreichen. Er bat die Bürger und die herzoglichen Officiere: sie möchten ihm vergönnen, daß er sich in die Stadt begäbe und mit dem Herzoge selbst rede. Er wolle bald wieder heraus kommen. So weit indessen ging das Wohlgefallen der guten Stettiner an dem fremden Könige nicht. Sie lehnten es ab. Gustav Adolf war einmal auf diesem Wege, und überbot den ersten Vorschlag, ähnlich wie drei Jahre zuvor in Preußen. „Liebe Stettiner," sagte er, „ich habe ein solches Vertrauen zu euch, daß ich glaube, ihr seid durch meine Ankunft [illegible], obwohl ihr es nicht recht bekennen dürft. Ich bin um Gottes Ehre und eurer Wohlfahrt willen gekommen. Lasset mich drum mit meinem Kriegesvolke auf eure Wälle marschiren. Es soll euch kein Soldat in der Stadt hindern, noch schaden, und selbst kein Quartier in euren Häusern nehmen, so wahr ich als ein König in Schweden geboren bin." Diese freche Zumuthung des Verraths fand noch weniger Gehör. Gustav Adolf überbot sich. Man sagte ihm, daß ein Bürgermeister unter der Menge sei. Der König Gustav Adolf ließ diesen Mann zu sich führen, reichte ihm die Hand, zog den Hut ab und blieb selber also mit abgezogenem Hute stehen, bis der Bürgermeister ihn nöthigte sich wieder zu bedecken. „Ich komme zu euch," sagte ihm der König, „als ein Freund, um euch und euren Fürsten von den Räubern zu erlösen. Ich komme nicht als ein großer Potentat, sondern als ein Soldat, um euch zu schützen. Darum haltet mich nicht auf. Denn die Neutralität, die ihr begehrt, könnt ihr nicht erlangen."

Endlich nahte in einer Sänfte der Herzog Bogislav, und der König wandte von seinem unehrenhaften Versuche bei den Bürgern und dem Bürgermeister



an den Herzog selbst. Er trat dem beklommenen alten Manne entgegen mit langer freundlicher Rede. Allerdings, sagte der Schwede zu Bogislav, dem er nicht mit so plumper Täuschung nahen konnte, wie den Bürgern, hätte zunächst sein eigenes Interesse ihn in die Waffen gebracht; doch habe daneben auch die christliche Liebe und sein Gewissen ihn dazu bewogen. Namentlich habe er es für seine Pflicht gehalten dem Herzoge von Pommern auch ohne irgend eine Bitte desselben oder seiner Unterthanen zu helfen.[1]

Es ist dieß das offenbare Zeugnis des Schwedenkönigs selbst, daß weder Bogislav, noch die Stände desselben einen Verrath an Kaiser und Reich begangen, ein Zeugnis, das unendlich gewichtiger ist, als die Anklage Wallensteins gegen dieselben.

Bei der Fluth von Worten, mit welcher der König den zagenden Herzog überschüttete, ward diesem nur immer bänger und ängstlicher zu Muthe. Er bat sich mit seinen Räthen auf eine Stunde bei Seite besprechen zu dürfen. Es geschah. Bogislav kam wieder und ersuchte den König von seinem Vorhaben abzustehen. Was konnten da noch Bitten helfen? Der König wies auf sein Heer, das dort lagerte. Er berichtete dem Herzog über die eigene Stadt desselben, die vor ihren Augen lag. Er nannte ihm die schwachen Punkte derselben, bezeichnete die Stellen, wo er ansetzen würde. Die Drohungen hatten doch nicht den gewünschten Erfolg. Gustav Adolf gab seinen Worten eine scherzhafte Wendung. Er deutete auf die Fenster des Schlosses, an welchen sich viele Frauen zeigten, und meinte lächelnd: „Vetter, jene schöne Beschützerinnen von dort würden es gegen eine Compagnie meiner dalekarlischen Fußknechte nicht drei Minuten aushalten." Der Scherz rührte den bekümmerten Herzog nicht. Er wolle dem Kaiser getreu sein, sagte er. Er bat flehend, Gustav Adolf möge ihm gestatten neutral zu sein. „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich," entgegnete der bibelfeste König. Dennoch war es ihm lieber die Stadt in Güte zu erlangen. Er schlug wieder den Weg der Betheuerungen ein. Er habe Stralsund mit Gottes Hülfe geschützt, sagte er, und große Unkosten daran gewendet. Rügen, Usedom, Wollin seien in seinen Händen. Er begehre nichts dafür, wolle nichts davon behalten. Er wolle so redlich an Pommern handeln, sagte der Schwedenkönig, daß die ganze Welt davon zeugen solle. Er wisse gewis, daß alle, denen ihr Seelenheil ein rechter Ernst sei, seine Ankunft von Herzen wünschten. Er wolle mit Gottes Hülfe in kurzer Zeit das Land von den Räubern reinigen, um es dann dem Herzoge zurückzugeben.

Die Bedrängnis für den armen Herzog Bogislav stieg. Bitten waren vergeblich geblieben: er versuchte es nun den König zu schrecken. Er versuchte es auf seltsame Art. Bogislav fragte den König, ob er auch wisse, wie groß die kaiserliche Macht sei, ob er derselben auch gewachsen wäre. Nach den verschiedenen Berechnungen hatte der Schwedenkönig nicht mehr als 15,000 Mann. Aber

[1] Chemnitz I. S. 60 ff. Man vgl. Harte, Gustav Adolf I. S. 354. Theatrum Europ. II. 238.

sollte er das diesem Herzoge sagen? „In meinen Schiffen," entgegnete der König, „habe ich 30,000 Mann mitgebracht, und 20,000 sind in Schweden bereit zur Einschiffung. Die fliegenden Corps zähle ich dabei nicht mit." Er behauptete, Gott habe ihm bereits vor dem Betreten des deutschen Bodens die Insel Rügen zum Geschenk gegeben. Bogislav sah keinen Ausweg mehr. Gustav Adolf drängte und drängte, bis endlich Bogislav halb mit, halb wider Willen auspreßte: „Nun in Gottes Namen."

So viel war gewonnen. Bedrückt schickte sich der Herzog an nach der Stadt zurückzukehren. Gustav Adolf sah es. „Vetter," sprach er, „bleibt ruhig in eurem Gemüthe und macht euch keine Bekümmernis. Ich habe das Vertrauen, die Vorsehung Gottes wird mir beistehen und meine Absichten gelingen lassen." Dann fügte er abermals einen Scherz hinzu. „Und noch eins," sagte er, „führt euch in eurem Ehestande besser auf, oder erlaubt mir euch zu ersuchen, daß ich euer Sohn und Nachfolger sein darf." Die Deutung der Worte war nicht schwer. Bogislav war kinderlos. Vermöge einer Erbverbrüderung fiel bei seinem Tode Pommern an den Kurfürsten von Brandenburg. Daher barg sich in dem Scherze des Schwedenkönigs tiefer Ernst. Eben noch hatte er betheuert, er wolle so redlich an Pommern handeln, daß die Welt davon zeugen solle. Das hinderte ihn nicht seinem Schwager von Brandenburg, dem er dergleichen nicht gelobt, das Land vorwegnehmen zu wollen. Wir werden sehen, wie er das unverfänglich einkleidete.

Indessen war er der Stadt Stettin doch noch nicht so ganz sicher. Bogislav hatte seine Einwilligung nur halb mit freiem Willen gegeben. Er konnte anderer Meinung werden, und der Augenblick war kostbar. Indem die Sänfte Bogislavs sich in Bewegung setzte, sah er sich umgeben von 200 schottischen Musketieren. Sie geleiteten als Ehrenwache den Herzog zurück, mit dem geheimen Befehle in das Thor mit einzudringen und dasselbe besetzt zu halten.[1] Also geschah es. Am Abende desselben Tages war Stettin in schwedischen Händen, und Bogislav ergab sich seufzend in das Geschick als treuer, seinem Kaiser und dem Reiche ergebener deutscher Fürst dem fremden Eroberer und Reichsfeinde die Thore geöffnet zu haben.

Noch war ihm keine Ruhe beschieden; denn Gustav Adolf that niemals eine Sache halb. Er hatte am Nachmittage des 10. dem Herzoge von Pommern versprochen: er wolle so treulich an ihm handeln, daß die ganze Welt davon zeugen solle. Als Stettin in seinen Händen war, meldete der König am 11. seinem Kanzler:[2] „Wir haben des Feindes wegen, der in der Gegend liegt, dem Herzoge, wenn er nur Besatzung einnahm, in Allem nachgeben und die Last auf uns wälzen müssen; doch vermuthen wir mit der Zeit es so stellen zu können, daß wir keinen Schaden davon haben." Diese Zeit kam sehr bald. Stettin war in den Händen des Königs; aber noch fehlte darüber Brief und

[1] Harte I. S. 355.
[2] Geijer III. 169. Nt. 2.

Siegel. Man machte sich sehr bald ans Werk. Es ward eine Urkunde des Vertrages zwischen dem Schwedenkönige und dem Herzoge von Pommern aufgesetzt. Das Bündnis ist in seiner Art ein kleines Meisterstück, die folgerechte Ausführung des Kriegsplanes, den Gustav Adolf sich mit genauer Kenntnis der deutschen Verhältnisse vorher entworfen. Jeder Wunsch, den etwa Bogislav seiner Stellung gemäß aussprechen mochte, ist in Worten berücksichtigt, in der Sache selbst ist alles nur für den Schweden. Der Bund soll nur sein zur Vertheidigung, mit nichten zu irgend welchem Angriff. Wie beruhigend war das für Bogislav! Aber es folgt der Zusatz: es sei denn daß die Erhaltung des Bündnisses dieß nothwendig erfordert. Der Bund ist nicht wider den Kaiser und das Reich. Das war abermals für Bogislav. Es folgt der Zusatz: sondern vielmehr für die Erhaltung des Reiches im alten Stande und in der alten Freiheit, und für den Religionsfrieden. Die Unbestimmtheit dieser Worte stellte abermals alles in die Hand des Schweden. Der Herzog von Pommern soll alle Städte und Plätze, welche der König bereits eingenommen, oder noch ferner einnimmt, von diesem zurückerhalten. Aber er soll solche Beamte dahin stellen, welche den Schweden bei der Vertheidigung an die Hand gehen.

Aehnlich lauteten die anderen Bedingungen, deren letztes Ziel immer der Vortheil des Schweden war. Bogislav mußte ausdrücklich versprechen sich ohne Vorwissen des Schweden mit keinem anderen in ein Bündnis einzulassen, wer es auch sei. Indessen das Alles befriedigte den Schweden noch nicht. Er wollte nicht bloß Pommern sich tributär machen zu seinem Kriege gegen Kaiser und Reich: er wollte nach Bogislavs Tode das Land selbst für sich. Es war hier die Schwierigkeit die unstreitigen Ansprüche des Schwagers von Brandenburg durch seine Kunstgriffe auf die Unendlichkeit zu vertagen. Gustav Adolf löste auch diese Aufgabe. Wenn bei dem Tode des Herzogs Bogislav, sagt der letzte Artikel des Bündnisses, der Kurfürst dieß Bündnis nicht genehmigt hat, oder wenn Streitigkeiten über die Erbfolge in Pommern entstehen: so soll der König von Schweden das Land einstweilen inne behalten, bis alle Fragen der Erbfolge vollständig erledigt, und der Erbfolger die Kriegsunkosten ohne Belastung von Pommern entrichtet, endlich auch dieß Bündnis gebührend vollzogen hat. Alles bei christlichem Glauben u. s. w.

Es gab in diesem Artikel Haken genug, welche für einen einigermaßen kräftigen Herrscher auf dem Throne von Schweden den Besitz von Pommern sicherten.

In denselben Tagen als Gustav Adolf den Pommernherzog Bogislav zu diesem Vertrage zwang, kam auch von Berlin aus, von dem Kurfürsten von Brandenburg, der mittelbar in gleicher Weise betheiligt war, wie Bogislav, nicht etwa eine Truppenmacht zur Vertheidigung der eigenen Rechte gegen den fremden Eindringling, sondern ein Gesandter mit der Bitte um Neutralität.

Der Schwedenkönig hörte [1] lächelnd die Bitte seines Schwagers, und über-

[1] Helbig, Gustav Adolf S. 12 enthält die Unterredung aus dem sächsischen Archive nach der Aufzeichnung Wilmerstorffs.

schüttete dann den Gesandten Wilmerstorff mit der Fluth seiner Reden. Sie beide waren allein. Der Schwede durfte sich gehen lassen, und er that es. Seine Worte sind ein buntes Gemisch von Hohn und Spott über die elende Schwäche des Schwagers, von heuchlerischer Betheuerung der eigenen Uneigennützigkeit, und dann wieder von blasphemischer Aufforderung zu Treubruch und Verrath an Kaiser, Reich und Nation. Es war bei der langen Fluth von Reden unvermeidlich, daß unter den Sammetworten dennoch die Wahrheit sichtbar zu Tage trat. „Gebt mir eure Festungen," sagte der Schwede: „so will ich euch vertheidigen und euer Herr mag dann verharren in seiner Thatlosigkeit, die er so sehr liebt. Was wollt ihr sonst machen? Denn das sage ich euch klar voraus: ich will von keiner Neutralität etwas wissen, noch hören. Der Kurfürst muß Freund oder Feind sein. Wenn ich an seine Grenze komme: so muß er kalt oder warm sich erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Will der Kurfürst es mit Gott halten, wohl, so trete er zu mir: will er es lieber mit dem Teufel halten, so muß er zuvor mit mir fechten, des seid gewis. Das überbringt ihm. Der Kurfürst hat ein großes Interesse an Pommern, das will ich vertheidigen, aber mit der Bedingung, wie im Buche Ruth. Der nächste Erbe dort erhält das Land unter der Bedingung, daß er die Ruth zum Weibe nehme. So muß auch der Kurfürst diese Ruth zum Weibe nehmen: er muß sich in dieser gerechten Sache mit mir verbinden. Wo nicht, so soll er das Land nimmer bekommen."

Es lag in der Natur der Sache, und der Vertrag des Schweden mit dem Pommernherzoge läßt es zur Genüge durchschimmern, daß der berechtigte Erbe Georg Wilhelm überhaupt auf keinen Fall trotz des Buches Ruth nach dem Willen des Schweden das Land Pommern bekommen sollte.

Wilmerstorff hatte noch mehr zu bitten. Georg Wilhelm wollte Vermittler sein zwischen dem Kaiser und dem Schweden: deshalb bat er dringend: Gustav Adolf möge seine Bedingungen angeben, unter denen er Frieden schließen würde. Sollte der Schwede so auf seine Wünsche verzichten? Er bog aus. Wilmerstorff betheuerte, daß der Kaiser zum Frieden geneigt sei, daß in Regensburg auf dem Collegialtage sich alles leicht würde erledigen lassen. Dieß war richtig: allein eben darum vermied der König jegliches Wort einer bestimmten Forderung, deren Annahme ihn gebunden hätte. Wilmerstorff drängte. Um so wortreicher biegt der Schwede aus. „Gott kann das deutsche Reich wohl stürzen," sagt er. „Das Werk, das ich angefangen, kann wohl in die 50 Jahre fortgesetzt werden, und aus unserer Asche wird Gott Leute dazu erwecken." Noch einmal berief sich Wilmerstorff auf das allgemeine Verderben, welches die Folge eines solchen neuen Krieges sein würde. Waren das Worte, die auf den Schweden wirken konnten?

Betrübt zog Wilmerstorff von dannen. Er hatte nichts erreicht, weder die Neutralität, noch das Aussprechen von Bedingungen, für deren Bewilligung der Friede möglich gewesen wäre. Jedes Wort dieses fremden Königs auf deutschem Boden verkündet seinen erbarmungslosen Krieg, athmet Blut und Brand und Vernichtung.

Er hat den Krieg gebracht, nicht bloß für die wenigen noch übrigen Jahre seines Daseins, sondern weit hinaus für die späteren Geschlechter. Also war es die Folge seines Thuns. Denn der Schwede Gustav Adolf hatte bei aller Meisterschaft der Berechnung, die wir auch bei dem Widerwillen gegen die moralische Beschaffenheit dieses Mannes mit Bewunderung anerkennen, dennoch in diesem Falle einen Umstand nicht mit berechnet. Sein Vertrag mit Bogislav, durch welchen er die Rechte des Schwagers von Brandenburg untergrub, beruhte am letzten Ende nur auf seiner Gewalt und Uebermacht. Diese Uebermacht wiederum beruhte mehr noch als auf dem Heere, in der Kraft der Persönlichkeit des Schweden gegenüber dem schwachen gutmüthigen Bogislav, dem schwachen zugleich und armseligen Georg Wilhelm von Brandenburg. Durfte Gustav Adolf hoffen, daß die Charaktere seiner Nachfolger immer gleich stark sein würden, wie er, diejenigen in Brandenburg so schwach, wie Georg Wilhelm? Und wenn nicht, so war der unausbleibliche, der mit Sicherheit vorher zusehende Erfolg, daß ein kräftiger Kurfürst von Brandenburg das unnatürliche Joch von sich warf, daß er die fremden Eroberer aus dem Besitze, der ihnen nicht gebührte, hinaustrieb und zurückjagte nach dem Norden, wohin sie gehörten. Also war es der Sinn von Georg Wilhelms energischem Sohne, dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm, den man den Großen genannt. Niemals, also erklärte er [1] 1646 zu Osnabrück, werde er auf Pommern verzichten, es möge gehen, wie es wolle. Friedrich Wilhelm drang damals nicht durch. Dennoch hat Gustav Adolf, indem er Pommern seinem Schwager wegnahm, obwohl die Königin Christine 1648 den Raub behielt, mittelbar für die Nachkommen seines Schwagers gewirkt. Friedrich Wilhelm erhielt 1648 nur einen Theil seines rechtmäßigen Eigenthumes, und begnügte sich für den anderen einstweilen mit dem Ersatze durch die Fürstenthümer Halberstadt, Minden und Camin. Allein er hielt darum doch die Forderung des ganzen Erbes aufrecht. Er bewies den fremden Eindringlingen sein Recht auf dieses Erbe mit dem Schwerte. Als es ihm auch da noch nicht gelang, vererbte er den Anspruch abermals seinem Hause, bis dasselbe endlich die Schwäche und den Fehler Georg Wilhelms wieder gut machte.

Ungeachtet des Vertrages konnte der Pommernherzog Bogislav nicht vergessen, in welchem Lichte er, der getreue Reichsfürst, fortan bei dem Kaiser dastehen würde. Die spätere Zeit hat oft spöttisch und höhnend sich über die Schritte eines Mannes geäußert, der fortan mit dem quälenden Bewußtsein umherging gegen Eid und Pflicht dem Feinde seines Kaisers und des Reiches nicht energischer widerstanden zu haben. Bogislav entschuldigte sich bei dem Kaiser. [2] Mit der Sophistik eines anklagenden Gewissens, das sich doch in Wahrheit nur der Schwäche und nicht des Verrathes zeihen durfte, brachte er vor: der Schwedenkönig meine es nicht so schlimm. Das eigentliche Ziel desselben, wie Bogislav es aus den Gesprächen mit Gustav Adolf erkannt zu haben glaubte,

[1] Cosmar, Schwarzenberg S. 336.

[2] Arlanibaeus, A. S. p. 36.



sei Sicherheit des Handels auf der Ostsee und Herstellung der vertriebenen Herzöge von Mecklenburg.

Gustav Adolf mochte es nicht für nöthig halten dem alten Manne allzu viel zu sagen. Es war ihm einstweilen genug, daß das deutsche Herzogthum Pommern ihm dienstbar war für seine Zwecke gegen den deutschen Kaiser und das deutsche Reich. Der Oberst Damitz mit der Besatzung von Stettin, 1200 Mann, trat in schwedische Dienste. Stettin bewilligte 50,000 Rthlr., das Land ebensoviel. Gustav Adolf erhob einen Wasserzoll. Die Befestigungen der Stadt wurden erweitert, und die Bürger bezahlten die Kosten.

Geschah das alles gern und freiwillig? Es ist eine häufige Annahme, daß die Bürger von Stettin die Schweden willkommen geheißen, sie mit Freuden begrüßt haben. Wir begnügen uns nicht damit zu sagen, daß nach dem Vorhergegangenen diese Freundlichkeit gegen den Schweden mit seinen neuen Lasten unwahrscheinlich ist, daß sie überhaupt der Natur der menschlichen Dinge widerspricht: Wir werden nachher das bestimmte und vollgültige Zeugniß vorlegen, daß die Pommern nicht freiwillig den Schweden dienstbar geworden sind. Der Verfolg der Dinge wird uns darauf führen.

Die kaiserlichen Truppen allerdings, wenn nicht der Name der Wallensteiner für diese Schaaren vorzuziehen ist, thaten was in ihren Kräften stand, um in Wahrheit für die unglücklichen Pommern die Schweden als die Befreier erscheinen zu lassen. Welchen Verlaß auch durfte man auf diese Wallensteiner legen? Seit zwölf Jahren führte man in Deutschland Krieg. Allein worin hatte dieser Krieg bestanden? Welche Kriegesereignisse von irgend welcher Bedeutung gegen den Feind hatten von Seiten dieser Wallensteiner stattgefunden? Erwägt man den ganzen Hergang der Dinge: so findet man in diesem Heere der Wallensteiner eine sehr geringe Zahl von Kriegern, die jemals einem Feinde ins Auge geblickt. Sie hatten dazu keine Gelegenheit gehabt. Ihre Thaten waren verübt gegen friedliche Bürger und Landleute. Die Kriegeserfahrung der Obersten und Officiere erstreckte sich bei Wenigen auf ihr Verhalten gegen einen Feind. Sie hatten einen solchen nicht gesehen.

Torquato Conti verfolgte die schauerlichste aller Kriegesweisen, das System bei welchem der Verdacht der Feigheit für den Urheber schwer zu vermeiden ist. Er wollte durch die völlige Verödung des Landes dem Feinde das weitere Vordringen unmöglich machen. Alles Andere, was bis dahin geschehen, ward überboten durch die Thaten an Pasewalk. Die Stadt sollte dem kaiserlichen Obersten Götz Contributionen entrichten, die über ihre Kräfte gingen. Da sie es nicht vermochte, ließ Götz durch drei Compagnien die achtzehn vornehmsten Bürger aus der Stadt holen, und nach Garz ins Lager führen. Im Anfange Septembers kamen ein paar schwedische Compagnien und besetzten den Ort, der durch eine so geringe Zahl nicht vertheidigt werden konnte. Das ward dem Götz verkundschaftet. Am 7. September sah man eine Schaar von 3000 Mann vor der Stadt. Es führt sie kein Tilly. Unverweilt läuft man Sturm. Die [illegible] [illegible]ngen ein, und es beginnt, was man mit richtigem Namen [illegible] hat.

die Schlächterei von Pasewalk. Es ist eine der entsetzlichsten Bluttthaten dieses Krieges. Als nichts zu morden und zu rauben übrig war, ließ Götz die Flammen empor lodern, gebot zu schüren, und erwiederte den bittenden Officieren: er habe sich hoch verschworen, darum müsse alles brennen bis in den Grund. [1]

Es ist zu beachten, daß der Berichterstatter, der als Bürger von Pasewalk und Augenzeuge das grausenhafte Ereignis erzählt, nichts weiß von einem Religionsfanatismus der Würger und Mörder. Sie erscheinen ihm als eingefleischte Teufel. Und freilich erwiedern sie einem Geistlichen, der sie an ihre Christenpflicht ermahnt: „Was sollten wir Christen sein? Wir sind lebendige Teufel und auch deine Teufel.“

Und abermals erfahren wir, daß nicht bloß in dem Kurfürsten Johann Georg, in dem Herzoge Bogislav von Pommern sich die Verwunderung regte über das Benehmen der Wallensteiner bei der Ueberkunft und der Landung des Schweden. Das Staunen war allgemein in der ganzen Bevölkerung des Landes. Die Stadt Pasewalk hatte keine Schuld, sagt der Bürger Coper. „Denn die Kaiserlichen haben sie, wie vorhin alle Seepforten, gutwillig verlassen, und dem Schweden Thür und Thor aufgemacht.“ [2]

Wir übergehen die einzelnen Gefechte, die für den Gang der Dinge unwichtig sind. Nicht die Kriegesbegebenheiten an sich sind das Wesentliche, sondern die Charakteristik der handelnden Personen. Im August 1630 erhielt Gustav Adolf zu Stettin die ersten Schreiben des Kaisers und der sämmtlichen Kurfürsten voll Friedenserbieten und Abmahnungen. [3] Gustav Adolf verschob die Antwort auf den October. Dann erwiederte er: die Sache sei schon zu weit ins Laken gerissen. Doch sei er nicht abgeneigt zu unterhandeln, wenn der Kaiser den Stand der Dinge vor dem Kriege von 1618 herstelle, und ihn für seine Kriegeskosten entschädige. Er protestirte hoch und feierlich keine Feindseligkeit gegen das Reich im Sinne zu haben. Mit gleichem Trotze des Soldaten, der bei jedem seiner Worte an das Schwert schlägt, schrieb er an die Kurfürsten. Es mußte endlich einleuchten, daß alle Versuche mit diesem Manne zum Frieden zu gelangen, unausführbar waren. Wir haben gesehen, welche Beschlüsse der Kaiser und die Kurfürsten darauf faßten.

Und dennoch sah es auch bei aller Gunst der Umstände, welche der Schwede in dem Mangel einer Gegenwehr bei der Landung, in der Schwäche Bogislavs und Georg Wilhelms gefunden, desungeachtet mit seiner Sache nicht so gar günstig aus. Er rückte vor nach dem Mecklenburger Lande. Vorher forderte er die Herzöge auf zu ihm zu treten. [4] Diese beriethen mit den protestantischen Kurfürsten und Ständen. Sie erhielten zur Antwort: sie möchten sich nicht verschnellen, sondern ihre Sache beim Kaiser treiben. Demgemäß

[1] Laniena Paswalcensis, das ist Missive von der zu Pasewalk in Pommern rc. 1630. Verfasser ist der Pasewalker Bürger Christian Coper.

[2] a. a. O. auf der zwölften Seite.

[3] Theatrum Europ. II. 253.

[4] Chemnitz S. 83.

entgegneten die Herzöge: sie könnten nicht in eine feindliche Verfassung gegen den Kaiser treten.

Also auch diese nicht einmal, diese Herzöge, die so schwer von dem kaiserlichen Hofe gekränkt waren? Auch diese Herzöge, die Gustav Adolf selbst vor dem Kaiser und der Welt als seine Schützlinge ausgab, wiesen zu einer Zeit, wo der sich selbst also nennende Beschützer an der Grenze ihres Landes stand, seine Hülfe zurück, um von dem obersten Richter des Reiches ihr Recht zu erwarten?

Und nicht anders war es mit den Ständen und den Bewohnern von Mecklenburg. Am 28. September erließ Gustav Adolf eine Proklamation an sie. Mit Verwunderung habe er vernommen, sprach der fremde König, wie sie wider Gottes ausdrücklichen Befehl, wider ihre Pflicht gegen ihren Fürsten und das Vaterland, besonders aber gegen die allein selige evangelische Gemeine, abgefallen und sogar in Wallensteins Dienste getreten seien. Darum fordert er die Ritter auf sich so gut wie möglich bewaffnet im schwedischen Lager einzufinden, alle Anhänger Wallensteins aber, die für ihn Commando, Namen und Titel führen, in das schwedische Lager zu bringen, oder todt zu schlagen, oder zu vertreiben. Der fremde König fordert nicht bloß: er droht, und zwar auch das wieder auf seine Weise.[1] „Wenn ihr dem nicht nachkommet, wenn ihr euer Wohlleben, eure Habe und Güter mehr respectirt und liebt, als eure Pflicht, Ehre und Seligkeit: so wollen wir euch als Meineidige, Treulose, Abtrünnige, ja ärgere Feinde und Verächter Gottes, als die Widerwärtigen selbst, mit Feuer und Schwert verfolgen und bestrafen.“

Die Mecklenburger Stände und Einwohner schwiegen. Sie thaten nicht freiwillig. Kein Mecklenburger erschien im schwedischen Lager. Sie sahen den König an für das, was er war.

Aehnlich war es mit den deutschen Städten. Wir sehen hier ab von Magdeburg, dessen ganz besondere Verhältnisse uns später zu erörtern obliegen werden. Bleiben wir zunächst an der Seeküste. Tilly hatte einige Zeit zuvor ängstlich mahnend geschrieben: er fürchte, daß in Folge des Restitutionsedictes die Seestädte einen Religionskrieg erzwingen würden.[2] Aber dem Schweden wurden die Städte bei aller Unzufriedenheit gegen das Restitutionsedict nicht geneigt. Also beweist es die Haltung von Lübeck.[3] Wallenstein hatte bei seinem Bestreben der Gründung einer Kriegsflotte es doch zu einigen Schiffen gebracht. Die Schweden jagten damals das kaiserliche Admiralschiff, den König David, in den Hafen von Travemünde. Die Lübecker besetzten es und weigerten Auslieferung an Schweden. Sie untersagten den Schweden jegliche Werbung in ihrem Gebiete und trieben die Werber hinaus. Als Gustav Adolf sich beklagte

[1] Arlanibaeus, Arma Suecica p. 67.
[2] Westenrieder VIII. 170
[3] Chemnitz S. 92.

und dieß Verfahren eine Unmenschlichkeit nannte, erwiederten die Lübecker: sie trieben nur herrenloses Gesindel und Schuldenmacher aus.

Wo überhaupt war ein Deutscher, der diesen fremden König, den Kriegesbrand, den er hochlodernd anfachte, willkommen geheißen hätte? Es entspricht nicht der menschlichen Natur dieses zu thun. Weder Vortheil, noch Ehre rief die Deutschen auf die Seite des Schweden. Und ehe man sich für berechtigt hält von der deutschen Nation so geringschätzig zu denken, daß sie schon 1630 die Gesinnung freiwillig geäußert habe, welche seit 1631 die schwedischen Kanonen ihr aufgezwungen, und welche die Nachkommen durch die Gewöhnung an den Irrthum, den Niemand aufdeckte, auch für die wahre Gesinnung ihrer Vorfahren zu halten verleitet wurden, ehe man glauben darf, daß der friedliche deutsche Bürger, der Landmann im Jahre 1630 beim Einbruche des Schwedenkönigs für diesen geschwärmt, gejauchzt und gejubelt hatte, muß das erst nicht durch traditionelle Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht angenommen, sondern durch Thatsachen bewiesen werden. Wir haben bislang noch keine Thatsache kennen gelernt, welche der Tradition günstig wäre.

Doch es gab Deutsche, welche den Schwedenkönig Gustav Adolf willkommen hießen. Da war es zuerst der Herzog Georg von Lüneburg-Celle, der erst im Dienste des Dänenkönigs gestanden, dann in denjenigen des Kaisers, im Jahr 1630 zu den Schweden übertrat, um später noch verschiedene Male die Farben zu wechseln. Nur von einer Begeisterung wolle man dabei nicht reden. Es gab ferner das unglückselige Geschlecht der Landgrafen von Hessen-Cassel, stets bereit zu Treubruch und Verrath gegen das deutsche Vaterland, wenn dafür etwas zu erlangen war, stets bereit jeglichen Krieg dieser Art, jedes Gelüste nach fremdem Eigenthume mit Bibelworten blasphemisch zu verbrämen. Der alte Moritz erschien sich wie ein zweiter Matathias,[1] und rief unablässig seine Söhne mit den Worten desselben zum Kampfe. „Es ist eine große Tyrannei und Verfolgung, heftiger Grimm und harte Strafe über uns gekommen. Darum, liebe Söhne, eifert um das Gesetz, wagt euer Leben für den Bund eurer Väter, und gedenkt, welche Thaten eure Väter zu ihrer Zeit gethan: so werdet ihr rechte Ehre und einen ewigen Namen erlangen." Es war dabei der Unterschied, daß der wirkliche Matathias seine Söhne zum Kampfe aufrief gegen den fremden Unterdrücker seines Volkes, Moritz dagegen die seinigen zum Bruche von freiwillig geschworenen Eiden gegen das rechtmäßige Oberhaupt, zur Rebellion gegen Kaiser und Reich, zum Bunde mit dem fremden Eroberer, um durch den Antheil, den dieser von der Beute schenkte, mächtig zu werden über Andere. Es war der Unterschied ferner, daß der wirkliche Matathias seine Söhne aufrief zum Kampfe gegen den Feind, der die heiligsten Güter bedrohete, Moritz dagegen seine Söhne aufforderte zum Streite, um hier ein Stück des Besitzthumes der alten Kirche, etwa die Abtei Hersfeld, und wenn es hoch kam, ein Bisthum an sich zu bringen, dort den Vetter von Darmstadt zu berauben, und den

[1] Rommel VIII. S. 6.

Unterthanen ein Glaubensbekenntnis aufzuzwingen, wie Moritz in seinem Sinne, nach seinen persönlichen Neigungen und Abneigungen es sich ausgedacht.

Moritz war ein Fanatiker, und sein Glaubenseifer trug nicht wenig zur Zerrüttung seiner Seelenkräfte in seinen späteren Jahren bei. Ob bei dem Sohne Wilhelm dieselben Motive ebenso stark wirkten, wie bei dem Vater, bezweifeln wir. Immerhin erzählte man von ihm, daß er Morgens und Abends die Bibel in verschiedenen Sprachen las.[1] Dennoch haben wir uns umzusehen, ob zu seinem Bündnisse mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf nicht auch andere Beweggründe von mehr praktischer Bedeutung wirksam waren.

In denselben Tagen als schon die Wellen der Ostsee den Schwedenkönig nach Deutschland herüber trugen, reichten die Räthe des Landgrafen Wilhelm ihm einen Bericht ein über seine Einnahme und Ausgabe.[2] Die Einnahme, sagen sie, beläuft sich höchstens auf 150,000 fl. Davon nehmen die Pensionen der Gläubiger zwei Drittel hinweg, der Landgraf Moritz 20,000, die Mutter und die Schwestern 10,000. Es kommen dazu die Gesandtschafts-, die Reichs- und Kreiskosten, so daß die Ausgaben die Einnahmen schon weit übersteigen, bevor noch ein einziger Heller für den fürstlichen Unterhalt selbst ausgelegt ist. Dessenungeachtet ist kein einziger Ausgabeposten beschränkt. Die vorigen Diener sind beibehalten, und neue dazu angenommen. Es sind viele Pferde und Hunde gekauft. Die Ausgaben für die kostbare Jägerei und Falknerei sind gestiegen. In Küche und Keller ist nichts gespart. Die Folge davon ist, daß die Gläubiger nicht bezahlt werden, nur daß der Landgraf Moritz ein weniges erlangt haben mag. Die Diener sind ohne Sold. Der fürstliche Haushalt ist verschuldet überall, und der Betrag dieser Schulden steigt jährlich um 100,000 fl. Bislang haben die Officiere des Haus- und Hofwesens noch in etwas Credit gehabt. Derselbe aber ist nunmehr aus jenen Gründen sowohl daheim, als auswärts ganz zerfallen. Die Einkünfte des nächsten Jahres sind schon im Voraus verzehrt. Dazu drängen die Gläubiger. Der Landgraf Moritz hat am Reichskammergerichte den Proceß wegen Auszahlung seiner Pension gewonnen. Andere Gläubiger haben gleichfalls Klage erhoben, auch die Mutter und die Schwestern haben sich schon an den kaiserlichen Hof gewandt, um durch diesen ihr Deputat zu erlangen. Eine Menge solcher schimpflichen Processe stehen bevor wegen Nichtzahlung oder wegen verweigerten Rechtes. Die Diener seufzen und klagen mit Weinen.

Der Landgraf Wilhelm erwog in dieser seiner Lage den Gedanken des Verzichtes auf die Regierung. Die Räthe baten ihn: er möge es nicht thun. Sie schlugen Mittel und Wege vor, durch welche sich ein geregelter, geordneter Haushalt einführen und diese Schuld von einigen Tonnen Goldes abtragen lasse. Verdrießlich entgegnete Wilhelm: es sind nicht Tonnen Goldes, es handelt sich um Millionen.

[1] Rommel a. a. O. S. 11.
[2] Zeitschrift für hessische Geschichte Bd. IV. S. 131 f.

Während er also überlegte, schlug die Nachricht von der Landung des Schweden an sein Ohr. Sie eröffnete eine andere Bahn. Unter der Fahne der Gewissensfreiheit durfte Wilhelm hoffen seine Schulden los zu werden und mehres zu erlangen. Er hatte nur zu gewinnen. Verlieren konnte er nicht mehr. Das war der Grund. Demgemäß bot er sich dem Schweden an.

Es gab dagegen noch einige Hindernisse. Der Landgraf Wilhelm selber hatte im September 1629 den Vergleich beantragt, der die streitige Erbschaftssache mit Darmstadt ganz und für immer beenden sollte. Er hatte denselben beschworen. Er hatte den Kaiser gebeten ungeachtet der Protestation des an Leib und Seele kranken Vaters Moritz aus kaiserlicher, oberrichtlicher Macht den Vergleich zu bestätigen. Wenn nun der Landgraf Wilhelm mit dem Schweden ging, so war es das Nächste, daß er diesen Vergleich mit Darmstadt, den er selbst erbeten, den er eben beschworen, nicht halten wollte. Das Hindernis schlug nicht durch. Das große Werk unter der Fahne der Gewissensfreiheit stand höher. Es ist eine merkwürdige Ironie der landgräflich hessischen Geschichtschreibung, daß sie diesem Landgrafen Wilhelm das schmückende Beiwort des Standhaften beigelegt hat. Es verhält sich mit der Standhaftigkeit [1] dieses Wilhelm in geschworenen Eiden ähnlich, wie mit der Großherzigkeit seines Vorfahren Philipp.

Aber selbst auch in Betreff der Fahne der Gewissensfreiheit hätte der eine dieser Träger gegen den anderen einen Einwand erheben dürfen. Gustav Adolf nannte das reformirte Bekenntnis eine falsche Lehre. [2] Er duldete in seinem Lande keinen Calvinisten. Wilhelm forderte, wie sein Vater Moritz, daß in seinem Lande Jedermann in reformirter Weise denke, glaube und bekenne. Auch diese Verschiedenheit der neuen Freunde erwies sich nicht als ein wesentliches Hindernis. Ein Jeder von ihnen wollte die Gewissensfreiheit nach eigener Art.

Die Einleitung war bald gemacht. Im August 1630 that Wilhelm sich mit der Stiefmutter Juliane, die eben noch über ihn bei dem Kaiser geklagt, und einem Bruder zusammen. Sie versprachen einander, wie sie es nannten, im Namen der heil. Dreieinigkeit mit Herz und Mund bei Gustav Adolf, dessen königliches Amt es sei die Ehre Gottes zu vertheidigen, um Schutz und Hülfe zu rufen.

Also geschah es. Sie schickten ihren Gesandten Wolf nach Stettin. In Hamburg traf [3] Wolf den schwedischen Obersten Falkenberg, den wir als geborenen Hessen kennen. Dieser fordert Aufstand des Hessenlandes. „Jetzt," sprach er, „wo alles zu verlieren oder zu gewinnen ist, wo man gerechte Rache nehmen und sich an den Ländern der Pfaffen erholen kann: jetzt kommt es auf einen männlichen Entschluß an" Das war dem Hessen Wolf ein bedenkliches

[1] Der Verfasser hat demselben Landgrafen Wilhelm eine Fälschung von Unterschriften nachgewiesen in der Geschichte Ostfrieslands von 1571—1751. S. 316. S. 625, mit Bezug auf Rommel: Geschichte von Hessen VIII. S. 461. Nr. 560.

[2] Pufendorf, de rebus Suecicis III. 45.

[3] Rommel VIII. 91.

Ding. Wie sollte man das Land insurgiren, dessen Bewohner sich nach Ruhe und Frieden sehnten, dessen Stände sieben Jahre zuvor unter günstigeren Umständen den alten Moritz jegliche Beisteuer gegen den Kaiser verweigert hatten? Falkenberg drängte. Wenn Hessen nicht aufstehen würde, wenn der König ohne Hülfe des Landgrafen seine Feinde von dort vertreibe: so werde der König das Hessenland behandeln, wie Pommern.

Und hier nun ist die Antwort auf die wichtige Frage, ob irgend Jemand im Lande Pommern den fremden König willkommen geheißen, ihm freiwillig für seine Kriegeszwecke gegen Kaiser und Reich die geringste Gabe, das geringste Opfer freiwillig dargebracht habe. Falkenberg gibt uns diese Antwort.

Der König, sagt Falkenberg, werde sich in Hessen, wie er in Pommern gethan, mit Gewalt Quartier machen, die Mannschaft, die sich nicht unterstelle, zerschlagen, und Schimpf und Verantwortung denen zuschieben, die ihn im Stiche ließen.

Die Worte Falkenbergs enthalten den Schlüssel zu allem Thun Gustav Adolfs auf deutschem Boden. Die öffentlichen Berichte darüber stammen in der Regel nur von Schweden und schwedisch Gesinnten. Hier erst haben wir für Pommern die unzweifelhafte Gewisheit: was die Pommern für Gustav Adolf thaten, das thaten sie gezwungen. Werden die anderen Deutschen freiwillig ihre Opfer für den Schweden bringen? Die Folgezeit wird es uns lehren.

Wenn aber keine Hoffnung war, das Hessenland selbst, den friedlichen Bürger, den ruhigen Landmann zu insurgiren: was dann konnte geschehen? Wolf erörtert auch dieß.[1] Es sei, sagte er, in Hessen ein entschlossener Waghals. Derselbe habe schon 1626 das ihm sehr ergebene Landvolk auf die Beine gebracht, den Einquartierten die Hälse gebrochen, und bei dieser Gelegenheit Wege und Stege kennen gelernt. Wolfs Vorschlag war nun, daß dieser Mann unter dem Scheine der Empörung gegen die Contribution einen Handel anfange, andere verzweifelte Kerle an sich hänge, sich unter dem Vorwande eines landgräflichen Befehles der Feste Spangenberg bemächtige, den Einquartierten das Garaus mache und sich dort behaupte. „Bei Gott," rief Falkenberg, „der Plan ist gut." Er bat den Wolf, ihm diesen Menschen nach Magdeburg zu schicken, wohin Falkenberg eben damals auf Befehl des Schwedenkönigs ging.

Wer also, fragen wir, wer sind die Deutschen des Hessenlandes, von denen sich eine Erhebung zu Gunsten des fremden Eroberers und dieses Landgrafen erwarten läßt, dem das Meer der Schulden emporschwillt über das Haupt? Sollte es an anderen Orten anders gewesen sein als in Hessen? Wir werden später sehen, ob Falkenberg jenes Menschen in Magdeburg bedurfte, ob er nicht auch dort verzweifelte Kerle finden konnte, bereitwillig, wenn nicht schlafenden Einquartierten das Garaus zu machen, doch zu Thaten von ähnlicher Art.

Wolf ging weiter zu Gustav Adolf. Der König stellte seine Forderungen so hoch wie Falkenberg. Er wünschte nicht einmal eine Insurgirung, weil

[1] Rel VIII. S. 92. Nr. 106.

er klar einsah, daß sie erdrückt werden müsse.[1] Er hält lange Reden über den guten Kaiser, wie er sagte, der doch ihn nicht in Frieden bleiben lassen wolle, über den evangelischen Glauben, der bei ihm ebenso fest sei wie bei Abraham. Dann versprach er dem Hessencasseler Landgrafen für den Fall der Eroberung: Paderborn, Höxter, Fulda und die Mainzischen und Kölnischen Enclaven. Dem Landgrafen, der so viel Geschrei gemacht hatte über die Parteilichkeit der Reichsgerichte gegen ihn, stieß bei diesen Geschenken des fremden Eroberers auch nicht der leiseste Zweifel an der Berechtigung des Schenkers auf. Ebenso haben einige Geschichtschreiber von Hessen-Cassel dieß Schenken von Ländern, an welche weder Geber noch Nehmer die leiseste Spur eines Anrechtes hatten, durchaus in der Ordnung gefunden. Damals noch verlangte der König keine Erbhuldigung an ihn. Er versprach nur noch. Er theilte die Schätze der deutschen Länder aus mit freigebiger Hand. Demgemäß meinen die Hessen bis auf den heutigen Tag: der König sei doch sehr großmüthig, voll Selbstentsagung gewesen. Hat auch jemals Großmuth und Entsagung in dem Plane eines Eroberers gelegen? Wenn die Zeit kam, wenn er im Stande war, den vorgehaltenen Köder wirklich darzubieten, so war es dann mit seiner Gegenforderung noch immer früh genug: Einstweilen genügte ihm eins. Es war die absolute Leitung des Krieges. Wir haben nach seinem Plane gesehen, daß dieses Eine für Alles hinreichte.

Aber der Eid und die Pflicht gegen den Kaiser mußte nach der menschlichen Weise zu denken und zu fühlen, doch auch einmal zur Sprache kommen? Allerdings geschah auch das. Als nämlich der Schwede dem hessischen Gesandten offen und geradezu ein Schutz- und Trutzbündnis gegen den gemeinsamen Feind vorschlug, d. h. gegen den deutschen Kaiser, begann auf einmal bei dem Gesandten sich das Gewissen zu regen. Er hatte Bedenken und Zweifel. Der Sekretär des Königs, Namens Sattler, entkräftete dieselben durch die Bemerkung, daß der Kaiser durch Verletzung des Religionsfriedens die Hessen in Verderbnis des Leibes und der Seele gestürzt und dadurch ihr Gewissen gelöst habe. Das leuchtete ein. Der Kaiser hatte freilich den Religionsfrieden in Hessen nicht verletzt. Wenn er es gethan hätte, so würden die Hessen es eher gewußt haben als der schwedische Sekretär, so hätten sie nicht von diesem die Losung des Wortes zu empfangen nöthig gehabt. Allein eine solche Erwägung war nicht im Stande, den Landgrafen Wilhelm zu hindern.

Hatte der Landgraf Wilhelm noch irgend einen anderen Grund zur Feindseligkeit gegen Kaiser und Reich?

Ein neuerer hessischer Geschichtschreiber[2] hat bemerkt, daß unter den Klagen der Fürsten zu Regensburg über den Militärdruck sich keine vom Landgrafen Wilhelm vorfinde. Er meint, der Landgraf habe eine solche absichtlich vermieden, in der Absicht nämlich, um gegen etwaige trügerische Concessionen freie Hand zu behalten. Der Geschichtschreiber, der diese Meinung vorträgt, scheint sich

[1] a. a. O. S. 93.
[2] Rommel VIII. S. 108. Nr. 132.

nicht darüber klar geworden zu sein, daß seine Vertheidigung genauer angesehen die Anklage einer sehr tückischen Arglist enthält: nämlich der Landgraf Wilhelm vermeidet den legalen Weg der Abhülfe seiner Beschwerde, um sich nicht durch die Beseitigung derselben den möglichen Vorwand zum Aufruhre abzuschneiden. Diese Anklage der Arglist ist indessen zu weit gesucht. Die Thatsache liegt anders. Es waren in Hessen-Cassel nicht Wallensteiner, sondern durchgängig Tilly'sche Truppen, und zwar ein Regiment.[1] Demnach liegt die Annahme näher, daß der Landgraf zu Regensburg im Sommer 1630 deshalb keine Klagen erhob, weil er keinen Grund dazu hatte. Er würde sich in ähnlichem Sinne haben äußern müssen, wie die Grafen von Oldenburg und Ostfriesland.

Das Bündnis zwischen dem Könige und dem Landgrafen von Hessen-Cassel war erst vorläufig abgeschlossen. Noch fürchtete dieser und arbeitete erst im Stillen. Er war der einzige regierende deutsche Fürst, der noch im Laufe des Jahres 1630 sein Vaterland an den Schweden verrieth. Die Anderen baten um Neutralität. So hatte Bogislav von Pommern gebeten, so Georg Wilhelm von Brandenburg; in gleicher Weise kamen aus dem fernen Nordwesten die Grafen von Oldenburg und Ostfriesland mit ihren Bitten. Gustav Adolf hielt ihnen entgegen, ob sie glaubten, daß der Kaiser einem Reichsfürsten Neutralität bewilligen wolle oder könne. Dennoch gewährte er die Bitte, obwohl es seinem Plane nach sein erster Grundsatz war, eine Neutralität niemals anzuerkennen. Wich er dießmal vom Principe ab? Oldenburg und Ostfriesland waren weit. Einige Worte dahin konnten nicht schaden. Daß der König sie gab, war nicht gegen sein System. Ein Anderes war es, wenn Jemand neutral hätte sein wollen im Bereiche seiner Kanonen. Ein solches Zugeständnis wäre in Wahrheit eine Abweichung vom Principe gewesen.

Achtzehnter Abschnitt.

Wenn das Handeln der deutschen Kurfürsten, der katholischen und protestantischen, den Worten entsprochen hätte, welche sie insgesammt mit dem Kaiser von Regensburg aus an den fremden Eroberer richteten, der nicht gereizt und nicht gekränkt mit einer beutelustigen Schaar aus allen Nationen Europa's das deutsche Gebiet betrat, so wäre es ein Leichtes gewesen den Eindringling wieder über die Ostsee zurückzuwerfen. Gustav Adolfs Fortschritte im Jahre 1630 waren nach Maßgabe der Umstände nicht erheblich. Er stand in Pommern: weder der Herzog, noch die Stände des Landes waren ihm zugethan. Er

[1] Bayerns auswärtige Verhältnisse Beil. S. 271. Rommel VIII. S. 101

hatten ihn nicht gerufen. Sie hatten ihn gebeten sie mit seiner Befreiung zu verschonen. Sie fügten sich widerwillig unter seine Gewalt. Die Herzöge von Mecklenburg hatten die Hülfe ihres Vetters abgelehnt, die Stände desselben Landes seinen Mahnungen und Drohungen keine Folge geleistet: Gustav Adolf stand noch allein. Die kleinen deutschen Gewalthaber von Hessen-Cassel und Sachsen-Weimar, die auf Abfall sannen von Kaiser und Reich, um in der allgemeinen Verwirrung, die der Schwede anrichten würde, ihre Nachbarn um dieß oder jenes Stück Landes zu berauben, wagten sich noch nicht hervor. Sie lauerten erst auf Erfolge des Schweden. Dieser selbst war gegen das Ende des Jahres 1630 in drückender Geldnoth. Was half es ihm kleine Erfolge über die welschen Obersten zu erringen, welche durch ihre höfischen Künste und was immer sonst, bei Wallenstein freie Willkür über Hab und Gut der Deutschen erlangt hatten? Noch hatte nicht ein eigentlich deutscher Feldherr dem Schweden gegenübergestanden.

Allein das deutsche Reich war eben nicht einig. Wenn auch nicht im offenen Zwiste, so war es doch zersplittert, doppelt und dreifach. Da war zuerst das Oberhaupt selbst, der Kaiser nicht einig mit der Liga. Sie hatten ein gewichtiges Interesse gemein: die katholische Religion und das Edict der Restitution. Sie hatten zu Regensburg den Klagen über das Edict so weit nachgegeben, daß über die Art und Weise der Ausführung eine Besprechung und Vereinbarung zuzulassen sei. Das heißt mit anderen Worten: sie hatten die Streitfrage nicht beendet, sondern vertagt. Allein wenn auch immer dieß Bestreben die katholischen Fürsten mit dem Kaiser zusammenband, so klaffte doch zwischen dem Reichsoberhaupte und dem Kurfürsten Max ein weit gähnender Spalt. Nicht bloß hatte die Liga den Kaiser zur Entlassung des Feldherrn gezwungen, auf welchen der irre geleitete, der von bestochenen Räthen umgarnte Kaiser auch damals noch große Stücke hielt. Die Liga dauerte auch nach diesem ihrem Siege fort als besonderer Bund. Die Fürsten desselben fürchteten für ihre Selbständigkeit, sie fürchteten auch so noch die Wiederaufnahme der Gedanken Wallensteins bei dem Kaiser selbst. Das einstige Vertrauen zwischen beiden Theilen während der ersten Jahre des Krieges war seit Wallensteins Auftreten unwiederbringlich dahin. Und dazu schürten Richelieus Emissäre den Zunder des Mistrauens. Der Krieg des Schweden, sagten sie, betreffe nur den Kaiser, nicht die Liga: warum wollte diese sich hineinmischen? Die Liga bestand fort, nur halb dem Kaiser zugewandt.

Dieß Fortbestehen der Liga rief in den protestantischen Reichsfürsten immer auf's neue den Wunsch eines ähnlichen Bundes hervor. Das Restitutionsedict bot die Gelegenheit. Der Kaiser hatte in Regensburg der Liga gegenüber mehr als einmal auf diese Gefahr hingedeutet. Auch die Liga selbst erkannte das.[1] Sie suchte entgegen zu treten. Wir kennen bereits ihr Verfahren. Es ist der feste Grundsatz der Fürsten der Liga mit den protestantischen Fürsten, namentlich

[1] Londorp. IV. 110.

mit Johann Georg von Kursachsen nicht zu brechen.[1] Aber sie versäumte den rechten Zeitpunkt, wo dieser Mann, der fremden Einflüssen leicht zugänglich war, hätte gewonnen werden können. Die Liga nahm in Regensburg nicht sofort die Vorschläge des Kurfürsten von Sachsen an, sondern erklärte zuerst, daß sie von dem Grundsatze des Restitutionsedictes nicht weichen werde, und fügte dann hinzu, daß sie zur Unterhandlung mit Kursachsen und Brandenburg erbötig sei. Also entschwand die günstige Gelegenheit. Die Zusammenkunft sollte im Februar 1631 zu Frankfurt a. M. geschehen. Der sächsische Gesandte sagte zu. Allein entweder ging er darin über seine Vollmacht hinaus, wie Johann Georg behauptet,[2] oder der unbeständige Mann änderte seinen Sinn. Es wird ausdrücklich berichtet, daß dieß in Folge einer Zusammenkunft mit Georg Wilhelm von Brandenburg zu Annaberg geschehen sei. Der Gedanke an eine Verbindung mit den Schweden liegt noch fern. Aber die Ankunft, die Erfolge desselben steigerten die Forderung von Concessionen, die man zu erheben hoffte.

Dennoch war Johann Georg noch nicht entschlossen. Seine Räthe erklärten, es sei besser Klöster zurück zu geben, als darum Krieg anzufangen. Sein Schwiegersohn, der Landgraf Georg von Hessen, nach dem Beispiele des Vaters Ludwig stets bereit für den Frieden und die Einigung des deutschen Vaterlandes zu wirken, ließ sich herbei selber an den gewaltigen Hoftheologen von Dresden zu schreiben. Der Landgraf bat den Hoe von Hoenegg den Schwiegervater zur Nachgiebigkeit zu bestimmen. Nicht das war Hoes Meinung. Er wirkte im andern Sinne auf den Kurfürsten. Zwar, meinte er, seien die politischen Gründe der geheimen Räthe ansehnlich und gewichtig; aber es betreffe hier das Heil von vielen Millionen Seelen. Wir sehen, wie meisterlich abermals dieser Theologe auf den Wind zu lauschen verstand. Seine Predigten, die den Wollungen Johann Georgs ein kirchliches Gepräge aufdrückten, waren wirksamer, als die Bedenken der Räthe und des Schwiegersohnes. Am 29. December 1630 erließ Johann Georg hundert und sechzig Schreiben durch das Reich an alle protestantischen Stände. Bevor man mit der Liga zu Frankfurt sich besprechen könne, müßten zuerst die Evangelischen unter einander sich friedlich unterreden. Es verstand sich wie immer, daß dieß geschehen solle zur Beförderung der Ehre Gottes, mit allen Pflichten gegen den Kaiser. Die Versammlung ward angesetzt auf den 6. Februar 1631 zu Leipzig.

Der Kaiser sah seltsamer Weise bei diesen Wollungen des Kurfürsten von Sachsen durch die Finger. Er erließ keine Gegenbefehle. Er mahnte ab; aber seine Abmahnung traf erst einige Tage vor dem Termine der Zusammenkunft in Dresden ein, und hinderte mithin dieselbe nicht. Hoffte vielleicht auch der Kaiser dadurch das Gleichgewicht herzustellen, den einen Bund zu neutralisiren durch den anderen?

[1] Der Satz zieht sich durch die ganze Correspondenz der Bundesfürsten im Domarchiv zu Osnabrück.
[2] Theatrum Europ. III. 270.

Wir sehen, wie die Interessen sich einten und sich theilten. Nicht um diejenigen der Nation handelte es sich. Diese, seit zwölf Jahren gequält, gemartert, ausgesogen, hatte keinen anderen Wunsch und keine andere Hoffnung als diejenige des Friedens. Nur von den Häuptern kann die Rede sein. Der Kaiser und die Liga hatten gemein das katholisch-conservative Interesse des Reiches. Sie waren getrennt durch die Sorge und Furcht der Reichsfürsten um ihre Selbständigkeit, durch die Hetzerei und Wühlerei des französischen Cardinals Richelieu. Die Liga und die protestantischen Reichsfürsten waren geeint durch dieses Band der Furcht und Sorge. Sie waren getrennt — wir dürfen kaum sagen, durch die Religion; denn das protestantische Grunddogma von der Rechtfertigung allein durch den Glauben kam für keinen deutschen Reichsfürsten oder das ihm erbeigenthümlich gehörende Reichsland in Frage; — sondern sie waren getrennt durch die Forderung der Rückgabe von Gütern, von Land und Besitzthum aus den Händen protestantischer Fürsten an die katholische Kirche. Der Kaiser dagegen hoffte mit der neu zu bildenden protestantischen Union das gemeinsame Interesse zu heben, daß er dadurch die Liga neutralisiren, beide Bündnisse eins durch das andere auflösen werde.

Es ist nicht also geworden. Die Früchte der deutschen Spaltung reiften damals wie immer für die Fremden. Der Cardinal Richelieu setzte seine Hebel an die Liga, der Schwedenkönig die seinigen an die protestantischen Fürsten des Reiches. Weder diese noch jene hatten die Absicht des Verrathes. Weder suchte die Liga die Franzosen, noch Johann Georg von Sachsen den Schweden; aber sie woben sich freiwillig selbst das Netz, in welches sie früher oder später sich verstricken mußten.

Es war die Absicht [1] des Cardinals Richelieu den Kaiser zu isoliren, die Liga von ihm abzuziehen, sie neutral zu machen und mit Frankreich zu verbinden, den Schwedenkönig auf den Kaiser allein zu hetzen, je nach Umständen auch die protestantischen Reichsfürsten dem Schweden ebenso zuzuführen, wie er die Liga zu Frankreich herüber zu locken bestrebt war. Richelieu wollte die Kaisermacht und das Haus Oestreich vernichten, das deutsche Reich und die Nation zerstückeln, aber die katholische Religion dort selbst auch durch das schwedische Werkzeug nicht gefährden. Denn als ein solches gedachte er den Schwedenkönig zu gebrauchen. Gustav Adolf indessen war nicht Willens sich als ein solches Werkzeug gebrauchen zu lassen. Viel besser erschien es ihm den Cardinal Richelieu als sein Werkzeug zu gebrauchen. Es kam darauf an, wer der Klügere war, wer den Anderen überlistete.

Denn der Plan Gustav Adolfs stand mit demjenigen des Cardinals Richelieu in mehr als einer Beziehung in unversöhnlichem Widerspruche. Wir erinnern uns an die Worte des Schweden: [2] das höchste und letzte Ziel aller Handlungen ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte: eine neue Verfassung unter

[1] Vgl. Hurter, französische Feindseligkeiten u. s. w. S. 35.
[2] Söltl, Religionskrieg III. S. 275.

den evangelischen Ständen und solchem Haupte. Wir sehen, katholische Stände finden in dem neuen Reiche nicht mehr eine Stelle. Was denn wollte Gustav Adolf mit den katholischen Reichsfürsten, die Richelieu an Frankreich zu binden gedachte, die Richelieu zu ködern suchte mit den Vorschlägen eines Bündnisses der Neutralität unter französischem Schutze?

Daß eine solche Neutralität sehr schwer zu erhalten sein werde, hatte der Schwede dem Franzosen zeitig angedeutet. Bei den früheren Unterhandlungen in Schweden schon hatte er sich ausgesprochen, daß sobald er in Deutschland lande, der Kurfürst von Bayern ihm das Heer der Liga in den Weg stellen werde.[1] „Ich weiß," sagte er, „daß Tilly wiederholt und öffentlich geäußert hat, er wünsche nur darum länger zu leben, um mit Schweden bis auf den Tod zu kämpfen, und in diesem Kampfe zu siegen oder zu sterben." Wir wissen nicht, ob Tilly dieß wirklich gesagt hat. Sie stimmen nicht zu seinem Charakter, der niemals den Krieg erstrebte, sondern nur den Frieden. Die Worte des Schweden scheinen uns nur die Absicht der Vorbereitung für den Cardinal zu haben, wenn etwa eintraf, was dieser nicht wünschte.

Denn im Plane Gustav Adolfs lag nicht bloß der Krieg mit dem Kaiser, sondern eben so sehr mit der Liga. Greifen wir hier, um dieses darzuthun, voraus auf die folgenden Ereignisse. Der Weg, den Gustav Adolf in Deutschland einschlug, beweist, daß seine Absicht für sich gerichtet war auf die Länder der Kirchenfürsten, daß er diese erobern wollte, um darauf für sich, wenn er die protestantischen Fürsten einstweilen noch bestehen ließ, seine Hausmacht eines neuen protestantischen Kaiserthumes zu gründen. Der Beweis liegt in der Erbhuldigung, welche Gustav Adolf erzwang, sobald er ein ehemals kirchliches Fürstenthum betrat. Es geschah zuerst in Halle an der Saale, das nach Magdeburg die zweite Stadt dieses Erzstiftes war. Eben darum, weil dieß von Anfang an seine wohl durchdachte und tief berechnete Absicht war, konnte er der Liga die Neutralität, welche Richelieu für dieselbe forderte, wohl in Worten, aber nicht in der That gewähren. Er wollte die Liga brechen, aus ihren Trümmern sein neues Haus sich erbauen.

Der Franzose Charnacé unterhandelte seit dem Jahre 1629 mit dem Schweden. Das anfängliche Angebot indessen war zu gering. Richelieu hoffte den Schweden mit drei Tonnen Goldes und dem Angebote des morgenländischen Kaiserthumes dienstwillig zu finden.[2] Das lehnte der Schwede ab. Charnacé reiste ab und kam wieder. Wir haben schon bemerkt, daß dieß zur selben Zeit geschah, als Richelieu in der Friedensunterhandlung mit dem Kaiser als ersten Punkt feststellte: der französische König wolle weder den Kaiser selbst angreifen, noch denjenigen, von welchem dieß geschehe, mit Rath, Geld, Waffen oder sonst unterstützen, sondern ihn vielmehr zur Vernunft zu bringen suchen. Also ward der Artikel in den Friedensvertrag von Chierasco aufgenommen. Zu gleicher

[1] Richelieu, Mém. VI. 403.
[2] III. 162. Nt. 3.

Zeit hetzte Charnacé den Schweden zum Kriege. Das Interesse des Schweden und Franzosen war gemeinsam: Gustav Adolf war kriegsdurstig und hatte kein Geld, Richelieu hatte Geld und wollte nicht seinen König unmittelbar sofort in den Krieg verwickeln. Der Schwede sollte vorbereiten, die Bahn brechen. In diesem Sinne gedachte man ihn als den Untergebenen zu behandeln. Der Vertrag war so gut wie fertig, als Charnacé sich weigerte in einem der beiden Exemplare den Namen des Schwedenkönigs demjenigen des Franzosen vorzusetzen. Nur auf dem Fuße der Gleichheit wollte der Schwede unterhandeln. Er brach die Sache ab. [1] Er wußte allzuwohl, daß man ihn nöthig habe, daß man ihm wiederkommen müsse. In diesem sicheren Vertrauen begann er den Krieg ohne französisches Geld.

Es war ein Wagestück, ohne Zweifel. Dennoch spekulirte Gustav Adolf ganz richtig. Er hätte wohl am liebsten auf allen französischen Beistand verzichtet, wenn er gekonnt hätte. Denn ein solcher Verzicht lieh seiner Glaubensheldenschaft einen besseren Schein. Er konnte verzichten, wenn die Aufnahme in Deutschland seinen Wünschen entsprach, wenn man ihn als Retter und Befreier begrüßte. Es geschah nicht. Er fand im Jahre 1630 in Deutschland kein Entgegenkommen irgend einer Art, keine Hülfe, als die er erzwang. In diesem Falle blieb ihm noch das andere Mittel, die Annahme der französischen Hülfe. Und allerdings war es zu Anfang des Jahres 1631 dahin gekommen, daß ohne diese französische Hülfe der Krieg wieder eingeschlafen wäre, weil Gustav Adolf nicht weiter konnte. Er hatte kein Geld mehr, und noch stand nicht so viel deutsches Land unter der Herrschaft seiner Kanonen, daß er von daher hätte dasjenige nehmen können, was er brauchte.

Es sah in Wahrheit mit den Mitteln des Schwedenkönigs täglich schlechter aus. Man ist gewohnt ihm übergroße Lobsprüche über seine Mannszucht zu machen, die Ordnung seines Heeres, die Regelmäßigkeit der Zahlung und dergleichen. Wir ziehen seinen Willen für eine gute Ordnung nicht in Zweifel. Gustav Adolf wollte nicht wie Wallenstein müßig mit seiner Mannschaft in Quartieren liegen, um reich zu werden, sondern Thaten ausführen, für welche ein geschultes, disciplinirtes Heer das erste Erfordernis war. Es mangelte nicht an Befehlen. Dazu ließ der König seine Soldaten täglich zweimal zum Gebete oder zum Anhören der Predigt heran trommeln, die Reiter heran trompeten. Von allem Kriegsvolke, lautet seine Vorschrift, [2] soll täglich des Morgens und des Abends der Gottesdienst mit Singen und mit Beten im Lager abgewartet werden. Des Feldmarschalls Trompeter gibt dazu das Zeichen. Die Trompeter aller Reiter, die Trommler der Fußknechte haben sofort darauf zu antworten.

[1] Gustav Adolf an Ludwig XIII. am 17. September 1630: Potius hanc tractationem interrumpi passi sumus quam aliquid de ea dignitate remitti, quam a Deo et majoribus nostris accepimus. Er könne nicht glauben, daß der französische König selbst ein solches Verfahren befohlen. Abschrift des Briefes in der Königlichen Bibliothek zu Hannover.

[2] Schwedisches Kriegsrecht oder Artikelsbrief. Tit. II.

Der Soldat, der nicht erscheint, soll das erste und das zweitemal von seinem [illegible] [illegible] werden, zum drittenmale Tag und Nacht im Halseisen stehen. Der Geistliche, der dann, wenn er Predigt halten soll, betrunken gefunden wird, soll das erste und das zweitemal vom Feldconsistorium einen Verweis erhalten, beim drittenmale aus dem Lager gewiesen werden. An Sonn- und Feiertagen, auch in der Woche einmal wurde im Lager gepredigt. Außerdem gebot der König zuweilen ganze Fast-, Buß- und Bettage, wie durch sein Königreich, so auch durch das Heer. Die Gebete, welche das schwedische Feldconsistorium für diese Zwecke vorschrieb, sind uns erhalten.[1] Es ist darin viel die Rede von Friede und Einigkeit, von christlichem Vertragen, vom Schutze der Witwen und Waisen, von dem ägyptischen Pharao und seiner Vermessenheit, von den Propheten und der übrigen, von Judas Maccabäus und dergleichen.

Allein die wesentliche Frage ist nicht, was solche Gebete enthielten, sondern was sie wirkten. Und da entsprach der Erfolg nicht der gewöhnlichen Ansicht, die sich in Betreff der anfänglichen Kriegszucht der Schweden — denn von der späteren gewöhnlichen Zeit ist hier nicht die Rede — mit den Vorschriften und den commandirten Gebeten zu begnügen pflegt. „Es kamen dem Könige je länger je mehr Klagen vor,[2] daß die Insolenz bei seinen Soldaten, namentlich bei den Reitern, so groß geworden, daß sie das Land mit Rauben, Plündern und allerhand Gewaltthaten ganz erfüllten, daß sie die Salvegardien ohne Scheu verletzten, Kirchen und Schulen öffentlich beraubten und nichts unterließen, was am Feinde als böse war getadelt worden." Das heißt: die Soldaten unter der Führung Gustav Adolfs, die wir im Allgemeinen mit dem Namen der Schweden bezeichnen, standen den Wallensteinern völlig gleich. Also im Februar 1631. Dabei verlautete besonders, daß viele Ausschweifungen von Offizieren verübt würden, namentlich unter dem Vorwande der Schutzwachen. Der König erließ dagegen Befehle und Verordnungen, und bewirkte dadurch, daß, wenn auch die Disciplin nicht hergestellt ward, sie doch auf eine Zeitlang so weit gestützt wurde, daß damals nicht alles bunt übereck und zu Trümmern gegangen ist.

Bei solchen Worten des officiell bestallten schwedischen Geschichtschreibers dürfte es überflüssig sein im Einzelnen die Vorwürfe und Klagen der Pommern zu vernehmen.[3]

Die Ursache zu solchen Dingen lag sicherlich nicht in dem Willen des Königs, der ja als Befreier erscheinen wollte. Er konnte nicht anders. Er mußte Nachsicht üben und geben lassen, weil er kein Geld hatte zu bezahlen. Er mußte sich sogar gegen seine eigene Person von den Soldaten Dinge gefallen lassen, die für einen König und General sehr peinlich waren.[4] Er zieht den Hut vor den Soldaten ab. Er nennt sie Brüder. Er selbst ermahnt sie wegen mangelnder

[1] Arlanibaeus, Arma Suecica p. 65 ff.

[2] Chemnitz, schwedischer Krieg S. 127 wörtlich.

[3] Man vgl. Georg Behr, ein pommersches Lebensbild von J. v. Bohlen-Bohlendorf. (Statt Handschrift gedruckt.) Stralsund 1859. Anhang I.

[4] Rommel, Geschichte von Hessen VIII. 102. Nr. 120.

Zahlung zur Geduld. Er verspricht ihnen zur Entschädigung, wenn sie sich männlich halten, gute Quartiere. Er läßt sich von ihnen duzen, und wenn es hoch kommt, Monsieur König nennen. Er hört es auch wohl an, daß es mit dem Dickkopfe und dem Schmeerbauche lauter Aufschneiderei sei. Der König wußte oder mußte den Soldaten auf solche Reden mit Lachen und Scherzen begegnen. Dann äußerten sich die Soldaten, wenn sie nur Brot und Schuhe hätten, so wollten sie einen so tapferen und siegreichen König nicht verlassen, sondern ihm getreulich dienen. — Aber wenn sie nicht Brot und Schuhe hatten, oder auf Kosten des Königs nicht erlangen konnten? Sie nahmen es und mehr dazu. Und schlimmer als das Nehmen war das nutzlose Vergeuden und Zerstören nach Söldnerart.

Die Berichte des Königs an Oxenstjerna aus jener Zeit, von seiner Landung an bis tief in das folgende Jahr, sind eine fortlaufende Reihe von Klagen über die Geldnoth. Das war die Ursache des Mangels an Zucht und Ordnung, [illegible] die Ursache jener unköniglichen Vertraulichkeit. Die monatliche Löhnung des Fußvolkes allein betrug 90000 Rthlr.[1] Woher sollte das Geld kommen? Der englische König schickte etwas Geld. Es reichte nicht. Man borgte. Man excoriirte den Credit, wie der König sagt. Man machte den Getreidehandel in Schweden zum Regal. Auch diese unerhörte Maßregel des vernichtenden Despotismus brachte nicht den gewünschten Erfolg. Von Deutschland her erhielt der Schwede nicht einen Pfennig. Die Ochlokratie in Magdeburg hob seine Fahne empor, nicht um ihm Mittel zu geben, sondern weil der Schwede ihr alles versprechen ließ, was sie nur haben wollte. Kein deutscher protestantischer Fürst vertraute sich dem Schweden an oder schickte gar ihm Geld. Sie alle wollten ihn wohl benützen als Drücker auf den Kaiser und die Liga für die eigenen Zwecke, nicht für die seinen. Weiter gingen sie damals nicht.

Gustav Adolf aber wollte mehr. Er wollte den Krieg führen, dessen günstige Aussichten für ihn sich verschieben, nicht vereiteln konnten. Es ist das Gefühl der Siegesgewißheit, welches ihn leitet. Er sprach mitten in seiner tiefsten Geldnoth im December 1630 gegen Oxenstjerna die feste Zuversicht aus:[2] „Wenn Gott uns nur über den Winter hilft, dann wird der Sommer uns leichter werden." Man sieht, an Frieden, an die Möglichkeit eines solchen, denkt der Schwede nicht.

Um jedoch den Krieg fortzuführen, bedurfte er der Mittel, welche Richelieu darbot. Er war bereit dieselben anzunehmen auch unter den Bedingungen, welche der Cardinal daran knüpfte. Also schien er in das Netz einzugehen, welches Richelieu längst gesponnen und immer fertig vorhielt. Gustav Adolf ward dadurch wenn nicht in Worten, doch in der That ein Diener der Franzosen. So wenigstens meinte es Richelieu. Anders meinte es der Schwede. Es ist merkwürdig, daß derselbe Cardinal, der durch ein solches Bündnis gerade das Gegentheil dessen that, was er eben noch dem Kaiser und dem Reiche durch

[1] Geijer III. 173.
[2] Geijer III. 174.

einen anderen Vertrag feierlich gelobt, in diesem neuen Bündnisse dem Schweden die Sicherheit garantirte, daß Gustav Adolf sein Wort halten werde wider sein eigenes Interesse. Nicht also war es die Weise Gustav Adolfs. Indem er scheinbar dem Wunsche des Cardinals genügte sich als französisches Werkzeug gegen den Kaiser gebrauchen zu lassen, dagegen die Liga und den Bestand des Katholicismus in Deutschland nicht anzutasten, war Gustav Adolf beflissen die Maschen des diplomatischen Gewebes, das ihn einschnüren sollte, durch einige Clauseln vorher so mürbe zu machen, daß es von seiner Hand abhing sie sämmtlich zu zerreißen.

Im Januar 1631 kam der französische Gesandte Charnacé nach Bärwalde [illegible].[1] Der Franzose verlangte für die Liga ausgedehnte Neutralität. Gustav Adolf bewilligte dieselbe für den Herzog von Bayern und die Liga insoweit dieselbe ein Gleiches zu thun sich erbieten. Schon das Wort Herzog für den anerkannten Kurfürsten des Reiches, die hinzugefügte Bedingung ferner machte die Haltung des Vertrages abhängig von dem Schwedenkönig, der ihn seinen Plänen gemäß weder halten konnte, noch wollte. Aber der Schwedenkönig machte noch einen anderen Zusatz, welcher ihm dieselbe Gewißheit verlieh die Neutralität mit Bayern und der Liga auch selbst dann nicht halten zu müssen, wenn diese Fürsten selber den kaum zu erwartenden Willen dazu hatten. Der Zweck des Bündnisses zwischen Schweden und Frankreich war die Vertheidigung der gemeinschaftlichen Freunde, die Sicherheit des baltischen Meeres, die Freiheit des Handels, die Schleifung der Festen an der Ost- und Nordsee, und in [illegible] die Herstellung endlich der unterdrückten Stände des Reiches. Was besagte der letzte vieldeutige Ausdruck? Sollte der Franzose Charnacé denselben eben so scharf erwogen haben, wie der Schwede? Wir bezweifeln es. Denn in diesem Falle hätte sich dem Franzosen, der für den Kurfürsten von Bayern und die Liga die Neutralität verlangte, die Frage aufdringen müssen, ob Max von Bayern jemals die Oberpfalz freiwillig wieder aufgeben werde. Der Vertrag von Bärwalde gab es in die Hand des Schweden den Kurfürsten von Bayern zum Kriege zu zwingen, auch wenn Max neutral hätte bleiben wollen.

Auch für die katholische Religion in Deutschland meinte dieser französische Cardinal zu sorgen. Wenn es dem Allmächtigen gefällt, also lautete ein Artikel des Vertrages, die Waffen des Schwedenkönigs zu segnen, so soll derselbe in allen eroberten Orten nach den Reichssatzungen verfahren, und nirgends, wo er die Ausübung der katholischen Religion antrifft, dieselbe abändern.

Wir berühren hier den Meisterzug der Politik des Schwedenkönigs. In seinem eigenen Lande Schweden hatte er seinen Kriegszug angekündigt als denjenigen der Religion. Auf gleiche Weise suchte er in Deutschland den Fanatismus zu entflammen. Für die romanischen Länder verkündete er, daß sein Krieg nichts zu thun habe mit der Religion, daß derselbe lediglich ein politischer Krieg gegen das Haus Oestreich sei.

[1] Richelieu. Mém. VI. 531.

Fast scheint es, als ließe die Annahme, daß der Cardinal Richelieu an diese seine Bedingung der Unantastbarkeit der katholischen Religion selber geglaubt, ihm ein Uebermaß von Ehrlichkeit zutrauen. Immerhin mochte Richelieu nicht wissen noch ahnen, wie Gustav Adolf mit den Ländern der geistlichen Fürsten für sich und seine Anhänger zu verfahren gedachte. Daß jedoch der Schwede das Restitutionsedict völlig umstürzen, die bereits zurückgegebenen Kirchen und Klöster wieder protestantisch umgestalten werde, war das wenigste, was die deutschen Anhänger des Schweden von einem Könige erwarten mußten, der selber sich als Glaubenshelden ankündigte, der redete, betete, predigte gleich einem lutherischen Pastor. Sollte diese Predigtweise des Königs in Schweden und in Deutschland dem französischen Cardinal völlig unbekannt geblieben sein? Wir wissen es nicht. Fast möchte man annehmen, daß Richelieu sich hier gutwillig belügen ließ, zumal da auf alle Fälle doch dieser Artikel des Vertrages über die katholische Religion dem Schweden einigen Zaum anlegte. Der Worte dieses Artikels aber zu Gunsten der katholischen Religion bedurfte Richelieu. Sie waren ihm unerläßlich.

Denn ebenso wie es dem Schweden in Deutschland darum zu thun war, seinen Eroberungskrieg mit dem wohlklingenden Namen der Religion zu umhüllen, um die unglücklichen Deutschen zu bethören, um die eine Hälfte der Nation zu hetzen gegen die andere: eben so war es ihm und Richelieu darum zu thun in Frankreich und Italien, vor allen Dingen in Rom selbst darzulegen, daß der Krieg des Schweden mit der Religion nichts zu thun habe, sondern ein Staatenkrieg gegen das Haus Oestreich sei. Richelieu übermittelte sofort Abschriften des Vertrages von Bärwalde nach Venedig und Rom.[1] Papst Urban VIII. war durch die Ereignisse der letzten Jahre feindselig gesinnt gegen die scheinbar auch in Italien überwachsende Kaisermacht. Er war weit entfernt die Unternehmungen des Schweden zu misbilligen, wenn nur der Schwede nicht einen Religionskrieg führe. Und gegen diese Besorgnis boten nun ja die Worte des Vertrages die genügende Gewähr. Urban VIII. war fortan überzeugt, daß der Krieg nicht ein Religionskrieg sei, und sprach und handelte in diesem Sinne.

Daß mit dem Könige Ludwig XIII. auch viele Franzosen damaliger Zeit der Meinung gewesen sind, der Schwedenkönig führe nur einen politischen und nicht einen Religionskrieg, geht hervor aus dem unwilligen Erstaunen der Franzosen bei den Handlungen der Schweden gegen die Katholiken, nur darum, weil diese katholisch waren. Sie fragen mit heftiger Erbitterung, ob ein solches Verfahren dem Vertrage von Bärwalde entspreche.[2] Noch mehre Jahre nachher, als doch den Kundigen unter ihnen längst die Falten der schwedischen Politik sich erschlossen haben mußten, konnten die Franzosen darein sich nicht finden. Auch da noch meinten sie: die Schweden und die protestantischen deutschen Fürsten ihrer Partei hätten kein Recht die katholischen Deutschen mehr zu mishandeln

[1] Ranke, Päpste III. 551.
[2] Beilage LXVII.

als die protestantischen. Den Schweden ihrerseits mochte die Behauptung der Franzosen eben so wenig einleuchten, da daheim bei ihnen nach den Gesetzen Gustav Adolfs das katholische Bekenntniß die Todesstrafe nach sich zog.

Bei seinem Kriege in Deutschland war jedoch Gustav Adolf eifrig bemüht in den romanischen Ländern die Meinung zu verbreiten, daß sein Krieg nicht die Religion betreffe. Für diesen Zweck beauftragte er den Genfer Professor Spanheim in französischer Sprache zu schreiben.[1] Spanheim unterzog sich dem Auftrage und schrieb das Buch: Le soldat suédois. Der erste Theil erschien 1632, wie sich von selbst versteht, nicht für die Deutschen, sondern für die Franzosen.

Die Schweden, sagt Spanheim,[2] führen aus dem Artikel des Vertrages von Bärwalde über die katholische Religion den Beweis, daß der Krieg ihres Königs nicht ein Religionskrieg, sondern ein Staatenkrieg sei, der sich stütze und rechtfertige durch politische Gründe, welche von einem katholischen Könige gebilligt werden. Denn niemals hätte sich dieser auf die Sache eingelassen, wenn er nicht einen klaren Einblick in die Plane des Schwedenkönigs gehabt, wenn er nicht erkannt hätte, daß es hier Gustav Adolf nur um einen politischen Krieg gegen den Kaiser, und nicht um einen Religionskrieg zu thun sei. Deshalb haben die Freunde des Kaisers Unrecht mit dem Vorgeben, es handle sich um die Religion, und Gustav Adolf wolle dieselbe ändern. Es ist unrecht von ihnen gegen den Schwedenkönig diese Lärmglocke zu ziehen, und in ihre Streitigkeiten andere katholische Mächte hereinziehen zu wollen, die nichts damit zu thun haben.

Also der Professor Spanheim im Auftrage des Schwedenkönigs für die romanischen und katholischen Länder. Der Satz, daß der Krieg des Schwedenkönigs nicht ein Religionskrieg, sondern ein politischer Krieg sei, ist der Grundgedanke des Buches, welches Gustav Adolf durch den Genfer Professor schreiben ließ, und kehrt unter mannigfacher Abänderung wieder. Auch in unserer Darstellung wird diese Frage des Religionskrieges noch mehr als einmal wiederkehren müssen.

Der wichtigste Grund, weshalb der Schwede diesen Vertrag von Bärwalde so entschieden zu seinen Gunsten einrichten konnte, scheint darin zu liegen, daß der Franzose Charnacé die Verschlungenheit der deutschen Verhältnisse nicht so genau kannte, wie der Schwede, und noch weniger die weit reichenden Entwürfe desselben ahnte. In einer andern Beziehung dagegen überlistete der Franzose den Schweden. Der Cardinal Richelieu sollte jährlich eine Million Livres bezahlen, und Gustav Adolf versprach dafür mit 30,000 Mann den Kaiser anzugreifen. Die Vollmacht des Cardinals für Charnacé ging auf höhere Summen, als dieser dem Schweden anbot oder zugestand. Gustav Adolf erfuhr diese Vollmacht von Frankreich her.[3] Er ließ Charnacé zu sich rufen. Er brach

[1] Bayle, dict. hist. et crit. sub voce Spanheim.
[2] Soldat suéd. I. 17.
[3] Richelieu, Mém. VI. 535 f.

in heftigen Unmuth gegen den Gesandten aus. Er drohte, wenn Charnacé nicht alles gäbe, wozu er ermächtigt sei. Es half ihm nichts. Charnacé wand sich hindurch, und Gustav Adolf mußte sich mit der einmal festgesetzten Summe begnügen. Der Vertrag ward abgeschlossen am 13/23. Januar 1631.

Damals stand der Schwedenkönig bereits länger als ein volles halbes Jahr auf deutschem Boden. Wir haben gesehen, wie die besondere Lage der Dinge in Regensburg die Absendung Tillys bis spät in den November 1630 verzögerte. Und auch dann noch sehen wir für einige Zeit zwei wesentliche Hindernisse eines sofortigen energischen Vorgehens obwalten. Das eine ist die Meinung und Hoffnung, daß es dennoch gelingen müsse, mit den Schweden zu einem Frieden zu kommen, das andere die Ansicht, daß es doch in Wahrheit nur der Kaiser sei, den Gustav Adolf suche, und nicht die Liga, oder gar die protestantischen Reichsfürsten.

Die Schritte des Kaisers und der Kurfürsten im Laufe des Jahres 1630 auch nach dem Einbruche des Schweden legen deutlich an den Tag, daß sie immer noch auf eine gütliche Ausgleichung hoffen. Die Vorwände des Schweden zum Kriege waren allzu gesucht, allzu erbärmlich, als daß man erwarten durfte, ein besonnener Mann werde darauf hin lieber einen weit aussehenden Krieg anfangen oder fortführen, als sich durch Gewährung einiger Vortheile zum Frieden bewegen lassen. Die eigenthümliche Natur des Eroberers, der den Krieg will um jeden Preis, der keine Schranke achtet, sei sie göttlich oder menschlich, lag noch nicht klar vor Augen. Selbst damals, als gegen das Ende des Jahres 1630 Tilly schon heranrückte, bot er dem Könige noch einen Stillstand auf vier Monate an, weil der Kaiser geneigt sei über den Frieden zu unterhandeln. In bestimmterer Fassung gelangten Friedensvorschläge an den König Gustav Adolf durch den Kurfürsten von Brandenburg.

Im Beginne des Jahres 1631 ließ Georg Wilhelm zugleich im Namen der anderen Kurfürsten an Gustav Adolf die Anfrage gelangen, ob nicht zwischen dem Kaiser und ihm der Friede herzustellen sei.[1] Georg Wilhelm bat den König, seine Bedingungen zu sagen. Zugleich jedoch entwickelte der Kurfürst seine an Verrath seiner selbst und des Reiches grenzende Halbheit. Um von demselben fremden Eroberer, der eben ihm Pommern vorweggenommen mit der unzweifelhaften Absicht des Behaltens, um von diesem fremden Könige, der in einen Krieg gegen den Kaiser die Mark Brandenburg unvermeidlich mit verwickeln mußte, die Neutralität zu erlangen, bot der Kurfürst dem Schwager von Schweden den Paß an bei Küstrin, wenn Gustav Adolf dafür das Versprechen leiste, Spandau, Küstrin, Peitz und Driesen nicht zu gefährden. Gustav Adolf betheuerte nach üblicher Weise, wie lieb es ihm sein würde, wenn dem Blutvergießen vieler unschuldiger Christen durch gütliche Mittel gesteuert werden möge. Aber der Feind, also lauten die Worte des Mannes, der um seine Bedingungen zur Unterhandlung befragt wurde, habe noch nicht guten Willen zur

[1] Chemnitz S. 113.

gütlichen Ausgleichung, sondern müsse erst bearbeitet werden. Den Paß bei Küstrin der dagegen nehme der König an als Anfang der Verständigung. Weiter könne er sich nicht erklären. — Schon daraus konnte der arme Georg Wilhelm erkennen, daß er so wohlfeilen Kaufes nicht davon kommen würde. Auch legte ihm Gustav Adolf dieß sofort deutlicher dar.

Denn zur selben Zeit, als der kurfürstliche Gesandte bei dem Schweden eintraf, war ein schwedischer auf dem Wege nach Berlin, um den Kurfürsten zu offenem Anschlusse an den Schweden zu bewegen. Als Preis des Abfalles von Kaiser und Reich verhieß der Schwede dem Kurfürsten nach dem Tode des Herzogs Bogislav das Herzogthum Pommern abzutreten, dasselbe Land, auf welches nach den Reichsgesetzen Niemand anders, als der Brandenburger Kurfürst Anspruch hatte, welches bei dem Fortbestande des Reiches Niemandem anders zufallen konnte und durfte als diesem Kurfürsten. Wie Bogislav von Pommern, also berief sich auch Georg Wilhelm von Brandenburg auf seinen Eid und seine Pflicht gegen Kaiser und Reich, und ferner auf sein Einverständnis mit den andern protestantischen Fürsten, von denen er sich nicht trennen dürfe. In Wahrheit war nach schwedischer Ansicht der Graf Schwarzenberg der einzige Mann in Berlin, der die Schmach eines solchen Abfalles widerrieth.[1] Um so grimmiger haßte der Schwedenkönig diesen Mann, der hier wieder, wie einst in Preußen, seine Plane durchkreuzte.

Wir sehen abermals, daß Gustav Adolf nicht den Frieden wollte, auf keine Weise, daß er eben darum nicht Bedingungen angeben wollte, damit nicht etwa der Kaiser durch das Zugeständnis derselben ihm jeden möglichen Vorwand benehme. Daß endlich, was das Wichtigste ist, Gustav Adolf selbst den Willen des Kaisers zum Frieden nicht bezweifelte, sehen wir aus seinen Briefen an Oxenstjerna und den Reichsrath in Schweden. „Der Kaiser,“[2] sagt er, „scheint zwar zum Frieden sich zu neigen, jedoch ohne andere Bedingungen, als daß wir ohne Rücksicht auf unsere eigene Sicherheit und diejenige unserer Nachbaren uns in unsere vorige Ungewißheit zurückziehen sollen.“ Die Unklarheit dieser Worte war berechnet für den schwedischen Reichsrath, und nicht minder war es die Unwahrheit derselben. Denn wie konnte Gustav Adolf von den Bedingungen des Kaisers zum Frieden reden, da er die seinigen nicht hatte sagen wollen? Er fügt indessen ausdrücklich hinzu, daß er den Frieden nicht wolle. Er verhüllt seine Plane unter die Forderung, daß ein neuer Religionsfriede aufgerichtet werden müsse, wie sich von selbst versteht, im deutschen Reiche, in welchem Gustav Adolf jegliches Recht, das er beanspruchte, erst durch die Gewalt der Waffen sich erzwingen mußte. Auch macht derselbe Mann, der zur selben Zeit den Franzosen die Sicherstellung der katholischen Religion in Deutschland versprach, dem Oxenstjerna und dem schwedischen Reichsrath gegenüber kein Hehl seiner Absicht dieß Versprechen nicht zu halten. Es gibt kein besseres Mittel

[1] Chemnitz S. 115.
[2] Geijer III. 176.

sagt er, zu einem neuen Religionsfrieden, als dem Kaiser selbst etwas näher auf den Leib zu rücken, und zugleich der Klerisei, welche auf seiner Seite ist.

Am $\frac{\text{31. December 1630}}{\text{10. Januar 1631}}$ hatte sich für Tilly bereits die Ueberzeugung erschlossen, daß alle Friedenshoffnungen nichtig seien. Er meldet [1] dem Kurfürsten von Baiern, daß der Schwede offenbar als Feind vordringe und seinen Anschlag auf Schlesien gerichtet habe. Also meinte es damals Tilly. Er selber, wie vielleicht alle Anderen, wie namentlich auch der Cardinal Richelieu und die Franzosen, hielten augenscheinlich noch fest an der Meinung, daß der Kaiser es sei, den Gustav Adolf suche. Diese Ansicht ist von wesentlichem Einflusse auf die Schritte der Liga zur Abwehr, nämlich hindernd und lähmend. Wir werden darauf zurückkommen.

Die nächste Pflicht der Abwehr lag dem kaiserlichen Heere ob, den ehemaligen Wallensteinern. Wir haben gesehen, wie im Sommer und Herbste des Jahres 1630 diese Schaaren, die so unendliches Leiden über Deutschland gebracht hatten, den billigsten Anforderungen nicht entsprachen. Was auch ließ von diesen Leuten sich erwarten? Die lange Dauer des Krieges täuscht gar leicht über das, was wirklich geschehen ist. Es mochte unter diesem Heer der ehemaligen Wallensteiner im Jahre 1630 sehr wenige geben, die jemals einem Feind gegenüber gestanden. Sie hatten dazu keine Gelegenheit gehabt. Nun erst trat der Ernst des Krieges blutigroth an sie heran. Da zerrannen sie und schmolzen hin wie Schnee im Sonnenschein.

Nachdem der Italiener Conti ruhmlos, mit den Flüchen der Pommern beladen, geflohen, erhielt Schaumburg den Befehl über die kaiserlichen Truppen in Pommern und Brandenburg. Er zog dieselben im December 1630 nach Garz und Greifenhagen zusammen, und berichtete [2] dann an Tilly, wie er das Heer gefunden, das so lange Jahre unter Wallensteins Hand und Leitung die Früchte des Schweißes und Blutes der deutschen Länder in sich gesogen. Tilly war damals, gegen das Ende des Jahres 1630, in Halberstadt.

Schaumburg findet zu Garz dem Namen nach sieben Regimenter, jedes zu 10 Fähnlein, also nominell 21,000 Mann. Es sind aber in Allem nicht 4000 gesunde Männer vorhanden, mit einem Obersten, zwei Oberstlieutenants, drei Oberstwachtmeistern. Wir wissen, wie von allen Seiten gegen Wallenstein namentlich die Klage wegen der Ueberzahl der höheren Officiere erhoben war. Wo mochten diese geblieben sein? Das noch gesunde übrige Fußvolk, sagt Schaumburg, ist also nackt, bloß, verarmt und ausgehungert, daß sie bei dem geringsten Anstoße gleich hinfallen, und sich aus Mangel an Mitteln nicht zu erretten oder wieder aufzubringen vermögen. Die Reiterei ist ziemlich stark, jedoch also abgemattet und an Pferden abgekommen, daß die meisten zu Fuß geben müssen. Dennoch darf man noch wohl 7000 Pferde zählen. Allein es

[1] Westenrieder, Beiträge VIII. 176.

[2] Der Bericht vom 21. December 1630 abschriftlich im Domcapitelarchiv in Osnabrück. Das Folgende fast wörtlich danach.

[illegible] rainirt, ver- [illegible] daß auf sieben bis acht [illegible] Mittel zum Unter- [illegible] Die [illegible] muß acht oder [illegible] in völliger Unordnung [illegible]

[illegible] „Ich [illegible] müde [illegible] Tag [illegible] Mittel zur Abhülfe der [illegible] empfindlichen sind, ebenso [illegible] häuslichen [illegible] — Und wieder bringt [illegible] Seele.

„[illegible] Sedlnnica [illegible]," [illegible] Es wäre unmöglich [illegible] daß Jemand ein [illegible] hätte hinterlassen [illegible] geht über seine Kräfte. [illegible] einen anderen Mann zu [illegible] wie er es gefunden. [illegible]

[illegible] bereits zu [illegible] endlich erlangt, [illegible] allein das Geld ist noch nicht zu [illegible] etwas hergegeben [illegible] und über den [illegible] weiß ich [illegible] zu beiziehen, [illegible] Sonnenglanzen [illegible]

[illegible] Schaumburg noch mit [illegible] Stettin [illegible] und alle Städte [illegible] Städtchen [illegible] sehr groß. An Reitern [illegible] Reitern ist ziemlich [illegible] Wie viel [illegible] nicht zu sagen; [illegible] Regiment, von denen [illegible] Die schwedische Macht liegt heute [illegible] gegen diese Stadt [illegible] Pommern [illegible] Schaumburg [illegible] und denkt auf den Entsatz [illegible]

aber das Land ist allzu öde und verheert. Er müßte allen Proviant mitnehmen, und hat in Garz kaum genug von einem Tage zum anderen.

Tilly hat gefragt, ob zu erwarten sei, daß der König von Schweden nach der Hoffnung der Magdeburger dahin Hülfe und Entsatz bringen werde. Schaumburg verneint diese Frage. In dem schwedischen Fußvolk, sagt er, wüthen auf ähnliche Weise, wie bei uns, die Pest und andere Seuchen. Es wäre möglich, daß der König mit der Reiterei dahin durchzubrechen versuchte. „Dann indessen könnten wir von beiden Seiten ihn zwischen uns nehmen und vernichten." Schaumburg glaubt nicht, daß der Schwedenkönig so unbedachtsam und kindisch handeln werde. Eher würde das geschehen können, wenn er durch die Einnahme von Colberg sich ganz gesichert hätte. Aber dieß vertheidigt sich noch. Dazu hat Wingersky, Wallensteins Statthalter in Mecklenburg, zu Wismar vier schwer bewaffnete Schiffe. Sie haben neulich sechs schwedische in die Flucht geschlagen. Vielleicht ließe sich für Colberg zu Wasser Hülfe bringen. Indem jedoch Schaumburg diese Möglichkeiten erwägt, fällt ihm dann der Zustand seines Heeres wieder schwer auf die Seele. Er versichert dem Oberfeldherrn abermals und abermals, daß das Elend, die Armuth, der Wirrwarr nicht zu beschreiben sei. Er bittet nochmals, daß Tilly einen Abgeordneten schicke, der genauer berichten könne.

Also lagen die Dinge zu Garz am $^{11}/_{21}$ December 1630. Auch der Schwede kannte diese Lage. Er zog seine Truppen zusammen. Am 23. December alten Stiles brach er mit ganzer Macht von Damm auf, eine Meile von Stettin.[1] Er zog auf Greifenhagen. Am Christabend rückte er vor die Stadt. Während der Nacht bereitete er die Batterien, und am Morgen um fünf Uhr begann statt des Geläutes der Festglocken der Donner der Geschütze des schwedischen Eroberers. Es commandirte dort ein Welscher, Fernando von Capua. Er wartete den Sturm nicht ab, sondern zog fort nach Garz. Auch Schaumburg wagte nicht mit dem zerrütteten Heere dem Schweden hier entgegen zu treten. Er versenkte die schweren Geschütze, verbrannte was sonst nicht mitzunehmen war, und marschierte mit dem Heere auf Landsberg und Frankfurt an der Oder, um dort aufs neue sich zu setzen.

Tilly empfing zu Halberstadt die flehenden Klageberichte Schaumburgs von Garz aus. Die Aussichten verdüsterten sich. Hatte Tilly bis dahin geglaubt nur das Erbtheil des Hasses der gequälten Menschen gegen den früheren Oberfeldherrn anzutreten: so ergab sich hier noch ein Anderes. Der Kaiser, die Reichsfürsten, die ganze Welt kannten bis dahin diese Armee der Wallensteiner als gewaltig, als schreckenerregend. Zwar hatte Mancher auch einen tieferen Blick hineingethan, doch nicht in dieser Weise. Statt eines geordneten Heeres sollte Tilly einen halb regellosen Haufen finden, verwildert, zuchtlos und krank. Daß er es nicht also erwartet, sehen wir aus seiner Meldung an den Kurfürsten von Bayern. Die Liga hatte zu Regensburg sich geeinigt auch drei von ihren

[1] Chemnitz S. 94.

Denn es war noch immer die Meinung, daß der Zug des Schwedenkönigs von der Neumark aus gerichtet sein werde auf die kaiserlichen Erblande, daß er südwärts vordringen werde nach Schlesien. Nicht also war es der Plan des Schweden. Er wandte sich zurück, und dann rechts ab, westwärts nach Meklenburg. Dahin mußte auch Tilly ihm folgen.

Tilly nahm den größten Theil des kaiserlichen Heeres von Frankfurt a. O. mit sich, und marschirte von da aus zuerst fast genau westwärts auf Altbrandenburg an der Havel. Er beschrieb mithin, um nach Meklenburg zu kommen, einen rechten Winkel. Der Grund dieses Umweges liegt ganz bestimmt ausgesprochen vor. Er wollte in Altbrandenburg einen Theil der alten Kerntruppen der Liga an sich ziehen, die unter Pappenheim vor Magdeburg lagen.

Von Altbrandenburg aus legt Tilly dem Kaiser die Sachlage dar.[1] Der Kriegesplan des Schweden ist ihm bereits klarer aufgegangen. Der Schwede, sagt er, hat nicht die Absicht es zu einer offenen Feldschlacht kommen zu lassen. Er will hin und her ziehen, um dadurch einen doppelten Zweck zu erreichen. Das kaiserliche Heer ist bereits abgemattet: es soll durch die Märsche hin und zurück, hierhin und dahin aufgerieben werden. Dieß ist die eine Seite des Planes, welchen der Schwede verfolgt.

Aber, könnte man fragen, mußte nicht auch der Schwedenkönig mit seinem Heere diese Märsche machen? Warum sollte da das kaiserliche Heer eher durch Märsche aufgerieben werden, als das schwedische? — Ein Blick auf die Karte zeigt dennoch, daß Tilly Recht hatte. Die Märsche für ihn und sein Heer waren länger als für den Schweden. Tilly suchte den Schweden. Er verfolgte hier wie immer den Grundzug seiner Strategik: sich auf den Feind werfen und den Krieg mit einem mächtigen Schlage enden zu wollen. Gustav Adolf vermied das. Er wich aus. Der Kreis, in dem er sich bewegte, war verhältnismäßig klein. Indem er sich von der Neumark nach Meklenburg wandte, zwang er den Gegner, der ihn aufzusuchen bestrebt war, zu dem langen Marsche von Frankfurt a. O. aus über Altbrandenburg nach Meklenburg. Tilly, der schlagen wollte, mußte gegen eine kurze Wendung des Schweden, welcher nicht schlagen wollte, jedesmal den doppelten und dreifachen Weg zurücklegen. Es lag in der Natur der Sache, daß sein Heer mehr litt als das schwedische. Dieß war die eine Seite des Planes von Gustav Adolf.

Zugleich, fährt Tilly fort, beabsichtigt der Schwede es dadurch dahin zu bringen, daß die Einwohner dieser Länder, die nun so lange schon unter dem Drucke der kaiserlichen Einquartierung seufzen, in Folge dieser Märsche zu einem allgemeinen Aufstande gereizt werden. Dieß ist allerdings zu besorgen, weil die Fürsten dieser Gegenden zur Abwehr des Feindes auch nicht das Geringste

[1] Der Bericht ist abgedruckt bei Dudik S. 28 Nr. 3. Ich habe denselben abschriftlich auch im ehemaligen Domcapitelarchiv zu Osnabrück gefunden. Mithin scheint Tilly selbst der Liga eine Abschrift geschickt zu haben

ihm, sondern [illegible] zusehen, abwartend was davon kommen werde, um im Falle eines günstigen Ausganges für den Schweden ihm[1] beizufallen. Deshalb, sagt Tilly, bedürfen wir stärkerer Macht, damit ein bedeutender Heerestheil immer [illegible] dem Schweden unter die Augen zu gehen. Diese Macht [illegible] durch Einheitlichkeit, nachdrücklichstes Zusammenwirken des Kaisers und der Liga. Tilly wiederholt diese dringende Bitte um Einigkeit; [illegible] nach vielen Seiten.

Wir werden ersehen, daß Tilly in gleicher Weise den Fürsten der Liga seine Meinung [illegible]. Der Grundton seiner Briefe, so wie derjenigen Pappenheims, der [illegible] gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig von ihm schreibt,[1] ist das Verlangen der Hülfe und des Nachschubes. In einem wesentlichen Punkte weichen [illegible] die Heerführer von einander ab. In den Berichten, welche Tilly zur Mittheilung an den Kaiser und den Kurfürsten abstattet, [illegible] einer Äußerung Tillys über die trostlose Führung, [illegible] über die Kaiserlichen gebracht. Tilly gedenkt des Conti, [illegible] Schuld war, mit keinem Worte. Es könnte [illegible], daß gerade dieser betreffende Bericht uns nicht vorläge, wenn wir [illegible], daß Tilly es dem Kaiser nicht hat sagen wollen. Die Frage ist zwischen den beiden zur Sprache gekommen. Pappenheim hat Tilly [illegible] bei dem Kaiser eine Anklage zu erheben. Tilly hat sich geweigert. Warum? [illegible] Pappenheim meldet[2] es dem Kurfürsten von Bayern. Er [illegible] der kaiserlichen Generale auf. „Dennoch," fährt er fort, „ist [illegible], daß ich sie nicht habe bewegen können Ihrer kaiserlichen Majestät den rechten Grund zu schreiben. Und doch halte ich [illegible] zum Exempel für Andere gestraft werden, [illegible] Belohnungen fordern."

[illegible] hatte vielleicht Pappenheim Recht. Allein [illegible] Schweigen offenbar noch einen anderen Beweggrund. [illegible] der Sache nach mittelbar zurück [illegible]. [illegible] seiner Höhe: sollte da noch Tilly [illegible]? Lieber schwieg er.

[illegible], daß Pappenheim Recht hatte. Denn [illegible] eine Reihe von ähnlichen [illegible]. Ein Strafgericht über diese hätte [illegible] mögen. Es geschah nicht, und die [illegible] Tilly selbst mit seinem Heere.

Wir nehmen an, daß Tilly eine Anklage nicht erhob aus Rücksicht [illegible]. Aber [illegible] das um ihn verdient, gerade damals [illegible]

[1] Pappenheim schreibt an den Kurfürsten von Bayern am 26. Februar, [illegible] am [illegible] Februar, Tilly am 25 Februar. Sämmtliche Schreiben sind sehr [illegible]. [illegible] an den Kurfürsten von Bayern zum Nachweise [illegible] Beilage LXVIII.

[2] Beilage LXIX.



um ihn verdient, als Tilly auszog um das Land Mecklenburg von den Schweden zu befreien? Wir haben diese Dinge zu erörtern. Wir haben einzugehen auf dunkele Nachtseiten der menschlichen Natur.

Tilly blieb fortdauernd mit Wallenstein in regem Briefwechsel. Er betrachtet fortdauernd Mecklenburg als das Eigenthum Wallensteins. So war es in der That; denn der Einspruch der Kurfürsten zu Regensburg war nicht weiter gediehen. Wallenstein hielt in Mecklenburg seinen Statthalter Wengersky. Tilly trug eine besondere Sorgfalt für Mecklenburg. Am 3. Februar befiehlt er dem Obersten Montecuculi zu seinem Regimente nach Mecklenburg zu reisen, wegen des Dienstes, den er dadurch dem Herzoge von Friedland erweise.[1] Schon vorher, am 9. Januar hatte Tilly an Wallenstein geschrieben: wenn nicht eilfertig Proviant herbeigeschafft werde: so sei es um die kaiserliche Armada geschehen.[2] Er wiederholt diese Bitte. Er drängt, namentlich als nun er selbst im Februar sich dahin wenden mußte gegen den Schweden. Er meldet dasselbe dem Kaiser, und wiederum der Kaiser an Wallenstein. Dieser antwortet dem Kaiser am 28. März:[3] sobald er vernommen, daß der Graf Tilly in Person sich dahin gewendet, habe er demselben nicht bloß das ganze Land anbefohlen, daß Tilly darin gebiete und verbiete, gleich als sei es sein Eigenthum, sondern auch dem Statthalter Wengersky dort die Weisung gegeben dem General Tilly mit Geschütz, Munition, Proviant und allen möglichen Dingen an die Hand zu gehen. Wallenstein legt eine Abschrift seines Briefes an Tilly bei. Der Kaiser konnte mithin beruhigt sein über den guten Willen Wallensteins.

Aber eben derselbe Wallenstein hatte längst vorher dem Wengersky dringend befohlen alles in Mecklenburg vorräthige Getreide auszuführen, zu verkaufen und das Geld dafür ihm nach Böhmen einzusenden.[4] Tilly hatte dem Wengersky im Januar aufgetragen Getreide sogar auf Borg zu nehmen, damit das Heer zu zehren habe.[5] Statt dessen verkaufte Wengersky gehorsam schon vom Beginne des Jahres 1631 an alles was da war.[6] Wengersky selbst stellt im Februar dem Wallenstein vor, daß es nöthig sei Tilly mit Proviant zu Hülfe zu kommen.[7] Wußte Wengersky nicht, warum er so zu handeln gezwungen wurde? Wallenstein wiederholt seine Befehle. Als Tilly kam, war nichts mehr da. Der redliche, nichts Arges ahnende Mann meldet selber es wiederholt an Wallenstein. Er beklagt sich heftig über Wengersky. Er verlangt, daß derselbe entlassen, daß ein Anderer an dessen Stelle gesetzt werde. Es geht ihm augenscheinlich auch nicht entfernt die Ahnung auf, daß eben derselbe Mann, bei

[1] In riguardo del servizio che ne ridonda al S. Duca di Friedland. Mittheilung des Herrn v. Hurter aus Wiener Archiven.

[2] Ebendaher.

[3] Dudik, Waldstein nach seiner Enthebung 2c. S. 27.

[4] a. a. O. S. 35 ff.

[5] a. a. O. S. 40 Nr. 1.

[6] a. a. O. S. 42. Nr. 1.

[7] a. a. O. S. 45.

hauptsächlichen Vertreter des feilen Söldnerthumes. Fassen wir in kurzen Zügen die Laufbahn dieses Mannes zusammen.

Er trat zuerst 1613 in die Dienste des Schweden Gustav Adolf und brachte es bald bis zum Obersten.[1] Im Jahre 1621 finden wir ihn in den Diensten des Königs Siegmund von Polen, dessen Krieg mit Gustav Adolf nur unterbrochen, nie beendet wurde. Dann lockte ihn die Werbefahne Wallensteins. Er ward 1627 die rechte Hand desselben in dem Tückespiel gegen die Herzöge von Mecklenburg. Er belagerte dann 1628 auf Befehl Wallensteins und aus eigener Habgier die Stadt Stralsund, und entwickelte vor den Bürgern derselben die Verlogenheit seines Charakters. Dieß Thun uud Treiben hinderte ihn nicht eine lange Reihe erbaulicher Betrachtungen zu schreiben, die im Drucke zu einer starken Hauspostille hinreichen würden.[2] Wir haben gesehen, wie Arnim mit Wallenstein durch diese ungerechte Belagerung dem Schweden den Weg nach Deutschland bahnte. Im Jahre 1629 führte Arnim widerwillig das Wallensteinische Hülfsheer für Polen gegen die Schweden. Er verlangte auf diesem Zuge seinen Abschied. Wallenstein gewährte denselben. Er meldete dem Arnim, daß derselbe keinen besseren Freund habe als ihn,[3] versicherte aber den Collalto, daß die Widerhaarigkeit und die Anmaßung dieses Menschen endlich seine Geduld erschöpft habe.[4] Längere Zeit war der Verkehr lau. Aber die Beiden paßten zu einander. Sie fanden sich wieder. Arnim, der von 1625 bis 1628 als Oberst, und bis 1629 als Feldmarschall nicht umsonst in kaiserlichen Diensten gestanden, erhob 1631 an den Kaiser eine Forderung von 264,050 Gulden rückständigen Soldes.[5] Wallenstein befürwortete diese Forderung.

In derselben Zeit war Arnim an einer anderen Stelle dienstfertig für Wallenstein. Durch seine Hände ging der Briefwechsel Wallensteins mit Gustav Adolf.[6] Bereits im November 1630 hat Arnim von Schweden her das Alphabet erhalten, durch welches er correspondiren solle. Mithin ist diese Correspondenz zwischen dem Schwedenkönige und Wallenstein eine geheime, um die nur Arnim weiß. Sie ist ferner eine wichtige; denn beide geben die nöthigen Befehle, daß die Briefe durch bereitstehende Couriere befördert werden bei Tag und bei Nacht.[7]

Es dürfte die Frage sein, was Wallenstein in geheimer und wichtiger Correspondenz mit dem Schwedenkönige damals anders verhandeln konnte, als Verrath an Kaiser und Reich. Wir haben dieß noch deutlicher zu erfahren. In derselben Zeit, als Wallenstein von dem Kaiser huldreiche Briefe voll Vertrauens erhielt, stand er nicht bloß mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf, sondern zugleich auch mit dem anderen Todfeinde des Kaisers und des Friedens der

[1] Förster, Wallensteins Briefe III. Anhang S. 110.
[2] a. a. O. S. 114.
[3] a. a. O. S. 117.
[4] Chlumecky, Regesten S. 161. Nr. CCXLII.
[5] Förster, Wallensteins Briefe II. S. 167.
[6] Dudik, Waldstein nach seiner Enthebung u. s. w. S. 13.
[7] a. a. O. S 15.

gütlichen Ausgleichung, sondern müsse erst bearbeitet werden. Den Paß bei Küstrin her dagegen nehme der König an als Anfang der Verständigung. Weiter könne er sich nicht erklären. — Schon daraus konnte der arme Georg Wilhelm erkennen, daß er so wohlfeilen Kaufes nicht davon kommen würde. Auch legte ihm Gustav Adolf dieß sofort deutlicher dar.

Denn zur selben Zeit, als der kurfürstliche Gesandte bei dem Schweden eintraf, war ein schwedischer auf dem Wege nach Berlin, um den Kurfürsten zu offenem Anschlusse an den Schweden zu bewegen. Als Preis des Abfalles von Kaiser und Reich verhieß der Schwede dem Kurfürsten nach dem Tode des Herzogs Bogislav das Herzogthum Pommern abzutreten, dasselbe Land, auf welches nach den Reichsgesetzen Niemand anders, als der Brandenburger Kurfürst Anspruch hatte, welches bei dem Fortbestande des Reiches Niemandem anders zufallen konnte und durfte als diesem Kurfürsten. Wie Bogislav von Pommern, also berief sich auch Georg Wilhelm von Brandenburg auf seinen Eid und seine Pflicht gegen Kaiser und Reich, und ferner auf sein Einverständnis mit den andern protestantischen Fürsten, von denen er sich nicht trennen dürfe. In Wahrheit war nach schwedischer Ansicht der Graf Schwarzenberg der einzige Mann in Berlin, der die Schmach eines solchen Abfalles widerrieth.[1] Um so grimmiger haßte der Schwedenkönig diesen Mann, der hier wieder, wie einst in Preußen, seine Plane durchkreuzte.

Wir sehen abermals, daß Gustav Adolf nicht den Frieden wollte, auf keine Weise, daß er eben darum nicht Bedingungen angeben wollte, damit nicht etwa der Kaiser durch das Zugeständnis derselben ihm jeden möglichen Vorwand benehme. Daß endlich, was das Wichtigste ist, Gustav Adolf selbst den Willen des Kaisers zum Frieden nicht bezweifelte, sehen wir aus seinen Briefen an Oxenstjerna und den Reichsrath in Schweden. „Der Kaiser,“[2] sagt er, „scheint zwar zum Frieden sich zu neigen, jedoch ohne andere Bedingungen, als daß wir ohne Rücksicht auf unsere eigene Sicherheit und diejenige unserer Nachbaren uns in unsere vorige Ungewißheit zurückziehen sollen.“ Die Unklarheit dieser Worte war berechnet für den schwedischen Reichsrath, und nicht minder war es die Unwahrheit derselben. Denn wie konnte Gustav Adolf von den Bedingungen des Kaisers zum Frieden reden, da er die seinigen nicht hatte sagen wollen? Er fügt indessen ausdrücklich hinzu, daß er den Frieden nicht wolle. Er verhüllt seine Plane unter die Forderung, daß ein neuer Religionsfriede aufgerichtet werden müsse, wie sich von selbst versteht, im deutschen Reiche, in welchem Gustav Adolf jegliches Recht, das er beanspruchte, erst durch die Gewalt der Waffen sich erzwingen mußte. Auch macht derselbe Mann, der zur selben Zeit den Franzosen die Sicherstellung der katholischen Religion in Deutschland versprach, dem Oxenstjerna und dem schwedischen Reichsrath gegenüber kein Hehl aus seiner Absicht dieß Versprechen nicht zu halten. Es gibt kein besseres Mittel

[1] Chemnitz S. 115.
[2] Geijer III. 176.

sagt er, zu einem neuen Religionsfrieden, als dem Kaiser selbst etwas näher auf den Leib zu rücken, und zugleich der Klerisei, welche auf seiner Seite ist.

Am $\frac{\text{31. December 1630}}{\text{10. Januar 1631}}$ hatte sich für Tilly bereits die Ueberzeugung erschlossen, daß alle Friedenshoffnungen nichtig seien. Er meldet [1] dem Kurfürsten von Baiern, daß der Schwede offenbar als Feind vordringe und seinen Anschlag auf Schlesien gerichtet habe. Also meinte es damals Tilly. Er selber, wie vielleicht alle Anderen, wie namentlich auch der Cardinal Richelieu und die Franzosen, hielten augenscheinlich noch fest an der Meinung, daß der Kaiser es sei, den Gustav Adolf suche. Diese Ansicht ist von wesentlichem Einflusse auf die Schritte der Liga zur Abwehr, nämlich hindernd und lähmend. Wir werden darauf zurückkommen.

Die nächste Pflicht der Abwehr lag dem kaiserlichen Heere ob, den ehemaligen Wallensteinern. Wir haben gesehen, wie im Sommer und Herbste des Jahres 1630 diese Schaaren, die so unendliches Leiden über Deutschland gebracht hatten, den billigsten Anforderungen nicht entsprachen. Was auch ließ von diesen Leuten sich erwarten? Die lange Dauer des Krieges täuscht gar leicht über das, was wirklich geschehen ist. Es mochte unter diesem Heer der ehemaligen Wallensteiner im Jahre 1630 sehr wenige geben, die jemals einem Feind gegenüber gestanden. Sie hatten dazu keine Gelegenheit gehabt. Nun erst trat der Ernst des Krieges blutigroth an sie heran. Da zerrannen sie und schmolzen hin wie Schnee im Sonnenschein.

Nachdem der Italiener Conti ruhmlos, mit den Flüchen der Pommern beladen, geflohen, erhielt Schaumburg den Befehl über die kaiserlichen Truppen in Pommern und Brandenburg. Er zog dieselben im December 1630 nach Garz und Greifenhagen zusammen, und berichtete [2] dann an Tilly, wie er das Heer gefunden, das so lange Jahre unter Wallensteins Hand und Leitung die Früchte des Schweißes und Blutes der deutschen Länder in sich gesogen. Tilly war damals, gegen das Ende des Jahres 1630, in Halberstadt.

Schaumburg findet zu Garz dem Namen nach sieben Regimenter, jedes zu 10 Fähnlein, also nominell 21,000 Mann. Es sind aber in Allem nicht 4000 gesunde Männer vorhanden, mit einem Obersten, zwei Oberstlieutenants, drei Oberstwachtmeistern. Wir wissen, wie von allen Seiten gegen Wallenstein namentlich die Klage wegen der Ueberzahl der höheren Officiere erhoben war. Wo mochten diese geblieben sein? Das noch gesunde übrige Fußvolk, sagt Schaumburg, ist also nackt, bloß, verarmt und ausgehungert, daß sie bei dem geringsten Anstoße gleich hinfallen, und sich aus Mangel an Mitteln nicht zu erretten oder wieder aufzubringen vermögen. Die Reiterei ist ziemlich stark, jedoch also abgemattet und an Pferden abgekommen, daß die meisten zu Fuß gehen müssen. Dennoch darf man noch wohl 7000 Pferde zählen. Allein es

[1] Westenrieder, Beiträge VIII. 176.

[2] Der Bericht vom 21. December 1630 abschriftlich im Domcapitelarchiv in Osnabrück. Das Folgende fast wörtlich danach.

[illegible] Im Lande ringsum ist alles so erbärmlich ruinirt, ver- [illegible], [illegible], [illegible] im Geringsten nicht angebaut, daß auf sieben bis acht Meilen [illegible] keine lebendige Seele, geschweige denn Mittel zum Unterhalt für Menschen und Pferde zu finden sind. Die Fourage muß acht oder neun Meilen weit her geholt werden. Dabei ist alles in völliger Unordnung und [illegible].

Schaumburg ist darüber sehr betrübt. „Ich sinne und mühe mich Tag und Nacht ab mit allem Fleiße; dennoch kann ich keine Mittel zur Abhülfe der unzähligen Excesse, welche durch die Gemeinheit hier eingeschlichen sind, erdenken noch ersinnen. Ich habe durch verschiedene Couriere dem kaiserlichen Hofe Nachricht gegeben, jedoch bislang eine Antwort nicht erhalten." — Und wieder drängt sich ihm [illegible] die [illegible] Lage [illegible] vor die Seele.

„Es ist [illegible] mit [illegible] bei diesen Soldaten beschaffen," ruft er aus, „als ich es meine Tage niemals gesehen. Es wäre unmöglich [illegible] zu [illegible]. Ich hätte niemals geglaubt, daß Jemand eine [illegible] in solchem [illegible] Stande und erbärmlichen Wesen hätte hinterlassen können, als ich es hier vor Augen sehe." Der Bericht geht über seine Kräfte. Er traut sich denselben nicht zu. Er bittet Tilly einen anderen Mann zu schicken, der alles [illegible] und genauen Bericht erstatte, wie er es gefunden. [illegible] noch ihm seine Würde [illegible].

„Der Unterhalt besteht nur in Brod, das indessen bereits zu mangeln beginnt. Ich habe mit vielfältigem langem Bitten in Wien endlich erlangt, daß man mir 20,000 Thaler schicken will; allein das Geld ist noch nicht zur Stelle. Ich habe bei meiner Ankunft aus dem Meinigen etwas hergegeben, damit nur die armen Knechte noch einige Tage sich erhalten und über den Hunger hinweg kommen. Wenn das Vorhandene verzehrt ist, so weiß ich weiter kein Mittel. Wenn nicht bald Hülfe kommt, so ist zu besorgen, daß diejenigen, welche bis dahin nicht sterben oder verderben, alle hinweglaufen, oder auch etwas Aergeres anrichten. Denn zu dem Hunger ist nun auch noch die grimmige Kälte gekommen."

Die Gefahr von den Schweden scheint damals für Schaumburg noch nicht sehr drohend gewesen zu sein. Er berichtet, der Schwede habe Stettin und Stargard sehr stark befestigt, habe ganz Hinterpommern inne, und alle Städte belegt bis auf Colberg. In Brandenburg hat er nur das Städtchen und die Comthurei Schivelbein besetzt. Seine Macht ist nicht so sehr groß. An Reiterei mag er 3000 Pferde zählen. Die eigentlich schwedische Reiterei ist ziemlich schlecht, und nicht so stark, wie die, welche aus Preußen kommt. Wie viel Fußvolk er an Schweden und Finnen habe, ist mit Sicherheit nicht zu sagen; doch zählt man unter ihm zehn deutsche Regimenter, von denen drei aus Preußen gekommen sind, zwei neu geworben. Die schwedische Macht liegt hauptsächlich zwischen Stargard und Colberg, und ist namentlich gegen diese Stadt gerichtet, durch welche der Paß zwischen Preußen und Pommern gesichert sein [illegible]rde. Colberg hält sich gut. Schaumburg sinnt und denkt auf den Entsatz.

aber das Land ist allzu öde und verheert. Er müßte allen Proviant mitnehmen, und hat in Garz kaum genug von einem Tage zum anderen.

Tilly hat gefragt, ob zu erwarten sei, daß der König von Schweden nach der Hoffnung der Magdeburger dahin Hülfe und Entsatz bringen werde. Schaumburg verneint diese Frage. In dem schwedischen Fußvolk, sagt er, wüthen auf ähnliche Weise, wie bei uns, die Pest und andere Seuchen. Es wäre möglich, daß der König mit der Reiterei dahin durchzubrechen versuchte. „Dann indessen könnten wir von beiden Seiten ihn zwischen uns nehmen und vernichten." Schaumburg glaubt nicht, daß der Schwedenkönig so unbedachtsam und kindisch handeln werde. Eher würde das geschehen können, wenn er durch die Einnahme von Colberg sich ganz gesichert hätte. Aber dieß vertheidigt sich noch. Dazu hat Wingersky, Wallensteins Statthalter in Mecklenburg, zu Wismar vier schwer bewaffnete Schiffe. Sie haben neulich sechs schwedische in die Flucht geschlagen. Vielleicht ließe sich für Colberg zu Wasser Hülfe bringen. Indem jedoch Schaumburg diese Möglichkeiten erwägt, fällt ihm dann der Zustand seines Heeres wieder schwer auf die Seele. Er versichert dem Oberfeldherrn abermals und abermals, daß das Elend, die Armuth, der Wirrwarr nicht zu beschreiben sei. Er bittet nochmals, daß Tilly einen Abgeordneten schicke, der genauer berichten könne.

Also lagen die Dinge zu Garz am 11/21 December 1630. Auch der Schwede kannte diese Lage. Er zog seine Truppen zusammen. Am 23. December alten Stiles brach er mit ganzer Macht von Damm auf, eine Meile von Stettin.[1] Er zog auf Greifenhagen. Am Christabend rückte er vor die Stadt. Während der Nacht bereitete er die Batterien, und am Morgen um fünf Uhr begann statt des Geläutes der Festglocken der Donner der Geschütze des schwedischen Eroberers. Es commandirte dort ein Welscher, Fernando von Capua. Er wartete den Sturm nicht ab, sondern zog fort nach Garz. Auch Schaumburg wagte nicht mit dem zerrütteten Heere dem Schweden hier entgegen zu treten. Er versenkte die schweren Geschütze, verbrannte was sonst nicht mitzunehmen war, und marschierte mit dem Heere auf Landsberg und Frankfurt an der Oder, um dort aufs neue sich zu setzen.

Tilly empfing zu Halberstadt die flehenden Klageberichte Schaumburgs von Garz aus. Die Aussichten verdüsterten sich. Hatte Tilly bis dahin geglaubt nur das Erbtheil des Hasses der gequälten Menschen gegen den früheren Oberfeldherrn anzutreten: so ergab sich hier noch ein Anderes. Der Kaiser, die Reichsfürsten, die ganze Welt kannten bis dahin diese Armee der Wallensteiner als gewaltig, als schreckenerregend. Zwar hatte Mancher auch einen tieferen Blick hineingethan, doch nicht in dieser Weise. Statt eines geordneten Heeres sollte Tilly einen halb regellosen Haufen finden, verwildert, zuchtlos und krank. Daß er es nicht also erwartet, sehen wir aus seiner Meldung an den Kurfürsten von Bayern. Die Liga hatte zu Regensburg sich geeinigt auch drei von ihren

[1] Chemnitz S. 94.

Regimentern zu Fuß und sechshundert Reiter zu entlassen. Es waren die Regimenter, die in Oldenburg und Ostfriesland lagen, dazu das Blankhartische. Die Gelder für die Abdankung waren bewilligt. Tilly bat nun dringend nicht abzudanken. Er legt zur Begründung den Bericht von Schaumburg bei. Er hat andere Bitten. Die Liga soll den Unterhalt ihrer Reiterei auf die Casse nehmen, und die Contributionen aus den Quartieren, welche diese inne hat, den kaiserlichen Truppen verabfolgen lassen. Denn sonst haben diese nichts zu leben.[1]

Unterdessen hat Schaumburg sich nach Frankfurt zurückgezogen. Von dort aus berichtet er aufs neue am 13. Januar.[2] Die Mannschaft zu Roß und Fuß ist in raschem Abnehmen. Der Marsch von Garz nach Frankfurt unter Hunger und harter Kälte hat sie um die Hälfte verringert. Schaumburg hat noch achtzig Cornet Reiter, aber es sind höchstens 4000 Mann. An Fußgängern nur noch 4—5000 gesunde Männer. Der Oberst Cratz in Landsberg an der Warthe verlangt Hülfe: aber es fehlt an allem, was er fordert. Er fragt, was er thun solle in dem ringsumher ausgeödeten Lande. „Mir ist von Grunde meiner Seelen leid," klagt der gedrückte Mann, „und bekümmert mich bis in den Tod, daß dieses Unglück durch und über mich ausgeht. Denn ich habe doch, weiß es Gott, nicht die geringste Schuld daran. Ich bitte E. E. um nichts mehr als daß eine Commission niedergesetzt werde, welche diesen jammervollen Zustand der Armee, über den ein Stein sich erbarmen möchte, besichtige und die Ursachen untersuche. Weder Soldat, noch Officier hat Lust, Liebe noch Muth etwas zu thun. Sie sind zu allen Dingen verdrossen und unwillig. Meine Kraft allein reicht nicht aus. Aber ich setze mein Vertrauen auf E. E. Wenn Sie bei diesem Wesen einige Schuld an mir erfinden: so will ich es gern mit Leib und Leben bezahlen. Wenn ich aber unschuldig erfunden werde: so werden E. E. mich in Ihren Schutz nehmen, damit ich, wenn das Unglück über mich hereinbricht, nicht um die wenige Ehre komme, die ich in langer Zeit erlangt. Jetzt erst liegt es am Tage, warum keiner diesen Befehl hat übernehmen wollen, und, um die Wahrheit zu sagen, wenn ich nicht in kaiserlichen Diensten stehend dazu fast gezwungen wäre, hätte auch ich dieser Ehre wohl überhoben bleiben mögen." Aber nochmals bittet er dringend um Untersuchung.

Tilly schickte nicht eine Commission: er kam selbst. Am 9. Januar 1631 ist er noch in Halberstadt,[3] am 16. in Treuenbrietzen, einige Tage später in Frankfurt. Er brachte das mit, worauf zunächst es ankam, nämlich Geld.[4] Mit Erstaunen erzählte man es sich, daß das kaiserliche Heer einmal wieder Sold bekommen habe. Tilly verweilte zu Frankfurt bis gegen Ende Januar

[1] Tillys Bericht vom 2. Januar 1631 im Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[2] Der Bericht eben dort. Der Auszug im Theatrum Europ. II. 264 ist fehlerhaft.

[3] Dudik. Waldstein von seiner Enthebung u. s. w. S. 34. Nr. 1.

[4] Adlzreitter III. 237.

Denn es war noch immer die Meinung, daß der Zug des Schwedenkönigs von der Neumark aus gerichtet sein werde auf die kaiserlichen Erblande, daß er südwärts vordringen werde nach Schlesien. Nicht also war es der Plan des Schweden. Er wandte sich zurück, und dann rechts ab, westwärts nach Mecklenburg. Dahin mußte auch Tilly ihm folgen.

Tilly nahm den größten Theil des kaiserlichen Heeres von Frankfurt a. O. mit sich, und marschirte von da aus zuerst fast genau westwärts auf Altbrandenburg an der Havel. Er beschrieb mithin, um nach Mecklenburg zu kommen, einen rechten Winkel. Der Grund dieses Umweges liegt ganz bestimmt ausgesprochen vor. Er wollte in Altbrandenburg einen Theil der alten Kerntruppen der Liga an sich ziehen, die unter Pappenheim vor Magdeburg lagen.

Von Altbrandenburg aus legt Tilly dem Kaiser die Sachlage dar.[1] Der Kriegesplan des Schweden ist ihm bereits klarer aufgegangen. Der Schwede, sagt er, hat nicht die Absicht es zu einer offenen Feldschlacht kommen zu lassen. Er will hin und her ziehen, um dadurch einen doppelten Zweck zu erreichen. Das kaiserliche Heer ist bereits abgemattet: es soll durch die Märsche hin und zurück, hierhin und dahin aufgerieben werden. Dieß ist die eine Seite des Planes, welchen der Schwede verfolgt.

Aber, könnte man fragen, mußte nicht auch der Schwedenkönig mit seinem Heere diese Märsche machen? Warum sollte da das kaiserliche Heer eher durch Märsche aufgerieben werden, als das schwedische? — Ein Blick auf die Karte zeigt dennoch, daß Tilly Recht hatte. Die Märsche für ihn und sein Heer waren länger als für den Schweden. Tilly suchte den Schweden. Er verfolgte hier wie immer den Grundzug seiner Strategik: sich auf den Feind werfen und den Krieg mit einem mächtigen Schlage enden zu wollen. Gustav Adolf vermied das. Er wich aus. Der Kreis, in dem er sich bewegte, war verhältnismäßig klein. Indem er sich von der Neumark nach Mecklenburg wandte, zwang er den Gegner, der ihn aufzusuchen bestrebt war, zu dem langen Marsche von Frankfurt a. O. aus über Altbrandenburg nach Mecklenburg. Tilly, der schlagen wollte, mußte gegen eine kurze Wendung des Schweden, welcher nicht schlagen wollte, jedesmal den doppelten und dreifachen Weg zurücklegen. Es lag in der Natur der Sache, daß sein Heer mehr litt als das schwedische. Dieß war die eine Seite des Planes von Gustav Adolf.

Zugleich, fährt Tilly fort, beabsichtigt der Schwede es dadurch dahin zu bringen, daß die Einwohner dieser Länder, die nun so lange schon unter dem Drucke der kaiserlichen Einquartierung seufzen, in Folge dieser Märsche zu einem allgemeinen Aufstande gereizt werden. Dieß ist allerdings zu besorgen, weil die Fürsten dieser Gegenden zur Abwehr des Feindes auch nicht das Geringste

[1] Der Bericht ist abgedruckt bei Dudik S. 28 Nr. 3. Ich habe denselben abschriftlich auch im ehemaligen Domcapitelarchiv zu Osnabrück gefunden. Mithin scheint Tilly selbst der Liga eine Abschrift geschickt zu haben



thun, sondern thatlos dastehen, abwartend was davon kommen werde, um im Falle eines günstigen Ausganges für den Schweden ihm[1] beizufallen. Deshalb, sagt Tilly, bedürfen wir stärkerer Macht, damit ein bedeutender Heerestheil immer bereit stehe dem Schweden unter die Augen zu gehen. Diese Macht läßt sich herbeischaffen durch einheitliches, nachdrückliches Zusammenwirken des Kaisers und der Liga. Tilly wiederholt diese dringende Bitte um Einigkeit; denn man müsse gerüstet sein nach vielen Seiten.

Wir werden ersehen, daß Tilly in gleicher Weise den Fürsten der Liga seine Meinung darthut. Der Grundton seiner Briefe, so wie derjenigen Pappenheims, der von dort aus gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig von ihm schreibt,[1] ist das Bedürfnis der Hülfe und des Nachschubes. In einem wesentlichen Punkte indessen wichen die Heerführer von einander ab. In den Berichten, welche Tilly von Altbrandenburg aus dem Kaiser und den Kurfürsten abstattet, suchen wir vergeblich nach einer Aeußerung Tillys über die trostlose Führung, die so viel Unheil über die Kaiserlichen gebracht. Tilly gedenkt des Conti, und wer immer sonst an dem Jammer Schuld war, mit keinem Worte. Es könnte Zufall sein, daß gerade dieser betreffende Bericht uns nicht vorläge, wenn wir nicht von Pappenheim wüßten, daß Tilly es dem Kaiser nicht hat sagen wollen. Die Frage ist zwischen den beiden zur Sprache gekommen. Pappenheim hat Tilly aufgefordert bei dem Kaiser eine Anklage zu erheben. Tilly hat sich geweigert. Warum? Pappenheim meldet[2] es dem Kurfürsten von Bayern. Er zählt die Fehler der kaiserlichen Generale auf. „Dennoch," fährt er fort, „ist Seine Excellenz so fromm und gut, daß ich sie nicht habe bewegen können Ihrer kaiserlichen Majestät den rechten Grund zu schreiben. Und doch halte ich es für so nöthig, daß dieselben zum Exempel für Andere gestraft werden, während sie jetzt vielleicht in Wien hohe Belohnungen fordern."

Vom militärischen Standpunkte aus hatte vielleicht Pappenheim Recht. Allein Tilly hatte zu seinem Schweigen offenbar noch einen anderen Beweggrund. Jede Anklage dieser Art fiel der Natur der Sache nach mittelbar zurück auf Wallenstein. Dieser war gestürzt von seiner Höhe: sollte da noch Tilly ihn anklagen oder nur anzuklagen scheinen? Lieber schwieg er.

Und doch wiederholen wir, daß Pappenheim Recht hatte. Denn noch saßen in den Besatzungen vieler festen Plätze eine Reihe von ähnlichen Welschen, wie Conti, wie Fernando von Capua. Ein Strafgericht über diese hätte eine heilsame Wirkung auf jene üben mögen. Es geschah nicht, und die Folgen dieses Unterbleibens trafen Tilly selbst mit seinem Heere.

Wir nehmen an, daß Tilly eine Anklage nicht erhob aus Rücksicht für Wallenstein. Aber hatte Wallenstein das um ihn verdient, gerade damals bei

[1] Pappenheim schreibt an den Kurfürsten von Bayern am 26. Februar, dann wieder am 27. Februar, Tilly am 28. Februar. Sämmtliche Schreiben sind sehr ausführlich. Dasjenige an den Kurfürsten von Bayern zum Nachweise vieles des hier Gesagten ist Beilage LXVIII.

[2] Beilage LXIX.





um ihn verdient, als Tilly auszog um das Land Mecklenburg von den Schweden zu befreien? Wir haben diese Dinge zu erörtern. Wir haben einzugehen auf dunkele Nachtseiten der menschlichen Natur.

Tilly blieb fortdauernd mit Wallenstein in regem Briefwechsel. Er betrachtet fortdauernd Mecklenburg als das Eigenthum Wallensteins. So war es in der That; denn der Einspruch der Kurfürsten zu Regensburg war nicht weiter gediehen. Wallenstein hielt in Mecklenburg seinen Statthalter Wengersky. Tilly trug eine besondere Sorgfalt für Mecklenburg. Am 3. Februar befiehlt er dem Obersten Montecuculi zu seinem Regimente nach Mecklenburg zu reisen, wegen des Dienstes, den er dadurch dem Herzoge von Friedland erweise.[1] Schon vorher, am 9. Januar hatte Tilly an Wallenstein geschrieben: wenn nicht eilfertig Proviant herbeigeschafft werde: so sei es um die kaiserliche Armada geschehen.[2] Er wiederholt diese Bitte. Er drängt, namentlich als nun er selbst im Februar sich dahin wenden mußte gegen den Schweden. Er meldet dasselbe dem Kaiser, und wiederum der Kaiser an Wallenstein. Dieser antwortet dem Kaiser am 28. März:[3] sobald er vernommen, daß der Graf Tilly in Person sich dahin gewendet, habe er demselben nicht bloß das ganze Land anbefohlen, daß Tilly darin gebiete und verbiete, gleich als sei es sein Eigenthum, sondern auch dem Statthalter Wengersky dort die Weisung gegeben dem General Tilly mit Geschütz, Munition, Proviant und allen möglichen Dingen an die Hand zu gehen. Wallenstein legt eine Abschrift seines Briefes an Tilly bei. Der Kaiser konnte mithin beruhigt sein über den guten Willen Wallensteins.

Aber eben derselbe Wallenstein hatte längst vorher dem Wengersky dringend befohlen alles in Mecklenburg vorräthige Getreide auszuführen, zu verkaufen und das Geld dafür ihm nach Böhmen einzusenden.[4] Tilly hatte dem Wengersky im Januar aufgetragen Getreide sogar auf Borg zu nehmen, damit das Heer zu zehren habe.[5] Statt dessen verkaufte Wengersky gehorsam schon vom Beginne des Jahres 1631 an alles was da war.[6] Wengersky selbst stellt im Februar dem Wallenstein vor, daß es nöthig sei Tilly mit Proviant zu Hülfe zu kommen.[7] Wußte Wengersky nicht, warum er so zu handeln gezwungen wurde? Wallenstein wiederholt seine Befehle. Als Tilly kam, war nichts mehr da. Der redliche, nichts Arges ahnende Mann meldet selber es wiederholt an Wallenstein. Er beklagt sich heftig über Wengersky. Er verlangt, daß derselbe entlassen, daß ein Anderer an dessen Stelle gesetzt werde. Es geht ihm augenscheinlich auch nicht entfernt die Ahnung auf, daß eben derselbe Mann, bei

[1] In riguardo del servizio che ne ridonda al S. Duca di Friedland. Mittheilung des Herrn v. Hurter aus Wiener Archiven.

[2] Ebendaher.

[3] Dudik, Waldstein nach seiner Enthebung rc. S. 27.

[4] a. a. O. S. 35 ff.

[5] a. a. O. S. 40 Nr. 1.

[6] a. a. O. S. 42. Nr. 1.

[7] a. a. O. S. 45.

welchem er Klage führt; arglistig tückisch die Ursache dieser Klagen ist, daß [illegible] nur als das Werkzeug Wallensteins gehandelt hat. Der Plan Wallensteins ist offenbar dem Heere die Lebensmittel zu entziehen, damit Tilly keine Erfolge erringe. Und dann wieder schreibt Wallenstein an Tilly: er hoffe, [illegible] Feldherrntalent werde alle Schwierigkeiten überwinden.[1] Es dürfte schwer sein nachweisen zu wollen, wie im Einzelnen dieß Verfahren Wallensteins wirkte; doch kann [illegible] mit Sicherheit angenommen werden, daß Colberg nur darum verloren ging.[2]

War diese Absicht Wallensteins zunächst gegen Tilly gerichtet, so verfolgte er gleichzeitig noch andere Gedanken und Pläne.

Gemäß der Forderung der Kurfürsten zu Regensburg hatte der Kaiser den allmächtigen Mann entlassen. Ferdinand II. hatte es nicht gern gethan; denn sein Vertrauen zu dem Talente des Heerführers, dessen Anmaßung und Härte der Kaiser ja noch nie gebilligt hatte, blieb unerschüttert. Auch blieben im Rathe des Kaisers, obwohl Collalto bald starb, die alten Verbündeten Wallensteins: der Fürst Eggenberg, der Vicekanzler Werdenberg, der Kriegsrath Questenberg, die seit langen Jahren jeglichem Begehren Wallensteins das Wort redeten. Der Kaiser betrachtete Wallenstein nicht eigentlich als entlassen. Er blieb fortdauernd mit ihm in Briefwechsel. Er verlangte Gutachten von Wallenstein über die Bestallung des Fürsten von Pfalzburg als Feldmarschall, und erinnerte dabei daran, daß Wallenstein versprochen in zweifelhaften Fällen mit Rath und Gutachten ihm zur Hand zu geben.[3] Die Forderung solcher Gutachten kehrt häufig wieder. Im Januar 1631 soll Wallenstein seine Meinung aussprechen über einen Operationsplan für Tilly nach dem Falle von Garz und Greifenhagen.[4] Wallenstein hebt dabei hervor, daß das Kriegsvolk Noth leide, daß es deshalb entlaufe, seiner Befehlshaber nicht achte. Und weiter fordert der Kaiser von Wallenstein ein Gutachten über einen Bericht Tillys.[5] Die Aufschrift der Briefe des Kaisers an Wallenstein lautet im Februar 1631 wie vor der Entlassung: Unserem General-Obristen Feldhauptmann.

Wir sehen: der Kaiser hat Vertrauen zu Wallenstein, ein recht großes Vertrauen, sowohl in sein Wollen als in sein Können. Hatte auch Wallenstein seinerseits Vertrauen zu dem Kaiser? —

Wir müssen daran erinnern, daß Wallensteins Freunde auf dem Tage zu Regensburg als Grund gegen Wallensteins Entlassung geltend machten: er werde sich rächen. Wallenstein scheint einen solchen Plan bei sich sehr bald entwickelt, sehr bald die ersten Schritte in dieser Absicht gethan zu haben. Er gebrauchte dazu den von Stralsund her wohl bekannten Hans Georg von Arnim, einen der

[1] a. a. O.
[2] a. a. O.
[3] a. a. O.
[4] a. a. O. S. [illegible]
[5] a. a. O. S. [illegible]

hauptsächlichen Vertreter des feilen Söldnerthumes. Fassen wir in kurzen Zügen die Laufbahn dieses Mannes zusammen.

Er trat zuerst 1613 in die Dienste des Schweden Gustav Adolf und brachte es bald bis zum Obersten.[1] Im Jahre 1621 finden wir ihn in den Diensten des Königs Siegmund von Polen, dessen Krieg mit Gustav Adolf nur unterbrochen, nie beendet wurde. Dann lockte ihn die Werbefahne Wallensteins. Er ward 1627 die rechte Hand desselben in dem Tückespiel gegen die Herzöge von Mecklenburg. Er belagerte dann 1628 auf Befehl Wallensteins und aus eigener Habgier die Stadt Stralsund, und entwickelte vor den Bürgern derselben die Verlogenheit seines Charakters. Dieß Thun uud Treiben hinderte ihn nicht eine lange Reihe erbaulicher Betrachtungen zu schreiben, die im Drucke zu einer starken Hauspostille hinreichen würden.[2] Wir haben gesehen, wie Arnim mit Wallenstein durch diese ungerechte Belagerung dem Schweden den Weg nach Deutschland bahnte. Im Jahre 1629 führte Arnim widerwillig das Wallensteinische Hilfsheer für Polen gegen die Schweden. Er verlangte auf diesem Zuge seinen Abschied. Wallenstein gewährte denselben. Er meldete dem Arnim, daß derselbe keinen besseren Freund habe als ihn;[3] versicherte aber dem Collalto, daß die Widerhaarigkeit und die Anmaßung dieses Menschen endlich seine Geduld erschöpft habe.[4] Längere Zeit war der Verkehr lau. Aber die Beiden paßten zu einander. Sie fanden sich wieder. Arnim, der von 1625 bis 1628 als Oberst, und bis 1629 als Feldmarschall nicht umsonst in kaiserlichen Diensten gestanden, erhob 1631 an den Kaiser eine Forderung von 264,050 Gulden rückständigen Soldes.[5] Wallenstein befürwortete diese Forderung.

In derselben Zeit war Arnim an einer anderen Stelle dienstfertig für Wallenstein. Durch seine Hände ging der Briefwechsel Wallensteins mit Gustav Adolf.[6] Bereits im November 1630 hat Arnim von Schweden her das Alphabet erhalten, durch welches er correspondiren solle. Mithin ist diese Correspondenz zwischen dem Schwedenkönige und Wallenstein eine geheime, um die nur Arnim weiß. Sie ist ferner eine wichtige; denn beide geben die nöthigen Befehle, daß die Briefe durch bereitstehende Couriere befördert werden bei Tag und bei Nacht.[7]

Es dürfte die Frage sein, was Wallenstein in geheimer und wichtiger Correspondenz mit dem Schwedenkönige damals anders verhandeln konnte, als Verrath an Kaiser und Reich. Wir haben dieß noch deutlicher zu erfahren. In derselben Zeit, als Wallenstein von dem Kaiser huldreiche Briefe voll Vertrauens erhielt, stand er nicht bloß mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf, sondern zugleich auch mit dem anderen Todfeinde des Kaisers und des Friedens der

[1] Förster, Wallensteins Briefe III. Anhang S. 110.
[2] a. a. O. S. 114.
[3] a. a. O. S. 117.
[4] Chlumecky, Regesten S. 161. Nr. CCXLII.
[5] Förster, Wallensteins Briefe II. S. 167.
[6] Dudik, Waldstein nach seiner Enthebung u. s. w. S. 13.
[7] a. a. O. S 15.

solchen gefährlichen und schädlichen Planen von irgend Jemandem, wer auch immer und unter welcher Einwirkung es auch sei, jemals verleiten lassen sollten. Allein weil diese Dinge von großem Nachdruck sind, weil sie Ew. Gnaden fürstliche Person, Glimpf und Reputation betreffen: so habe ich aus treuherzigem Gemüthe nicht umhin können sie Ew. Fürstl. Gnaden mitzutheilen, damit Sie Kenntnis davon haben. Dadurch werden Sie im Stande sein, wenn dem Kaiser oder den Kurfürsten demnächst etwas davon vorkommen sollte, zeitig zu begegnen und alle unbillige Gedanken, die daraus erwachsen möchten, gebührend abzuschneiden. Ich lebe der guten Zuversicht, Ew. Fürstl. Gnaden werden dieß von mir, der ich es aufrichtig und von Herzen meine, in Gnaden vermerken und wohl aufnehmen.

Datum Alt-Brandenburg, den 21. Februar 1631."

Wallenstein erwiedert aus Gitschin am 14. März 1631. Wo er sonst eigenhändig schreibt, spricht er von sich im Singular. Ebenso auch that es der Kaiser Ferdinand. An Tilly schreibt Wallenstein eigenhändig im Plural. Auch solche Züge, so klein sie sein mögen, sind zur Charakteristik des Mannes von Bedeutung.

„Wir haben Ew. Excellenz Schreiben vom 21. des verwichenen Monats Februar recht empfangen und dasselbe mit den eingeschlossenen französischen Zeitungen, für deren Mittheilung wir uns freundlich bedanken, gar wohl verstanden. Wir verhalten Ew. Excellenz zur Antwort darauf nicht, wie es zuerst uns gar nicht Wunder nimmt, daß dergleichen unwahre Nachrichten verbreitet werden, zumal da es jederzeit so der Brauch der Welt gewesen ist. Ferner erklären wir, daß kein Abgesandter von Schweden bei uns gewesen ist; denn sonst würde derselbe vielleicht eine andere Kette von uns zum Geschenke erhalten haben, als die angeregten Zeitungen melden. Noch weniger finden wir uns von dem Kaiser beleidigt, daß wir deswegen zu dergleichen Extremitäten hätten schreiten sollen. Zumal auch da ohnedieß der Ort hier nicht danach beschaffen ist, daß man dergleichen Händel darin anfangen könnte. Derselbe ist nicht allein offen und wir sind ganz waffenlos darin, als auch liegt derselbe mitten in den kaiserlichen Ländern. Deshalb lassen sich solche Zeitungen zwar wohl anhören, aber mit Lachen beantworten." Tilly glaubte aus sich nicht an die Wahrheit dieser Nachricht; deshalb ist es möglich, daß diese Erwiederung Wallensteins ihn befriedigt und beruhigt habe. Wallenstein schrieb in gleicher Weise sofort an den Kriegsrath Questenberg und den Obersten St. Julian, die beide seiner Partei angehörten. Er theilt ihnen das Actenstück mit, das Tilly ihm übersandt hat, und was er diesem geantwortet. Er meint, es seien gar zu alberne Possen, besonders von Generalen. Wenn man lose Händel anfangen wolle: so sei der angegebene Weg dazu untauglich. Er wiederholt, daß er vom Kaiser im Geringsten nicht beleidigt sei. Gott möge ihn behüten, daß ihm so etwas in die Gedanken kommen sollte. Er erinnert daran, daß das Gerücht von anderen Orten herrührt, und daß man es Tilly zugeschickt. „Denn," also fügt er in spanischer Sprache hinzu, „ein Schuft meint, daß alle Menschen von gleicher Art sind wie er."



artete auf den Anderen. Vom oberländischen Theile des
an von Bayern Director war, erfolgten auf das Treiben
ur rechten Zeit; über den rheinischen Theil, wo Anselm
Director war, führte Tilly beständige Klage. Die Summen
g für die reichen Prälaten gering, und doch blieben sie aus.
nt. Er hatte immer und immer geklagt über diese Säumig-
r dann endlich zum Ziele gekommen. Sollte es auch nicht
gehen? Man war ja im Jahre 1630 schon einmal dahin
seine Klagen lästig fand. Warum auch sollte man so über-
n. Der Kaiser ja war es, den Gustav Adolf suchte, nicht

rchschaute solche Gedanken. Mindestens wöchentlich eilte ein
chen und Mainz, und der Inhalt der Botschaft war und
tsache immer derselbe: gebt Geld. Auch den Gedanken, der
i diesem oder jenem seiner Kriegsherren keimen mochte, daß
die Contributionen der besetzten Länder zu erhöhen habe, um
aben, ließ Tilly nicht aufkommen. Gustav Adolf immerhin
Pommern tributpflichtig machen für seinen Eroberungskrieg,
etwa mögliche Zumuthung eines ähnlichen Verfahrens gegen
tschen ab, bevor eine solche ihm gemacht werden konnte.[1] Er
us, daß es unmöglich sei mehr Geld aus den Quartieren zu
r nicht das über sich nehmen wolle. Seine Kriegsherren sollten
ben aus ihren noch kriegsfreien Ländern. Tilly redet schärfer
cher als je zuvor. Er verwahrt sich hoch und theuer gegen jede
keit. „Sollte man mir wider alle meine feste Hoffnung die so oft
nicht widerfahren lassen: so lebe ich doch der gewissen Zuversicht,
mir über mein vielfältiges, mein treues, mein unterthäniges Bitten
der Verantwortung nicht beimessen." Er ruft den Kurfürsten Max
zum Zeugen und Fürsprecher an, und der Kurfürst schickt die sämmt-
ben in Abschrift an die Mitglieder des Bundes.[2] In Wahrheit,
n Falle des unglücklichen Ausganges Niemandem Vorwürfe zu machen
ft.

nnt ja Tilly das deutsche Verfahren in solchen Fällen, das Berathen,
hten, das Knausern an den Summen. Darum warnt und mahnt
efahr, die Noth, die Armuth wächst nicht nur täglich, sondern viel-
ich und augenblicklich für beide Heere. Darum ist mit Hin- und
en, mit Vermahnen, Flehen, mit Vertrösten, und noch viel weniger
eibung von Zusammenkünften und Rathschlagen der Sache nicht
dern es muß schleunigst und durch die That geholfen werden. Wenn

ge LXX.
Schreiben Tillys aus diesen Tagen finden sich sämmtlich im Archive des
Domcapitels in Osnabrück, mithin wahrscheinlich auch in allen anderen
maliger geistlicher Fürsten.

Wir sehen, Wallenstein betheuert hier dreimal an einem Tage, daß er vom Kaiser im Geringsten nicht beleidigt sei. Wir wissen nach den vorher angegebenen Zeugnissen; daß er dieses log, daß er in Wahrheit sich für beleidigt hielt. Auch glaubte Questenberg es selbst nicht anders, und sprach dieß einige Wochen später ohne vielen Rückhalt gegen Wallenstein selber aus.[1] Allein sein Brief an Questenberg mit jener Versicherung hatte ein anderes Ziel. Questenberg sollte denselben dem Kaiser vortragen. Also geschah es. Questenberg durfte um so weniger damit säumen, da dasselbe Gerücht über Wallenstein bereits vorher in Wien sich geregt hatte.[2] Auch muß es Questenberg bei dem Kaiser gelungen sein; denn die günstige Meinung des Kaisers über Wallenstein war im steten Wachsen. Es bedarf nicht des Nachweises, daß diese Ansicht des Kaisers über den Mann, der ihn zu verrathen suchte, nicht ein Vortheil war für den Anderen, der dem Kaiser und der Sache des Reiches treu ergeben war bis in den Tod.

Es dürfte noch die Frage sein, wie das Benehmen Tillys in dieser Sache auf Wallenstein gewirkt. Das Datum des Briefes von Tilly über die französische Nachricht ist vom 21. Februar. Die nachdrücklichste Klage des Feldherrn über Wallensteins Statthalter in Mecklenburg, den Wengersky, daß aller Vorrath an Getreide und sonstigen Dingen inzwischen sich gänzlich verloren habe, ist vom 15. April, also zwei Monate später.[3] Tilly klagt den Wengersky bei Wallenstein deshalb des bösen Willens an. Er bedauert, daß er nun nicht im Stande sei Wallensteins Besitzthum dort so zu vertheidigen, wie er gewollt hätte.

Sie haben beide sich hier gekennzeichnet, ein Jeder auf seine Art.

Wir haben gesehen, daß es im Heere des Schwedenkönigs nicht so bestellt war, wie man gemeinhin annimmt. Wir haben gesehen, daß er, um die Worte des Chemnitz zu gebrauchen, mit Mühe so viel erreichte, daß nicht alles bunt übereck und zu Trümmern ging. Wir haben ferner den trostlosen Zustand der ehemaligen Wallensteiner erfahren. Stand es denn so viel besser um das Heer der Liga? Verfügen wir uns wieder nach Altbrandenburg in den letzten Tagen des Februars 1631.

Es waren bis dahin von der Liga erst etwa 6000 Mann im Felde, deren Mehrzahl unter Pappenheim vor Magdeburg lag. Noch erfolgte der Sold regelmäßig. Allein auch Tilly fürchtete, daß es bald nicht mehr geschehen könne. Wie war doch die Stellung dieses Feldherrn so unendlich schwieriger, als diejenige des Schwedenkönigs! Gustav Adolf umfaßte als König alles in seiner Person. Sein Wille im Thun und Lassen war unabhängig von demjenigen anderer Menschen. Anders stand Tilly da. Er hatte Rücksichten zu nehmen nach allen Seiten, mußte Befehle, mußte Gutachten abwarten von Wien, von München, von Mainz. Die Zahl seiner Kriegsherren war so groß. Er forderte neue Geldbewilligungen; aber selbst dasjenige, was schon bewilligt war, erfolgte

[1] Dudik S. 49. Der Brief Questenbergs ist vom 23. April 1631.
[2] a. a. O.
[3] Dudik S. 40.

säumig. Der Eine wartete auf den Anderen. Vom oberländischen Theile des Bundes, wo Maximilian von Bayern Director war, erfolgten auf das Treiben desselben die Gelder zur rechten Zeit; über den rheinischen Theil, wo Anselm Casimir von Mainz Director war, führte Tilly beständige Klage. Die Summen waren verhältnißmäßig für die reichen Prälaten gering, und doch blieben sie aus. Tilly hatte sie verwöhnt. Er hatte immer und immer geklagt über diese Säumigkeit, und doch war er dann endlich zum Ziele gekommen. Sollte es auch nicht dießmal wieder so gehen? Man war ja im Jahre 1630 schon einmal dahin gekommen, daß man seine Klagen lästig fand. Warum auch sollte man so übermäßig sich anstrengen. Der Kaiser ja war es, den Gustav Adolf suchte, nicht die Liga.

Tilly selbst durchschaute solche Gedanken. Mindestens wöchentlich eilte ein Courier nach München und Mainz, und der Inhalt der Botschaft war und blieb in der Hauptsache immer derselbe: gebt Geld. Auch den Gedanken, der möglicher Weise bei diesem oder jenem seiner Kriegsherren keimen mochte, daß nämlich Tilly nur die Contributionen der besetzten Länder zu erhöhen habe, um mehr Geld zu haben, ließ Tilly nicht aufkommen. Gustav Adolf immerhin mochte die armen Pommern tributpflichtig machen für seinen Eroberungskrieg, Tilly lehnte die etwa mögliche Zumuthung eines ähnlichen Verfahrens gegen die anderen Deutschen ab, bevor eine solche ihm gemacht werden konnte.[1] Er erklärt im Voraus, daß es unmöglich sei mehr Geld aus den Quartieren zu erpressen, daß er nicht das über sich nehmen wolle. Seine Kriegsherren sollten das Geld hergeben aus ihren noch kriegsfreien Ländern. Tilly redet schärfer und nachdrücklicher als je zuvor. Er verwahrt sich hoch und theuer gegen jede Verantwortlichkeit. „Sollte man mir wider alle meine feste Hoffnung die so oft gebetene Hülfe nicht widerfahren lassen: so lebe ich doch der gewissen Zuversicht, man werde mir über mein vielfältiges, mein treues, mein unterthäniges Bitten die Schuld oder Verantwortung nicht beimessen." Er ruft den Kurfürsten Max von Bayern zum Zeugen und Fürsprecher an, und der Kurfürst schickt die sämmtlichen Schreiben in Abschrift an die Mitglieder des Bundes.[2] In Wahrheit, sie hatten im Falle des unglücklichen Ausganges Niemandem Vorwürfe zu machen als sich selbst.

Auch kennt ja Tilly das deutsche Verfahren in solchen Fällen, das Berathen, das Begutachten, das Knausern an den Summen. Darum warnt und mahnt er. „Die Gefahr, die Noth, die Armuth wächst nicht nur täglich, sondern vielmehr stündlich und augenblicklich für beide Heere. Darum ist mit Hin- und Wiederschreiben, mit Vermahnen, Flehen, mit Vertrösten, und noch viel weniger mit Ausschreibung von Zusammenkünften und Rathschlagen der Sache nicht gedient, sondern es muß schleunigst und durch die That geholfen werden. Wenn

[1] Beilage LXX.

[2] Die Schreiben Tillys aus diesen Tagen finden sich sämmtlich im Archive des ehemaligen Domcapitels in Osnabrück, mithin wahrscheinlich auch in allen anderen Archiven ehemaliger geistlicher Fürsten.

deutschen Nation, mit dem französischen Cardinal Richelieu in Unterhandlung. Der Gegenstand derselben war seine Rache an dem Kaiser. Als der hessische Gesandte Wolf im Spätherbste 1630 bei Gustav Adolf weilte, berichtete er heim:[1] Wallenstein habe neulich einen eigenen Gesandten an Richelieu geschickt und solche Dinge vorgeschlagen, daß man glauben dürfe, er wolle der Beleidigung wegen, die er zu Regensburg empfangen, dem Kaiser einen schlimmen Possen spielen. Auch sei der schon auf der Rückreise begriffene schwedische Gesandte, Ritter Rasch, in großer Eile wieder nach Paris zurückgerufen worden.

Was Wallenstein hier gewollt und zwar absichtlich im Einverständnisse mit Richelieu und Gustav Adolf gewollt, liegt zur Zeit noch nicht aufgedeckt vor. Auch ist das Einzelne unwesentlich. Wallenstein sann im Herbst 1630 auf Verrath an dem Kaiser und knüpfte zu diesem Zwecke mit den Todfeinden desselben an. Nicht die Art und Weise, nicht ein Minder oder Mehr fällt hier durchschlagend ins Gewicht, sondern die Thatsache selbst.

Das tückische Spiel dieser Unterhandlungen blieb nicht völlig verschwiegen. Auch Tilly wurde auf irgend eine Weise davon in Kenntnis gesetzt. Er war in Altbrandenburg. Es war eben damals, als Pappenheim sich vergeblich bemühte den Oberfeldherrn zu einer nachdrücklichen Klage bei dem Kaiser über die Führer der Truppen zu bewegen. Wir haben zu sehen, wie Tilly bei einer solchen Nachricht sich verhielt. Tilly erstattet nicht Bericht davon an den Kurfürsten von Bayern oder an einen anderen Fürsten der Liga, auch nicht an den Kaiser. Denn Tilly glaubt es nicht. Er kann es nicht glauben. Der Greis, der im Sturme und Schlachtendrange eines langen Lebens sich das offen vertrauende Gemüth eines Kindes bewahrt, hält die ihm gewordene Nachricht für eine Verleumdung. Darum wendet er sich an Wallenstein selbst. Diesem selbst überschickt Tilly die ihm gewordene Mittheilung, damit Wallenstein im Stande sei einem solchen bösen Gerüchte eilig entgegen zu treten. Lassen wir ihn selber reden.[2]

„Vor wenigen Tagen ist mir die Einlage zugeschickt. Ich zweifele nicht, daß der Inhalt derselben durchaus falsch, von misgünstigen Feinden Ew. Fürstl. Gnaden erdichtet sei, und messe darum meinerseits demselben auch nicht den geringsten Glauben bei. Noch weniger kann ich mir einbilden, daß Ew. Fürstl. Gnaden wider den Kaiser und Herrn, von welchem Sie so viele hohe kaiserliche Gnade und Wohlthaten empfangen, oder auch wider das römische Reich sich zu

[1] Rommel, VIII. 96. N. 10. Wir beziehen uns absichtlich nicht auf die officielle Schrift, welche später der Kaiserhof in Wien gegen Wallenstein herausgeben ließ. Wir thun es deshalb nicht, weil auch ohne dieselbe die Thatsache vorliegt. Doch muß bemerkt werden, daß Förster in den Briefen Wallensteins in dem Capitel, welches er überschreibt: „die Verfälscher der Geschichte Wallensteins“ gegen die Anklagen jener Schrift nichts weiter vorgebracht hat, als die Behauptung, daß sie unwahr seien. Die Wissenschaft hat Herrn Förster dankbar zu sein für die Actenstücke, die er überhaupt bringt. Das Andere ist sein Eigenthum.

[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 149. Leider hat F. die Beilage Tillys nicht mitgetheilt.

solchen gefährlichen und schädlichen Planen von irgend Jemandem, wer auch immer und unter welcher Einwirkung es auch sei, jemals verleiten lassen sollten. Allein weil diese Dinge von großem Nachdruck sind, weil sie Ew. Gnaden fürstliche Person, Glimpf und Reputation betreffen: so habe ich aus treuherzigem Gemüthe nicht umhin können sie Ew. Fürstl. Gnaden mitzutheilen, damit Sie Kenntnis davon haben. Dadurch werden Sie im Stande sein, wenn dem Kaiser oder den Kurfürsten demnächst etwas davon vorkommen sollte, zeitig zu begegnen und alle unbillige Gedanken, die daraus erwachsen möchten, gebührend abzuschneiden. Ich lebe der guten Zuversicht, Ew. Fürstl. Gnaden werden dieß von mir, der ich es aufrichtig und von Herzen meine, in Gnaden vermerken und wohl aufnehmen.

Datum Alt-Brandenburg, den 21. Februar 1631."

Wallenstein erwiedert aus Gitschin am 14. März 1631. Wo er sonst eigenhändig schreibt, spricht er von sich im Singular. Ebenso auch that es der Kaiser Ferdinand. An Tilly schreibt Wallenstein eigenhändig im Plural. Auch solche Züge, so klein sie sein mögen, sind zur Charakteristik des Mannes von Bedeutung.

„Wir haben Ew. Excellenz Schreiben vom 21. des verwichenen Monats Februar recht empfangen und dasselbe mit den eingeschlossenen französischen Zeitungen, für deren Mittheilung wir uns freundlich bedanken, gar wohl verstanden. Wir verhalten Ew. Excellenz zur Antwort darauf nicht, wie es zuerst uns gar nicht Wunder nimmt, daß dergleichen unwahre Nachrichten verbreitet werden, zumal da es jederzeit so der Brauch der Welt gewesen ist. Ferner erklären wir, daß kein Abgesandter von Schweden bei uns gewesen ist; denn sonst würde derselbe vielleicht eine andere Kette von uns zum Geschenke erhalten haben, als die angeregten Zeitungen melden. Noch weniger finden wir uns von dem Kaiser beleidigt, daß wir deswegen zu dergleichen Extremitäten hätten schreiten sollen. Zumal auch da ohnedieß der Ort hier nicht danach beschaffen ist, daß man dergleichen Händel darin anfangen könnte. Derselbe ist nicht allein offen und wir sind ganz waffenlos darin, als auch liegt derselbe mitten in den kaiserlichen Ländern. Deshalb lassen sich solche Zeitungen zwar wohl anhören, aber mit Lachen beantworten." Tilly glaubte aus sich nicht an die Wahrheit dieser Nachricht; deshalb ist es möglich, daß diese Erwiederung Wallensteins ihn befriedigt und beruhigt habe. Wallenstein schrieb in gleicher Weise sofort an den Kriegsrath Questenberg und den Obersten St. Julian, die beide seiner Partei angehörten. Er theilt ihnen das Actenstück mit, das Tilly ihm übersandt hat, und was er diesem geantwortet. Er meint, es seien gar zu alberne Possen, besonders von Generalen. Wenn man lose Händel anfangen wolle: so sei der angegebene Weg dazu untauglich. Er wiederholt, daß er vom Kaiser im Geringsten nicht beleidigt sei. Gott möge ihn behüten, daß ihm so etwas in die Gedanken kommen sollte. Er erinnert daran, daß das Gerücht von anderen Orten herrührt, und daß man es Tilly zugeschickt. „Denn," also fügt er in spanischer Sprache hinzu, „ein Schuft meint, daß alle Menschen von gleicher Art sind wie er."

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] 1631

[illegible]

säumig. Der Eine wartete auf den Anderen. Vom oberländischen Theile des Bundes, wo Maximilian von Bayern Director war, erfolgten auf das Treiben desselben die Gelder zur rechten Zeit; über den rheinischen Theil, wo Anselm Casimir von Mainz Director war, führte Tilly beständige Klage. Die Summen waren verhältnismäßig für die reichen Prälaten gering, und doch blieben sie aus. Tilly hatte sie verwöhnt. Er hatte immer und immer geklagt über diese Säumigkeit, und doch war er dann endlich zum Ziele gekommen. Sollte es auch nicht diesmal wieder so gehen? Man war ja im Jahre 1630 schon einmal dahin gekommen, daß man seine Klagen lästig fand. Warum auch sollte man so übermäßig sich anstrengen. Der Kaiser ja war es, den Gustav Adolf suchte, nicht die Liga.

Tilly selbst durchschaute solche Gedanken. Mindestens wöchentlich eilte ein Courier nach München und Mainz, und der Inhalt der Botschaft war und blieb in der Hauptsache immer derselbe: gebt Geld. Auch den Gedanken, der möglicher Weise bei diesem oder jenem seiner Kriegsherren keimen mochte, daß nämlich Tilly nur die Contributionen der besetzten Länder zu erhöhen habe, um mehr Geld zu haben, ließ Tilly nicht aufkommen. Gustav Adolf immerhin mochte die armen Pommern tributpflichtig machen für seinen Eroberungskrieg. Tilly lehnte die etwa mögliche Zumuthung eines ähnlichen Verfahrens gegen die anderen Deutschen ab, bevor eine solche ihm gemacht werden konnte.[1] Er erklärt im Voraus, daß es unmöglich sei mehr Geld aus den Quartieren zu erpressen, daß er nicht das über sich nehmen wolle. Seine Kriegsherren sollten das Geld hergeben aus ihren noch kriegsfreien Ländern. Tilly redet schärfer und nachdrücklicher als je zuvor. Er verwahrt sich hoch und theuer gegen jede Verantwortlichkeit. „Sollte man mir wider alle meine feste Hoffnung die so oft gebetene Hülfe nicht widerfahren lassen: so lebe ich doch der gewissen Zuversicht, man werde mir über mein vielfältiges, mein treues, mein unterthäniges Bitten die Schuld oder Verantwortung nicht beimessen." Er ruft den Kurfürsten Max von Bayern zum Zeugen und Fürsprecher an, und der Kurfürst schickt die sämmtlichen Schreiben in Abschrift an die Mitglieder des Bundes.[2] In Wahrheit, sie hatten im Falle des unglücklichen Ausganges Niemandem Vorwürfe zu machen als sich selbst.

Auch kennt ja Tilly das deutsche Verfahren in solchen Fällen, das Berathen, das Begutachten, das Knausern an den Summen. Darum warnt und mahnt er. „Die Gefahr, die Noth, die Armuth wächst nicht nur täglich, sondern vielmehr stündlich und augenblicklich für beide Heere. Darum ist mit Hin- und Wiederschreiben, mit Vermahnen, Flehen, mit Vertrösten, und noch viel weniger mit Ausschreibung von Zusammenkünften und Rathschlagen der Sache nicht gedient, sondern es muß schleunigst und durch die That geholfen werden. Wenn

[1] Beilage LXX.

[2] Die Schreiben Tillys aus diesen Tagen finden sich sämmtlich im Archive des ehemaligen Domcapitels in Osnabrück, mithin wahrscheinlich auch in allen anderen Archiven ehemaliger geistlicher Fürsten.

[illegible] Folge, daß der [illegible]
[illegible] nicht gemacht wurde."

[illegible] eine Nervenklinik für die [illegible]
[illegible] einem Kranken nicht bloß mehr die
[illegible] die Würde der Schrift-
[illegible] der schwedischen Blätter
[illegible] die Schüler der Gemeinde
[illegible] Zeile in seiner
[illegible] des Meeres gegenüber dem
[illegible] seinen Kriegs-
[illegible] Eindruck und
[illegible] und der
[illegible]

[illegible] aufgenommen hatte.
[illegible] Das eine
[illegible] Sie reichten uns
[illegible] herein
[illegible] Die Lazarette der Stadt hatten
[illegible], welche
[illegible]

[illegible]

[illegible]



mehr thun als der Andere, zumal da von allen diesen Bischöfen und Aebten vielleicht noch nicht einer durchschaute, daß sie und nicht zunächst der Kaiser es seien, welche der Schwedenkönig suche. Es ward ein Bundestag nach Dinkelsbühl ausgeschrieben auf den 5. Mai 1631.

Folgen wir dem Feldherrn auf seinem Wege gegen den Schweden. Als Tilly im Januar 1631 zu Frankfurt a. d. O. eintraf, standen die Schweden bereits in der Neumark. Dann wandte sich Gustav Adolf rückwärts nach Stettin, um in Mecklenburg einzubrechen.[1] Schon damals sofort durchschaut Tilly den Plan des Schweden, den er einige Tage später aus Altbrandenburg dem Kaiser schildert, daß nämlich Gustav Adolf einem Treffen ausweiche. Wollte Tilly mit Gustav Adolf schlagen: so mußte er ihn aufsuchen. Von hier an liegt der strategische Plan der beiden Heerführer klar vor Augen: Tilly will schlagen, Gustav Adolf weicht aus. Wir haben gesehen, wie Tilly von Frankfurt aus zuerst westwärts nach Altbrandenburg marschirt.

Es ist von Wichtigkeit sich den inneren Zustand dieses Heeres zu vergegenwärtigen. Von den 6000 Mann, welche die Liga damals im Felde hatte, standen zwei Drittel unter Pappenheim vor Magdeburg. Die Truppen, welche Tilly führte, waren eben dieselben Kaiserlichen, deren Zustand Schaumburg einige Wochen vorher von Frankfurt aus mit so düstern Farben beschrieben, die er schildert als muthlos, hülflos, elend. Mit diesem selben Heere suchte nun der alte Tilly den Schwedenkönig auf. War denn so bald ein anderer Geist in diese fast verkommenen Menschen gefahren?

Daß die Haltung dieser Truppen eine andere war, als wenige Wochen früher vor Tillys Ankunft, ist unzweifelhaft; denn sonst ja hätte Tilly sie nicht in's Feld geführt. Dennoch hatte er gewichtige Bedenken mit diesem Heere allein dem Feinde entgegen zu treten.[2] Deshalb marschirte Tilly, wie wir bereits angedeutet haben, von Frankfurt aus zuerst nach Altbrandenburg, um dort auch ligistische Truppen an sich zu ziehen. Es waren ein Regiment, und dazu 1800 Mann von dem Belagerungsheer vor Magdeburg, also fast 5000 Mann, lauter altgediente Soldaten. Mit diesem Theile des ligistischen Heeres zog Tilly in den ersten Tagen des Märzmonates der schon vorangerückten kaiserlichen Armee nordwärts hin eilig nach.

Der Schwedenkönig hatte unterdessen in Mecklenburg rasch um sich gegriffen. Die Städte dort fielen fast ohne Widerstand. Marrazan, ein besonderer Günstling

[1] Tillys Bericht vom 9. Februar aus Frankfurt a. d. O. an den Kurfürsten Max, im ehemaligen Domcapitelarchive in Osnabrück. cf. Adlzreitter, III. 238. Tillys Bericht vom 5. Februar.

[2] Pappenheim an den Kurfürsten von B. 26. Februar 1631: weillen S. E. allerley wichtige bedenckhen gehabt mit dem Kays volckh allein dem K. v. S. entgegen zu kommen, sind sie zu B. so lange verplieben, biß Herr Oberst v. Cronenburg mit seinem Regimente auch ankhommen, dazu Ich dan noch von dieser ploquirung 500 Pferdt vnd von E. Ch. D. hier vor Magdeburg ligendem volckh 1300 M. S. E. überlaßen müßen.

herrliche Rom verlassen habe, um in Deutschland Krieg zu führen. Der Italiener ritt von dannen. Dann wandte der König sich lachend um zu den Seinen und sprach: „Ich möchte nicht meinen Kopf mit dem des Savelli tauschen. Wenn dieser Italiener mein Diener gewesen wäre, so würde sein Kopf springen. Doch ihm wird dort wohl nichts geschehen, weil sich diese Leute allzu sehr auf des Kaisers Frömmigkeit verlassen." Gustav Adolf kannte die Lage der Dinge und die Personen. Es ist den Umständen nach mehr als wahrscheinlich, daß Tilly diesmal wenigstens in Wien schwere Klage erhoben und exemplarische Bestrafung gefordert habe. Allein die Erwartung des Schweden von der Gutmüthigkeit des Kaisers ward nicht getäuscht: Savelli kam mit leichter Haft davon. Und derselbe König, der aus weiter Ferne die allzugroße Milde und Versöhnlichkeit des Kaisers so richtig erkannte, faßte dennoch immer und immer wieder den Muth die große Menge mit dem Worte bethören zu wollen: nicht er wolle den Krieg, sondern der Kaiser.

Tilly vernimmt die Nachricht von dem Falle Demmins bereits auf dem Marsche.[1] Es ist ein neuer Querstrich, auf den er nicht gefaßt war. Er gibt Befehl alle Truppen der Liga bereit zu halten zum sofortigen Heranzug.[2] Er selbst dringt vorwärts; denn er glaubt, der Schwedenkönig werde sich in gleicher Weise wie an Demmin auch an die anderen Städte machen, die dort kaiserliche Besatzung haben, zunächst an Greifswalde. Dort etwa werde er ihn finden, dort müsse der Schwedenkönig sich ihm zum Treffen stellen.

Die Hoffnung ist vergeblich. Sobald der Schwedenkönig das Herannahen Tillys vernimmt, zieht er sich wieder zurück auf die Oder. Er will nicht mit Tilly schlagen.[3] Tilly hat diesen strategischen Plan längst erkannt, und doch kann er nicht anders: er muß den Schwedenkönig aufsuchen. Pappenheim ist anderer Meinung. Er bittet Tilly nicht mehr dem Schweden zu folgen, sondern diesen zu erwarten: zu diesem Zwecke sei das Hauptquartier in Altbrandenburg zu nehmen, von wo aus Tilly allen etwa bedroheten Punkten nahe genug sein werde zur sofortigen Hülfe, und zugleich mit starker Macht die Stadt Magdeburg zu berennen, die nicht lange widerstehen werde.[4]

Einstweilen beharrte Tilly bei seinem Plane. Am 4/14 März stand er vor Neubrandenburg.[5] In diesen Ort hatte der König zwei Regimenter gelegt und über dieselben den Feldmarschall Kniphausen als Commandanten gesetzt, denselben Mann, der bereits unter Christian von Braunschweig und Mansfeld das deutsche Land auf mancherlei Heereszügen durchkreuzt hatte. Tilly fand an ihm einen

[1] Beilage LXXI.

[2] Das betreffende Rundschreiben Tillys an die Obersten der Liga sich bereit zu halten zum Heranzug ist datirt aus Neu-Ruppin 7. März 1631. Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[3] Man vgl. auch Theatrum Europ. II. 348 a. Chemnitz 129 a.

[4] Pappenheim an Tilly aus Burg 4. März 1631. Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[5] Chemnitz S. 129. Theatrum Europ. II. 348.

Denn nach den militärischen Grundsätzen des dreißigjährigen Krieges mußte man capituliren, sobald der Fall einer Stadt oder Festung unvermeidlich war.[1] Wo nicht, so mußte die Besatzung gefaßt sein, über die Klinge zu springen. Gustav Adolf pflegte darin noch weiter zu gehen. Er bestimmte einige Monate später dem Commandanten eines solchen unhaltbaren Platzes, der sich dennoch vertheidigt, den Strick, und ließ ihn davon nur los gegen das Versprechen des Verrathes der Seinigen.[2] Wir werden seiner Zeit dieß ersehen. Wallenstein und Bernhard von Weimar ließen in solchen Fällen ihre Gegner wirklich hinrichten.[3]

Dieser Grundsatz des Niederhauens einer Besatzung, die nach dem üblichen Ausdrucke wider alle Kriegsraison sich noch gewehrt, bestand in voller Kraft. Dazu kam hier noch gegenseitige Erbitterung. Ueber die Schlächterei, welche die Wallensteiner unter der Führung und dem Antriebe des Obersten Götz im September 1630 in Pasewalk verübten, waren Freund und Feind in Entsetzen ausgebrochen. Die Schweden hatten dieselbe in anderer Weise sofort wett gemacht. Im October 1630 kam der König auf der Grenze von Pommern und Mecklenburg an einen alten viereckigen Thurm bei Damgarten. Die Ueberlieferung schrieb das feste Bollwerk mit den zwölf Fuß dicken Mauern den einst berühmten Seeräubern der norddeutschen Küstenländer zu: den Vitalienbrüdern oder Liekedeelern Störtebeker und Gödeke Michael. Der Thurm, mit einem Bollwerke umgeben, hatte kaiserliche Besatzung.[4] Gustav Adolf bot nicht einen Accord an. Er ließ sofort das Geschütz richten und dann stürmen. Der Thurm ward erobert, und die kaiserlichen Soldaten von demselben kopflings hinabgestürzt. Also im Angesichte des Königs. Was demnach durfte Kniphausen in Neubrandenburg erwarten, wenn er allen gütlichen Accord ausschlug?

Auch die Bürger wußten sehr wohl, welches Loos im Falle der Erstürmung ihnen bevorstand. Der Rath und die Bürgerschaft baten Kniphausen flehend: er möge die Stadt übergeben. Kniphausen zeigte ihnen einen schriftlichen Befehl des Königs vor,[5] und schickte den Trompeter zurück.

Und hier nun erhebt sich eine gewichtvolle Frage. Der officielle schwedische Geschichtschreiber berichtet uns, daß der König an Kniphausen den Befehl der Uebergabe abgeschickt, daß Tilly dieses Schreiben aufgefangen. Der Mecklenburger Geschichtschreiber weiß dasselbe; aber er berichtet außerdem diese sonderbare Thatsache eines anderen bestimmten Befehles für Kniphausen persönlich. Wie ist das zu reimen? Es ist nicht denkbar, wir wiederholen es, daß Tilly unterlassen haben solle dem Kniphausen von jenem anderen aufgefangenen Befehle Kunde zu geben, denselben vielleicht gar im Originale vorzuzeigen. Und dennoch übt dieß Schreiben auf Kniphausen keinen Einfluß? Dennoch beharrt er bei einem Entschlusse, der unfehlbar seine ganze Mannschaft, und mit der-

[1] Soldat suédois I. 162.
[2] Chemnitz S. 231.
[3] Chemnitz, schwedischer Krieg, Thl. II. S. 112. — Röse, Bernhard Bd. II. S. 193.
[4] Chemnitz [illegible]
[5] Franck XIII. [illegible]

· Aber warum hätte Gustav Adolf das gewollt? Denn es kann ja nur n einem Wollen, und nicht von einem Zulassen die Rede sein. Es klingt r unwahrscheinlich. Ein solches Opfer ist nur möglich, wenn auf der anderen ite der Vortheil, der für dieß Opfer in Aussicht stand, sehr bedeutend war.

So allerdings scheint es. Aber fassen wir die Sache näher ins Auge: so das Opfer doch nicht allzu groß. Der Schwedenkönig opferte die deutsche adt Neubrandenburg. Warum nicht? Sie war nicht sein Eigenthum. Sie tte keine Beziehungen zu ihm irgend welcher Art. Wenn die Bürger dieser adt oder andere Deutsche glaubten, daß der Schwedenkönig gekommen sei sie erretten und zu beschützen: so war das die Sache ihrer eigenen Thorheit. rner opferte Gustav Adolf zwei Regimenter, etwa 2000 Mann; denn die wedischen Regimenter waren schwach an Zahl. Es waren Söldner, die heute r diesen kämpften, morgen für jenen, wer immer sie bezahlte. Moralische nde walteten zwischen ihnen und dem Könige nicht ob. Der Tod machte die chnung quitt. Die Werbetrommel erdröhnte aufs neue, und neues Handgeld kte neue Söldner an. Der Verlust ward bald ersetzt.

. Aber der Gewinn? Der Vortheil für den König? Wir werden auf denben zurückkommen, und heben hier nur ein Wort seines Kriegesplanes hervor, lchen er mit ruhiger kalter Ueberlegung lange vorher in Stockholm entworfen, s eine Wort:[1] für den Krieg in Deutschland muß als Hauptgrund geltend macht werden der scharfe Gegensatz zwischen den Katholiken und den Evangehen, so scharf, daß derjenige für thöricht zu halten wäre, der nicht ungezweifelt kennt und bekennt, daß ein Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde hten muß, daß keinem Mitteldinge, keiner gütlichen Vergleichung getraut werden rf. — Es ist der Plan des erbarmungslosen Religionskrieges, der vor Gustav olf in Deutschland nicht da war, den er hervorrief, für den er hier eine Stadt d ein paar Regimenter opfert. Er opferte auch mehr, wie wir sehen werden.

Am 9/19 März 1631 um Mittag laufen die kaiserlichen Truppen Sturm f Neubrandenburg. Einmal, zweimal selbst gelingt es Kniphausen den Anang abzuwehren, nicht zum drittenmale. In weniger als einer Stunde nach r letzten Verweigerung des dargebotenen Accordes ist die Stadt mit Gewalt den Händen der Kaiserlichen. Es beginnen die üblichen Auftritte. Drei tunden sind erlaubt.

Nicht so lange dauert es, da züngelt auch die Flamme empor.[2] Der ldherr erblickt es. Die Plünderung kann und darf er nach dem Kriegesrechte cht wehren, dem Brande will und muß er steuern. Aber wie soll er zu ferde in die Stadt gelangen? Die Thore sind von innen mit Mist zugefahren, r Mauerbruch ist für ein Pferd nicht gangbar. Soll das den Feldherrn hinrn zu retten und zu helfen? Er läßt Planken legen über die Mauertrümmer d das zerklüftete Gestein. Zwei Diener fassen sein Pferd am Zügel und

[1] Söltl, Religionskrieg III. 277.
[2] Franck, altes und neues Mecklenburg XIII. S. 112.

derselben die Stadt dem Verderben
gewöhnliche Kriegsraison, gegen
eigener höchster Gefahr für sich sel
ihm anwesend waren? Ein solches
Erklärung lediglich durch einen sol
richte des Mecklenburger Geschichtschr
der unglücklichen Stadt vorgezeigt ha
lichen Befehl des Königs selbst konnt
der Stadt, die er, soviel an ihm war
solchen schriftlichen Befehl wiederum
selbst, daß er zwei Regimenter dessel
damals sich auszudrücken pflegte, a
Befehl des Königs, den Kniphausen
schieden gelautet, so alle Rücksichten ab
der in Tillys Hände gefallen war, für

Demgemäß wäre der Brief des
Der König ließ absichtlich dieß Schre
irre zu führen, um ihn glauben zu
brandenburg nur der Aufforderung,
dieser Stadt zu beschäftigen. War
schöpft? Wir haben erst dem Gang

Am 9/19 März ließ Tilly feue
Der Mauerbruch liegt gähnend offen
zum Sturme bereit. Nur nicht Till
Verfahren vor Göttingen, vor Stad
gesinnten Greises, dreimal fordert e
male dann, wenn nach menschliche
geschieht es auch hier. Um Mittag
Sturmesruf der Kaiserlichen wird ve
zum drittenmale die Trompetenstöße
herr läßt zum drittenmale Accord
abermals ist seine Antwort vernein
schaaren sich die kaiserlichen Regimente
Friedens bis zum Beginne des Stürm

Auf wen nun, also erhebt sich
Unglückes, welches Neubrandenburg
wenn für Kniphausen die bestimmte
Weg offen ließen: so bleibt nur d
Nach den Kriegesartikeln war die v
das Recht der Sieger, nach dem Bra
der Besiegten, ob bewaffnet, ob we

[1] Chemnitz S. 126 b.

sich erfreute. Eben das beweist der Brief, den der
1629 an ihn richtete. Darum auch war die Nach-
ptquartiere des Königs ausging, daß Tilly in Neu-
wesen sei, den Schweden auffallend. Es liegen zwei
hriften aus dem ersten und zweiten Jahre des Krieges
weiß nichts von einer besonderen Grausamkeit in Neu-
ie Dinge dort noch im wahren Lichte. Die Mehrzahl
ist niedergehauen, weil sie sich nicht hatten ergeben
ft, die einen halbofficiellen Charakter trägt,[2] tritt der
verkündet, daß Tilly in Neubrandenburg den Ruhm
ngesetzt habe.
er Schrift sich klar geworden ist über das Räthsel,
m dreiundsiebenzigsten Jahre seines Lebens den Ruhm
iesem dreiundsiebenzigsten sich zum Grausamen um-
, wie ihm sei. Wir entnehmen dieser Schrift nur
loß die Deutschen, daß auch die Schweden damals
ilde beimaßen, daß es mithin nicht leicht werden
ehmen. —
t den König zum Schlagen zu bringen. Deshalb
ezogen, nicht zunächst, um die festen Plätze wieder
König sich ostwärts an die Oder gewendet hatte,
Weg von Neubrandenburg aus nicht weiter nordwärts
m, südostwärts auf die Oder zu. Der Schweden-
i Schiffbrücken verfertigen und sie die Oder hinauf
.[3] Dort lag er am linken Ufer des Stromes wohl
durch die Schiffbrücken im Falle eines Angriffes seiner
n Ufer sicher. Tilly schickte ein Paar tausend Reiter
. Als er aus der Meldung derselben erkannte, daß
einer offenen Feldschlacht sich ihm nicht stellen werde,
ge. Das Wagnis eines Sturmes auf die Schanzen
doch zu groß.
tte sich durch die Erfahrungen der letzten Wochen nicht
ectoren der Liga waren damals auf das eifrigste be-
an sie mit gleichem Nachdrucke wieder an die einzelnen
. Die Früchte reiften erst langsam. Am 22. März
nachdrücklichste Klage über den Zustand der Armee, über

. arma suecica. 1632. Auch gleich damals in deutscher
473.
ectorio quam vindicatorio Gustavi Adolfi r. S. maximi etc.

.
von Mainz in einer Reihe von Briefen über die Hülfe an
im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

führen es über die Bretter. Sofort rasselt Trommelwirbel durch die Straßen von Neubrandenburg: Bürger und Soldaten sollen alle Quartier haben. Sie mögen nur aus ihren Verstecken hervorkommen, um das Feuer zu löschen. Einige kommen hervor auf diese Ladung, nicht alle. Tilly treibt seine Soldaten mit an. Wie der Brand gelöscht, zieht der General mit allen seinen Soldaten wieder aus. Sie stehen in Reihe und Glied vor dem Thore. Denn die drei Stunden sind abgelaufen.[1]

Also verfuhr Tilly. Es ist in Bezug auf das vorhin berührte Benehmen Kniphausens nicht unwichtig zu bemerken, daß sowohl er selbst, wie seine Familie erhalten blieb. Daß außer Kniphausen und seiner Familie nur etwa sechzig Schweden von 2000 mit dem Leben davon gekommen seien, ist schwedische Nachricht,[2] die wir mit Bestimmtheit weder bejahen, noch verneinen können. Es will uns bedünken, daß zu allen diesen Verrichtungen die Zeit von drei Stunden kaum hingereicht habe. Und ferner lag es im schwedischen Interesse, daß die Zahl der Geretteten möglichst gering erscheine.

Die Nachricht von Neubrandenburg traf den König Gustav Adolf einige Tage nach einer anderen von ähnlichem Inhalte. Ein schwedischer Posten zu Felsberg in Mecklenburg war besetzt mit 50 Mann. Auf die Weigerung sich zu ergeben, wurden sie sämmtlich niedergehauen. Gleichzeitig nun erfuhr der König, daß seine Leute in Neubrandenburg übel behandelt seien, daß man ihnen kein Quartier habe geben wollen. Also meldet der Genfer Professor Spanheim,[3] der sein Buch schrieb im Auftrage des Königs nach dem Materiale, welches der König dafür ihm zukommen ließ. Kann dem Könige diese offenbare Unwahrheit gemeldet sein?

Wie dem auch sei, mag der Bericht an den König in dieser Weise erfolgt sein oder nicht: Gustav Adolf redete und that, als sei ihm das nicht bloß berichtet, sondern auch als sei es wahr. Schon auf die Nachricht von Felsberg hatte er betheuert: er wolle das wett machen. Er wolle dem Tilly lehren den Krieg zu führen als Cavalier und nicht als Henker. Der Name Neubrandenburg diente ihm fortan für seine Soldaten zu einem Sporn der Rache und des Blutvergießens, so lange bis der Name Neubrandenburg vor einem andern größeren Opfer solcher Art in den Schatten trat.

Das Bestreben des Königs war doch nicht so leicht, selbst nicht bei den Schweden. Wir haben mehr als einmal früher gesehen, daß Tilly selbst der Verleumdung gegenüber sich berief auf seine Reputation vor der ehrliebenden Welt. Wir haben gesehen, wie Städte und Corporationen sich wenden an seine in aller Welt rühmlichst bekannte Clemenz und Güte. Sollte das bloß Schmeichelei sein? Es dürfte sich fragen, ob Wallenstein jemals von dem Rathe einer deutschen Stadt in solcher Weise angeredet sei. Immerhin mag darauf kein Gewicht gelegt werden. Allein es ist unzweifelhaft, daß Tilly jenes [illegible]

[1] a. a. O.
[2] Soldat suédois I. 51, dem die Späteren nachgeschrieben haben.
[3] Soldat suédois I. S. 49.

Gerechtigkeit und Milde sich erfreute. Eben das beweist der Brief, den der Schwedenkönig im Jahre 1629 an ihn richtete. Darum auch war die Nachricht, die von dem Hauptquartiere des Königs ausging, daß Tilly in Neubrandenburg grausam gewesen sei, den Schweden auffallend. Es liegen zwei ausführliche schwedische Schriften aus dem ersten und zweiten Jahre des Krieges vor. Die eine[1] derselben weiß nichts von einer besonderen Grausamkeit in Neubrandenburg. Sie sieht die Dinge dort noch im wahren Lichte. Die Mehrzahl der Schweden, sagt sie, ist niedergehauen, weil sie sich nicht hatten ergeben wollen. Die andere Schrift, die einen halbofficiellen Charakter trägt,[2] tritt der Sache schon näher. Sie verkündet, daß Tilly in Neubrandenburg den Ruhm seiner früheren Milde hintangesetzt habe.

Ob der Verfasser dieser Schrift sich klar geworden ist über das Räthsel, wie ein Mann, der bis zum dreiundsiebenzigsten Jahre seines Lebens den Ruhm der Milde genossen, in diesem dreiundsiebenzigsten sich zum Grausamen umwandeln könne? Sei dem, wie ihm sei. Wir entnehmen dieser Schrift nur die Thatsache, daß nicht bloß die Deutschen, daß auch die Schweden damals noch Tilly den Ruf der Milde beimaßen, daß es mithin nicht leicht werden mochte ihm diesen Ruf zu nehmen. —

Es war Tillys Absicht den König zum Schlagen zu bringen. Deshalb war er nach Mecklenburg gezogen, nicht zunächst, um die festen Plätze wieder zu gewinnen. Da nun der König sich ostwärts an die Oder gewendet hatte, so setzte auch Tilly seinen Weg von Neubrandenburg aus nicht weiter nordwärts fort. Er wendete wieder um, südostwärts auf die Oder zu. Der Schwedenkönig hatte zu Stettin zwei Schiffbrücken verfertigen und sie die Oder hinauf bis Schwedt bringen lassen.[3] Dort lag er am linken Ufer des Stromes wohl verschanzt und vergraben, durch die Schiffbrücken im Falle eines Angriffes seiner Verbindung mit dem rechten Ufer sicher. Tilly schickte ein Paar tausend Reiter voraus zu recognosciren. Als er aus der Meldung derselben erkannte, daß abermals der Schwede zu einer offenen Feldschlacht sich ihm nicht stellen werde, ließ er ab von diesem Wege. Das Wagnis eines Sturmes auf die Schanzen vor Schwedt erschien ihm doch zu groß.

Seine Stimmung hatte sich durch die Erfahrungen der letzten Wochen nicht gehoben. Die beiden Directoren der Liga waren damals auf das eifrigste beflissen[4] seine Mahnungen an sie mit gleichem Nachdrucke wieder an die einzelnen Bundesglieder zu bringen. Die Früchte reiften erst langsam. Am 22. März erhob Tilly wiederum die nachdrücklichste Klage über den Zustand der Armee, über

[1] Phil. Arlanibaeus, arma suecica. 1632. Auch gleich damals in deutscher Uebersetzung. p. 140. p. 173.

[2] De bello tam protectorio quam vindicatorio Gustavi Adolfi r. S. maximi etc. Stettin 1631. p. 243.

[3] Chemnitz S. 127 b.

[4] Anselm Casimir von Mainz in einer Reihe von Briefen über die Hülfe an F. W. von Osnabrück, im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

Säumigkeit in den Zahlungen. „Und dennoch,“ sagt er,[1] „gibt es Leute, welche sich unterstehen das ganze Wesen auf die lange Bahn zu schieben. Der Ausgang wird zeigen, welche Früchte aus dem Zaudern entspringen. Ich bin nie anders gesinnt und entschlossen gewesen wie noch, daß ich mein Leben wagen und aufsetzen will. Weil ich aber verspüre, wie es hergeht, daß man mir nicht unter die Arme greifen will: so wird man es mir nicht ungnädig verdenken, wenn ich hiermit um meinen Abschied bitte.“

Der Kurfürst sucht seinen General zu begütigen. Wir erkennen, daß Maximilian dem Gedanken eines Haupttreffens nicht sehr geneigt war. Aber er spricht diese Ansicht nicht aus in der Form eines Befehles. Er erinnert Tilly wohlmeinend sich nicht zu wagen, nicht eher sich mit dem Feinde zu einem Haupttreffen einzulassen, bis er mit genügendem Volke verstärkt sei, das heißt wohl, bis er mehr Truppen der Liga an sich gezogen. Der Kurfürst schickt Geld, 200000 Gulden über seinen schuldigen Beitrag im Voraus, und fügt Klagen hinzu über die Säumigkeit der Bundesstände. Er habe denselben beweglich geschrieben: wenn sie nicht anders zuhalten und zur Sache thun wollten, so sei der Kurfürst genöthigt sein Amt als Bundesoberst aufzugeben. Er zweifelt nicht, daß sie das zu Herzen nehmen, es nicht dahin kommen lassen werden, daß es geschehe, noch daß Tilly fernere Ursache haben möge auf der Bitte seiner Entlassung zu bestehen. Der Kurfürst betheuert, alle Vorschläge, alle Erinnerungen, die getreue Sorgfalt und der gute Eifer des Feldherrn seien ja bekannt. Der Kurfürst bittet den Feldherrn, er wolle sich doch keine Gedanken machen, oder von Anderen dazu verleiten lassen solche Gedanken zu hegen, als wenn sich Leute fänden, die nicht so von ihm dächten, die etwa des Wahnes seien, daß Tilly ein besonderes Interesse verfolge. „Es ist ja weltkundig,“ sagt der Kurfürst, „daß eure Thaten je und allezeit das Gegentheil bewiesen haben, daher ihr euch desgleichen Verdachtes wohl sicher hättet entübrigen können.“

Es liegt in diesen letzten Worten des Kurfürsten offenbar eine Art Rüge für Tilly, wenn auch in noch so milder Form. Da wir dem Kurfürsten Maximilian von Bayern das genaueste Verständnis der Persönlichkeit Tillys zutrauen müssen, so ist es von Interesse zu vernehmen, wie sich Maximilian gegen Anselm Casimir von Mainz darüber ausspricht.[2] „Es ist nicht die Macht und Stärke des Feindes,“ sagt er, „über die Tilly in Sorgen ist; denn diesem wird er, wo man ihm nur die Mittel zum Unterhalte des Volkes gibt, mit Gottes Hilfe wohl zu begegnen wissen, sondern lediglich wegen der Saumsal der Bundesstände, daß sie ihn und seine Armee stecken lassen, als bedürften sie seiner nicht mehr. Gerade jetzt, wo sie seiner in Wahrheit mehr bedürfen als je, läßt er einen Kleinmuth und eine Perplexität blicken, wie wir früher nie an ihm verspürt haben.“ Darum denn auch erneuert Max seine eindringliche Mahnung: die

[1] Das Schreiben bei Westenrieder, Beiträge VIII. 176.

A. C. v. Mainz 10. März 1631. Ehemaliges Domcapitelarchiv

Bundesstände sollen nicht berechnen, was sie schon bezahlt haben, oder was fällig ist, sondern sie haben seinem Beispiele zu folgen, und im Voraus zu zahlen. „Tilly hat erklärt," sagt der Kurfürst, „daß er von den armen Unterthanen der Länder, in denen er steht, oder die er ferner berühren wird, kein Geld mehr nehmen könne, sondern daß der Krieg fortan fast allein aus der Bundeskasse geführt werden müsse. Wir haben also keine Wahl."

Jedes Wort dieses Kurfürsten spiegelt die Anerkennung des seltenen Mannes wieder. Auch Anselm Casimir schrieb an die Bundesfürsten seines Bezirkes in gleicher Weise.

Es konnte nach den geschehenen Dingen nicht anders sein, als daß Tilly sich über die Italiener im kaiserlichen Heere beklagte. Der Kurfürst gab ihm den Rath sich unmittelbar an den Kaiser zu wenden, und bestätigte die Ansichten seines Feldherrn über diese Fremden. Er hat gehört, daß sich Italiener und Ausländer stark bemühen bei den vorhandenen neuen Werbungen angestellt und deutschen Obersten vorgezogen zu werden. Unter denselben sei auch Marrazan, der Neubrandenburg so liederlich übergeben. Deshalb habe Tilly um so mehr Anlaß im Interesse des gemeinen Wesens und des Reiches, dem Kaiser ernstlich vorzuhalten, daß er mit solchen Officieren vor dem Feinde nicht fortzukommen sich getraue, daß vielmehr dafür andere erfahrene und herzhafte Männer erwählt werden müssen, auf die der Feldherr sich verlassen könne. Nur auf solche auch werden die Reiter und Knechte, die doch meistentheils Deutsche, wenigstens keine Italiener seien, ihr Vertrauen setzen und ihnen Respekt beweisen. Wenn Officiere und Untergebene recht zusammen halten, also meldet der Kurfürst, so werde Tilly dem Kaiser, dem Reiche und dem gemeinen katholischen Wesen noch fernerhin tapfere und ersprießliche Dienste leisten.

Wir halten es nicht für unwichtig darauf hinzuweisen, daß nach diesen Worten des Kurfürsten an seinen Feldherrn, Max nicht den Gedanken haben konnte die Sache der Liga von derjenigen des Kaisers und des Reiches zu trennen. Er stellt diese beiden voran.

Die Antwort des Kurfürsten ging von München ab am 9. April. In denselben Tagen hatte bereits Tilly einen Weg eingeschlagen, der nach seiner Ueberzeugung die abweichenden Ansichten und Plane verbinden zu müssen schien. Max sah ungern ein Haupttreffen. Dagegen wünschte er, daß dem Beginnen der Stadt Magdeburg, welche die schwedische Fahne erhoben zu haben schien, zeitig ein Damm entgegen gestellt würde.[1] Im Wesentlichen war dieß die Ansicht Pappenheims, der dieselbe schon vor dem Zuge Tillys nach Mecklenburg in Altbrandenburg geltend gemacht hatte. Bislang lag nur Pappenheim vor Magdeburg. Deshalb brach Tilly, als er bei Schwedt auf die Hoffnung einer Feldschlacht mit Gustav Adolf verzichten mußte, auch selber dahin auf. Indem dieß dem Wunsche des Kurfürsten entsprach, führte Tilly zugleich den eigenen Gedanken aus, der nach seiner Ueberzeugung dem Interesse des Kaisers und des

[1] Westenrieder VIII. 176.

Reiches entsprach. Gustav Adolf, dachte er,[1] wird Magdeburg, das sich für ihn erhoben, nicht verlassen. Er wird der Stadt Hülfe und Entsatz bringen wollen. Und weil dieß nicht möglich ist ohne ein Treffen, so muß er dann wohl oder übel sich dazu verstehen. Es ist nicht ohne Gewicht hinzuzufügen, daß diese letzte Ansicht über Tillys Zug mit ganzer Macht gegen Magdeburg fast wörtlich von dem officiellen schwedischen Geschichtschreiber getheilt wird. Dort also, dieß [illegible]n wir, erschien der Zug Tillys in diesem Lichte.

Gustav Adolf indessen zog nicht westwärts dem kaiserlichen Feldherrn nach auf Magdeburg, sondern wandte sich, sobald Tilly weit genug entfernt war, aus seinen Schanzen bei Schwedt südwärts nach Frankfurt an der Oder. Am 2/12. April traf er vor dieser Stadt ein.[2] Am Tage zuvor hatte Schaumburg, der mit so schmerzlichem Verdrusse drei Monate zuvor den Befehl dort über die Trümmer des Wallensteinischen Heeres übernommen, das Glück gehabt dieser Bürde ledig zu werden. Tiefenbach war sein Nachfolger, nicht für lange. Die Ereignisse gingen rasch. Es war nicht die Weise des Schwedenkönigs nach der Art Tillys belagerte Städte aufzufordern, dann zu warten, abermals aufzufordern und Zeit zu lassen. Der 3. April brach an, es war Palmsonntag. Der König ließ erst predigen und beten, dann die Batterien errichten und Geschütze auflegen. Die Besatzung verhöhnte die Anstalten. Sie hatte guten Muth, den auch das nachdrückliche Feuer der Schweden noch nicht schwächte. Am Nachmittage rüstete sie sich zu einem starken Ausfalle, nicht ahnend, wie nahe das Verderben. Denn zur selben Zeit erstieg eine kleine Schaar schwedischer Musketiere unter Rauch und Dampf an einer Sturmleiter den Wall. Es geschah, wie es nachher bei den Schweden hieß, ohne Befehl; denn der König habe den Sturm noch nicht wagen wollen. Auf kaiserlicher Seite dagegen war Verdacht des Verrathes[3] gegen den Obersten Fahrensbach, den wir bereits in so mancher chamäleonsartigen Wandlung kennen. Ueberblicken wir kurz die Laufbahn dieses Menschen.

Von Geburt ein Liefländer, stand Fahrensbach zuerst in polnischen Diensten. Er erhielt von dem Könige Siegmund den Auftrag sich mit dem Könige Gustav Adolf so zu stellen, als wolle er ihm einige Städte überliefern, und bei dieser Gelegenheit ihn zu täuschen.[4] Fahrensbach führte den Auftrag in solcher Weise aus, daß Gustav Adolf ihn in seine Dienste zog, 1620. Der Schwede vertraute ihm Geld an zur Werbung in Holland und Dänemark. Mit diesem Gelde ging Fahrensbach durch und kam zu Wallenstein. Also berichten schwedisch gesinnte Schriftsteller; jedoch ist es offenbar, daß Fahrensbach in Verbindung mit dem Schweden blieb, oder eine solche wieder anknüpfte; denn die Anträge des Königs Gustav Adolf im Jahre 1627 zu einem Bündnisse mit dem Kaiser

[1] Chemnitz S. 129.
[2] Chemnitz S. 130.
[3] Adlzreitter, III. 260.
[4] Harte, Gustav Adolf I. 67.

gegen den Dänen gingen durch Fahrensbach.[1] Später wollte Wallenstein, der ihn an Brutalität in Erpressungen mit jenem Görzenich gleichstellte, welchem er zu Rendsburg den Kopf abschlagen ließ, ihn im Dienste nicht mehr dulden. Wallenstein warnte auch den Arnim vor den Bubenstücken des Fahrensbach. In Folge dessen entlief Fahrensbach wieder zu dem Schweden, und diente als Gesandter desselben bei Bethlen Gabor.[2] Im März 1631 wollte man in Wien wissen, daß Fahrensbach 15000 Mann für den Schweden werbe.[3] Allein Fahrensbach hatte andere Dinge vor. Er meldete sich bei dem Kriegsrathe Questenberg zum Eintritt in den kaiserlichen Dienst.[4] Er behauptete, daß er von Wallenstein unschuldig verfolgt, nur darum zu dem Schweden gegangen sei, daß er dessen Correspondenz und gefährliche Anschläge genau kenne. Er bat um Wiederaussöhnung. Mit solchen Reden erschien er auch vor Tilly, dem der Kaiser die Entscheidung überließ.[5] Fahrensbach erzählte dem General, daß er bei den Schweden der katholischen Religion wegen verfolgt worden sei. Tilly nahm ihn an.

Fahrensbach wurde nach dem Falle von Frankfurt im Heere mit Mistrauen betrachtet.[6] Aber es fehlte an jeglichem Beweise, und Fahrensbach diente fort. Wir werden ihm abermals begegnen, wie er ein Jahr später bei Ingolstadt des Versuches zum Verrathe an Schweden überwiesen, und dann endlich kriegsrechtlich hingerichtet wurde.

Wie dem auch sei: ob Verrath des Fahrensbach die Bahn zur Erstürmung von Frankfurt a. d. O. ebnete, oder ob der plötzliche Anlauf lediglich ein Wagestück war: derselbe gelang. Der König benützte ihn rasch. Neue Schaaren folgen auf demselben Wege nach. Sie öffnen das Thor. Die Kaiserlichen, eben noch zum Ausfalle bereit, sehen sich eingeklemmt. Sie eilen der Oderbrücke zu, Fußgänger, Reiter, Wagen zugleich. Diese verfahren sich. Alle Ordnung bricht zusammen.

Und nun beginnt ein schauerliches Morden. Die Worte des Königs über die Eroberung von Neubrandenburg haben gewirkt. Dem Flehenden wird die Antwort: Quartier von Neubrandenburg, und zugleich der Todesstoß.

So weit war man darin schon gekommen. Die Milde, die der deutsche Feldherr durch die That bewiesen, ward im Munde des fremden Eroberers durch seine Worte in das Gegentheil verkehrt, ward aus seinem Munde für die Deutschen, die unter ihm dienten, ein Stachel und Sporn zum Würgen derer, welchen nun, nachdem sie so viel Leid und Jammer über ihr deutsches Vaterland gebracht, endlich einmal die Aufgabe zugefallen war dasselbe zu schützen gegen den Fremdling.

[1] Förster, Wallensteins Briefe I. 143. Nr. 76.
[2] Chlumecky, S. 138. Nr. CCXXI.
[3] Dudik, Waldstein nach seiner Enthebung u. s. w. S 59.
[4] a. a. O.
[5] a. a. O. S. 62.
[6] Adlzreiter III. 280. Dudik a. a. O. und später.

Es ist wahr, auch in Neubrandenburg war gewürgt und gewüthet. Allein wie weit verschieden war dieß von demjenigen in Frankfurt! In Neubrandenburg hatte es erst dann begonnen, als alle gütlichen Mittel erschöpft waren, und zwar gemäß dem damaligen Kriegsrechte. Gustav Adolf hatte gegen Frankfurt gütliche Mittel gar nicht angewandt: er hatte nicht die Stadt in Güte aufgefordert. In Neubrandenburg hatten mitten im Blutbade die Trommelwirbel Tillys Gnade und Rettung für den verkündigt, der den Brand der Häuser löschen und retten helfen wollte. Auch in Frankfurt vernahm man während des Blutbades das Wirbeln der Trommeln. Es waren kaiserliche Abtheilungen, die ihre Bereitwilligkeit zur Ergebung anzeigten. Man hörte sie nicht und mordete weiter. Die Trommeln wirbelten abermals. Aber die Schweden, heißt es bei dem officiellen Geschichtschreiber[1] derselben, waren in voller Action begriffen: sie mordeten weiter. Endlich waren sie müde. 800 Kaiserliche waren noch übrig: sie wurden gefangen.

Es war abermals, wie immer, das Recht der Soldaten die mit Sturm genommene Stadt zu plündern, drei Stunden lang. Daß Frankfurt die Stadt eines Kurfürsten war, dem alles daran lag neutral zu bleiben, daß die Bürger die kaiserlichen Truppen nicht freiwillig aufgenommen, daß nicht sie selbst, sondern jene Truppen die Stadt vertheidigt, daß die Bürger durch Schießen und Steinwerfen auf die Kaiserlichen den Schweden geholfen, daß der König sich täglich und stündlich als Befreier von den Kaiserlichen ankündigte: das alles konnte die Stadt nicht retten. Die Plünderung geschah gründlich. Es ward nichts geschont. Die meisten Menschen wurden bis auf's Hemd ausgezogen.[2] Aber die Zeit lief ab. Die drei Stunden waren verflossen. Als dieselbe Zeit in Neubrandenburg verstrichen war mit Inbegriff der Löschung des Brandes, sah man Tilly mit der Armee vor den Thoren. Nicht also in Frankfurt a. d. O. Der König und der Oberst Baudissin nahmen Prügel zur Hand und warfen sich auf die Plünderer. Auch das half noch nicht. Erst als auch der Galgen seine Dienste that, als der König einige der Verruchtesten hatte hängen lassen, ward ein Ende geschafft. Dafür rächten sie sich am Abend durch Feuer. Sechzehn Häuser gingen in Flammen auf.

Es ist merkwürdig, daß der König einen theologischen Grund zur Entschuldigung oder Rechtfertigung des Plünderns fand. Als der reformirte Superintendent Pelargus in Frankfurt sich beklagte, daß auch er mit ausgeplündert sei, erwiederte der lutherische König:[3] das sei die gerechte Strafe dafür, daß Pelargus falsche Lehren in die Kirche gebracht. Es war derselbe Gustav Adolf, der einige Wochen zuvor dem hessischen Gesandten Wolf für den reformirten Landgrafen geantwortet hatte: den Unterschied zwischen der veränderten und unveränderten Confession habe der Teufel erfunden.[4]

[1] Chemnitz S. 131 ᵃ.
[2] Arlanibaeus, arma suec. p. 149. Theatrum Europ. II. 350.
[3] Pufendorf. de rebus Suecicis III. 45.

Tilly war bereits vor Magdeburg, als er die Kunde vernahm, daß Gustav Adolf, statt dahin ihm zu folgen, sich gegen Frankfurt gewandt. Sofort brach Tilly auch dahin auf. Es war zu spät. Das Unglück am Palmsonntage hatte allzurasch und über alles Erwarten entschieden. Das kaiserliche Heer dort war vernichtet oder zerstreut. Abermals war es auch da nicht entfernt der Wille des Königs aus Frankfurt gegen Tilly hervorzukommen und dem sehnlichen Wunsche des alten Feldherrn zu genügen. Gustav Adolf setzte die Werke von Frankfurt in besseren Stand, legte 14000 Mann hinein und eilte dann selber weiter nordostwärts, um Landsberg an der Warthe zu nehmen. Tilly sah, daß hier nichts auszurichten sei. Frankfurt und Magdeburg zugleich zu belagern, hätte eine Theilung seiner Macht erfordert, und diese getheilte Macht hätte dann nicht hingereicht. Bis Jüterbock war er gekommen. Er wandte sich wieder, um sich mit der ganzen Macht vor Magdeburg zu legen, hoffend und vertrauend, daß Gustav Adolf doch endlich dahin kommen, dort ihm zu einer Feldschlacht sich stellen müsse. Wenn nämlich der Schwede Magdeburg retten wollte. Von da an, von der Mitte des Aprilmonats an wird Magdeburg der Mittelpunkt des Interesses für den deutschen Krieg.

Bevor wir indessen dahin uns wenden, haben wir zu erörtern, wie unterdessen an anderen Orten sich die Meinungen gestalteten, wie man in Wien die Dinge auffaßte und danach handelte, wie sich im Rücken Tillys die dritte Macht bildete, mit dem Anspruche den Ausschlag gebend zwischen die Streitenden zu treten.

Der Kriegsrath Questenberg hauptsächlich führte am Kaiserhofe das Wort für Wallenstein.[1] Daß Tilly in Pommern, in Mecklenburg nicht rasche Erfolge errang, kam ihm dabei sehr zu Statten. Die Sachen stehen sehr gefährlich, sagte Questenberg dem Kaiser am 26. März. Nur der Mangel eines Hauptes trägt daran die Schuld. Der Graf Tilly ist über siebzig Jahre alt, ist nur hergeliehen, hängt von den Kurfürsten ab, ist ein guter Soldat, jedoch nichts in politischen und ökonomischen Sachen. Auch ist es sehr wohl möglich, daß bei seinem hohen Alter über Nacht der Tod ihn hinwegraffe. Er bat, der Kaiser wolle das erwägen. Das Endziel solcher Fingerzeige konnte der ganzen Sachlage nach nur das eine sein: das Vertrauen des Kaisers in Tilly sollte erschüttert, die Unentbehrlichkeit Wallensteins ihm nahe gelegt werden.

In diese Stimmung des Kaisers fiel die Nachricht des schleunigen Falles von Frankfurt a. d. O. Der General Tiefenbach erstattete Bericht.[2] Er war weit davon entfernt sich einige Schuld der Lässigkeit beizumessen. Er klagte den Oberfeldherrn an. Tilly müsse wissen, sagt er, warum er dieß kaiserliche Heer also ohne einigen Befehl, ohne einige Fürsorge und Hülfe gelassen. Also redet der Commandant einer Festung, der mit 8000 Mann dieselbe beim ersten Sturme verloren! Er nennt die Belagerung Magdeburgs ein unzeitiges

[1] Dudik, Waldstein u. s. w. S. 62.
[2] a. a. O. S. 65 ff.

Wir kennen bereits diese sämmtlichen Namen von früher her als die eigentliche Partei Wallensteins.

Wichtig ist dann vor allen Dingen, daß diese Personen, Questenberg und San Giuliano, von den Reden Anderer und ihren eigenen Wallenstein sofort in Kenntnis setzen. Er konnte seine Maßregeln danach nehmen. Sein Preis war im Steigen. Wir dürfen annehmen, daß er damals seine Unterhandlungen mit Gustav Adolf und mit Richelieu aufgegeben habe. Auf der Seite des Kaisers war mehr zu erlangen. Denn daß Gustav Adolf ein Bündnis mit Wallenstein eines sehr hohen Preises werth gehalten haben sollte, erscheint bei der scharfen Menschenkenntnis des Schweden, bei seinem wegwerfenden Urtheile über den Phantasten und Narren Wallenstein kaum annehmbar.

Die Stimmung des Kaisers nach dem Falle von Frankfurt bleibt gedrückt, und unter diesem Drucke wächst der Eifer für Wallenstein. Häufig erkundigt sich der Kaiser, was Wallenstein treibe, was er antworte. Der Kaiser schreibt ihm eigenhändig im Anfang Mai: er hoffe, daß Wallenstein auf die eine oder andere Weise ihm nicht aus Handen gehen werde.[1] Bereits vom April 1631 an war Wallenstein seiner Sache sicher. Er, der eben noch den Kaiser und das Reich hatte verrathen wollen, durfte fest erwarten, daß der Kaiser früher oder später ihm die dringende Bitte um Schutz für dieses Reich stellen werde, und konnte die Bedingungen für die Gewährung dieser Bitte im voraus sich klar legen nach seinem Wunsche und Willen. Mehr hätte ihm zur Zeit auch ein geglückter Verrath nicht bieten können.

Es liegt nahe, daß die Ansicht in Wien über Wallenstein, die doch auch wohl nicht so ganz verborgen blieb, die Stimmung, die daraus sich entwickelte in Betreff Tillys, nicht ermuthigend für den Greis wirken, daß eben darum auch die Hülfsmittel, die man von Wien aus ihm bot, nicht ergiebig sein mochten. Auch in Tillys eigenen Reihen machte die Hinneigung zu Wallenstein sich bemerkbar. Pappenheim spricht gegen Wallenstein, der ihm eben zuvor beim Kaiser das Feldmarschallamt verschafft, geradezu selbst es aus, daß die erste und hauptsächliche Ursache des üblen Zustandes die Entfernung Wallensteins sei. Er findet indessen auch andere Ursachen: allzu großes Selbstvertrauen und Geiz, und ferner allzu große Schonung. „Denn wir haben diejenigen verschont,“ sagt Pappenheim,[2] „welche unsere Feinde sind, und uns jetzt den Hals zu brechen frei sich unterstehen werden.“ Er meint damit augenscheinlich Johann Georg von Kursachsen und die anderen protestantischen Fürsten.

Wir haben bereits bemerkt, wie Johann Georg von Sachsen, Georg Wilhelm von Brandenburg und Andere eine dritte Macht aufzustellen gedachten, welche neutral nach beiden Seiten hin den Ausschlag für beide geben sollte.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß ein solches Bestreben durch Neutralität zwischen zwei Gegnern eine dritte, Entscheidung gebende Macht bilden

[1] Förster, Wallensteins Briefe II. 156.

[2] Dudik a. a. O. S. 70.

zu wollen, so häufig in schwachen, unselbständigen Charakteren sich regt. Wenn Johann Georg von Sachsen und Georg Wilhelm von Brandenburg Männer von einiger Willenskraft waren: so eröffnete sich ihnen damals eine bedeutsame Stellung. Um den Preis ihrer entschiedenen Hingebung an die deutsche Sache, an die Sache des Kaisers und des Reiches hätte Ferdinand II. erhebliche Opfer bringen mögen. Allein wir kennen bereits Georg Wilhelm, der niemals wußte, was er wollte. Wir haben mehr als einmal gesehen, wie er sich von seinem bibelfesten und eisengepanzerten Schwager aus Schweden mishandeln ließ. Wir kennen über ihn die Ansichten dieses Königs und die höhnenden Worte, mit welchen Oxenstjerna die geistige Schwäche des guten Kurfürsten verspottete. Und nicht so sehr viel besser stand es mit Johann Georg von Sachsen. Auch über ihn kennen wir das Urtheil Gustav Adolfs, daß die Seele dieses Kurfürsten etwas Männliches und Kräftiges zu erfassen nicht fähig sei. Er wollte wohl und wollte auch wohl nicht. Seine Manneskraft war im Merseburger Bier verschwemmt. Man nannte ihn im Reiche den Bierjörgen. Die Gesandten, die zu ihm kamen, mußten wohl oder übel dies ekelhafte Schlemmen mitmachen. Schwarzenberg, der einmal als Gesandter Georg Wilhelms in Dresden weilte, klagte diesem, daß er sich dort wohl zehn Jahre von seinem Leben habe absaufen müssen.[1] Und doch war Mäßigkeit nicht eine besondere Eigenschaft dieses Hofes von Brandenburg. Dort rühmte Konrad von Burgsdorf sich dem Kurfürsten gegenüber einmal achtzehn Maß Wein an einer Tafel desselben in sich aufgenommen zu haben. Dort durfte derselbe Mann von sich sagen, daß er öfters ein Maß auf einen Zug in einem Athem ausgeschöpft habe und dafür königlich belohnt worden sei.[2] Denn manches schöne Gut habe der Landesherr ihm ob seines herrlichen Saustalentes verehrt.

Wir haben gesehen, wie Johann Georg noch vor dem Ausgange des Jahres 1630 an die protestantischen Fürsten und Stände die Ladung einer besonderen Versammlung nach Leipzig ergehen ließ. Der Kaiser legte kein Hindernis in den Weg. Im Anfange Februars 1631 nahten sie heran, unter ihnen auch der Landgraf Wilhelm von Hessen, der längst mit Gustav Adolf über einen besonderen Anschluß an diesen fremden König in Unterhandlung stand. Es war ein bedeutsames Zeichen der Wandlung der Dinge, daß Johann Georg von der Parteifahne seines besonderen Lutherthumes, von der Concordienformel seines Vorfahren August, sich auch nur so weit entfernen konnte die Reformirten zu einer gemeinsamen Berathung zuzulassen. Denn erst wenige Monate vorher hatten er und andere Lutheraner zu Regensburg es ausgesprochen, daß neben den Katholiken nur die Anhänger der Concordienformel des Religionsfriedens fähig seien. Nun wollte Johann Georg mit den Reformirten berathen! Und noch mehr: es wurden von beiden Seiten sogar die Hoftheologen mitgebracht, damit auch sie unter sich berathen sollten, ob es nicht für sie eine Möglichkeit des Vertragens oder gar der Einigung gäbe.

[1] …er. Schwarzenberg S. 128.
[2] …arzenberg. Beilagen S. 32.

Hoe von Hoenegg, der wohl bekannte oberste Theologe des Kurfürsten von Sachsen, hielt am 10. Februar die Eröffnungspredigt. Der Zorneseifer des alten Psalmisten Assaph wider die Feinde des Gottes Israel diente dem lutherischen Hoftheologen für seinen Herrn wider den Kaiser und das Restitutions-Edikt. „Gott, schweige doch nicht also," begann Hoe seine Predigt, „und sei doch nicht so stille; denn siehe, deine Feinde toben, und die dich hassen, halten den Kopf auf. Sie sprechen: wir wollen unsere Gegner ausrotten, daß sie kein Volk mehr seien und des Namens Israel nicht mehr gedacht werde. Dafür thu ihnen, wie den Midianiten, wie Sissera, wie Jabin, die vertilgt wurden zu Endor und zu Koth wurden auf Erden. Gott, mache sie wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde." Auf diese und ähnliche Ergüsse der Beredtsamkeit Hoes folgte der im besonderen Sinne lutherische Kirchengesang: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort, und steur des Papsts und Türken Mord" u. s. w.

Was doch hatte der Papst Urban VIII., der den Kriegeszug Gustav Adolfs nicht misbilligte, was doch der Türke, um dessen Beistand derselbe Schwedenkönig seit einer langen Reihe von Jahren geworben, zu thun mit dem Convente dieser Fürsten und ihrer Theologen?

Die Worte des Hofpredigers Hoe klingen wie der Trompetenstoß zum Kriege der Fürsten gegen Kaiser und Reich. Dennoch würde die Annahme einer solchen Absicht dem Kurfürsten Johann Georg Unrecht thun. Zwar er befolgte nicht die wohlmeinden Warnungen [1] seines Schwiegersohnes Georg von Hessen-Darmstadt, der sich den ehrenvollen Spottnamen des Reichsfriedensboten erwarb. Johann Georg lud ferner den Vorwurf auf sich von einer Berathung deutscher Reichsfürsten schwedische und französische [2] Emissäre mit ihren Wühlereien nicht fern gehalten zu haben. Mochte im Grunde auch der Kundige ahnen, mochte namentlich Tilly es durchschauen, [3] daß der Bund, den man zu Stande bringen wollte, mit allem seinem Scheine von Worten und Vorwänden, dennoch im Grunde den Abfall von der Sache des Kaisers, des Reiches und der Nation verhülle, und auf das Ziel der Einigung mit dem fremden Eroberer hinaus laufen werde: die bewußte, planmäßige Absicht einer solchen Einigung war bei Johann Georg sicherlich nicht vorhanden. Vielmehr fuhren er und die Anderen, die mit ihm thaten, hinaus auf das wilde Meer der Planlosigkeit, ohne Ruder, noch Steuer. Nur einige wenige wußten was sie wollten. Da war es vor allen der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, der das Meer seiner Schulden trocken zu legen hoffte durch Schweiß und Blut der Deutschen, die unter geistlichen Fürsten wohnten. Das endlose Hin- und Herreden, das Wollen und Nichtdürfen dieser Versammlung ward ihm bald langweilig. Er kehrte heim, um allein für sich selber zu handeln, und wie die lockenden Fremden es nannten, in der freigebigen Schenkung Gustav Adolfs den Preis des ersten Beitrittes

[1] Helbig, Gustav Adolf S. 35.
[2] Hurter, französische Feindseligkeiten S. 35.
[3] Dieß spricht sich in den Berichten Tillys deutlich genug aus.

[illegible] mehr und mehr. Den Anderen war [illegible] zu thun, was sie an Kirchengütern [illegible] Restitutions-Edictes, nicht mehr. [illegible] abzufallen, schwedische Willkür [illegible] ward von Vielen misbilligt.

[illegible] weit entfernt von dem Brand- [illegible] erklärte Johann Georg zum Be- [illegible] Wortes, den Trost der bedräng- [illegible] und die Autorität des Kai- [illegible] die deutsche Freiheit errettet, das [illegible] und evangelischen Ständen wieder [illegible] Friede herbeigeführt werde. Es [illegible] beabsichtigte. Um so seltsamer [illegible] Vertrauens, zur Aufrecht- [illegible] wurden.

[illegible] in Betreff dieser Zusammenkunft zu [illegible] im Allgemeinen. Eben diese Redeweise gleitet [illegible] hinweg. Es waren nicht Protestan- [illegible] sondern protestantische Fürsten. [illegible] das vorhergehende die zufällige Stellung. [illegible] Es drängt sich daher die Frage auf, [illegible] Nation, insofern er nicht [illegible] an diesen Berathungen [illegible] zu Leipzig beriethen, fiel nicht [illegible] dreizehnjährigen [illegible] Die Gesandten des [illegible] für die deutsche Libertät. Sie [illegible] die Vernichtung des Hauses [illegible] Der Schwedenkönig hatte [illegible] Bauern und Sklaven sein [illegible] welche dem Interesse des [illegible] Gustav Adolf entfernt, [illegible] des Wunsches ihrer deut- [illegible] des Reiches war [illegible] das Fürstenhaus, durch welches [illegible] stunden, groß oder klein [illegible] für die damaligen Deutschen [illegible] Sowohl die Lasten als die Vor- [illegible] sich bestimmten nach dem [illegible] und Kreissteuer, und genoß

[illegible]

dafür den Schutz der Reichsgerichte; denn der Kaiser war die Quelle aller Gerichtsbarkeit. Der Landesherr hatte seine bestimmten Einkünfte, und es stand nicht in seiner Macht dieselben einseitig zu vermehren. Er durfte die Stände um besondere Beihülfe für einen einmaligen Fall angehen, mußte dabei des Abschlagens gewärtig sein, und es machte in diesem Abschlagen keinen Unterschied, ob das Territorium groß oder klein war. Die Stände des großen Territoriums hatten denselben Muth zur Versagung, wie diejenigen des kleineren, und ihnen allen stand in gleichem Maße der Rechtsweg an den Kaiser offen. Die Stände von Hessen-Cassel hatten es oft und deutlich nahe gelegt, daß sie sich an der Vergrößerungssucht ihrer Landgrafen, an der Gier derselben nach der Abtei Hersfeld und anderen kirchlichen und weltlichen Gütern nicht betheiligten, keinen Gefallen daran fanden. Wo diese Landesherren das betrieben, was ihre späteren Haus- und Hof-Historiker eine selbständige Politik genannt haben, da konnte dies nur geschehen auf Kosten des Reichsbandes durch Bündnisse mit dem Auslande. Eine jegliche Politik solcher Art übte auf die Stände den Rückschlag ihres Druckes. Sie forderte Opfer von ihnen, Beisteuern an Gelde, und die Folge dieser Beisteuern, namentlich wenn sie für Söldner verwendet wurden, war erhöhte Macht des Landesherrn über die Stände. Deshalb verband sich bei diesen das eigene Interesse mit der Pflicht gegen Kaiser und Reich den Gelüsten der Territorialherren nach Ausdehnung ihrer Macht nicht willfährig zu sein. Jede Verringerung der kaiserlichen Oberhoheit zog unvermeidlich nach sich eine Schmälerung der Rechte des einzelnen Deutschen.

Darum auch hatten die Stände dieses oder jenes Reichsfürsten kein Interesse dabei, ob der Landesherr dieses oder jenes Kirchengut in seinen Besitz brachte, oder darin behielt. Die Berathungen von Leipzig hatten für die Stände der deutschen Länder, für den protestantischen Theil der Nation nur ein mittelbares Interesse. Ob die Güter, um die es sich handelte, in dieser oder jener Hand waren, das berührte sie weniger: das einzige mittelbare Interesse, welches der protestantische Theil der Deutschen daran haben konnte, war die Aussicht, daß diese oder jene Theile von Deutschland möglicherweise wieder katholisch werden möchten. Diese Gefahr war für die Unterthanen der Erbfürsten nicht zu besorgen. Die Pommern, die Brandenburger, die Sachsen, die Hessen, die Braunschweiger und wer immer sonst, waren in ihrem protestantischen Religionsbekenntnisse gesichert durch den Religionsfrieden von Augsburg. Die Erfahrung von nun dreizehn Kriegesjahren lehrte, daß weder der Kaiser, noch die Liga das Glück ihrer Waffen in irgend einer Weise zu einer Aenderung dieses Zustandes unter den deutschen Erbfürsten benutzten.

Den Umständen nach kann mithin die Theilnahme des conservativ gesinnten Theiles der deutschen Protestanten für die Berathungen von Leipzig nur eine geringe und mittelbare gewesen sein. Nicht eine traditionelle irrige Auffassung kann darin für uns maßgebend sein, sondern die Thatsachen. Da auch nicht ein einziger Fall vorliegt, daß bis dahin eine conservativ gesinnte, dem Kaiser mittelbar untergebene Corporation — wir nehmen davon die Stadt Magdeburg

zu erlangen. Wilhelm wollte erwerben, mehr und mehr. Den
es durchgängig nur um die Erhaltung dessen zu thun, was sie an
einmal hatten. Sie wünschten Rücknahme des Restitutions-Edict
Es war nicht ihre Absicht vom Kaiser und Reich abzufallen, s
einzutauschen für die Reichsgesetze. Hoes Predigt ward von

Auch die Vorschläge des Kurfürsten waren weit entfer
rufe seines Hoftheologen. Man wolle, also erklärte Joh
ginne, die Erhaltung des allein seligmachenden Wortes,
ten Kirche: man wolle aber auch, daß der Respect und
sers erhalten, die Reichsverfassung befestigt, die deutsch
sehr zerfallene Vertrauen zwischen katholischen und evan
aufgerichtet, und ein sicherer und beständiger Friede
war das alles gar viel und vielerlei, was man beab
waren die Mittel, die zur Herstellung des gesunkenen
haltung der kaiserlichen Autorität vorgeschlagen wur

Es ist eine oft gebräuchliche Weise in Betre
Leipzig zu reden von Protestanten im Allgemeinen.
leicht und schnell über einen Hauptirrthum hinweg
ten als solche, die in Leipzig zusammenkamen,
Das letzte Wort bezeichnet das Wesen, das vorher
Es ist dies offenbar sehr verschieden. Es drä
welches Interesse der protestantische Theil der de
aus Fürsten und den Hoftheologen derselben
von Leipzig hatte. Die Sache der Fürsten,
zusammen mit derjenigen ihrer Unterthanen,
Kriege daheim die Erneuerung desselben fürch
dinals Richelieu thaten in Leipzig ihren Eifer
ließen durchblicken, daß das letzte Ziel dieser
Oestreich und des deutschen Kaiserthums sei.
vorher gefragt, ob die deutschen Fürsten des
wollten.[2] Allein diese Libertät der deutschen
französischen Cardinals Richelieu und des Sch
war der Natur der Sache gemäß nicht der
schen Unterthanen. Das allgemeine Band
mächtiger, als das Band des Territoriums.
die einzelnen Deutschen mittelbar unter de
war, viele oder wenige Besitzungen hatte,
noch nicht eine wesentliche Verschiedenheit
theile waren in beiden Fällen gleich, w
Reiche. Man zählt die etwa auferlegte

nicht aus — die Ankunft des Schweden, oder sonst eine Handlung der Feindseligkeit gegen den Kaiser freiwillig gebilligt, oder gar unterstützt habe: so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß diese Corporationen, die Magistrate der deutschen mittelbaren Städte, die Ritter- und Landschaften der einzelnen deutschen Länder mit Furcht und Besorgnis auf den Convent von Leipzig schaueten, und von daher nichts Gutes erwarteten.

Wir haben diese Verhandlungen uns näher anzusehen.

Oben an unter den Beschwerden an den Kaiser stand, wie zu erwarten, das Restitutionsedict und die Maßregeln zur Ausführung desselben.[1] Daß das Restitutionsedict erschienen, daß es ausgeführt wurde, war unleugbar ein politischer Fehler des Kaisers und der Liga. Allein es war eben auch nichts anderes, und in der Erörterung der Frage des positiven Rechtes war der Sieg auf der Seite des Kaisers. Das Restitutionsedict, erwiederte er abermals auf die Beschwerden Johann Georgs und der anderen protestantischen Fürsten, die sich diesem anschlossen, ist nichts anderes, als der klare Buchstabe des Religionsfriedens von Augsburg. Es ist erlassen auf inständiges Ansuchen der bedrängten katholischen Reichsstände. Es ist erlassen nach dem Gutachten der Kurfürsten von Mühlhausen. Hat jemand der protestantischen Fürsten und Stände darauf vertraut, daß er die Güter, die er unrechtmäßiger Weise an sich gebracht, niemals wieder herauszugeben brauche, ja vielleicht gar rechtlich zugesprochen erhalten würde: so ist dieser Irrthum seine Sache. Man spricht, sagt der Kaiser, daß die Ausführung des Edictes ohne vorheriges Rechtsverfahren geschehe. Aber hat man es mit der Wegnahme anders gemacht? Ohne Weiteres hat man sich in Besitz gesetzt, ohne Weiteres werden nun die Güter zurückgenommen.

„Dennoch," sagt der Kaiser, „weil die katholischen Stände zu Regensburg geneigt waren, noch gütliche Unterhandlung zu pflegen, um weiteres Unheil abzuschneiden und dem Frieden näher zu kommen: so haben auch wir uns dazu bereit erklärt. Es finden zur Zeit keine Executionen statt, welche die beabsichtigte Unterhandlung verhindern. Daß wir aber zurücknehmen sollten, was bereits geschehen ist, das ist unserer kaiserlichen Autorität zuwider."

Die protestantischen Stände zu Leipzig erhoben ferner laute Beschwerden über das kaiserliche Heerwesen. Es waren nicht neue Klagen seit den Tagen von Regensburg, es waren abermals dieselben und zwar unter ihnen auch solche, die wegen der Abschaffung bereits unstatthaft waren. „Man hat auch Pagen und Lakaien Compagnien untergeben," hieß es abermals. Dieß fand aber damals offenbar nicht mehr statt. Und wiederum tritt uns auch bei diesen Reden und Beschwerden von Leipzig ein Unterschied klar vor Augen. Nachdem man ausführlich erörtert, wie das Wallensteinsche Heer keine Kriegszucht beobachtet, wird auch dasjenige der Liga erwähnt. „Hierzu ist ferner auch das Heer der katholischen Liga gekommen," sagen die Fürsten. Aber von einem Mangel an

[1] Copia Resolutionum welche churf. D. zu Sachsen u. s. w. 1632, mit 14 Beil.

Disciplin derselben ist nicht die Rede. Es ist die politische Klage, daß es ein Heer der Liga gäbe, welches durchziehe, welches einquartiert werde und Unterhalt verlange. „Welcher Reichsstand," klagen die Fürsten, „nun nicht sofort wider diejenigen, so man ohne Noth und einiges Vorwissen der Stände ins Reich gezogen — der Ausdruck ist merkwürdig, sowohl in Beziehung auf den Kaiser, als den Schweden — als Feind sich hat erklären wollen, der ist übel ausgerufen worden," d. h. die ligistischen Officiere und Soldaten haben diejenigen Deutschen, welche den Schwedenkönig nicht als Reichsfeind bezeichnen wollten, schlechte Patrioten genannt aber doch auch eben nur genannt und nicht demgemäß behandelt. Billigerweise hätten die Fürsten zu Leipzig sich über das letztere mehr verwundern sollen, als über das erstere.

Der Kaiser war weit entfernt die Uebel der Soldatesca zu leugnen. Er erkannte sie an.[1] Aber welches andere Mittel hat man ihm gegeben? Ist die Kreishülfe jemals zu erlangen gewesen? Er fragt: ob denn er als Kaiser still sitzen solle, wenn der Feind ins Reich einbreche? Das könne er vor Gott und der Nachwelt nicht verantworten, wolle auch lieber tausendmal das Leben verlieren, als sich von den Historienschreibern das nachsagen lassen, daß durch seine Schuld und Versäumnis das römische Reich, das 800 Jahre als ein Schrecken und Wunder für die Feinde gestanden, nun zu Grunde gehen solle. — Nur so in Wahrheit durfte ein deutscher Kaiser reden.

Am klarsten offenbarte sich die versteckte Unwahrheit der Versammlung zu Leipzig durch ihr völliges Schweigen über den Schwedenkönig. Sie hielt dem Kaiser ihre Beschwerden vor über den inneren Zustand des Reiches. Sie rügte den Druck seines Heeres, ohne auf die stattgefundenen Erleichterungen Rücksicht zu nehmen. Von dem dagegen, was nun sie ihrerseits thun wollte für das Reich und den Kaiser, sagte sie kein Wort. „Es ist uns das höchst befremblich," erwiederte ihnen der Kaiser. „Und doch hat das gesammte Collegium der Kurfürsten zu Regensburg den Einbruch des Schwedenkönigs in das Reich einen unbefugten und ungegründeten genannt, und hat ausdrücklich erklärt, daß das, was auf des Reiches Boden geschehe, fremde Potentaten nicht angehe." Hatte die Rechtsfrage seitdem etwa sich geändert?

In ähnlicher Weise wie dem Kaiser, legt die Versammlung von Leipzig auch den katholischen Kurfürsten ihre Klagen dar. Diese blieben nicht unerwiedert. Zwar wagen die Mitglieder des Bundes von Leipzig abgesehen von dem Restitutionsedicte es nicht die notorische Unwahrheit eines Religionsdruckes vorzubringen. Sie waren vorsichtig in ihren Ausdrücken. „Da man sich unterstehen sollte die Confession von Augsburg auszurotten," sagt Johann Georg: „alsdann wolle er den Bedrängten beistehen." Mithin geschah es noch nicht: es war lediglich eine Furcht, daß es vielleicht geschehen könne. Allein dennoch hatte man die Klagen über den Heeresdruck so eingerichtet, als treffe er die protestantischen Reichsstände und nur diese. Darauf antworten die katholischen Kurfürsten.

[1] Khevenhiller XI. 1571.

Es ist wahr, auch in Neubrandenburg war gewürgt und gewüthet. Allein wie weit verschieden war dieß von demjenigen in Frankfurt! In Neubrandenburg hatte es erst dann begonnen, als alle gütlichen Mittel erschöpft waren, und zwar gemäß dem damaligen Kriegsrechte. Gustav Adolf hatte gegen Frankfurt gütliche Mittel gar nicht angewandt: er hatte nicht die Stadt in Güte aufgefordert. In Neubrandenburg hatten mitten im Blutbade die Trommelwirbel Tillys Gnade und Rettung für den verkündigt, der den Brand der Häuser löschen und retten helfen wollte. Auch in Frankfurt vernahm man während des Blutbades das Wirbeln der Trommeln. Es waren kaiserliche Abtheilungen, die ihre Bereitwilligkeit zur Ergebung anzeigten. Man hörte sie nicht und mordete weiter. Die Trommeln wirbelten abermals. Aber die Schweden, heißt es bei dem officiellen Geschichtschreiber [1] derselben, waren in voller Action begriffen: sie mordeten weiter. Endlich waren sie müde. 800 Kaiserliche waren noch übrig: sie wurden gefangen.

Es war abermals, wie immer, das Recht der Soldaten die mit Sturm genommene Stadt zu plündern, drei Stunden lang. Daß Frankfurt die Stadt eines Kurfürsten war, dem alles daran lag neutral zu bleiben, daß die Bürger die kaiserlichen Truppen nicht freiwillig aufgenommen, daß nicht sie selbst, sondern jene Truppen die Stadt vertheidigt, daß die Bürger durch Schießen und Steinwerfen auf die Kaiserlichen den Schweden geholfen, daß der König sich täglich und stündlich als Befreier von den Kaiserlichen ankündigte: das alles konnte die Stadt nicht retten. Die Plünderung geschah gründlich. Es ward nichts geschont. Die meisten Menschen wurden bis auf's Hemd ausgezogen.[2] Aber die Zeit lief ab. Die drei Stunden waren verflossen. Als dieselbe Zeit in Neubrandenburg verstrichen war mit Inbegriff der Löschung des Brandes, sah man Tilly mit der Armee vor den Thoren. Nicht also in Frankfurt a. d. O. Der König und der Oberst Baudissin nahmen Prügel zur Hand und warfen sich auf die Plünderer. Auch das half noch nicht. Erst als auch der Galgen seine Dienste that, als der König einige der Verruchtesten hatte hängen lassen, war ein Ende geschafft. Dafür rächten sie sich am Abend durch Feuer. Sechzehn Häuser gingen in Flammen auf.

Es ist merkwürdig, daß der König einen theologischen Grund zur Entschuldigung oder Rechtfertigung des Plünderns fand. Als der reformirte Superintendent Pelargus in Frankfurt sich beklagte, daß auch er mit ausgeplündert sei, erwiederte der lutherische König:[3] das sei die gerechte Strafe dafür, daß Pelargus falsche Lehren in die Kirche gebracht. Es war derselbe Gustav Adolf, der einige Wochen zuvor dem hessischen Gesandten Wolf für den reformirten Landgrafen geantwortet hatte: den Unterschied zwischen der veränderten und unveränderten Confession habe der Teufel erfunden.[4]

[1] Chemnitz S. 131 *.

[2] Arlanibaeus, arma suec. p. 149. Theatrum Europ. II. 350.

[3] Pufendorf, de rebus Suecicis III. 45.

[4] Rommel VIII. 94.

Tilly war bereits vor Magdeburg, als er die Kunde vernahm, daß Gustav Adolf, statt dahin ihm zu folgen, sich gegen Frankfurt gewandt. Sofort brach Tilly auch dahin auf. Es war zu spät. Das Unglück am Palmsonntage hatte allzurasch und über alles Erwarten entschieden. Das kaiserliche Heer dort war vernichtet oder zerstreut. Abermals war es auch da nicht entfernt, der Wille des Königs aus Frankfurt gegen Tilly hervorzukommen und dem sehnlichen Wunsche des alten Feldherrn zu genügen. Gustav Adolf setzte die Werke von Frankfurt in besseren Stand, legte 14000 Mann hinein und eilte ... selber weiter nordostwärts, um Landsberg an der Warthe zu nehmen. Tilly sah, daß hier nichts auszurichten sei. Frankfurt und Magdeburg zugleich zu belagern, hätte eine Theilung seiner Macht erfordert, und diese getheilte Macht hätte dann nicht hingereicht. Bis Jüterbock war er gekommen. Er wandte sich wieder, um sich mit der ganzen Macht vor Magdeburg zu legen, hoffend und vertrauend, daß Gustav Adolf doch endlich dahin kommen, dort ihm zu einer Feldschlacht sich stellen müsse. Wenn nämlich der Schwede Magdeburg retten wollte. Von da an, von der Mitte des Aprilmonats an wird Magdeburg der Mittelpunkt des Interesses für den deutschen Krieg.

Bevor wir indessen dahin uns wenden, haben wir zu erörtern, wie unterdessen an anderen Orten sich die Meinungen gestalteten, wie man in Wien die Dinge auffaßte und danach handelte, wie sich im Rücken Tillys die dritte Macht bildete, mit dem Anspruche den Ausschlag gebend zwischen die Streitenden zu treten.

Der Kriegsrath Questenberg hauptsächlich führte am Kaiserhofe das Wort für Wallenstein.[1] Daß Tilly in Pommern, in Mecklenburg nicht rasche Erfolge errang, kam ihm dabei sehr zu Statten. Die Sachen stehen sehr gefährlich, sagte Questenberg dem Kaiser am 26. März. Nur der Mangel eines Hauptes trägt daran die Schuld. Der Graf Tilly ist über siebzig Jahre alt, ist nur hergeliehen, hängt von den Kurfürsten ab, ist ein guter Soldat, jedoch nichts in politischen und ökonomischen Sachen. Auch ist es sehr wohl möglich, daß bei seinem hohen Alter über Nacht der Tod ihn hinwegraffe. Er bat, der Kaiser wolle das erwägen. Das Endziel solcher Fingerzeige konnte der ganzen Sachlage nach nur das eine sein: das Vertrauen des Kaisers in Tilly sollte erschüttert, die Unentbehrlichkeit Wallensteins ihm nahe gelegt werden.

In diese Stimmung des Kaisers fiel die Nachricht des schleunigen Falles von Frankfurt a. d. O. Der General Tiefenbach erstattete Bericht.[2] Er war weit davon entfernt sich einige Schuld der Lässigkeit beizumessen. Er klagte den Oberfeldherrn an. Tilly müsse wissen, sagt er, warum er dieß kaiserliche Heer also ohne einigen Befehl, ohne einige Fürsorge und Hülfe gelassen. Also redet der Commandant einer Festung, der mit 8000 Mann dieselbe beim ersten Sturme verloren! Er nennt die Belagerung Magdeburgs ein unzeitiges

[1] Dudik, Waldstein u. s. w. S. 62.
[2] a. a. O. S. 65 ff.

[illegible]

[illegible]

[illegible] ed. dice: il Padrone ha [illegible] Ministro, che si accorgeva hormai d'esser [illegible] che si era pentito piu d'una volta, di havere lasciato par- [illegible]

Wir kennen bereits diese sämmtlichen Namen von früher her als die eigentliche Partei Wallensteins.

Wichtig ist dann vor allen Dingen, daß diese Personen, Questenberg und San Giuliano, von den Reden Anderer und ihren eigenen Wallenstein sofort in Kenntnis setzen. Er konnte seine Maßregeln danach nehmen. Sein Preis war im Steigen. Wir dürfen annehmen, daß er damals seine Unterhandlungen mit Gustav Adolf und mit Richelieu aufgegeben habe. Auf der Seite des Kaisers war mehr zu erlangen. Denn daß Gustav Adolf ein Bündnis mit Wallenstein eines sehr hohen Preises werth gehalten haben sollte, erscheint bei der scharfen Menschenkenntnis des Schweden, bei seinem wegwerfenden Urtheile über den Phantasten und Narren Wallenstein kaum annehmbar.

Die Stimmung des Kaisers nach dem Falle von Frankfurt bleibt gedrückt, und unter diesem Drucke wächst der Eifer für Wallenstein. Häufig erkundigt sich der Kaiser, was Wallenstein treibe, was er antworte. Der Kaiser schreibt ihm eigenhändig im Anfang Mai: er hoffe, daß Wallenstein auf die eine oder andere Weise ihm nicht aus Handen gehen werde.[1] Bereits vom April 1631 an war Wallenstein seiner Sache sicher. Er, der eben noch den Kaiser und das Reich hatte verrathen wollen, durfte fest erwarten, daß der Kaiser früher oder später ihm die dringende Bitte um Schutz für dieses Reich stellen werde, und konnte die Bedingungen für die Gewährung dieser Bitte im voraus sich klar legen nach seinem Wunsche und Willen. Mehr hätte ihm zur Zeit auch ein geglückter Verrath nicht bieten können.

Es liegt nahe, daß die Ansicht in Wien über Wallenstein, die doch auch wohl nicht so ganz verborgen blieb, die Stimmung, die daraus sich entwickelte in Betreff Tillys, nicht ermuthigend für den Greis wirken, daß eben darum auch die Hülfsmittel, die man von Wien aus ihm bot, nicht ergiebig sein mochten. Auch in Tillys eigenen Reihen machte die Hinneigung zu Wallenstein sich bemerkbar. Pappenheim spricht gegen Wallenstein, der ihm eben zuvor beim Kaiser das Feldmarschallamt verschafft, geradezu selbst es aus, daß die erste und hauptsächliche Ursache des üblen Zustandes die Entfernung Wallensteins sei. Er findet indessen auch andere Ursachen: allzu großes Selbstvertrauen und Geiz, und ferner allzu große Schonung. „Denn wir haben diejenigen verschont," sagt Pappenheim,[2] „welche unsere Feinde sind, und uns jetzt den Hals zu brechen frei sich unterstehen werden." Er meint damit augenscheinlich Johann Georg von Kursachsen und die anderen protestantischen Fürsten.

Wir haben bereits bemerkt, wie Johann Georg von Sachsen, Georg Wilhelm von Brandenburg und Andere eine dritte Macht aufzustellen gedachten, welche neutral nach beiden Seiten hin den Ausschlag für beide geben sollte.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß ein solches Bestreben durch Neutralität zwischen zwei Gegnern eine dritte, Entscheidung gebende Macht bilden

[1] Förster, Wallensteins Briefe II. 156.
[2] Dudik a. a. O. S. 70.

[illegible] sich regt. Wenn [illegible] Georg Wilhelm von Brandenburg [illegible] eine bedeutsame [illegible] an die deutsche Sache, [illegible] Ferdinand II. erhebliche Opfer [illegible] Georg Wilhelm, der niemals wußte, [illegible] wie er sich von seinem [illegible] Sie [illegible] Worte, mit [illegible] Und

[illegible] Johann Georg von Sachsen. [illegible] die Sache dieses Kurfürsten [illegible] Er wollte wohl [illegible] Die Gesandten [illegible] Georg Wilhelms in Dresden [illegible] habe ab [illegible] Eigenschaft [illegible] sich den [illegible] Tafel [illegible] habe und dafür [illegible] Gut habe der Landesherr [illegible]

[illegible] Johann Georg [illegible] dem Ausgange des [illegible] Stände die Ladung einer [illegible] Der Kaiser legte kein Hin[illegible] 1631 nahten sie heran, unter [illegible] der längst mit Gustav Adolf [illegible] König in Unterhandlung stand. [illegible] Wendung der Dinge, daß Johann Georg [illegible] von der Concordienformel [illegible] konnte die Reformirten [illegible] Denn erst wenige Monate vorher [illegible] zu Regensburg es ausgesprochen, daß neben [illegible] der Concordienformel des Religionsfrieden[illegible] Johann Georg mit den Reformirten berathen! Und [illegible] Seiten sogar die Hoftheologen mitgebracht, [illegible] berathen wollen, ob es nicht für sie eine Möglichkeit [illegible] gäbe.

[illegible] Schwarzenberg S. 12[illegible]
[illegible] Schwarzenberg. Beilagen S. 32.

Hoe von Hoenegg, der wohl bekannte oberste Theologe des Kurfürsten von Sachsen, hielt am 10. Februar die Eröffnungspredigt. Der Zorneseifer des alten Psalmisten Assaph wider die Feinde des Gottes Israel diente dem lutherischen Hoftheologen für seinen Herrn wider den Kaiser und das Restitutions-Edikt. „Gott, schweige doch nicht also," begann Hoe seine Predigt, „und sei doch nicht so stille; denn siehe, deine Feinde toben, und die dich hassen, halten den Kopf auf. Sie sprechen: wir wollen unsere Gegner ausrotten, daß sie kein Volk mehr seien und des Namens Israel nicht mehr gedacht werde. Dafür thu ihnen, wie den Midianiten, wie Sissera, wie Jabin, die vertilgt wurden zu Endor und zu Koth wurden auf Erden. Gott, mache sie wie einen Wirbel, wie Stoppeln vor dem Winde." Auf diese und ähnliche Ergüsse der Beredtsamkeit Hoes folgte der im besonderen Sinne lutherische Kirchengesang: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort, und steur des Papsts und Türken Mord" u. s. w.

Was doch hatte der Papst Urban VIII., der den Kriegeszug Gustav Adolfs nicht misbilligte, was doch der Türke, um dessen Beistand derselbe Schwedenkönig seit einer langen Reihe von Jahren geworben, zu thun mit dem Convente dieser Fürsten und ihrer Theologen?

Die Worte des Hofpredigers Hoe klingen wie der Trompetenstoß zum Kriege der Fürsten gegen Kaiser und Reich. Dennoch würde die Annahme einer solchen Absicht dem Kurfürsten Johann Georg Unrecht thun. Zwar er befolgte nicht die wohlmeinden Warnungen [1] seines Schwiegersohnes Georg von Hessen-Darmstadt, der sich den ehrenvollen Spottnamen des Reichsfriedensboten erwarb. Johann Georg lud ferner den Vorwurf auf sich von einer Berathung deutscher Reichsfürsten schwedische und französische [2] Emissäre mit ihren Wühlereien nicht fern gehalten zu haben. Mochte im Grunde auch der Kundige ahnen, mochte namentlich Tilly es durchschauen, [3] daß der Bund, den man zu Stande bringen wollte, mit allem seinem Scheine von Worten und Vorwänden, dennoch im Grunde den Abfall von der Sache des Kaisers, des Reiches und der Nation verhülle, und auf das Ziel der Einigung mit dem fremden Eroberer hinaus laufen werde: die bewußte, planmäßige Absicht einer solchen Einigung war bei Johann Georg sicherlich nicht vorhanden. Vielmehr fuhren er und die Anderen, die mit ihm thaten, hinaus auf das wilde Meer der Planlosigkeit, ohne Ruder, noch Steuer. Nur einige wenige wußten was sie wollten. Da war es vor allen der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, der das Meer seiner Schulden trocken zu legen hoffte durch Schweiß und Blut der Deutschen, die unter geistlichen Fürsten wohnten. Das endlose Hin- und Herreden, das Wollen und Nichtdürfen dieser Versammlung ward ihm bald langweilig. Er kehrte heim, um allein für sich selber zu handeln, und wie die lockenden Fremden es nannten, in der freigebigen Schenkung Gustav Adolfs den Preis des ersten Beitrittes

[1] Helbig, Gustav Adolf S. 35.
[2] Hurter, französische Feindseligkeiten S. 35.
[3] Dieß spricht sich in den Berichten Tillys deutlich genug aus.

erlangen. Wilhelm wollte erwerben, mehr und mehr. Den Anderen war durchgängig nur um die Erhaltung dessen zu thun, was sie an Kirchengütern il hatten. Sie wünschten Rücknahme des Restitutions-Edictes, nicht mehr. war nicht ihre Absicht vom Kaiser und Reich abzufallen, schwedische Willkür tauschen für die Reichsgesetze. Hoes Predigt ward von Vielen misbilligt. Auch die Vorschläge des Kurfürsten waren weit entfernt von dem Brandrufe seines Hoftheologen. Man wolle, also erklärte Johann Georg zum Beginne, die Erhaltung des allein seligmachenden Wortes, den Trost der bedrängten Kirche: man wolle aber auch, daß der Respect und die Autorität des Kaisers erhalten, die Reichsverfassung befestigt, die deutsche Freiheit errettet, das sehr zerfallene Vertrauen zwischen katholischen und evangelischen Ständen wieder aufgerichtet, und ein sicherer und beständiger Friede herbeigeführt werde. Es war das alles gar viel und vielerlei, was man beabsichtigte. Um so seltsamer waren die Mittel, die zur Herstellung des gesunkenen Vertrauens, zur Aufrechthaltung der kaiserlichen Autorität vorgeschlagen wurden.

Es ist eine oft gebräuchliche Weise in Betreff dieser Zusammenkunft zu Leipzig zu reden von Protestanten im Allgemeinen. Eben diese Redeweise gleitet leicht und schnell über einen Hauptirrthum hinweg. Es waren nicht Protestanten als solche, die in Leipzig zusammenkamen, sondern protestantische Fürsten. Das letzte Wort bezeichnet das Wesen, das vorhergehende die zufällige Stellung. Es ist dies offenbar sehr verschieden. Es drängt sich daher die Frage auf, welches Interesse der protestantische Theil der deutschen Nation, insofern er nicht aus Fürsten und den Hoftheologen derselben bestand, an diesen Berathungen von Leipzig hatte. Die Sache der Fürsten, die zu Leipzig beriethen, fiel nicht zusammen mit derjenigen ihrer Unterthanen, die ermattet vom dreizehnjährigen Kriege daheim die Erneuerung desselben fürchteten. Die Gesandten des Cardinals Richelieu thaten in Leipzig ihren Eifer kund für die deutsche Libertät. Sie ließen durchblicken, daß das letzte Ziel dieser Libertät die Vernichtung des Hauses Oestreich und des deutschen Kaiserthums sei. [1] Der Schwedenkönig hatte schon vorher gefragt, ob die deutschen Fürsten des Kaisers Bauern und Sklaven sein wollten. [2] Allein diese Libertät der deutschen Fürsten, welche dem Interesse des französischen Cardinals Richelieu und des Schwedenkönigs Gustav Adolf entsprach, war der Natur der Sache gemäß nicht der Gegenstand des Wunsches ihrer deutschen Unterthanen. Das allgemeine Band, die Idee des Reiches war noch mächtiger, als das Band des Territoriums. Ob das Fürstenhaus, durch welches die einzelnen Deutschen mittelbar unter dem Kaiser standen, groß oder klein war, viele oder wenige Besitzungen hatte, machte für die damaligen Deutschen noch nicht eine wesentliche Verschiedenheit aus. Sowohl die Lasten als die Vortheile waren in beiden Fällen gleich, weil dieselben sich bestimmten nach dem Reiche. Man zahlte die etwa auferlegte Reichs- und Kreissteuer, und ganz

[1] Hurter, französische Feindseligkeiten S. 35.
[2] Helbig, Gustav Adolf S. 31.

dafür den Schutz der Reichsgerichte; denn der Kaiser war die Quelle aller Gerichtsbarkeit. Der Landesherr hatte seine bestimmten Einkünfte, und es stand nicht in seiner Macht dieselben einseitig zu vermehren. Er durfte die Stände um besondere Beihülfe für einen einmaligen Fall angehen, mußte dabei des Abschlagens gewärtig sein, und es machte in diesem Abschlagen keinen Unterschied, ob das Territorium groß oder klein war. Die Stände des großen Territoriums hatten denselben Muth zur Versagung, wie diejenigen des kleineren, und ihnen allen stand in gleichem Maße der Rechtsweg an den Kaiser offen. Die Stände von Hessen-Cassel hatten es oft und deutlich nahe gelegt, daß sie sich an der Vergrößerungssucht ihrer Landgrafen, an der Gier derselben nach der Abtei Hersfeld und anderen kirchlichen und weltlichen Gütern nicht betheiligten, keinen Gefallen daran fanden. Wo diese Landesherren das betrieben, was ihre späteren Haus- und Hof-Historiker eine selbständige Politik genannt haben, da konnte dies nur geschehen auf Kosten des Reichsbandes durch Bündnisse mit dem Auslande. Eine jegliche Politik solcher Art übte auf die Stände den Rückschlag ihres Druckes. Sie forderte Opfer von ihnen, Beisteuern an Gelde, und die Folge dieser Beisteuern, namentlich wenn sie für Söldner verwendet wurden, war erhöhte Macht des Landesherrn über die Stände. Deshalb verband sich bei diesen das eigene Interesse mit der Pflicht gegen Kaiser und Reich den Gelüsten der Territorialherren nach Ausdehnung ihrer Macht nicht willfährig zu sein. Jede Verringerung der kaiserlichen Oberhoheit zog unvermeidlich nach sich eine Schmälerung der Rechte des einzelnen Deutschen.

Darum auch hatten die Stände dieses oder jenes Reichsfürsten kein Interesse dabei, ob der Landesherr dieses oder jenes Kirchengut in seinen Besitz brachte, oder darin behielt. Die Berathungen von Leipzig hatten für die Stände der deutschen Länder, für den protestantischen Theil der Nation nur ein mittelbares Interesse. Ob die Güter, um die es sich handelte, in dieser oder jener Hand waren, das berührte sie weniger: das einzige mittelbare Interesse, welches der protestantische Theil der Deutschen daran haben konnte, war die Aussicht, daß diese oder jene Theile von Deutschland möglicherweise wieder katholisch werden möchten. Diese Gefahr war für die Unterthanen der Erbfürsten nicht zu besorgen. Die Pommern, die Brandenburger, die Sachsen, die Hessen, die Braunschweiger und wer immer sonst, waren in ihrem protestantischen Religionsbekenntnisse gesichert durch den Religionsfrieden von Augsburg. Die Erfahrung von nun dreizehn Kriegesjahren lehrte, daß weder der Kaiser, noch die Liga das Glück ihrer Waffen in irgend einer Weise zu einer Aenderung dieses Zustandes unter den deutschen Erbfürsten benutzten.

Den Umständen nach kann mithin die Theilnahme des conservativ gesinnten Theiles der deutschen Protestanten für die Berathungen von Leipzig nur eine geringe und mittelbare gewesen sein. Nicht eine traditionelle irrige Auffassung kann darin für uns maßgebend sein, sondern die Thatsachen. Da auch nicht ein einziger Fall vorliegt, daß bis dahin eine conservativ gesinnte, dem Kaiser mittelbar untergebene Corporation — wir nehmen davon die Stadt Magdeburg

nichts aus — die Ankunft des Schweden, aber sonst
seligkeit gegen den Kaiser freiwillig gebilligt, aber g
mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß diese Ges
der deutschen mittelbaren Stände, die Ritter- und S
deutschen Länder mit Furcht und Besorgniß auf d
schaueten, und von daher nichts Gutes erwarteten.

Wir haben diese Verhandlungen uns näher anzu

Oben an unter den Beschwerden an den Kaiser
das Restitutionsedict und die Maßregeln zur Ausführu
Restitutionsedict erschienen, daß es ausgeführt wurde,[1]
scher Fehler des Kaisers und der Liga. Allein es wa
und in der Erörterung der Frage des positiven Rech
Seite des Kaisers. Das Restitutionsedict, erwiederte
schwerden Johann Georgs und der anderen protesta
diesem anschlossen, ist nichts anderes, als der klare
friedens von Augsburg. Es ist erlassen auf inständig
katholischen Reichsstände. Es ist erlassen nach dem
von Mühlhausen. Hat jemand der protestantischen F
vertraut, daß er die Güter, die er unrechtmäßiger W
mals wieder herauszugeben brauche, ja vielleicht gar re
würde: so ist dieser Irrthum seine Sache. Man spr
die Ausführung des Edictes ohne vorheriges Rechts
hat man es mit der Wegnahme anders gemacht? O
im Besitz gesetzt, ohne Weiteres werden nun die Güte

„Dennoch," sagt der Kaiser, „weil die katholisch
geneigt waren, noch gütliche Unterhandlung zu pflege
zuschneiden und dem Frieden näher zu kommen: so
bereit erklärt. Es finden zur Zeit keine Executio
absichtigte Unterhandlung verhindern. Daß wir aber
bereits geschehen ist, das ist unserer kaiserlichen Autor

Die protestantischen Stände zu Leipzig erheben se
das kaiserliche Heerwesen. Es waren nicht neue Kl
Regensburg, es waren abermals dieselben und zwar
wegen der Abschaffung bereits unstatthaft waren. „
Lakaien Compagnien untergeben," hieß es abermals.
offenbar nicht mehr statt. Und wiederum tritt uns
Beschwerden von Leipzig ein Unterschied klar vor A
führlich erörtert, wie das Wallensteinsche Heer keine K
auch dasjenige der Liga erwähnt. „Hierzu ist ferner
lischen Liga gekommen," sagen die Fürsten. Aber

[1] Copia Resolutionum welche churf. D. zu Sachsen
lagen.

Disciplin derselben ist nicht die Rede. Es ist die politische Klage, daß es ein Heer der Liga gäbe, welches durchziehe, welches einquartiert werde und Unterhalt verlange. „Welcher Reichsstand,“ klagen die Fürsten, „nun nicht sofort wider diejenigen, so man ohne Noth und einiges Vorwissen der Stände ins Reich gezogen — der Ausdruck ist merkwürdig, sowohl in Beziehung auf den Kaiser, als den Schweden — als Feind sich hat erklären wollen, der ist übel ausgerufen worden,“ d. h. die ligistischen Officiere und Soldaten haben diejenigen Deutschen, welche den Schwedenkönig nicht als Reichsfeind bezeichnen wollten, schlechte Patrioten genannt aber doch auch eben nur genannt und nicht demgemäß behandelt. Billigerweise hätten die Fürsten zu Leipzig sich über das letztere mehr verwundern sollen, als über das erstere.

Der Kaiser war weit entfernt die Uebel der Soldatesca zu leugnen. Er erkannte sie an.[1] Aber welches andere Mittel hat man ihm gegeben? Ist die Kreishülfe jemals zu erlangen gewesen? Er fragt: ob denn er als Kaiser still sitzen solle, wenn der Feind ins Reich einbreche? Das könne er vor Gott und der Nachwelt nicht verantworten, wolle auch lieber tausendmal das Leben verlieren, als sich von den Historienschreibern das nachsagen lassen, daß durch seine Schuld und Versäumnis das römische Reich, das 800 Jahre als ein Schrecken und Wunder für die Feinde gestanden, nun zu Grunde gehen solle. — Nur so in Wahrheit durfte ein deutscher Kaiser reden.

Am klarsten offenbarte sich die versteckte Unwahrheit der Versammlung zu Leipzig durch ihr völliges Schweigen über den Schwedenkönig. Sie hielt dem Kaiser ihre Beschwerden vor über den inneren Zustand des Reiches. Sie rügte den Druck seines Heeres, ohne auf die stattgefundenen Erleichterungen Rücksicht zu nehmen. Von dem dagegen, was nun sie ihrerseits thun wollte für das Reich und den Kaiser, sagte sie kein Wort. „Es ist uns das höchst befremdlich,“ erwiederte ihnen der Kaiser. „Und doch hat das gesammte Collegium der Kurfürsten zu Regensburg den Einbruch des Schwedenkönigs in das Reich einen unbefugten und ungegründeten genannt, und hat ausdrücklich erklärt, daß das, was auf des Reiches Boden geschehe, fremde Potentaten nicht angehe.“ Hatte die Rechtsfrage seitdem etwa sich geändert?

In ähnlicher Weise wie dem Kaiser, legt die Versammlung von Leipzig auch den katholischen Kurfürsten ihre Klagen dar. Diese blieben nicht unerwiedert. Zwar wagen die Mitglieder des Bundes von Leipzig abgesehen von dem Restitutionsedicte es nicht die notorische Unwahrheit eines Religionsdruckes vorzubringen. Sie waren vorsichtig in ihren Ausdrücken. „Da man sich unterstehen sollte die Confession von Augsburg auszurotten,“ sagt Johann Georg: „alsdann wolle er den Bedrängten beistehen.“ Mithin geschah es noch nicht: es war lediglich eine Furcht, daß es vielleicht geschehen könne. Allein dennoch hatte man die Klagen über den Heeresdruck so eingerichtet, als treffe er die protestantischen Reichsstände und nur diese. Darauf antworten die katholischen Kurfürsten.

[1] Khevenhiller XI. 1571.

„Die Angelegenheiten des Krieges haben uns an vielen Orten härter betroffen, als die protestantischen Reichsstände. Dennoch haben wir auch im Besitze einer Armee die Kaiserlichen deshalb nicht gewaltsam angegriffen, sondern vielmehr alles mit Geduld ertragen." Sie fragen, ob es denn nun, wo der Schwede ohne alle Ursache, wie sämmtliche Kurfürsten zu Regensburg anerkannt, in das Reich eingebrochen, ob es denn nun Zeit sei, dem Kaiser die Hülfe abzuschneiden und alles in Verwirrung zu stellen. Durch solche Beschlüsse öffne man dem Schweden Thor und Thür, und reize auch andere fremde Potentaten an in diesem trüben Wasser zu fischen. Nicht das sei das Mittel kurfürstliche Würde und Hoheit zu behaupten. Wenn man den Leipziger Verabredungen gemäß den Kaiser nicht bloß hülflos lassen, sondern ihn gar an der Vertheidigung des Reiches hindern wolle: so werde man den fremden Potentaten erst recht Anlaß geben in das Innere des Reiches zu dringen. Dann allerdings würden diese Fremden durch die That erweisen, daß sie nicht zur Rettung der deutschen Libertät, nicht zur Handhabung des Rechtes und der Ordnung ins Reich gekommen, sondern zu ihrem eigenen Nutzen. Und in diesem Falle möchte es geschehen, daß alle Gegenmittel, wie gern man auch wollte, viel zu spät kommen. Darum, sagen die katholischen Kurfürsten, sollte man sich vielmehr zusammen thun, um mit vereinten Kräften den König von Schweden als einen auswärtigen Reichsfeind von des Reiches Boden abzutreiben. Sie fragen, wie man denn jetzt, wo der Schwede im Reiche stehe, wo ein protestantischer Fürst nach dem anderen die Waffen ergreife und sich rüste, unter solchen Umständen an den Kaiser die Forderung richten möge, daß er die Waffen niederlege? Immerhin nenne man die Verabredungen des Leipziger Tages ein Defensionswerk: es ist dem Dänenkönige und dem niedersächsischen Kreise hinreichend bekannt, was aus solchem Defensionswerke entstehe. Sie erklären abermals, daß es ihr fester Wille sei den Religionsfrieden von Augsburg zu halten. Aber eben der Religionsfriede begründet klar das Restitutionsedict. Lediglich über die Art und Weise der Ausführung, wegen der Klagen über Excesse sind sie zu einer Beredung bereit, und bitten den Kurfürsten von Sachsen, auf den 3. August die angesetzte Versammlung zu Frankfurt a. M. zu beschicken. Die Forderung alles wieder in den vorigen Stand zu setzen, ist völlig unthunlich.

Die Vorstellungen des Kaisers und der Liga, die theils noch vor, theils erst nach dem Schlusse des Leipziger Tages ankamen, änderten die Stimmung des Kurfürsten von Sachsen nicht. Nach zehnwöchiger Berathung faßten er und die anderen Fürsten im Anfange April 1631 den Beschluß: die Kriegsbedrückungen und die Gewalt der Soldatesca soll nicht länger geduldet werden, sondern jeder Reichsstand soll, so gut es gehe, seine Unterthanen bei dem Landfrieden schützen. Zu diesem Zwecke setzen sich die Fürsten und Stände in Kriegsverfassung, und zwar, wie sie ausdrücklich bemerken, nach dem Beispiele der katholischen Liga.[1] Waren die protestantischen Fürsten dazu nicht ebensowohl berechtigt wie die Liga?

[1] Helbig, Gustav Adolf S. 36. cf. Londorp. IV. 144.

So scheint es allerdings, wenn man nur diese Worte betrachtet. Aber der Beschluß ging weiter als die unmittelbare Tragweite derselben. Denn unter Kriegsbedrückungen verstand man auch die Contributionen an das kaiserliche Heer, deren dasselbe, wie einmal die Kriegsverfassung jener Zeiten war, zum Unterhalte bedurfte. Mithin verweigerte dieser Beschluß dem Kaiser die Mittel zum Unterhalte seines Heeres, die Mittel sich und das Reich gegen den fremden Eroberer zu schützen. Und darin war die Bewaffnung dieser protestantischen Fürsten wesentlich verschieden von derjenigen der katholischen, deren Heer zusammenwirkte mit demjenigen des Kaisers. Auch bezweckte der Beschluß nicht in Wahrheit, wie es nach den Worten scheinen möchte, eine Erleichterung der eigenen Unterthanen. Es war nur eine Aenderung. Denn indem jeder Stand des Reiches neue Truppen werben sollte zu dem vermeinten Schütze, indem keiner von ihnen ein anderes Mittel der Erhaltung dieser Truppen hatte, als dasjenige der Contribution, entweder von den eigenen Unterthanen, oder von fremden: so wurde auf die Unterthanen dieselbe Last gewälzt wie zuvor, nur mit dem Unterschiede, daß die Mittel, welche bis dahin verwandt waren zum Schutze gegen den gemeinsamen Feind, nun verwandt wurden, um zuerst den Schutz gegen diesen Feind unmöglich zu machen, und bald, um in dem Interesse dieses fremden Feindes das Reich zu zerfleischen und zu zerreißen.

Und nachdem die Fürsten zu Leipzig solche Beschlüsse gefaßt, setzten sie hinzu: zuvörderst aber wollen die Stände allerseits in dem schuldigen und gebührenden Gehorsam und in unterthäniger treuer Devotion gegen den Kaiser standhaft und unausgesetzt verharren.

Es drängt sich hier unabweislich die Frage auf, ob man sich bei so widersprechenden Dingen nur in dem unfreiwilligen Nebel der Selbsttäuschung bewegte, oder ob man sich derselben bewußt ward bis zur offenbaren Lüge. Daß die Mehrheit einen offenen Bruch mit dem Kaiser nicht beabsichtigte, thut zuerst das Benehmen des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel und der Herzöge von Weimar dar. Sie forderten den offenen Kampf für das, was sie politische und Gewissensfreiheit nannten.[1] Als sie nicht gehört wurden, reisten sie zornig noch vor dem Schlusse der Versammlung ab. Es ist mithin die Frage nach dem Benehmen Johann Georgs; denn nur dieser tritt in den Vordergrund. Die Kleineren sahen auf ihn und ahmten nach, was er angab.

Der Schwede hatte zu Leipzig seine Vertrauten, welche dort wirkten. Wir kennen ihre Instruktion.[2] Es war zuerst der Antrag auf öffentlichen Bund und Vereinigung mit dem Schweden. Wenn dieß nicht durchzuführen sei, so sollten die Gesandten dahin wirken, daß der Leipziger Bund für sich Truppen anwerbe zu seiner Vertheidigung, dem kaiserlichen und ligistischen Heere alles verweigere, die Waffen des Königs als gerecht anerkenne, wenigstens sie nicht misbillige, und ihm Geld zustelle. Daß auch nur zu allen diesen Dingen die Stände gemeinsam

[1] Röse, Bernhard der Große I. 114.
[2] Chemnitz S. 137 ff.

er sich nicht. Wenn man näher auf die Sache einging, so war er unentschlossen. Wenn bei den Kaiserlichen etwas vorfiel, was ihm sehr zuwider war: so brach sein Zorn in heftigen Ausdrücken hervor. Aber die Galle sank wieder, der Zorn legte sich, und Johann Georg war derselbe wieder zuvor. Seine Absicht ging dahin den König zwar zum Freunde zu behalten und sich für den Fall der Noth der Hülfe desselben zu bedienen, jedoch dabei dem Kaiser keinen Anstoß zu geben, und nur in der äußersten Noth sich denselben zum Feinde zu machen. Also berichteten die Schweden dem Könige.

Wir sehen, Johann Georg verharrte wie in dem düsteren Nebel, den seine täglichen Bierräusche in seinem Kopfe zurückließen. Nur der Druck der Ereignisse konnte auf ihn wirken, ihn auch da noch zum Guten ebensowohl wie zum Schlimmen sich entscheiden lassen. Weder Gustav Adolf, noch Tilly durften volles Vertrauen zu ihm hegen. Weniger indessen der letztere, als der erstere. Denn die Rüstungen und Werbungen Johann Georgs gingen fort. Schon begannen im April in Folge des Bundestages von Leipzig die protestantischen Stände ihre Contributionen für das kaiserliche und ligistische Heer zu versagen. Johann Georg und mit ihm viele der anderen Bundesgenossen standen im Rücken Tillys. Wessen hatte sich der Feldherr von ihnen zu versehen?

Pappenheim gibt den Gedanken, die sich bei Tilly und ihm in Folge dieser Dinge regten, den entsprechenden Ausdruck.[1] Während Tilly bis Jüterbock marschirte, um womöglich Frankfurt zu entsetzen, blieb Pappenheim vor Magdeburg zurück. Von da aus schilderte er dem Kurfürsten Max die Lage der Dinge. „Ich wünsche," sagt er, „daß ich Euerer kurfürstlichen Durchlaucht den jetzigen Stand der Dinge so vor Augen stellen könnte, wie er in Wahrheit ist. Der Schwedenkönig hat sich mit neuer Macht aus Preußen und von Stralsund her so gestärkt, daß er uns weit überlegen ist. Er belagert Frankfurt. Die Protestirenden zu Leipzig haben beschlossen zu werben, und werden in wenigen Tagen ein starkes Heer auf den Beinen haben. Das englische Hülfsheer ist schon unterwegs. Die Generalstaaten ruhen auch nicht. Das ganze Land wartet nur auf einen guten Rückhalt, um sich im allgemeinen Aufstande zu erheben."

„Frankfurt zu entsetzen ist es wahrscheinlich schon zu spät. Das Heer ganz über die Oder zu führen würde den protestantischen Fürsten von Leipzig ihre Werbung und den Entsatz von Magdeburg erleichtern. Das kaiserliche Heer würde dann von der Elbe abgesperrt und vom Reiche abgeschnitten. Wenn wir dagegen Frankfurt unentsetzt lassen, so sieht auch das seltsam aus und es geht ein guter Theil des kaiserlichen Heeres verloren. Dem Feinde wird dadurch der Paß nach Böhmen und Schlesien eröffnet."

Wir sehen, auch Pappenheim erkennt noch die Plane des Schwedenkönigs nicht. Auch er meint, der König werde den Kaiser als seinen eigentlichen Feind betrachten und auf die Erblande losgehen. Dies war nicht das Ziel des Schweden.

[1] Khevenhiller XI. 1783.

eingestellt werden, nur was bereits zur Ausführung gebracht ist, soll in diesem Zustande verbleiben. [1]

Es geht durch alle Beschlüsse und Berichte der Liga das Bestreben im Einverständnisse und Frieden zu bleiben mit Johann Georg von Sachsen. Es schien das doch möglich sein zu müssen. Also schien es, weil man die volle Kraft — wenn wir so es nennen wollen — des Schwedenkönigs nicht durchschauete. Wir haben diese besondere Kraft kennen zu lernen bei einem der wichtigsten Ereignisse des grauenvollen Krieges, bei der Eroberung und Zerstörung von Magdeburg. Wir haben zugleich zu ersehen, wie der wackere deutsche Held sich benahm bei diesem Ereignisse. Vorher fordert die Entwickelung der Dinge in dieser Stadt vor dem erschütternden Falle unsere Aufmerksamkeit.

Neunzehnter Abschnitt.

In der Stadt Magdeburg war frühzeitig die Bewegung der Reformation zum Siege gelangt. Sie nahm Theil an dem Bunde von Schmalkalden. Die Wellen gingen hoch. Als der Kaiser Karl V. 1547 drohend vor dem nahen Wittenberg stand und von da aus die Magdeburger zur Unterwerfung aufforderte, gaben die Geistlichen der Stadt dem Rathe ihre Meinung kund, daß der Teufel durch den Antichrist und andere große Tyrannen und Wütheriche die greuliche und blutige Verfolgung wider Gott und das göttliche Wort zu Wege bringe, und das Kind des Verderbens, der Mann der Sünde, habe seine Freude daran. [2] Diese Ausdrucksweise und der Sinn, aus welchem sie sproßte, vererbte unter den Predigern von Magdeburg.

Im Auftrage des Kaisers belagerte der neue Kurfürst Moritz die Stadt. Die Geistlichen predigten wider den Apostaten. Die Bürger wehrten sich mannhaft. Daß Moritz ihre Stadt gar nicht nehmen wollte, daß er die Belagerung nur benutzte zum Deckmantel seiner weitreichenden Plane gegen den Kaiser: das ahnten die guten Magdeburger nicht. Indem sie täglich so viel und so viel Feinde erlegten, die Moritz dem Gaukelspiele seines Gehorsams gegen den kaiserlichen Befehl wider Magdeburg zum Opfer brachte, sahen die Magdeburger die himmlischen Heerschaaren in flammender Rüstung leibhaftig für sie streiten. Als endlich Moritz die Zeit der Ausführung seiner Plane für gekommen erachtete, bot er den Magdeburgern eine ehrenvolle Capitulation. Auch da noch und

[1] Bericht in Ziffern im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück: Man hat jetziger zeit nach rathsamb Gefunden mit vollstreckung des wegen Execution des Kays. Edicten angeordneten biß zu besserer gelegenheit dissimulando etwas einzuhalten, was aber allbereit zur execution gestellet, im selbigen zustande zu belassen.

[2] Hortleder, vom deutschen Krieg Theil II. S. 254.

fernerhin fanden die Geistlichen und Bürger von Ma
Rettung nicht dort, wo er verborgen lag, nicht in
dem mit ihrer Bezwingung oder gar ihrem Untergang
denn sie fanden ihn fort und fort in sich selber, in d
Hülfe himmlischer Mächte. Um so weniger dämmer
Nachkommen der Gedanke auf, daß je nach der Po
Erde das Verhältniß sich einmal völlig umdrehen kö
erklärter Feind zu eigenem Nutz und Frommen sie gesch
erklärter Freund zu eigenem Nutz und Frommen sie dem

Magdeburg kam seitdem nicht wieder zu bleibende
deutschen Städte sind um die Grenzscheide des sechzeh
Jahrhunderts reich an inneren zerwühlenden Kämpf
tende Theilnahme der Geistlichen, ob lutherisch, ob ca
die Theologen auf Seiten der demokratischen Partei des
kratische des Raths. Also lag es in der Natur der

Die Geistlichen gehörten durch Geburt und Erzi
hörten, häufiger den unteren Lebensständen an. Dort
sie sich heimisch. In enger Verbindung damit stand e
schrieb von den Zeiten der Reformation selbst. Von
Kirchengute, welches in den Zeiten der Reformation
Gewalten hier mehr dort minder an sich nahmen, fiel
hältnißmäßig nur ein geringer Antheil den Verkündig
Die Ausstattung der Geistlichen war dürftig. Wir seh
sehenen lutherischen Theologen zu Berlin 1615 einen
Biere halten.[2] Daß man dieß nicht unstatthaft und
auf sehr ungünstige Verhältnisse in pecuniärer Beziehu
die Erinnerung, daß die geringe Ausstattung der Pfar
Last gelegt werden durfte. Die Geistlichen vermeinten
ausreichende Besoldung aus dem alten Kirchengute,
haben, welche von den Magistraten bei den betreffe
Städte säcularisirt waren. Diese Wünsche fanden selte
pflegten bischöfliche aus altkatholischer Zeit die Fundation
stellen zu belassen, wie dieselben ausgestattet waren für
nicht für eine Familie mit ihm. Es ist bekannt, wie
in seinen Predigten, seinen Briefen diese Klage wieder
lichen darben lasse, sie geradezu dem Hungertode au
seinen letzten Lebensjahren den Studenten zu Wittenbe
erklärt, indem er redet von Abraham und Noah, von
in ihm immer wieder dieser Gedanke empor und schläg

[1] Man vgl. die Schilderung der sehr verwandten
Aitzema II. 229.

[2] K. A. Menzel, neuere Geschichte d. D. VI. 107.

Reden: man läßt die Geistlichen darben.[1] Diesen Klagen ward noch lange nicht abgeholfen. In Holland sagte man auch noch im siebzehnten Jahrhunderte, daß ein Geistlicher beinahe betteln müsse, um seine Familie zu erhalten.

Hier lag der natürliche Gegensatz der Geistlichen gegen die bürgerliche Aristokratie nahe genug. Es kam hinzu, daß die Angehörigen der besser gestellten Lebensstände sehr häufig unkirchlich waren.[2] Auch bei Luther prägte sich diese Erfahrung oft schon in sehr starken Worten aus. Die Geistlichen dagegen erkannten ihre Macht. Sie hatten Ansehen und Gewicht bei den niederen Bürgern. Auf diese stützten sie sich. Im Vertrauen auf diese Stütze wagen einige unter ihnen Dinge, die fast unglaublich erscheinen. Als der Rath von Magdeburg dem heftigen Heshus die Kanzel verbot, sprach ein Gesinnungsgenosse des Heshus von der Kanzel den Bannfluch über den Rath und die Anhänger desselben. Er schneide sie ab, sagte er, als faule, stinkende Glieder von der Gemeinde Christi, schließe ihnen den Himmel zu und die Hölle weit auf, und übergebe sie dem leidigen Teufel. Der Rath versuchte mit Heshus gütlich zu unterhandeln. Heshus erwiederte: nach dem Bannfluche sei der Rath keine Obrigkeit mehr. Um den furchtbaren Demagogen aus der Stadt zu schaffen, bedurfte der Rath eines Aufgebotes von 500 getreuen, bewaffneten Bürgern.

Dieß geschah lange Jahrzehnte vor dem dreißigjährigen Kriege. Es kam nicht wieder zu solchen Ausbrüchen. Aber der Zustand der Dinge, in welchem sie geschehen konnten, blieb derselbe, und mit ihm die Möglichkeit einer ähnlichen Sinnesrichtung und Aeußerung, wie Heshus sie bewiesen.

Keineswegs aber darf man geneigt sein dem Magistrate von Magdeburg, den angesehenen Familien, die dort an der Spitze des bürgerlichen Gemeinwesens standen, eine hohe sittliche Haltung zuzusprechen. Der moralische Zustand unserer deutschen Nation beim Beginne des unseligen Krieges tritt in wenigen anderen Thatsachen so trostlos zu Tage, als in dem Kipper- und Wipperwesen, in der Münzfälschung während der ersten Jahre des Krieges. In Magdeburg kam es im Jahre 1622 dahin, daß ein Thaler vollwichtigen Geldes gleich zehn Thalern des geprägten Kleingeldes stand.[3] Es waren nicht etwa gewöhnliche Falschmünzer, die dieß Geschäft betrieben. Das Uebel wurzelte deshalb so tief, wirkte darum so unsäglich verderblich, weil es ausging von den gesetzlichen Münzstätten selbst, welche von den Fürsten und Obrigkeiten verpachtet zu werden pflegten. Viele deutsche Obrigkeiten betheiligten sich an dem ehrlosen Gewinne, theils unmittelbar, theils durch nachsichtiges Gehenlassen. Daher entstand eine Reihe von Volkstumulten. In Magdeburg führte die Erbitterung des Volkes zum bewaffneten Aufstande, zu Kampf und Blutvergießen. Die Sache ward beigelegt; aber das Mistrauen der unteren Stände gegen den Rath blieb. Auch die Geistlichen

[1] Man schlage einen beliebigen Band der Werke Luthers auf. Man wird kaum ein Paar Seiten lesen ohne diese Klage, namentlich aus seinen letzten Jahren in Walch Tom. I.

[2] Vgl. auch hier Aitzema a. a. O.

[3] Hoffmann, Geschichte von Magdeburg III. 20.

im Magdeburg haderten fort und fort. War es n
predigten und schrieben sie wider einander. [1]

An anderen Verwickelungen fehlte es nicht. A
deutschen Fürstenhäusern die Aussicht auf die geistlichen
thümer eröffnete, warfen die Hohenzollern die Augen
burg. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts
wie ein Zubehör dieses Hauses. Im Jahre 1598 n
nistrator selber Kurfürst. Er vermochte das Domca
jährigen siebten Sohn, Christian Wilhelm, zum Nach
Namen des Knaben regierte das Domcapitel bis 160
Wilhelm als Administrator selber die Regierung an, abe
Wahlbedingungen. Er hätte gern derselben sich entledi
ledigung mußte er sich bei seiner Heirath mit einer Pr
eine Verschärfung gefallen lassen. Die Interessen kreu
Magdeburg wünschte für die Stadt die völlige Reichsfre
Administrator und Capitel hindernd entgegen. Dennoc
Wilhelm ein Mittel gegeben der Stadt näher zu treten
Vorstädte von Magdeburg, Neustadt und Sudenburg,
Rathe von Magdeburg, sondern unter dem Administ
Christian Wilhelm war bereit sie um den Preis der
Rathe von Magdeburg hinzugeben. Aber man ward ni
gaben Gelegenheit zu mannigfachen Reibungen. Chri
nicht dahin bringen, daß er vom Rathe zu Magdebur
erhielt. Weder der Administrator, noch das Capitel
welche Hoheitsrechte über den Rath von Magdeburg a

In solcher Weise vielfach aus einander strebend
dreißigjährigen Krieges den Administrator und die Sta
jedoch stimmten sie damals überein: in dem Entschlusse
zu nehmen. Denn das ist ja überhaupt die Stellun
beim Beginne des Krieges. Wir haben gesehen, wie
deutschen Fürsten, namentlich des älteren sächsischen H
ihrer Stände sich mit dem Kriege in Böhmen und so
sämmtlich waren dem Kaiser und dem Reiche getreu.
1620 kaiserliche Gesandte das Reich durchreisten, um
müther zu erforschen. [3] Als sie dem Rathe zu Magde
Verhältnisse Böhmens darlegten, wie die ganze Bewe
eine Sache der Religion ausgebe, nur in den maßlosen
adels wurzele, erwiederte ihnen ein Mitglied: „Hätte m
offenkundig gemacht! Wie viele Tausende sind nicht a

[1] a. a. O. S. 22.
[2] a. a. O. S. 17. 38.
[3] Hurter, Ferdinand II. Bd. VIII. S. 215.

Kaiser ab und den Böhmen zugefallen!". Christian Wilhelm brachte an der Tafel das Wohl des Kaisers aus mit dem Zusatze: „Möge der Kaiser in Allem glücklich sein, besonders in der Wiedererwerbung seiner Länder! Möge der Teufel diejenigen holen, welche es ihm nicht gönnen!" — Auch später noch dauerte diese Gesinnung Christian Wilhelms. Am Ende des Jahres 1622, als schon für Friedrich von der Pfalz alle Hoffnung eines Sieges verloren war, betheuerte Christian Wilhelm: der Kaiser habe ein friedsames Gemüth und von den katholischen Reichsständen sei dasselbe zu erwarten.[1]

Der Rath von Magdeburg beharrte in dieser Gesinnung. Nicht also Christian Wilhelm. Da der Kaiser ihm die Bestätigung als Administrator des Erzstiftes verweigerte, schlug er andere Wege ein. Er trat zu dem Dänenkönige. Er nahm Theil an den Beschlüssen von Lauenburg, an der Wahl des Königs zum Kreisobersten. Weder das Domcapitel, noch die anderen Landstände des Erzstiftes, am wenigsten der Rath von Magdeburg billigten diese Schritte. Sie weigerten dem Christian Wilhelm jegliche Unterstützung zu seinem Kriege. Es ist im Erzstifte Magdeburg dieselbe Treue der Landstände gegen Kaiser und Reich, wie in Braunschweig, in Calenberg, in Mecklenburg, und wo immer sonst es sei.

Da Christian Wilhelm keinen Rückhalt in seinem Erzstifte hatte: so brachte er dem Dänenkönige nichts als seine eigene Person. Der Eifer derselben ersetzte nicht den Mangel an Geld und an eigener Fähigkeit. Von einem Ruhme Christian Wilhelms in diesem Kriege hat Niemand etwas berichtet. Sein reiches Erzstift hatte er verwirkt.

Wallenstein besetzte dasselbe schon im Oktober 1625. Mit dem Tage seines Einzuges begann für das reiche fruchtbare Land die lange Kette namenloser Leiden. Wallenstein war nicht feindlich gekommen. Welchen Grund auch hätte er dazu gehabt, wo das Land dem Kaiser treu ergeben war? Wallenstein hat überhaupt mit Ausnahme von Jütland während seines ersten Generalates kein Land betreten, das er nicht als kaiserlich getreu und deutsch erfunden hätte. Das indessen war kein Hemmnis seiner Habgier.

Es ist ein schauerliches Bild, welches uns der Magistrat von Magdeburg im Jahre 1629 von der ungezügelten Gier der Wallensteinischen Officiere und ihrer Schaaren entwirft.[2] Die unglücklichen Bürger und Bauern dieses reichen Landes arbeiteten fortan nicht mehr für sich. Sie baueten den Acker nicht mehr für ihre Familien, ihre Weiber, ihre Kinder, sondern für die Contribution. Es war das entsetzliche Wort, welches den Wohlstand des Landes zerfraß, die Dörfer, die Städte entvölkerte, die Menschen zum Selbstmorde oder hinaus in das Bettlerelend trieb. Nicht die Früchte des Baumes wurden gepflückt, sondern der Baum ward umgehauen um seiner Früchte willen, und häufig noch die Wurzeln dazu aufgewühlt, daß ihnen auch die Kraft des Wiederausschlagens verging. Wie

[1] Rommel VI. 215. Nr. 152.

[2] Deduction der Stadt Magdeburg von 1629. Abgedruckt bei Calvisius, das zerstörte und wieder aufgerichtete Magdeburg. S. 143.

Wallenstein die Obrigkeiten zerstörter Städte einsperrte bei Wasser und Brod, ihnen persönlich neue Geldstrafen zudictirte, wenn sie bei dem Kaiser um Nachlaß der ungeheuren Forderungen baten:[1] so verfuhr jeder Officier in seinem Kreise im Kleinen. Schon anderthalb Jahr nach dem Einrücken Wallensteins in das Erzstift fand man zu Neuhaldensleben die Hälfte der Häuser leer und verlassen. Unter solchen Umständen war an Handel und Verkehr kaum noch zu denken. Wenn auch der Rath von Magdeburg jeglichen Antrag Wallensteins zu einer Einquartierung mit glatten Worten ablehnte: so litten doch mittelbar die Bürger sehr schwer. Die Nahrungslosigkeit stieg von Jahr zu Jahr.

Der Rath von Magdeburg jedoch beharrte in der Treue gegen den Kaiser. Christian Wilhelm hatte eine kleine Partei in der Stadt. Mit ihrer Hülfe gedachte er im Sommer 1626 sich derselben zu bemächtigen. Der Weimarer Herzog Johann Ernst, der dem Dänen diente, und Christian Wilhelm ritten heran und baten um Einlaß für sich und ihr Gefolge.[2] Nach dem üblichen Sprachgebrauche des Dänenkönigs und seiner Obersten war der Beweggrund ihres Thuns die Religion. Es war der Plan, beim Einlaß mit dem Gefolge unter dem Thore zu verweilen, und so die noch versteckten Truppen mit in die Stadt zu bringen. Der Rath indessen ließ sich so nicht fangen. Er schenkte den beiden Fürsten ein Faß Wein und schlug ihr Begehren ab. Der Kaiser lobte den Rath sehr wegen dieses Verhaltens. Er sicherte der Stadt abermals die Erhaltung ihrer Privilegien zu, und bat sie sich nicht irre machen zu lassen durch das Vorgeben, daß der Krieg, den der fremde König erregt, die Religion betreffe. Er versprach der Stadt abermals, daß er sie bei dem Religionsfrieden von Augsburg schützen wolle.[3]

Bei solcher Gesinnung des Kaisers war wiederum auch der Rath sehr willfährig. Der Abt von Strebow zu Prag hatte längst gewünscht die Reliquien des heil. Norbert, der den Prämonstratenser-Orden gestiftet, aus Magdeburg nach Prag zu holen. Die erste Bitte darum ward nicht gewährt. Wenn auch immer die Bevölkerung von Magdeburg protestantisch war: so hielt sie dennoch fest an der Ueberlieferung, daß die Gebeine des heil. Norbert das Glück an die Stadt fesselten, daß dem Verluste derselben das Unglück folgen werde. Der Administrator Christian Wilhelm untersagte dem Probste des Liebfrauenklosters, in dessen Kirche Norberts Ruhestätte war, bei Todesstrafe die Ablieferung.[4] Der Rath und das Capitel jedoch meinten bei der wiederholten Forderung Weingers: man müsse willfahren. Der Abt von Stroboff aus Prag mit einigen kaiserlichen Commissarien erschien in Magdeburg und sicherte im Namen des Kaisers Straflosigkeit zu. Man eröffnete das Grab und fand in einem steinernen Sarge die Gebeine, die fünfhundert Jahre der Verwesung getrotzt hatten. Sie wurden im November 1626 nach Prag geführt und dort mit allen erdenklichen Ehren empfangen.

[1] Dreyhaupt, Beschreibung des Saalkreises I. 347 ff.
[2] Calvisius a. a. O. S. 140.
[3] 152.
[4] S. 516.

Ob es dennoch wohl manchem Bürger von Magdeburg bange zu Muthe werden mochte, daß mit diesem Tage das Glück von Magdeburg geschieden sei?

Dagegen schlug der Rath eine andere Forderung ab, weil dieselbe in Widerspruch zu stehen schien mit den Privilegien der Stadt. Der kaiserliche Oberst Aldringer erhob eine schwere Anklage auf Raub und Mord gegen den Anführer der städtischen Soldaten, den Oberstlieutenant Schneidewind.[1] Es war ferner allgemein bekannt, daß Schneidewind im Sommer 1626 thätigen Antheil an dem Plane gehabt dänische Truppen in die Stadt einzulassen. Aldringer forderte deshalb die Auslieferung dieses Mannes. Der Rath weigerte sie. Er selbst hielt den Schneidewind in Haft, anfangs auf dem Rathhause. Dann ward die Haft dahin ermäßigt, daß es dem Schneidewind verstattet wurde in dem Wirthshause zur goldenen Krone zu wohnen, unter dem Versprechen bis zum Austrage der Sache nicht von da zu weichen.[2] Die Haft dieses Mannes und das Wirthshaus erlangten bald hohe Bedeutung für die Entwickelung der Dinge.

Schon vorher hatte sich eine sonderliche Gesellschaft in Magdeburg gebildet.[3] Dieselbe pflegte zu einem Wein- und Bierhause aus und zum anderen einzugehen. Dort trug man zusammen, was in den Angelegenheiten der Stadt und des Rathes vorfiel, bekrittelte und tadelte es, deutete alles zum ärgsten aus und brachte es also unter die Bürgerschaft. Die Mitglieder selbst dieser Vereinigung beflissen sich der Pracht und der Hoffahrt, des Saufens, Spielens und Schandirens. Ihr Hauptquartier war in der Rathsschenke der Vorstadt Sudenburg, Dingebank genannt, und daher hieß der gemeine Mann diese Gesellschaft die Brüder von der Dingebank. Nachdem Schneidewind in der goldenen Krone seine Wohnung aufgeschlagen, erkoren sich die Brüder diesen Ort. Ihm wurde die Zeit lang. Man suchte sie ihm zu kürzen, und er seinerseits kargte nicht mit den guten Weinen seines Wirthes. Man vernahm von dort aus allerlei Reden. Schneidewind sei ein unschuldig Gefangener, hieß es. Nur der Neid und Haß des Rathes sei daran Schuld, weil Schneidewind den Dänen mehr gewogen sei als den Kaiserlichen, und durch jene die Befreiung gehofft habe von der Ueberlast und dem Drange der Wallensteiner. Das Wirthshaus war der Punkt zur Vereinigung aller Unzufriedenen. Dort erschienen die eifrigen Pastöre, der Dr. theol. Gilbert, ferner Cramer und Kotzebue.[4] Sie lebten dort lustig und froh, auch die Frauen kamen dahin. Aber neben den Gastmählern, die dort gefeiert wurden, entwickelte sich ein tiefer Ernst dieser Zusammenkünfte. Man vernahm die Rede, daß Schneidewind zu seiner Zeit für den erlittenen Schimpf und Schaden sich an den Urhebern erholen werde. Die Geistlichen, die zur Partei gehörten, forderten mit ungestümen Reden[5] von der Canzel die

[1] Hoffmann, Magdeburg III. S. 42. Nr. 1.

[2] Otto Gericke, Chronik der Eroberung von Magdeburg. S. 17.

[3] Diese Beschreibung wörtlich nach Gericke a. a. O.

[4] Ausführliche und wahrhaffte Relation u. s. w. bei Calvissius S. 77.

[5] Gericke: sehr importunirlich.

Wallenstein die Obrigkeiten größerer Städte [illegible]
persönlich neue Geldstrafen zudiktirte, wenn sie [illegible]
ungeheuren Forderungen baten: [1] so [illegible]
Kleinen. Schon anderthalb Jahr nach [illegible]
stift fand man zu Neuhaldensleben [illegible]
Unter solchen Umständen war es [illegible]
Wenn auch der Rath von Magdeb[urg] [illegible]
Einquartierung mit glatten Worte[n] [illegible]
sehr schwer. Die Nahrungslos[igkeit] [illegible]
Der Rath von Magdeb[urg] [illegible]
Christian Wilhelm hatte [illegible] [2]
dachte er im Sommer [illegible] ihnen [illegible]
Johann Ernst, [illegible] seine gute, kaiserlich [illegible]
baten um Einlaß [illegible] öffentlich und reden geheim gegen
des Dänenkönigs [illegible] Thatsachen dazu ließen es ja die Wallenstein[er]
gion. [illegible]
verweilen [illegible] des Rathes für den Kaiser und die deutsche Sache zeigt
[illegible] in Worten, sondern auch in der That. Als Tilly 1627 bei
[illegible] eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen läßt, gibt die Stadt dazu ihre
[illegible] Sie liefert dem ligistischen Heere Lebensmittel, die Tilly allerdings,
[illegible] es seine Weise war, baar bezahlt. Noch näher schien der Rath dem be[illegible]
[illegible] aus Ungarn zurückkehrenden Wallenstein zu treten, [3] freilich in einer
Weise, die beiden Theilen wenig zur Ehre gereicht. Die blühenden Vorstädte
Sudenburg und Neustadt waren der Altstadt Magdeburg längst ein Dorn im
Auge. Der Rath hatte schon 1625 beim ersten Einrücken Wallensteins in das
Stift über den Abbruch derselben unterhandelt. Er hatte mehr gethan. Er
hatte sofort die Hand ans Werk gelegt. Im ersten Anlauf wurden 66 Häuser
zerstört. 1627 fand man dafür eine noch bessere Form. Wallenstein gestattete
dem Rathe die Festungswerke der Stadt um 1000 Schritte hinaus zu legen
und alles was dabei im Wege sei, zu zerstören. Nach dem Rechte, mit welchem
dieser Mann bei einer Stadt, in welcher er keine Besatzung hatte noch haben
konnte, über das Eigenthum und die Habe von etwa 10,000 Menschen verfügte,
ward dabei nicht gefragt. Ein Anderes war die Hauptsache. Magdeburg
sollte ihm dafür 133,000 Rthlr. bezahlen. Was der Rath vorgebracht haben
mochte, um die Bewilligung zu erlangen, liegt in einem Zornesworte des kaiserlichen
Generals Schlick deutlich ausgesprochen. Als der Magistrat bei der Abmessung
sich beschwerte, daß die bewilligten 1000 Schritte nicht ganz gegeben
würden, fiel Schlick entrüstet ein: „Ei was, ihr habt ohnehin mehr als euch
zukommt. Sind das Kotten, Gartenhäuser und Strohhütten? Wie habt ihr

[1] Gericke, a. a. O. S. 18.
[2] Ausf. u. w. Relation bei Calvisius S. 78.
[3] S. 46 ff.

wurden niedergerissen das Rathhaus der Neustadt, eine Reihe
und 500 Wohnhäuser. Die Verwendungen des Domcapitels
[illegible] Vorstädte waren fruchtlos. Doch ließ der Kaiser den
[illegible]
[illegible]s Unrechtes gegen diese Vorstädter, daß eben daran
[illegible] Gemeinde von Magdeburg sich fortspann. Der
[illegible] Summe an Wallenstein den zehnten Pfennig
[illegible] säumig und ungehorsam. Sie wollte diesen
[illegible][1] Statt der Hälfte kam bei dem ersten
[illegible]eldes ein. Die Wallensteinischen Heer-
[illegible]ch lange zog sich die Abzahlung hin.
[illegible] Wallenstein war durch diese Zögerung
[illegible]lehren.

[illegible] im Beginne des Jahres 1628, gewannen die Eiferer auf
[illegible]en, wie es schien, triftigeren Grund zum Religionskriege zu
Eine große Zahl der Geistlichen, ein nicht geringer Theil der Bürger,
unter der Nahrungslosigkeit am meisten litten, hatten auch ja vorher es sich niemals ausreden lassen, daß der Krieg die Religion angehe. Wir kennen bereits die Geschichte des Christian Wilhelm. Weil derselbe seine Wahlbedingungen mehrfach verletzt, weil er am Kriege gegen das Reichsoberhaupt Theil genommen: so erklärte das Domcapitel im Januar 1628 ihn seiner Würde verlustig, und wählte statt seiner den Prinzen August von Sachsen. Der Kurfürst Johann Georg beeilte sich für seinen Sohn die Bedingungen zu genehmigen, bevor der Kaiser Einspruch thäte. Dennoch geschah es. Der Kaiser weigerte sich die Wahl zu bestätigen, weil sie mehr aus politischen, als aus kanonischen Rücksichten geschehen sei. Ferdinand II. hatte seinem Sohne Leopold das Erzbisthum zugedacht.

Das Restitutionsedict schwebte damals in der Luft. Es trat mehrfach in Wirksamkeit, bevor es formell erlassen war. Im Erzstifte Magdeburg wurden schon im Laufe des Jahres 1628 einige Klöster wieder mit Mönchen und Nonnen besetzt.[2] Solche Vorgänge erregten den Eifer der Geistlichen von Magdeburg zu zornigen Predigten, zur Aufreizung des großen Haufens. Und dazu schwoll der ungeheure Druck des Wallensteinischen Heeres täglich an. Die Wege fern und nah waren wie versperrt. Gewerbe und Handel lagen danieder. Kornpachten, Zehnten und Zinsen aus der Umgegend blieben aus. Das traf namentlich die Kirchen, die Schulen, die Geistlichen. Etwa erledigte Stellen konnten nicht wieder besetzt werden. Das Verfahren war in keiner Weise verschieden von demjenigen, welches Wallenstein und seine Obersten überall befolgten; aber es war für die eifernde Partei in dem festen, sicheren Magdeburg ein treffliches Mittel, um die einmal erregten Gemüther bei allgemeiner Nahrungslosigkeit noch

[1] Gericke S. 2.
[2] Hoffmann III. S. 52.

Freilassung dieses Mannes. Die Gesellschaft schloß si
Derselbe holte Gutachten ein von Universitäten, ob
den Waffen zu greifen. Denn der Krieg betreffe ja d
um dieselbe Zeit, als die Stände von Braunschweig
danten in Wolfenbüttel schrieben: sie würden in der U
Niemanden gestört, als durch die raubend umherst
Garnison in Wolfenbüttel. Die Gutachten für den
gegen holte der Rath das Gutachten zweier Universi
fahren gegen Schneidewind ein rechtmäßig begründetes
in Haft; aber der Prozeß rückte nicht vor.

Es ist seltsam zu sehen, wie weiter der Rath
Zusammenkünften in der goldenen Krone ein Ende zu
zu nehmen, läßt er die Sache gehen. Er betheuert s
Gesinnung; aber die Geistlichen predigen öffentlich un
kaiserliche Heer. An geeigneten Thatsachen dazu lie
nicht fehlen.

Die Gesinnung des Rathes für den Kaiser un
sich nicht bloß in Worten, sondern auch in der T
Sandau eine Schiffbrücke über die Elbe schlagen läßt
Fahrzeuge. Sie liefert dem ligistischen Heere Lebens
wie es seine Weise war, baar bezahlt. Noch näher
mals aus Ungarn zurückkehrenden Wallenstein zu
Weise, die beiden Theilen wenig zur Ehre gereicht.
Sudenburg und Neustadt waren der Altstadt Magde
Auge. Der Rath hatte schon 1625 beim ersten Ein
Stift über den Abbruch derselben unterhandelt. E
hatte sofort die Hand ans Werk gelegt. Im ersten
zerstört. 1627 fand man dafür eine noch bessere Fo
dem Rathe die Festungswerke der Stadt um 1000
und alles was dabei im Wege sei, zu zerstören. Nac
dieser Mann bei einer Stadt, in welcher er keine
konnte, über das Eigenthum und die Habe von et
fügte, ward dabei nicht gefragt. Ein Anderes wa
burg sollte ihm dafür 133,000 Rthlr. bezahlen. Was
mochte, um die Bewilligung zu erlangen, liegt in ein
lichen Generals Schlick deutlich ausgesprochen. Als
messung sich beschwerte, daß die bewilligten 1000
würden, fiel Schlick entrüstet ein: „Ei was, ihr ba
zukommt. Sind das Kotten, Gartenhäuser und St

[1] Gericke, a. a. O. S. 18.
[2] Ausf. u. w. Relation bei Calvisius S. 78.
[3] Hoffmann III. S. 46 ff.

berichtet!“ Es wurden niedergerissen das Rathhaus der Neustadt, eine Reihe anderer Gebäude und 500 Wohnhäuser. Die Verwendungen des Domcapitels für die unglücklichen Vorstädte waren fruchtlos. Doch ließ der Kaiser den Rechtsweg offen.

Es war der Fluch des Unrechtes gegen diese Vorstädter, daß eben daran der Hader zwischen Rath und Gemeinde von Magdeburg sich fortspann. Der Rath schrieb zur Abtragung der Summe an Wallenstein den zehnten Pfennig aus. Die Bürgerschaft bewies sich säumig und ungehorsam. Sie wollte diesen verhaßten Wallensteinern nichts zahlen.[1] Statt der Hälfte kam bei dem ersten Termine nur etwa der achte Theil des Geldes ein. Die Wallensteinischen Heerführer drohten. Das wirkte etwas; aber noch lange zog sich die Abzahlung hin. Der Zwiespalt zwischen der Stadt und Wallenstein war durch diese Zögerung einmal erregt: er konnte wiederkehren.

Zur selben Zeit, im Beginne des Jahres 1628, gewannen die Eiferer auf den Kanzeln einen, wie es schien, triftigeren Grund zum Religionskriege zu mahnen. Eine große Zahl der Geistlichen, ein nicht geringer Theil der Bürger, die unter der Nahrungslosigkeit am meisten litten, hatten auch ja vorher es sich niemals ausreden lassen, daß der Krieg die Religion angehe. Wir kennen bereits die Geschichte des Christian Wilhelm. Weil derselbe seine Wahlbedingungen mehrfach verletzt, weil er am Kriege gegen das Reichsoberhaupt Theil genommen: so erklärte das Domcapitel im Januar 1628 ihn seiner Würde verlustig, und wählte statt seiner den Prinzen August von Sachsen. Der Kurfürst Johann Georg beeilte sich für seinen Sohn die Bedingungen zu genehmigen, bevor der Kaiser Einspruch thäte. Dennoch geschah es. Der Kaiser weigerte sich die Wahl zu bestätigen, weil sie mehr aus politischen, als aus kanonischen Rücksichten geschehen sei. Ferdinand II. hatte seinem Sohne Leopold das Erzbisthum zugedacht.

Das Restitutionsedict schwebte damals in der Luft. Es trat mehrfach in Wirksamkeit, bevor es formell erlassen war. Im Erzstifte Magdeburg wurden schon im Laufe des Jahres 1628 einige Klöster wieder mit Mönchen und Nonnen besetzt.[2] Solche Vorgänge erregten den Eifer der Geistlichen von Magdeburg zu zornigen Predigten, zur Aufreizung des großen Haufens. Und dazu schwoll der ungeheure Druck des Wallensteinischen Heeres täglich an. Die Wege fern und nah waren wie versperrt. Gewerbe und Handel lagen danieder. Kornpachten, Zehnten und Zinsen aus der Umgegend blieben aus. Das traf namentlich die Kirchen, die Schulen, die Geistlichen. Etwa erledigte Stellen konnten nicht wieder besetzt werden. Das Verfahren war in keiner Weise verschieden von demjenigen, welches Wallenstein und seine Obersten überall befolgten; aber es war für die eifernde Partei in dem festen, sicheren Magdeburg ein treffliches Mittel, um die einmal erregten Gemüther bei allgemeiner Nahrungslosigkeit noch

[1] Gericke S. 2.
[2] Hoffmann III. S. 52.

mehr zu erregen. Man sah die unabwendbaren F
und der Nähe der Truppen Wallensteins als eine besor
burg an, oder stellte es wenigstens so dar. [1] Wa
Handel, wie er selbst. Sie kauften die Wolle auf
ließen Bier brauen und verschickten es. Wallenstein
preise, wo das Korn am höchsten zu verwerthen war.
er durch seine Obersten das Getreide in großen Qu
nahe, daß ein Feldherr, der an der Spitze seiner
treibt, nicht bloß den Vorwurf einer ungeziemenden G
sondern auch den Verdacht erweckt, ob die Art un
Besitz des zu verkaufenden Getreides gekommen, imm
freien Vertrage des Kaufes beruht. Eine Klage,
unzeitige Gewinnsucht und Habgier war gerecht.
man die Sache anders. Die unvermeidliche Folge
gier ward dort als Absicht aufgefaßt und dargestell
derer, welche in Magdeburg das laute Wort führten
solche Dinge nicht, um sich selber zu bereichern, son
war die Verarmung der Stadt Magdeburg. Vor
Geistlichen. [2]

In eine solche mit bitterem Ingrimme erfüllte
fiel im Januar 1629 eine neue Forderung Wallenste
Magdeburg weder im Dienste des Kaisers, noch sons
Wesens irgend etwas Ersprießliches geleistet: so sei e
Regiment Soldaten in der Stadt unterhalte.

Wollte Wallenstein nur das? nur den Unterha
denselben Tagen, als er der Stadt diese Zumuthun
Kaiser sein Gutachten: [3] das beste Verfahren in Be
und Halberstadt sei nach dem Rechte des Krieges sie zu
dem Erzherzoge Leopold zu übertragen. Die Früchte
sollten, wie zu erwarten, zunächst für Wallenstein
Statthalter dürfe, fügte er hinzu, so lang der
geschickt werden. Wenn der Statthalter und der
Vater wären: sie würden sich nicht vertragen,

[1] Man vgl. über alles dieß die Schrift: Eigentlich
Verbrechen der Stadt M. 1631, ferner die Deduction de
lage XVI.

[2] Ausführl. und wahrh. Relation bei Calvisius S.
mühungen des Rathes um den Frieden zwischen den Bür
„obwohl der Rath alles wieder gut und los gemacht, aufs
bgeschafft, daß die Zufuhren wieder eröffnet worden, al
votion verblieben und sich dabei wohl befunden: So hat d
acquiesciren können, sondern sowohl privatim als öffen
meinen Mann wider die kaiserl. Armee verhetzet.

[3] Chlumecky, Regesten S. 94. CLXIII.

besonderen Nutzen suche, der General den allgemeinen, denjenigen des Reiches, und dieß Vertrauen ja hege der Kaiser zu ihm.

Wenn man in Magdeburg auch von diesen bestimmten Planen nichts wußte: so erkannte man doch sehr wohl die Tragweite einer Einlagerung. Die Stadt weigerte sich. Wallensteins Drohungen blieben fruchtlos. Er wollte sie zwingen. Am 12. März 1629 [1] gebot er die Blokade der Stadt zu Wasser und zu Lande, damit das völlige Abschneiden der Zufuhr die Stadt zu seinem Willen nöthige. Es ist dasselbe rechtlose Verfahren des Zwingherrn, wie ein Jahr zuvor gegen Stralsund. Es mußte unausbleiblich Früchte bringen von ähnlicher Art.

Die Blokade ward ausgeübt, scharf und brutal. [2] Der Rath der Stadt wandte sich bittend hierhin und dorthin. Er schickte im Mai eine Deputation nach Güstrow, wo Wallenstein als Herzog residirte. Es ist merkwürdig das hochtrabende Wesen dieses Mannes in Vergleich zu bringen mit den Verhandlungen über die Sache. Nicht er selbst besprach sich mit den Abgeordneten, sondern ließ sie an den Obersten Aldringer verweisen. Die erste Forderung war der Unterhalt eines Regimentes gewesen. Aldringer ermäßigte sie auf den Unterhalt eines halben. Auch das erschien zu viel. Aldringer stimmte herunter und verlangte 100,000 Rthlr. auf einmal. Es war zu viel. Er verlangte 50,000 Rthlr. Es war zu viel. Die Abgeordneten boten 16,000 Rthlr. Das war zu wenig.

Die Blokade ward verschärft. Die Geduld des mishandelten Volkes riß. Am 8. und 9. Mai stürmten Haufen vom Volk bei Tausenden zu Roß und Fuß aus der Stadt hervor. Mit dem Geschrei: schlagt die kaiserlichen Schelme todt, warfen sie sich auf einige Haufen derselben und erlegten sie. Der Rath selbst war in Lebensgefahr. Er schickte am anderen Tage zu dem Obersten Becker hinaus und bat um Entschuldigung: er habe es nicht hindern können. [3]

Nicht das war Walleinsteins Meinung. Er meldet es sogleich seinem Genossen Collalto. „Der Aufstand erfreut mich von Herzen,“ meldet der tückische Mann; „denn nun habe ich eine rechtmäßige Ursache sie zu blokiren.“

Nach solchen Worten liegt bei der ganzen Blokade vorher die Absicht zu Grunde: die Magdeburger sollen so lange gereizt werden, bis sie durch einen Aufstand ihrerseits der Brutalität gegen sie einen Schein des Rechtes verleihen.

Wallenstein wiegt sich in Hoffnungen des Gelingens. Die Magdeburger fahren fort auf ihrem Wege. Das, meint er, soll zu ihrem gänzlichen Ruin dienen. [4] Seine Plane gehen weiter. „Der Erzherzog Leopold soll nun ein rechter Bischof und Herr zu und nicht von Magdeburg sein.“ Wir haben schon angedeutet, wie Wallenstein es im Grunde damit meinte. Aber er will noch mehr. Nicht bloß Magdeburg soll getroffen werden, sondern der ganze Hansebund. „Sie sind des Reiches Holländer,“ sagt Wallenstein. „Ich will nicht

[1] Calvisius S. 145.
[2] Man vgl. Deduction der Stadt Magdeburg S. 41 ff.
[3] Chlumecky, Regesten S. 149.
[4] a. a. O. S. 153. CCXXXII.

zugeben, daß meine Städte Rostock und Wismar lä
Der Erzherzog Leopold wird es nicht zugeben von
Denn wenn der Kaiser dem Grafen Tilly es befieh
Stadt Bremen blokiren.“[1] Wußte Wallenstein das
nicht der geringste Grund für diese Annahme vor,
die eben so gegründet sein mochte, wie alles Andere
er hofft es und trägt dem Collalto auf mit dem
zu machen, daß der Hansebund beseitigt werden könn

War man denn schon so weit? Einstweilen wa
ein harter Stein des Anstoßes auf diesem Wege. De
durch seine Blokade herausgefordert, brach wiederhol
warf sich auf die reformirten Klöster in der Stadt, U. L
Mit Mühe schützte der Rath die Bewohner. Derartige
seines Erwartens und Berechnens. Er meinte: die M
geworden sein.[2] Dann findet er eine andere Erklär
wenige Tage vorher sich das Zeugnis ausgestellt, da
stande geeignet, um ihre Freiheit zu vernichten, fin
weiter geht, als er gedacht, eine andere Ursache.
das alles, sagt er: man hätte damit Geduld haben

Doch die Wellen scheinen sich wieder zu legen.
berichtet Wallenstein:[3] „Die Magdeburger kriechen
gangene Bubenstück auf den Pöbel. Wir aber wolle
auf daß es nicht mehr geschicht.“

Wußte der Kaiser von solchen Planen des Ma
nicht nach seinem Sinne war, arglistig tückisch mi
kannte die Thatsache des Angriffes der Magdeburg
erließ er am 28. Juni ein scharfes Schreiben an di
derselben, sagt er, deuten auf offene Rebellion, Au
Vorwürfe trafen weniger den Rath, dem der Kaise
des Schutzes der Klöster; aber es erging an diese
forderung über ihr obrigkeitliches Ansehen zu wachen
war so gehalten, daß der Oberst Becker vor Mag
erklärte, und meinte: in Folge dessen werde der K
heben lassen. Dennoch ging das Schreiben nicht ab
warum es nicht geschah. Becker erbot sich das S
besorgen. Der Rath von Magdeburg wollte einen ei
Diesem versagte der Oberst den Paß.[4]

Unterdessen trafen die Gesandten der Hansestä

[1] Chlumecky S. 158.
[2] a. a. O.
[3] a. a. O. S. 159. CCXXXIX.
[4] Eigentliche Ursache, Mißhandlung und Verbrechen
... — Theatrum Europ. II. 53—66.



Magdeburg um Vermittelung ersucht waren, am $^{10}/_{20}$ Juli in Magdeburg ein. Der innere Zwiespalt zwischen Rath und Gemeinde lag klar vor Augen.

Die Hanseaten ermahnten die Bürgerschaft zum Gehorsam und zum friedlichen Verhalten gegen den Rath. Diesen dagegen bewogen sie zu der Gewährung einer Wahl von achtzehn Vertretern der Bürgerschaft nach den achtzehn Vierteln. Außerdem waren schon achtzehn Viertelsherren da. Diese achtzehn neuen Vertreter, welche nur für die Dauer der Belagerung im Namen der Bürgerschaft an den Berathungen des Magistrates Theil nehmen sollten, führten den un[illegible]lichen Namen der Plenipotenzer.[1] Der unheilvolle Schritt weissagte den völligen Sieg der Volkspartei. Es kam nur für die Plenipotenzer darauf an sich auch nach der Belagerung zu behaupten. Wir werden sehen, ob ihnen das gelang.

Dann erschienen die Hanseaten und mit ihnen die Abgeordneten von Magdeburg vor Wallenstein, der sich nach Wolmirstedt begeben hatte. Was im Grunde wollte Wallenstein? Er ändert seine Forderungen. Zuerst will er sich abkaufen lassen. In diesem Sinne hatten die Hanseaten vier Forderungen nach Magdeburg mitgebracht und dort mit dem Rathe erwogen. Aber bevor sie die ablehnende Antwort desselben dem gebietenden Manne vortragen können, erklärt ihnen Wallenstein: es sei ihm um die Stadt zu thun. Er müsse dieselbe haben und eine Besatzung hinein legen. Rath und Bürgerschaft verwarfen einstimmig diese Forderung. Die Hanseaten baten noch einmal, am 13. August 1629, um Unterhandlung mit Wallenstein. Er ließ sie nicht vor. Noch fünf Tage, erklärte er, wolle er der Stadt Bedenkzeit geben, nicht mehr. Die Bitte einen Paß zum Kaiser zu verwilligen, schlug er ab.

Wir sehen, es ist die Maßlosigkeit dieses Mannes, welche mit hochprahlenden Soldatenreden, was alles er ausführen wolle, alle gütlichen Wege versperrt. Ein Jahr zuvor hatte sein Uebermuth, seine Habgier durch den eben so ungerechten Angriff auf Stralsund den deutsch und kaiserlich gesinnten Rath dieser Stadt dahin getrieben, daß derselbe die dargebotene Hülfe eines fremden Königs nicht mehr ausschlagen konnte. Gerade ein Jahr später trieb dieselbe Ungerechtigkeit, dieselbe Härte die innerlich erschütterte, die wankende Stadt Magdeburg in die Arme der Revolution. Jeder Erfolg gegen den äußeren Feind übte seinen Rückschlag nach innen. Jeder Erfolg erschien als eine Bestätigung dessen, was die Wortführer, voran unter ihnen einige Theologen, verkündeten. Er hob die Partei derselben empor, er unterwühlte die gesetzliche Autorität des Rathes. In Stralsund war das Ende der glücklichen Abwehr der Belagerung die Herrschaft eines fremden Königs, in Magdeburg unabwendbar diejenige der Ochlokratie, für die Stadt, für das deutsche Reich und die Nation zu unsäglichem Verderben.

Allen voran trat der Pastor Gilbert de Spaignart.[3] Ihm that der Rath

[1] Man vgl. Ausführliche und wahrhaffte Relation nebst Beylagen, bei Calvisius S. 80 und weiter. Gerike zu Anfang.

[2] Deduction der Stadt Magdeburg von 1629 S. 70—83 mit den Beilagen. Theatrum Europ. II. 64.

[3] Hoffmann III. 72.

niemals genug. Daß derselbe im Kriege gegen den Dänenkönig dem Heere der Liga Lebensmittel zugesandt, war in Gilberts Augen ein Verrath an der evangelischen Religion. Daß der Rath dem Kaiser gehorchte, war abermals in Gilberts Augen eine Begünstigung des Katholicismus. Eine andere Aufgabe, meinte er, habe der Rath. Er müsse die Kaiserlichen mit Gewalt aus dem Lande treiben. Weil dieß nicht geschah, war der Rath verdächtig. [illegible] [illegible] machten diese Obrigkeit verhaßt und verächtlich dazu. Es lösten sich die [illegible] des Gehorsams. Einzelne Mitglieder der Gemeinde nahmen sich heraus die Briefe des Rathes an kaiserliche Officiere den Boten abzunehmen und zu erbrechen.[1] Als das nicht geduldet ward, verschärfte jener tobende Mann seine Anklage auf der Kanzel. Deutlich erkenne man nun die Verräther, sagte er, weil sie den Inhalt ihrer Schriften nicht wollten bekannt werden lassen. Er fügte andere ehrenrührige Dinge hinzu. Als der Magistrat ihn zur Verantwortung ziehen wollte, nahm sich das Ministerium[2] des fanatischen Mannes an und entschuldigte ihn.

Daneben stand eine andere zahlreiche Partei, diejenige der Dingebank-Brüder, unter der Führung[3] des Oberstlieutenants Schneidewind in der goldenen Krone, und eines anderen Mannes, Namens Heinrich Pöpping. Wir werden diesen bald näher kennen lernen.

Dem Rathe der Stadt Magdeburg war eine schwere Aufgabe zugefallen. Feinde von außen, den schlimmeren Feind in Inneren der Stadt: wie war da hindurch zu kommen?

Zunächst ging man fort auf der Bahn des Unrechtes gegen die Vorstädte. Im Beginne des Septembermonates 1629 ward den Einwohnern dort, die in keiner Beziehung unter der Gerichtsbarkeit der Altstadt Magdeburg standen, von dem Rathe anbefohlen die Häuser auf dem erkauften Terrain abzubrechen. Es ist merkwürdig, wie der Rath und die Bürger von Magdeburg hier unzugänglich waren gegen die Vergleichung, die sich ihnen aufdringen mußte. Sie hielten sich zu solchen Schritten gegen die Vorstädte berechtigt durch den Verkauf, den sie mit Wallenstein abgeschlossen, den der Kaiser vorläufig aus militärischen Gründen genehmigt. Wallenstein hatte über die Vorstädte von Magdeburg nicht mehr Recht und Befugniß, als über Magdeburg selbst. Wenn er aus militärischen Gründen die Vorstädte, die nicht ihm gehörten, an Magdeburg zum Abbruch verkaufte: so durfte er aus denselben oder anderen Gründen, die er von seinem Standpunkte aus als General immerhin militärische nennen mochte, von der

[1] Ausführliche und wahrhaffte Relation, bei Calvisius S. 40.

[2] Es ist damit indessen nicht gesagt, daß alle Geistliche damit einverstanden waren. Die Worte des Dompredigers Bake vgl. Hoffmann a. a. O. gegen Gilbert sind scharf. Er schließt: Nescio qua intemperie quibusve furiis homo iste nimis elatus et contentiosus exagitabatur et parum certe abfuit, quin dirae ipsum [illegible] [illegible] et ad locum suum, sc. eum, de quo hic Psalmus (109) proprie [illegible] [illegible].

[3] [illegible]

Stadt Magdeburg fordern, daß sie eine Besatzung einnähme. Das Eine war nicht schlimmer, als das Andere. Aber so dachten Rath und Bürger von Magdeburg nicht. Ueber die Vorstädte gestanden sie dem Wallenstein das Recht zu, weil dieß Zugeständnis ihr Vortheil war. Ueber die eigene Stadt versagten sie ihm dieß Zugeständnis, weil nicht sie selbst darunter leiden wollten. Und nicht einmal begnügten sie sich mit dem, was Wallenstein für ihr Geld ihnen durch Schlick bereits zur Zerstörung hatte überweisen lassen. Sie gingen nun darüber hinaus. Sie verlangten von den Bewohnern der Vorstädte noch fernere Zerstörung. Als diese sich weigerten, erschienen am 24. September die Soldaten von Magdeburg. Da fügten sich jene, aber sie fügten sich unter Flüchen und Verwünschungen über die Bürger von Magdeburg.[1] Beschleunigten sie das Verhängnis, an welchem dort so eifrig schon gewoben wurde?

Der neue Frevel gegen die Vorstädte war um so unnöthiger, weil seit der Mitte des Augustmonates schon am Frieden gearbeitet wurde. Der Rathsherr Johann Alemann, der im Hauptquartier weilte, erbot sich zur Unterhandlung. Dem Rathe war es willkommen, die Bürgerschaft widersetzte sich zuerst der Abreise der Deputirten. Diese traten am 13. September zu Ottersleben vor Pappenheim. Er forderte, wenn die Stadt keine Besatzung einnehmen wollte, 300,000 Rthlr. Das war zu hoch. Man erwartete die Deputirten der Hansestädte. Mit diesen erschienen die Magdeburger am 23. September zu Halberstadt vor Wallenstein selbst. Er hatte seinen hohen Ton herabgestimmt, und verlangte nur 50,000 Rthlr. Auch diese Forderung wehrten die Magdeburger ab. Wallenstein verlangte nur noch Erstattung der Getreideschiffe, welche die Bürger ihm weggenommen. Die Summe betrug 10,000 Rthlr. Sie ward bezahlt, und damit zu Ende Septembers der Friede geschlossen. Die Sperre ward geöffnet. Der freie Verkehr ward hergestellt.

Es war Friede für Magdeburg. Die Glocken läuteten. Die Geistlichen hielten Dankpredigten. Die Geschütze donnerten, nicht mehr um zu tödten, sondern zum Gruße. Die Bürger eilten hinaus in das kaiserliche Lager, und wiederum die Soldaten in die Stadt. Man kaufte und verkaufte. Man bewies Freundschaft von beiden Seiten. Es waren auf Seiten der Belagerer 2000 umgekommen, auf Seiten der Bürger 136. Das ward vergessen. Die Bürger konnten im kaiserlichen Lager nicht merken, daß sie zuvor Feinde gewesen seien, und eben so wenig die Soldaten in der Stadt. Es war Friede.

Freilich es war Friede nach außen, um so mehr Hader im Innern. Der Friede war offenbar ein Sieg über Wallenstein. Ein solcher Sieg kam der wühlenden Partei der Bewegung zu Gute, der Partei, welche von Anfang an gefordert hatte sich der Wallensteiner mit den Waffen zu erwehren. Der Erfolg sprach für diese Partei. Der Vergleich der hochtrabenden Reden des kaiserlichen Feldherrn mit dem für ihn so jämmerlichen Ausgange lag gar zu nahe. Der Vergleich schien zu beweisen, daß es überhaupt nur des entschlossenen Auftretens

[1] Theatrum Europ. II. 66.

wachsen der inneren Misverständnisse in Magdeburg. Er sollte die zur Tagfahrt versammelten Mitglieder des Hansebundes ersuchen, daß sie von Bundes wegen der Stadt beispringen wollen, um den inneren Streit zu ordnen und zu schlichten. [1] Das Ziel war nicht bloß eine Rathsveränderung in Magdeburg, sondern ein völliger Neubau der Verfassung.

Die Verfassung des Rathes zu Magdeburg war in der That höchst schwerfällig, verwickelt und weitläufig. [2] An zahlreichen Misbräuchen fehlte es nicht. Der Rath selbst erkannte das an und erklärte seine Bereitwilligkeit zur Abhülfe. Aber man kam damit nicht vorwärts. Deshalb bewiesen auch andere, denen es nicht zur eigenen Erhebung um einen Umsturz des Bisherigen zu thun war, sich nicht abgeneigt gegen den Ruf, daß in Zukunft nur die tüchtigsten und klügsten Männer im Rathe sitzen sollten. Der Hansetag in Lübeck erwog diese Dinge. Markus ward auf demselben nicht zugelassen, und entwickelte dafür um so energischer seine Thätigkeit nebenher. Noch vor dem Ende des Jahres 1629 übertrug das Directorium der Hanse den Städten Lübeck, Hamburg, Bremen, Braunschweig und Hildesheim die Ausgleichung der inneren Streitigkeiten zu Magdeburg. Keineswegs jedoch beschloß die Hanse eine Aenderung des Rathes und der Verfassung dieser Stadt. [3] Die Abgeordneten erhielten Vollmacht das zu thun, was ihnen als das beste erscheinen würde, jedoch ohne auffallende Neuerungen. Vielmehr sollten sie den bisherigen Rath über die Klagen vernehmen, sie sollten die Verbundenen von ihrem Vorhaben abmahnen und der Obrigkeit Beistand leisten, wie es das Bündnis der Hansa erfordere.

Es war für die Plenipotenzer und die ganze Partei derselben in Magdeburg leichter auf die Abgeordneten der Hanse zu wirken, als auf das Directorium derselben zu Lübeck. Die Deputirten der Hanse handelten in Magdeburg nicht nach ihrer Instruction. Sie hörten den alten Rath nicht. Sie hörten die Plenipotenzer, und sie sahen, wie die Strömung der Mehrheit in der Bürgerschaft mit denselben war. Sie beriefen dieselbe zu Rathhause und vernahmen dort, daß weitaus die Mehrheit eine Aenderung des Rathes, eine Beschränkung der Zahl der Mitglieder desselben wünsche. Wenn nicht willfahrt wurde, so stand ein Tumult zu befürchten. Gilbert hatte bereits gepredigt, daß eine Regierungsform auch durch Aufruhr geändert werden könne. [4] Er hatte hinzugefügt, daß er seine Zuhörer indessen davor warne. Die hansischen Deputirten waren in der Klemme. Sie entschlossen sich dem Volkswillen nachzugeben, die Stadtverfassung zu verändern, einen neuen Rath wählen zu lassen mit beschränkter Zahl der Mitglieder. Der alte Rath protestirte feierlich gegen ein solches Verfahren, vor Notar und Zeugen. Er verwahrte sich hoch und theuer, daß er an allem Unglücke, das hieraus entstehe, vor Gott, dem Kaiser und Jedermann

[1] Gerike S. 5.

[2] Hoffmann I. 248.

[3] Ausführliche und wahrhaffte Relation bei Calvisius S. 82 Man sehe Beilage LXXII.

[4] Hoffmann III. S. 73. Nr. 1 ff.

verantworten. Darum bitte ich um Gottes willen selbst noch mit einrathen zu dürfen. Ich bin mit den Personen, die zuvor im Rathe und Ausschuß gewesen, wohl zufrieden. Die Gewählten dagegen hate ich nicht für tüchtig. Es sind hier graue Häupter von Verdienst um die Stadt übergangen; dagegen hat man junge Leute erwählt, ohne Erfahrung, einander verschwägert. Dadurch wird der alte Rath im ganzen Reiche wider den Beschluß der Hanse zu Lübeck, wider die Zusage der Abgeordneten beschimpft und in Unglimpf gebracht."

Als die hansischen Abgeordneten nun erst näher in Erfahrung brachten, wer die Gewählten seien, waren sie sehr bestürzt. „Wir hätten gern gesehen," erwiederte der Lübecker Syndikus Winkler, „daß die Körherren qualificirter gewesen wären und die Leute besser gekannt hätten." In der That, was auch sollten er und die anderen Abgeordneten nach der Wahl, die sie selbst als rechtmäßig angeordnet und überwacht hatten, noch thun? Sie versuchten, was sie noch konnten. Sie legten dem neuen Rath einen sehr schweren Eid vor, welchen einer nach dem andern knieend leisten mußte. Der Lübecker Syndikus ermahnte sie zu Friede und Einigkeit. Er ermahnte sie getreu in kaiserlicher Devotion zu verbleiben. Wenn sie aber neue Händel anrichten wollten: so würden die Hansestädte sich ihrer hinfort nicht mehr annehmen, sondern sie aus dem Bunde ausschließen.[1]

Der alte Rath trat ab und legte die Schlüssel dar. Man ersuchte ihn nach der alten Sitte die Neugewählten unter Glockenklang der Gemeinde zu verkünden, sich selbst der Gemeinde gegenüber zu bedanken. Er weigerte sich. Noch einmal eilte der Lübecker Syndikus den Abgehenden nach, bat zu verweilen, daß zum Baurding geläutet, die Namen dann verkündet würden. Abermals weigerte sich der Rath. Still und stumm schritten die alten Männer vom Rathhause hernieder, die Brust voll banger Ahnung der kommenden Dinge. Aber sie protestirten nochmals feierlich vor dem kaiserlichen Commissar Walmerode, daß sie sich gutwillig zu keinem der stattgehabten Dinge verstanden. Sie lehnten alle Verantwortung für das was etwa kommen möge, von sich ab, und warfen sie auf diejenigen, die mitgeholfen oder geschehen lassen hatten.[2] Die hansischen Abgeordneten kehrten heim im März 1630.

Wenige Tage hernach blitzte wie ein Lichtstrahl das letzte Ziel der Leiter des neuen Rathes hervor. Der Willkommenstrunk auf dem Brauergildenhofe löste einem der neuen Rathsherren die Zunge. „Wir sind nun gut schwedisch," rief er.[3] Bestürzt starrten die Andern ihn an. Noch waren solche Worte zu unerhört.

In denselben Tagen vernahm man, daß Heinrich Pöpping, eines der vornehmsten Führer der Dingebankbrüder, der wegen Bankerotts nicht länger in Magdeburg bleiben durfte, auf und davon gegangen sei, und in Hamburg in

[1] Calvisius S. 85.
[2] a. a. O. S. 87.
[3] a. a. O. S. 88.

[illegible] sein wolle. Die Arbeiten über [illegible] Christian Wilhelm [illegible]
[illegible] von den Demokraten der Stadt auf [illegible] Bürger und Kaufmann zu
[illegible] und [illegible] auf der [illegible] lichen Diensten zu stehen. Die
ganze Schuld [illegible] zu weiterem Nachdenken. Wir haben

Nun [illegible] ein solches [illegible]
[illegible] der Arbeiter der [illegible] 1627 unter dem Dänenkönige gedient,
zu ein [illegible] nach Holland gegangen. Er theilte den
[illegible] daß er durch Frankreich und Italien nach Sieben-
bürgen: er wollte in [illegible] Gabor, dem [illegible], zum Kriege gegen den
[illegible][2] Er legte Briefe vor der Höfe von Frankreich,
und [illegible] mit der Signoria von Venedig, welche sämmtlich das
[illegible][3] [illegible] Der Prinz von Oranien hielt auch mit seiner Billigung
[illegible] daß Christian Wilhelm auf einem Kriegsschiffe nach Calais
zu [illegible] Der [illegible] Mann fand in Siebenbürgen seine Rechnung nicht.
[illegible] und begab sich zu dem Schwedenkönige Gustav Adolf. Ob
[illegible] Wilhelm von dem Kaiser als Administrator des Erzstiftes Magde-
[illegible] bestätigt, von dem Domcapitel nach seiner Theilnahme am Kriege für
[illegible], nach der über ihn ausgesprochenen Reichsacht entsetzt war: so gedachte
[illegible] Wilhelm doch das reiche Erzstift wieder zu erlangen. Obwohl ferner
die Stadt Magdeburg ihn als Administrator niemals hatte huldigen wollen:
so sollte doch sie, oder vielmehr die demagogischen Elemente in ihr für den
Markgrafen das Mittel sein ihm die Stadt und durch die Stadt das ganze Erz-
stift zu gewinnen.

Christian Wilhelm wandte sich an den Schwedenkönig, dessen Frau die Brudertochter des Markgrafen war. Er reiste nach Schweden, um mündlich und schriftlich seine Sache vorzubringen.[3] Zum Unterhändler bediente er sich eines gewissen Johann Stalmann. Die Person desselben reiht sich in entsprechender Weise den anderen an, die wir in Magdeburg thätig sehen. Stalmann ward einige Jahre später bei den Schweden wegen Verrathes in Magdeburg selber gehängt. Christian Wilhelm baute mit ihm seine Plane und Vorschläge bei Gustav Adolf in sehr kühner Weise auf. Nicht bloß die Bewohner der Stadt Magdeburg, sagte er 1629, sondern die ganze Bevölkerung des Erzstiftes trüge nach ihm als ihrem alten Herrn ein sehnliches Verlangen. Von dort her habe er das Versprechen, daß sie alles für ihn willig hergeben wollten, wenn er nur ihnen mit einem Heere zu Hülfe komme. Er legte sogar bestimmte Rechnung vor, auf wie viele tausend Mann dort er bauen könne, die unverzüglich zu ihm treten würden. Um nun dieß auszurichten, bat er den König um Geld zur Anwerbung von 10000 zu Fuß und 3000 zu Roß, dazu um Gewehr, Geschütz und Heergeräth. Eine solche Bitte um Geld an den Schwedenkönig,

[1] Geriße(?) S. 19.
[2] Aitzema II. 254.
[3] Ebendaselbst S. 74 ff.

Geldmangel hinderte die längst gehegten Plane auszuführen, war
...hen so auffallend waren die anderen Hoffnungen des Mark-
...as Heer so zusammen bringen, sagte er, daß der Feind es
... die Armee fertig stehe. Dann wolle er nicht bloß dieß
...nterhalten, ohne daß der König ferner etwas beizu-
...tiftsunterthanen würden alles freiwillig für ihn her-
... er große Vorräthe der kaiserlichen Truppen.

...uerlichkeit dieser Vorschläge und Hoffnungen ward überboten
...ntwurf der ersten That, welche Christian Wilhelm mit dieser seiner
... auszuführen gedachte. Es scheint ihm das Beispiel des pontischen Königs Mithridates gegen die Römer, oder gar die Bartholomäusnacht von Paris als nachahmungswürdig vorgeschwebt zu haben. Während er mit dem Heere aufbricht, sollen in *einer* Nacht alle Bewohner des Erzstiftes sich erheben wie *ein* Mann. Sie sollen sämmtliche kaiserliche Officiere an allen Orten zugleich in derselben Nacht aufheben und nach Magdeburg bringen, die übrigen gemeinen Soldaten sämmtlich todtschlagen. Der Markgraf hält es für zweckmäßig dieß Morden noch etwas weiter auszudehnen. Nicht bloß im Erzstifte Magdeburg, sondern auch im Stifte Halberstadt und in der Altmark Brandenburg müsse dasselbe geschehen, damit dort auch nicht ein einziger von des Feindes Volk lebendig verbleibe. Dann habe man freie Bahn.

Man sieht, das sind Plane, die ein Knabe entwirft, indem er Mohnköpfe im Garten abschlägt. Wir haben davon Kenntnis nehmen müssen, um den ganzen Leichtsinn des Verbrechens darzulegen, mit welchem dieser Markgraf in seiner Einbildung ein Blatt der deutschen Geschichte zu besudeln gedachte, wie bis dahin keines besudelt ist.

Der König Gustav Adolf kannte seinen Mann. Daß er ein moralisches Bedenken gegen die Plane desselben gehabt haben sollte, erfahren wir nicht. Wenn sie auszuführen wären, meinte er, so könne ihm das wohl zu Statten kommen. Aber eine Möglichkeit dazu sah er nicht ein. Indessen der Markgraf hatte nun einmal den guten Willen etwas zu thun. Sollte man diesen guten Willen brach liegen lassen? Der König war nicht dieser Ansicht. Er wollte den guten Willen benutzen, möglichst jedoch auf Kosten des Markgrafen selbst oder Anderer, die sich willig dazu finden würden. Gustav Adolf kannte die deutschen Verhältnisse zu gut, um nicht zu wissen, daß die Grundlage der Plane des Markgrafen, die Willigkeit der Bewohner des Erzstiftes für ihn, eine ersonnene sei. Der Schwedenkönig wußte sehr wohl, daß die verfassungsmäßigen Gewalten in Deutschland, daß die conservativen Corporationen der Magistrate, der Landstände dem Kaiser und dem Reiche getreu gesinnt waren. Christian Wilhelm hatte den Schwedenkönig mit dem falschen Vorgeben eines Eifers derselben für ihn zu belügen gesucht, um von dem Schweden Unterstützung zu erhalten. Da lag es für den Schweden nahe dasselbe Verfahren in umgekehrter Ordnung zu machen. Gustav Adolf forderte den Administrator auf das Unternehmen nicht fallen zu lassen. Geld könne der König zwar nicht geben; doch möge der

Markgraf sich nach Cavalieren umsehen, die auf eigenen Beutel werben wollten. Damit er indessen das Werk nicht völlig mit leerer Hand angriffe, wolle der König sich für 100,000 Rthlr. verbürgen. Also die Worte des Königs, welche der officielle schwedische Geschichtsschreiber ihn sprechen läßt. Eine solche Bürgschaft des Schwedenkönigs in Wirklichkeit ist nie erfolgt.[1] Er hat, wie wir später sehen werden, weder Geld für Magdeburg und Christian Wilhelm hergegeben, noch sich dafür verbürgt. Auch ist nicht anzunehmen, daß er, der das ganze erste Jahr in Deutschland in beständiger, äußerster Geldklemme war, jemals die Absicht gehabt haben sollte das Geld, welches er persönlich so höchst nöthig gebrauchte, für einen Mann mit so unklarem Kopfe wie den Markgrafen Christian Wilhelm zu verwenden. Was nachher durch die That offenbar wurde, daß nämlich der König nur darauf ausging den Markgrafen Christian Wilhelm durch das Versprechen einer Bürgschaft zu kirren, die Gustav Adolf niemals leisten wollte, war den Umständen nach von Anfang an wohldurchdachter Plan.

Dennoch wünschte der König nun auch nicht ein unzeitig voreiliges Losbrechen. Sein Rath ging dahin, daß der Markgraf suchen möchte auch andere Fürsten in der Nähe zu gewinnen und inzwischen den Kaiser zu täuschen. Um nämlich das Spiel ganz verdeckt zu treiben, solle Christian Wilhelm durch Aitzema, den holländischen Residenten in Hamburg, zunächst bei Wallenstein und wieder durch diesen bei dem Kaiser um Verzeihung und um eine Pension handeln.[2] Es ist merkwürdig, daß Gustav Adolf hier ohne Weiteres die Möglichkeit eines solchen Verkehres zwischen dem holländischen Gesandten Aitzema in Hamburg und Wallenstein voraussetzt. Christian Wilhelm besaß nicht die Geduld zu einer so zähen, lang ausgesponnenen Heuchelei. Er wollte sogar schon vor dem völligen Siege seiner Partei in Magdeburg die Stadt um ein Darleben für den Anfang von wenigstens 150,000 Rthlr. ersuchen.[3] Es war ein Unglück für die Stadt, daß die Werkzeuge Christian Wilhelms sich klüger bewiesen als er, und das Gesuch nicht vorbrachten. Es hätte von vorne herein die Magdeburger irre gemacht. Die Dinge dort wandten sich günstiger für ihn ohne sein Zuthun. Noch im Februar 1630 kam er von Nycöping in Schweden herüber nach Hamburg, um in der Nähe zu sein.

Dort brachte ihm Heinrich Pöpping die Meldung von der Rathsveränderung und der dadurch eröffneten Aussicht.[4] Es kam nun für die Partei darauf an mit Christian Wilhelm in nähere Verbindung zu treten. Auch dazu eröffnete sich bald die Gelegenheit. Es war damals die Absicht in den Niederlanden Anknüpfungen zum Absatze des Magdeburger Bieres zu gewinnen. Ein ehemaliger Syndikus der Stadt, Namens Werdenhagen, hatte dazu aufgefordert.

[1] Hoffmann III. 80. Nr. 1.
[2] Aitzema III. 207. — Chemnitz 76 b.
[3] Hoffmann III. 80 Nr. 1.
[4] Calvisius p. 88.

und Bremen zum Orte der Besprechung bestimmt.[1] Das erschien der Bürgerschaft sehr annehmlich. Man erwählte mehrere Mitglieder des Rathes, welche die Geistlichkeit empfahl. Auch darunter wieder fand sich ein Mann von zerrütteten Umständen, der als ein verdorbener Apotheker bezeichnet wird. Die Instruction derselben lautete, daß, wenn sie Werdenhagen zu Bremen nicht träfen, sie weiter keine Kosten daran wagen, sondern heimkehren sollten. Sie fanden Werdenhagen nicht in Bremen. Er war in Hamburg. Die Magdeburger Deputirten beschlossen unter sich ihm dahin nachzureisen. So nahe hier der Verdacht liegen könnte, daß Werdenhagen planmäßig sie dahin gelockt: so ist doch gegen diesen Mann der Verdacht ungegründet. Werdenhagen warnte sogar in Hamburg die Deputirten seiner Vaterstadt vor jeglichem Einlassen mit Christian Wilhelm. Schon früher waren ähnliche Warnungen von Holland aus nach Magdeburg gekommen; denn dort, in der vielbewegten kaufmännischen Welt, wußte man neue Plane der Erschütterung, des Krieges und des Friedens immer zuerst. Die Warnungen Werdenhagens indessen wurden nicht zu Herzen genommen. Die Magdeburger verkehrten mit dem Markgrafen. Er lud sie ein. Sie verkehrten auch mit den Schweden. Doch war dabei unter diesen Magdeburgern selbst wieder ein großer Unterschied. Nur zwei von ihnen wurden von Christian Wilhelm und Pöpping eines besonderen Vertrauens gewürdigt. Die Anderen wußten nur zu sagen, daß sie sich allzusammen bei dem Markgrafen einen guten Rausch getrunken, und daß viele geheime Zwischensprache gewesen, die sie nicht verstanden hätten.[2]

Als sie sich zur Heimkehr anschickten, gab der Markgraf ihnen den Heinrich Pöpping mit. Damit derselbe seiner Schulden wegen zu Magdeburg nicht eingesteckt würde, verschaffte Christian Wilhelm ihm zuvor die Bestallung eines schwedischen Proviantmeisters.[3] Die Deputirten legten dem Rathe Bericht ab über ihre Verhandlungen mit Werdenhagen wegen des Absatzes von Bier nach Holland. Zu einem Verkehre mit dem Markgrafen waren sie nicht beauftragt gewesen. Darum erwähnten sie dem Rathe gegenüber nichts von dem, was mit diesem vorgefallen.[4]

Denn obwohl dieser neue Rath emporgehoben war durch die Dingebankbrüder und der Mehrheit nach denselben angehörte: so waren doch auch diese nicht alle Wissende. Ja es scheint, daß der conservative Sinn, der auf den Rathhäusern der deutschen Städte zu wehen pflegte, auch selbst diesen neuen Rath angehaucht habe. Ein großer Theil der Mitglieder dieses neuen Rathes hatte die ernstliche Absicht ungeachtet aller begründeten Klagen gegen Wallenstein und seine Schaaren, dennoch nach dem Beispiele der benachbarten Kurfürsten und der anderen Reichsstände in getreuer Devotion gegen das Oberhaupt des Reiches zu verharren, und die Erledigung der Beschwerden nur auf dem

[1] Gerike p. 13. Calvisius p. 88.
[2] Gerike p. 14.
[3] Calvisius p. 89.
[4] Gerike a. a. O.

[illegible] Wege eines Bündnisses zu suchen.[1] Und zur Verwirklichung [illegible] Hoffnung war ja damals im Frühlinge 1630 alle Aussicht vorhanden. [illegible] aber wollte es die andere Partei. Heinrich Pöpping war ein [illegible] Werkzeug zum Wühlen.[2] Er hatte zwei Schreiben bei sich, das [illegible] vom Schwedenkönige Gustav Adolf, das andere von Christian Wilhelm. [illegible] war er geschäftig bei diesem und bei jenem, drei Wochen [illegible], ohne Wissen des Rathes. Die eigentlich Wissenden hatten sich durch einen [illegible] Eid gegen einander zum Stillschweigen verbunden; dennoch wurde die [illegible] von Zahlreichen in Weinschenken und [illegible] eifrigst erwogen. Pöpping [illegible], bis er zwei Bürgermeister, sieben Rathsherren, fünf Geistliche, im Ganzen nahe an dreißig Personen für seine Pläne gewonnen hatte.[3]

[illegible] erst, nachdem er drei Wochen zu Magdeburg im Stillen gewirkt, erhielt Pöpping im Namen des Markgrafen Christian Wilhelm Gehör vor dem Rathe der Stadt. Er legte dort die beiden Schreiben vor, eines von dem Schwedenkönige Gustav Adolf im December 1629 datirt, eines von Christian Wilhelm. Gustav Adolf ging nicht weiter darin, als er selber klar sehen konnte, wie die Dinge lagen. Er eröffnet seinen Plan, daß und warum er seinen [illegible] gemäß in Deutschland einbrechen wolle. Aber nicht einmal forderte der Schwede in diesem Schreiben die Stadt zum Bündnisse auf. Anders der Markgraf oder Administrator. Sein Schreiben war zunächst eine Vollmacht für Pöpping. Dieser Mann, der Natur der Dinge gemäß bei wohlhabenden Bürgern ohne Gewicht und Ansehen, soll die Stadt Magdeburg bewegen, daß sie von den Truppen, welche Christian Wilhelm mit schwedischer Hülfe zur Wiedereroberung und zum Schutze des Erzstiftes aufstellt, eine Besatzung einnimmt. Eine Besatzung von Söldnern, ob Freund, ob Feind, einnehmen zu müssen, war unter allen Umständen für die Bürger damaliger Zeit ein schrecklicher Gedanke. Aber noch mehr. Christian Wilhelm, der umherirrende, landflüchtige [illegible], der keinen [illegible] Landes sein Eigenthum nennen durfte, der selber in Hamburg [illegible] von einem Tage zum anderen ohne Schaden seines Credites zu leben, der diese Vorschläge dem Rathe einer festen, gesicherten Stadt machen ließ durch einen von Schulden erdrückten, creditlosen Mann, fügte seinen Vorschlägen an Magdeburg noch das Erbieten hinzu, daß er die Verantwortlichkeit für den Schritt auf sich nehme. Was für eine Verantwortlichkeit war das und worin bestand sie? Worin konnte sie bestehen gegenüber den Bürgern einer Stadt, die mit Leben und Habe, mit aller ihrer Wohlfahrt für ihn eintreten sollten? Christian Wilhelm glitt über diese Frage hinweg. Statt dessen fügte er noch einigen Honig hinzu. Er wolle die Stadt durch die Arbeit des Landvolkes noch mehr befestigen, allen Beschwerden abhelfen, die Privilegien vermehren.

[1] Gericke p. 12.
[2] Gericke p. 16.
[3] Calvisius 89 die Namen.

Die Mehrheit des Rathes war bei solchen Vorschlägen sehr bedenklich. Sie erwog hin und wieder. Die Anhänger des Markgrafen, unter ihnen einer, der einige Wochen zuvor mit in Hamburg gewesen war, Conrad Gerhold mit Namen, führten seine Sache mit Heftigkeit.[1] Es kam im Rathe zu lebhaftem Streite. Unterdessen eilte auch Pöpping unermüdlich durch die Stadt von Einem zum Anderen. Er drang nicht durch. Man meldete dem Markgrafen: die Sache sei zu wichtig zur sofortigen Entscheidung: darum möge er sich gedulden. Man erwählte einen Ausschuß, unter den Mitgliedern desselben auch Gerhold. Der Ausschuß fand den Ausweg diese hochwichtige Sache dem Gutachten der Hansestädte anheim zu stellen. Also genehmigte es der Rath von Magdeburg. Daß die Hansestädte eine solche für Magdeburg nutzlose Unbesonnenheit nicht gut heißen würden, lag nahe. Mithin war der Beschluß einer Ablehnung in milder Form gleich zu achten.

Es kam nicht zur Ausführung desselben. Nachdem schon zwei Deputirte nach Lübeck erwählt waren im Juni 1630,[2] traf ein Schreiben von Johann Stalmann ein, der wie Pöpping zugleich in Diensten des Schwedenkönigs und des Markgrafen stand. Stalmann meldete, daß die Aussichten der beiden sich weit günstiger gestalteten als früher, daß er selbst darum in kurzer Frist nach Magdeburg kommen und den Zustand der Dinge ausführlich darlegen werde. Das Schreiben gab den Anhängern des Markgrafen neuen Muth. Man könne doch nicht wissen, hieß es, was Stalmann vorzubringen habe: es sei besser sich nicht zu übereilen. Sie erreichten so viel, daß die Gesandtschaft nach Lübeck unterblieb.

Zu gleicher Zeit, im Beginne des Julimonates 1630, regte eine andere Kunde die Gemüther auf. Wir haben, um dieselbe recht zu würdigen, zuvor uns das Verhältnis der Stadt zu dem Restitutionsedicte klar zu machen.

Magdeburg gehörte zu dem Bezirke, den der Kaiser dem Bischofe Franz Wilhelm von Osnabrück und den Gehülfen desselben zur Restitution überwiesen. Wir finden die Commission, die sich einige rechtsgelehrte Mitglieder beigeordnet, am 23. December 1629 zu Halberstadt in Berathung über Magdeburg.[3] Wallenstein hatte von jeglichem Versuche abgemahnt. Der Grund liegt nahe. Wenn ein energischer Widerstand erfolgte: so wäre dem Wallenstein die Aufgabe zugefallen denselben zu brechen. Seine jüngste Erfahrung mahnte ihn, daß dieß schwierig sei. In Wahrheit erhob sich im Schoße der Commission nur die Stimme Johannes von Hyen für das Vorgehen gegen Magdeburg, und auch diese nur wegen des Domes. Die Anderen erwiederten: die Stadt habe sich bereits einen Namen gemacht, sie lasse sich nicht schrecken. Der Bischof Franz Wilhelm bezog sich auf Tilly: der Fall liege ähnlich wie derjenige mit Bremen. Man wolle nichts anfangen, was nicht durchzuführen sei.

[1] Gerike p. 22.
[2] Gerike p. 24.
[3] Protokoll derselben im ehemaligen Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[illegible] Commissarien, [illegible] zu beschränken. [illegible] Deutschen [illegible] Ende [illegible] Glück nicht [illegible]

[illegible] Commissarien zu Halberstadt, [illegible] Geschäft, [illegible] Erwartung [illegible] zu lassen. [illegible] Halberstadt, [illegible] die andern [illegible] Commissarien [illegible] Er schickte zwei [illegible] Erwartung [illegible] bei der [illegible] Schutz [illegible] kaiserlichen Commission [illegible] daß sie [illegible] Er [illegible] in der Lage [illegible] in der Nacht [illegible] Unterdrückung [illegible] Stadt [illegible] Sache, [illegible]

[illegible] daß der Schwedenkönig [illegible]

[illegible] November 16[illegible], abgedruckt bei [illegible]

in Pommern gelandet sei, daß er bete und predige gleich einem Pastor, und behaupte, er sei gekommen zum Schutze der Religion.

Für die Stadt Magdeburg eröffneten sich, wie es schien, lachende Aussichten. Pöpping und seine Sinnesverwandten verkündeten den lauschenden Bürgern: der König und der Administrator hätten der Stadt solche Mittel und Wege dargeboten, daß sie allem Kriegs- und Reformationswesen entgehen, statt dessen mit mehr Privilegien und Landgütern begnadigt werden sollte.[1] Der Oberst Schneidewind, sagte man, habe große Forderungen an die Stadt, zur Entschädigung für den unrechtmäßig gegen ihn begonnenen Proceß. Er achte sie so gut wie baar Geld; aber er wolle sie gutwillig schwinden lassen, wenn die Bürgerschaft desto eher sich entschließe dem evangelischen Wesen beizutreten. So seltsam es klingt: der Markgraf Christian Wilhelm hatte sich bereit erklärt die Forderung der Entschädigung, die Schneidewind an den Rath von Magdeburg erhob, auf sich zu nehmen und ihm dafür Landgüter zum Werthe von 50,000 Rthlr. zu geben.

Die Stimmung in der Bürgerschaft war im Juli 1630 aufs höchste gereizt und verbittert. Diejenigen Glieder des Rathes, welche der Vereinigung mit dem Markgrafen das Wort redeten, waren sicher beim großen Haufen Ehre und Lob davon zu tragen.[2]

Die günstige Gelegenheit dieser Strömung bot sich zur Benutzung dar. Pöpping eilte nach Hamburg. Dort erwog und beschloß das kleine Häuflein dieser Männer, daß der Markgraf auch ohne Bündnis mit dem Rathe von Magdeburg, auch ohne Erlaubnis desselben nach Magdeburg eilen müsse. Der Wirth zur goldenen Traube in Hamburg erhob gewichtige Bedenken gegen das Abreisen.[3] Christian Wilhelm hatte viel verzehrt und nichts bezahlt. Durfte ein solcher Umstand die großen Plane hindern? Es gelang den besorgten Wirth mit dem Vorgeben zu beschwichtigen, daß der Markgraf nach Bremen reisen wolle, um da Geld zu holen und dann seine Schuld zu bezahlen. Also brachen sie auf: der Markgraf, Stalmann, Pöpping und ein gewisser Boie, der Oberstlieutenant genannt wird, ursprünglich ein Kothknecht zu Halle. Der Fürst ließ sich, um nicht erkannt zu werden, Haar und Bart nach der Weise eines Kaufmannes verschneiden. Am Abend des 26. Juli 1630 betrat ihr unheilbringender Fuß das Ulrichsthor von Magdeburg. Pöpping führte seinen Herrn geheim und unbemerkt in ein Haus, wo schon ein Quartier für ihn bereitet war. Die anderen beiden ritten zum Kröckenthore ein, und dann schlich sich Stalmann zum Markgrafen. Ihm folgte der Oberst Schneidewind, der als Gefangener auf Ehrenwort in der goldenen Krone weilen sollte.[4] Dazu kam ein Mitglied des Rathes. Niemand sonst wußte oder ahnte die Sache. Erst das Geplauder

[1] Gerike p. 24. Ueberhaupt Gerike hier Hauptquelle.
[2] a. a. O.
[3] Calvisius p. 90.
[4] Gerike p. 19 Nr. 5, undt zward wieder sein versprechung auß dem arrest.

[illegible] die Sperrung des [illegible]
[illegible]

[illegible] wußte man schon mehr von [illegible]
des [illegible], den Stimmen wegen des [illegible]
der Rath Gesandte zu dem Kurfürsten Johann Geor
[illegible] von dem [illegible] 1631 gewählten [illegible]
[illegible] „Was wollt ihr bei mir [illegible]
[illegible]?" [illegible] der Kurfürst den Abgeordneten entg
[illegible] bereits in der Stadt habt?" [illegible]
die Abgeordneten. Der Kurfürst gab ihnen weiter [illegible]
[illegible] in seinem Gehorsam gegen Kaiser und Reich
[illegible]. Sie [illegible] in Magdeburg,
[illegible] von ihnen [illegible]. Christian Wilhelm wandte sich [illegible]
[illegible] Bündniß mit Gustav Adolf. Er erhielt
[illegible] so pflichtwidrig und gefährlich.[3]

Am zweiten Tage nach der heimlichen Ankunf
[illegible] eines schwedischen Agenten mit seinem Diene
[illegible], dem Rathe anzeigen: er habe wegen des K
dem Rathe etwas [illegible] zu thun, woran dem gemein
[illegible] gelegen sei.[4] Von da an beginnt auch in M
angewandte Verfahren anstatt des Wortes: schwedisch
[illegible] zu sehen: das gemeine evangelische [illegible]
Absendung zweier Deputirten des Rathes zu ihm.
zeigte denselben eine königliche Vollmacht vor, nach
die protestantischen Kurfürsten und alle anderen Re
Bündnisse mit dem Schweden bewegen sollte. [illegible]
Stand in ein solches Bündniß begeben würde: so
Stalmann zur Fortsetzung eines solchen Werkes in Ham
zu erheben und dafür zu verwenden. Diese Vollmacht
Handschrift und Siegel des Schwedenkönigs. Dan
und begehrte Ueberbringung seiner Worte an den R

„Nachdem es nunmehr durch göttliche Verleihun
sich die benachbarten evangelischen Kurfürsten, Fürst
dem Könige zu Schweden zwar noch in großem Geh
Bündnisse vereinigt haben: so möge auch die Sta
lichen Wesen beitreten, und in gleicher Kraft heben

Ob diese beiden Deputirten des Rathes von M
ten, daß an dieser Rede Stalmanns auch nicht e

[1] Calvisius p. 98.
[2] Heldig, Gustav Adolf p. 15.
[3] Heldig, Gustav Adolf 26.
[4] Gericke p. 23 f.
[5] Die Rede wörtlich nach Gericke p. 26.

konnte, daß damals, am 29. Juli 1630, der Schwede auf deutschem Boden keinen anderen Verbündeten hatte als den armen Bogislav von Pommern, den er umklammerte mit eiserner Faust?

Stalmann erörterte weiter die Sache. Es sei gar kein Nachtheil zu befürchten. Die Stadt solle sicher sein gegen alle Feindseligkeiten. Daß dies also sei, dafür sollten die Generalstaaten, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Hansestädte zu Bürgen gestellt werden. Dagegen hob er die Vortheile hervor: neue Privilegien und Güter. Aber Eile sei Noth, sagte Stalmann; denn er müsse weiter reisen auch zu anderen, und es stehe auf eine versäumte Stunde Leibes- und Lebensgefahr. Darum müsse der Rath sich schleunigst erklären.

Der Rath hatte nicht diese Eile. Es ist unverkennbar, daß die Mehrheit des Rathes vorsichtig handeln wollte. Sie beschloß die Sache dem Ausschusse der Fünfzig vorzutragen, und wenn dieser damit einverstanden sei, der Hanse die Entscheidung zu überlassen. Mithin schien noch keine Gefahr der Ueberstürzung da zu sein. So schien es; aber es fragte sich, ob diese bedächtige Mehrheit des Rathes die Verschanzungen ihrer Beschlüsse noch lange behaupten würde. Nicht bloß die Keckheit und Gewandtheit Stalmanns war zu fürchten; sondern auf der anderen Seite die Strömung des großen Haufens.

Noch am selben Tage versammelte einer der Viertelsherren die Anderen um sich,[1] forderte einen Eid des Schweigens und berichtete Wahres und Falsches. Er erzählte, welche günstige Anerbieten dem Rathe von dem Schwedenkönige und dem Markgrafen gemacht seien, wie dennoch der Rath diese Schreiben ein halbes Jahr lang unter sich behalten und der Gemeine verhehlt habe. Bereits sei ein eigener Gesandter der Fürsten in der Stadt. Der Viertelsherr erhob die Frage, ob es nicht besser sei dem Rathe die Schlüssel zu den Thoren abzufordern und selber mit dem Gesandten zu unterhandeln, damit nicht der Rath die günstige Gelegenheit verschleppe. Die Forderung erschien noch gar zu revolutionär. Sie wurde von der Mehrheit der Viertelsherren verworfen. Aber die Strömung schwoll an.

Am anderen Tage ward der Ausschuß der Fünfzig berufen. Der Rath legte seine Meinung dar. Viele Stimmen erhoben sich tadelnd, daß der Rath so lange gezaudert die Frage dieses wichtigen Bündnisses vor die Bürgerschaft zu bringen. Sie erklärten vor derselben entschuldigt sein zu wollen wegen dieser Versäumniß. Nur dem Rathe falle die Verantwortlichkeit zu. Dennoch drang die Obrigkeit dießmal noch durch. Auch der Ausschuß beschloß der Hanse die Entscheidung zu überlassen. Der Rath meldete dieß dem Stalmann. Zugleich aber auch gingen bei diesem viele Personen, die im Geheimnisse waren, aus und ein und erstatteten Bericht, wie die Stimmung in der Bürgerschaft ungleich günstiger sei, als im Rathe, wie bei jener sich viel leichter etwas erlangen lasse, als bei diesem. Stalmann nahm danach seine Maßregeln.

[1] Gerike S. 27.

[illegible]

[illegible] Die Mehrheit beschloß die [illegible]

Die Gewählten begaben sich sofort dahin, und [illegible] mit Stadtmann hin und wieder. Sie [illegible]

[illegible]

wie Stalmann sie wollte. Der Markgraf gebot die Predigt im Dome aufzuschieben bis 10 Uhr.[1] Es erfolgte keine Einigung; dagegen lud der Markgraf die Deputirten ein mit ihm zur Kirche zu gehen und nachher bei ihm zu speisen. Eine Verweigerung erschien unhöflich. Der Markgraf und Stalmann ritten voran zum Dome, die Mitglieder des Rathes folgten. Ringsum drängte das Volk in endlosen Schaaren, voll Freude ob dieses Tages, der in ihren Augen die Morgenröthe des Friedens, das Aufhören des unsäglichen Kriegsdruckes zu verkündigen schien. Der ehrenwerthe Bake betrat die Kanzel, um das Evangelium dieses Tages zu verkünden. Es war aus dem 19ten Kapitel des Evangelisten Lucas die Weissagung des Herrn über Jerusalem, und lautete also: „Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient; aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und um deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen. Und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem anderen lassen, darum daß du nicht erkannt hast die Zeit, darin du heimgesucht bist." Das seltsame Zusammentreffen dieses Evangeliums mit dem, was da vor Augen geschah, preßte Bake auf der Kanzel den Seufzer aus:[2] „Gott wolle gnädig abwenden, daß dieses nicht ein böses Omen sei, daß es Magdeburg nicht ergehen möge wie einst Jerusalem."

Auf den Markgrafen Christian Wilhelm und auf Stalmann mochte das geringe Wirkung thun. Sie hatten in Magdeburg nur zu gewinnen und nichts zu verlieren. Die Gelegenheit war günstig über Erwarten: man mußte sie benutzen. Kaum war der Bürgermeister Brauns von der Tafel des Markgrafen heimgekehrt, als Heinrich Pöpping vor ihn trat.[3] Die Sache leide gar keinen Verzug, meldete Pöpping. Deshalb sei der Markgraf gesonnen der gesammten Bürgerschaft die Entscheidung vorzulegen, und ersuche den Bürgermeister um Berufung derselben. Es ist das ein merkwürdiger Zug bei der Umsturzpartei jener Zeit, daß die Fürsten an den großen Haufen sich wenden. So hatte es Johann Ernst von Weimar im Oktober 1625 zu Hannover versucht,[4] und wiederum derselbe im März 1626 vor Osnabrück.[5] Beidemale hatten die Stadträthe sein Begehren abgeschlagen. Auch in Magdeburg erschien eine solche Forderung, daß dem allezeit leicht bewegten, dort noch dazu von Grund aus zerwühlten großen Haufen die wichtigste Angelegenheit zur sofortigen Beschlußfassung anheim gegeben werden solle, allzu sehr wider allen Brauch und alle Sitte einer Stadt des deutschen Reiches. Der Bürgermeister lehnte ab. Um aber seinerseits wieder entgegen zu kommen, soviel nur immer ohne Hintansetzung aller Ordnung und aller Würde möglich war, berief er sofort den Rath

[1] Gerike S. 32.
[2] Calvisius S. 91.
[3] Gerike S. 33.
[4] Rathsarchiv zu Hannover.
[5] Rathsarchiv zu Osnabrück.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

wenden. Diese stand in dichten Haufen vor dem Rathhause: Sie war wohl vorbereitet. Man hatte ihr seit so langer Zeit schon vorgeredet, daß aller Druck des Wallensteinischen Heeres nur ausgeübt werde wegen des protestantischen Glaubens der Magdeburger. Daß Wallenstein denselben Druck ausübte auf katholische Länder, daß mehr als die Hälfte seines Heeres aus Protestanten bestand, daß die katholischen Fürsten vor dem Kaiser die Klage erhoben, Wallenstein verwende absichtlich protestantische Officiere für katholische Länder: wie konnte das die Bürgerschaft von Magdeburg erwägen? Aber man band den Gläubigen noch andere Dinge auf. Stalmann mochte sich vor dem Rathe wenigstens schämen selbst die eine große Lüge vorzubringen, welche er durch einige Mitglieder des Rathes vorher in der Versammlung hatte ausstreuen lassen. Vor dem armen betrogenen Volke schämte man sich keiner Lüge. Am 4. August, hieß es abermals, würden alle evangelischen Kurfürsten und Stände die Waffen gegen die allverhaßten Feinde des Glaubens erheben.[1] Sollte da Magdeburg zurückstehen, die Stadt, die noch sich sonnte an dem Glanze des Ruhmes, den sie einst über den Apostaten Moritz errungen? Wenn der Administrator und Stalmann ihre Drohung ausführten, wenn sie sich an die Bürgerschaft wendeten: so wußte der Rath die Antwort im Voraus. Aber der Administrator und Stalmann forderten nun diejenige des Rathes selbst. Nicht einmal eine Berathung ward mehr gestattet. Was sollten die Hülflosen thun? Sie saßen da, zagend und bangend auf denselben Polstern, von denen die Befähigteren zu verdrängen sie sich so viele Mühe gegeben hatten.

Wenn unter ihnen eine energische Persönlichkeit gewesen wäre, die der Gesinnung und Meinung der Mehrheit den rechten Ausdruck gegeben, sie um sich geschaart und zunächst die beiden Eindringlinge entfernt hätte: so war auch damals noch nichts verloren. Eine solche Persönlichkeit fand sich nicht. Der Syndikus, bestürzt, verblaßt, übereilt, sammelte die Vota ein. Ihm hallte ein wirres Gerede entgegen von vielen Stimmen zugleich: man müsse bei Gottes Wort stehen, dem Könige zum Besten der evangelischen Sache den Paß verstatten, und ähnliche Dinge mehr. Der Syndikus faßte sich und brachte als den Willen der Mehrheit die Erklärung hervor: zur Beförderung des allgemeinen evangelischen Wesens; und damit nicht durch die Zögerung der Stadt den Ständen des Reiches, die mit dem Könige von Schweden verbündet seien, eine Gefahr erwachse, solle der Paß durch die Stadt für den König offen stehen. Der Beschluß selbst drückt die Lüge aus, welche gegen die Unglücklichen angewendet, die Täuschung, in welcher sie befangen waren. Es hatte sich noch Niemand mit dem Schweden verbündet. Wiederum schimmert durch den Beschluß die Bedenklichkeit des Rathes sich mit dem Schwedenkönige allzu tief einzulassen. Der Rath von Magdeburg bewilligt dem Könige nichts weiter als den Paß durch die Stadt. Es war die Aufgabe Stalmanns und der Anderen mit oder ohne Willen des Rathes dieses Zugeständnis auszuweiten. Fürerst waren er und der Markgraf

[1] Gerike S. 38. conf. Hoffmann III. 85.

und Ausschuß und zog zum Ueberfluß [1] die achtzeh
war die größtmögliche Ausdehnung, die er der Vers
derselben trug er die Vorschläge vor, welche am
Mit Bedenken und Sorge ward es vernommen. W
Rechtsgelehrter, Namens Alemann, Mitglied des
der fünf, ein ausführliches Gutachten über diese
Schweden gestellt. [2] Er widerrieth dasselbe nachdrü
die moralischen und Rechtsgründe, als die politischen
Bündnisse, sagte er, alle feste Grundlage. Man stü
Hoffnungen, die lediglich in der Einbildung beruht
allein stehen, sagte er. Weder Kursachsen, noch d
treten. Das Gutachten ward verbreitet, gelesen,
ohne Einwirkung auf die Glieder des Rathes.

Das alles aber wußte Stalmann eben so wo
erwarten sei, wenn man ihn sich selber überlasse,
am Morgen deutlich erkannt. Demnach war es
zur ruhigen Erwägung kommen zu lassen, sondern
aller Erwägung zu beschließen und zu beenden.
Mittheilung geendet, als nun die Berathung beginne
der Administrator und der schwedische Ambassadeu
Stalmann — seien da und begehrten Einlaß. Wi
lose Schwäche, wie zuvor. Die Mehrheit der Versa
schläge und das Bündnis; dennoch hatte sie nich
verweigern. Christian Wilhelm und Stalmann tra

Sie verlangten sofortige Entscheidung. [3] Einig
diese Hast, dieses Drängen auszusprechen. Sie be
denn die Sache sei gar zu wichtig. Man müsse zu
einholen. Stalmann fiel ihnen ins Wort, und schil
nisses. Der Markgraf wolle mit mächtigem Beistan
die kaiserlichen Officiere verjagen, die bedrängte St
bringen. Die Generalstaaten, Kursachsen, Kurbran
darum, und gehörten mit zum Bündnisse. Die
gar kein Geld herzuschießen, vielmehr wollten der
Krieg auf eigene Kosten führen, die Stadt dagegen
begaben. [4] Stalmann versprach der Stadt 90,00
und den Festungsbau. Wohl mochte Mancher sich z
diesen Reden auch nur e i n wahres Wort sein könn
zur Erwägung. Stalmann drängte abermals um
Entscheidung. Wo nicht, so müsse der Administr

[1] Worte Gerikes S. 33.
[2] Ausführliche und wahrhaffte Relation bei Calvisi
[3] Hoffmann III. 85.
[4] Gerike S. 35. p. 14. — Calvisius S. 92.

wenden. Diese stand in dichten Haufen vor dem Rathhause: Sie war wohl vorbereitet. Man hatte ihr seit so langer Zeit schon vorgeredet, daß aller Druck des Wallensteinischen Heeres nur ausgeübt werde wegen des protestantischen Glaubens der Magdeburger. Daß Wallenstein denselben Druck ausübte auf katholische Länder, daß mehr als die Hälfte seines Heeres aus Protestanten bestand, daß die katholischen Fürsten vor dem Kaiser die Klage erhoben, Wallenstein verwende absichtlich protestantische Officiere für katholische Länder: wie konnte das die Bürgerschaft von Magdeburg erwägen? Aber man band den Gläubigen noch andere Dinge auf. Stalmann mochte sich vor dem Rathe wenigstens schämen selbst die eine große Lüge vorzubringen, welche er durch einige Mitglieder des Rathes vorher in der Versammlung hatte ausstreuen lassen. Vor dem armen betrogenen Volke schämte man sich keiner Lüge. Am 4. August, hieß es abermals, würden alle evangelischen Kurfürsten und Stände die Waffen gegen die allverhaßten Feinde des Glaubens erheben.[1] Sollte da Magdeburg zurückstehen, die Stadt, die noch sich sonnte an dem Glanze des Ruhmes, den sie einst über den Apostaten Moritz errungen? Wenn der Administrator und Stalmann ihre Drohung ausführten, wenn sie sich an die Bürgerschaft wendeten: so wußte der Rath die Antwort im Voraus. Aber der Administrator und Stalmann forderten nun diejenige des Rathes selbst. Nicht einmal eine Berathung ward mehr gestattet. Was sollten die Hülflosen thun? Sie saßen da, zagend und bangend auf denselben Polstern, von denen die Befähigteren zu verdrängen sie sich so viele Mühe gegeben hatten.

Wenn unter ihnen eine energische Persönlichkeit gewesen wäre, die der Gesinnung und Meinung der Mehrheit den rechten Ausdruck gegeben, sie um sich geschaart und zunächst die beiden Eindringlinge entfernt hätte: so war auch damals noch nichts verloren. Eine solche Persönlichkeit fand sich nicht. Der Syndikus, bestürzt, verblaßt, übereilt, sammelte die Vota ein. Ihm hallte ein wirres Gerede entgegen von vielen Stimmen zugleich: man müsse bei Gottes Wort stehen, dem Könige zum Besten der evangelischen Sache den Paß verstatten, und ähnliche Dinge mehr. Der Syndikus faßte sich und brachte als den Willen der Mehrheit die Erklärung hervor: zur Beförderung des allgemeinen evangelischen Wesens; und damit nicht durch die Zögerung der Stadt den Ständen des Reiches, die mit dem Könige von Schweden verbündet seien, eine Gefahr erwachse, solle der Paß durch die Stadt für den König offen stehen. Der Beschluß selbst drückt die Lüge aus, welche gegen die Unglücklichen angewendet, die Täuschung, in welcher sie befangen waren. Es hatte sich noch Niemand mit dem Schweden verbündet. Wiederum schimmert durch den Beschluß die Bedenklichkeit des Rathes sich mit dem Schwedenkönige allzu tief einzulassen. Der Rath von Magdeburg bewilligt dem Könige nichts weiter als den Paß durch die Stadt. Es war die Aufgabe Stalmanns und der Anderen mit oder ohne Willen des Rathes dieses Zugeständnis auszuweiten. Fürerst waren er und der Markgraf

[1] Gerike S. 36. conf. Hoffmann III. 85.

mit dem Anfange zufrieden. Sie traten auf jeden Einzelnen zu und reichten ihm die Hand. Frohen Muthes stiegen die beiden vom Rathhause hernieder. Ob die Mehrheit des Rathes wohl auch so leichten Herzens von dannen ging?

Daß sie unmuthig war, gewahrte Christian Wilhelm sehr bald. Nachdem er zuerst den Schneidewind seiner Haft entlassen, ihn zum Obersten gemacht, dem Pöpping die Domherrnschenke verliehen, verlangte er von dem Rathe einen Theil des städtischen Militärs, um seine 4000 Söldner zu holen, die auf der Haide von Gardeleben versteckt seien.[1] Die neue Lüge war gar zu maßlos. Der Rath schlug das Begehren ab. Aber der Rath war nicht mehr Herr. Die Bürgerschaft wurde nach den Bezirken in die Häuser der Viertelsherren berufen, und dort bewilligte die Mehrheit den Auszug. Die 4000 Mann wurden gesucht und nicht gefunden. Dagegen lief anderes Kriegsvolk zu. Die Werbetrommel wirbelte ringsum: lockend winkte die Aussicht auf Beute. Abermals suchte der Rath ein Herz zu fassen. Er erließ am 4. August ein öffentliches Verbot,[2] daß bei Leib- und Lebensstrafe kein Bürger sich vergreife an dem Eigenthume von Klöstern oder anderen Unterthanen in und außerhalb der Stadt; daß keiner unter dem Scheine, als sei er ein fremder Soldat, seinen bürgerlichen Stand und Beruf verlasse. Er mahnte bei Bürgereid und Pflicht daran, daß Niemand fremde, unbekannte Personen in die Stadt aufnehme. Ob der Markgraf und Stalmann darum sich viel kümmerten? Sie zwar hatten kein Geld; aber in der Kirche zu Köthen fand man 25,000 Rthlr. Das reichte hin, um Handgeld zu bezahlen. Dann hatte der Markgraf kein Pulver, und der Rath weigerte sich ihm das städtische Magazin zu eröffnen. Solche Weigerung, rief man, diene zur Verhinderung des evangelischen Wesens. Wohl oder übel mußte der Rath sich entschließen dem Markgrafen, der alles doppelt wieder zu geben versprach, für seine Unternehmungen hundert Centner Pulvers zu leihen.[3]

Die Besatzungen der Wallensteiner in den nahe gelegenen Orten waren schwach. Sie wurden leicht überwältigt, die Beute heimgeschleppt. Wo man auf energischen Widerstand stieß, da ließen sowohl der Markgraf wie sein neuer Oberst Schneidewind ab und kehrten schleunigst wieder um.[4]

Der Fortgang in Magdeburg entsprach den Wünschen des Schwedenkönigs, und er ermunterte den Markgrafen zum Beharren und Fortschreiten. Er verhieß demselben baares Geld und Wechsel. Dann fügte er noch einen Rath hinzu von besonderer Art. Der Schwedenkönig wiederholte seine frühere Ansicht, daß Christian Wilhelm die Gegner zu täuschen suchen müsse. Er möge sich auch fernerhin stellen, als suche er ernstlich bei dem Kaiser Verzeihung.[5] War schon früher dieses Lügenspiel dem Eifer des Markgrafen nicht entsprechend gewesen: so war es im August 1630, nach dem offenen Losschlagen für ihn unmöglich. Seiner

[1] Calvisius S. 93.
[2] Abgedruckt bei Calvisius S. 161.
[3] Gerike S. 40.
[4] Gerike S. 39. S. 43.
[5] Mailáth III. 236 aus dem k. k. g. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

Adolf gab den Rath; aber es ist zu bezweifeln, ob selbst er ihn damals noch hätte ausführen können.

Der Rath von Magdeburg dagegen war auch nach seiner ersten Bewilligung noch wieder unschlüssig geworden.[1] Der Markgraf, Stalmann, Schneidewind trieben an zur Abfassung eines eigentlichen Vertrages. Wenn sich Stimmen erhoben, daß das was gegen die Kaiserlichen geschehe, nicht genug sei, so erwiederten jene: man könne nicht eher mehr unternehmen, als bis alles schriftlich vollzogen sei. Man müsse es gehen lassen, wie es gehe. An allem bisher erfolgten Verrathe und Schaden sei wegen solcher Säumnis der Rath die Ursache, der Markgraf dagegen und seine Leute unschuldig. Wo doch war ein Ausweg für diesen unglücklichen Rath? Er erwog, daß ein Beharren in dem bisherigen Zustande der Halbheit nicht möglich sei. Entweder mußte er sich zu einem schriftlichen Vertrage mit dem Schwedenkönige und dem Markgrafen bequemen, oder wieder auf kaiserliche Seite treten. Das letztere erschien wegen des Vorgefallenen nicht thunlich. Also entschloß sich der Rath zu dem ersteren. Der Vertrag mit dem Schwedenkönige ward abgeschlossen.[2]

Wie emsig war man von Seiten des Rathes bemüht auch da noch in Worten sich zu verwahren gegen die grelle Wirklichkeit! Der König von Schweden, heißt es dort, will die evangelische Freiheit retten; zu diesem Zwecke verbindet sich mit ihm die Stadt Magdeburg. Das Bündnis ist nicht gerichtet gegen den Kaiser, nicht gegen das Reich, nicht gegen die Kurfürsten und Stände desselben, sondern nur gegen die Störer des Friedens, welche wider die Versicherungen des Kaisers die evangelischen Stände bedrängen. Der Schwedenkönig verspricht, wenn die Stadt seinetwegen angegriffen wird, sich ihrer anzunehmen, sie auf seine Kosten zu schützen und in keiner Noth zu verlassen.

Wir haben namentlich diese beiden letzten Punkte ins Auge zu fassen. Gustav Adolf durfte demgemäß von der Stadt keine Geldleistungen fordern, und mußte unter allen Umständen ihr zu Hülfe kommen. Es fragt sich, ob Gustav Adolf diese Bedingungen einging mit dem Willen sie zu halten. Wir werden diese Fragen später beantworten.

Die Stadt verpflichtet sich den König, seine Officiere und Beamte in ihre Mauern aufzunehmen, nicht sein Heer. Dieses soll aufs Land verlegt werden, oder ein Feldlager beziehen.

Wenn mithin Gustav Adolf auf Magdeburg zog, sei es auch zur Hülfe der Stadt: so hatte er keinen Anspruch darauf, daß seinem Heere die Thore geöffnet würden.

Nur 500 Mann will die Stadt einnehmen; doch müssen sie auf Kosten des Königs und des Markgrafen verpflegt werden.

Des Markgrafen, der nichts besaß?

[1] Gerike S. 43.

[2] Der Vertrag ist abgedruckt bei Hoffmann III. 86. Er gibt das Datum nicht an, meldet aber die Ratification des Königs vom 1. August.

zu seinem Vortheile zu verwerthen.[1] Christian Wilhelm war in der Lage alles bewilligen zu müssen, was man von ihm forderte. Deshalb legte ihm der Rath Bedingungen vor, welche der Markgraf weder halten konnte noch wollte, welche er nicht halten zu können seinem Werkzeuge Stalmann zuvor offen eingestand.[2] Er vergab dieß, er vergab jenes, was ihm nicht gehört haben würde, auch wenn er rechtmäßiger Inhaber des Erzstiftes gewesen wäre. In Wahrheit hielt er selbst sich nicht für den rechtmäßigen Besitzer. Er schrieb in denselben Tagen, wo er diesen Vertrag mit der Stadt Magdeburg unterzeichnete, an den Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, daß es nicht seine Absicht sei den Ansprüchen des sächsischen Prinzen August auf das Erzstift zu präjudiciren.[3] Der Prinz August war aber gewählt, weil und nachdem Christian Wilhelm abgesetzt war. Jede Anerkennung der Rechte und Ansprüche des Prinzen August durch Christian Wilhelm war mithin eine Verneinung der eigenen Rechte und Ansprüche. In denselben Tagen also, wo Christian Wilhelm seinem Mitbewerber gegenüber selber die eigenen Rechte und Ansprüche verneinte, betrug er sich den Bürgern gegenüber als rechtmäßiger Besitzer, und griff weit hinaus über die Befugnisse eines rechtmäßigen Besitzers. Er vergab dem längst gehegten Wunsche der Magdeburger gemäß die Vorstädte Neustadt und Sudenburg. Er vergab die Klöster in der Stadt und Vorstadt an den Rath als Eigenthum der Stadt. Er mochte immerhin schenken; denn den nächsten Vortheil hatte doch nur er. Seine Schenkungen konnten im günstigsten Falle erst später vollzogen werden; aber der unmittelbare Vortheil war sein. Es war der Vortheil, daß eine gesicherte, feste Stadt ihre Wohlfahrt an diejenige eines landflüchtigen, geächteten Mannes knüpfte, dem von allen Besitzthümern der Erde nichts geblieben war, als seine fürstliche Geburt und sein Name. Und diesem Vertrage fügte man hinzu, daß der Schwedenkönig, die Generalstaaten, die Hansestädte beide Theile bei ihren Rechten schützen würden. Auch dieser Zusatz kann abermals nichts anderes bezweckt haben, als eine Täuschung des armen verblendeten Volkes, welches zuletzt büßen mußte für die Sünden seiner Führer.

Man war in solchen Täuschungen eifrig, und man mußte es sein, weil allmählig durch alle Spalten und Ritzen des morschen Bauwerkes der Lüge das Licht der Wahrheit hindurch zu schimmern begann. Es ward klar, daß alles Gerede von einer allgemeinen Erhebung der Protestanten nichtig sei. Es leuchtete ein, daß Magdeburg völlig allein stand, daß diese Stadt allein im deutschen Reiche die schwedische Fahne erhoben. Man erfuhr zu deutlich, daß weder die benachbarten Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, noch die Hansestädte die Sache billigten. Es trat ein, was der Lübecker Syndikus Winkler bei Gelegenheit der Umwälzung im März vorhergesagt, daß bei Erregung neuer Händel in Magdeburg der Bund der Hanse sich ferner um die Stadt nicht

[1] Hoffmann III. 92.

[2] Mailáth III. 232.

[3] a. a. O. 235 aus dem k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.

[illegible] auf ihrem Gebiete [illegible] und hinderten die Ablieferung [illegible] Der Schwedenkönig war weit. Er hatte [illegible] zu gelangen. Man erkannte, daß der [illegible] kein anderes Geld [illegible] auf den Plünderungszügen [illegible] namentlich seitdem er einige empfindliche [illegible] nicht mehr bezahlt. Auch erhielt es [illegible] und zwar gut. Die Bürger- [illegible] nichts zu zahlen, und hielt [illegible] die Söldner des Markgrafen von den [illegible] des umliegenden Landes. [illegible] der Stadt Magdeburg begann nicht [illegible] diejenigen des Markgrafen, weil [illegible] sich mehr nach der [illegible] Bergen ab bis [illegible] in die Stadt Magdeburg. Der Markgraf suchte [illegible] der Bürger von Magdeburg, welche festhielten [illegible] Er war früher Geld und Silber in die [illegible] des neuen Marktes in Ver- [illegible] alles ihnen an- [illegible][2] Der Kirchenornat, die Kleinodien des [illegible] zu Gelde gemacht. Der Hoftheologe des Markgrafen predigte [illegible] der hungernd in den Tempel ging und [illegible] auf und nahm heraus, was [illegible]

[illegible] nicht erfüllen noch weichen. Unmuth, Furcht [illegible] Selbst die Geistlichen begannen zu wanken. [illegible] Kummer.[3] Der neue Rath nahm [illegible] er ging darüber hinaus. Früher hatten [illegible] Jahre gewechselt, nun waren sie lebens- [illegible] Auf Hochzeiten, auf Gastgeboten [illegible] die Glieder des neuen Rathes über die [illegible] und ließen sich verlauten: „Haben [illegible] können wir sie auch wieder herunter bitten.“ Mehr [illegible] für das Bündniß gepredigt. Gleich [illegible] wälzten sie die Widerwärtigkeiten [illegible] Das komme daher, sagten sie,[4] weil der Rath nicht [illegible] sei. Der Magistrat habe nicht zuvor nach

[1] [illegible]

[2] [illegible]

[3] a. a. O. [illegible]

[4] [illegible]

Davids Beispiele den Herrn unseren Gott, oder an dessen Statt seine Diener das Ministerium gefragt noch mit zu Rathe gezogen. Dem Markgrafen und dem Stalmanne ward bei solchen Aeußerungen der theologischen Demagogen gar nicht wohl zu Muthe. Man suchte sie zu begütigen.[1] Man brachte ihnen häufig neue Berichte. Der Markgraf lud sie zu seiner Tafel, schickte ihnen Vieh und andere Dinge, die von Klöstern und Aemtern hereingebracht wurden: Butter, Ochsen, Schweine und dergleichen, damit sie das Volk fleißig vermahnten. Auch wurden ihnen die Pfründen und Canonicate der Domherren in Aussicht gestellt. Das mochte wirken. Die Geistlichen predigten wieder wie vordem von der Aufrechthaltung und Vertheidigung der evangelischen Religion und dergleichen Dingen mehr, und das Volk hörte ihnen zu.

Unterdessen war die Nachricht des Geschehenen nach Wien gelangt. Der Kaiser erließ am $^{14}/_{24}$ September 1630 eine Abmahnung, freundlich, ohne Drohen.[2] Der Kaiser hat mit Befremden vernommen, daß der Markgraf Christian Wilhelm heimlich in die Stadt geschlichen und dann öffentlich als Administrator aufgetreten sei. Einige Mitglieder des Rathes haben ihm bei seinem bösen Vorhaben Hülfe geleistet, die Warnung der Verständigen ist von dem wild erregten Haufen verworfen. Der Kaiser ermahnt die Stadt und gebietet ernstlich sich des Markgrafen nicht mehr anzunehmen, sondern denselben als Reichsfeind aus der Stadt zu schaffen. Wenn dieß geschieht, will der Kaiser der Stadt Magdeburg in Gnaden gewogen bleiben. Wir sehen, eine mildere Sprache konnte das Oberhaupt des Reiches gegen die in solcher Art rebellische Stadt nicht führen. Abermals lag das Geschick in den Händen des Rathes.

Dieser antwortet dem Kaiser am 10. November 1630.[3] Die Schrift ist ein Knäuel von Verworrenheit, das rechte Bild der Zustände von Magdeburg. Ein Mitglied des Rathes, unser Gewährsmann Otto Gerike, berichtet:[4] der Rath sei seiner selbst damals nicht mehr mächtig gewesen: darum sei die Antwort verzögert und darum auch sei sie so ausgefallen, wie sie sei. War denn dieser Rath jemals seiner selbst mächtig gewesen? Der Rath erzählt in seiner Antwort, wie getreu die Stadt früher immer dem Kaiser gewesen, wie der Kaiser und die Generale sie oft dafür gelobt. Das war unzweifelhaft. Der Rath erzählt ferner, wie die Stadt nun sechs Jahre nach einander unter dem Kriegsdrucke geseufzt. Er wiederholt alle Plagerei und Quälerei der Wallensteiner. Aber dagegen hatte ja die Stadt ihr eigenes Recht gesucht und sich zur Wehre gestellt. Sie hatte dieß gethan mit Erfolg und einen ehrenhaften Frieden errungen. War es denn nun noch die Zeit die Anklagen neu zu erheben, wo der Kaiser den klagenden Fürsten und Ständen des Reiches Genugthuung gegeben hatte durch die Entlassung seines Feldherrn, durch die Erleichterung des Kriegsdruckes. Der Rath

[1] Gerike S. 47. Ausführliche und wahrhafte Relation bei Calvisius 94. Wie sich von selbst versteht, sind diese Berichte unabhängig von einander.

[2] Calvisius S. 137. Hoffmann III. 95.

[3] Das Schreiben des Rathes bei Calvisius S. 137 ff.

[4] Gerike S. 49.

[illegible] Er [illegible] ausführlich, was [illegible] Aber der Rath wußte ja, daß [illegible] Er berichtet, welche [illegible] unbekannte Personen im Dome [illegible] an Kaiser und Reich [illegible] Daß sie auf Grund [illegible] den Buchgraben deshalb aufgenommen, [illegible] — das wagen sie nicht zu sagen. [illegible] daß alle solche Handlungen wider [illegible] Sie sollen [illegible] ihren Klagen abzuhelfen. Aber [illegible] Er ist eine [illegible] Wellen in der [illegible] Domherren über seine [illegible] Sie fügen gar [illegible] Dies ist nicht unwahr, sagen [illegible] schreiben pflegt, sonderlich [illegible] Der Rath hat ihm auch zu [illegible] und die [illegible] Angst vor dem [illegible] Sie haben nichts davon gewußt, sagen sie, [illegible] Aber nun doch sagte es ihnen [illegible] wenn sie den [illegible] Sie sagten, der [illegible] deshalb stehe es nicht in [illegible] wäre: so war es [illegible] sondern ein Fremder [illegible] nicht die Wahrheit [illegible] unter dem [illegible] der Stadt, sondern [illegible] die [illegible] sondern der [illegible]

[illegible] Rath von Magdeburg ist [illegible] daß er sich [illegible] gefordert, die [illegible] seiner Wirksamkeit [illegible] zur Rechtfertigung [illegible] nicht im Stande war [illegible] zu erfüllen. Da der [illegible] so blieb ihm keine andere [illegible] zu hoffen, den Schwedenkönig.

[illegible] dem [illegible] Plane Gustav Adolfs. [illegible] nach seinem Systeme und [illegible] von jeder deutschen Stadt, [illegible]

berührte, von jedem deutschen Fürsten, der sich im Bereiche seiner Kanonen befand, unnachsichtig forderte. Magdeburg war ihm nicht unbedingt ergeben. Es hatte sich nicht verpflichtet sein Heer aufzunehmen: es hatte sich ausdrücklich dagegen verwahrt. Deshalb paßte Magdeburg nicht in den Plan der absoluten Direction des Krieges. Aber Magdeburg war sehr nützlich. Es bot den Vortheil, daß es geeignet war einstweilen die Gegner zu beschäftigen, und zwar ohne daß es dem Schwedenkönige einen Pfennig kostete.

Nur mußte Magdeburg beharren. Der Schwede ermahnte dazu von Pommern aus, von Mecklenburg. Dennoch war es unverkennbar, daß im Herbste 1630 die Sache dort durch ihre innere Haltlosigkeit in sich zu zerfallen drohte. Die unglückliche Verkettung der Schicksale der deutschen Nation, die Lage der Dinge in Regensburg hinderte es, daß gleich damals im Herbste 1630 ein thatkräftiger Mann mit einer bedeutenden Macht gegen Magdeburg rückte und dem traurigen Wirrsale dort ein Ende machte. Eine solche Wendung der Dinge ließ sich für Gustav Adolf vermeiden, wenn er selbst dort die Hände ins Spiel brachte. Auch dazu fand er einen Weg. Die Unfähigkeit des Markgrafen Christian Wilhelm zur militärischen Leitung war notorisch. Mithin durfte Gustav Adolf darauf rechnen, daß sein Angebot einen kriegserfahrenen Officier zu senden, bereitwilligst dort ergriffen würde. Also geschah es. Er erwählte dazu den Obersten Falkenberg. Daß Gustav Adolf für einen solchen Posten einen der fähigsten, der entschlossensten, der erprobtesten seiner Leute ausgesucht habe, ist vorauszusetzen. Falkenberg kam unbekannt in Schifferkleidung nach Magdeburg: er brachte weder einen Soldaten mit, noch einen Thaler Geld. Und ein solcher Mann sollte die militärische Oberleitung ganz in seine Hände zu bringen suchen! Das Wort: militärisch bedeutete noch etwas mehr. Die absolute Direction des Krieges, sagt Gustav Adolf, bedingt alles. Dieß Vertrauen mußte also der Schwedenkönig zu Falkenberg haben, dieser mußte es in sich selber fühlen.

Wir kennen bereits diesen Falkenberg. Er war schwedischer Gesandter im Haag gewesen, hatte dann in Emden seine Werbefahne für den Schweden aufgesteckt und mehrere Regimenter dort gesammelt. Er war mit dem Schweden nach Deutschland gezogen, hatte dann bei seiner Sendung nach Magdeburg ausgedehnte Vollmacht zur Unterhandlung mit deutschen Fürsten. [1] Wir haben bereits seine Unterredung mit dem hessischen Gesandten Wolf auf dieser Reise vernommen. Falkenberg traf im November 1630 in Magdeburg ein. Die absolute Direction des Krieges bedingt alles: mithin vertrauten fortan die Magdeburger ihr Geschick, ihr Leben, ihre Habe, ihr Alles diesem Manne an, den sie nicht kannten, von dem sie nichts wußten, der in Magdeburg nichts sein eigen nannte, der seinem Herrn, dem fremden Könige vereidet war und nicht der Stadt Magdeburg und ihrem Rathe. Was besagte die Instruction des Falkenberg? Er betheuerte dem Rathe, wie er es an Mühe und Fleiß zum Schutze der Stadt nicht fehlen lassen, wie er alle Freiheit und Gerechtigkeit der Stadt

[1] Helbig, Gustav Adolf S. 29.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Um dieselbe Stunde hielt der alte Tilly Kriegsrath zu Hameln an der Weser.[1] Es handelte sich um Magdeburg, was zu unternehmen sei gegen diese Stadt des deutschen Reiches, die den Obersten eines fremden Königs und Reichsfeindes in ihre Mauern aufgenommen. Da brach das Wetter herein mit entsetzlicher Gewalt. Es zerschlug das große Wasserrad in der Weser. Ein Blitz fuhr hernieder in das Pulvermagazin und dasselbe stieg empor mit flammendem Krachen. Der alte Feldherr sprang von seinem Sitze, warf sich auf die Knie und betete laut. Die Generale und Obersten folgten seinem Beispiele. Dann erörterten sie weiter die Frage. Pappenheim meinte, 4000 Mann würden hinreichen. Tilly schätzte nie einen Gegner gering. Er wies Pappenheim darauf hin, daß er hier nicht mit östreichischen Bauern zu thun habe, sondern daß starke Mauern und hohe Wälle ihm entgegen stünden.[2] Pappenheim zog mit 6000 Mann in das Erzstift. Tilly machte sich daran das kaiserliche Heer zu sammeln. Gegen das Ende des Jahres 1630 war er zu Halberstadt. Von da aus forderte er den Rath zu Magdeburg und den Markgrafen Christian Wilhelm zur Umkehr auf von dem betretenen Wege der Rebellion.[3]

Tillys Forderung ist ernst und wohlmeinend. Er droht niemals weder hier, noch sonst: er warnt. Er weist hin auf das Unrecht, welches die Stadt auf sich lade gegen die anderen benachbarten Fürsten und Stände, deren Unterthanen leiden müssen für das unverantwortliche Beginnen von Magdeburg. „Denn ihr habt," sagt er ihnen, „zu irgend einer Widersetzlichkeit auch nicht die allergeringste Ursache. Ihr habt ganz unnöthiger Weise zu den Waffen gegriffen." Er fragt sie, was für sie selber das Ende des Beharrens sein könne, als Untergang und Verderben. Das sehen wir gleichsam vor Augen, sagt er. Er weist sie hin auf das Beispiel aller derjenigen, die bislang sich gegen den Kaiser als die von Gott gesetzte höchste Obrigkeit aufgelehnt haben. Daran mögen sich die Magdeburger spiegeln. Also, fügt er am Schlusse hinzu, ist es meine gutherzige Warnung an euch. In ähnlicher Weise schrieb er an den Markgrafen. Dieser entgegnete mit der üblichen Redeweise, daß er ungehört und uncitirt entsetzt, darum aber vor Gott und der Welt seiner obrigkeitlichen Verpflichtung gegen die Landschaften nicht entlassen sei, sondern dieselben schützen müsse.[4] Hier war an eine Nachgiebigkeit, an eine friedliche Ausgleichung nicht zu denken.

Eben so wenig entsprach der Rath von Magdeburg den Erwartungen Tillys. Es verstrichen volle vier Wochen, bis derselbe sich zu einer Antwort an den Feldherrn entschloß. Dann berichteten[5] am $^{17}/_{27}$ Januar die Väter der Stadt, daß das Weihnachtsfest sie an der Antwort verhindert habe. Es sei ihnen niemals, sagen sie, in den Sinn gekommen von der treuen Devotion

[1] Teutscher Florus S. 241.
[2] Westenrieder VIII. 174. 176.
[3] Das Schreiben bei Calvisius S. 166.
[4] Theatrum Europ. II. 355.
[5] Das Schreiben bei Calvisius S. 168.

gegen den Kaiser abzuweichen. Erst kürzlich, sagen
den neuen Kaiser empfangen, ihm darauf unsere Kla
der kaiserlichen Entscheidung darauf gewärtig. Dar
weiter nicht beschweren, sondern sich bei dem Kais
Eine solche Antwort nach solcher Frist trug das
Magdeburg noch deutlicher an der Stirn, als sel
vermittelnden Reden des Markgrafen Christian Wilhel
einstweilen nichts auszurichten. Tilly mußte wohl
lassen. Er ließ Pappenheim vor Magdeburg,
gegen den Schwedenkönig.

Wir haben bereits gesehen, wie Tilly dabei
des deutschen Feldherrn immer nur darauf gerichtet
Zusammentreffen zu vermögen. Deshalb begibt Tilly sich
Aber der Schwede weicht aus der Neumark zurück,
Mecklenburg. Tilly kehrt um. Er zieht über Altbr
um dort den König aufzusuchen. Auch von dort
Schwedenkönig mit dem Hauptheere sich weggewende
zur Eroberung von Neubrandenburg kehrt auch Ti
Schweden den Paß die Oder hinauf zu verlegen
schlagen. Er steht im festen Lager bei Schwedt,
Angriff Tillys auf diese Schanzen nur mit gro
Denn es ist die Strategie des Königs nicht gegen
treten. Gustav Adolf hat dazu verschiedene Gründ
zu denen, die damals ihn aufforderten etwas zu u
entgegnete: „mein Herr, besonders die Reiter sind du
übermäßig angestrengt. Der Kurfürst von Brande
von Küstrin und schwächt mich dadurch sehr. Das
und frisch, seine Macht ist größer. Deshalb wäre
ganze evangelische Wesen auf einen einzigen unge
Schwertschlag zu setzen. Und wenn ich dadurch den
der Stadt Magdeburg damit so wenig gedient, da
selbst dem Feinde in die Hände fallen würde."

Prüfen wir diese Gründe. Dem Geist und den
des Wallensteinischen Heeres, die im Winter einen
hatte Gustav Adolf sagen lassen: die schwedischen Tr
so gute Soldaten wie im Sommer. Angenommen
die Nationalschweden ganz richtig gewesen: so ma
doch nur den dritten Theil seines Heeres aus.[2] Die
Deutsche, dann allerlei Nationen, wie eben die Lu

[1] Kurzer und wahrhaftiger Bericht warum die K.
Magdeburg u. s. w. Die Schrift ist sehr häufig, auch
[2] Arlanibaeus p. 89 rechnet von 118 Cornet Re
Fuß 130 schwedische.

Gier nach Beute, die Furcht vor Rad und Galgen der Heimat diesen oder jenen hinaus getrieben hatte. Dem Conti und den anderen Anführern seines Schlages gegenüber waren noch im December diese Schaaren in des Königs Augen winterfest: dem alten Tilly gegenüber waren sie es im Februar nicht mehr. Und waren denn die Truppen Tillys in der That neugestärkt und frisch? Wir haben aus Tillys Berichten gesehen, wie es darum stand. Aber der Paß von Küstrin? Hatte dieser in Wahrheit die Wichtigkeit für Gustav Adolf, welche er demselben hier beimaß? Wir sehen ihn gleich darauf sich weiter südwärts nach Frankfurt an der Oder wenden, ungeachtet er der Festung Küstrin nicht sicher war. Wir vernehmen das Urtheil des alten kriegserfahrenen Tilly und Pappenheims. Sie sprechen ihre Besorgnis aus, daß dem Könige nach der Einnahme von Frankfurt die kaiserlichen Erblande offen liegen. Sie hegen diese Besorgnis und sprechen sie aus, ungeachtet sie wissen, daß Küstrin nicht in den Händen des Schwedenkönigs ist. Es steigt in ihnen nicht der Gedanke auf, daß der Schwedenkönig durch den Nichtbesitz von Küstrin sich abhalten lassen sollte in Schlesien einzubrechen. Fügen wir nun endlich hinzu, daß Gustav Adolf diese seine Gründe, warum er gegen Tilly nicht schlage, vorbringt in seiner späteren Entschuldigung, weshalb er Magdeburg nicht zu Hülfe gekommen sei, und zwar in seiner Entschuldigung, die an das große Publikum gerichtet ist: so enthüllt sich uns völlig die Hohlheit dieser angegebenen Gründe, und es bleibt nur der eine übrig, der alle Schwierigkeiten löst: Gustav Adolf wollte auch nach Tillys Rückkehr aus Mecklenburg nicht mit Tilly schlagen, weil er ihn fürchtete. Deshalb hielt Gustav Adolf sich in seinem festen Lager bei Schwedt, wo er für Tilly unangreifbar war.

Wenn aber Gustav Adolf für Magdeburg Hülfe und Entsatz bringen wollte: so mußte er mit Tilly schlagen.

Auf diesen Satz baute Tilly seinen weiteren Plan.[1] Da er bei Schwedt Gustav Adolf nicht zur Schlacht bringen konnte, nahm er von da aus seinen Weg nach der Elbe, augenscheinlich mit dem Entschlusse die Stadt Magdeburg mit aller Macht anzugreifen. Denn er hoffte: wenn Gustav Adolf die Stadt Magdeburg nicht verloren gehen lassen wollte: so werde er um der Stadt Magdeburg willen zu einer Schlacht sich gezwungen sehen. Tilly dachte mithin, Gustav Adolf würde ihm an die Elbe folgen.

Gustav Adolf that es nicht. Er schlug, ungeachtet Küstrin nicht in seinen Händen war, statt der südwestlichen Richtung auf Magdeburg die südöstliche auf Frankfurt ein. Tilly sah, daß seine Erwartung ihn getäuscht hatte. Kaum bei Magdeburg angekommen, wendete er sich um nach Frankfurt zu. Hier mußte es gelingen den Schweden zum Treffen zu nöthigen, wenn nämlich Frankfurt a. d. O. sich nur einige wenige Tage hielt. Wir haben gesehen, wie Frankfurt am $^{3}/_{13}$ April rasch und unerwartet fiel. In Jüterbock erhielt Tilly die Nachricht. Ob da endlich nach diesem Siege Gustav Adolf ein Treffen annehmen

[1] Vgl. auch Chemnitz p. 129 [a].

[illegible], daß der Schwede [illegible] und [illegible], in Eilmär-
[illegible] Werben. Bis dahin durfte
[illegible]. Er [illegible] Magdeburg, in der festen Hoff-
[illegible] diese Stadt nicht verlassen werde, daß
[illegible] Schwedenkönig zum
[illegible] Schwedenkönig nach der Ansicht des Kaiser
[illegible], mußte nun die Bere-
[illegible] gelegt werden.
[illegible] Ankunft Tillys dort die Sachen
[illegible] Belagerung bis dahin, vor und nach Tilly
[illegible].

Der [illegible] Hofmarschall Falkenberg fand bei seiner An-
kunft in Magdeburg die Dinge nicht so, wie er sie sich gedacht. Als man ihm
[illegible] Markgraf Christian Wilhelm sich in die Stadt
[illegible] gemacht, äußerte er sich: wenn er das
[illegible] nicht in die Stadt gebracht
[illegible]. Andererseits waren viele Bürger
[illegible] seiner Ankunft.[2] Sie hatten sich sehr
[illegible] dem Schwedenkönige eingeprägt, daß
[illegible] auf seine Kosten, und nicht auf
[illegible]. Nun war aber Falkenberg gekommen ohne Truppen und Geld.
[illegible] kommen, als von den Magdeburgern selbst? Falken-
berg [illegible], daß in Hamburg schwedische Gelder lägen. Er forderte die
Bürger auf [illegible] und Silber dem Könige vorzustrecken, und gab dafür
[illegible] auf Hamburg. Die [illegible] Falkenbergs [illegible] den [illegible] Bürgern
[illegible] zu decken, selbst für den
[illegible], indem dann die [illegible]
[illegible] Hamburg [illegible] wieder [illegible]
[illegible]. [illegible] Geld. Sie
[illegible] noch viele Dinge
[illegible].

[illegible] Falkenberg [illegible] etwas Geld, und begann damit zu
werben. [illegible] Truppen, so weit sie
[illegible], unter Falkenbergs Befehl.[3] Er be-
[illegible] von 250 Mann. Da wieder Handgeld
[illegible]. Aber dann kam es auf die Ver-
pflegung [illegible] Truppen an. Falkenberg
[illegible] Quartier legen: für die Verpflegung
[illegible]. Allein die Mehrheit der Bürger wollte

[illegible] bei Calvisius p. 96.
[illegible]
[illegible]

von einem Quartiergeben an Soldaten gar nichts hören. Die Bürger hatten in den Vorstädten das Walten dieser Söldner gesehen: sollten sie sich derselben Gefahr aussetzen? Nicht also lautete der Vertrag. Es war ihnen nicht genug, daß diese Soldaten vermeintlich auf schwedische Kosten geworben waren. Der Vertrag mit dem Schweden sagte mehr. Der Schwedenkönig war nicht bloß verpflichtet diese Truppen zur Vertheidigung der Stadt auf seine Kosten zu werben: er war auch verpflichtet sie auf seine Kosten zu unterhalten. Man hielt dem Falkenberg entgegen: seine Forderung liefe wider die Verheißung, daß die Stadt mit dem Kriege nichts zu thun haben, auch nichts herschießen, sondern daß der König und der Administrator allein die Kosten tragen wollten. Es ward ihnen eingewendet, daß diese Söldner, wenn man sie wieder entließe, sich zum Feinde schlagen würden, und daß es ja die Aufgabe dieser Söldner sei die Stadt bei der Religion zu schützen, welche die kaiserlichen Truppen ihr nehmen wollten.[1] Es gelang der Ueberredungsgabe des Falkenberg es durchzusetzen, daß ein Regiment von 800 Mann mit Widerwillen in die Stadt aufgenommen wurde. Bevor die Thore sich ihnen öffneten, nahm man ihnen den Eid ab für die Stadt. Falkenberg ließ dem einzelnen Mann aus den Geldern, die er in der Stadt anlieh, wöchentlich 21 Gr. für die Verpflegung zahlen.

Es solle nur auf sechs Wochen sein, sagte Falkenberg. Das war im December 1630.

Wer auch sollte das nicht glauben? Sowohl schriftlich als durch eigene Boten ließ der Schwedenkönig die Stadt oft und theuer des Entsatzes versichern. Auf jeden Fall wollte der König das kaiserliche Heer so beschäftigen, daß die Stadt keine Gefahr zu befürchten haben solle. Falkenberg und Christian Wilhelm trieben diese Ermuthigungen noch etwas weiter. Bei jedem neuen Begehren, welches sie erhoben, waren sie so vorsichtig allemal am neuen Markte in den vornehmsten Höfen und Häusern Anstalten für das Quartier des Königs treffen zu lassen.[2]

Die Erfolge des Grafen Pappenheim während des Winters vor Magdeburg waren gering. Nur der Oberst Schneidewind, einer der ersten Urheber des Wirrsals von Magdeburg, ließ sich mit seinen Truppen gefangen nehmen, und ward darauf von Falkenberg in Magdeburg bei dreimaligem Trommelschlage für ehrlos erklärt.[3] Daß Schneidewind sich feig benommen, lag zu Tage: es scheint dazu auch der Vorwurf des Verrathes gekommen zu sein. Doch erkannte Gustav Adolf später die guten Dienste dieses Schneidewind in Magdeburg an und gab ihm die Landgüter, welche der Markgraf als Entschädigung für seine Klage gegen die Stadt Magdeburg versprochen. In den kleinen Scharmützeln mochte immerhin Pappenheim die Oberhand behalten; allein zu nachdrücklichen Angriffen reichte die Anzahl seiner, obwohl an Güte vortrefflichen Truppen nicht hin.[4]

[1] Relation bei Calv. 95.

[2] Gerike p. 54.

[3] Gerike p. 55.

[4] Beilage LXXIII.

Heeres, wenn der König komme.[1] Das gefiel den Magdeburgern. Es bewies ja, daß der König und Falkenberg an eine Aufnahme des schwedischen Heeres in die Stadt wider den Vertrag nicht dachten, wenn nämlich der König komme. Einige warfen die Frage auf, wozu die vielen und weit abgelegenen Schanzen dienen sollten. Man werde sie ja doch nicht halten können. Vielmehr werde man sie mit Verlust des Volkes, der Geschütze, der Munition dem gegen diese Werke allzu starken Feinde überlassen müssen. Die Anderen entgegneten, Falkenberg sei ein kriegeserfahrener Mann, und darum müsse man ihm Vertrauen beweisen. — Es scheint, daß man damals noch nicht einmal gewußt habe, aus welchem Materiale diese so schnell entstandenen Schanzen errichtet waren. Man hatte es bald zu erfahren.

Am 30. März / 9. April kehrte Tilly von seinem Mecklenburger Zuge wieder, und zog mit großer Macht von Pechau aus daher.[2] Die neuen Schanzen, die Falkenberg herausfordernd Trutz-Pappenheim, Trutz-Tilly u. s. w. genannt, fielen sämmtlich sofort in den ersten Tagen. Nicht so sehr diese Erfolge der kaiserlichen Waffen fordern unsere Aufmerksamkeit, als eine besondere Handlungsweise Tillys zum Vergleiche mit dem Schwedenkönige in ähnlichen Verhältnissen. Stellen wir das Verfahren des Königs voran, obwohl es drei Vierteljahre später geschah.

Auf dem Marsche von Königshofen in Franken nach Schweinfurt schickte der König Gustav Adolf eine Abtheilung Reiter unter einem Rittmeister Orenhaupt voran.[3] Dieser fand in dem Marktflecken Lauringen ein starkes steinernes Haus, in welchem sich eine Anzahl Bauern unter der Anführung eines einäugigen Capitäns von Würzburg verbollwerkt hatten. Sie schossen scharf. Der Rittmeister erkannte, daß er nothwendig an dem Hause vorüber müsse. Er stieg mit seinen Reitern vom Pferde und stürmte diese Bauernfestung. Die Bauern wurden sämmtlich niedergemacht, der Capitän gefangen. Dagegen waren einige Reiter gefallen, der Rittmeister verwundet. Als der König unlängst nachher eintraf und die Sache vernahm, befahl er den gefangenen Capitän, weil derselbe an einem so schnöden Orte sich der ganzen marschierenden Armee habe widersetzen wollen, alsbald aufzuhängen. Der Generalgewaltige und Henker waren indessen nicht zur Stelle. Bevor dieselben herbeigerufen waren, gelang es dem Capitän durch flehentliches Bitten vom Strange sich endlich loszuwirken, jedoch nur unter dem Versprechen, daß er dem Könige Ort und Stelle anweisen wolle, wo das Schloß Würzburg am bequemsten anzugreifen, am leichtesten zu gewinnen sei. Also der officielle schwedische Geschichtschreiber.

Sehen wir Tilly. Am 30. März / 9. April griffen seine Truppen außer anderen Schanzen ein befestigtes Wachthaus an, der Magdeburger Succurs genannt, in welchem ein Lieutenant mit 24 Mann lag.[4] Diese Schaar schlug fünf Stürme ab und tödtete über 100 Kaiserliche. Dann riß eine Kugel dem Führer den Arm weg,

[1] Gerike p. 57.
[2] Calvisius p. 30.
[3] Chemnitz 231, fast wörtlich.
[4] Calvisius 30.

Dazu wurden seine Bemühungen
zwischen ihm und seinem [illegible]
nicht die Ankunft Tillys vor dem
gerung einen [illegible] Cha...
gegen die schwedisch-markgräflichen
Meilen Weges südöstlich, und hielten
Stadt erheblich senken.[2] Sie brachte
man das Stück, das sonst wohl 8—
konnte. Dazu hatte man Pferde, Rin...
beschäftigte Falkenberg die Soldaten
nämlich durch die Anlage neuer Befestigungen
Stadt Magdeburg unsere Aufmerksamkeit

Nach Süden, Osten, Westen war
ist, und wie sich später erwies, durch
haben nur diejenige Seite der Stadt ins
gelang, die Seite nach Norden, wo unm...
[illegible] sich [illegible].

Bei dem Beginne des Krieges im Ja...
burg die Häuser der Neustadt, welche nahe
für die Sicherheit der Werke dort abbrechen.
großes Bollwerk zu errichten. Zu diesem
beiden Seiten hoch ausgemauerten Gräben a...
hinüber und meinte: das diene dazu in dies...
eine Bahn in die Stadt zu eröffnen. Sie
Arbeitens an diesem neuen Bollwerke sehr üb...
wenn nur, daß dasselbe unvollendet liegen
ein, das neue Bollwerk ringsum gehörig a...
man von der Spitze desselben mit Pferden b...
Unterwall, reiten konnte. Dazu hatte dieses
auffällige Schwächen. Die Gefahr, die da...
groß, weil dieß neue Werk in unmittelbar...
also auch mit der Stadt selbst stand. D...
schlug Vieler, daß dieß unvollendete und
durch einen Graben von dem alten Wa...
schnitten würde.[4] Der Wunsch fand kein...
gegenüber blieb auch nach der Ankunft ...

Falkenberg beschäftigte sich mit and...
Werke anlegen, welche und zerstreut...
Zwei dieser ausgedehnten Schanzen soll...

[1] Theatrum Europ. II. 356 ff.
[2] Arlanibaeus, arma S. p. 133.
[3] Guericke p. 58.
[4] Es sind Guerickes Worte. Vgl. ...

Heeres, wenn der König komme.[1] Das gefiel den Magdeburgern. Es bewies ja, daß der König und Falkenberg an eine Aufnahme des schwedischen Heeres in die Stadt wider den Vertrag nicht dachten, wenn nämlich der König komme. Einige warfen die Frage auf, wozu die vielen und weit abgelegenen Schanzen dienen sollten. Man werde sie ja doch nicht halten können. Vielmehr werde man sie mit Verlust des Volkes, der Geschütze, der Munition dem gegen diese Werke allzu starken Feinde überlassen müssen. Die Anderen entgegneten, Falkenberg sei ein kriegeserfahrener Mann, und darum müsse man ihm Vertrauen beweisen. — Es scheint, daß man damals noch nicht einmal gewußt habe, aus welchem Materiale diese so schnell entstandenen Schanzen errichtet waren. Man hatte es bald zu erfahren.

Am $\frac{\text{30. März}}{\text{9. April}}$ kehrte Tilly von seinem Mecklenburger Zuge wieder, und zog mit großer Macht von Pechau aus daher.[2] Die neuen Schanzen, die Falkenberg herausfordernd Trutz-Pappenheim, Trutz-Tilly u. s. w. genannt, fielen sämmtlich sofort in den ersten Tagen. Nicht so sehr diese Erfolge der kaiserlichen Waffen fordern unsere Aufmerksamkeit, als eine besondere Handlungsweise Tillys zum Vergleiche mit dem Schwedenkönige in ähnlichen Verhältnissen. Stellen wir das Verfahren des Königs voran, obwohl es drei Vierteljahre später geschah.

Auf dem Marsche von Königshofen in Franken nach Schweinfurt schickte der König Gustav Adolf eine Abtheilung Reiter unter einem Rittmeister Oxenhaupt voran.[3] Dieser fand in dem Marktflecken Lauringen ein starkes steinernes Haus, in welchem sich eine Anzahl Bauern unter der Anführung eines einäugigen Capitäns von Würzburg verbollwerkt hatten. Sie schossen scharf. Der Rittmeister erkannte, daß er nothwendig an dem Hause vorüber müsse. Er stieg mit seinen Reitern vom Pferde und stürmte diese Bauernfestung. Die Bauern wurden sämmtlich niedergemacht, der Capitän gefangen. Dagegen waren einige Reiter gefallen, der Rittmeister verwundet. Als der König unlängst nachher eintraf und die Sache vernahm, befahl er den gefangenen Capitän, weil derselbe an einem so schnöden Orte sich der ganzen marschierenden Armee habe widersetzen wollen, alsbald aufzuhängen. Der Generalgewaltige und Henker waren indessen nicht zur Stelle. Bevor dieselben herbeigerufen waren, gelang es dem Capitän durch flehentliches Bitten vom Strange sich endlich loszuwirken, jedoch nur unter dem Versprechen, daß er dem Könige Ort und Stelle anweisen wolle, wo das Schloß Würzburg am bequemsten anzugreifen, am leichtesten zu gewinnen sei. Also der officielle schwedische Geschichtschreiber.

Sehen wir Tilly. Am $\frac{\text{30. März}}{\text{9. April}}$ griffen seine Truppen außer anderen Schanzen ein befestigtes Wachthaus an, der Magdeburger Succurs genannt, in welchem ein Lieutenant mit 24 Mann lag.[4] Diese Schaar schlug fünf Stürme ab und tödtete über 100 Kaiserliche. Dann riß eine Kugel dem Führer den Arm weg,

[1] Gerike p 57.
[2] Calvisius p. 30.
[3] Chemnitz 231, fast wörtlich.
[4] Calvisius 30.

[illegible]

7000 Reitern und 23000 Fußgängern.[1]

Falkenberg hatte unterdessen, wie die Magdebu[illegible] [illegible]

[illegible] eine Reihe anderer Werke anlegen. [illegible]

von den Bürgern und Einwohnern von Magdeburg [illegible]

[illegible] an der Nordseite der Stadt blieb, wi[illegible]

Allmählig wurde die Bürgerschaft überdrüssig [illegible] man, heißt es,[2] sei man [illegible], und des Wache[illegible] Stadt. Es sei fraglich, ob jemals ein Entsatz kom[illegible] [illegible] und Stalmann berieten mit dem Magistrate, [illegible] sich ein Advokat, Namens Hermann Cummius, der [illegible] guten Belohnung den Schwedenkönig aufsuchen wollt[illegible] treffen sei. Also geschah es. Cummius reiste ab [illegible] richtete dem Rathe und Ausschusse und wer sonst [illegible] Glauben, daß der König Gustav Adolf bei seinem [illegible] vielfach gegen ihn erklärt: er wolle die Stadt Magde[illegible] über die rechte Zeit nicht ausbleiben. Als Cummiu[illegible] die Noth und Gefahr der Stadt nachdrücklich vorgest[illegible] daß er aufs allerlängste unfehlbar zu Ausgang des [illegible]

Ob Cummius alles entdeckte, was er dort vern[illegible] nach der Eroberung der Stadt:[6] er habe vorgestellt[illegible] Magdeburg sich von dem Entsatze und der Ankunft[illegible]

[1] a. a. O. cf. dagegen: Riccius, de bellis german[illegible]
[2] Gerike p. 60.
[3] Schreiben Pappenheims bei Mailáth III. 286.
[4] Gerike p. 61 wörtlich.
[5] Gerike p. 58 ff.
[6] Gerike a. a. O. — Mailáth III. 232.

Hoffnungen gemacht. Der König habe geantwortet: „Ja ich habe nicht gewußt, daß der Markgraf so früh gehen würde.“ Aber der König hatte seine Erbietungen, seine Versprechungen an die Stadt Magdeburg gemacht, nachdem sie den Markgrafen aufgenommen, und von irgend welcher Einschränkung dieser wiederholten Verheißungen, von irgend einem Bedingtsein derselben durch die Voreiligkeit des Markgrafen war bis dahin auch nicht ein Wort gefallen.

Es ist merkwürdig, daß der König den Bescheid über den Entsatz an Cummius nicht schriftlich gegeben. Dennoch lesen wir keine ausdrückliche Bemerkung der Berichterstatter, daß dieß aufgefallen sei. Einige waren der Meinung, daß Cummius noch wohl besondere Aufträge an Falkenberg, Stalmann, den Markgrafen mitgebracht habe. Der König hatte ihm eine Belohnung von 200 Dukaten versprochen. In welcher Weise diese Schuld entrichtet wurde, werden wir später ersehen.

Wie dem auch sei: die Magdeburger hatten nun das abermalige königliche Wort, daß Gustav Adolf bis spätestens zu Ende April den Entsatz bringen werde. Das mochte ihnen einigen Trost geben bei dem abermaligen und diesmal sehr drohenden Herannahen Tillys.

Denn nach dieser Wiederkehr desselben begann die Belagerung mit allem Nachdrucke. Jeder Tag brachte neue Erfolge. Es erfand sich, daß die anscheinend starken Bollwerke, die Falkenberg errichtet, nur aus losem Sande aufgeführt waren. Sie fielen ohne besonderen Verlust der Belagerer, ohne sonderlichen Widerstand der Belagerten.[1] In wenigen Tagen waren alle Außenwerke, etwa zwanzig an der Zahl, in den Händen der Kaiserlichen. Diejenigen, welche Falkenberg zum Schutze der Zollschanze errichten ließ, waren zum Theil noch nicht einmal vollendet. Am 19/29 April war nur noch das wichtigste aller Außenwerke, die Zollschanze übrig. Sie war das wichtigste, einestheils durch ihre Stärke an sich, anderentheils, weil sie die Verbindung der Stadt mit dem rechten Elbufer sicherte. Wenn von dorther Entsatz oder Hülfe kam, so war die Zollschanze der Paß über die Brücke nach Magdeburg. Die Zollschanze zwang den kaiserlichen Feldherrn sein Heer auf beide Ufer des Stromes zu vertheilen, zugleich die Stadt am linken Ufer einzuschließen, und die Zollschanze am rechten Ufer zu berennen. Wenn Gustav Adolf rasch und unversehens kam: so konnte diese den Umständen nach unvermeidliche Theilung des Heeres den Kaiserlichen sehr gefährlich werden. Deshalb mußte vor der eigentlichen Berennung der Stadt selbst die Zollschanze am rechten Ufer in Tillys Händen sein. War diese gefallen: so konnte er sein Heer ganz auf das linke Stromufer herüber ziehen, die Stadt selbst angreifen und doch in Ruhe die Ankunft des Schwedenkönigs erwarten, der dann durch den Strom von dem kaiserlichen Heere getrennt war.

Die Nebenwerke der Zollschanze waren bis zum 19/29 April gefallen oder verlassen. Tilly ließ an diesem Tage einen Angriff unternehmen; aber die Ungunst der Witterung stand entgegen. Es wehte heftig. Der Regen strömte kalt

[1] Chemnitz p. 151.

[illegible] [illegible] Soldaten [illegible] in den nassen Laufgräben nicht dauern. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Hülfe des nächsten Morgens. Es war nicht [illegible] [illegible].

[illegible] Abends um 11 Uhr am 19/29 April berief der schwedische Hof- [illegible] [illegible] [illegible] Rath von Magdeburg. Der Schwede sprach diesen [illegible] [illegible] [illegible] aus, daß es [illegible] sei die Zollschanze eben so ohne [illegible] [illegible] zu geben, wie es bereits mit mehreren anderen Werken ge- [illegible] [illegible]. Die [illegible] dieses Vorschlages war eigenthümlich. Falkenberg [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] verstreut und vereinzelt ange- [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] hatte er Bedacht darauf genommen, die vorhan- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: Zu diesem Zwecke hatte er eine neue Umwallung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] um die Zollschanze abstecken lassen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] daß die Bürgerschaft dieß Werk zu bauen auf sich nehme. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gemacht. Weit gediehen konnte es den Umständen [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] bis in den Graben dieser neuen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Danach erschien es Falkenberg nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu halten. Wenn aber dieß Werk verlassen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] den Gegnern eine bequeme Brust- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zur Gewinnung der Zollschanze selbst. Deshalb [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dieß [illegible] aufgeworfene Werk vor der Zollschanze [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zugleich aufzugeben, und das Kriegs- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Stadt zu vertheilen.

Es war [illegible] [illegible] [illegible], bei dem sich gar mancherlei Fragen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Es war seltsam, daß [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] diese wichtige Schanze decken sollten, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Annäherung zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] diese weitläufig neuen Werke mit [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wohl mit der Absicht auf [illegible] [illegible]? [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Fertigstellung dieser Werke in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Rath ersucht, diese weitläufig [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], deren [illegible] und Fleiß nicht [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] war, wie derjenige der Soldaten? [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]: die Zollschanze ward bedroht, sobald [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Aber zur Zeit war diese neue [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dieß eintrat: so war die Zoll- [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. War das ein Grund sie im [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]?

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] diese Einwendungen erheben. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [2] durfte Falkenberg erwarten. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], mit dem Zusatze der

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Man hat die Zollschanze so liederlich verlassen u. s. w.

Nothwendigkeit sofortiger Ausführung.[1] Einige Mitglieder des Rathes wandten ein, daß die Zollschanze doch noch wohl zu halten sei. Falkenberg erwiederte ihnen, daß man auch 1550 bei der Belagerung durch den Kurfürsten Moritz die Zollschanze ohne Nachtheil für die Stadt geräumt habe. Er machte nicht aufmerksam auf den großen Unterschied, daß damals der Feind von draußen nicht gewollt habe. Nach einigem Reden siegte bei der Mehrheit des Rathes die Meinung, daß man die eigene Ansicht der Kriegserfahrung Falkenbergs unterordnen müsse. Der Rath genehmigte den Vorschlag. Die Ausführung geschah sofort. Mitten in der Nacht rief Falkenberg die Besatzung der Zollschanze ab. Sie hob ein Joch der Brücke aus und zog in die Stadt.

Als im Morgengrauen die kaiserlichen Truppen sich zum Sturme auf die Zollschanze anschickten, war es drinnen alles still. Kein Schuß ward gethan, kein Wort ward laut, keine Waffe ward geschwungen. Es war kein Zweifel mehr: die Schanze war verlassen. Man berichtete es dem Feldherrn. Tilly traute der Nachricht nicht. Er hielt sie nicht für möglich.[2] Er besorgte eine Kriegslist irgend welcher Art, ein System von Minen, wie es damals üblich war, welches die etwa Eindringenden in die Luft sprengen würde. Den ganzen Tag über wagte er nicht seine Soldaten die Schanze betreten zu lassen. Erst am Abend zogen einige Compagnien hinein und verbrannten zunächst die Brücke, damit jede Verbindung der Schanze mit der Stadt aufgehoben sei. Alle Berichte sind einstimmig, daß der Feldherr mit der Besitznahme der wichtigen Schanze auf so leichte Weise sehr wohl zufrieden war.

Nicht also war man es an demselben Tage in der Stadt Magdeburg. Viele wurden stutzig.[3] Sie erörterten, ob es nicht besser sei bei so trüber Lage der Dinge die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Hansestädte um ihre Vermittelung zu ersuchen, daß man durch diese einen Stillstand und Aufhebung der Belagerung erhalten möge. Falkenberg dagegen empfing andere Berichte und streute sie aus. Der König habe einen Capitain abgesandt, und dieser wiederum Jemanden über die Elbe mit der Meldung an Falkenberg geschickt: der König sei in der Mark Brandenburg bereits im Marsche auf Magdeburg begriffen und bitte bei seiner Seelen Seligkeit, daß Magdeburg sich getrost halte: er wolle sie bald königlich entsetzen. Das beruhigte wieder die Gemüther und brachte diejenigen, welche von Vermittelung geredet, zum Schweigen. Dazu thaten die Geistlichen das ihrige. Die Mehrzahl derselben predigte in den Kirchen:[4] man wolle sich doch solcher Gedanken, daß mit den Päpstlern und Feinden des Evangelii zu unterhandeln sei, völlig entschlagen. Denn, fügten sie hinzu, diejenigen, die das thun wollten, könnten keine Hoffnung, noch Vertrauen auf Gott haben, der sein Wort gewis erhalten und der Stadt in einer so gerechten Sache

[1] Gerike p. 64.

[2] Ausführlicher und wahrhafter Bericht bei Calvisius 32. Fax Magdb. eben dort S. 55, und andere.

[3] Gerike p. 65.

[4] Gerike p. 67—68.

l beispringen werde. Vielmehr wollten solche Leute, die derartige Vorschläge Unterhandelns machten, lieber dem Teufel dienen und ihr Vaterland dem ischen Papstthum in den Rachen stecken.

Während diese Männer also predigten, wandte sich die ganze kaiserliche yr herüber auf das linke Ufer, um nach den Vorbereitungen zur Hauptsache ommen. Pappenheim, der bislang am rechten Ufer gelegen, zog mit fünf imentern über eine Schiffbrücke bei Schönebeck, und lagerte sich nordwärts der Stadt Magdeburg, zunächst vor der Neustadt. Das neue Werk an der dseite von Magdeburg, wo die Neustadt an die Altstadt grenzte, blieb wie s war.

Dagegen entwickelten sich in der Stadt andere sonderbare Dinge. Am selben ige, als Tilly nicht trauen wollte, ob denn in Wahrheit die Zollschanze so ver- ssen war, wie man ihm berichtete, am $^{20}/_{30}$ April trug Falkenberg im eigenen men und demjenigen des Markgrafen Christian Wilhelm dem Rathe von Magde- burg vor, daß die kleine Besatzung nicht hinreiche, um die wenig befestigte Vorstadt Sudenburg im Süden der Stadt zu vertheidigen.[1] Deshalb sei es erforderlich an die dort noch stehenden Häuser Feuer zu legen und sie zu verbrennen. Der Rath bat dringend, daß dieß, wenn es möglich sei, unterbleibe. Auf Fallen- bergs Erwiederung, daß das Interesse der Vertheidigung es erfordere, erwog der Rath und beschloß, daß der kriegserfahrene schwedische Commandant schalten und walten möge nach seiner Discretion. Ein Tag ward zum Ausräumen vergönnt. Am Abend des $\frac{21.\ \text{April}}{1.\ \text{Mai}}$ loderte diese Vorstadt und der anstoßende Flecken St. Michael empor. Sudenburg hatte eine schöne Kirche, und von den Häusern war kein einziges mit Stroh gedeckt. Von den unglücklichen Bewohnern mochten die be- mittelten sonst ein Obdach finden, den Armen und Kranken überließ man den Kreuzgang der St. Nicolaikirche in Magdeburg. Dort durften sie erwarten, was etwa ihnen von frommen Leuten dargeboten wurde.[2]

Am folgenden Tag ward ein Adjutant Tillys gefangen, der mehrere wich- tige Schreiben bei sich hatte.[3] Der Schwedenkönig hatte an Magdeburg ein Schreiben abgesandt, daß er im vollen Marsche sei die Stadt zu entsetzen. So wahr als er ein König in Ehren sei, er wolle sie nicht lassen. Von anderen Briefen des Königs an die Stadt in dieser letzten Zeit weiß sonst Niemand etwas zu berichten: es ist merkwürdig, daß gerade dieser eine, den er schrieb, in Tillys Hände fiel. Das Schreiben übte auf den Feldherrn die unausbleibliche Wirkung. Er schickte es an Pappenheim mit dem Befehle auf seinem Posten an der Neu- stadt die Sache mit um so größerem Nachdrucke zu betreiben, da der König im Anzuge sei. Beide Briefe geriethen nun in die Hände der Magdeburger. Der Adjutant erwähnte dazu, daß Pappenheim an seinem Angriffe auf die Neu- stadt nur noch verhindert sei durch den Mangel an Pulver und Blei.

[1] Gerike p. 68.

[2] Gerike a. a. O.

[3] Truculenta expugnatio. Kurzer jedoch wahrhafftiger und eigener Bericht x. Ebenso darnach die Fax Mgdbg. bei Calvisius 50.

Demgemäß trug Falkenberg dem Rathe vor, daß auch die Neustadt im Norden von Magdeburg, welche Pappenheim eben angreifen wollte, in Asche gelegt werden müsse. Der Rath überließ das abermals der Discretion des kriegserfahrenen schwedischen Obersten.[1] Falkenberg vertröstete die Einwohner, daß bei der Ankunft des Schwedenkönigs er ihnen Wiedererstattung vermitteln wollte. Die Vertröstung reichte für die Unglücklichen nicht hin. Sie ergaben sich nicht gutwillig darein. Sie sträubten sich. Am anderen Tage kam rasch Pappenheim herzu und jagte die Brandstifter fort. Das Werk war noch viel unvollkommener gelungen, als in der Sudenburg.[2] Es blieb von den großen steinernen Häusern, Kirchen und anderen Gebäuden an Wänden, Mauern und anderen Dingen so viel stehen, daß sich die kaiserlichen Soldaten sofort dabei erhalten, sich dahinter verschanzen und Batterien bauen konnten. Dort begann Pappenheim sogleich seine Laufgräben auszuwühlen, nun unmittelbar gegen die Stadt. Die Keller der einstigen Neustadt erleichterten die Arbeit, die bald sich nahe heran bis unter die Kanonen vorwärts schob. Das neue Bollwerk der Stadt Magdeburg gegen die Neustadt, das auch damals noch durch einen Graben leicht abzuschneiden war, ließ Falkenberg unverändert, wie es war.

Zugleich mit den Vorstädtern, die man, wie Falkenberg sagte, im Interesse der Vertheidigung ihres Obdaches beraubte, hatten nun auch sämmtliche Soldaten in die Stadt Magdeburg aufgenommen werden müssen. Wir haben gesehen, wie man anfänglich dieß wider Willen nur für die 800 gestattet hatte, die Falkenberg angeworben, und zwar, wie er sagte, nur für sechs Wochen; denn innerhalb sechs Wochen sollte ja der Schwedenkönig kommen. Aus den sechs Wochen waren reichlich sechzehn geworden, und nun kamen noch die Truppen des Markgrafen hinzu. Die Zahl derselben war nicht mehr so groß. In der ersten Zeit, im Spätsommer 1630, als jeder neue Tag einen neuen Raubzug in die Umgegend verhieß, wo nur immer eine kleine kaiserliche Besatzung lag, waren die Söldner stark zugelaufen. Ihre Zahl stieg bis auf 8000 zu Fuß und 600 zu Roß.[3] Vertragsmäßig gab die Stadt Magdeburg nichts dazu her. Der Markgraf mußte diese Truppen unterhalten. Da nun die anfängliche Beute sehr bald erschöpft war, da nichts Neues wieder dazu kam, da von den Vorstädtern, denen man diese Truppen auferlegte, bald nichts mehr zu erpressen war: so verliefen diese Söldner bis auf den fünften Theil. Etwa 1500 zu Fuß und 250—300 zu Roß blieben übrig. Diese mußten nun bei der Zerstörung der Vorstädte wider den Wortlaut des Vertrages mit dem Schwedenkönig und darum mit höchstem Unwillen von den Magdeburgern innerhalb der Stadt aufgenommen werden.

Es geschah in Wahrheit mit höchstem Unwillen, den Söldnern sehr fühlbar. Auch schon vorher hatte man diejenigen in der Stadt es bitter entgelten

[1] Gerike p. 67.
[2] Fax Magdbg. bei Calvisius 56.
[3] Ausführliche und wahrhafte Relation bei Calvisius 98.

lassen, daß man sie unterhalten müsse, während
allein der Schwedenkönig und der Markgraf diese K
Soldaten bettelten umher um Brod. [1] Mehrere starb
Genusse des elenden Commisbieres. Aehnlich erging
pen, die nach Abbrennung der Neustadt in Magde
Die Reiter zeichneten sich in jenen Zeiten vor den
tugenden der Söldner aus, und diese Schaar hatte
wiesen: die Magdeburger wollten sie nicht ins Haus
Tage und Nächte unter freiem Himmel, auch den
ein Zelt leihen. [2] Endlich verschaffte ihnen der Ra
gung war für sie nicht zu erlangen. Dieselbe wurd
einige vermögende Rathsglieder eine Summe Geldes
jedem Soldaten wöchentlich 21 Groschen gereicht, f
nisse einkaufte. Auch für die Officiere lieh Falkenbe
Schwedenkönigs, dessen baldige Ankunft man ja hof
Darleiher kraft des Vertrages mit ihm, werde ja a

Dennoch gewann nun erst, als man von de
Pappenheim an vier Stellen zugleich regelrechte L
gann, bei Vielen die Ueberzeugung die Oberhand,
Belagerung vorhabe. [3] Daß es dazu kommen wer
diese arg bethörten Menschen bis dahin nicht glaube
graf Christian Wilhelm scheint dieser Ansicht zuget
erst traten alle Mängel der Festung hervor. Nun
gerügt, daß man statt in ordentlichen wehrhaften
Herbste des vorigen Jahres nach Raub und Beute

Auch Tilly baute auf diese Erkenntnis die Hoffn
Er durfte, nachdem man ihn ohne nachdrücklichen W
hatte machen lassen, nachdem man die Zollschanze f
städte nicht zu vertheidigen gewagt hatte, nach so
auf Nachgiebigkeit hoffen. Zugleich mochte der aufge
königs mitwirken. Tilly gedachte die Sache gütlich
Adolf komme. Denn daß der Schwedenkönig kom
Tilly nicht, wenigstens nicht in seinen Berichten an

Deshalb ließ der Feldherr am $\frac{24.\ \text{April}}{4.\ \text{Mai}}$ drei mal
der Stadt, an den Markgrafen Christian Wilhelm u

[1] Der Bericht bei Calvisius p. 33. Ferner Fax M
auch Hoffmann III. 100.

[2] Gerike sagt: zwei Tage und eine Nacht. Es ist
in der Truculenta expugnatio ungleich schärfer sind. D
scheinlich ein Militär.

[3] Der Bericht bei Calvisius p. 33.

[4] Copia Manifesti samt etlichen beygefügten Schrei
diese Schrift nach der Eroberung ausgeben. Auch abgedr

Tilly droht nie. Er thut es auch dießmal nicht. Er warnt und mahnt und stellt die unausbleiblichen Folgen vor Augen.

„Ihr werdet bereits mehr als Euch lieb sein mag,“ schreibt er an den Rath von Magdeburg, „durch die That erfahren haben, in welch großen Schaden Ihr durch Eure Halsstarrigkeit und Rebellion gegen den Kaiser gerathen sind. Ihr seid fast um alle Eure zeitliche Güter und Wohlfahrt gekommen, und die Sache steht so, daß es in meiner Hand ist Euch mit allem noch übrigen, mit Weib und Kindern zu verderben. Allein ich zweifle gar nicht daran, daß Ihr schon jetzt herzlich bereut und daß Ihr wünscht zur schuldigen Devotion gegen den Kaiser zurückzukehren. Deshalb erinnere ich Euch aus getreuer Sorgfalt und Wohlmeinung gegen Euch, ermahne und warne Euch in Ernst, daß Ihr Euch die Gnadenthür, die Euch noch offen steht, nicht verschließt. Ich zweifle nicht, Ihr werdet selbst Euer Bestes wissen. Ihr werdet es nicht zum Aeußersten kommen lassen, welches für Euch, Eure Weiber, Eure Kinder, für Hab und Güter das höchste Unglück herauffuhren würde. Das wäre mir selbst herzlich leid. Ihr habt es ja auch bereits durch die That erfahren, und es ist klar vor Augen, daß diejenigen, welche Euch zu vertheidigen und zu schützen übernommen, gar nicht Willens sind Euren und der Eurigen Nutzen zu fördern, sondern nur sinnen auf des ganzen Landes Verderben.“

Eben so eindringlich ist die Sprache des alten Feldherrn an den Markgrafen Christian Wilhelm. Tilly kennt die Magdeburger Faction. Er weiß, daß sie allein Schuld ist an allem dem Jammer, der über Magdebung kommen kann und bereits vor der Thür steht. „Aber damit,“ sagt er, „Eure Fürstl. Gnaden erkennen, daß man auf unserer Seite gar keine Lust, noch Gefallen, sondern vielmehr den höchsten Abscheu vor diesem Unheil trage: so bitte ich nochmals aufrichtig und wohlmeinend, erinnere treulich und mahne, Eure Fürstl. Gnaden wollen in sich selbst gehen, sich der unverantwortlichen Faction entschlagen und sich nach Pflicht und Recht dem Kaiser unterwerfen. Dadurch werden Eure Fürstl. Gnaden das bevorstehende Unglück abwenden, sich beim Kaiser die Gnadenthür wieder öffnen, und für Magdeburg eine erträgliche Capitulation bewirken, zu welcher sie nachher vielleicht nicht mehr gelangen könnte. Dieß wird für Eure Fürstl. Gnaden und die Magdeburger um so nöthiger sein, weil sie selbst sehen und spüren, daß sie von Fremden und Ausländern, auf deren Hülfe und Beistand sie sich so sicher verlassen, auf deren Rath sie sich, wie es scheint, in diese Irrsale gestürzt haben, nur mit Vertröstungen in Worten vergeblich hingehalten werden.“

Dieselben Gedanken in etwas anderer Form spricht Tilly gegen Falkenberg aus. „Das Unglück und Verderben von Magdeburg,“ sagt er, „ist vor der Thür. Weil wir aber an solchem Unglück kein Belieben noch Gefallen tragen, sondern dasselbe durch die schuldige Unterwerfung der Stadt unter den Kaiser viel lieber abgewendet sehen möchten, weil es ferner,“ also spricht Tilly zu Falkenberg, „nicht christlich, noch billig, viel weniger vor dem Allmächtigen verantwortlich ist, daß so viele unschuldige Menschen mit Verlust Leibes und Gutes,

auch aller zeitlichen Wohlfahrt in das äußerste Elen
des Königs nutzlos geopfert werden: so wollen wir
unterthan an seine Pflicht gegen den Kaiser erinne
in ihrem Unfuge nicht weiter stärke, sondern sie
ermahne. Um so mehr, da wir nicht dafür halten
Schweden unter solchen Umständen anders handeln
deln befohlen habe. Ein Succurs ist nicht mehr n

Auf diesen letzten Gedanken legt Tilly Nach
Allein die Umstände waren für eine bereitwillige
günstig. Erst am Tage zuvor war den Magdeburg
königs in die Hände gefallen, den zuerst Tilly au
penheim geschickt hatte, der Brief mit den inhaltsschw
so wahr er ein König in Ehren sei, er wolle Mag
nach war es für Falkenberg und die betreffende
Tillys als eine Wirkung seiner Besorgnis vor de
könige darzustellen. Die Hinweisung Tillys, daß ei
sei, verlor nicht bloß alle Kraft: sie wandelte sich
satz durch den Schwedenkönig war nach dem Briefe
eifrigen Partei zu Magdeburg nicht bloß mögli
wurde im Rathe auch die andere Meinung erhoben
mehre Tage vergingen, bis Falkenberg und seine
ihrem Sinne durchsetzten.[1] Dagegen erlangten si
Tage die Vertheidigung neu geordnet ward. Dem
Schweden ward abermals die Oberleitung bestät
Maßregeln und Anordnungen, von dem was er th
eins ins Auge zu fassen. Er beließ das neue W
burg gegen die Neustadt in demselben Zustande, in
gab die Bewachung und den Schutz desselben dem von

Nicht besseren Erfolg als das Schreiben Tillys
hergehenden Tage die Bemühungen eines Bürgers
mann, früher selbst Mitglied des Rathes von Ma
Gute bei Sohlen[4] unfern von Tillys Hauptquartie
Officieren, daß und wie man gesonnen sei die Bel
allem Nachdrucke zu betreiben. Er schrieb[5] deshalb
Magdeburg weilte, an seinen Schwager, den Bürge
samste Mittel sei die Abordnung einer Deputation
mit dazu haben will," sagte Alemann, „so hege

[1] Gerike p. 75.
[2] Gerike p. 70.
[3] Ausführliche und wahrhafte Relationen bei Calvi
[4] Hoffmann III. 141 N. 2.
[5] cf. Vortrab vorhabender Außführung, aus was G
die gute Stadt Magdeburg u. s. w. Hildesheim 1633.

Vorhaben der nachdrücklichen Belagerung der Stadt noch abzuwenden sei." Der Brief lief um. Er wurde vielen Leuten kund, insbesondere der Brauerinnung, welche die wohlhabendsten und angesehensten Leute der Stadt unter sich zählte. Eine große Anzahl derselben, der Mehrheit nach ältere Männer, traten zur Besprechung zusammen. Man wies einander hin auf das klägliche Schauspiel der abgebrannten Vorstädte. Die rauchgeschwärzten Trümmer derselben predigten eine sehr eindringliche Mahnung. Niemand wisse, sagten diese bekümmerten Männer, ob nicht dasselbe Schicksal, das hier über die Vorstädte verhängt sei, auch über Magdeburg kommen werde. Man erwog, was das Kriegsrecht dem Soldaten erlaube in einer Stadt, die mit Sturm genommen sei. Man einigte sich den Brief des Mitbürgers und ehemaligen Rathsherrn Alemann dem Rathe der Stadt mitzutheilen und dort anzufragen, ob nicht dieser Vorschlag ein geeignetes Mittel sei der Stadt zu helfen. Vorher jedoch verwahrte sich die Innung durch eine ausdrückliche Protestation, daß sie nicht beabsichtige dem Rathe in seinen Befugnissen vorzugreifen. Während man schon darüber einig war, trat Hans Herkel hervor, ein unruhiger Mensch und verdorbener Apotheker, vor der Rathsveränderung der Führer [1] der Plenipotenzer, welche dieselbe durchgesetzt hatten. Er pflegte sich an anderen Orten auszulassen: ehe man akkordire, solle lieber alles über und über gehen. [2] Deutlicher noch hatte er seine Meinung kund gegeben: [3] „Ehe wir vom Kaiser hören wollen, soll lieber kein Stein auf dem anderen bleiben." Waren solche Worte buchstäblich zu nehmen, oder war es nur eine allgemeine Drohung? — Der Name des Kaisers war ihm so verhaßt, daß er denselben in keinem schriftlichen Vorschlage, in keiner Berathung leiden wollte. In gleicher Weise redete er auch hier vor der Brauerinnung. Die alten Herren, sagte er, wollten gern wieder auf den rothen Polstern sitzen. Sie hätten lieber den Bürgern ihr Gold und Silber im Beutel belassen und die Kaiserlichen nachdrücklicher angreifen sollen: so säßen sie noch wohl da. Das Ziel des Vorschlages, den sie an den Rath zu bringen gedächten, laufe auf Akkordiren hinaus. Die Brauerinnung kehrte sich nicht weiter an die Reden dieses Mannes. Sie erwählte eine Deputation von acht der ihrigen, um dieselben mit dem Notare der Innung nach dem Rathhause zu senden.

Unterdessen eilte Hans Herkel fort nach dem Rathhause. Dort fand er einen der Prediger. Er theilte demselben das Vorgefallene mit, und beide ließen sich in der Rathstube anmelden. Sie erhielten sofort Einlaß. Sie berichteten daß die Brauerinnung beisammen sei, wegen des Schreibens von Alemann berathe und deswegen Anträge an den Rath richten wolle. Sofort wurden zwei Rathsherren mit einem Sekretär nach dem Gildehofe der Brauerinnung entsendet. Sie erklärten der Innung im Namen des Rathes: derselbe wisse, was die Innung bezwecke. Nun sei aber das Schreiben des Johann Alemann ein

[1] Sein Name steht unter den Unterschriften der Plenipotenzer in der Beilage A bei Gerike oben an.

[2] Vgl. den Auszug des Verhöres bei Mailáth III. 238.

[3] Calvisius p. 98.

[illegible], auf welchen der Rath keine Rücksicht
[illegible] man bereits andere Punkte, und dachte
[illegible] die Innung sich versichert halten, daß der
[illegible] die Stadt aus dem Labyrinthe gebracht
[illegible] sich ruhig verhalten und die Zusammenkün[fte]
der [illegible] fügten sich und kamen nicht wi[eder]
[illegible] mit den Andern, zum Ziele derselben.

Der Gedanke, daß eine große Genossenschaft
[illegible] um ihre [illegible] Güter, um die Religion,
[illegible] der Gedanke allein ist groß und erhebe[nd]
[illegible], die in der Selbstsucht des täg[lichen]
[illegible]. Ein anderes geistiges Leben durchwallt
[illegible] zum Heroismus, und auch der F[...]
zum Muth. Das Unedle, das Gemeine muß dem
setzt alles ein, um alles zu gewinnen.

Die menschliche Geschichte ist nicht arm an
Anstrengungen gewaltiger Art. Und ob auch sie
auch die Uebermacht des Drängens sie in den S[...]
doch auch die späte Nachwelt mit Theilnahme das
Bestrebungen, und in den Zeiten eigener Erregung
und [illegible] den Augen.

Ist ein solches Beispiel, das mahnend
treuen Bunde, auch in dem Magdeburg des Jahr[es]

Wir haben gesehen, wie die Bürger gegen
Namen des Schwedenkönigs und des Markgrafen
vertheidigen sollten. Immerhin mag es entschuldig[t]
für sich das Recht des Buchstabens, den Wort[laut]
Schwedenkönigs: sie waren nicht verpflichtet etwa
Dazu waren die Söldner, wo nicht etwa die starke
eines Tilly sie im Zaume hielt, wild und unbän[dig]
Söldner ins Haus zu nehmen, ihm einen Platz
Tische, das war für einen Hausvater eine uner[...]
darum durfte man von ihnen selbst, um deren
[illegible], um so größere Opferwilligkeit und Freudigk[eit]
den Berichten der Magdeburger selbst, der Theil[...]
nehmen, ist eine solche Opferwilligkeit und Freudig[keit]

Man fand bei den Meisten, also berichtet ei[n]
lässigkeit. Der Eine sah auf den Andern und w[...]
thun, als der Andere. Man schätzte die waffenfä[higen]
Bürgersöhne, Knechte und Handwerksburschen auf

[1] Wahrhaftiger Bericht u. s. w. bei Calvisius 34[...]
Worte genannt.

den 2500 Soldaten, war zur Vertheidigung hinter Wall und Mauern ein stattliches Heer. Aber wie war es innerlich beschaffen? Der Arme misgönnte dem Reichen seine Wohlfahrt, daß dieser mehr Freiheit genoß, auch wenn derselbe sein Gesinde und seine Diener, zwei und drei oder mehr zu Walle schickte. Die Reichen dagegen misbrauchten dieser Freiheit. Manche von ihnen kuckten nicht einmal auf den Wall, oder doch sehr selten. Dieß geschah namentlich, sagte man, von denen, welche gut kaiserlich gesinnt waren und von Anfang an in die Verträge nicht gewilligt hatten. Von denen, die zu Walle gingen, hatten die Wenigsten im Sinne dem Feinde ernstlich Widerstand zu leisten, oder ihm Abbruch zu thun. Sie wollten entweder etwas Neues hören, oder sie gingen hin, weil ihre Nachbaren sie aufgefordert sie zu vertreten, und dafür sie bezahlten. Deshalb lagen die Meisten den ganzen Tag auf dem Walle, und handhabten die Bierflaschen besser als die Musketen. Dazu kam die alte Ordnung, daß jedem Viertel der Stadt bestimmte Posten angewiesen waren. Die Mehrheit weigerte sich diese alte Ordnung ändern zu lassen. So geschah es, daß die Wachen auf den weniger bedrohten Posten sich um gar nichts zu kümmern hatten, die anderen an ausgesetzten Stellen Tag und Nacht des Feindes gewärtig sein sollten. Diese wurden darüber unwillig, müde und verdrossen, jene wurden in ihrer Trägheit noch träger.

Wir sehen, nicht auf die eigene Kraft vertrauten die Bürger von Magdeburg. Nicht durch sich selber wollten sie erringen, was sie ihre edelsten Güter, ihre Religion und ihre Freiheit nannten, sondern es sollte alles von anderen für sie gethan werden.

Wir reden hier von den Bürgern von Magdeburg im Allgemeinen, gleich als fiele die Schuld der Gesammtheit zur Last. Dem ist allerdings nicht so: Die ganze Partei des alten Rathes, der herkömmlichen Ordnung, mit einem Worte: die conservative Partei, die von Anfang an das Bündnis mit dem Schweden und dem Markgrafen misbilligt hatte, wünschte eine friedliche Ausgleichung. Aber sie blieb in dem Wunsche stecken. Es wird nicht berichtet weder zum Lobe, noch zum Tadel, daß nach dem schwachen Versuche der Brauerinnung auch nur einer aus dieser Partei innerhalb der Stadt energisch seine Stimme erhoben habe gegen einen Zustand der Dinge, welcher das völlige Verderben der Stadt unausbleiblich in nahe Aussicht stellte. Hatte die eine Partei des Uebermuthes und Trotzes nicht auf sich selber, sondern auf fremde Kraft zu viel: so ermangelte die andere auch derjenigen Thatkraft, welche ein jeder Bürger eines Gemeinwesens sowohl zur eigenen Erhaltung, als für das Gesammtwohl zu beweisen schuldig ist.

Nur ein Nichtbürger in der Stadt wagte es einmal einen nachdrücklichen Schritt zu thun.[1] Der Priester Sylvius, Verwalter des Liebfrauenklosters, der den Charakter und die Gesinnungen des Volkes genau kannte, that dem Rathe der Stadt kund: wenn man ihn auf freien Fuß setze und zum Kaiser reisen

[1] Tepler Manuscript abgedruckt in den historischen politischen Blättern XIV. 300 f.

predigte, stand noch der Schluß des Tages von Regensburg fest, wo der Schwedenkönig vom Kaiser und den Kurfürsten für einen Feind des Reiches erklärt war. Noch hatte kein deutscher Fürst freiwillig sich offen dem Schwedenkönige angeschlossen: Gustav Adolf war damals noch nicht bloß in Worten, sondern auch in der That der Feind des deutschen Reiches. Und demgemäß fiel das Urtheil der damaligen Deutschen über den Dr. theol. Gilbert aus als dieser Mann, der nach Eid und Pflicht sonntäglich beten sollte für seinen Kaiser, statt dessen betete für die Waffen des fremden Königs und Eroberers gegen sein deutsches Vaterland.

Spätestens bis zum Ende des Aprilmonates hatte der Schwedenkönig Entsatz verheißen. Der April ging zu Ende, und auch das schärfste Auge von den Domthürmen aus gewahrte noch nicht die schwedischen Fahnen. Das erwog der Rath von Magdeburg und beschloß, wo möglich, Zeit zu gewinnen. Der Markgraf Christian Wilhelm hatte Tillys Aufforderung vom $\frac{24. \text{ April}}{4. \text{ Mai}}$ bereits am $\frac{27. \text{ April}}{7. \text{ Mai}}$ beantwortet.[1] Er behauptete, daß er völlig in seinem Rechte sei. Er wolle auch ferner durch Verleihung des heil. Geistes seine Handlungen so anstellen, daß sie zur Ehre Gottes, zur Erhaltung seines allein seligmachenden Wortes, Wiederkehr des Friedens u. s. w. gereichten. Doch fügte er hinzu, daß er geneigt sei die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Directoren des Leipziger Conventes, um guten Rath anzugehen, wenn nur Tilly ihm den Paß dazu verstatten wollte. Der Rath von Magdeburg spann diesen Gedanken weiter aus. Als die längste Frist, die der Schwedenkönig zum Zwecke seines Entsatzes gesteckt, völlig verstrichen war, wendete sich der Rath am $\frac{30. \text{ April}}{10. \text{ Mai}}$ an Tilly, um das Schreiben desselben vom $\frac{24. \text{ April}}{4. \text{ Mai}}$ zu beantworten.

Die üblichen Phrasen fehlen dabei nicht. Magdeburg ist sich so wenig einer Rebellion bewußt, sagen diese Berather der Stadt,[2] daß vielmehr der Kaiser und nicht minder Tilly selbst der Stadt immer das Zeugnis der größten Devotion gegeben. An dem, was gegen sie geschehe, trage die Stadt gar keine Schuld. Damit nun aber doch sie eine Aussicht habe dieser Kriegslast ledig zu werden, sei sie erbötig alles der Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, so wie der Hansestädte anheim zu stellen, und sich den Vorschlägen derselben nach Billigkeit zu bequemen. Zu diesem Zwecke bat die Stadt um Paß und Rückpaß für ihre Gesandten, und sprach dazu die Erwartung aus, daß Tilly bis dahin seine Annäherung an die Stadt nicht fortsetzen werde. — Auch Falkenberg schrieb eine Antwort. Sie enthielt nicht viel. Er werde alles thun, meldete er, was ihm sein Gewissen und sein ehrlicher Name gestatte. Wie weit das reiche, war eine Frage, die Niemand beantworten konnte, als Falkenberg selbst.

Tilly entgegnete am $^{2}/_{12}$ Mai. Seine Absicht sei lediglich zu bewirken, daß die Stadt Magdeburg sich ihrer Pflicht gemäß dem Kaiser unterwerfe. Da er nun gar nicht zweifele, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg ganz derselben Meinung seien wie er, und in gleicher Weise sie ermahnen werden:

[1] Theatrum Europ. II. 362.
[2] a. a. O. S. 363.

[1] Man sehe das Schreiben Tillys in der Copi[illegible]
[2] cf. Beilage LXXIV.
[3] Abgedruckt bei Calvisius p. 132 vom 3. Febr[illegible]

christlichen evangelischen Kirche annehmen möchten. So sehr auch diese Redensarten denjenigen entsprachen, die bei der Versammlung in Leipzig selbst ertönten: so scheuten sich doch die Fürsten sich hineinzumengen in den trostlosen Wirrwarr dieser Ochlokratie von Magdeburg. Sie thaten nichts. Sie scheinen nicht einmal geantwortet zu haben. Nur diejenige Partei, welche den Krieg wollte um jeden Preis, die Partei des Landgrafen von Hessen-Cassel und seiner Gleichgesinnten, hoben hervor, daß Magdeburg wohl ins Auge gefaßt werden müsse.[1] Einen weiteren Antrag scheinen auch sie nicht vorgebracht zu haben. Sie warteten ab, was aus der Sache von Magdeburg kommen werde. Eines Zuspruches, einer Unterstützung gar durfte der Rath von Magdeburg bei keinem deutschen Fürsten sich getrösten.

Eben so wenig aber durfte nun Tilly sich Hoffnung auf Erfolg von einem Schritte machen, den er selber damals bei diesen beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg that. Er hatte schon bei dem Beginne der Belagerung sie aufgefordert ihren Einfluß anzuwenden, daß die Rebellion von Magdeburg zur Ruhe gebracht werde. Er wiederholte am 10. und 15. Mai neuen Stiles diese Aufforderungen.[2] Diese zweideutige Stellung der beiden Fürsten war keinem bekannter als Tilly selbst; dennoch oder vielmehr eben darum hatte er ein Recht zu seiner Forderung, daß sie ihm die starke Hand böten wider Magdeburg. Noch hatten beide Kurfürsten nicht geradezu einen Schritt gethan gegen die Erklärung ihrer Gesandten zu Regensburg, und nach dieser Erklärung, nach dem einmüthigen Schlusse aller Kurfürsten zu Regensburg war der Einbruch des Schwedenkönigs in das deutsche Reich ungerechtfertigt, mithin auch die Kurfürsten des Reiches dem Kaiser zur Hülfe gegen diesen fremden Eindringling verpflichtet. Tilly legte nun Gewicht darauf, daß sich die Ochlokratie von Magdeburg nur auf diesen fremden König verlasse. Tilly bittet die Kurfürsten zu erwägen, was die Deutschen von fremden Potentaten und ausländischen Völkern zu erwarten haben. Er weist hin auf die kundbare Erfahrung, auf die täglichen Beispiele, daß die Fremden in Deutschland nichts suchen als eigene Herrschaft und ihr besonderes Interesse, daß sie alles zu behalten suchen, was sie an sich reißen, und ihr letztes Ziel immer sei die Zerstückelung des deutschen Reiches. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß auch solche Worte die schwachen, von bestochenen Räthen umgarnten Kurfürsten, von denen noch gar Georg Wilhelm wehrlos in der Hand seines furchtbaren Schwagers war, nicht zu ihrer Pflicht zurück riefen. Sie beharrten in ihrem Schaukeln und Schwanken, bis der Drang der Umstände sie zwang Partei zu nehmen gegen das kaiserliche, das deutsche, das eigene Interesse. Aber es ist wichtig hervorzuheben, daß der deutsche Feldherr offen und unumwunden also zu ihnen gesprochen, und mit richtigem Blicke der Erfahrung alles andeutet, was nachher unvermeidlich über das deutsche Reich gekommen ist.

[1] Helbig, Gustav Adolf rc. S. 37.
[2] Copia Manifesti, auch bei Calvisius p. 178.

Und noch kräftiger, noch klarer spricht der alte Feldherr in denselben Tagen
n Städten der Hansa. Wir haben gesehen, wie der Kaiser Ferdinand diesen
en zugethan war, wie er ungeachtet ihres Schmollens aufbot, was er ver
um sie wieder empor zu bringen auch gegen die Feindschaft der Herr
es europäischen Nordens. Wir haben freilich auch sehen müssen, wie und
wen diese Plane zerrannen, ohne daß der betrogene Kaiser den verderb
n Mann durchschauete. Die Hansestädte waren weder dem Dänen, noch dem Schweden geneigt. Sie hatten den einen zu fürchten, wie den anderen. Aber sie fürchteten auch das Restitutionsedict. Deshalb nahmen sie Theil an dem Convente zu Leipzig, und traten in Folge dessen unter sich zu Lübeck zusammen. Dahin richtete Tilly am 6. Mai 1631 seine Warnung.

Man hat ohne Scheu, sagt der alte Feldherr,[1] fremde, undeutsche Potentaten ins deutsche Reich gelockt. Sie treten auf unter einem glänzenden Vorwande, als wenn sie etwa diesem oder jenem Glaubensgenossen Beistand leisten, die deutsche Freiheit und Libertät zu vertheidigen helfen wollen, und was dergleichen Redensarten mehr sind. Dadurch wissen sie sich mit Glimpf zu insinuiren. Und dennoch suchen sie in der That nichts Anderes als eigene Herrschaft und ihren besonderen Nutzen. Sobald sie festen Fuß gefaßt und ihre Absichten erlangt, werfen sie Fürsten und Herren, namentlich aber Städten und Communen das unleidliche Joch der Knechtschaft über den Hals. Also ist es das Verfahren des Königs von Schweden. Er hat nicht bloß alles, was er occupirt, ohne Rücksicht auf irgend Jemanden, ohne Freundschaft für Jemanden inne behalten und nennt es sein eigen, sondern hat auch in Pommern und anderen Gegenden sich zunächst der Seestädte bemächtigt.

Was hier der alte Feldherr warnend voraussagte, das fand in den Ereignissen, in der Entwickelung der nächsten Jahre nur allzu reichlich seine Bestätigung. In den deutschen Städten ruhte zu einem bedeutenden Theile die Kraft des Reiches. Aber nur Deutschland, nur das eigenthümlich deutsche Wesen kannte solche Städte, nur auf deutschem Boden hatte sich eine solche Selbständigkeit mit allen reichen Blüthen der Freiheit, der Bildung und des Wohlstandes entwickeln können. Der Schwedenkönig kannte in seinem Lande nicht ein deutsches städtisches Leben. Er kannte nur Unterthanen, die willig oder unwillig ihm gehorchten, um mit ihrem Blute und ihrer Armuth ihm zu dienen für seine Kriegeslust. Darum hätte für die deutschen Städte Heil und Sicherheit nur im engen Anschlusse an ihren Kaiser gelegen, der ihre Selbständigkeit unangetastet ließ, der sie dabei schützte. Wenn der Boden, auf welchem die deutschen Städte empor gewachsen und erstarkt waren, nicht mehr deutscher, sondern schwedischer Boden wurde: so mußte auf diesem fortan schwedischen Boden die Selbständigkeit der Städte verwelken, ihre Freiheit zu Grunde gehen. Die deutschen Städte mußten auf die Dauer werden, was die schwedischen waren.

Aber freilich: Magdeburg hatte sich ja gegen solche Möglichkeiten verwahrt.

[1] Theatrum Europ. II. 393.

Es hatte, wie der Rath dieser Stadt nach Stalmanns Worten glaubte, einen Vertrag mit dem Schwedenkönige abgeschlossen nach eigenem Willen und darin alle Rechte und Privilegien, seine Autonomie feierlichst gewahrt. Es ist nicht zu leugnen, daß dieß alles wohlverbrieft auf dem Papiere stand, untersiegelt und unterschrieben von der Hand des Königs in Schweden. Der Schwedenkönig wollte ohne allen Vortheil seinerseits die Stadt bei dieser Autonomie schützen und erhalten. Also hatte er wiederholt und nachdrücklich zu thun versprochen, und selber die letzte Frist seiner Hülfe auf den Ausgang des Aprilmonates gesetzt. Bis dahin hatte der König die gewünschte Hülfe nicht gebracht. Aber bei dem Ausgange des Aprilmonates war es mit Magdeburg noch nicht zu Ende. Der König konnte noch die Hülfe bringen. Also durften die Magdeburger hoffen. Der König selbst hegte noch eine andere Hoffnung. Es bot sich ihm die Möglichkeit die Noth und Gefahr von Magdeburg zu benutzen als Drücker auf die Unentschlossenheit des Kurfürsten von Sachsen.

Zunächst mußten die Magdeburger ermahnt werden sich zu halten. Am $^{15}/_{25}$ April fiel Landsberg an der Warthe. Von da aus kehrte Gustav Adolf nach Frankfurt a. O. zurück, und schickte von dieser Stadt aus den Magdeburgern Bericht:[1] er sei begriffen seine sehr ermüdete Armee zusammen zu ziehen, und hoffe sich mit Kursachsen zu verbinden, um seinen Weg gerade aus auf Magdeburg zu nehmen und die Stadt zu entsetzen. Sie möchte sich deshalb nur noch drei Wochen halten, und sich mit einer Capitulation nicht übereilen. Dieser Bericht ist nach der Meldung des officiellen schwedischen Geschichtschreibers abgegangen. Danach ging die Frist bis zum $^{6}/_{16}$ Mai. Der König setzte hinzu: er lebe der gewissen Hoffnung, daß, wenn nur auch Andere ihre Pflicht thäten: so werde alles glücklich und nach Wunsch ablaufen.

Ihre Pflicht thäten? Was doch meinte der Schwede damit? Die Worte konnten den Umständen nach nur auf den Kurfürsten von Sachsen gedeutet werden. Aber nicht der Kurfürst von Sachsen hatte irgend eine Verpflichtung gegen Magdeburg auf sich genommen, sondern nur der Schwedenkönig Gustav Adolf. Johann Georg hatte von Anfang an auch nicht die leiseste Neigung gezeigt das Unwesen von Magdeburg zu billigen.

Dennoch wandte der König sich in entsprechender Weise an Johann Georg.[2] Er schrieb demselben von Frankfurt a. O. aus am $\frac{\text{23. April}}{\text{3. Mai}}$. Er legte abermals nach seiner bekannten Weise dar, daß er nur ungern und gezwungen diesen Krieg unternommen. Da aber die Ausführung seiner gerechten Sache, wie er sagte, mit der Wohlfahrt des Kurfürsten von Sachsen eng verbunden, da deshalb ihnen beiden an dem Entsatze von Magdeburg viel gelegen sei: so möge der Kurfürst sich zu diesem Zwecke mit ihm verbinden. Der König wolle auf die Dessauer Schanze gehen, der Kurfürst solle auf der anderen Seite des Elbstromes an die Muldebrücke sich begeben. Von dort aus würden sie mit

[1] Chemnitz 142 a.
[2] a. a. O. 144 b.

vereinter Kraft den Feind vor Magdeburg angreifen.
[illegible] in so verschiedenen Gestaltungen kennen, un
übernahmen es auf Johann Georg in dieser Weise

Johann Georg jedoch hielt damals noch fest
mitten Partei, welche entscheidend und den Ausschlag
Kriegenden treten sollte. Wie er den Mahnungen d
der Waffen seine Klagen und Beschwerden entgegen
Möglichkeit einer Verbindung mit dem Schwedenköni
er sich dem Schweden gegenüber auf seine Devot
Kaiser. Er verweigerte nicht bloß die Verbindun
schwedischen, sondern auch den Durchzug durch sei
von Lebensmitteln. Der König erneute seine Bitten

Während Gustav Adolf also zu Kursachsen redete
bei seinem Schwager von Brandenburg.[1] Man h
Berlin oft eine Wichtigkeit beigelegt, welche sie n
von Sachsen hatte für den Schwedenkönig eine schw
Heer zusammengebracht hatte. Georg Wilhelm v
[illegible] nicht. Er konnte weder nützen, noch schad
Schweden drehten sich hier um die Erlangung der Fest
War die Erlangung derselben unter den obwaltend
Adolf von solcher Wichtigkeit? Gustav Adolf wa
gewesen, als er gegen Frankfurt a. d. O. zog, un
sich in seinem Rücken. Gustav Adolf deutet in s
sächsischen Kriegsvolks an, daß zum Entsatze von M
Festungen für ihn nöthig sei. Er fordert lediglich
dischen und sächsischen Truppen an der Brücke zu
Tilly zu ziehen. Hätte Johann Georg sich dazu
Adolf den Zug nach Magdeburg unternommen auch
und Spandau. Die Festungen waren für ihn
Wallenstein hatte Jahre lang mit fast unbeschränkte
burgische Land geboten, ohne jene festen Plätze zu
Georg Wilhelm daneben auch nicht über das klein
wenig aber verfügte Georg Wilhelm über ein solche
und Schweden ihn bedrängte, als dieser behauptete
zu seiner Sicherheit. Immerhin war es ein Werth
haben. Die Forderung entsprach dem Plane seiner
im Bereiche seiner Kanonen war, eine Neutralität,
keit zu verstatten. Aber daß er gerade damals
Magdeburg täglich und stündlich ihn erwartete, al
Sachsen seine Boten schickte wegen des Entsatzes v
früher bei seinem Zuge auf Frankfurt diese festen

[1] Chemnitz 142 b.

dies Verfahren zwingt zu der Annahme, daß der hauptsächliche Zweck des Schwedenkönigs bei dieser Forderung nicht auf den Gewinn der festen Plätze, sondern auf denjenigen von Zeit gerichtet war.

Sehen wir zu diesem Ende das weitere Verfahren des Königs. Am $\frac{23. \text{ April}}{3. \text{ Mai}}$ richtet er von Frankfurt aus seine Aufforderung an Kursachsen. Damals mußten nach der Lage der Dinge von Magdeburg aus wiederholte Berichte an ihn gelangen über die Bedrängnis der Stadt. Gustav Adolf fordert gleichzeitig von seinem Schwager, der offenbar ganz in seine Hand gegeben war, Küstrin und Spandau. Das erstere will Georg Wilhelm hergeben, nicht das letztere. Am $^1/_{11}$ Mai ist Gustav Adolf mit seinem Heere in Köpenick, um von dort aus seiner Forderung Nachdruck zu geben. Er weist dabei, wie sich von selbst versteht, in seinen Worten immer darauf hin, daß die Gefahr für Magdeburg keinen Verzug dulde. Am $^2/_{12}$ Mai weigert Georg Wilhelm. Am $^3/_{13}$ Mai zieht Gustav Adolf mit einer Anzahl Truppen auf Berlin. Der Kurfürst kommt ihm entgegen und sie besprechen sich in einem Wäldchen. Die Besprechung ist fruchtlos, und der König erklärt, daß er sich in sein Quartier zurückbegeben werde, um seine gesammte Macht herbeizuholen.[1] Da treten die Weiber dazwischen, unter ihnen die alte Kurfürstin, die Mutter Friedrichs V. von der Pfalz, und bitten den König mit nach Cölln an der Spree herein zu kommen. Es geschieht. Der ganze folgende Tag, der $^4/_{14}$ Mai, wird mit Unterhandlungen hingebracht. Der König wiederholt unablässig seine Betheuerungen, daß sein Zug auf Magdeburg gerichtet sei. „Wenn man mir nicht helfen will," sagt er, „so ziehe ich zurück und schließe meinen Frieden mit dem Kaiser. Aber am jüngsten Tage werdet Ihr Evangelische dann Rechenschaft geben müssen, daß Ihr nichts für Gottes Sache habt thun wollen, und auch hier schon wird es Euch vergolten werden. Denn ist Magdeburg weg und ich ziehe: so sehet, wie es Euch gehen wird."

Es ist die Andeutung, daß der Schwede den Fall von Magdeburg dem Kurfürsten in's Gewissen schieben werde. Was denn hatte eine legale Obrigkeit, wie der Kurfürst von Brandenburg, gemein mit den Demagogen von Magdeburg? Aber Gustav Adolf entwickelte hier noch weiter die Gewandtheit seiner Worte. Eben hatte er gedroht, dann wieder bedauerte er. „Ich kann dem Kurfürsten seine Traurigkeit nicht verdenken," sagte der fremde Eroberer, der seit vier Jahren diesen seinen armen, übel berathenen Schwager in Preußen und in Pommern beraubt und mishandelt hatte. „Ich kann es ihm nicht verdenken," sagte Gustav Adolf; „denn daß ich gefährliche Sachen verlange, ist wohl gewis. Allein was ich begehre, das begehre ich nicht zu meinem Vortheile, sondern zum Besten des Kurfürsten, seiner Lande und Leute, ja der ganzen Christenheit." Es sind die Worte, die noch heute so viele thörichte Deutsche verblenden, daß sie in dem fremden Verderber den Retter und Freund erblicken. Ob die Worte damals denselben Erfolg hatten, bezweifeln wir.

[1] Chemnitz 143 b.

...ingstlicher als der Schwedenkönig redete die Kunde von der nahe vor Berlin ...nden schwedischen Heeresmacht. Um 9 Uhr Abends brach die letzte Kraft ...derstandes bei dem unglücklichen Georg Wilhelm zusammen. Er gab sich ...de des furchtbaren theologischen Schwagers. Der Minister Schwarzen... ...og von dannen. Er war fortan seines Lebens in der Mark Branden... nicht mehr sicher.

Wir sehen, wie ungeachtet des Eifers, der in den schwedischen Worten sich ...ißt, dennoch die Thatsachen selbst nicht eine solche Eile an den Tag legen. ...dauerten die Versuche des Schweden auf den Kurfürsten von Sachsen. ...er da nun Spandau dem Schwedenkönige geöffnet werden sollte, mußte er ...twärts vorrücken. Er that dieß am $^{5}/_{15}$ Mai und besetzte Spandau.[1] Er ...weiter nach Potsdam, nach Saarmund. Von dort aus richtete er an Kur...sachsen seine letzte Aufforderung.

Er betheuerte[2] abermals mit Eid und Schwur, daß er bei seinem Werke ...s suche als die Ehre Gottes und das gemeine Beste. Er wiederholte alle ...ensarten, die er mit so erstaunlicher Geläufigkeit handhabte. Er erklärte ...gegen, daß es für ihn nicht kriegsverständig sei sich zwischen zwei so unsichere ...unde hinein zu begeben. Waren es zwei? Wir wissen, daß Georg Wil...m von Brandenburg, auch wenn er geneigten Willen dazu hatte, den Schwe... gar nicht schaden konnte, weil er gar kein Heer besaß. Nur auf den Kur...rsten von Sachsen kam es an. Wenn Johann Georg nicht mithelfen wolle, sagte Gustav Adolf weiter, so werde er längs der Havel gehen und sein Bestes thun, ob vielleicht der Allmächtige mit seiner Gnade ihm beistehen würde. „Wenn es aber dem göttlichen Willen gefällig ist," schloß endlich Gustav Adolf seine Rede, „unserer Sünden halber etwas Anderes über uns zu verhängen: so begehre ich nicht selbem zu widerstreben, sondern getröste mich, daß ich es am Gemeinen und meines Ortes nichts, was von mir gefordert werden kann, unterlassen habe. Ich will auch an allem Blute und Unheile vor Gott und der ehrbaren Welt entschuldigt sein, und solches denjenigen zu verantworten hingeben, welche mich in dieser christlichen Sache verlassen."

Es war der letzte Druck, welchen Gustav Adolf auf den Kurfürsten von Sachsen anwenden konnte. Er fügte demselben noch den Köder hinzu, daß er dem Sohne des Kurfürsten in seinen Ansprüchen an das Erzstift Magdeburg gute Dienste leisten werde. Das schrieb derselbe König, der mit dem Markgrafen Christian Wilhelm im Bunde war diesen Fürsten in das verlorene Erzstift wieder einzusetzen, während der Sohn Johann Georgs nur dadurch Ansprüche hatte, daß er anstatt des abgesetzten und geächteten Christian Wilhelm gewählt war. Wenn dieser letzte Druck mislang: so hatte doch der Schwedenkönig mit gewohnter Meisterschaft eben durch das Mislingen einen neuen Drücker für die Zukunft vorbereitet. Er hatte dem Kurfürsten hier mit wenig verhüllten Worten

[1] Chemnitz 144.
[2] a. a. O. 146 b.

vorhergesagt, daß Magdeburg fallen würde, nicht etwa fallen würde durch eine Capitulation, sondern mit Blut und Schrecken. Wie war das sonderbar! Wenn er für Magdeburg keine Hülfe mehr bringen konnte, also sollte man denken: so brauchte doch darum die Stadt nicht in Blut und Schrecken unterzugehen. Noch stand ja der Weg der Capitulation offen. Es war seltsam, daß Gustav Adolf gerade auf den schlimmsten Ausgang der Dinge so hinwies, als verstehe sich dieser schlimmste Ausgang von selbst. Ihm diente freilich hier die Hinweisung auf einen solchen Ausgang. Er hatte im Voraus diesen Fall von Magdeburg mit Blut und Schrecken für künftige Verwickelungen dem Kurfürsten ins Gewissen geschoben, um den etwaigen Gewissensbiß bei dem Schwächlinge als ferneren Hebel anzusetzen. Das war für den Fall des Mislingens dieses letzten Druckes.

Er mislang. Am 6/16 Mai war Gustav Adolf in Saarmund. Wartete er auf Antwort von dem Kurfürsten? Sie kam nicht. Dort lagerte sich der Schwedenkönig. Die kaiserlichen Besatzungen, die möglicherweise auf dem Wege nach Magdeburg ihn aufhalten konnten, zu Brandenburg, Rathenow, Zerbst zogen ab. Der Weg nach Magdeburg war völlig offen, war frei. Es war ein Marsch von höchstens zwei Tagen. Die kaiserlichen Generale wußten es. Sie erwarteten den Schweden nicht mehr täglich, sondern stündlich. Er kam nicht. Er lagerte in Saarmund, und Tilly berannte Magdeburg, die deutsche Stadt, die auf Wort und Zusage des fremden Königs vertrauete. Ob nicht ein lauer Frühlingswest den Donner der Kanonen vor Magdeburg hinübertrug in das Lager von Saarmund? — Also dauerte es vier Tage. Dann war alles vollbracht.

Einundzwanzigster Abschnitt.

So sehr anfangs Tilly gewünscht hatte den Schwedenkönig auf Magdeburg heranzuziehen und dort gegen ihn zu schlagen: so stiegen doch allmählig schwere Bedenken in ihm auf.[1] Pappenheim hatte schon früher diesen Besorgnissen Ausdruck gegeben. Um diesen Kampf mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen, meint er, sei noch ein eben so starkes Heer nothwendig, wie dasjenige, welches vor Magdeburg lagere. Sowohl der Kaiser als der Kurfürst von Bayern sahen die Sache leichter an. Max spricht wiederholt in den letzten Tagen der Stadt an Tilly die Erwartung aus: „Wir hoffen, daß Magdeburg nunmehr in euren Händen ist.“ Er baut darauf die Hoffnung, daß Tilly, der dann die Stadt zu seiner Kriegsburg machen werde, einige Truppen entbehren könne. Denn schon sehen die geistlichen Fürsten mit Angst und Sorge auf den Landgrafen

[1] Hormayrs Taschenbuch von 1852—53 p. 293.

von Hessen-Cassel. Sie wissen, daß dieser in ...
Fürst die Werbetrommel rühren läßt: ...
Söldner bezahlen wollen, als durch Raub an ...

Tilly indessen verheißt dem Kurfürsten Max ...

Indem dieser die Einnahme sicher erwartet, ...
die nachdrückliche Belagerung derselben. Er meint: ...
hineinlegen. Der Feldherr entgegnet: doch sei ni...
des Kaisers als Erzbischof gewählt und bestätigt ...
Hauptsache. Er hat noch nicht viel Vertrauen. ...
Stiles, sechs Tage vor dem Falle der Stadt. „...
der alte Feldherr, „ist zur Zeit noch wenig zu ...
protestantischen Stände stehen in Rüstung. Das ...
König von Schweden ist stark. Er hat erst ...
die Königin derselben geführt. Wenn er sich ...
stündlich erwarten muß: so muß ich die Belagerun...
Weser zurückziehen."

Am folgenden Tage war der Schwedenkönig ...
[illegible] und Altbrandenburg und blieb dort ...

Indem Tilly stündlich ihn erwartete, ...
gütlich zu betreiben, und seiner Gewohnheit gemä...
zum drittenmale aufzufordern. Seine Vollmacht ...
in Betreff der Religion die freie Uebung derselben ...
bewilligen solle; denn es sei nicht der Wille des ...
den Passauer Vertrag oder den Religionsfrieden ...
Wir haben gar oft gesehen, wie diese Anschauung ...
nands ganzes Leben zog, wie eben sie wieder d...
edictes war. Tillys Aufforderung an die Stadt ...
Rath der Stadt hatte die am 2/12 Mai von Tilly ...
Berlin, Lübeck nicht benutzt und bat nun aberma...
abermalige Uebersendung ab, und legte der Stadt ...
Warnung ans Herz.

„Wir sind nicht abgeneigt gewesen," sagt[2] ...
die benannten Personen abermals zu übersenden. ...
genommen sind, daß jede Verzögerung, wie Ihr ...
die größte Gefahr mit sich bringt: so wird die ...
sicherlich vergeblich sein. Da denn nun kein ande...
ist, als daß Ihr bei dieser Lage der Dinge alle ...
und kurzen Entschluß faßt: so haben wir Euch ...
nochmals wohlmeinend erinnern und treulich erm...
und reiflich beherzigt, in welche augenscheinliche ...

[1] Mailáth III. 238.
[2] Copia Manifesti etc.

welchen Verlust aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt Ihr und die Eurigen unfehlbar gerathen werdet, und daß Ihr darum jetzt alsbald dem Kaiser, Eurer höchsten Obrigkeit, gemäß Eurer Pflicht und Schuldigkeit Euch gehorsamst unterwerft. In diesem Falle sind noch heilsame Mittel da, durch welche Ihr Euch und die Eurigen erhalten, auch eine solche Capitulation treffen könnt, zu welcher Ihr sonst nimmermehr gelangen würdet."

„Wenn Ihr diese unsere wohlmeinende und treuherzige Ermahnung bei Euch gelten laßt: so gereicht das zu Eurem eigenen Besten. Wenn nicht: so müssen wir es an seinen Ort gestellt sein lassen. In diesem Falle aber werden wir vor Gott und der Welt wohl entschuldigt und in unserem christlichen Gewissen gesichert sein, daß nicht wir, sondern Ihr selbst, und diejenigen, welche Euch in Eurer Halsstarrigkeit stärken, Eures Unglücks und Verderbens einzige Ursache seid, und allein Ihr und jene Anderen die Verantwortung auf Euch ladet, welche bei Gott und der Nachwelt hiernächst Euch schwer fallen wird."

Also der alte Feldherr. In gleichem Sinne, kurz, bündig und eindringlich schrieb er gleichzeitig an den Markgrafen Christian Wilhelm, an den schwedischen Obersten Falkenberg.

Diese letzte eindringliche Ermahnung Tillys blieb nicht ohne Erfolg. Die Stimmung in der Stadt war erschüttert, zumal da Tilly dieser seiner letzten Mahnung und Warnung durch das Feuer aller seiner Geschütze Nachdruck gab. Daß in der Stadt sich Gedanken der Nachgiebigkeit regten, ward auch Tilly dadurch kund, daß man seinen Trompeter, der die letzten Schreiben gebracht, nicht wiederkehren ließ. Man hielt ihn in der Stadt zurück. Wozu anders konnte es sein, als weil man dort über die Bitte um eine Capitulation berieth?

Nur einer stand entgegen mit klarer Einsicht, mit bewußtem Willen dessen, was er that: es war der schwedische Oberst und Hofmarschall Falkenberg. Demgemäß stand mit ihm auch die kleine Schaar der entschlossenen Eiferer, welche von Anfang die schwedische Partei in der Stadt ausmachten. Die Wohlhabenden, die conservativ Gesinnten, die ganze Partei des alten Rathes, die unter den drohenden Umständen in dieser letzten Gefahr stündlich wachsen mußte, hatte ja den Bund mit dem fremden Schwedenkönige nie gebilligt. Nur in jenen hatte Falkenberg seine Stütze gefunden: in Pöpping, in Herkel, in Cummius, in dem Pastor Gilbert und anderen Männern desselben Schlages. Diese waren für Falkenberg, stimmten und wirkten für ihn. Diese ganze Partei wollte nichts wissen von einer Capitulation: an ihrer Spitze Falkenberg. Wie sie widerstrebten, unter welchen Umständen sie entgegenwirkten, das haben wir nachher zu untersuchen. Füreist genügt uns die Thatsache, daß Falkenberg widerstrebte bis zum letzten und allerletzten Augenblicke, so lange er gesehen wurde.

Und warum that das Falkenberg? Es liegt die Antwort nahe; weil der Dienst seines Königs es so erheischte, weil er die Stadt für seinen König erhalten wollte, so lange er konnte, weil er deshalb lieber auf dem ihm anvertrauten Posten sterben, als ihn aufgeben wollte. Diese Antwort scheint wenigstens als die natürlichste nahe zu liegen. Allein diese Antwort erschöpft



von Hessen-Cassel. Sie wissen, daß dieser in sei
Fürst die Werbetrommel rühren läßt: von wo
Söldner bezahlen wollen, als durch Raub
Tilly indessen verhehlt dem Kurfür
Indem dieser die Einnahme sic
die demnächstige Besatzung derselb
hineinlegen. Der Feldherr er
des Kaisers als Erzbischof
Hauptsache. Er hat no und Soldaten
Stiles, sechs Tage ve werden, als Aus
der alte Feldherr, er streng militärischen Anf
testantischen Stän würde schon gültig sein, wenn
König von Sch gewesen wäre, vertheidigt durch
die Königin unterthan waren. Nicht also lieg
stündlich Bürger und ihre Erhaltung in Magde
Weise vertheidigte die Stadt nicht für seinen
zu erhalten, sondern um der Stadt willen
mit dem Schwedenkönige ein Bündnis geschlossen.
die wenigen, die Falkenberg angeworben, wu
und zwar höchst widerwillig, weil der Ver
sie davon frei sprach. Gustav Adolf hatte in Wahr
einzigen Mann, den Obersten Falkenberg. Die St
gegen ihn: nur er hatte gegen sie Verpflichtunge
genossen. Er hatte vertragsmäßig gegen Magdeb
seiner Noth zu verlassen, auf seine Kosten, seine
Verpflichtung hatte er von Anfang an. Er hatte
dauernden Ermahnungen, daß die Stadt sich hal
den letzten Tagen seine Ehre dafür verpfändet.
seine Nähe; denn eben so wie der kaiserliche Feld
trag nicht kannte, durch welchen die Stadt Mag
jeden Fall ausschloß, eben so wie Tilly mit Besor
Schweden erwartete: so durfte die Partei in Magdeb
hoffen. In der That, die Pflicht des Königs de
bringen, war groß und schwer, wie jemals eine
den Entsatz nicht zu bringen vermochte, so erwuch
andere Pflichten gegen die Stadt. Indem wir di
erörtern haben, drängt sich zuerst die Frage vor,
Königs selber ein Entsatz möglich war. Die Bean
wir am sichersten nur zu suchen bei Gustav Adolf

Als Alles vorbei war, erließ der Schwedenkö
einen kurzen Bericht, wie er sagt, warum er der
zu Hülfe kommen können. Es ist ein merkwürdig
Beispiel, wie die menschlichen Gedanken sich unter

-tav Adolf beginnt dasselbe mit dem Vorwurfe, daß die Stadt
-fang aller fleißigen Bitten und Ermahnungen ungeachtet kein
-rgeben wollen. Man traut kaum seinen Augen. Das sagt
Abgesandter Stalmann die unglücklichen Magdeburger
-etz gelockt hatte, daß er ihnen versprach, es solle
bezahle alles. Das sagt ferner derselbe König,
-adt Magdeburg ausdrücklich dieß unterschrieben
-den Magdeburgern helfen auf seine Kosten, sie
-auf seine Kosten.

selbst wenn diese Lüge, daß Gustav Adolf von Magdeburg
-, daß die Stadt Magdeburg dieß Geld verweigert hätte, selbst
-iese Lüge wahr gewesen wäre: so war jeglicher Vorwand der Entschul-
-gung, die der König darauf hätte bauen können, hinweggenommen durch die
-dingungslose Versicherung des Königs, welche am $\frac{21.\ \text{April}}{4.\ \text{Mai}}$ durch den Umweg
über Tilly in die Hände der Magdeburger kam, durch die Versicherung Gustav
Adolfs: so wahr er ein ehrlicher König sei, er wolle sie nicht verlassen! —

Durch diesen Mangel an Unterstützung, sagt weiter der König, sei zu Anfang
viel versäumt. Das falle aber nicht ihm zur Last, sondern den Rädelsführern und
Verräthern zu Magdeburg. Er selbst behauptet große und ansehnliche Geldposten
zur Unterhaltung des Heeres nach Magdeburg geschickt zu haben.

Davon wußten die Magdeburger nichts. Falkenberg hatte von ihnen auf
den Credit des Königs Anleihen erhoben, von deren Wiederbezahlung die Ver-
pflichtung der Gläubiger den Schuldner entband.

Gustav Adolf sagt ferner: er habe der Stadt auch verschiedene Male Hülfe
versprochen. „Aber alle kriegsverständige und sonst kluge und vernünftige Leute
wissen," fährt er fort, „daß solche Versprechen nach eines jeden Menschen Mög-
lichkeit und Fleiße und nicht so buchstäblich zu verstehen sind, daß der König
blind zufahren und sich vergeblich in Gefahr setzen sollte, ohne Magdeburg zu
helfen."

Wenn der Schwedenkönig den unglücklichen Magdeburgern gegenüber auch
nur einmal angedeutet hätte, daß er bei seinem Eide und Schwure diese Be-
dingung eines vernünftigen Mannes, wie er sagt, im Sinne behalte: so möchten
die Magdeburger ihr Vertrauen ein wenig beschränkt haben. Da er das nicht
that, so vertrauten sie. Sie kannten nicht die kurze, sehr verständliche Lehre
Macchiavellis. Ein kluger Fürst, sagt dieser italienische Fürstenlehrer, [1] kann und
darf sein Wort nicht halten, wenn die Beobachtung desselben sich gegen ihn selbst
kehren würde, und wenn die Ursachen aufhören, die ihn bewogen haben es zu
geben. Einem Fürsten kann es nie an einem Vorwande fehlen den Bruch seines
Wortes zu beschönigen.

Dennoch konnte nun ja der Schwedenkönig den Magdeburgern gegenüber
nicht bloß einen Vorwand, sondern auch Gründe haben, weshalb er sein

[1] Macchiavelli, il principe p. 18.

[illegible] Er kam nach Berl, [illegible]

[illegible] 1630 [illegible] Frankfurt a. d. O. [illegible]

[illegible] Frankfurt a. d. O. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Aber jeden [illegible] nicht, daß er [illegible] würde, wenn [illegible] Lage [illegible] Lagen ist bei dem überhaupt

nicht die Rede. Der Gesichtspunkt wandelt sich. Gustav Adolf entschuldigt sich nicht deshalb, daß er bis zum 20. Mai nicht habe Entsatz bringen können: er entschuldigt sich, daß er einen Entsatz überhaupt nicht habe bringen können. Hier tritt die Blöße seiner Entschuldigungen sichtbarlich hervor. Indem Gustav Adolf sich entschuldigt, weshalb er nicht gekonnt habe, wendet sich die Sache zu einer Darlegung: weshalb er nicht gewollt habe.

Und nun kehren wir zurück zu der Erörterung der Pflicht, welche für den König erwuchs, wenn der Entsatz nicht möglich war. Geben wir zu, was wir zuzugeben nicht genöthigt sind, daß Gustav Adolf wohl habe helfen wollen, aber nicht können. Sei es also, daß er nicht gekonnt habe. Dieß mußte er sicher wissen mit der entschiedenen Weigerung, die er von dem Kurfürsten zu Sachsen erhielt. Indem er sicher wußte, daß einen Entsatz zu bringen nicht in seiner Hand sei, war es seine menschliche Pflicht der Stadt Magdeburg dieß zu sagen, ihr zu rathen, daß sie capitulire. Diese Pflicht steigerte sich für ihn durch die öftere Verpfändung seiner Ehre, daß er helfen wolle. Indem er die Stadt durch seine Verheißungen so weit hineingeführt, war es nun, da er keine Möglichkeit sah diese Verheißungen zu erfüllen, seine Aufgabe zu sorgen, daß sie nicht um des Vertrauens willen auf diese Verheißungen zu Grunde ging. Es war das Wenigste, was der Schwedenkönig thun konnte, um seinen ehrlichen Namen in Magdeburg auch nur so weit zu retten.

Dieß Wenigste hat Gustav Adolf nicht gethan. Sein Oberst in Magdeburg widerrieth jede Capitulation, absichtlich, laut, bis auf die letzte Stunde und in der letzten Stunde. Er war der Führer des Widerstandes gegen jedes gütliche Abkommen. Indem Falkenberg klar einsah, was davon kommen mußte, wenn man nicht capitulire, und indem er dann dennoch widerrieth, bleibt nur die Annahme übrig: Falkenberg wollte das Verderben, den Untergang der Stadt Magdeburg nicht hindern. Eine solche Annahme, die wir zunächst nur als Annahme hierher setzen, zwingt uns aus sich selber sofort und unmittelbar einen Schritt weiter zu gehen. Der Commandant einer belagerten Stadt, der den Untergang der von ihm vertheidigten Stadt nicht hindert, befördert denselben, und es tritt dann die zweite Frage hinzu, ob er bloß negativ befördert durch Nichthindern, oder ob er auch positiv befördert durch Erleichtern der Angriffe, durch in die Hände spielen fester Werke.

Wir haben mithin die Pflicht den Beweis für diese Annahme zu bringen. Doch bevor wir diesen Beweis antreten, aus den äußeren Thatsachen selbst es darzuthun suchen, ob diese Annahme begründet sei oder nicht, liegt noch eine andere Aufgabe uns näher. Bevor wir die äußere Wahrscheinlichkeit untersuchen, haben wir die innere darzulegen. Wir haben zu fragen, was denn der König Gustav Adolf durch einen Entsatz der Stadt Magdeburg für sich zu erwarten hatte. Wir haben zu diesem Zwecke zurück zu blicken auf den Vertrag, welchen Stalmann im August 1630 mit der Stadt abschloß, welchen der König einige Tage später unterschrieb und untersiegelte.

Den Worten dieses Vertrages gemäß war der Schwedenkönig verpflichtet

Stadt geleistet; was diese nach seinen Versprechungen an sie zu fordern berechtigt war, nicht mehr. Eine weitere Gegenforderung von seiner Seite an die Stadt konnte auf den etwaigen Sieg nicht gebaut werden. Der Vertrag mit der Stadt sicherte derselben die völlige Autonomie zu, die ungekränkte Selbständigkeit. Deshalb war an die Aufnahme einer schwedischen Besatzung in Magdeburg nach einem etwaigen Siege nicht zu denken. Und das mußte sehr lähmend auf die ferneren Entwürfe des Schweden wirken. Es war sein fester Plan, den wir ihn später unwandelbar befolgen sehen, in den Städten der bisher kirchlichen Fürstenthümer von Deutschland die Erbhuldigung für sich zu fordern und durchzusetzen. Dieß war in Magdeburg nach dem einmal geschlossenen Vertrage zwischen dem Könige und der Stadt vom August 1630 nicht möglich.

Wir sehen, die Stadt Magdeburg verband sich mit den Planen und Grundsätzen des Schweden nicht zu einem organischen Ganzen. Der Spruch: wer nicht für mich ist, der ist wider mich, ließ sich an Magdeburg nicht durchführen. Es ist das erste und einzige Mal, daß Gustav Adolf bei einem Vertrage mit einer deutschen Stadt auf das Recht einer Besatzung in derselben verzichtete. Er war für dieß eine Mal und nur für dieß eine Mal von seinem Systeme abgewichen, und zwar aus einem sehr wichtigen Grunde. Es war dem Schweden beim Betreten des deutschen Bodens darum zu thun auf die allgemeine Meinung zu wirken, ihr seine Befreierrolle durch ein glänzendes Beispiel lebhaft vor Augen zu stellen. Und ein glänzendes Beispiel war es ja ohne Zweifel, daß eine Stadt des deutschen Reiches, viele Meilen von der Küste gelegen, sich für den fremden König erklärte, und eben so wie er den Ruf erhob: es gelte einen Kampf um die Religion. Das Beispiel hatte gewirkt, unstreitig. Die große Mehrheit der Menschen, welchen der innere Gang, die Entwickelung der Dinge zu Magdeburg völlig verborgen war, dachte sich den Stadtrath zu Magdeburg, wie denjenigen aller anderen deutschen Städte, als eine Corporation ernster, bedächtiger Männer, der Mehrzahl nach vornehmen und wohlhabenden Patrizierfamilien angehörig, reich an Erfahrung, klebend am Hergebrachten, von Hause aus, wie es namentlich von Magdeburg durch viele Thatsachen bekannt war, kaiserlich und deutsch gesinnt. Wenn eine solche Corporation, wie viele Deutsche sich den Rath von Magdeburg nach dem Eindrucke seines Verhaltens in den vorhergegangenen Jahren dachten, wenn eine solche Corporation sich für den fremden König erklärte: so hatte das ein sehr bedeutendes Gewicht für die öffentliche Meinung, so brachte diese Erklärung dem Schwedenkönige eine moralische Stütze zu, auf die er vorher nicht zu hoffen wagen durfte. Diesen unleugbar großen Dienst hatte Magdeburg dem schwedischen Eroberer erwiesen, und dafür hatte der Schwedenkönig die sehr gewichtigen Verpflichtungen auf sich genommen. Ein weiterer Dienst für Gustav Adolf war von Magdeburg nicht mehr zu erwarten. Dagegen erwartete die Stadt die Erfüllung der Verpflichtungen von dem Schwedenkönige. Diese Erfüllung war nur möglich durch eine Schlacht, ein Treffen mit Tilly. Diese Verpflichtung war sehr lästig, sehr störend, sehr hinderlich. Denn Gustav Adolfs Strategik verfolgte den entgegengesetzten Weg. Er suchte nicht ein Treffen mit

wie er war. Der Vertrag war gleich einer Fessel für die freie Selbstbestimmung des Schweden. Er mußte sehen, wie er sich durch die schwierige Lage hindurch wand die Last dieses Vertrages auf sich zu haben, und doch nicht mit Tilly zu schlagen.

Denn auf der anderen Seite durfte Gustav Adolf die Stadt Magdeburg nicht in Tillys Hände fallen lassen. Wir sehen hier ab von der militärischen Ehre und dem Rufe des Königs, von der Verpflichtung, die er gegen die Stadt auf sich genommen, daß er sie in keiner Noth verlassen wolle, überhaupt von seiner Gewissenhaftigkeit. In wie weit eine solche den Schwedenkönig band, ist eine Frage, deren Erörterung wir Anderen überlassen. Wir fassen nur sein eigenes Interesse ins Auge. Magdeburg war der Schlüssel, die feste Burg des Elbestromes. Wer die Stadt besaß, beherrschte diesen Fluß. War Magdeburg in den Händen des kaiserlichen Feldherrn: so konnte Gustav Adolf nicht über die Elbe. An die Erfüllung seines Wunsches den Krieg in die Länder der katholischen Reichsfürsten zu tragen, dort sich die Mittel zur Fortführung desselben zu verschaffen, war gar nicht zu denken. Dagegen machte dann Tilly die Stadt Magdeburg zur Basis seiner Operationen. Die Stadt war reich versehen mit Lebensmitteln. Dieselben reichten, wie Gustav Adolf aus Falkenbergs Berichten wissen mußte, nicht bloß aus für die Bevölkerung auf lange Zeit, sondern auch für ein ganzes Heer dazu. Die Landschaften rund umher waren durch den langjährigen Druck der Wallensteiner ausgeödet. Allzu stark waren Pommern und Brandenburg mitgenommen. Wenn Tilly in den Besitz des unversehrten Magdeburg kam: so hatte er fernere Mittel dort zur Fortsetzung des Krieges, während dagegen diejenigen des Schweden immer geringer wurden. Wenn dagegen Tilly nicht in den Besitz des u n v e r s e h r t e n Magdeburg kam, wenn er der Lebensmittel, die dort lagen, sich nicht bedienen konnte, wenn vielleicht auch das genommene Magdeburg seinem Heere kein Obdach und kein Quartier bot: so mußte Tilly augenscheinlich zurück, einestheils wegen der Ernährung seines Heeres, anderntheils weil er im Felde stehend ohne bedeutenden Waffenplatz im Rücken sich nicht mehr sicher fühlen konnte. Denn Kursachsen war zweideutig, der Landgraf von Hessen-Cassel in starker Werbung. Gustav Adolf durfte voraussetzen, daß Tilly das Landgrafengeschlecht von Hessen-Cassel zur Genüge kenne, um zu wissen, wessen das deutsche Reich und der Kaiser sich davon zu versehen hatte.

Indem der Schwedenkönig Gustav Adolf diese Dinge erwog, haftete als Kern derselben für ihn die Frage: was zu thun sei mit Magdeburg. Er selbst konnte die Stadt nicht besitzen, weder mit Güte, noch mit Gewalt. Tilly durfte sie nicht besitzen. Aber Gustav Adolf konnte oder wollte — ob man den ersteren Ausdruck vorzieht, oder den letzteren, ist hier nicht wesentlich — die Stadt gegen Tilly nicht retten. Er mußte sie ihm lassen. Nur durfte Tilly sie nicht in Güte nehmen, unversehrt, sondern mit Gewalt mußte Tilly sich der Stadt bemächtigen, damit sie nicht unversehrt bliebe.[1] Darum mußte Falkenberg mit dem Anhange

[1] Beilage LXXV.

in den Vorstädten bereiten sie sich Schutzwehren, die Keller derselben wählen sie zu Laufgräben aus. Dennoch ist Magdeburg fest, sehr fest nach Ost, Süd und West. Nur eine Stelle ist schwach, das neue Werk nach Norden. Dieses und dieses allein ist der Kern, um den sich wesentlich die Frage dreht und ferner drehen wird. Der Graben dieses neuen Bollwerkes ist trocken, keine Brust- noch Streitwehr vorhanden, der Wall selbst so thalhängend, daß man mit Leitern leicht hinauf laufen kann. Dazu ist dieß durch seine Schwäche so gefährliche Bollwerk in unmittelbarer Verbindung mit den anderen Werken und mit der Stadt. Da alle Berichte der Augenzeugen und Mitleidenden der Schwäche dieser Stelle erwähnen:[1] so darf man annehmen, daß dieselbe der Gegenstand vielfacher Erörterung längst vorher gewesen ist. Es änderte nichts. Wie Falkenberg im November 1630 dieß neue Werk gefunden, also beließ er es. Er beließ es, obwohl gerade von dorther der gefährlichste Feind, der eifrige Pappenheim herandrängte.

Dagegen machte Falkenberg andere Anstalten. Der Graf von Mansfeld beschoß an der anderen Seite die feste Bastion, Heydeck genannt. Das hatte keinen Erfolg. Er bemühte sich den Graben zu füllen. Falkenberg ließ von starken eichenen Bohlen einen Kasten machen, denselben mit Musketieren besetzen und auf dem Wasser bis an den gefährdeten Punkt flößen. Als man damit fertig war, ergab sich, daß dieß Schutzmittel erfolglos sei. Hatte Falkenberg überhaupt die ernste Absicht dadurch etwas auszurichten, oder nur die Geschäftigkeit zu bethätigen?

Also hatte Falkenberg gethan bis zum $^{7}/_{17}$ Mai. Es kommt auf die folgenden Tage an, den Fortschritt der Sache in den letzten Stunden.

Am $^{7}/_{17}$ Mai ließ Tilly aus allen Geschützen feuern und setzte dieß am $^{8}/_{18}$, auch am $^{9}/_{19}$ fort, damit dieß seiner Aufforderung zur Uebergabe Nachdruck verleihe. Am $^{7}/_{17}$ antworteten die Geschütze der Stadt mit gleicher Heftigkeit. Am folgenden Tage verstummten sie. Der Grund ist auffallend. Man war plötzlich zu der Kunde gekommen, daß Mangel an Pulver da sei.[2] Und noch seltsamer ist die Art und Weise, wie dieß in Erfahrung gebracht wird. Die beiden verordneten Schutzherren, zwei Mitglieder des Rathes, berichten dem Bürgermeister, daß sie täglich 18—20 Tonnen Pulvers, jede Tonne zu einem Centner ausgereicht. Nun seien nur noch fünf Tonnen, das ist fünf Centner vorhanden. Also dahin hatten die beiden Rathsherren, die das Pulvermagazin täglich unter Augen haten, es kommen lassen, ohne etwas zu sagen. Die Rathsherren fügten hinzu: man habe noch 250 Centner Salpeter, und fertige daraus täglich zwei Centner Pulvers. Das reiche indessen nicht hin. Auch der Vorrath an Lunten nehme sehr merklich ab.

Der Bürgermeister beauftragt den Rathsherrn Otto Gerike diesen Pulvermangel dem Kommandanten Falkenberg kund zu thun. Falkenberg entsetzt sich

[1] Vgl. Calvisius p. 53. p. 69, ferner Gerike u. s. w.

[2] Gerike p. 72.

s Gehörten und äußert: es habe ihm längst so etwas geahnt; denn Ke
habe sich einreden lassen, noch das unzeitige Schießen mit dem grobe
ze einstellen wollen. Demgemäß befiehlt Falkenberg das Schießen mit dem
Geschütze nachzulassen, und trifft Anstalten, daß täglich wenigstens fünf
Pulver bereitet werden können.

er Bericht, der über diese Sache auf uns gekommen, stammt von einer
igten Person, dem damaligen Mitgliede des Rathes Otto Gerike, der selbst
der beiden Schutzherren war. Ist darum der Bericht in der Hauptsache
anzuzweifeln: so drängt sich andererseits eine Fülle von Unwahrscheinlichkeiten
Einzelnen zusammen. Wochen lang haben diese Belagerten dem Feuer des
des reichlich, auch vielleicht allzu reichlich geantwortet, und Niemand von
a weiß, daß das Pulver auf die Neige geht! Falkenberg hat sechs Monate
die Oberleitung der Vertheidigung, und Falkenberg weiß nicht, daß nur
fünf Centner Pulver vorhanden sind, die nach der bisherigen Weise zum
rauche nur eines Vierteltages ausreichen. Der Commandant entsetzt sich
eine Kunde, die er doch, wie er selber sagt, längst geahnet hat. Die
e muß diesem Commandanten mitgetheilt werden durch den Rath der Stadt.
eich muß ihm mitgetheilt werden, daß die Lunten fehlen. Falkenberg möchte
erhin, wie es nach dem Berichte des Rathsherrn Gerike erscheint, dem Rathe
Magdeburg zumuthen sein Entsetzen über eine solche Kunde als ein un-
chteltes anzusehen. Daß auch die späte Nachwelt das ungeheuere Versäumniß
ues Nichtwissens glauben soll, glauben soll von einem Officiere, den der Scharf-
blick Gustav Adolfs auserwählt hat für einen Posten von solcher Art, den Gustav
Adolf in eine Stadt von 30—40,000 Menschen hineinschickt, ohne einen Thaler
und ohne einen Mann mit ihm, um dort das schwedische Interesse wahrzunehmen:
eine solche Zumuthung auf unseren Glauben an Falkenbergs Ehrlichkeit oder
Thorheit wird weder er selbst, noch der Rathsherr Gerike stellen wollen.

Die Sache lag in Wahrheit anders. Es war Pulver verbraucht und zwar
sehr viel Pulver nicht bloß für das Schießen, sondern auch für andere Dinge.
Es waren Minen angelegt und zwar nicht Minen nach üblicher Art zur Abwehr
der Feinde, sondern anderswo. Man fand auch später selbst nach dem un-
geheuren Brande viel Pulver in heimlichen Gewölben und in Thürmen.[1] Man
fand auf dem neuen Markte eine Mine, die allein fünf Centner Pulvers ent-
hielt.[2] Diese Minen blieben erhalten auch nach dem Brande: die anderen

[1] Fax Magdb. bei Calvisius p. 70. Cf. die folgenden Citate.

[2] Ruepps Bericht an den Kurfürsten Max von Bayern, herausgegeben von Aretin-hart in Hormayrs Taschenbuch 1852—53 S. 327. Dort steht allerdings Neuenwerk: allein Mailáth III. 250 hat aus dem Archive zu Wien das Wort Markt. Diese Lesart ist sicher vorzuziehen, und wahrscheinlich beruht werkh auf irgend einem Schreibfehler. Das neue Werk ist nach allen Berichten sichtlich ein solcher Gegenstand der Aufmerksamkeit, daß, wenn dort etwas der Art sich gefunden, sicherlich auch von den Anderen dessen gedacht sein würde. Dieß lag um so näher für die Fax Magd. u. s. w., weil sie Klage erhebt wegen der schlechten Vertheidigung des neuen Werkes.

gingen auf. Wer hat diese Minen gelegt? und wozu? Eine Mine von fünf Tonnen Pulver in einer belagerten Stadt auf einem öffentlichen Platze kann schlechterdings nicht angelegt werden ohne Wissen und Genehmigung der militärischen Obrigkeit. Indem die Anführer des Heeres bei dem Kaiser, bei dem Kurfürsten von Bayern, bei der Infantin zu Brüssel Bericht erstatten, warum sie den unseligen, verderblichen, für sie selber so traurigen Brand nicht haben löschen können, geben sie sämmtlich als die Ursache dieser unerhörten Feuersbrunst das hin und wieder eingelegte Pulver an.[1] Also haben es die Gefangenen ausgesagt, und nach sämmtlichen Aussagen ist der letzte Quell und Urheber alles dessen Falkenberg.[2] Dieser hat die Bürger oft ermahnt: wenn der Feind wider alles Verhoffen in die Stadt kommen sollte, so möchten sie die Stadt in Brand stecken, damit die Gegner nicht bekommen und genießen, wonach sie so lange getrachtet haben.



Wenn der Generalcommissär Ruepp, von dem wir diese Worte vernehmen, sie niedergeschrieben hätte zu dem Zwecke, um eine Anklage gegen Falkenberg darauf zu bauen: so könnten die Worte Bedenken erregen. Allein so liegt die Sache nicht. Gegen den Vorwurf der maßlosen Thorheit, um von der Grausamkeit nicht zu reden, daß die kaiserlichen Feldherren eine Stadt angezündet haben sollten, an deren Besitz in unversehrtem Zustande ihnen alles gelegen war — gegen einen solchen Vorwurf hatten Tilly, Ruepp und die anderen Befehlshaber sich vor ihren Kriegsherren nicht zu verantworten. Die Ahnung der Möglichkeit, daß jemals irgend Jemand diesen Vorwurf ihnen zuschieben würde; lag ihrer Seele fern. Sie hatten vielmehr ihren Kriegsherren Rechenschaft zu geben, warum die Stadt Magdeburg nicht erhalten war. Aber der Verdacht gegen Falkenberg, welcher so natürlich aus den Reden und Angaben der gefangenen Bürger entsprang, ward wegen des ungeheuren Frevels, den er enthielt, von Ruepp noch zurückgewiesen. „Ich halte in meiner Einfalt dafür," sagt er, „daß Gott diese hochmüthigen Rebellen nicht allein durch das Schwert, sondern auch durch das Feuer hat verderben und austilgen wollen." „Doch dem lieben Gott allein," setzt er dann wieder im Zweifel an der eigenen Vermuthung hinzu, „dem lieben Gott allein ist alles bewußt."

An solchen Orten befand sich das Pulver der Stadt. Es ward nicht mehr verwendet zum Schießen, zur Abwehr der Feinde, sondern aufbewahrt zur Vernichtung der Stadt und des etwa eingedrungenen Feindes. Ein solcher Plan konnte nicht ein öffentlicher sein. Der Rath in seiner Gesammtheit durfte darum nicht wissen. Ein Bericht[3] eines Mannes, der damals in Magdeburg lebte, sagt allerdings, daß Falkenberg am $^{9}/_{19}$ Mai dem Rathe der Stadt den Vorschlag gemacht: wenn der Feind wider alles Vermuthen die Stadt stürmen sollte, wenn man sehen würde, der Kampf sei unglücklich, die Hoffnung auf Sieg

[1] a. a. O. 301.
[2] a. a. O. 315.
[3] Tepler Manuscript abgedruckt in den historisch-politischen Blättern XIV. 303.

[illegible]

[illegible] Schreiben [illegible] am [illegible] [illegible]

[illegible] Zeit in die Stadt, [illegible] Die eindringlichen [illegible] Worte des Feldherrn [illegible] Wirkung.[1] Der Rath [illegible] zu einer [illegible] Er [illegible] auf den nächsten Tag die Bürger in die [illegible] Sie sollten dort ihre Meinung [illegible] geben, ob [illegible] mit demselben sich in Unterhandlung [illegible] Montag Morgen, den [illegible] Mai. [illegible] Einige Viertel [illegible] sich mit [illegible] von keiner Capitulation etwas wissen. Sie [illegible] Schwedenkönig eintreffen und [illegible] Zweifel [illegible] an der [illegible] am selben Abend eine Deputation [illegible] nicht mit [illegible]

[illegible] Ansicht kund.[2] Sie [illegible] Lage zu Rathhause, [illegible] und [illegible] der Dr. Gilbert. Er führte das Wort. Im Namen [illegible] er den Rath als die lieben Brüder und [illegible] zur [illegible] Er [illegible] sie, daß der [illegible] in einer so [illegible] Sache, die allein zur Erhaltung seiner [illegible] beschirmen werde. [illegible] und sich mit den Katholischen in keine Unter[illegible] [illegible] einlassen. In gleichem Sinne redete Gilbert weiter, der Rath der Stadt Magdeburg bitte ihn zu.

[illegible] zwölf Prediger von Magdeburg insgesammt derselben Meinung, [illegible] in ihrem Beisein als in ihrem Namen verkündete?[1] Sie waren [illegible] Es gab unter ihnen doch einige, welche erwogen, daß weder der [illegible] noch Tilly jemals von der Stadt die Aenderung der Religion verlangt [illegible], sondern daß Tilly lediglich die Unterwerfung unter den Kaiser forderte. Dieser Theil der Geistlichen von Magdeburg bedachte, ob es recht sei die Stadt und so viele tausend Menschen in augenscheinliche Gefahr zu bringen. Sie bedachten ferner, ob man nicht lieber durch einen Accord die Religion für die Stadt sichern, ob man nicht auf Gott das Vertrauen setzen solle, daß er durch seine Allmacht die Stadt auch ohne grausamen Untergang bei seinem Worte und seiner Lehre erhalten könne. Sie erwogen ferner, daß im Falle dieser äußersten Bedrängnis es ja doch auch um die Religion gethan sein würde. Also dachten diese Geistlichen. Auch wagten sie zuweilen diesen Gedanken Worte zu geben. Sie wagten es zu anderen Zeiten und an anderen Orten diese Gedanken auszusprechen und mitzutheilen. Allein sie wagten es nicht an entscheidender Stätte, das heißt, sie wagten es nicht in der Gegenwart des Dr. theol. Gilbert. Dazu fehlte diesen Männern der Muth und das eigene Vertrauen. Niemand von ihnen wollte die bei Gilbert stets bereit liegende Anklage auf sich nehmen als ein ungetreuer Hirte erfunden zu werden, der abtrünnig würde zur Zeit der Anfechtung. Deshalb traten sie alle mit Gilbert in die Reihe, zogen mit ihm zu Rathhause, ließen dort ihn reden, ihn allein seine Meinung als die Meinung Aller aussprechen, und thaten, als ob die Worte ihres Führers auch die ihrigen wären.

Tillys Trompeter war seit dem $^{8}/_{18}$ Mai in der Stadt und harrte der Antwort. Bei der Stimmung des Rathes stand eine Capitulation in Aussicht. Sollte diese Capitulation vereitelt werden, sollte Tilly die Stadt nicht auf gütliche Weise, nicht in unversehrtem Zustande erhalten: so erwuchs aus der Lage der Dinge für den Mann, welcher alles dieß vereiteln wollte, die dringende Aufforderung, die wir in die wohlbekannten Worte eines ähnlichen Verhältnisses zu fassen haben: Was du thun willst, thue bald.

Am Nachmittag des $^{9}/_{19}$ Mai versammelte sich der Rath von Magdeburg, jedoch in geringer Anzahl. Der Rathsherr Gerike[2] erstattete Bericht über die Lage der Dinge am neuen Werke im Norden der Stadt, wo Pappenheim an der Spitze der Belagerer stand. Die Sturmpfähle aus diesem Bollwerke seien die Face entlang aufgegraben: mithin könne die in der Faussebraye, im Unterwalle liegende Besatzung jede Stunde und jeden Augenblick vom Feinde überfallen werden. Gerike endete seinen Bericht mit den Worten: man müsse einen Entschluß fassen, ehe es zu spät werde.

Darauf erhob sich der Syndikus Denhardt. Er sei nicht allein des Rathes Syndikus, sagte er, sondern der ganzen Stadt. Es sei seine Pflicht zu reden

[1] Ganz nach Gerike a. a. O.
[2] Gerike p. 86 f.

schwinde, ja sei nach und nach ganz vernichtet: so
angelegtes Feuer dem päpstlichen Feinde entreißen.
diesen Vorschlag nicht einging, keinen Beschluß dar
berg selber im Voraus die Sorgfalt dafür getrage
schehen konnte auch ohne den Rath. Falkenberg hat
hang. Da waren Pöpping, Herkel und Andere.
Reise nach Magdeburg dem Hessen Wolf, als dieser
des Hessenlandes erzählte, den Wunsch ausgesproche
Kerle in Magdeburg zu haben. Wir haben keine
er nach seinem Einzuge in Magdeburg noch dieses
war dort vollständig befriedigt.

Wir haben gesehen, was bei einem etwaigen
in die Stadt zu erwarten war. Wir haben uns
Eindrucke, welchen das letzte nachdrückliche Schreibe
den Rath von Magdeburg machte.

Das Schreiben des Feldherrn gelangte zur se
die Kanonen derselben verstummten. Die eindringli
wieder den Umständen nach so freundlichen Worte
Manchen nicht die gewünschte Wirkung. [1] Der Rat
tulation. Er berief auf den nächsten Tag die Bürge
herren zusammen. Sie sollten dort ihre Meinung
geordnete zu Tilly schicken und mit demselben sich
solle oder nicht. Also geschah es am Montag M
Meinungen waren verschieden. Einige Viertel sprac
aus, wieder andere wollten von keiner Capitulation
sich darauf, daß jeden Augenblick der Schwedenkönig
könne. Ein Stadtbezirk gar, dessen Einwohner Zwei
keit ihres Viertelsherrn, schickte noch am selben Ab
Bürgermeister mit der Erklärung: sie wollten durcha
sondern lieber sich wehren bis auf den letzten Mann

In derselben Weise gaben die Prediger ihre A
an einem dieser letzten Tage zu Rathhause, und
ihrer Spitze stand der Dr. Gilbert. Er führte das
seiner Mitbrüder ermahnte er den Rath als die li
zum festen Muthe und zur Beständigkeit. Er vert
tige Gott in einer so gerechten Sache, die allein
und Lehre gemeint sei, die Stadt gewislich schützen
müßten sie beständig bleiben und sich mit den Kat
lungen noch Bündnisse einlassen. In gleichem Sinn
der Rath der Stadt Magdeburg hörte ihm zu.

[1] Gerike p. 85.
[2] Gerike a. a. O.

Waren die zwölf Prediger von Magdeburg insgesammt derselben Meinung, die Gilbert hier in ihrem Beisein als in ihrem Namen verkündete?[1] Sie waren es nicht. Es gab unter ihnen doch einige, welche erwogen, daß weder der Kaiser, noch Tilly jemals von der Stadt die Aenderung der Religion verlangt hatten, sondern daß Tilly lediglich die Unterwerfung unter den Kaiser forderte. Dieser Theil der Geistlichen von Magdeburg bedachte, ob es recht sei die Stadt und so viele tausend Menschen in augenscheinliche Gefahr zu bringen. Sie bedachten ferner, ob man nicht lieber durch einen Accord die Religion für die Stadt sichern, ob man nicht auf Gott das Vertrauen setzen solle, daß er durch seine Allmacht die Stadt auch ohne grausamen Untergang bei seinem Worte und seiner Lehre erhalten könne. Sie erwogen ferner, daß im Falle dieser äußersten Bedrängnis es ja doch auch um die Religion gethan sein würde. Also dachten diese Geistlichen. Auch wagten sie zuweilen diesen Gedanken Worte zu geben. Sie wagten es zu anderen Zeiten und an anderen Orten diese Gedanken auszusprechen und mitzutheilen. Allein sie wagten es nicht an entscheidender Stätte, das heißt, sie wagten es nicht in der Gegenwart des Dr. theol. Gilbert. Dazu fehlte diesen Männern der Muth und das eigene Vertrauen. Niemand von ihnen wollte die bei Gilbert stets bereit liegende Anklage auf sich nehmen als ein ungetreuer Hirte erfunden zu werden, der abtrünnig würde zur Zeit der Anfechtung. Deshalb traten sie alle mit Gilbert in die Reihe, zogen mit ihm zu Rathhause, ließen dort ihn reden, ihn allein seine Meinung als die Meinung Aller aussprechen, und thaten, als ob die Worte ihres Führers auch die ihrigen wären.

Tillys Trompeter war seit dem 8/18 Mai in der Stadt und harrte der Antwort. Bei der Stimmung des Rathes stand eine Capitulation in Aussicht. Sollte diese Capitulation vereitelt werden, sollte Tilly die Stadt nicht auf gütliche Weise, nicht in unversehrtem Zustande erhalten: so erwuchs aus der Lage der Dinge für den Mann, welcher alles dieß vereiteln wollte, die dringende Aufforderung, die wir in die wohlbekannten Worte eines ähnlichen Verhältnisses zu fassen haben: Was du thun willst, thue bald.

Am Nachmittag des 9/19 Mai versammelte sich der Rath von Magdeburg, jedoch in geringer Anzahl. Der Rathsherr Gerike[2] erstattete Bericht über die Lage der Dinge am neuen Werke im Norden der Stadt, wo Pappenheim an der Spitze der Belagerer stand. Die Sturmpfähle aus diesem Bollwerke seien die Face entlang aufgegraben: mithin könne die in der Faussebraye, im Unterwalle liegende Besatzung jede Stunde und jeden Augenblick vom Feinde überfallen werden. Gerike endete seinen Bericht mit den Worten: man müsse einen Entschluß fassen, ehe es zu spät werde.

Darauf erhob sich der Syndikus Denhardt. Er sei nicht allein des Rathes Syndikus, sagte er, sondern der ganzen Stadt. Es sei seine Pflicht zu reden

[1] Ganz nach Gerike a. a. O.

[2] Gerike p. 86 f.

Rath zu versammeln, damit man gemeinschaftlich die Punkte vereinbare. Der Bürgermeister sagte es zu. Der Gewinn an Zeit, wenn man doch einmal capituliren wollte, kam offenbar den Angreifern zu gute. Von einem Stillstande der Waffen, von einer Bitte darum ward kein Wort laut.

Mithin wurden die Angreifer dadurch nicht gehindert. Und wie lag es doch so offen vor, daß jede Minute, die in der Zeit der höchsten Gefahr zwischen dem Beschlusse der Capitulation von Seiten der Bedrängten und der Ausführung des Beschlusses verstrich, diese Gefahr noch immer steigerte! Aber man konnte sich ja einstweilen sichern durch einen Ausfall, der die Kaiserlichen vom Walle und aus dem Graben vertriebe. Falkenberg kam mit dem Erbieten zu diesem Ausfalle dem Wunsche des Rathes entgegen. Er erbot sich in der Nacht diesen Ausfall zu machen. Derselbe ist nicht erfolgt. Falkenberg hat einen Versuch zu einem Ausfalle nicht gemacht.

Zur selben Zeit wo der Magistrat zu Magdeburg am Nachmittage des $^9/_{19}$ Mai mit Besorgnis erfüllt ward vor der drohend offen liegenden Gefahr, hielt auch Tilly Kriegsrath zur Erwägung der Frage, ob man stürmen solle oder nicht. Die Seele des Feldherrn war nicht frei von trüben Besorgnissen.[1] Der Schwedenkönig stand in der Nähe, zwischen Saarmund und Altbrandenburg. Man konnte stündlich, augenblicklich[2] seiner gewärtig sein. War es rathsam unter solchen Umständen, fast im Angesichte des Schweden gegen die große, feste Stadt Magdeburg, die noch nicht durch irgend einen Wallbruch zugänglich gemacht war, Sturm laufen zu lassen? Die Besorgnis vor Gustav Adolf malt sich in allen Schreiben der kaiserlichen Heerführer. Wie auch konnten sie wissen; konnten sie ahnen, daß der Schwedenkönig unbeweglich liegen bleiben werde zu Saarmund, um dort das Weitere abzuwarten?

Dazu hatte Tilly einen anderen Grund nicht zum Sturme zu schreiten. Er hatte am Tage zuvor den Trompeter mit der dringenden Mahnung der Uebergabe in die Stadt gesandt. Noch war derselbe nicht zurückgekehrt. Das Zurückhalten deutete an, daß der frühere Trotz in der Stadt nicht mehr so ausschließlich die Oberhand habe. Es deutete an, daß die Stadt vielleicht doch gütlich sich ergeben werde. Und dieß mußte Tilly in jeder Beziehung wünschen, als Feldherr für seine Sache und für sein Heer, aus Mitgefühl für die Stadt. Denn angenommen selbst, was Tilly doch noch bezweifelte, daß der Sturm gelang: so konnte selbst Tilly die Plünderung nicht hindern. Der schwedische Artikelsbrief[3] in dieser Beziehung lautet: In einer eroberten Stadt gehört das Kriegeszeug dem Könige, das Uebrige mit Abzug des zehnten Theiles den Soldaten. Die Gefangenen müssen sich ranzioniren, d. h. durch ein Lösegeld sich das Leben und die Freiheit erkaufen. Der Soldat soll die Ranzion genießen. So war es in allen Heeren. Demnach gestattete das Kriegesrecht die

[1] Vgl. die Briefe in Hormayrs Taschenbuche 1852—53 p. 297 ff.

[2] a. a. O. p. 302.

[3] Schwedisches Kriegsrecht oder Artikelsbrief. Tit. XIX. Artikel 88. 87.

denn berichtet? Es wird angegeben: wie stark die Wache sei, welche Posten am stärksten besetzt werden, um welche Stunde die Wache von den Posten wieder abziehe. Wir fragen weiter: wer in einer belagerten Stadt kann das wissen? Unser Bericht, der die Bürger im Allgemeinen beschuldigt, setzt hinzu: „Dieß haben die Verräther gar leicht können zu Werke richten, weil man nichts hat vornehmen dürfen, es hat denn dem Rath und der Gemeinde zuvor zu wissen gethan werden müssen."

Es ist möglich, daß dieser Schreiber geglaubt hat, was er geschrieben. Aber wir haben das Recht zu fragen, ob auch ein Anderer das glauben dürfe? Ist es denkbar, daß ein militärischer Commandant einer Festung auch nur eine Minute einen Oberbefehl fortführt, an welchem solche Bedingungen haften? und wenn er es thut: wie wird man ihn benennen?

Falkenberg war nicht ein solcher Mann. Er war aus der Schule Gustav Adolfs. Als es diesem vorkam, daß ein Capitän seinen Officieren einen Anschlag vorher mittheilte, sagte der König sehr unwillig:[1] „Eines rechtschaffenen Obersten und Capitäns Hemd darf nicht wissen, was er im Sinne führt." Wenn Falkenberg in Magdeburg dieser Ansicht seines Königs gemäß gehandelt hat: so kann der Verdacht des Verrathes nur auf ihn selber fallen. Falkenberg selbst nahm meistentheils diesen Posten in Acht, und daß er es that, darauf verließ sich die Bürgerschaft.[2] Es ist ein Glied in der langen Kette. Es ist noch nicht das letzte.

Der Feldherr Tilly gab in dem Kriegsrathe am Abend des $^{9}/_{19}$ Mai dem Andringen Pappenheims und Anderer nach. Er setzte den Sturm auf die Frühe des nächsten Morgens. Wenn aber dieser Sturm mislänge: so scheint Tilly entschlossen gewesen sein zum Abzuge. Darauf deutet die Abführung der Kanonen an der Sudenburg.

Der Morgen des $^{10}/_{20}$ Mai 1631 brach an. Der Magistrat, der Ausschuß, die Viertelsherren begaben sich der Ladung gemäß um vier Uhr zu Rathhause. Sie erwogen hin und her, welche Vorschläge man dem kaiserlichen Feldherrn zu machen habe. Falkenberg besichtigte unterdessen die Wachen und entließ sie.[3] Nur 600 Mann hielten am Morgen die ausgedehnten Werke besetzt. Die Anderen kehrten heim, um sich der Ruhe, dem Schlafe zu ergeben, die übliche Predigt zu hören, oder die Vorfälle auf der Bierbank zu erwägen. Falkenberg ritt nach dem Rathhause. Dort weilte er mit Stalmann und den Räthen des Markgrafen in einem besonderen Zimmer, bis der Magistrat mit der Berathung fertig war. Vier Abgeordnete desselben erschienen vor Falkenberg und den Anderen, um den Entschluß einer Deputation an Tilly kund zu thun. Falkenberg nahm sogleich das Wort und redete. Er sprach kein Wort davon, weshalb er den am Abend zuvor verheißenen Ausfall in der Nacht nicht ausgeführt habe. Auch fragten die Deputirten des Rathes wohl kaum danach, weil

[1] Theatrum Europ. II. 245.
[2] Fax Magdb. bei Calvisius p. 64.
[3] Guericke p. 88 ff.

[illegible] keinen Schaden [illegible] Man war ja nie einmal [illegible] jeden [illegible] auf die Erfüllung [illegible] und [illegible] so gut [illegible] —

[illegible] einen Secret[illegible] St. Jacobi [illegible] Entdeckung [illegible] berichtete [illegible] empfangen werden [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] XIV. [illegible]

das Beispiel von Mastricht entgegen. Diese Stadt sei mehrere Stunden nach Tagesanbruch dadurch gewonnen, daß die ermüdeten Wachen sich dem Schlafe überließen. Das Wort riß auch die Anderen hin. Tilly willigte in den Sturm, den er nicht wünschte. Er versprach um sieben Uhr durch sechs Kanonenschüsse das Zeichen zu geben. Die Obersten begaben sich an ihre Posten, um von drei Seiten zugleich zu stürmen. Doch nur die Nordseite, wo Pappenheim mit vier Regimentern dem neuen Werke von der Elbe an bis zur hohen Pforte gegenüberstand, fordert unsere Aufmerksamkeit. Nur gegen dieses Bollwerk, dessen Fürsorge Falkenberg speciell auf sich genommen,[1] hatte ein Sturm Aussicht auf Erfolg.

Hat Pappenheim auch da noch wieder Bericht empfangen, daß die Wache am neuen Werke schlecht bestellt gewesen sei? — Nicht bloß dieß wird uns gemeldet, sondern sogar auch, daß die Stürmenden das Losungswort gewußt.[2] Und zwar setzt der Berichterstatter das merkwürdige Wort hinzu: „nicht weiß ich, durch was Mittel.“ Also ist dieser Verfasser nicht in die Klasse der schwedischen Schreiber zu werfen; denn gerade diese sind, wie Gustav Adolf selber, eifrig beflissen die Anklage des Verrathes gegen die Bürger oft zu wiederholen.[3] Doch sei dem, wie ihm wolle. Es kommt auf die Thatsache an, ob die Wache am neuen Werke schlecht bestellt gewesen ist oder nicht, ob die Stürmenden dort, wie Falkenberg zur selben Stunde, den Umständen nach kurz vor dem ersten Anlaufe der Pappenheimer auf dem Rathhause es versprach, so empfangen wurden, daß es ihnen übel gefiel.

Der Zeitpunkt, wann Pappenheim anlaufen ließ, ist mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmen. Es war vor dem Zeichen, welches Tilly versprochen; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß Tilly über die bestimmte Zeit hinaus dasselbe verschoben. Denn der alte Feldherr erwartete von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute die Rückkehr des Trompeters aus der Stadt. Diese Rückkehr machte aller Wahrscheinlichkeit nach den Sturm mit seinem zweifelhaften, jedenfalls gefährlichen Ausgange unnöthig. Als Tilly verzog, glaubte Pappenheim, der allein um die Vortheile seiner Stelle wußte, sich in seinem Rechte den Sturm auch ohne das Zeichen zur bestimmten Stunde zu beginnen. Die anderen Führer warteten das Zeichen ab. Daß Pappenheim in gutem Glauben handelte, ersehen wir daraus, daß er in der Stadt die Officiere der anderen Abtheilungen leidenschaftlich anfuhr:[4] „Heute habt ihr gehandelt wie verrätherische Schelme.“ Wir sehen eben dasselbe aus seiner Forderung an Tilly ein Kriegsgericht über die Säumigen zu berufen. Als Tilly nicht willfahrt, bringt Pappenheim dieselbe Klage an den Kaiser.[5] Auch dort findet er damit nicht Gehör. Eben das

[1] Fax Magdb. bei Calvisius 54.

[2] Gründliche wahrhafftige Relation, wasmaßen die uhralte u. s. w.

[3] Zuerst Gustav Adolf selbst in der Copia, kurtzer und wahrhafftiger Bericht u. s. w., dann Soldat Suédois I. 75. Arlanibaeus, arma Suecica 168.

[4] Tepler Manuscript in den historisch politischen Blättern XIV. 354.

[5] Förster, Wallensteins Briefe II. p. 91. Nr. 303. Die Anklage, welche Gfrörer

berührt. Von dort aus fürchten sie beim weiteren Vordringen, daß die Lücken und Gassen mit kurzen Streichbüchsen besetzt sind, die man mit Hagel zu laden pflegt. [1] Also war es der Kriegesbrauch. Hier jedoch ist diese Besorgnis nicht gegründet. Es steht ihnen nichts mehr im Wege, und sie dringen durch den Zwinger in die Stadt. Ihr Verlust bis dahin beträgt nicht fünf Mann. [2]

Aehnlich ergeht es bei der hohen Pforte. Die Schildwache dort ahnt den Feind nicht eher, als bis sie schlaftrunken von den Heraufgestiegenen den Todesstreich empfängt.

Und ferner läßt Pappenheim stürmen, wenn dieß der rechte Ausdruck ist, an der Elbseite. Dort sprang das Wasserrondeel vor. Pappenheim hatte in den letzten Tagen rund um dasselbe einen Damm werfen lassen, der an das Fischerufer innerhalb der Stadt führte. Diesen Weg schlugen einige Compagnien Croaten ein. Sie reiten durch das Wasser. Sie steigen das Ufer hinan, eilen dem Fischerthore zu. Sie finden dasselbe offen und unbewacht. Sie sprengen durch dasselbe in die Straße, und werfen sich sofort auf die nächsten Häuser, um zu plündern. [3]

War das der Empfang, den Falkenberg auf die Nachricht des Herannahens der Kaiserlichen für dieselben verheißen hatte? —

Wir haben ihn verlassen in seiner Rede auf dem Rathhause, daß noch keine Gefahr, daß nun, wo man sich des Entsatzes nicht mehr stündlich, sondern augenblicklich versehen dürfe, der Gewinn einer Stunde nicht mit einer Tonne Goldes zu bezahlen sei. Er redete weiter und weiter, fort in diesem Sinne. Da bläst vom St. Johannisthurme herab der Thürmer: Sturm. Er steckt zugleich die weiße Kriegesfahne aus. Es ist ein schöner, stiller Maimorgen. [4] Die Fahne flattert nicht lustig, sie hängt schwer über die Stadt. Was bedeütet sie? Wer von denen, die da unten mit Furcht und Schrecken sie gewahren, mit Entsetzen die Töne des Wächterhornes vernehmen, vermag es das Unglück dieser Stunde in seiner vollen Bedeutung zu ahnen, zu ermessen?

Gerike ist mit in dem Zimmer, wo Falkenberg redet. Er hört es an; aber er ist unruhig, er horcht hierhin, dahin: er zuerst dort vernimmt den Ton des Wächterhornes vom Thurme. Es treibt ihn hinaus, nieder vom Rathhause in die Straßen. Er erblickt in der Fischerstraße die plündernden Croaten. Er kehrt zurück nach dem Rathhause, wo noch die Versammlung ruhig dasitzt, wo Falkenberg immer noch redet. Während Gerike Bericht erstattet, kommen auch Falkenbergs Diener und erzählen, daß der Feind sich des Walles im Norden gegen die Neustadt bemächtigt habe. Da endlich steigt Falkenberg zu Pferde. Aber wohin? Sein Ritt abermals beweist, daß für einen Empfang der Kaiserlichen auch nicht die leiseste Sorge getragen ist. Er reitet nicht zuerst nord- oder nordostwärts

[1] Fax Magdb. bei Calvisius 51.

[2] Pappenheims Bericht an den Kaiser, bei Förster, Wallensteins Briefe Thl. II. S. 94.

[3] Gerike p. 89.

[4] Bericht des Capitäns Ackermann bei Calvisius p. 106.

weitem geringer. [1] Aber diese kleine Zahl leistete mannhaften Widerstand. Der Führer desselben war ein Hauptmann, Namens Schmidt. Als er schwer verwundet niedersank, war keiner mehr da, der ihn ersetzte. Es entbrannte ein wildes regelloses Straßengefecht, welches noch viel Blut und Menschen kostete, dessen endlicher Ausgang indessen nicht zweifelhaft war.

Auch an der hohen Pforte fanden Pappenheims Truppen, nachdem sie zuerst leicht die schlafenden Schildwachen überwältigt, beim weiteren Vordringen nachdrücklichen Widerstand. [2] Dort wenigstens kämpften Bürger. Um den Widerstand derselben zu brechen, um sie vom Kampfe abzuziehen, ließ Pappenheim dort zwei Häuser anzünden. Die Soldaten thaten es ungern, weil jeder Brand die Hoffnung auf Beute verringerte. [3] Es war ein schöner, stiller Morgen. Die Häuser brannten über eine Stunde hell wie ein Licht in sich zusammen. Vielleicht erreichte Pappenheim eben dadurch seinen Zweck nicht. Die Bürger beharrten im Kampfe, statt zu löschen.

Pappenheim hatte, wie es scheint, schon zuvor durch den Adjutanten Morrien an Tilly die Meldung bringen lassen, daß die Stadt bereits gewonnen sei. Es war zu früh. Der alte Feldherr kam an die hohe Pforte und fand dort den Kampf noch in aller Gluth. Er ließ ein unbeachtetes Seitenthor mit einer Petarde sprengen. Dort drang er selber ein, gebot einige Kanonen herein zu schleppen und gegen die Straßen zu wenden. Das mußte entscheidend wirken.

An den anderen Orten im Osten, Süden und Westen der Stadt führte der Sturm zu keinem Ergebnisse. Es ließ sich mit unzweifelhafter Gewißheit sagen, was alle Magdeburger Berichte von damals wiederholen, daß der Sturm auf die Stadt keine Aussicht auf Erfolg gehabt haben würde, wenn nur das neue Werk an der Nordseite der Stadt einigermaßen besser verwahrt gewesen wäre. [4] Eben dieß ist auch die Rechtfertigung für Tilly, für sein Zaudern, seine Abneigung gegen den Sturm. Was da verborgen mitwirkte, was Pappenheim höchstens ahnte, das konnte Tilly nicht wissen, nicht mit in Anschlag bringen. Nachdem Pappenheim durch einen schnell geebneten Weg über den Wall auch eine Anzahl Reiter ihre Pferde einzeln hatte herüber führen lassen, als die Seinigen von der Nordseite aus immer weiter in die Stadt vordrangen, als sie den Vertheidigern der anderen Werke, der anderen Thore in den Rücken fielen, da war kein Halten mehr. Die Bürger fliehen entsetzt auseinander zu ihren Häusern, die Thore werden geöffnet, die kaiserlichen Truppen dringen in hellen Haufen ein, und es hallt durch die Straßen der jauchzende entsetzensvolle Ruf: All gewonnen, All gewonnen!

Alles? Das war noch die Frage. Bis nach 10 Uhr dauerte ein ordentlicher

[1] Truculenta expugnatio erhebt heftige Vorwürfe gegen die Feigheit der Bürger auch in der letzten Stunde. — Fax Magdb. bei Calvisius p. 61 spricht von der Gegenwehr im Verhältnisse von 40 gegen 1000.

[2] Bericht des Capitäns Ackermann, bei Calvisius p. 106

[3] a. a. O. S. 106 unten.

[4] Fax Magdb. bei Calvisius 57.



Um sich den Weg
schlägt Gustav Adolf folgende Mittel
meint er, daß der König von Polen Widersta
stand kann gebrochen werden durch den Angriff
den Moldauiter, der damals für die Deutschen a
stand, denkt der Schwedenkönig mit hereinzuzi
des polnischen Gebietes, da dort keine Mann
Diese Verheerung kann noch zu Weiterem die
Adolf. Es ist wahrscheinlich, daß die polnische
Frechheit neigen, die Ursache dieser Leiden auf

[1] Ein warhafftiger Bericht wegen der Belager
Der Verfasser ist Augenzeuge, protestantisch.
[2] Manuscript in den historisch-politischen
[3] Pax. Magdb. bei Calvisius p. 62.
[4] So ausdrücklich: Exitii et excidii M. hist.
eigentlicher gründliche Beschreibung 1631.
[5] Beilage LXXVI.
[6] Man sehe indessen die Nachricht aus Hamburg
[7] Moser, patriotisches Archiv V. 175.

gegen ihn schwierig werden und andere Plane verfolgen, namentlich wenn sie sehen, daß der Krieg sich in die Länge zieht und kein Ende der Leiden ist. In diesem Falle würden die polnischen Stände selbst den Durchzug nach Schlesien gewähren. — Das heißt: mit kurzen Worten: der Schwedenkönig will durch die allgemeine Verheerung des polnischen Landes es dahin bringen, daß die ohnehin frechen polnischen Adligen dem eigenen Könige die Schuld zuschieben und gegen ihn rebelliren. Selbstverständlich muß hier ergänzt werden, daß eine solche Täuschung der polnischen Adligen nicht möglich war ohne die entsprechende Thätigkeit des Schwedenkönigs in der Umkehrung der Wahrheit.

Auf den deutschen Boden übertragen lautet der Satz: der Schwedenkönig will durch Verheerung es dahin bringen, daß die ohnehin mistrauischen protestantischen deutschen Stände auch hier nicht dem eigentlichen Urheber die Schuld zuschieben, sondern ihrem Kaiser, dem General Tilly, dem katholischen Reichstheile und deshalb gegen den Kaiser rebelliren. Im deutschen Reiche war es nicht thunlich ein Land zu verheeren und davon die Schuld den Kaiserlichen zuzuschieben. Dagegen bot sich die Möglichkeit dazu in dieser Stadt Magdeburg.

Das ist das ungeheure Stratagem des Schwedenkönigs. Treten wir der Sache näher. Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf keinen Vortheil davon hatte, wenn die Stadt erhalten blieb. Die Bürger klemmten sich auf den Vertrag, durch welchen der Schwedenkönig zuerst sie geködert hatte, und wollten demgemäß alles von ihm haben und nichts für ihn thun. Dagegen hatte Gustav Adolf Vortheil davon, wenn die Stadt zu Grunde ging, wenn sie vernichtet wurde. Er wurde dadurch einestheils von seinen lästigen Verbindlichkeiten, andererseits von der Furcht befreit, daß die reichen Mittel der Stadt, welche er als Freund und Beschützer nicht in seine Hände bringen konnte, auf irgend eine Weise seinem Gegner Tilly dienstbar würden. Eine Capitulation mit Tilly ließ die Stadt erhalten, gewährte Tilly die Mittel die Stadt zum Kriegssitze, zur Kriegesburg zu machen. Deshalb wollten Gustav Adolf und Falkenberg zunächst keine Capitulation. Die Stadt sollte nicht unverletzt bleiben: sie sollte mit Sturm genommen werden. Aber auch bei Sturm und der in diesem Falle nach Kriegsrecht unvermeidlichen Plünderung konnte die Stadt selbst für Tilly gerettet werden. Gustav Adolf kannte seinen Gegner. Er kannte die Disciplin der Tilly'schen Truppen. Er mußte wissen, wie dieselben in Neubrandenburg ungeachtet der Erbitterung, mit welcher sie auf die Schweden einhieben, von Tilly zum Löschen der brennenden Häuser bewogen waren, wie sie ungeachtet alles dessen nach Ablauf der ihnen verstatteten drei Stunden in Reihe und Glied vor den Thoren gestanden. Ein Aehnliches war in Magdeburg zu erwarten. Deshalb mußte hier mitgeholfen werden, damit die Stadt nicht unverletzt bliebe. Das Mittel dazu war Feuer, Anlegung von Minen innerhalb der Stadt, Brandstiftung in großem Maßstabe. Wenn die Stadt, welche Tilly mit Sturm zu nehmen gedachte, im Augenblicke des Sieges ihm unter den Händen zerrann: so verzehrte die Lohe theils die beutegierigen Krieger mit, zerstörte die Kriegsmittel und Vorräthe, theils aber und auf jeden Fall lockerte die Plünderung,

die [illegible] selbst und alles was damit im Zusammenhange stand, den Geist [illegible] Ordnung, der Zucht, welcher Tillys Veteranen zum gefürchtetsten Heere Eur[illegible] machte.

Aber dann drängte sich daran noch eine andere Aussicht. Erinnern [illegible] uns der [illegible]. Es ist wahrscheinlich, daß die polnischen Stände, die [illegible] zur [illegible] sich neigen, die Ursache der Verheerung auf den König von [illegible] [illegible] und gegen ihn [illegible] werden. Wie so sehr viel leichter war das [illegible] Wie lag es so nahe die Schuld der Zerstörung einer Stadt demjenigen [illegible] [illegible], der sie mit Sturm eroberte! Allerdings mußte ja eine besonnene, [illegible] Erwägung in diesem Falle zu der entgegengesetzten Ansicht kom[illegible] zu der richtigen nämlich, daß das kaiserliche Heer durch die Vernichtung [illegible] Stadt, in welcher jeder Einzelne desselben für sich eine reiche Beute, der F[illegible] [illegible] des Krieges, einen reichen Vorrath[1] an Kriegesmitteln zu f[illegible] hoffte, Niemandem einen größeren Schaden thun würde als sich selbst, daß [illegible] eine muthwillige Zerstörung durch das kaiserliche Heer höchst unwahrsche[illegible] war. Aber nur eine besonnene Erwägung konnte zu dieser Ansicht kom[illegible] [illegible] auf diese [illegible] Gustav Adolf, sondern auf die Leidenschaft, au[illegible] [illegible], und auf seine eigene meisterhafte Kunst, wenn dieselbe unte[illegible] [illegible] durch die Gründe seiner Kanonen.

Wir haben uns zu erinnern an das Wort, welches Gustav Adolf in ru[illegible] Erwägung längst vor dem Kriege daheim zu Stockholm niederschrieb.[2] [illegible] Hauptgrund des Krieges muß gesetzt werden, sagt der König, wie die Ab[illegible] der Katholiken und Evangelischen einander so scharf entgegen stehen, da[illegible] für [illegible] zu halten ist, der nicht zweifelhaft erkennt und bekennt, da[illegible] Theil den anderen durch die Waffen zu Grunde richten muß, und daß [illegible] gütlichen Vergleichung nicht getraut werden darf.

Mit diesem Gedanken war Gustav Adolf nach Deutschland gekommen. [illegible] fand mit demselben dort keinen Anklang. Die katholischen und die prote[illegible] [illegible] Fürsten sahen mit gegenseitigem Mißtrauen auf einander, die [illegible] [illegible] nach Erlösung von dem entsetzlichen Kriegesdrucke langer Jahre: [illegible] Fanatismus der einen Religionspartei gegen die andere war nur vorhanden [illegible] einzelnen Personen. Gustav Adolf erkannte es. Der Fanatismus, der [illegible] da war, mußte geschaffen, mußte erzeugt werden.

Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf zuerst dieß versuchte mit [illegible] [illegible]. Es trat zu dieser Strategik gleich hier schon sein persönlicher [illegible] gegen Tilly. Der Greis hatte zwei Jahre zuvor durch die würdevolle Kälte, [illegible] welcher er die [illegible], die Bestechungsversuche des Schwedenkönigs [illegible] [illegible], denselben tief gekränkt. Das vergaß ihm der Schwede nicht. Das [illegible] [illegible] in Deutschland einen Religionskrieg zu entzünden, fiel nun zusam[illegible] mit der Befriedigung des Hasses gegen Tilly. Beides wirkte zusammen, [illegible]

[1] [illegible] Magdeb. bei [illegible] S. [illegible].
[2] [illegible] [illegible] III. [illegible].

Lüge hervorzubringen, welche Gustav Adolf seinem Heere über das Benehmen Tillys und der deutschen Truppen in Neubrandenburg verkündete. Wir haben gesehen, wie die Reden praktisch wurden nach der Erstürmung von Frankfurt a. d. O.

Allein das reichte nicht aus für die Predigt des Religionskrieges. Gustav Adolf harrte einer besseren Gelegenheit. Da bot Magdeburg sich dar als das Opfer für den Religionskrieg. Mit der Kopflosigkeit, der Feigheit der Berather dieser Stadt und der Bürger, verband sich in einer wunderbaren Weise die Gunst der Umstände. Magdeburg sollte die Brandfackel werden, die endlich mit aller Macht den Religionskrieg proklamirte, welcher bis dahin bei den Deutschen noch so sehr geringen Wiederhall fand. Um der Religion willen, also konnte dann der Schwedenkönig ausrufen, um der Religion willen haben die Feinde des Evangeliums die Stadt Magdeburg zerstört, und diese Religion euch zu schützen, zu erhalten, das ist meine Sendung. Diese Predigt mußte Erfolg haben, wenn nur erst sie unterstützt ward durch den Nachdruck schwedischer Kanonen, durch einen Sieg.

Aber auch vorher schon ließ sich der Untergang von Magdeburg nutzbar machen. Daß Magdeburg gefallen war, fallen konnte, ließ sich zu einem Vorwurfe machen für die protestantischen Fürsten, welche dem Schwedenkönige nicht beistehen wollten zu einer Zeit, als er die um ihrer Religion willen, wie Gustav Adolf sagte, bedrängte Stadt zu unterstützen im Begriffe stand. Daß Gustav Adolf diesen Vorwurf zu erheben Willens war, hatte er beiden Kurfürsten, demjenigen von Sachsen und demjenigen von Brandenburg in seinen letzten Schreiben schon sehr deutlich nahe gelegt.

Wann dieser Plan zur Vernichtung Magdeburgs in dieser Weise in der Seele des Schweden gekeimt, wann er sich entwickelt habe, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. Daß Gustav Adolf die Versprechungen, welche er im August 1630 für die Stadt gelobte und besiegelte, zunächst das Versprechen der Unterstützung mit Geld nicht halten konnte, auch selbst nicht wenn er gewollt hätte, lehrt jeder Einblick in den inneren Zustand des Schwedenheeres zu dieser Zeit. Gustav Adolf hatte selbst nicht, was er bedurfte. Auch die anderen Versprechungen, welche der König in diesem Vertrage gab, sind so sehr zum Vortheile von Magdeburg, so sehr zum Nachtheile des Königs, daß sie schon damals nicht in der Absicht gegeben sein können sie zu halten. Mit ziemlicher Sicherheit dagegen läßt sich annehmen, daß seit Falkenbergs Ankunft in der Stadt der Plan der Vernichtung sich ausgebildet hat. Der Mangel aller moralischen Kraft in der Ochlokratie lag allzu klar vor Augen, als daß auf diesen feigen Haufen, welcher ohne eigenes Zuthun, Schutz, Rettung, Hülfe und Freiheit nur von der Aufopferung eines fremden Königs erwarten wollte, auch nur das geringste Vertrauen gesetzt werden konnte. Den Willen für diese Magdeburger sich zu schlagen, diesen Willen, welcher nach Tillys Zuge in Mecklenburg die Grundlage der Operationen des kaiserlichen Feldherrn ist, diesen Willen hat Gustav Adolf augenscheinlich nie gehabt. Die Stadt Magdeburg konnte ihm nur noch nützen durch ihren Untergang. Und darum sind alle Anstalten Falkenbergs

[illegible] die [illegible] Eroberung der Stad[t] [illegible] neue [illegible] [illegible] Hände der Magde[burger] [illegible] Falkenberg [illegible] Truppen die [illegible] der Stadt [illegible] zugleich seinem [illegible] Brandlegens [illegible] Er [illegible] verschwindet Falk[enberg] [illegible]

Nun bei dem Ingrimme über diesen teufl[ischen] [illegible] Falkenberg [illegible] [illegible] Und doch bleibt noch die zweite Hälfte des [illegible] übrig: die Behauptung, [illegible] Diese Aufgabe fiel [illegible] Wie er sie hatte, nach dem Hergang der Dinge zurückzuführen auch von Magdeburg, welches mi[t] genommen war, zu dem Beginne des ungeheuren [illegible]

Als der Erfolg des Sturmes sicher war, [illegible] Plünderung der Stadt nicht wehren. Er gestatte[te] die Soldaten sich des Blutvergießens und des Feu[ers] [illegible] halten.[1] Er eilte mit zuerst nach dem Liebfrauenk[loster] [illegible] zur wieder erlangten Freiheit Glück zu wünschen.[2] Eben dahin kam auch Pappenheim. Ging dort [illegible] entsetzliche Feuer an? Er brachte, die dort verborgen [illegible] waren zu hindern. Es flackerte zugleich an vielen [illegible] der alte Feldherr. Was in seinen Kräften, [illegible] Stadt vor der Plünderung zu erretten, das hatte [illegible] Es war ihm nicht gelungen. Er konnte die Plün[derung] [illegible] nun kam noch dieß hinzu. Seine schlimmsten Be[illegible] durch diese teuflische That. Was sollte er thun?

Tilly handelte, wie wir ihn bei solchen Gelegen[heiten] [illegible]

[1] Khevenhiller XI. p. [illegible]

[2] Historisch-politische Blätter XIV. [illegible]

gelernt haben. Er durchreitet die Straßen hierhin, dorthin. Er bittet, verspricht, droht, daß die Soldaten ablassen mögen vom Plündern und Morden und sich ans Löschen begeben. Andere Obersten und Officiere handeln in gleichem Sinne.[1] Aber das Feuer nimmt zu. Tilly kehrt zurück nach dem alten Ringe. Dort steht noch der Pater Sylvius, weithin kennbar durch sein weißes Gewand, umdrängt vom Volke, das Schutz sucht bei ihm. Tilly ruft in französischer Sprache hinüber: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße, soviele du kannst, dem Verderben." Und er selber steigt vom Pferde, der greise Krieger, der Vaterfreuden nie gekannt, hebt einen Knaben empor von der Brust der getödteten Mutter und ruft, indem die Thränen seine Wangen hinabrollen: „Das sei meine Beute!"[2]

Die Anstrengungen das Feuer im Ganzen zu löschen waren vergeblich. Nur noch auf bedeutende Gebäude konnte man Bedacht nehmen. Tilly ritt zum Dome.[3] Dahin wußte er, hatten sich viele Menschen geflüchtet, um dem Schwerte zugleich und dem Feuer zu entgehen. Das prächtige Gebäude an sich, die Eingeschlossenen forderten die Bemühung des Feldherrn. Er bestellte 500 Soldaten zu retten und zu löschen, dazu 100 Mann, um Wache zu halten für die Sicherheit derer, die an dieser Stelle Zuflucht gesucht. Meist waren es Frauen und Kinder. Dieselbe Thätigkeit widmete er den Häusern am neuen Markte. Was da erhalten blieb, das geschah durch Tillys Fürsorge.[4] Jedoch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß gerade auf dem neuen Markte die Mine von fünf Centnern versagte.

Tilly kehrte zum Liebfrauenkloster zurück, unfern vom Dome. Auch das Kloster war in Gefahr. Tilly und Sylvius vereinten ihre Bemühungen, um Soldaten herbeizuziehen zum Löschen. Tilly benutzte ferner dasselbe Mittel, wie einige Monate zuvor in Neubrandenburg. Die Trommel wirbelte um, so weit man noch gelangen konnte, und der Feldherr ließ ausrufen: ein Jeder, der helfen werde zu retten, erhalte ohne Lösegeld seine Freiheit. Das wirkte. Nach und nach kamen sechshundert Personen dahin. Siebenmal spielte an dem Tage die Flamme herüber, und eben so oft wurde sie gelöscht. Am folgenden Tage stieg die Zahl der Personen in dem Kloster so sehr, daß man nicht wußte, wohin man den Fuß setzen sollte.[5]

Auch die Erhaltung dieses schönen Klosters wird von einem unparteiischen Augenzeugen nur Tilly beigemessen.[6]

Und weiter ging die Sorge des Feldherrn. Schon um eilf Uhr war der Aufenthalt in der Stadt so gefahrvoll, daß auch viele Soldaten freiwillig wichen. Um Mittag gestattete Tilly die Plünderung nicht mehr. Die Soldaten mußten hinaus. Einige Regimenter besetzten den Wall. Der Feldherr selbst blieb da.

[1] Calvisius p. 116. Bericht des Pastors Theodänus.
[2] Tepler Manuscript abgedruckt in den historisch-politischen Blättern XIV. 306.
[3] Bericht des Capitäns Ackermann bei Calvisius 107.
[4] Also ganz bestimmt Ackermann a. a. O.
[5] Historisch-politische Blätter XIV. 307.
[6] Bericht von Ackermann bei Calvisius 107.

Tilly, wie sein Verhalten bewies, dachte offenbar nicht an solche Dinge. Seine Soldaten aber erwiederten den unpassenden Spott mit dem schauerlichen Witzworte der Hochzeit von Magdeburg.

Um zu einiger Klarheit darüber zu kommen, wie weit sich das Morden ausgedehnt haben möge, ist der Zeitraum ins Auge zu fassen, und was darin geschehen könne. Der Sturm beginnt um 7½ Uhr Morgens. Es wird an einigen Stellen scharf gefochten, und namentlich wird den Pappenheimern eine Zeitlang heftig zugesetzt. Erst nach 10 Uhr ist der Kampf beendet. In dieser Zeit sind nach Rueppს Bericht an den Kaiser in Allem etwa 100 auf kaiserlicher Seite gefallen, 700 bis 800 verwundet.[1] Die Zahl ist nicht bedeutend. Sie erscheint nach Verhältnis der Streitenden sogar gering. Es ist dabei zu erwähnen, daß die Soldaten der Stadt den Bürgern vorwarfen: diese hätten sich nicht genug gewehrt,[2] daß dagegen Tilly nachher die Söldner der Stadt tadelte: sie hätten nicht ihre Pflicht gethan.

Da die Bürger, welche mitkämpften, den meisten Schaden den kaiserlichen Truppen aus den Häusern[3] zufügten: so wäre es gewagt den Verlust auf Seiten der Stadt und der Bürger während dieser Zeit des Kampfes auch nur doppelt so hoch anzunehmen, als denjenigen der Stürmenden.

Dann erst nach zehn Uhr beginnt die eigentliche Plünderung. Um eilf Uhr schon fliehen viele Soldaten wegen des zunehmenden Brandes aus der Stadt. Um Mittag befiehlt Tilly die Stadt zu räumen, wie es die eigene Gefahr an sich schon lehren mochte. Die Zeit der eigentlichen Plünderung und des Mordens wehrloser Menschen — denn die Bürger, welche mit den Waffen in der Hand im Kampfe fielen, wird man dazu nicht rechnen — dauerte etwa eine und eine halbe Stunde. In dieser Zeit kann viel geschehen. Allein, wenn wir die Zahl der Soldaten uns vergegenwärtigen, die während eines dreistündigen Kampfes gefallen sind: so kann die Zahl der nachher in der Hälfte der Zeit Erschlagenen so übermäßig groß nicht sein. Sie kann selbst dann nicht so ungeheuer groß sein, wenn die Soldaten sich nur oder vorzugsweise nur mit Morden beschäftigt hätten.

Ist dieß denkbar? Die Plünderung war ein Recht der Soldaten, aber auch nicht mehr als die Plünderung und das Lösegeld der Gefangenen. Was darüber hinaus ging, war wider ihr Recht und ihre Erlaubnis. Keineswegs hatte Tilly das Leben der Bürger in die Hand der Soldaten gegeben: er hatte sie ausdrücklich ermahnt sich des Mordens zu enthalten. Eben so wenig hatte ein Anderer, hatte Pappenheim es gestattet. Auch seine Obersten mahnen die

[1] Hormayrs Taschenbuch 1852—53 S. 321. Tilly a. a. O. S. 300 sagt kurz: ohne sonderbahren Verlust. — Schon das Bustum Virg. Magdb. p. 17 hat dieselbe Zahl, wie Ruepp.

[2] Kurtzer jedoch warhafftiger eigentlicher Bericht u. s. w.: es ist im ganzen währenden Scharmützel nicht ein Bürger gesehen worden, d. h. wohl nur, an einer bestimmten Stelle.

[3] Rueppს Bericht in Hormayrs Taschenbuche 1852—53 S. 319

aufsuchten, sie zwangen hervorzukommen, auch wohl gar sie peinigten, sie tödteten, war die Zeit sehr bald verronnen.

Auf zweierlei Weise bot sich der Habgier Befriedigung, entweder durch sofortige Beute, oder durch das Lösegeld der Gefangenen. Denn dieß war der Brauch und das Kriegsrecht jener Zeit, daß die Gefangenen sich lösen mußten. Hier nun erprobte sich abermals der Unterschied in der Mannszucht der ehemaligen Wallensteiner, der Truppen Pappenheims, und der eigentlich Tillyschen, denen von Oldenburg und Ostfriesland her das Lob der vortrefflichen Disciplin gefolgt war. Die Tillyschen Truppen verlangten dasselbe, was die Pappenheimer: augenblickliche Beute und Lösegeld. Also war es das Kriegsrecht. In jeder anderen Beziehung gebührte ihnen, hauptsächlich aber den Deutschen unter ihnen das Lob,[1] daß sie an sehr vielen Leuten Barmherzigkeit bewiesen, und um ein Lösegeld nach eines jeden Vermögen ihm Quartier zugesagt und gehalten haben. Sie wendeten sich mit Abscheu hinweg von den Grausamkeiten der Pappenheimer. Es ist ferner nicht ohne Interesse zu bemerken, daß diejenigen Geretteten, welche uns Berichte ihrer Erlebnisse mitgetheilt haben, jedesmal besonderer Handlungen der Menschlichkeit gedenken, nicht bloß von Officieren, sondern auch von Soldaten. Ein solches Verhältnis ruft den Schluß hervor: wenn diese zufälligen Einzelberichte sämmtlich solcher Barmherzigkeit gedenken: so ist anzunehmen, daß auch von denen, die gerettet sind, ohne uns einen Bericht ihrer Rettung hinterlassen zu haben, sehr viele ähnliche Erfahrungen gemacht sein mögen.

Bei dieser Lage der Dinge glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Zahl derer, welche in Magdeburg durch das Schwert gefallen sind, eine verhältnismäßig viel geringere ist, als man gemeinhin annimmt. Sie ist nicht in Vergleich zu bringen mit der anderen Zahl, welche das Feuer hinraffte. Dieses wirkte entsetzlich verderblich hauptsächlich durch die Schnelligkeit seiner Ausbreitung. Die Furcht vor den Plünderern trieb die Unglücklichen hinauf in die obersten Räume, unter das Dach der Häuser, oder in die Keller. Dort verbrannten, hier erstickten sie im Rauch und Qualm, oft 30, 40 und mehr in einem einzigen Keller.

Nach zwölf Uhr zogen auf Tillys Geheiß die Soldaten aus der brennenden Stadt. Der sicherste oder vielleicht auch der einzige noch übrig gebliebene Weg war zum Sudenburger Thore hinaus.[2] In den folgenden Tagen wenigstens war allein dieser Weg gangbar. Dort mußten alle Soldaten vorüber, und darum erwählte dort auch Tilly seinen Posten.[3] Er wollte dort fortfahren in seiner Weise Beute zu machen. Diese Beute waren die Hülflosen, vor allen die Frauen und Kinder. Es ward den Soldaten gestattet etwaige gefangene Bürger, die sich mit ihnen über ein Lösegeld geeinigt, mit hinauszuführen: die Frauen und

[1] Calvisius p. 22.

[2] Truculenta expugnatio u. s. w. Der Verfasser sagt: Die ganze Stadt liegt zerstört, auch die Thore, daß man nur zum Sudenburger Thore aus- und eingehen kann. Eben so Fax Magdb. bei Calvisius S. 58.

[3] Calvisius p. 130.

[illegible] so zu handeln, daß sie es verantworten können. [illegible]
einer der Soldaten dem anderen,[1] der auf einen [illegible]
„Was willst du machen? Siehst du nicht, daß [illegible]
wie sich nun selbst versucht, unendlich Schlim[illegible]
schaften konnte bei derselben Gelegenheit [illegible]
Aber die vorwiegende Leidenschaft unter [illegible]
lichen Natur die Habgier, und nicht [illegible]
war die Hauptsache. Viele der [illegible]
nach der Kriegführung jener Z[illegible] [illegible] in dem unen[illegible]
Diese Frauen erwarteten vor [illegible] hülflos, rettungslos der Macht [illegible]
Feinde sie erschlagen, so[illegible] war kein Entfliehen, kein Entrinnen [illegible]
Ringen, Silbergeschirr [illegible], hob sich erst mächtig die flammende [illegible]
ein Tillyscher Solda[illegible] leuchtete weit hinaus über das deutsche Land,
Familie mit eine[illegible] [illegible]menden Zeiten noch unendlich schlimmer sein [illegible]
wollen; aber d[illegible]. Vielleicht auch leuchtete er hin in das Lager [illegible]
der brennend[illegible] [illegible]randenburg, und meldete dort dem Einen, der um alle [illegible]
durch das [illegible] daß sein Strategem wenigstens bis dahin gelungen war. Die
darüber [illegible] geflüchteten oder gefangenen Väter führten ihre Kinder hervor
[illegible] und Zelten, wo ihnen ein Obdach geworden, und zeigten ihnen
[illegible] Flamme der Heimat zum unvergänglichen Gedächtnis dieses [illegible]
[illegible] Tages.[1] Die Armen ahnten nicht, daß nicht sie allein, sondern daß
[illegible] Väter mit gleichem Schmerze auf diese brennende Stadt schauen [illegible]
[illegible] Uhr des Abends war alles vollbracht. Die Glut sank zusammen.

Am folgenden Tage kehrten die Soldaten wieder zur Erneuerung [illegible]
[illegible]nderung. In dieser Thatsache liegt nichts Auffallendes. Es war [illegible]
das Kriegesrecht der Soldaten die mit Sturm genommene Stadt drei [illegible]
zu plündern. Nun hatte am Tage zuvor das Feuer dieß Recht ihnen ohne [illegible]
Schuld vereitelt. Mithin durften sie beanspruchen das Versäumte nachzu[illegible]
Tilly mochte ihnen um so weniger ein Hindernis in den Weg legen, als [illegible]
Gewinnsucht der Soldaten nach Beute der mächtigste Sporn sein würde [illegible]
Keller und Gewölbe bloß zu wühlen, und die etwa dort noch verborge[illegible]
Menschen vollends zu retten. Dieß war deshalb möglich, weil Tilly am zwei[illegible]
Tage wohl das Plündern noch gestattete, nicht jedoch mehr den anderen [illegible]
der Soldaten: die Forderung von Lösegeld. Bevor die Plünderung began[illegible]
ward Quartier ausgeblasen.[2] Das kann nicht heißen: Schonung des Leben[illegible]
denn dieses bei Wehrlosen anzutasten, hat Tilly überhaupt niemals, haben [illegible]
die anderen Officiere nicht gestattet. Es kann nur heißen: unentgeltl[illegible]

[1] Hoffmann III. 177.

[2] [illegible] den Brief von Salvius bei Geijer III. 184. Die Thatsache ist vielleicht [illegible] [illegible] Wahre an dem ganzen Reiterknechts-Berichte. Daß Salvius zur Erregung [illegible] [illegible] einen solchen Bericht an den Reichsrath schickt, ist begreiflich. [illegible] Geschichte des 19. Jahrhunderts über die Eroberung von Magdeburg nicht [illegible] [illegible], als diesen Bericht eines Reiterknechts, ist unbegreiflich.

die Freiheit. Daß es also sich verhielt, sehen wir
...igsten Berichte etwas von Grausamkeiten gegen
... Tage weiß.
...ie Stadt zur Fortsetzung seines Werkes.
...nd Schreien von kleinen überbliebenen
...n der Eltern, riefen Vater und
woher und wohin. Tilly ließ
...ammen bringen und sie mit Wasser
...aben: wo noch Mütter vorhanden wären,
oder glaubten: so möchten sie sich melden und
...aten, dieselben an sich nehmen und behalten. Also
...grigsten Magdeburger [1] mit dem Zusatze: das Weinen
...er sei dem Feinde endlich selbst zu Herzen gegangen, und
...i, als trüge er ein Mitleid mit der verderbten und ermordeten
200 Mütter meldeten sich. Dann aber folgt der schwerste Vor-
diesem Standpunkte aus für Tilly. „Die anderen Kinder, deren
...icht mehr aufzufinden, soll der Tilly, wie man sagt, etliche in der
...en, etliche in gemeine päpstliche Klöster schicken, daß sie allda auferzogen
...e zu päpstlichen Greueln gebracht werden." So hart dieser Mann von seinem Standpunkte seinen Vorwurf für Tilly auszudrücken sich bemüht: so haben wir doch große Ursache ihm dankbar zu sein für seine Mittheilung, daß Tillys Fürsorge sich nicht auf die augenblickliche Erhaltung der Kinder beschränkte, sondern weiter hinausblickte. Demgemäß wählte der Feldherr dazu die Mittel, die ihm offen standen und in seinem Bereiche waren.

Diesen zweiten ganzen Tag über hielt Tilly noch die Domkirche verschlossen. Der Grund ist wahrscheinlich die völlige Sicherheit der Geflüchteten. Erst am Morgen des 12/22 Mai ritt er davor und ließ die Thüren öffnen. Die Unglücklichen traten hervor, an ihrer Spitze der Domprediger Bake. Er warf sich auf die Knie und sprach die Worte Virgils, welche dieser dem Priester Panthus über das gefallene Troja in den Mund legt:

> Venit summa dies et ineluctabile fatum
> Magdeburgo! Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
> Gloria Parthenopes!

Tilly beruhigte den alten Mann, und ließ Brod unter die Hungernden austheilen. Sie waren seinem Versprechen gemäß sämmtlich ohne Lösegeld frei. Die Domprediger mit den Familien derselben ließ er in die Möllenvogtei führen und dort besonders speisen und tränken. Die Soldaten, die etwa im Dome waren, erhielten nicht sofort ihre Freiheit. Tilly begab sich hinein, um nachzusehen, ob auch Ausreißer von seinen Truppen darunter seien. Es wird bestimmt berichtet,

[1] Gründliche und warhafftige Relation, waßmaßen die uhralte u. s. w. 1631. Eben so Excidii et excidii M. hist. relatio 631.

. bittet, der
und Morden
in gleichem
alten Ringe.
Gewand,
französischen
kannst, dem
, der Vater-
-rteten Mutter
Beute!
vergeblich.
Alle ritt zum
dem Schwerte

[illegible]

einem unparteiischen

um elf Uhr

Soldaten freiwillig

Die Soldaten

Feldherr selbst

aus.
-politischen Blättern XIV.
107

Lüge hervorzubringen, welche Gustav Adolf seinem Heere über das Benehmen Tillys und der deutschen Truppen in Neubrandenburg verkündete. Wir haben gesehen, wie die Reden praktisch wurden nach der Erstürmung von Frankfurt a. d. O.

Allein das reichte nicht aus für die Predigt des Religionskrieges. Gustav Adolf harrte einer besseren Gelegenheit. Da bot Magdeburg sich dar als das Opfer für den Religionskrieg. Mit der Kopflosigkeit, der Feigheit der Berather dieser Stadt und der Bürger, verband sich in einer wunderbaren Weise die Gunst der Umstände. Magdeburg sollte die Brandfackel werden, die endlich mit aller Macht den Religionskrieg proklamirte, welcher bis dahin bei den Deutschen noch so sehr geringen Wiederhall fand. Um der Religion willen, also konnte dann der Schwedenkönig ausrufen, um der Religion willen haben die Feinde des Evangeliums die Stadt Magdeburg zerstört, und diese Religion euch zu schützen, zu erhalten, das ist meine Sendung. Diese Predigt mußte Erfolg haben, wenn nur erst sie unterstützt ward durch den Nachdruck schwedischer Kanonen, durch einen Sieg.

Aber auch vorher schon ließ sich der Untergang von Magdeburg nutzbar machen. Daß Magdeburg gefallen war, fallen konnte, ließ sich zu einem Vorwurfe machen für die protestantischen Fürsten, welche dem Schwedenkönige nicht beistehen wollten zu einer Zeit, als er die um ihrer Religion willen, wie Gustav Adolf sagte, bedrängte Stadt zu unterstützen im Begriffe stand. Daß Gustav Adolf diesen Vorwurf zu erheben Willens war, hatte er beiden Kurfürsten, demjenigen von Sachsen und demjenigen von Brandenburg in seinen letzten Schreiben schon sehr deutlich nahe gelegt.

Wann dieser Plan zur Vernichtung Magdeburgs in dieser Weise in der Seele des Schweden gekeimt, wann er sich entwickelt habe, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. Daß Gustav Adolf die Versprechungen, welche er im August 1630 für die Stadt gelobte und besiegelte, zunächst das Versprechen der Unterstützung mit Geld nicht halten konnte, auch selbst nicht wenn er gewollt hätte, lehrt jeder Einblick in den inneren Zustand des Schwedenheeres zu dieser Zeit. Gustav Adolf hatte selbst nicht, was er bedurfte. Auch die anderen Versprechungen, welche der König in diesem Vertrage gab, sind so sehr zum Vortheile von Magdeburg, so sehr zum Nachtheile des Königs, daß sie schon damals nicht in der Absicht gegeben sein können sie zu halten. Mit ziemlicher Sicherheit dagegen läßt sich annehmen, daß seit Falkenbergs Ankunft in der Stadt der Plan der Vernichtung sich ausgebildet hat. Der Mangel aller moralischen Kraft in der Ochlokratie lag allzu klar vor Augen, als daß auf diesen feigen Haufen, welcher [illegible] Schutz, Rettung, Hülfe und Freiheit [illegible] wollte, auch nur das [illegible] für diese Magdeburger [illegible] in Mecklenburg die [illegible] hat Gustav [illegible] nur noch [illegible]enbergs

weitem geringer.[1] Aber diese kleine Zahl leistete mannhaften Widerstand. Der Führer desselben war ein Hauptmann, Namens Schmidt. Als er schwer verwundet niedersank, war keiner mehr da, der ihn ersetzte. Es entbrannte ein wildes regelloses Straßengefecht, welches noch viel Blut und Menschen kostete, dessen endlicher Ausgang indessen nicht zweifelhaft war.

Auch an der hohen Pforte fanden Pappenheims Truppen, nachdem sie zuerst leicht die schlafenden Schildwachen überwältigt, beim weiteren Vordringen nachdrücklichen Widerstand.[2] Dort wenigstens kämpften Bürger. Um den Widerstand derselben zu brechen, um sie vom Kampfe abzuziehen, ließ Pappenheim dort zwei Häuser anzünden. Die Soldaten thaten es ungern, weil jeder Brand die Hoffnung auf Beute verringerte.[3] Es war ein schöner, stiller Morgen. Die Häuser brannten über eine Stunde hell wie ein Licht in sich zusammen. Vielleicht erreichte Pappenheim eben dadurch seinen Zweck nicht. Die Bürger beharrten im Kampfe, statt zu löschen.

Pappenheim hatte, wie es scheint, schon zuvor durch den Adjutanten Morrien an Tilly die Meldung bringen lassen, daß die Stadt bereits gewonnen sei. Es war zu früh. Der alte Feldherr kam an die hohe Pforte und fand dort den Kampf noch in aller Gluth. Er ließ ein unbeachtetes Seitenthor mit einer Petarde sprengen. Dort drang er selber ein, gebot einige Kanonen herein zu schleppen und gegen die Straßen zu wenden. Das mußte entscheidend wirken.

An den anderen Orten im Osten, Süden und Westen der Stadt führte der Sturm zu keinem Ergebnisse. Es ließ sich mit unzweifelhafter Gewißheit sagen, was alle Magdeburger Berichte von damals wiederholen, daß der Sturm auf die Stadt keine Aussicht auf Erfolg gehabt haben würde, wenn nur das neue Werk an der Nordseite der Stadt einigermaßen besser verwahrt gewesen wäre.[4] Eben dieß ist auch die Rechtfertigung für Tilly, für sein Zaudern, seine Abneigung gegen den Sturm. Was da verborgen mitwirkte, was Pappenheim höchstens ahnte, das konnte Tilly nicht wissen, nicht mit in Anschlag bringen. Nachdem Pappenheim durch einen schnell geebneten Weg über den Wall auch eine Anzahl Reiter ihre Pferde einzeln hatte herüber führen lassen, als die Seinigen von der Nordseite aus immer weiter in die Stadt vordrangen, als sie den Vertheidigern der anderen Werke, der anderen Thore in den Rücken fielen, da war kein Halten mehr. Die Bürger fliehen entsetzt auseinander zu ihren Häusern, die Thore werden geöffnet, die kaiserlichen Truppen dringen in hellen Haufen ein, und es hallt durch die Straßen der jauchzende entsetzensvolle Ruf: All gewonnen, All gewonnen!

Alles? Das war noch die Frage. Bis nach 10 Uhr dauerte ein ordentlicher

[1] Truculenta expugnatio erhebt heftige Vorwürfe gegen die Feigheit der Bürger auch in der letzten Stunde. — Fax Magdb. bei Calvisius p. 61 spricht von der Gegenwehr im Verhältnisse von 40 gegen 1000.

[2] Bericht des Capitäns Ackermann, bei Calvisius p. 106

[3] a. a. O. S. 106 unten.

[4] Fax Magdb. bei Calvisius 57.

Widerstand, ein wirklicher Kampf.[1] Noch war er nicht beendet, als schon die Dinge sich anders gestalteten. Gleich nach 10 Uhr lodert Feuer auf zuerst neben der Apotheke am alten Ringe.[2] Es greift weiter. Noch ist die Luft still und ruhig. Und doch greift das Feuer weiter. Es brennt zugleich an 40, 50 Orten. Am breiten Wege flammt jedes dritte, vierte Haus.[3] Die verborgenen Minen entzünden sich. Ungeheure Rauchsäulen steigen empor. Die leckenden Flammen begrüßen, vereinen sich. In einer halben Stunde[4] brennt es durch die ganze Stadt. Wer hat das gethan?[5]

Es ist die Fortentwickelung des schauerlichen Spieles, welches der ferne, fremde Schwedenkönig und in seinem Auftrage sein Diener Falkenberg mit der deutschen Stadt treibt, weil sie die Thorheit hatte ihm zu vertrauen, ihr Geschick in seine Hände zu legen, zu erwarten, daß er wie er vertragsmäßig ihr besiegelt und gelobt, sie retten würde auf seine Kosten und Gefahr.

Haben wir moralisch ein Recht dem Schwedenkönige das ungeheure Bubenstück zuzuschieben, selbst wenn Falkenberg das alles wirklich gethan, mit Absicht gethan und unterlassen, was bei einer anderen schwächeren Persönlichkeit auch der Unfähigkeit beigemessen werden könnte? Brief und Siegel gibt es über Aufträge solcher Art nicht, und hat es höchst wahrscheinlich nie gegeben.[6] Es fragt sich, ob ein Aktenstück von Gustav Adolf existire eines ähnlichen Inhaltes, in welchem er Gesinnungen äußert, die an Tücke und Bosheit mit jenen, die wir ihm in Betreff Magdeburgs beimessen, etwa auf gleicher Linie stehen.

Wir erinnern uns an seinen Plan,[7] den er 1624 für seinen Angriff auf den Kaiser entwickelte, zu einer Zeit wo auch nicht der leiseste der späteren Scheingründe und Vorwände von Seiten des Schwedenkönigs gegen den Kaiser erhoben werden konnte. Um sich den Weg durch Polen nach Schlesien zu bahnen, schlägt Gustav Adolf folgende Mittel vor. Es versteht sich von selbst, meint er, daß der König von Polen Widerstand leisten wird. Dieser Widerstand kann gebrochen werden durch den Angriff mehrerer Feinde — denn auch den Mokowiter, der damals für die Deutschen auf gleicher Linie mit dem Türken stand, denkt der Schwedenkönig mit hereinzuziehen — und durch Verheerung des polnischen Gebietes, da dort keine Mannszucht gehalten zu werden pflegt. Diese Verheerung kann noch zu Weiterem dienen, meint der König Gustav Adolf. Es ist wahrscheinlich, daß die polnischen Stände, die ohnehin sich zur Frechheit neigen, die Ursache dieser Leiden auf den König von Polen schieben,

[1] Ein warhafftiger Bericht wegen der Belagerung u. s. w. 4 Blätter in Quart. Der Verfasser ist Augenzeuge, protestantisch.

[2] Tepler Manuscript in den historisch-politischen Blättern XIV. p. 306. kath.

[3] Fax. Magdb. bei Calvisius p. 62.

[4] So ausdrücklich: Exitii et excidii M. hist. relatio. Deutsch: kurtze aber doch eigentlicher gründtliche Beschreibung 1631.

[5] Beilage LXXVI.

[6] Man sehe indessen die Nachricht aus Hamburg in der Beilage LXXV.

[7] Moser, patriotisches Archiv V. 175.

gegen ihn schwierig werden und andere Plane verfolgen, namentlich wenn sie sehen, daß der Krieg sich in die Länge zieht und kein Ende der Leiden ist. In diesem Falle würden die polnischen Stände selbst den Durchzug nach Schlesien gewähren. — Das heißt: mit kurzen Worten: der Schwedenkönig will durch die allgemeine Verheerung des polnischen Landes es dahin bringen, daß die ohnehin frechen polnischen Adligen dem eigenen Könige die Schuld zuschieben und gegen ihn rebelliren. Selbstverständlich muß hier ergänzt werden, daß eine solche Täuschung der polnischen Adligen nicht möglich war ohne die entsprechende Thätigkeit des Schwedenkönigs in der Umkehrung der Wahrheit.

Auf den deutschen Boden übertragen lautet der Satz: der Schwedenkönig will durch Verheerung es dahin bringen, daß die ohnehin mistrauischen protestantischen deutschen Stände auch hier nicht dem eigentlichen Urheber die Schuld zuschieben, sondern ihrem Kaiser, dem General Tilly, dem katholischen Reichstheile und deshalb gegen den Kaiser rebelliren. Im deutschen Reiche war es nicht thunlich ein Land zu verheeren und davon die Schuld den Kaiserlichen zuzuschieben. Dagegen bot sich die Möglichkeit dazu in dieser Stadt Magdeburg.

Das ist das ungeheure Stratagem des Schwedenkönigs. Treten wir der Sache näher. Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf keinen Vortheil davon hatte, wenn die Stadt erhalten blieb. Die Bürger klemmten sich auf den Vertrag, durch welchen der Schwedenkönig zuerst sie geködert hatte, und wollten demgemäß alles von ihm haben und nichts für ihn thun. Dagegen hatte Gustav Adolf Vortheil davon, wenn die Stadt zu Grunde ging, wenn sie vernichtet wurde. Er wurde dadurch einestheils von seinen lästigen Verbindlichkeiten, andererseits von der Furcht befreit, daß die reichen Mittel der Stadt, welche er als Freund und Beschützer nicht in seine Hände bringen konnte, auf irgend eine Weise seinem Gegner Tilly dienstbar würden. Eine Capitulation mit Tilly ließ die Stadt erhalten, gewährte Tilly die Mittel die Stadt zum Kriegssitze, zur Kriegesburg zu machen. Deshalb wollten Gustav Adolf und Falkenberg zunächst keine Capitulation. Die Stadt sollte nicht unverletzt bleiben: sie sollte mit Sturm genommen werden. Aber auch bei Sturm und der in diesem Falle nach Kriegsrecht unvermeidlichen Plünderung konnte die Stadt selbst für Tilly gerettet werden. Gustav Adolf kannte seinen Gegner. Er kannte die Disciplin der Tilly'schen Truppen. Er mußte wissen, wie dieselben in Neubrandenburg ungeachtet der Erbitterung, mit welcher sie auf die Schweden einhieben, von Tilly zum Löschen der brennenden Häuser bewogen waren, wie sie ungeachtet alles dessen nach Ablauf der ihnen verstatteten drei Stunden in Reihe und Glied vor den Thoren gestanden. Ein Aehnliches war in Magdeburg zu erwarten. Deshalb mußte hier mitgeholfen werden, damit die Stadt nicht unverletzt bliebe. Das Mittel dazu war Feuer, Anlegung von Minen innerhalb der Stadt, Brandstiftung in großem Maßstabe. Wenn die Stadt, welche Tilly mit Sturm zu nehmen gedachte, im Augenblicke des Sieges ihm unter den Händen zerrann: so verzehrte die Lohe theils die beutegierigen Krieger mit, zerstörte die Kriegsmittel und Vorräthe, theils aber und auf jeden Fall lockerte die Plünderung,

Lüge hervorzubringen, welche Gustav Adolf seinem Heere über das Benehmen Tillys und der deutschen Truppen in Neubrandenburg verkündete. Wir haben gesehen, wie die Reden praktisch wurden nach der Erstürmung von Frankfurt a. d. O.

Allein das reichte nicht aus für die Predigt des Religionskrieges. Gustav Adolf harrte einer besseren Gelegenheit. Da bot Magdeburg sich dar als das Opfer für den Religionskrieg. Mit der Kopflosigkeit, der Feigheit der Berather dieser Stadt und der Bürger, verband sich in einer wunderbaren Weise die Gunst der Umstände. Magdeburg sollte die Brandfackel werden, die endlich mit aller Macht den Religionskrieg proklamirte, welcher bis dahin bei den Deutschen noch so sehr geringen Wiederhall fand. Um der Religion willen, also konnte dann der Schwedenkönig ausrufen, um der Religion willen haben die Feinde des Evangeliums die Stadt Magdeburg zerstört, und diese Religion euch zu schützen, zu erhalten, das ist meine Sendung. Diese Predigt mußte Erfolg haben, wenn nur erst sie unterstützt ward durch den Nachdruck schwedischer Kanonen, durch einen Sieg.

Aber auch vorher schon ließ sich der Untergang von Magdeburg nutzbar machen. Daß Magdeburg gefallen war, fallen konnte, ließ sich zu einem Vorwurfe machen für die protestantischen Fürsten, welche dem Schwedenkönige nicht beistehen wollten zu einer Zeit, als er die um ihrer Religion willen, wie Gustav Adolf sagte, bedrängte Stadt zu unterstützen im Begriffe stand. Daß Gustav Adolf diesen Vorwurf zu erheben Willens war, hatte er beiden Kurfürsten, demjenigen von Sachsen und demjenigen von Brandenburg in seinen letzten Schreiben schon sehr deutlich nahe gelegt.

Wann dieser Plan zur Vernichtung Magdeburgs in dieser Weise in der Seele des Schweden gekeimt, wann er sich entwickelt habe, ist mit Sicherheit nicht zu sagen. Daß Gustav Adolf die Versprechungen, welche er im August 1630 für die Stadt gelobte und besiegelte, zunächst das Versprechen der Unterstützung mit Geld nicht halten konnte, auch selbst nicht wenn er gewollt hätte, lehrt jeder Einblick in den inneren Zustand des Schwedenheeres zu dieser Zeit. Gustav Adolf hatte selbst nicht, was er bedurfte. Auch die anderen Versprechungen, welche der König in diesem Vertrage gab, sind so sehr zum Vortheile von Magdeburg, so sehr zum Nachtheile des Königs, daß sie schon damals nicht in der Absicht gegeben sein können sie zu halten. Mit ziemlicher Sicherheit dagegen läßt sich annehmen, daß seit Falkenbergs Ankunft in der Stadt der Plan der Vernichtung sich ausgebildet hat. Der Mangel aller moralischen Kraft in der Ochlokratie lag allzu klar vor Augen, als daß auf diesen feigen Haufen, welcher ohne eigenes Zuthun, Schutz, Rettung, Hülfe und Freiheit nur von der Aufopferung eines fremden Königs erwarten wollte, auch nur das geringste Vertrauen gesetzt werden konnte. Den Willen für diese Magdeburger sich zu schlagen, diesen Willen, welcher nach Tillys Zuge in Meklenburg die Grundlage der Operationen des kaiserlichen Feldherrn ist, diesen Willen hat Gustav Adolf augenscheinlich nie gehabt. Die Stadt Magdeburg konnte ihm nur noch nützen durch ihren Untergang. Und darum sind alle Anstalten Falkenbergs

[illegible]

[illegible]

[illegible] der Ermahnung [illegible] Franzen zu [illegible] dem Kaiser [illegible] alten [illegible] ihren Augen [illegible] Eugen [illegible] Gnade [illegible] Eindruck [illegible] Weise [illegible] aufgehoben, [illegible] Plünderung nicht abwehren. [illegible] Beschränkungen wurden [illegible] War [illegible] er thun?

[illegible] Gelegenheiten mehr als einmal [illegible]

[illegible] III. [illegible]
[illegible] XIV. [illegible]

gelernt haben. Er durchreitet die Straßen hierhin, dorthin. Er bittet, verspricht, droht, daß die Soldaten ablassen mögen vom Plündern und Morden und sich ans Löschen begeben. Andere Obersten und Officiere handeln in gleichem Sinne.[1] Aber das Feuer nimmt zu. Tilly kehrt zurück nach dem alten Ringe. Dort steht noch der Pater Sylvius, weithin kennbar durch sein weißes Gewand, umdrängt vom Volke, das Schutz sucht bei ihm. Tilly ruft in französischer Sprache hinüber: „Mein Vater, rette, befreie, entreiße, soviele du kannst, dem Verderben." Und er selber steigt vom Pferde, der greise Krieger, der Vaterfreuden nie gekannt, hebt einen Knaben empor von der Brust der getödteten Mutter und ruft, indem die Thränen seine Wangen hinabrollen: „Das sei meine Beute!"[2]

Die Anstrengungen das Feuer im Ganzen zu löschen waren vergeblich. Nur noch auf bedeutende Gebäude konnte man Bedacht nehmen. Tilly ritt zum Dome.[3] Dahin wußte er, hatten sich viele Menschen geflüchtet, um dem Schwerte zugleich und dem Feuer zu entgehen. Das prächtige Gebäude an sich, die Eingeschlossenen forderten die Bemühung des Feldherrn. Er bestellte 500 Soldaten zu retten und zu löschen, dazu 100 Mann, um Wache zu halten für die Sicherheit derer, die an dieser Stelle Zuflucht gesucht. Meist waren es Frauen und Kinder. Dieselbe Thätigkeit widmete er den Häusern am neuen Markte. Was da erhalten blieb, das geschah durch Tillys Fürsorge.[4] Jedoch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß gerade auf dem neuen Markte die Mine von fünf Centnern versagte.

Tilly kehrte zum Liebfrauenkloster zurück, unfern vom Dome. Auch das Kloster war in Gefahr. Tilly und Sylvius vereinten ihre Bemühungen, um Soldaten herbeizuziehen zum Löschen. Tilly benutzte ferner dasselbe Mittel, wie einige Monate zuvor in Neubrandenburg. Die Trommel wirbelte um, so weit man noch gelangen konnte, und der Feldherr ließ ausrufen: ein Jeder, der helfen werde zu retten, erhalte ohne Lösegeld seine Freiheit. Das wirkte. Nach und nach kamen sechshundert Personen dahin. Siebenmal spielte an dem Tage die Flamme herüber, und eben so oft wurde sie gelöscht. Am folgenden Tage stieg die Zahl der Personen in dem Kloster so sehr, daß man nicht wußte, wohin man den Fuß setzen sollte.[5]

Auch die Erhaltung dieses schönen Klosters wird von einem unparteiischen Augenzeugen nur Tilly beigemessen.[6]

Und weiter ging die Sorge des Feldherrn. Schon um eilf Uhr war der Aufenthalt in der Stadt so gefahrvoll, daß auch viele Soldaten freiwillig wichen. Um Mittag gestattete Tilly die Plünderung nicht mehr. Die Soldaten mußten hinaus. Einige Regimenter besetzten den Wall. Der Feldherr selbst blieb da.

[1] Calvisius p. 116. Bericht des Pastors Theodänus.
[2] Tepler Manuscript abgedruckt in den historisch-politischen Blättern XIV. 306.
[3] Bericht des Capitäns Ackermann bei Calvisius 107.
[4] Also ganz bestimmt Ackermann a. a. O.
[5] Historisch-politische Blätter XIV. 307.
[6] Bericht von Ackermann bei Calvisius 107.

Daß nun in dieser Zeit Habgier, Grausamkeit und andere Lüste in wilder Zügellosigkeit haarsträubende Dinge verübten, ist eine offenkundige Thatsache. Allein bei dem Berichte derselben darf nicht vergessen werden, daß die schwedischen oder schwedisch gesinnten derselben bewußt oder unbewußt darauf ausgehen die Greuel noch schwärzer zu malen, als sie wirklich sind, um im Interesse des Königs Gustav Adolf einen Religionsfanatismus auf der einen Seite darzustellen, auf der anderen Seite zu erwecken, einen Fanatismus, der in Wirklichkeit sich auf ein geringes Maß zurück führt. Immerhin hatten die Magdeburger die Katholiken im Heere der Gegner sehr gereizt. Sie hatten vom Walle aus höhnend ihnen zugerufen, wo ihre Göttin Maria sei, ob sie ihnen nicht bald in die Stadt helfen würde, hatten sie Götzendiener genannt.[1] Auch blieben die fanatischen Predigten der Pastore Gilbert, Cramer, Kotzebue, Decennius u. s. w. im kaiserlichen Lager nicht unbekannt. Aber darum kann noch von einem Fanatismus im Allgemeinen nicht die Rede sein. Eine solche Vorstellung geht von der Meinung aus, als habe das stürmende Heer aus Kriegern des katholischen Bekenntnisses bestanden. Dem war nicht so. Ein Theil desselben bestand aus ehemaligen Wallensteinern, und wir haben mehr als einmal gesehen, daß im Wallensteinischen Heere das protestantische Bekenntnis das Uebergewicht hatte. Ueber das Heer der Liga haben wir einige Jahre früher die Ansicht des Friedrich von der Pfalz vernommen, daß auch dort die Protestanten an Zahl überwogen. Wir wollen uns darauf beschränken zu sagen, daß das Heer der Liga zahlreiche Soldaten des protestantischen Bekenntnisses enthalten habe. Tilly stellte für dieselben lutherische Feldprediger an.[2]

Mithin kann ein Religionsfanatismus im Allgemeinen nicht die Ursache besonderer Grausamkeiten gewesen sein. Es werden vielmehr die Soldaten aus dem Meißener Lande, also aus einer sehr lutherischen Gegend, als besondere Wütheriche hervorgehoben.[3] Der Bericht darüber ist ein schwedischer. Eben so sagt ein anderer, im Uebrigen sehr eifriger Bericht, daß die Soldaten des Feindes, sowohl deutsche Glaubensgenossen, als auch gar etliche Vaterlandskinder, d. h. geborene Magdeburger, ganz eben so gehaust haben, wie die Kroaten.[4]

Ein besonderer Zorn dagegen mag allen Soldaten des Belagerungsheeres gemeinsam gewesen sein. Die Magdeburger hatten den Feldherrn, den die Soldaten ihren Vater nannten, persönlich zu beleidigen gesucht. Man fand nach der Eroberung einer Schanze eine Fahne mit der Inschrift:

Das Mägdlein das ist jung,
Der Bräutigam der ist alt,
Er wollt sie gern heirathen,
Und hat doch keine G'stalt.

[1] Tepler Manuscript in den historisch politischen Blättern XIV. [illegible]
[2] cf. Calvisius p. 120 f.
[3] Inventarium Sueciae III. p. 314.
[4] Gründliche und warhafftige Relation, wasmassen u. s. w. p. 6. Auch in zweite

Tilly, wie sein Verhalten bewies, dachte offenbar nicht an solche Dinge. Seine Soldaten aber erwiederten den unpassenden Spott mit dem schauerlichen Witzworte der Hochzeit von Magdeburg.

Um zu einiger Klarheit darüber zu kommen, wie weit sich das Morden ausgedehnt haben möge, ist der Zeitraum ins Auge zu fassen, und was darin geschehen könne. Der Sturm beginnt um $7\frac{1}{2}$ Uhr Morgens. Es wird an einigen Stellen scharf gefochten, und namentlich wird den Pappenheimern eine Zeitlang heftig zugesetzt. Erst nach 10 Uhr ist der Kampf beendet. In dieser Zeit sind nach Ruepps Bericht an den Kaiser in Allem etwa 100 auf kaiserlicher Seite gefallen, 700 bis 800 verwundet.[1] Die Zahl ist nicht bedeutend. Sie erscheint nach Verhältnis der Streitenden sogar gering. Es ist dabei zu erwähnen, daß die Soldaten der Stadt den Bürgern vorwarfen: diese hätten sich nicht genug gewehrt,[2] daß dagegen Tilly nachher die Söldner der Stadt tadelte: sie hätten nicht ihre Pflicht gethan.

Da die Bürger, welche mitkämpften, den meisten Schaden den kaiserlichen Truppen aus den Häusern[3] zufügten: so wäre es gewagt den Verlust auf Seiten der Stadt und der Bürger während dieser Zeit des Kampfes auch nur doppelt so hoch anzunehmen, als denjenigen der Stürmenden.

Dann erst nach zehn Uhr beginnt die eigentliche Plünderung. Um eilf Uhr schon fliehen viele Soldaten wegen des zunehmenden Brandes aus der Stadt. Um Mittag befiehlt Tilly die Stadt zu räumen, wie es die eigene Gefahr an sich schon lehren mochte. Die Zeit der eigentlichen Plünderung und des Mordens wehrloser Menschen — denn die Bürger, welche mit den Waffen in der Hand im Kampfe fielen, wird man dazu nicht rechnen — dauerte etwa eine und eine halbe Stunde. In dieser Zeit kann viel geschehen. Allein, wenn wir die Zahl der Soldaten uns vergegenwärtigen, die während eines dreistündigen Kampfes gefallen sind: so kann die Zahl der nachher in der Hälfte der Zeit Erschlagenen so übermäßig groß nicht sein. Sie kann selbst dann nicht so ungeheuer groß sein, wenn die Soldaten sich nur oder vorzugsweise nur mit Morden beschäftigt hätten.

Ist dieß denkbar? Die Plünderung war ein Recht der Soldaten, aber auch nicht mehr als die Plünderung und das Lösegeld der Gefangenen. Was darüber hinaus ging, war wider ihr Recht und ihre Erlaubnis. Keineswegs hatte Tilly das Leben der Bürger in die Hand der Soldaten gegeben: er hatte sie ausdrücklich ermahnt sich des Mordens zu enthalten. Eben so wenig hatte ein Anderer, hatte Pappenheim es gestattet. Auch seine Obersten mahnen die

[1] Hormayrs Taschenbuch 1852—53 S. 321. Tilly a. a. O. S. 300 sagt kurz: ohne sonderbahren Verlust. — Schon das Bustum Virg. Magdb. p. 17 hat dieselbe Zahl, wie Ruepp.

[2] Kurtzer jedoch warhafftiger eigentlicher Bericht u. s. w.: es ist im gantzen währenden Scharmützel nicht ein Bürger gesehen worden, d. h. wohl nur, an einer bestimmten Stelle.

[3] Rueppe Bericht in Hormayrs Taschenbuche 1852—53 S. 319

Soldaten so zu handeln, daß sie es verantworten können.[1] Und wiederum ermahnt einer der Soldaten den anderen,[2] der auf einen Geistlichen einhauen will: „Was willst du machen? Siehst du nicht, daß er ein Prediger ist?“ Darum, wie sich von selbst versteht, unterblieb Schlimmeres nicht. Auch anderen Leidenschaften konnte bei derselben Gelegenheit ungestraft gefröhnt werden. Es geschah. Aber die vorwiegende Leidenschaft unter solchen Umständen ist gemäß der menschlichen Natur die Habgier, und nicht die Mordlust. Das Reichwerden durch Beute war die Hauptsache. Viele der Soldaten hatten ihre Frauen im Lager; denn nach der Kriegführung jener Zeit zogen die Weiber und Familien mit umher. Diese Frauen erwarteten von ihren Männern nicht eine Erzählung, wie viele Feinde sie erschlagen, sondern Beweise ihrer Tapferkeit in klingender Münze, Ringen, Silbergeschirr u. dergl. Es ist uns ein solcher Bericht[3] erhalten, wie ein Tillyscher Soldat, ein Nürnberger von Geburt, seiner Frau eine ganze Familie mit einer Kinderschaar in die Hütte führt. Er hat Beute machen wollen; aber die feinen Büblein haben ihm besser gefallen. Er hat für sie in der brennenden Stadt gesorgt mit Speise und Trank, sie dann hindurch geführt durch das Gewoge und Gewühl der Soldaten. Er erhält von seiner Frau darüber scharfen Tadel. Aber die Frau ist vom selben Stoffe, wie ihr Mann. Während sie noch tadelt und schilt, ist sie mit der Mutter der Kleinen schon beschäftigt für die Pflege und Wartung derselben. Am anderen Tage zieht das Ehepaar in die Stadt, im festen Vertrauen: Gott werde ihnen nun wohl Beute bescheeren, nachdem sie die Büblein gerettet. Sie bringen reichlich heim, und der ehrliche Soldat benutzt die Gelegenheit seiner Frau den Tadel des vorigen Tages zurück zu geben. Beide verweigern der geretteten Familie die Annahme jegliches Lösegeldes.

Versetzen wir uns auf den Standpunkt dieser Soldaten. Die Beute, die sie in der Stadt zu erlangen wußten, war nach dem Kriegesrechte ihr rechtmäßiges Eigenthum. Daß es dahin kommen konnte, war nicht ihre Schuld, sondern diejenige der Berather von Magdeburg, welche die Warnungen des milden Feldherrn verschmäht hatten. Die Beutelust artete der Natur der Sache nach aus in Habgier. Diese vorwaltende Leidenschaft führte zu anderen Gewaltthaten, zum Quälen, zum Peinigen, zum Tödten, zu Grausamkeiten aller Art. Allein kann dessen so unendlich viel gewesen sein in einer und einer halben Stunde? Viele Häuser waren beinahe von Anfang an unzugänglich durch den Brand. Andere wurden es sehr bald. Und in den Häusern boten doch sehr selten die Bewohner sofort sich dar. Sie hatten sich versteckt, hier und dort in Kellern und auf den Böden. Es liegt in der Natur der Sache, und wir erfahren es noch ausdrücklich dazu: die Soldaten gingen nicht gern weder in die Keller, noch auf die Böden.[4] Bevor die Plünderer dort die Menschen

[1] Bericht des Theodänus bei Calvisius 114.
[2] a. a. O.
[3] Hoffmann III. 177.
[4] Erzählung eines Bürgers, bei Calvisius p. 127. 128.

aufsuchten, sie zwangen hervorzukommen, auch wohl gar sie peinigten, sie tödteten, war die Zeit sehr bald verronnen.

Auf zweierlei Weise bot sich der Habgier Befriedigung, entweder durch sofortige Beute, oder durch das Lösegeld der Gefangenen. Denn dieß war der Brauch und das Kriegsrecht jener Zeit, daß die Gefangenen sich lösen mußten. Hier nun erprobte sich abermals der Unterschied in der Mannszucht der ehemaligen Wallensteiner, der Truppen Pappenheims, und der eigentlich Tillyschen, denen von Oldenburg und Ostfriesland her das Lob der vortrefflichen Disciplin gefolgt war. Die Tillyschen Truppen verlangten dasselbe, was die Pappenheimer: augenblickliche Beute und Lösegeld. Also war es das Kriegsrecht. In jeder anderen Beziehung gebührte ihnen, hauptsächlich aber den Deutschen unter ihnen das Lob,[1] daß sie an sehr vielen Leuten Barmherzigkeit bewiesen, und um ein Lösegeld nach eines jeden Vermögen ihm Quartier zugesagt und gehalten haben. Sie wendeten sich mit Abscheu hinweg von den Grausamkeiten der Pappenheimer. Es ist ferner nicht ohne Interesse zu bemerken, daß diejenigen Geretteten, welche uns Berichte ihrer Erlebnisse mitgetheilt haben, jedesmal besonderer Handlungen der Menschlichkeit gedenken, nicht bloß von Officieren, sondern auch von Soldaten. Ein solches Verhältnis ruft den Schluß hervor: wenn diese zufälligen Einzelberichte sämmtlich solcher Barmherzigkeit gedenken: so ist anzunehmen, daß auch von denen, die gerettet sind, ohne uns einen Bericht ihrer Rettung hinterlassen zu haben, sehr viele ähnliche Erfahrungen gemacht sein mögen.

Bei dieser Lage der Dinge glauben wir annehmen zu dürfen, daß die Zahl derer, welche in Magdeburg durch das Schwert gefallen sind, eine verhältnismäßig viel geringere ist, als man gemeinhin annimmt. Sie ist nicht in Vergleich zu bringen mit der anderen Zahl, welche das Feuer hinraffte. Dieses wirkte entsetzlich verderblich hauptsächlich durch die Schnelligkeit seiner Ausbreitung. Die Furcht vor den Plünderern trieb die Unglücklichen hinauf in die obersten Räume, unter das Dach der Häuser, oder in die Keller. Dort verbrannten, hier erstickten sie im Rauch und Qualm, oft 30, 40 und mehr in einem einzigen Keller.

Nach zwölf Uhr zogen auf Tillys Geheiß die Soldaten aus der brennenden Stadt. Der sicherste oder vielleicht auch der einzige noch übrig gebliebene Weg war zum Sudenburger Thore hinaus.[2] In den folgenden Tagen wenigstens war allein dieser Weg gangbar. Dort mußten alle Soldaten vorüber, und darum erwählte dort auch Tilly seinen Posten.[3] Er wollte dort fortfahren in seiner Weise Beute zu machen. Diese Beute waren die Hülflosen, vor allen die Frauen und Kinder. Es ward den Soldaten gestattet etwaige gefangene Bürger, die sich mit ihnen über ein Lösegeld geeinigt, mit hinauszuführen: die Frauen und

[1] Calvisius p. 22.

[2] Truculenta expugnatio u. s. w. Der Verfasser sagt: Die ganze Stadt liegt zerstört, auch die Thore, daß man nur zum Sudenburger Thore aus- und eingehen kann. Eben so Fax Magdb. bei Calvisius S. 58.

[3] Calvisius p. 130.

Schonung des Lebens und die Freiheit. Daß es also sich verhielt, sehen wir auch daraus, daß keiner der eifrigsten Berichte etwas von Grausamkeiten gegen die Ueberlebenden an diesem zweiten Tage weiß.

Auch Tilly begab sich wieder in die Stadt zur Fortsetzung seines Werkes. Man vernahm ein jämmerliches Weinen und Schreien von kleinen überbliebenen Kindern. Sie saßen häufig auf den Leichen der Eltern, riefen Vater und Mutter, und wußten weiter nicht zu berichten, woher und wohin. Tilly ließ eine Kirche ausräumen, die Kleinen dahin zusammen bringen und sie mit Wasser und Brod speisen. Dann ward ausgerufen: wo noch Mütter vorhanden wären, die ihre Kinder darunter hätten oder glaubten: so möchten sie sich melden und ohne irgend ein Leid zu fürchten, dieselben an sich nehmen und behalten. Also berichtet uns einer der eifrigsten Magdeburger [1] mit dem Zusatze: das Weinen und Schreien der Kinder sei dem Feinde endlich selbst zu Herzen gegangen, und er habe sich gestellt, als trüge er ein Mitleid mit der verderbten und ermordeten Stadt. Etwa 200 Mütter meldeten sich. Dann aber folgt der schwerste Vorwurf von diesem Standpunkte aus für Tilly. „Die anderen Kinder, deren Eltern nicht mehr aufzufinden, soll der Tilly, wie man sagt, etliche in der Jesuiten, etliche in gemeine päpstliche Klöster schicken, daß sie allda auferzogen und zu päpstlichen Greueln gebracht werden." So hart dieser Mann von seinem Standpunkte seinen Vorwurf für Tilly auszudrücken sich bemüht: so haben wir doch große Ursache ihm dankbar zu sein für seine Mittheilung, daß Tillys Fürsorge sich nicht auf die augenblickliche Erhaltung der Kinder beschränkte, sondern weiter hinausblickte. Demgemäß wählte der Feldherr dazu die Mittel, die ihm offen standen und in seinem Bereiche waren.

Diesen zweiten ganzen Tag über hielt Tilly noch die Domkirche verschlossen. Der Grund ist wahrscheinlich die völlige Sicherheit der Geflüchteten. Erst am Morgen des 12/22 Mai ritt er davor und ließ die Thüren öffnen. Die Unglücklichen traten hervor, an ihrer Spitze der Domprediger Bake. Er warf sich auf die Knie und sprach die Worte Virgils, welche dieser dem Priester Panthus über das gefallene Troja in den Mund legt:

> Venit summa dies et ineluctabile fatum
> Magd'burgo! Fuimus Troes, fuit Ilium et ingens
> Gloria Parthenopes!

Tilly beruhigte den alten Mann, und ließ Brod unter die Hungernden austheilen. Sie waren seinem Versprechen gemäß sämmtlich ohne Lösegeld frei. Die Domprediger mit den Familien derselben ließ er in die Möllenvogtei führen und dort besonders speisen und tränken. Die Soldaten, die etwa im Dome waren, erhielten nicht sofort ihre Freiheit. Tilly begab sich hinein, um nachzusehen, ob auch Ausreißer von seinen Truppen darunter seien. Es wird bestimmt berichtet,

[1] Gründliche und warhafftige Relation, wasmaßen die uhralte u. s. w. 1631. Oder so Exitii et excidii M. hist. relatio 631.

daß er selber es that: also ist anzunehmen, daß er
welches so häufig sich bei großen Feldherren findet,
Angesicht zu Angesicht zu lernen. Nachdem er den
gesprochen, daß sie sich nicht besser gewehrt, verlieh
sie unter ihm dienen wollten.

Am 14/24 Mai nahm Tilly selbst sein Quarti
wurde bei Trommelschlag verkündet, daß von nun a
handen sei, den übrig gebliebenen Bürgern nicht bi
mochten Klagen eingekommen sein von Frauen.
wurde bei Todesstrafe untersagt.[1]

Blicken wir zurück auf das was Tilly für dies
er gestrebt bis zum letzten Augenblick das drohende
Und auch dann noch als es hereinbrach über die
auch dann noch hatte der edle Greis geleistet, was
wille vermochte. Er hatte den Dom beschützt mit a
Zahl von einigen auf 1000, von Anderen gar a
Abgesehen von den Hütten am Fischerufer hatte T
gerettet waren, persönlich die Löschanstalten geleite
den Häusern am neuen Markte, bei dem Liebfrauen
der Rettung willen in die Rechte der Soldaten geg
Leben, Ehre und Habe die verblendeten Magdebur
Mahnung und Warnung über sich heraufbeschworen
Menschen gerettet. Und weiter hatte er dann seine
über die Frauen und über die Kinder. Was in de
das hatte an dem unheilvollen Tage der edle Greis

Waren die Magdeburger unempfindlich dafür
würde ihnen Unrecht thun. Zwar die Lage der Di
mochten wenige. Wie auch sollten es die Bürger,
lichen Feldherren das Bubenstück in seiner ungehe
erschloß? Die Bürger, von denen der einzelne in
nur an sich selbst zu denken gehabt, vermochten ge
blick über das Ganze zu gewinnen. Wer auch k
mente, die hier uns das ungeheure Stratagem Fal
Gerike, dem am ersten die Augen hätten aufgehen
in das Haus des Rathsherrn Alemann geflüchtet,
erwarten durfte, unter dem Schutze der kaiserlichen
hin war Gerike nicht in der Lage das Einzelne, B
hatte ebenso wie die Anderen nur den wirren Gesa
Drohens, Brennens. Von wem das Letztere ausgi

Dennoch hatte der Brand vor den Augen viele

[1] Historisch-politische Blätter XIV. 307.
[2] So Gerike.

die schauerliche Binde gelöst. Sie traten zu dem alten Feldherrn und erklärten:[1] sie hätten nie gedacht, daß die Katholiken so wohlwollend mit ihnen verfahren würden. Sie wünschten sehnlich mit Gottes Hülfe diese Gutthaten vergelten zu können. Sie baten ihn um die Erlaubnis eine Kirche herstellen und einen Geistlichen halten zu dürfen.

Diese Bitte gewährte Tilly nicht. Es könnte scheinen, als ob doch in diesem Versagen ein Religionszwang gelegen habe. Und doch war die Antwort Tillys in der rechtlichen Anschauung jener Zeit begründet. Wenige Tage zuvor würde Tilly das protestantische Bekenntnis der Stadt durch eine Capitulation sicher gestellt haben. Darauf lautete seine Vollmacht vom Kaiser. Durch die Eroberung mit stürmender Hand war die Lage der Dinge eine andere geworden. In Folge der offenen Rebellion mit den Waffen in der Hand, durch die Bezwingung der bewaffneten Rebellion mit stärkeren Waffen waren die Privilegien der Stadt verwirkt. Dem Kaiser kam es zu das Maß der Freiheit zu bestimmen, dessen sich fortan die Stadt erfreuen sollte, und nach der Anschauung jener Zeit war das erste und wesentlichste Recht der Landeshoheit das sogenannte Reformationsrecht, das Recht des cujus regio ejus religio. Deshalb konnte derselbe Feldherr, der für seine lutherischen Soldaten aus den Ländern, über welche weder dem Kaiser, noch den Fürsten der Liga das Reformationsrecht zukam, lutherische Feldprediger bestellte, diese Bitte der Magdeburger um freie Religionsübung nach der Eroberung aus sich nicht gewähren.

Zuerst gab er den Dom dem katholischen Cultus zurück. Am $^{15}/_{25}$ Mai ward dort ein Hochamt gehalten. Es waren gerade acht Tage nach der letzten väterlichen Mahnung des Feldherrn an die Bürger. Damals noch stand es in ihrer Hand sich alles zu retten, sich selber zu erhalten und Deutschland eine unsägliche Kette von Trübsalen zu ersparen. Es war vorbei.

Von den zwölf Geistlichen der Stadt, die der Mehrzahl nach so bedeutsam zum Unheile mitgewirkt hatten, ward einer während der Plünderung getödtet, ein anderer schwer verwundet. Die zehn anderen trugen das Leben davon. Selbst Cramer, den Tilly für den schuldigsten hielt, so daß er einen Preis auf den Kopf desselben gesetzt hatte, ward von einem ehemaligen Schüler, einem friesischen Edelmann, der Officier unter Tilly war, gerettet und aus der Stadt gebracht.[2] Die Anderen erhielten ihre Freiheit mit oder ohne Lösegeld, bis auf zwei. Decennius, der wesentlich mitgewirkt hatte das Bündnis mit dem fremden Könige zu Stande zu bringen, sollte als Verräther und Aufrührer den Tod erleiden. Er wurde vorher von einem der Officiere befreit.

Auch der Dr. theol. Gilbert ward gefangen, und zugleich die anderen unheilvollen Menschen: Pöpping, Herkel, Cummius, Stalmann. Es ist bemerkenswerth, daß keiner von ihnen bei dem Brande umkam. Dem Stalmann, obwohl er in Eisen geschlossen war, gelang es schon einige Tage später bei

[1] Historisch-politische Blätter XIV. 307.
[2] Hoffmann III. 137 N. 1.

Gelegenheit eines Brandes im kaiserlichen Lager mit Hülfe eines ihm sehr wohl bekannten Juden zu entkommen.[1] Am Morgen früh fand man nur seine Eisen. Als man dem Grafen Wolf von Mansfeld, der zum Gouverneur von Magdeburg ernannt war, die Nachricht brachte, erwiederte er:[2] „Muß man ihm also seine Zeit lassen, bis ihn Gott zur Strafe ziehen wird." In der That dauerte es noch einige Jahre, bis ihn der schwedische General Banier zu Magdeburg wegen Verrathes aufhängen ließ.[3]

Die Anderen vier wurden von einer Commission zur Untersuchung vielfach verhört. Alt und Jung, Arm und Reich, die gefragt wurden, bezeichneten den bankerotten, creditlosen Pöpping und den Dr. theol. Gilbert als die Urheber aller Rebellion.[4] Pöpping selbst gestand mit seufzenden Worten: er habe gesündigt. Er wisse, daß Gott gerecht und streng, aber auch wieder gnädig und barmherzig sei. Er vertraue der Gnade Gottes und des Generals. Er habe das Leben verwirkt und bitte um Gnade. Indessen starb Pöpping sehr bald im Gefängnisse, unter großem Wehklagen und Bedauern, daß er die Stadt habe verführen helfen. Wegen der anderen drei erklärte die Commission, daß sie des Verbrechens der beleidigten Majestät anzuklagen seien. Es kam nicht dahin. Die Sache verzog sich, und sie wurden in Folge des Einrückens der Schweden befreit. Cummius erhielt sogar seinen Sündenlohn. Der Schwedenkönig, der ihm 200 Dukaten für seine Botendienste versprochen, schenkte ihm statt dieses Geldes das in der Asche und den Trümmern von Magdeburg geschmolzene und zerronnene Kupfer. Also diente die Stadt auch noch nach ihrem Untergange, um alle und jede Schuld, die der Schwedenkönig um ihretwillen gemacht, bis auf den letzten Heller auf ihre Kosten zu bezahlen.

Noch ist des Markgrafen Christian Wilhelm zu gedenken. Er hatte sich während des Sturmes am Kampfe betheiligt, war aber sehr bald in die Hände der Feinde gefallen. Die Soldaten behandelten ihn nicht fürstlich. Seine geistige Unfähigkeit berechtigt zu der Annahme, daß die Sache von Magdeburg vielleicht noch vor dem Ende des Jahres 1630 an innerem Wirrwarr zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht Gustav Adolf durch die Sendung des unheilvollen Falkenberg sie in die Bahn gelenkt hätte, deren letztes Ziel sein mußte: Aufopferung von Magdeburg, um den Schwedenkönig groß zu machen.[5]

[1] Gerike a. a. O., eben so auch Andere.
[2] Mailáth III. 250.
[3] Calvisius p. 241.
[4] Mailáth p. 230.
[5] Aitzema III. 552.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß sich kein deutscher Fürst, keine deutsche Stadt des Aufruhres von Magdeburg in irgend einer Weise angenommen hat. Der nächste Grund dieses Verhaltens der deutschen Obrigkeiten war die Erkenntnis der wahren Sachlage von Magdeburg. Später als unter anderen politischen Umständen, als unter dem schwedischen Drucke auf Deutschland das wahre Sachverhältnis sich verdunkelte, als die Deutschen nachzusprechen gezwungen wurden, was der schwedische Gewaltherrscher ihnen vorsagte, konnte die Meinung aufkommen und sich festsetzen, daß der Beweggrund der Magdeburger Faction die Sorge um ihre Religion und Freiheit gewesen sei. Damals, namentlich vor dem Falle war das nicht möglich. Nur die große Menge, mit ihnen die Geistlichen konnten getäuscht werden, nicht die Obrigkeiten der deutschen Städte, oder andere conservative Corporationen. Die Protestationen des alten Rathes, der conservativen Partei, die man im Februar 1630 auf so unerhörte Weise verdrängt und zum Schweigen gebracht, lagen gedruckt vor den Augen der deutschen Fürsten und Stände, und bewiesen, daß in Magdeburg die bürgerliche Ordnung umgekehrt war, bevor die Stadt sich mit dem Schwedenkönige verbunden hatte. Diese Kenntnis der Lage der Dinge zu Magdeburg ist einer der wesentlichen Gründe, um deren willen von Seiten des Kurfürsten von Sachsen, von Seiten der Hansestädte auch nicht das Geringste zu Gunsten von Magdeburg geschah.

Der andere Grund liegt in dem Mangel an Willenskraft, an Entschlossenheit, welcher die ganze Zeit, um mit dem Schwedenkönige Gustav Adolf zu reden,[1] als ignavum hoc saeculum charakterisirt, welcher in den deutschen Fürsten jener Tage gipfelt. Johann Georg von Kursachsen lehnte die Anträge des Schweden zur Hülfe für Magdeburg ab, weil das nicht in Einklang zu bringen sein würde mit seiner Treue gegen Kaiser und Reich; aber ebenso wenig that er auf die Mahnung Tillys, daß er zu einer gütlichen Ausgleichung mitwirken möge, auch nur einen Schritt. Der Mann hatte den ehrgeizigen Gedanken als Führer der entscheidenden dritten Partei im Reiche auftreten zu wollen, und es lag sofort beiden Theilen offen vor Augen, daß er sich treiben ließ von den Umständen. Das Directorium der Hanse, welches durch die Uebereilung und Tactlosigkeit seiner Gesandten im Februar und März 1630 den Ochlokraten von Magdeburg zu einem scheinbar legalen Siege verholfen, that nachher auch nicht das Geringste diesem Uebel wieder zu steuern. Es misbilligte im Stillen das ungerechtfertigte Vorgehen der Faction von Magdeburg, das Bündnis der dortigen Demagogie mit dem fremden, undeutschen Könige, dessen Machtvergrößerung dem Interesse der Hansestädte schnurstracks zuwiderlief; aber es misbilligte nicht durch eine energische Erklärung, welche jener

[1] Neubur, der dreißigjährige Krieg (Stralsund) S. 154.

rtei allen scheinbar legalen und moralischen Boden entzogen hätte, nicht durch Versuch einer Vermittelung, zu welcher der kaiserliche Feldherr sich den ..deburgern gegenüber bereit erklärte, sondern lediglich durch ein passives Die Kaufleute der Hanse dagegen waren nicht passiv. Sie lieferten ..en Feldherrn das Pulver,[1] mit welchem er die Mauern und von Mageburg zu zertrümmern suchte.

Von einer Sympathie der Deutschen für das belagerte Magdeburg ist keine ..uf uns gekommen.

..ders mochte die Kunde von dem schrecklichen Falle der deutschen Stadt ..n. Die Gemüther jener Zeit waren abgestumpft und verhärtet durch die ..desleiden von zwölf langen Jahren, durch die Frevel der Söldner, durch nicht geringeren Frevel, welche innerhalb der deutschen Städte, an den ..en Tischen und in den Gewölben der Rathhäuser von Juristen und Theo- getrieben wurden mit Herenproceß, mit Folter und Scheiterhaufen. Es war jene Zeit, wo dem Jesuiten Spee in jugendlich kräftigem Mannesalter die Haare ergrauten ob des namenlosen Jammers der Unglücklichen, die er hinaus-geleiten mußte zum Scheiterhaufen. Dennoch erfüllte die Kunde von Magdeburgs schauerlichem Falle auch die Gemüther einer solchen Zeit mit Schrecken und Entsetzen. Eine Reihe von Flugschriften verkündete sofort das Unglück durch die deutschen Länder. Es malten sich in denselben die verschiedenartigsten Standpunkte der Verfasser ab, derjenige des Soldaten von Magdeburg, welcher mit heftigem Ingrimme sich über den Geiz, die Habgier, die Feigheit der Bürger beklagte. „Sind aber nächst der Strafe Gottes," sagt ein solcher,[2] „die Magdeburger einzig und allein selbst Schuld an ihres Vaterlandes Zerstörung und Untergang." Wir erkennen den Bürger,[3] der mit tiefem Schmerze zurückblickt auf sein zerstörtes Glück, den Fanatiker,[4] der auch da noch, wo er selber die Rath- und Hülflosigkeit, den übelen Willen, den Mangel an Einheit zu schildern genöthigt ist, wo er den Verrath überall hervorblicken sieht, auch da noch meint und wähnt: es sei ein Kampf gewesen um Religion und Freiheit. Der Gedanke an einen Verrath schimmert hindurch bei Vielen: nur sind sie sich nicht klar darüber, wem er beizumessen sei. Es ist nur eine Schrift,[5] die klar das Ganze übersieht, die Falkenbergs Tücke durchschaut, selbst auch ohne alle die einzelnen Züge zu kennen, die wir angegeben haben. Das was sie meint, drückt sie bildlich aus durch einen vorgedruckten Holzschnitt, auf welchem der Schwedenkönig dem alten Tilly die Jungfrau Magdeburg in die Hände gibt zur Zerstörung. Auf Anstiften und Befehl des Schwedenkönigs, sagt diese Schrift, liegt Magdeburg, welches Tilly vergeblich zu retten suchte, nun in Asche.



Doch haben die Schriften von beiden Parteien auch erfreuliche Seiten.

[1] Chemnitz S. 155. Auch Gerike.
[2] Truculenta expugnatio u. s. w.
[3] Mehrere Schriften.
[4] Fax Magdeburgica 1632.
[5] Bustum virginis Magdeburgicae 1631.

Diejenigen von katholischer Seite [1] heben mit gewichtigem Nachdrucke den national-deutschen Standpunkt hervor, die unseligen Folgen der Verbindungen von Deutschen mit den fremden Mächten, die um ihres eigenen Interesses willen die Verbündeten in's Verderben stürzen. Allein kein Hohn, kein Spott, kein Jubel darin tritt uns vor Augen. Auch die Predigten [2] auf katholischer Seite zeigen von einer Freude über das Geschehene keine Spur. Der durchhallende Ton in ihnen ist Schmerz und Klage über die deutsche Stadt.

Auf der anderen Seite enthält auch nicht ein einziger der Berichte dieser Augenzeugen von magdeburgischer Seite ein böses Wort gegen den Feldherrn. Der eifrigste von allen kann sich der Anerkennung, welche Magdeburg dem edelen Manne schuldig war, nicht völlig enthalten. „Und wie man sagen will, soll es dem Herrn General Tilly selbst nicht gefallen haben, daß man eine so uralte, weit berühmte Stadt, welche dem Kaiser und dem ganzen Reiche wichtig, so ganz in die Asche gelegt hat.“ [3] Wenn man einen der kaiserlichen Anführer geradezu beschuldigte: so war es nicht Tilly, sondern Pappenheim. Diese Anklage erhielt eine scheinbare Begründung dadurch, daß Pappenheim in der That zwei Häuser am Walle hatte anzünden lassen. Die Augenzeugen berichten, wie wir gesehen haben, daß diese Häuser still wie ein Licht in sich zusammengebrannt sind und das große allgemeine Feuer nicht verursacht haben können. Aber viele glaubten es freilich dennoch, und in ihrem Sinne behauptet eine sehr eifrige Schrift: [4] Pappenheim habe sich freilich vor Tilly zu entschuldigen gesucht, daß er nicht der Urheber des Brandes gewesen; allein es sei doch wahr. Man sieht, wie auch diese Schrift nicht entfernt an einen Vorwurf gegen Tilly denkt. Die Anderen, wo sie nicht loben wollten, schwiegen. Die geflüchteten Magdeburger wurden überall mit Verwunderung gefragt: wie es doch möglich gewesen sei, daß ein solches Unheil über sie gekommen. [5] Von einer Anfrage über Tilly, einer Beschuldigung gegen ihn erfahren wir nichts. Allzu klar stand noch den Deutschen das Bild dieses Feldherrn vor Augen. Allzu klar ferner lag es dem einsichtigen Theile der Protestanten vor, daß Tilly die Stadt Magdeburg nicht angegriffen hatte wegen ihrer Religion, sondern wegen ihres Aufruhres gegen den Kaiser und die gesetzliche Ordnung des Reiches. Auch die Theologen dachten damals nicht daran auf Tilly einen Vorwurf zu bringen. Es liegt uns die fanatische Predigt eines Bremer Geistlichen [6] vor, wenige Monate hernach. Der Mann widmet seine Arbeit der bekannten Landgräfin Amalie von Hessen-Cassel, die später im Bunde mit Frankreich und Schweden so unsägliches Leid über die Deutschen brachte. Er vergleicht die Zerstörung von Magdeburg mit derjenigen von Jerusalem durch Nebucadnezar. Er

[1] Summarischer Extract und glaubwürdiger Bericht u. s. w 1631.

[2] Copey einer christlichen Leichpredigt über den schmerzhaften Todesfall u s. w. 1631.

[3] Fax Magdb. bei Calvisius 61.

[4] Warhafftiger und außführlicher Bericht u. s. w. 1631.

[5] Gerike gegen Ende.

[6] Zimmermann zu St. Stephani in Bremen. September 1631.

die Augen der Menschen über ihn blendete, war es seine Sorge sich zu verantworten, warum er der bedrängten Stadt nicht zu Hülfe gekommen sei, und selber zuerst die Anklage auszusprechen, die er mit Wahrscheinlichkeit gegen sich erwarten durfte: die Anklage des Verrathes. Seine Schrift [1] begann mit dieser Anklage und endet mit derselben. Wen er anklagte, das wußte er selber nicht: es fehlte aller Anlaß, aller Grund zur Beschuldigung eines Bürgers von Magdeburg, oder sonst irgend einer Persönlichkeit. Gustav Adolf sprach im Allgemeinen von Verräthern. Also wahrte er sich das erste Wort in dieser Sache. Er richtet seine Schrift an alle evangelischen Stände. Was denn hatten die evangelischen Stände mit den Demagogen und Ochlokraten von Magdeburg gemein? Gustav Adolf wußte, warum er so handelte. Es ist in seinem Thun und Treiben eine feste Methode, die sich wiederspiegelt in jedem Worte und in jeder That: Religionskrieg um jeden Preis.

Nur eines noch unterließ er: die bestimmte Anklage gegen Tilly. Die Umstände waren dafür noch nicht reif. Er verschob dieselbe auf die günstige Zeit und Gelegenheit.

Daß eine solche Anklage auch nur möglich sei, konnte Tilly nicht ahnen. Man hat in neuerer Zeit gefragt, warum nicht Tilly selbst sofort sich vor der Nation verantwortet, daß er keine Schuld trage an diesem Brande. Wie doch sollte er das? Als acht Jahre früher mit einem scheinbaren Grunde sich der Vorwurf erheben konnte, daß seine Truppen ein Dorf des Herzogs Christian von Lüneburg angezündet, hatte er sich dem Herzoge gegenüber ausgesprochen, daß nichts ihm trauriger und schmerzlicher sei, als die Zerstörung menschlicher Wohnungen durch Brand. Wir haben gesehen, wie er dann Gericht hielt über die Schuldigen. Wie hatte er zwei Jahre später im Gefühle seines wohlerworbenen Rufes der Milde und Güte dem Obersten Gronsfeld bei einer ähnlichen Klage gemeldet: „Daß mit meinem Wissen, Willen und Gefallen irgend eine Unthat geschehe, dessen wird mich kein Mensch überführen, auch wird kein Vernünftiger dergleichen Verfahren von mir ausgeben wollen. Mein Gewissen gibt mir ein anderes Zeugnis." Und weil sein Gewissen ihm ein anderes Zeugnis gab, weil er vor seiner Mitwelt dastand in dem Vollgefühle seines wohlerworbenen Rufes: so stieg in ihm nicht die Ahnung auf, daß es jemals eine undankbare Nachwelt geben könne, welche wegen des Brandes von Magdeburg, wo er alles und mehr gethan, als seine Pflicht erheischte und gewöhnliche Menschenkraft vermochte, auf ihn eine Anklage irgend welcher Art bringen würde. Nicht sich zu vertheidigen war seine nächste Absicht, sondern eine ernste Mahnung und Warnung an seine Nation.

Sofort am zweiten Tage nach der Eroberung ließ Tilly eine Schrift [2] ausgeben, aus der männiglich ersehen und spüren könne, wie väterlich, treu und

[1] Copia. kurtzer und wahrhafftiger Bericht, nehmlich warum die Königl. Mayestät zu Schweden etz der Stadt Magdeburg nicht secundiren können. 1631.

[2] Copia Manifesti samt etlichen beygefügten Schreiben, welche der Herr General und Graf von Tilly u. s. w.

Dabei ist es sehr merkwürdig, daß keinem von ihnen ein Licht über das Stratagem des Schwedenkönigs aufgeht. Man sieht jedem dieser Briefe die Verwunderung des Verfassers an, daß der Schwedenkönig nicht gekommen sei. Die Stadt ist erobert im Angesichte des Schwedenkönigs, meint Einer über den Anderen. Also lauten nicht bloß die ersten Berichte. Die Seele der Schreibenden ist voll von dem Gedanken. Auch Ruepps zweiter Brief vom 26. Mai, fünf Tage nach dem ersten, beginnt wie dieser mit dem Gedanken: nachdem man sich zu nichts Anderem versehen, als daß der König die Stadt entsetzen werde, sei er dennoch nicht gekommen. Sie erwägen oft und vielfach diese Gedanken. Aber das wahre Sachverhältnis, die Plane des Schweden ahnen sie nicht.

Indem Tilly die tieferen Plane Gustav Adolfs nicht durchschaute, nicht ahnte, daß er selber gerade eben jetzt als Werkzeug für dieselben hatte dienen müssen, konnte er die Eroberung nicht anders ansehen als einen glänzenden Sieg. Er überschätzt denselben nicht, wie es Pappenheim that. Dieser wendete[1] vor dem Kurfürsten Max auf Tilly das Wort an, das einst auch zu Hannibal unter scheinbar ähnlichen Verhältnissen gesprochen wurde: Vincere scis, victoria uti nescis. Pappenheim malte es sich aus, wie man die Sporen einsetzen solle, wie die nachdrückliche Verfolgung des Sieges von Magdeburg eine Eroberung und Versicherung des ganzen Reiches sein würde. Anders rechnete Gustav Adolf, der schlaue Schwede, der nicht leicht einen Factor in der Rechnung übersah. Anders auch rechnete Tilly. Er hebt es vor dem Kurfürsten Maximilian mit Nachdruck hervor, daß durch diesen Sieg dem gemeinen Wesen noch nicht geholfen sei.

In Wahrheit war die Lage der Dinge für den alten Feldherrn nach der Eroberung von Magdeburg nicht eine glänzende. Welchen Eindruck auch immer dieselbe machen mochte auf Freund und Feind: es liegt in der Natur der Sache, daß das Heer durch die Plünderung von Magdeburg moralisch gelitten haben muß. Die Unterstützungen, die Tilly von Wien aus erhielt, waren gering. Die Abtheilungen des Heeres in Mecklenburg und Pommern, wo Greifswalde noch bis Mitte Mai in den Händen kaiserlicher Truppen war, litten durch den bösen Willen Wengerskys, d. h. Wallensteins, an dem Mangel der nöthigen Verpflegung.[2] Die Werbungen, die der Kaiser anstellen ließ, geschahen nicht für Tilly. Der Einfluß der Anhänger Wallensteins war im Steigen. Auch unter den Häuptern der Liga ging schon das Gerücht: der Kaiser werde ihr anmuthen Tilly absolut in seine Dienste zu geben oder gewärtig zu sein, daß der Kaiser für sich andere Anordnungen treffe. Es war vorauszusehen, daß die Liga das nicht bewilligen würde. Der Vorschlag, sagte sie, kann nur gerichtet sein auf die Herstellung des Friedländers.[3] Es konnte Tilly nicht unbekannt bleiben, daß die ehemaligen Wallensteiner ungern ihm gehorchten. Sie warfen

[1] Der Brief in Hormayrs Taschenbuch 1839 p. 169.

[2] Tillys Schreiben vom 24. Mai bei Dudik, Waldstein u. s. w. p. 94.

[3] Ehemaliges Domcapitelarchiv zu Osnabrück. Notiz des Bischofs Franz Wilhelm gleich nach der Eroberung Magdeburgs.

[illegible] alle ihre Klagen und Beschwerden auf ihn. Diese Klagen und Beschwerden laufen dann oft in lächerlichem Widerspruche. Pappenheim tadelt im Februar und März zugleich die Unternehmung Tillys, die anderswohin sich richte als gerade auf Magdeburg. Als Tilly im April sich ernstlich dahin wandte, erhob der General Aldringen bei dem Kaiser heftige Beschwerde, daß Tilly Magdeburg angreife, statt nach Frankfurt a. d. O. zu ziehen.[1] Beide folgerten aus dem Verhalten Tillys, daß Wallenstein wieder berufen werden müsse, ein Jeder auf seine Weise.

Die Gesinnung [illegible] Pappenheims konnte doch wohl kaum ganz verborgen sein. Er stand mit Wallenstein im Briefwechsel. Er meldete diesem, daß er nur von seiner Oberanführung Heil erwarte.[2] Er meldete ferner, wie er dringend gebeten, daß man nach Eroberung der Stadt sich stürze auf die neuen Werbungen d. h. auf Kursachsen und andere, um dieselben zu zerstören.[3] Allein man habe allerlei Rücksichten: man wolle sich nicht mehr Feinde machen, wolle die möglichen Friedensverhandlungen nicht hindern, es sei vom Kaiser kein ausdrücklicher Befehl da und dergleichen. Und über solche Rücksichten werde der rechte Zeitpunkt versäumt.

Pappenheim war ungerecht gegen Tilly. Das ja eben war der große Nachtheil in der Stellung Tillys gegenüber dem Schwedenkönig, daß Tilly sich nicht frei bewegen durfte, daß er abhängig war nach zwei Seiten zugleich, von dem Kaiser und von der Liga. Beide Mächte wollten nicht einen Bruch mit Kursachsen. Sie wollten ihn verhüten und vermeiden.[4]

Wir haben auf Tillys eigene Ansicht hauptsächlich zu achten.

Die bereits feindliche Stellung des Hessen-Kasseler Landgrafen, die halb feindliche, halb freundliche des Kurfürsten von Sachsen schnitt Tilly die Wege ab zum Verkehre mit dem Kurfürsten von Bayern. Mithin liefen die Gelder, welche dieser für das Heer bestimmte, unterwegs Gefahr. Deshalb durfte Tilly, um die Ueberkunft dieser Gelder zu sichern, die Wege hinter sich nicht verlegen lassen. Dieß war um so nothwendiger, da Tilly sonst kein Mittel wußte die Gelder zur Bezahlung des Heeres zur Casse zu bringen.

Es liegt hier eine andere Frage nahe. Aber wie, könnte man sagen, wenn Tilly auch nicht rauben, wenn er nicht erheben, [illegible] Contributionen ausschreiben wollte: so hätte er ja das Geld, dessen er bedurfte, einstweilen auf die Bundeskasse aufnehmen, er hätte es anleihen können? Der Credit eines Bundes von Fürsten, die seit Jahren im Ganzen regelmäßig bezahlten, war wahrscheinlich sicher genug. Wenigstens erhebt der Feldherr dagegen nicht das leiseste Bedenken. Er hat einen anderen Grund, der ihn abhält, einen persönlichen. Fassen wir denselben zusammen. Tilly ist zweiundsiebzig Jahre alt geworden, hat dreizehn Jahre lang als Heerführer mit einer Vollmacht, die in

[1] Dudik p. 66.
[2] Dudik, Waldstein rc. p. 71. 22. April 1631.
[3] Dudik, Waldstein p. 102.
[4] Hormayr, Taschenbuch 18[illegible] p. 308.

mancher Beziehung für unbeschränkt gelten darf, die deutschen Länder durchzogen von der Donau bis an die Mündung der Ems. Und dieser zweiundsiebzigjährige Feldherr weiß nicht, wie man Geldgeschäfte und Anleihen macht. Er sagt das nicht öffentlich. Er schreibt es geheim in Ziffern an seinen Kurfürsten zu seiner Entschuldigung, daß er nicht diesen Weg der Anleihe wählen könne. „Ich habe vom Credit- und Wechselwesen, womit ich bis dato niemals umgegangen, keine Kenntnis oder Wissenschaft, wie dasselbe zu thun wäre.“ [1]

Es ist möglich, daß dieß Nichtwissen, diese Unkenntnis an dem Feldherrn Tilly ein Mangel war. Es ist möglich, sagen wir. Allein es war nicht ein Mangel an dem Menschen Tilly, der zugleich unumschränkt gebietender Feldherr war, in dessen Hand es gestanden hätte gleich Wallenstein Geldgeschäfte zu treiben jeglicher Art, gleich Wallenstein noch die späte Nachwelt reden zu lassen von der zauberischen Pracht der Schlösser, die er erbaute auf Kosten des Lebensglückes von Millionen armer Deutschen. Wir sehen hier denselben Tilly wieder, der fünf Jahre zuvor als Geschenk von der Stadt Hannover eine Sendung Aepfel mit Zufriedenheit entgegen nimmt.

Und weiter hören wir den alten Feldherrn selber schildern, was er thut, was er treibt, mit was für Hoffnungen oder Befürchtungen er in die Zukunft schaut. „Ich versäume nicht,“ sagt er, [2] „und lasse mir zum höchsten angelegen sein, sowohl bei dem Kaiser selbst, als bei den geheimen und anderen Räthen, wo nur immer ich dasselbe nöthig zu sein erachte, so viel Menschen möglich alles dasjenige so oft und so viel und unaufhörlich vorzustellen, was immer der kümmerliche Zustand des kaiserlichen Heeres und die vorhandene Gefahr erfordern.“ Aber wozu? Ist die Fortdauer des Krieges, in welchem er alles galt, der Zweck des Feldherrn? Hören wir ihn selber. „Nun habe ich über dieses Alles jetzt bei mir zu Gemüthe geführt und erwogen, in welch bekümmerlichem Zustande das römische Reich deutscher Nation nun so viele lange Jahre gesteckt hat, und wie es damit je länger, je weiter kommt, wie namentlich Kursachsen jetzt mit Werbungen so stark vorgeht. Darum habe ich für gut angesehen in meinem Namen an den Kurfürsten eine wohlmeinende Erinnerung ergehen zu lassen. Wenn die Antwort so beschaffen ist, daß daraus die Möglichkeit eines ehrenhaften Friedens hervorgeht: so ist mein unterthänigster Rath, daß, bevor im heiligen Reiche deutscher Nation ein größeres Feuer entbrenne, solche Mittel und Gelegenheit nicht versäumt werden mögen.“

In gleicher Weise schreibt Tilly an den Kaiser, und seine eigene Schilderung enthüllt uns erst mit voller Klarheit, wie richtig der Schwedenkönig gerechnet hatte. [3] Die Armee hat hier keinen Unterhalt mehr, meldet Tilly dem Kaiser. In der Kasse ist kein Geld. Er bittet, daß Proviant hergeschafft werde. Er kann nichts thun gegen den Schwedenkönig aus Mangel an Proviant. Tilly

[1] a. a. O. p. 309.
[2] a. a. O. p. 309.
[3] a. a. O. S. 328 vom 21. Mai.



Sein nächstes Bestreben war denselben ganz in seine Hände zu bringen. Das Verfahren zu diesem Zwecke ist meisterhaft; doch gemahnt es an dasjenige der Katze, welche mit der Maus spielt. Gustav Adolf wendet sich von Altbrandenburg nicht vorwärts, sondern zurück. Er meldet dem Kurfürsten seinen Schmerz über das Blutvergießen von Magdeburg, über den Untergang so vieler tausend unschuldiger Seelen durch die Tyrannei des Feindes.[1] Er schildert, wie so gern er hätte retten wollen, wenn nicht diejenigen ihn verhindert, die es am wenigsten hätten thun sollen. Aber der König sähe nun ein, daß er nicht willkommen sei, und wolle darum zurückkehren, wolle auch dem Kurfürsten Spandau wieder einräumen. Das sei das beste Mittel alle böse Mäuler zu stopfen, die meinten, der König habe mit der Forderung von Spandau etwas Anderes gesucht, als seine eigene Sicherheit.

Der officielle schwedische Geschichtschreiber bemerkt zu diesem Antrage des Königs ausdrücklich, daß es Verstellung gewesen sei. Obwohl man nicht glauben sollte, daß irgend Jemand dieß Benehmen anders auffassen könnte: so ward doch der arme Kurfürst Georg Wilhelm durch seine Umgebung bewogen die Worte in Ernst zu nehmen. Man ließ ihn bedenken, daß dann die Kaiserlichen in die Mark einrücken, daß dann unvermeidlich sein Land der Schauplatz des Krieges werden müsse. Man ließ ihm davor bange werden. Man ließ ihn den König eindringlichst bitten das nicht zu thun, seinen Entschluß zu ändern.

So viel hatte Gustav Adolf zunächst von dem schwächlichen guten Willen seines Schwagers erreicht. Dann änderte er die Sprache. Er verlangte, daß Georg Wilhelm von Brandenburg mit Land und Leuten für die schwedischen Eroberungsplane ihm völlig dienstbar werde. Denn als erste und letzte Bedingung des Schweden stand in diesem Falle wie immer oben an: die absolute Direction des Krieges für den Schwedenkönig. Die ungeheure Forderung erschreckte die Brandenburger. Georg Wilhelm zog zurück, mehr und mehr. Er verlangte seine Festungen wieder, die er nur auf Zeit und Bedingung eingeräumt. Er klagte, daß das schwedische Heer in der Mark Brandenburg dem Feinde desselben auch nicht den geringsten Schaden zugefügt, sein Land dagegen ins äußerste Verderben gestürzt. Er könne die täglich vorgehenden Insolenzen der Soldaten, das Elend seiner armen Unterthanen nicht länger ansehen. Er verlangte, daß der Schwedenkönig die Mark Brandenburg mit aller Einquartierung und Contribution verschone. Er wolle neutral sein.

Die Erklärung war immerhin gut gemeint; aber lag es in der Hand des Kurfürsten auch nur den geringsten Nachdruck dahinter zu setzen?

Gustav Adolf ward ungeduldig. Sein Eifer, wie er selbst es nennt, für die Wohlfahrt des gemeinen evangelischen Wesens entbrannte. Er schildert dem Kurfürsten, daß es nur sein Zweck sei der Grausamkeit und Tyrannei des Kaisers zu widerstehen und die Gewissensfreiheit wieder zu bringen. Er erinnert den armen Kurfürsten an die Güte, die er diesem seinem Schwager durch die Anerbietungen

[1] Chemnitz 163.

Gustav Adolf hatte diese Wehrlosigkeit fünf Jahre zuvor in Preußen ausgebeutet. Er hatte dasselbe Verhältnis bei Bogislav in Pommern gefunden und benutzt. Er fand es abermals hier und benutzte es im vollsten Maße. Die Schuld dieser vollständigen Wehrlosigkeit fiel indessen Georg Wilhelm oder vielmehr Schwarzenberg nur zur Hälfte zur Last. Sie lag im Geiste der deutschen Zustände. Auf friedlichem Wege war von den Ständen eines deutschen Landes eine Bewilligung für Soldaten, das ist für Söldner, nicht zu erlangen. Sehen wir uns Brandenburg näher an.[1] Im Jahre 1626 hatten die Stände zur Besetzung der Festen gegen den Dänenkönig 100,000 Thlr. für 3000 Mann auf 6 Monate bewilligt. Das war ihnen bald zu viel. Sie setzten die 3000 Mann herunter auf 2000 Mann, auf 1500, auf 900. Nachdem Wallenstein 1627 die Dänen aus der Mark vertrieben, wollten die Stände gar nichts mehr geben. Sie erklärten damals: es sei ganz und gar unnöthig noch einiges Militär zu unterhalten, da man in kaiserlicher Devotion stehe und die Dänen nun verjagt seien. Vergeblich erschöpfte damals Schwarzenberg seine Beredsamkeit. Vergeblich berief er sich auf Tilly. Der Feldherr hatte dem Kurfürsten gemeldet: wenn nicht dieser selbst seine Festungen und Pässe verwahre, so müßten die kaiserlichen Truppen es thun. Es sei nicht mehr freiwillig, sagte Schwarzenberg, es sei nothwendig. Das half nicht.

Den Ständen lag die ungeheure, gewissenlose Verschwendung an diesem Hofe vor Augen. Dort kaufte man einmal zwei Windhunde für 8000 Thlr.[2] Derselbe Betrag ward von den märkischen Ständen bewilligt, um die brandenburgische Prinzessin Katharina an Bethlen Gabor zu bringen und zwar für ein Gefolge von sechszehn Personen mit voller Reiseausstattung für ein halbes Jahr. Ein anderesmal ward für einen Hund, dessen Bild das Verlangen des Kurfürsten rege gemacht hatte, nur etwas Holz gefordert. Dies etwas Holz waren fünfzig Schock Bäume. Schwarzenberg mußte den Umständen gemäß die Forderung vor den Kurfürsten bringen, und fügte zum Zwecke der Vereitelung sein Bedenken in möglichst milder Form an. „Wer weiß," sagte er, „ob nicht der Maler dem Conterfei des Hundes einen Zusatz gethan?" — Bei solchen maßlosen Verschwendungen waren die Stände der Mark Brandenburg um so mehr jeder Bewilligung abgeneigt.

Einestheils aus solcher Rücksicht, anderntheils aus der allgemeinen Abneigung gegen Bewilligungen für Söldner, welche als ein willenloses Werkzeug in der Hand des Landesherrn dienen würden, um die ständische Freiheit zu brechen, entgegneten die Stände der Mark: ihre Vorfahren hätten einst auf ihre Kosten die Festungen erbaut. Seitdem nun hätten sie lange Jahre herdurch schwere Steuern und Zölle bezahlt. Davon hätte man bei Zeiten etwas hinterlegen sollen, was für die Festungen nothwendig sei. — Das Wenige, das bewilligt ward, mußte oftmals mit Gewalt beigetrieben werden.

[1] Cosmar, Schwarzenberg p. 313.
[2] a. a. O. p. 205. 213.

Brandenburg sich in Masse gegen die Schweden erheben würden, wenn sie auf eine Unterstützung von kaiserlicher Seite mit Gewißheit rechnen dürften.[1] Der Kurfürst selbst folgte in gleicher Weise nur dem Zwange, wie ein Jahr zuvor der Herzog Bogislav. Doch hielt es der Schwede für nöthig diesem Zwange einigen Nachdruck zu verleihen zur bleibenden Erinnerung. Er folgte der Ladung der kurfürstlichen Frauen in die Stadt. Man speiste zu Abend. Um 2 Uhr Nachts fuhr der König über die Spree. Da gebot er zur Feier des Tages alle Geschütze abzubrennen. Es war sonderbar, mitten in der Nacht? Die schwedischen Kanonen standen noch auf die Stadt gerichtet, scharf geladen. Also feuerte man sie ab. Die Kugeln schlugen ein, hier und da, fuhren durch die Häuser. Ist es denkbar, daß dieß Verfahren mit scharf geladenen Geschützen von Seiten des Schwedenkönigs eine Nachlässigkeit, oder vielleicht gar ein Vergessen seiner Kanoniere sei?

Der unglückliche Georg Wilhelm, der nach so vielen Mishandlungen, die er erlitten, nun endlich ganz und gar sich willenlos in die Hände des furchtbaren Schwagers hatte geben müssen, klagte dem Kurfürsten von Sachsen sein bitteres Leid. Mit den schönen Planen der Neutralität war es für ihn nun völlig aus und vorbei. Aber Georg Wilhelm betheuerte, daß er in alles was er gethan, nur gezwungen und aus Noth sich gefügt, weil er im Angesichte des schwedischen Heeres nicht anders gekonnt. Er bat, Johann Georg wolle sich seiner, falls daraus ihm ein Unheil erwüchse, mit Rath und That annehmen.

Auch bei dem Kaiser suchte Georg Wilhelm sich zu entschuldigen. Er habe sich mit dem Schweden verbunden, sagt er, aber nicht gern, sondern aus Noth, wider seinen Willen. Dann bringt er andere Dinge vor. Das Alles wäre ihm nicht begegnet, meint er, wenn die Vertheidigung seines Landes ihm überlassen geblieben wäre.[2] Dann würde auch der König Gustav Adolf ihm das nicht zugemuthet haben: vielmehr würde Brandenburg den Erbländern des Kaisers eine nützliche Vormauer gewesen sein. Ferdinand entgegnete befremdet: das sei eine seltsame Entschuldigung. Gustav Adolf habe ein volles Jahr in Deutschland verweilt, bis der Kurfürst den Vertrag mit dem Schweden eingegangen, und doch sei in aller dieser Zeit von dem Kurfürsten auch nicht einmal der Wunsch geäußert, daß er sein Land selbst vertheidigen wolle. Georg Wilhelm beharrte dabei. Und doch hielt er sich noch die Umkehr offen. Wenn er selbst noch die Mittel erlangen könne, meinte er, sich und sein Land mit Gewalt zu schützen: so lebe er der Hoffnung: der Kaiser werde ihm das gern gönnen und mit ihm wegen dessen, was ihm ohne ein Verschulden von seiner Seite begegnet sei, ein allergnädigstes Mitleiden tragen. In der That, nur Mitleiden verdiente dieser Mann und sein unglückliches Land.

Georg Wilhelm war völlig in der Hand seines Schwagers. Er vermochte

[1] Dudik, Waldstein u. s. w. p. 104. Bericht des Obersten Götz an Wallenstein vom 16. Juni 1631.
[2] Khevenhiller XI. 1824.

ebrigen gezwungen schwedische Dienste zu nehmen. Gustav Adolf habe das el genommen und befohlen, daß der schwedische Anführer Schmidt ihm lebendig er todt eingeliefert werden solle. Er habe auch nur die Soldaten behalten, e freiwillig bei ihm dienen wollten, die übrigen habe er entlassen gegen das ersprechen sich aller Reden, welche zur Unehre der schwedischen Truppen geichen würden, gänzlich zu enthalten. [1]

Wir müssen darauf verzichten die Wahrheit dieser Sache zu ergründen. er eifrigste Lobredner des Schwedenkönigs, der Engländer Harte, bemerkt seine erwunderung, daß von einer Bestrafung des schwedischen Anführers Niemand was wisse. Er gesteht, daß auch ihm die Sache nicht klar sei. Daß jedoch was vorgegangen, was mit den Gesetzen civilisirter Völker nicht in Einklang i bringen, ist bei ihm wie bei den anderen schwedisch Gesinnten, zwischen den eilen wohl erkennbar.

Bis zum Ende des Monates Juni 1631 war ostwärts der mittleren Elbe les Land und alle festen Plätze in den Händen des Schwedenkönigs, [2] und er dachte un den Strom zu überschreiten. Die Zeit war reich an unzähligen Erscheingen, welche die Menschen auf den Krieg deuteten, der sie umgab. Auch äst der Römer Livius häuft nicht eine solche Zahl von Wundern aller Art, ie die officiellen schwedischen Schreiber jener Tage. Man sah am Abend des /28 Juni zu Aschersleben am hellen Himmel zwei starke Kriegsheere, das eine m Mittag, das andere von Mitternacht. Sie zogen auf einander durch die onne daher und hielten ein hartes Treffen. Das Heer von Mitternacht obegte demjenigen von Mittag, und also wiederholte es sich auch am nächsten bend. Beidemale währte das Treffen eine Stunde. Beidemale, nachdem s Treffen sich geendet, schoß ein Mann, der im langen Talare mit einem itbogen daher kam, den Führer des Heeres vom Mittag mit einem Pfeile, ß er über den Haufen fiel. Desgleichen wandelte sich an vielen Orten das asser zu Blut.

Solche Dinge wurden verkündet aller Orten, und jeder Einblick in die mittelbaren Kundgebungen der grauenvollen Tage lehrt, wie begierig sie geaubt wurden.

Im Beginne des Julimonates ging Gustav Adolf über die Elbe. Es war dermals nicht seine Absicht den kaiserlichen Feldherrn Tilly aufzusuchen und it ihm zu schlagen. Er wollte sich für dießmal, wie sein bestellter Geschichthreiber sagt, [3] eines so schweren und wichtigen Werkes nicht unterfangen. Er elt es für sicherer einen starken Posten an der Elbe einzunehmen, wo er für lly unangreifbar war, und dann zu erwarten, wohin die Mißverständnisse ischen dem Kurfürsten von Sachsen und Tilly ausschlugen. Gustav Adolf kannte, daß Tilly, wenn es nicht zu einer Schlacht kam, zur Erhaltung seines

[1] Chemnitz S. 175.
[2] a. a. O. 177.
[3] Chemnitz S. 177.

unver lich das kursächsische Land heranziehen müsse. Er durfte er
daß ann Georg, der früher dem Wallenstein alles hatte gestattet
n wehrlos war, nun da er geworben und gerüstet hatte, gemäß
Tages von Leipzig dem kaiserlichen Feldherrn nicht gutwillig
., sondern sich widersetzen würde. Gustav Adolf erwog, daß
er Lage der Dinge Tilly selbst unvermeidlich den schwankenden, haltlosen
rsten von Sachsen, der auch da noch nicht wußte, was er wollte, dem
denkönig in die Arme treiben müsse. Deshalb wählte Gustav Adolf, um
Fortgang der Dinge abzuwarten und nur im Geheimen dazu mitzuwirken,
feste, unangreifbare Stellung bei Werben am linken Ufer der Elbe da, wo
gegenüber auf dem rechten Ufer die Havel in diesen Strom sich ergießt. Dort
r der Schwedenkönig für den Unterhalt des eigenen Heeres gesichert. Er
te vor sich und zur rechten Hand das Erzstift Magdeburg mit der Altmark,
der linken Seite die Mittelmark und das Havelland, in welchem noch
nsmittel genug waren. Diese konnten die Havel hinab mit leichter Mühe
schwedischen Heere zugeführt werden.

Es ist hier der Ort zurückzublicken auf die bisherige Laufbahn des Schweden
gs in Deutschland, auf die Stimmung der Deutschen in Bezug auf diesen
den König. Der Täuschungen darüber sind viele und von mancherlei Art.
haben der Mehrzahl nach eine und dieselbe Quelle, nämlich die sehr trübe
o unlautere der späteren Idealisirung dieses fremden Königs. Wir haben
nur die Thatsachen zu fragen. Noch hatte kein deutscher Fürst und keine deutsche
Stadt außer dem unglücklichen Magdeburg oder vielmehr außer der schwedischen Faction von Magdeburg, dem Schwedenkönige das geringste Zeichen der Freude über seine Ankunft entgegen gebracht. Pommern und Brandenburg gehorchten ihm und waren ihm dienstbar für seine Zwecke, weil ihre Fürsten wehrlos in seine Hand sich hatten ergeben müssen. Er hatte ein Jahr nach seiner Landung in Pommern eine Jubelfeier seiner Ankunft ausgeschrieben. Der Tag war gefeiert, ohne Zweifel; allein wir wissen, wie später auch Napoleon in unseren deutschen Städten die Feier des Napoleonsfestes und seiner Siege gebot, wie auch dann die Deutschen illuminirten, die Glocken läuteten, wie sie feierten auf Befehl. Das Stratagem des Religionskrieges schlug noch nicht durch. Auch verkennt Gustav Adolf selbst diese Dinge nicht. „Die evangelischen Fürsten," sagt er,[1] „haben keine weitere Neigung zu mir, als daß sie sich mit meiner Hülfe gegen den Kaiser behaupten wollen, um nachher mich mit Undank und Undank von hinnen zu jagen."

Man nimmt ferner an, daß wenn nicht die Fürsten, so doch viele Deutsche sich mit Begeisterung in den Dienst dieses fremden Königs begeben hätten. Auch diese Ansicht, die in unseren Augen nicht minder eine Anklage des Verrathes am deutschen Vaterlande einschließen würde, widerlegt am schärfsten Gustav Adolf selbst. Wir haben oft gesehen, wie in den Kriegsheeren jener Zeit durchweg

[1] Geijer III. 185, an den schwedischen Reichsrath 9/12 Juli 1631.

sehr wenige edele Elemente vorhanden waren, und können davon nur den engeren Kern des Tilly'schen Heeres ausnehmen, das unter der strengen zugleich und milden Hand dieses wackeren Mannes in Gefahr und Noth mit ihm sich gestählt hatte. Ueber die Deutschen, die dem Schwedenkönige zuliefen, urtheilt dieser selbst scharf und schneidend. „Die deutsche Nation," meldet der König heim,[1] „ist nun so unstät geworden, daß die Leute den einen Tag den einen, den anderen Tag einen anderen Herrn suchen, so daß man kaum so viele Leute werben kann, als täglich verlaufen, besonders da die Unsrigen seit langer Zeit keinen Unterhalt bekommen."

Es ist ferner eine übliche Ansicht, daß die Kriegeszucht des Heeres dem Könige die Gemüther der Deutschen gewonnen habe. Es ist damit ein ähnliches Verhältnis, wie mit Wallenstein. Weil man die Befehle desselben aufgefunden hat, durch welche er Mannszucht gebot: so hat sich bei Manchen auch der Glaube eingestellt: die Wirklichkeit habe diesen Befehlen entsprochen. Es liegt aller Orten vor Augen, welche Verschiedenheit in menschlichen Dingen so häufig obwaltet zwischen einem Gesetze oder einem Befehle und der Ausführung desselben. Nicht die Befehle der Feldherrn genügen zu dem Beweise, daß sie Manneszucht gehalten. Sie genügen nur dann, wenn entsprechende Zeugnisse der Bevölkerung und der Obrigkeiten, oder auch der Feldherren selber hinzütreten, ob den Befehlen nachgelebt sei. Fragen wir also solche Zeugnisse.

Vorher jedoch ist es wichtig die leitende Persönlichkeit selbst im Vergleiche zu anderen in's Auge zu fassen. Tilly hielt Ordnung und Mannszucht, weil er ein gerechter und mild gesinnter Mann war, weil die Nothwendigkeit derselben aus dem innersten Kerne seines Wesens folgte. Sein eigenes Beispiel der Mäßigkeit wirkte wesentlich mit, und zog die Anderen nach sich in dieselbe Bahn. Wallenstein war habgierig für sich, und sein Beispiel reizte die Seinigen zur Nachahmung. Tilly führte Krieg im Namen seiner Kriegsherren, um durch die Bezwingung der Feinde zum Frieden zu gelangen. Für Wallenstein war der Kern und das Ziel seiner ganzen Kriegführung seine eigene Bereicherung. Diesem einen Zwecke ordnete er alles unter. Ob auch die Länder verdarben, ob er auch durch sein Erpressen in einem Jahre die Mittel verschlang, die für ein Jahrzehnt der Kriegführung nach Tillys Weise hingereicht hätten: es kümmerte ihn nicht, wenn nur er reich wurde. Darum konnte Wallenstein keine folgerechte Mannszucht üben. Anders Gustav Adolf. Er wollte den Krieg um des Krieges willen. Nur dazu wandte er die Mittel an, die er besaß oder die er erlangen konnte. Darum war es sein Interesse, daß diese Mittel nicht unnütz vergeudet wurden. Es war sein Interesse die Habgier seiner Schaaren so weit zu zügeln, die Menschen so weit zu schonen, daß er sich nicht selbst die Mittel des Kriegens abgrub. Von Gerechtigkeit, von Milde, von Fürsorge für Bedrängte und Hülflose hat Gustav Adolf weder bei Magdeburg, noch sonst nennenswerthe Proben gezeigt. Wo nicht seine Interessen fernerer Kriegführung

[1] a. a. O. 148 N. 2 an den Reichsrath $\frac{4}{12}$ Juli.

mit größter Armuth, Beschwerde und Unordnung uns und der Armee diese Zeit her durchgeholfen haben, indem wir von allen unseren Dienern verlassen sind und einzig vom Raube, zum Schaden und Verderben aller unserer Nachbaren den Krieg führen mußten. Das dauert fort bis auf diese Stunde. Darum haben wir nichts, um die Leute zufrieden zu stellen, außer was sie selbst mit unleidlichem Plündern und Rauben an sich reißen. Nun hatten wir auf euch, auf das Getreidemonopol, vor Anderen unsere Hoffnung gestellt. Auch das schlägt uns fehl, und wir müssen hier vor dem Anmarsche des Feindes ein festes Lager aufwerfen." Diese Noth an Geld bleibt. „Ungeachtet ihr, Herr Kanzler," schreibt der König einige Tage später, „mittelst eurer eigenen Vorschläge uns monatlich gewisse Summen zugesagt, haben wir gleichwohl davon bisher nicht mehr erhalten, als ungefähr 100,000 Rthlr. Nun vernehmen wir zum Ueberdruß durch euer Schreiben aus Elbing vom 11. Juli a. St., daß nichts mehr vorhanden ist. Die Armee hat seit sechszehn Wochen keinen Pfennig bekommen. Jedermann ist es bekannt, daß wir von euch die Bezahlung für die Soldaten erwarten. Darauf haben sowohl Officiere als Gemeine ihr Vertrauen gesetzt. Nebst dieser Hoffnung haben wir zu ihrem Unterhalte nur Commisbrod gehabt, das wir von den Städten erpreßt; allein nun hat auch das ein Ende. Mit den Reitern, die sich damit nicht begnügen wollten, hat man keine Ordnung halten können: sie lebten bloß von unordentlichem und ungebührlichem Plündern. Einer hat dadurch den Anderen ruinirt, so daß nichts mehr zu fangen ist, weder für sie, noch für die Soldaten, weder in den Städten, noch auf dem Lande."

Diese Worte des Königs Gustav Adolf selber geben uns den Maßstab an, in wiefern es möglich sei, daß bis zum Juli 1631 den Schwedenkönig mit seinem Heere, der Hefe aus allerlei Nationen Europas, irgendwo ein deutsches Dorf, eine deutsche Stadt als Befreier begrüßt haben könne. Wir verlassen ihn in seiner festen Stellung zu Werben an der Elbe und suchen seinen Gegner Tilly auf.

Wir haben gesehen, daß Tilly aus Mangel an Unterhalt für das Heer von Magdeburg aus nicht gegen den Schweden vordringen konnte.[1] Er legte eine Besatzung von reichlich 5000 Mann unter Wolf von Mansfeld in Magdeburg, und brach dann am 3. Juni mit dem Hauptheere von dort auf nach Thüringen. Die kleineren Fürsten, welche etwa nach dem Leipziger Schlusse zu Werbungen geneigt waren, ließen nach dem Falle Magdeburgs davon ab. Nur Johann Georg von Sachsen und der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel beharrten. Dazu verfuhr Johann Friedrich von Bremen im gleichen Sinne, indem er auf eine Unterstützung zunächst von Engländern hoffte.

Fassen wir diesen Erzbischof Johann Friedrich zunächst ins Auge, um darzuthun, wie seine Unterthanen im Erzstifte Bremen sich verhielten zu den Absichten ihres Fürsten auf Verrath an Kaiser und Reich.

[1] Hormayrs Taschenbuch 18[illegible], S. 322. 328.

konnten: so mußte das sein in diesem Lande, welches siebzehn Jahre später nicht bloß thatsächlich, sondern auch völkerrechtlich der schwedischen Gier anheimfiel.

Von einer solchen Abneigung der Bewohner des Landes gegen die Kaiserlichen, von einer Willfährigkeit für den Schwedenkönig und die deutschen Diener desselben zeigen die Bewohner des Erzstiftes keine Spur.[1] Johann Friedrich untersagt den Ständen ohne seine Ladung sich zu versammeln. Dennoch thun sie es, weil Reinach zu ihnen spricht im Namen Tillys und mittelbar des Kaisers. Es sind die Prälaten jedoch ohne das Domcapitel von Bremen, die Mehrzahl der Ritterschaft, die Städte Stade und Burtehude. Sie erklären einstimmig, daß sie von einem Bunde zwischen Johann Friedrich und dem Schweden nichts wissen. Sie haben es mit Bestürzung vernommen, daß Johann Friedrich Truppen werbe; denn er hat ohne Wissen der Stände dazu kein Recht. Sie bitten, daß der Oberst die Werber, wo er sie treffe, zur Strafe ziehe, und versprechen ihm darin behülflich zu sein. Sie erklären, daß sie im Falle eines Angriffs von Engländern oder Anderen, welche Nation auch immer es sei, beharren wollen in der bisherigen schuldigen Treue gegen Kaiser und Reich, und bereit seien zur Unterstützung des kaiserlichen Heeres mit Rath und That. Doch die Contributionen drücken sie schwer. Sie bitten, der General Tilly wolle sie der herkömmlichen Dienste zu Roß und Fuß entledigen: dann wollen sie die Contribution fortzahlen, so lange sie vermögen. Denn sie leben der Hoffnung: wenn es in der Macht Tillys stehe: so werde er sie erleichtern. — Dann jedoch erwägen die Bewohner des Marschlandes, ob sie nicht mehr versprochen, als sie halten können. Denn der General hat die Truppen in die Städte gelegt, von dem Marschboden, der das Meeresufer bildet, landeinwärts auf den gesunderen Sandboden: wie nun, wenn eine Landung versucht würde? Bis von Stade die Truppen herbeigeholt werden, kann auf der Marsch längst alles in Rauch aufgegangen sein. Deshalb möge man auf Mittel denken, wie man zeitig den Bewohnern des Marschlandes an der Seekante zu Hülfe komme: dann sind auch sie erbötig: Gut und Blut für die Vertheidigung aufzusetzen.

Wir sehen, der Sinn der Worte ist: die Edelleute und Bauern des Marschlandes erbitten sich ligistische Truppen ins Quartier, damit dieselben bei der Hand sind zum Schutze gegen einen etwaigen Angriff von Engländern oder Schweden. Also im Juli 1631. Es ist sehr fraglich, ob zu dieser merkwürdigen Bitte ein Seitenstück in dem schauerlichen Söldnerkriege sich finden ließe. Das Zeugnis entspricht demjenigen, welches von Oldenburg und Ostfriesland her in gleicher Weise diesen Truppen gefolgt war.

Die Vögte und Vorsteher des Landes Wursten verpflichteten sich durch eine besondere Urkunde[2] treu bei der Sache des Kaisers und des Reiches auszuhalten.

Die nächste Gefahr für das Erzstift ging dießmal vorüber. In denselben

[1] Beilage LXXVI.
[2] Beilage LXXVII.

n, als die Stände des Erzstiftes diesen Beschluß faßten, sah man unfern
ömen bei Helgoland vierzig Kauffahrer unter dem Geleite zweier Kriegs
Sie trugen jene in England und Schottland aufgelesenen Abenteuer,
Pesthauch des Söldnerthumes, welches sie Freiheit und Evangelium
n, über die deutschen Länder zu tragen gedachten. Sie harrten nur noch
stigen Gelegenheit zur Landung. Aber der Sturm faßte und verschlug
n dort. Sie steuerten nordwärts, fuhren durch den Sund und gelangten
e Ostsee. Der Schwedenkönig willfahrte ihnen an der Oder zu landen.
geschah es. Sie stiegen aus, ihrer 6000, wohl ausgerüstet, wie man
. Wenige Monate nachher waren sie ohne irgend welche namhafte Be
ng vergangen und verschwunden.[1]

Ungeachtet der Stimmung des Landes, ungeachtet der dringenden War
g Tillys[2] versuchte doch Johann Friedrich von Bremen sein Heil mit der
bung von Truppen. Es ging ihm schlecht dabei. Reinach schlug und zer
nnte die Schaaren.

Auf dem Zuge von Magdeburg nach Thüringen begann Tilly die Unter
dlungen mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel.

Wir haben gesehen, wie dieser deutsche Fürst wenige Monate später als
den letzten Vergleich mit seinem Vetter von Darmstadt selbst erbeten und
n beschworen, schon im Herbste 1630 den Schwedenkönig suchte, um den
is und Dank des ersten Beitrittes von dem fremden Eroberer zu gewinnen.
haben gesehen, wie er, seine Mutter und sein Bruder sich verschworen,[3]
daß sie im Namen der heiligen Dreieinigkeit den Schweden suchten. Im Winter
begann der Landgraf Wilhelm zu werben und zu rüsten. Aber woher und wie?
Wilhelm war arm, sehr arm. Wir haben gesehen, wie seine Schulden ihm
emporwuchsen über das Haupt. Er hatte keinen Credit. Er hatte drei Jahre
zuvor, um bei einem Kaufmann in Frankfurt 1600 Rthlr. geborgt zu erhalten,
vier Kanonen zum Pfande setzen müssen.[4] Und dieser Mann ließ nun die
Werbetrommel rühren, zog nun tausende von Söldnern heran. Der Plan war
mithin im Voraus so angelegt, daß nach der Weise von Mansfeld und Christian
von Braunschweig, die Wallenstein in ein folgerechtes System gebracht hatte,
selbst zum Beginne des Krieges die Mittel durch nachträgliche Räuberei gedeckt
werden sollten. Der natürliche Feind des Landgrafen Wilhelm war mithin
Jeder, der etwas besaß, zunächst diejenigen Deutschen, welche katholischen Fürsten
unterthan waren. Indessen mußten diese Plane noch eine Weile bis zur günsti
gen Zeit verhehlt werden. Deshalb baten noch im Januar 1631 der alte
Moritz, die Landgräfin Juliana den kaiserlichen Feldherrn um Schutzbriefe.[5]
Glaubten sie dadurch noch einmal wieder den Mann zu täuschen, der seit zehn

[1] Chemnitz 192 f.
[2] a. a. O. 257.
[3] Rommel VIII. 187.
[4] a. a. O. 77.
[5] Rommel VIII. 109 ff.

Jahren so oft dem alten Moritz das Spiel der Tücke und der Lügen zerrissen? Am 16. April 1631 hatte der Landgraf Wilhelm 5000 Mann beisammen. Er kündigte dem General Tilly die Quartiere und die Contributionen auf. Der alte Feldherr erwiederte darauf mit ernster Abmahnung an den Landgrafen selbst und die Stände. Ein so schweres Unternehmen, sagte er, sei leichter anzufangen als auszuführen: das habe der Landgraf Moritz zu seinem Schaden erfahren. Wenn Wilhelm so fortfahre, stürze er sein Land in's Verderben.

Tilly stand mit acht Regimentern an der Werra.[1] Von dort aus schickte er im Juni 1631 eine Ermahnung über die andere an den Landgrafen Wilhelm. Schon vorher hatte er die Stände des Hessenlandes aufgefordert, daß sie den Landgrafen von den Werbungen abhalten möchten, die das Land weit und breit umher unsicher machten. Er belegte das Beginnen des Landgrafen, der die mehr als einmal geschworenen Eide zu brechen im Begriffe stand, mit dem Namen des Aufruhres. Wilhelm forderte von seinen Ständen, daß sie dieselbe Contribution, welche sie bislang für die kaiserlichen Truppen entrichtet, nun für die seinigen bezahlten sollten. Die Ritter und Stände weigerten sich. Als Tilly weiter herannahte, benutzten sie das, um sich heimzubegeben. Ihre Meinung war dem Landgrafen deutlich daraus zu entnehmen, daß eine Deputation vor ihm erschien, um von ihm die Absendung von Abgeordneten an Tilly zu verlangen.[2] Dann jedoch kamen sie ohne Berufung durch den Landgrafen zu Rotenburg an der Fulda zusammen, und erklärten: da die lebendige Wache des Landgrafen, seine Truppen, ihnen mehr Gefahr als Schutz gewährten: so müsse man es vorziehen nach dem Beispiele des sächsischen Adels Tilly um Schutzbriefe anzugehen.

Wir sehen, das Verhältnis in Hessen-Cassel ist dasselbe wie früher. Die conservativen Corporationen stehen auf kaiserlicher Seite, und misbilligen die Schritte des Landgrafen. Mit demselben dagegen halten es die geringeren Classen der Bevölkerung, irre geleitet durch die Hoffnung auf Befreiung von dem Drucke des kaiserlichen Heeres und durch die Predigten der landgräflichen Theologen, welche die Gier ihres Herrn nach fremdem Eigenthume als seinen Eifer für die evangelische Religion predigen.

Tillys Forderungen waren sehr mäßig. Er verlangte die Einstellung jeder Thätlichkeit, Sicherheit der Landstraßen, Rückgabe einiger Soldaten, die der Landgraf ihm abgenommen, Absendung von Quartier-Commissarien. Wir wissen, daß es also seine Weise war, um die Ordnung zu erhalten. Wilhelm schickte sie nicht. Er begehrte Rückgabe des Raubes. Eine solche Antwort mußte selbst Tilly aufbringen. Der Feldherr verlangte Anfangs Juli die entschiedene Erklärung, ob der Landgraf Freund oder Feind sein wolle. Dieser entgegnete: er sei weder Freund, noch Feind. Gegen einen Angriff werde er sich vertheidigen. Geld und Unterhalt möge sich Tilly in dem großen Vorrathshause zu

[1] a. a. O. S. 118.
[2] a. a. O. S. 120.

oft schon die Hoffnung des kaiserlichen Feldherrn, daß nun endlich die Gelegenheit zu einem Haupttreffen sich bieten werde. Gustav Adolf wollte nicht schlagen: er kam nicht hervor. Einige Tage lang lag der kaiserliche Feldherr eine Viertelmeile von dem Lager. Einen Sturm auf dasselbe durfte er nicht wagen. In kleinen Gefechten erlitt er mehrere Verluste. So viel ist unzweifelhaft.[1] Allein die spätere Zeit hat sich damit nicht begnügt. Sie läßt den kaiserlichen Feldherrn auf das Lager von Werben einen Sturm unternehmen, der mit großem Verluste abgeschlagen wird. In den eigenen Berichten des Königs findet sich nichts davon.[2] Um dieß Hindernis zu überwinden, hat ein neuerer Bewunderer des Königs den Ausweg gefunden: der König habe sich allzu bescheiden ausgedrückt.[3]

Während Tilly vergeblich harrte, ob nicht der Reichsfeind dennoch hervorkommen würde, um sich ihm zu stellen, vollzog sich innerhalb dieses Lagers am 11. August ein schmählicher Verrath am deutschen Vaterlande. Der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel schloß freiwillig ein Bündnis mit dem fremden Könige. Der Schritt, über den man seit zehn Monaten unterhandelt hatte, war von großer wichtiger Bedeutung. Die anderen beiden, der Pommernherzog und der brandenburger Kurfürst, die bislang sich dem Schweden dienstbar gemacht, hatten es gezwungen gethan, weil sie wehrlos und hülflos es nicht anders zu können meinten. Sie hatten sich nur dem Zwange gefügt. Der Landgraf Wilhelm erschien freiwillig, um sich anzubieten gegen den Willen der conservativ gesinnten Stände seines Landes. Gustav Adolf erkannte das an, und demgemäß fielen auch seine Bewilligungen für den Landgrafen aus. Der Preis des ersten Beitrittes mußte ein reichlicher sein, um andere herbeizulocken zu gleichem Thun, und zwar wie sich von selbst versteht, ein Preis auf Kosten nicht etwa des Schweden, sondern anderer Deutschen. Es war dasselbe Mittel, welches Napoleon Bonaparte späterhin anwandte: Vergrößerung des betreffenden Fürsten auf Kosten der Nachbaren nach außen hin, nach innen hin Erweiterung der landesherrlichen Rechte auf Kosten der Landstände, das Versprechen der Mithülfe zur Unterdrückung dieser conservativen Corporationen.

Diese Vergrößerung nach außen konnte passend geschehen zunächst durch Beraubung des Vetters von Darmstadt, dann durch diejenige der geistlichen Fürsten.[4] Beide Arten würden nach den Begriffen der bürgerlichen Moral und des Rechtes einige Schwierigkeiten gehabt haben. Der Landgraf Wilhelm hatte sich zwei Jahre zuvor in die Entscheidung der Reichsgerichte zu Gunsten seines Vetters von Darmstadt gefügt, diesem einen Vergleich angeboten und sich mit

[1] Die Berichte des Königs bei Geijer III. 188.

[2] Auch Chemnitz weiß nichts von diesem Sturme. Es scheint, daß derselbe nur in dem Kopfe des Genfer Professors Spanheim (Soldat suédois I. 108) vorgefallen ist. Spanheim läßt freigebig 6000 Kaiserliche fallen.

[3] Geijer a. a. O.

[4] Rommel VIII. 121.

[illegible] gebraucht gegen [illegible] [2] Der Schwedenkönig [illegible]

[illegible] wie vor 1618, als [illegible] gegen [illegible]

[illegible] geistlichen Gütern war nicht [illegible] dem Raiser, wie dem Volke. [illegible] die geistlichen Fürsten [illegible] Das Geschick [illegible]

[illegible] Dies Verfahren [illegible] weichen Boden geben [illegible] beruhigen wird.

[illegible] dem [illegible] oder dem [illegible] anerkannte Recht [illegible] Eroberung, die [illegible] des Befehls [illegible] solchen [illegible] zu [illegible] kaiserliche Macht zu [illegible] wie es [illegible] als [illegible] Kirchen, als [illegible] Deshalb hatte er [illegible] das [illegible] die [illegible]

Religion in Deutschland so belassen solle, wie sie sei. Deshalb hatte er ferner unablässig sich bemüht zwischen der Liga und dem Schweden eine Neutralität zu begründen. Am 8. Mai war es ihm gelungen zwischen Frankreich und der Liga ein solches Neutralitätsbündnis, zu dem Kurfürsten von Bayern sogar eine Uebereinkunft zu gegenseitigem Schutze zu Stande zu bringen. [1] Die Beträge der gegenseitigen Hülfeleistung wurden festgesetzt. Es war ein weiterer Fortschritt auf der Bahn der Sicherstellung der Liga.

Wir wissen, wie eine solche Neutralität für die Liga von Anfang an mit den Planen Gustav Adolfs unvereinbar war. Er wollte gerade die Länder der geistlichen Fürsten für sich. Bis zum Vertrage von Werben konnte er immerhin diese Absicht im Stillen bei sich hegen und den französischen Cardinal noch ferner täuschen, bis er an die Länder katholischer Fürsten kam. Die Forderung des Landgrafen zwang ihn schon damals davon abzugehen. Aber nun mußte er einen Vorwand haben, weshalb er die Länder der Fürsten der Liga für herrenloses Gut erklärte, das er verschenken dürfe nach Belieben. Gustav Adolf wußte diesen Vorwand zu finden. Er erklärte den Franzosen, daß die Liga zuerst die Neutralität gebrochen, welche er dem Franzosen für dieselbe verheißen habe. Der Feldherr der Liga habe die Besatzung des Königs zu Magdeburg angefochten, und darum seien die Fürsten der Liga fortan offene Feinde der Schweden. Ob der Franzose das glaubte? Wir haben gesehen, wie in Magdeburg die Sache lag. Gustav Adolf hatte dahin den Falkenberg geschickt, ohne einen Mann und ohne Geld. Falkenberg hatte von den Bürgern zu Magdeburg Geld erschwindelt auf Versprechungen und Bürgschaften des Königs. Diese waren durch die Vernichtung von Magdeburg beseitigt. Für das also erlangte Geld hatte Falkenberg Söldner geworben, und diese Söldner, die wider den Vertrag den Bürgern von Magdeburg aufgebürdet waren, nannte der Schwede im Lager zu Werben seine Besatzung von Magdeburg. [2]

Dann endlich versprach der König sich ohne den Landgrafen weder mit dem Kaiser, noch mit der Liga zu vertragen. Auch dieß Versprechen wieder bereitet ein Spiel der Lüge vor. Es zeigt im Voraus, wie alle späteren Unterhandlungen des Königs mit dem Cardinal zu Gunsten der Liga entweder diese oder den Landgrafen verriethen.

Die Vortheile des Vertrages von Werben für den Landgrafen sollten der Köder sein, der auch andere deutsche Fürsten ihrer Eide und Pflichten gegen Kaiser und Reich vergessen machten, sie antrieben gegen den Willen und die Bitten ihrer friedebedürftigen Unterthanen auf Kosten derselben und anderer Länder die Söldner heranzuziehen. Doch ward zur Anfeuerung eine Frist gesteckt. Nur wer binnen drei Monaten beiträte, sollte des gleichen Vortheiles sich erfreuen, nämlich mit Bürgschaft des Schwedenkönigs für das zu Gewinnende über diejenigen Deutschen herzufallen, die unter katholischen Fürsten lebten, sie

[1] Westenrieder VIII. 180. Hurter, französische Feindseligkeiten S. 37.
[2] Rommel VIII. 124 ff.

Feldherrn gelähmt und gebunden! Er hatte sie sich erbeten am 27. Mai. Seitdem waren drei volle Monate vergangen. Was damals leicht war und rasch hätte geschehen können, war nun ungleich schwieriger geworden.

Wir haben zu sehen, wie bis dahin die Dinge bei Johann Georg von Sachsen sich entwickelten.[1] Es ist eine merkwürdige Persönlichkeit, dieser Kurfürst Johann Georg in seinem Wollen und Nichtwollen, in seinem Wagen und doch nicht Dürfen. Wir haben gesehen, wie die Versammlung zu Leipzig beschloß den Druck des kaiserlichen Heeres nicht länger ertragen zu wollen, zu dem Ende sich in Rüstung zu setzen, und dabei den Kaiser ihrer allerunterthänigsten Treue, ihrer Devotion und ihres Gehorsams zu versichern. Des Schweden dagegen erwähnten sie nicht. Johann Georgs Persönlichkeit drückte allen diesen Halbheiten seiner Gefährten das eigene Gepräge auf: mithin kam es für den Kaiser darauf an ihn zu beruhigen, weil dann die Anderen von selbst ruhig sein würden. Nur der Landgraf Wilhelm verfolgte ja seine eigene Bahn. Der Kaiser bewies Johann Georg Vertrauen. Er forderte im Mai ihn auf den Schwedenkönig zu einem Stillstande zu vermögen. Denn auch der Kaiser Ferdinand ahnte noch immer nicht den Plan des Schwedenkönigs, daß es ihm zu thun sei um die völlige Vernichtung des alten deutschen Reiches, daß er ein neues wolle mit einem neuen Haupte. Auch Ferdinand zur selben Zeit mit Tilly hoffte noch auf Frieden. Johann Georg war erbötig den Auftrag des Kaisers auszuführen. Er wolle sich vorher, sagte er, mit Tilly darüber vereinbaren. Er betheuert seine Anhänglichkeit an den Kaiser in einem besonderen Schreiben. Es betrübte ihn nicht wenig, daß er das alles habe erleben müssen. Er bittet, der Kaiser wolle sich erweichen lassen, daß die getreuen Reichsstände nicht wider die Gebühr bedrängt und der liebe Friede hergestellt werden möge. Er versichert, daß er es getreu und gut meine.

War die Verblendung des Kurfürsten noch eine unfreiwillige? Mehr als einmal hatte ja Ferdinand den Frieden angeboten, aber Gustav Adolf niemals. Der Schwede hatte nur abgelehnt.

In Wahrheit nun wandte der Kurfürst sich an Tilly. Er wolle sich einen Stillstand der Waffen angelegen sein lassen. Er berief sich darauf, daß der Kurfürst von Mainz ihn aufgefordert: Johann Georg möge das Seinige thun, damit der Schwedenkönig nicht fernere Fortschritte im Reiche mache, damit ferner dem Kaiser die Hand zur Vertheidigung nicht verkürzt werde, damit nicht ein Mistrauen zwischen den Deutschen des katholischen und des lutherischen Bekenntnisses einreiße. Wir sehen, auch dem Mainzer Kurfürsten lag die schwedische Tendenz des Religionskrieges noch völlig fern. Dieß konnte nicht anders sein, da Gustav Adolf in seinen officiellen Erklärungen an den Kaiser und die Kurfürsten diese Worte schlau vermied. Johann Georg erzählte, wie auch sein Schwiegersohn, der Landgraf Georg von Darmstadt, im Namen des Kaisers Anträge an ihn

[1] Copia Resolutionis, welche churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen u. s. w. mit 14 Beilagen 1631.

Hier liegt allerdings der große Unterschied nahe zwischen Johann Georg n Sachsen und Wilhelm von Hessen. Raubgierig nach fremdem Eigenthum, ie der letztere, war Johann Georg nicht. Indem Wilhelm sich mit dem hweden verband, handelte er nach klarem, wohldurchdachtem Plane. Es war t dem Ahnherrn Philipp die Tradition des Hauses von Hessen-Cassel mit dem ichsfeinde im Bunde zu stehen wider den Kaiser. Es war in Sachsen seit m Kurfürsten August die Tradition des Hauses treu zum Kaiser zu halten, it der altkatholischen Macht zusammen zu stehen gegen die Uebergriffe der störenden Calvinischen Fürsten, gegen ihre Complotte mit den Fremden. Der iser erinnerte daran den Kurfürsten Johann Georg. Ferdinand erinnerte ran, wie noch jüngst zu Regensburg von lutherischer Seite darauf gehalten , daß der Religionsfriede von Augsburg nur von den Fürsten rede, die zur en Kirche oder zur Confession von Augsburg gehören, wie von lutherischer ite es geltend gemacht sei, daß die andere dritte Partei der ehemaligen Union m Rechte nach keinen Theil habe an diesem Frieden. Johann Georg erwog s hin und her. Wenn er vom Kaiser abtrat: so war das gegen die Tradition es Hauses. Nicht leicht wird eine solche Tradition durchbrochen. Auch war nicht die Absicht Johann Georgs. Aber die Großmannsucht hatte ihn übermmt. So lange hatte der Kaiser, so lange die Liga ein Heer gehabt, und , das Haupt und der Führer der Lutheraner, hatte ruhig zusehen müssen. m hatte er ein Heer, und zwar ein starkes. Es sollten anfangs nur 11,000 ann sein, er hatte es auf 20,000 Mann gebracht. Nicht umsonst wollte er entlassen. Er konnte den Ausschlag geben, meinte er.

Den abmahnenden Kurfürsten der Liga hielt er entgegen, daß er gleiches cht haben müsse wie sie. Der Bund der Liga sei ursprünglich nur zur enen Vertheidigung geschlossen, zu keinem Angriffe. Etwas anderes wolle ch er nicht. Was dem Einen recht, sei dem Andern billig. Die Kaiser ch einander haben den Bund der Liga misbilligt. Dennoch haben sie dann, s in Folge dessen die Liga sich nicht aufgelöst, dieselbe nicht mit einem Kriegser bedrängt: warum denn, fragt nun Johann Georg, sollen allein seine stungen unrecht sein, die auch nur die Vertheidigung bezwecken? — Das lerdings hatte einigen Schein. Und doch konnte die Liga wiederum dem Kursten entgegen halten, daß sie die Feinde des Kaisers und des Reiches immer ch für die ihrigen erkannt, und demgemäß gehandelt habe. Keineswegs indessen ute die Liga auch so mit Johann Georg brechen. Bereits waren von München d Mainz ernstliche Abmahnungen an Tilly auf dem Wege. Fugger, der zur reinigung mit Tilly herannahte, erhielt von München aus Gegenbefehl, auch an Tilly die Vereinigung begehren werde. Fugger solle nach Hessen ziehen.[1]

Es liegt in diesem Befehle nicht die bestimmte Absicht der Verhinderung es Angriffes auf Kursachsen ausgesprochen. Jedenfalls aber sieht man, wie lly nicht unabhängig war. Dagegen näherte sich für Tilly der General Egen

[1] Dudik, Waldstein 2c. S. 119. Schreiben Aldringers

Das alles, läßt Tilly dem Kurfürsten sagen, möge Johann Georg wohl erwägen. Er möge ablassen von seinen Werbungen, er möge dagegen sein Kriegsvolk mit dem kaiserlichen vereinen zu gemeinsamer Abwehr des Reichsfeindes auf deutschem Boden. Er möge es nicht zum Aeußersten kommen lassen.

Die Antwort des Kurfürsten beginnt mit einer Anerkennung des kaiserlichen Feldherrn. Er sehe es gern, sagt Johann Georg, daß Tilly diesen Auftrag an ihn übernommen; denn es sei ihm bekannt, wie Tilly mit rühmlicher deutscher Aufrichtigkeit zu verfahren pflege. Aber diese Worte waren in der ganzen langen Erklärung seiner Räthe fast die einzigen, die etwas Bestimmtes und Greifbares darboten. Nur mittelbar enthält die kurfürstliche Erklärung ein sehr wichtiges Zeugnis. Die Abgeordneten Tillys hatten nachdrücklich ausgesprochen, daß weder der Kurfürst noch die Gefährten seines Thuns Jemanden anzugeben wußten, der wider Recht und Religionsfrieden die Anhänger der Confession von Augsburg antaste. Der Kurfürst überging diese Aufforderung mit Schweigen. In dem Schweigen lag die Anerkennung der Wahrheit. Persönlich jedoch äußerte sich der Kurfürst nach der Mahlzeit bestimmter. Er sehe nun wohl, sagte er zu Tillys Abgesandten, daß man das sächsische, bisher so lang gesparte Confect aufzusetzen gemeint sei. Man möge aber bedenken, daß es bei demselben auch allerlei Nüsse und Schauessen gebe, die schwer zu beißen seien.

Das sagte der Kurfürst am selben Tage, an welchem er dem Feldherrn schreiben ließ: er wolle nach wie vor getreu verharren in kaiserlicher Devotion. Und ferner am selben Tage, dem $^{21}/_{31}$ August, wo der Kurfürst diese Worte an Tilly übersenden ließ, berichtet der Schwedenkönig aus Coswig heim:[1] „Wohin der Kurfürst von Sachsen sich neigt, weiß man nicht."

In späterer Zeit, nachdem die Sache unglücklich ausgeschlagen war, hat man gemeint den Feldherrn tadeln zu müssen, daß er durch seine Forderungen, durch sein Drängen den Kurfürsten auf schwedische Seite hinüber getrieben, und dieß sogar wider den Willen[2] der Kurfürsten von Bayern und Mainz, die wiederholt gütliche Mittel angerathen. Diese schienen allerdings möglich. Denn eben damals, im August 1631, sollten zu Frankfurt a. M. die Verhandlungen zwischen Sachsen und Brandenburg auf der einen Seite, den Fürsten der Liga auf der anderen Seite über das Restitutionsedict beginnen. Sie sollten damals beginnen; aber die Sachsen zauderten und zogen hin. Das Benehmen derselben zu Frankfurt entsprach völlig demjenigen ihres Kurfürsten im Feldlager. Man wußte nicht, wie man mit ihnen daran war. Es gerieth dahin, daß die bayerischen Gesandten forderten: es solle das zweideutige undeutsche Benehmen von Kursachsen aktenmäßig vor ganz Deutschland dargelegt werden. Endlich kam man zu Verhandlungen. Sie waren, wie zu erwarten, erfolglos. Nur

[1] Geijer III. S. 189. N 1.

[2] (Stumpf), Geschichte der Liga S. 281. Daß Tilly die ausdrückliche Abmahnung des Kurfürsten noch nicht erhalten haben konnte, sehe man bei Senkenberg XXVI. 322 N. 9.

über das was er thun wollte, überbot, überstürzte sich nun in Anerbietungen gegen den fremden König. Wie hatte dieser Schwede in seinem Plane vorher alles so genau abgemessen! Wie hatte er diesen Kurfürsten und dessen im Merseburger Biere verschlemmte Manneskraft so richtig abgewogen! Am $^{5}/_{15}$ September geschah zu Düben die Vereinigung beider Heere, des sächsischen und des schwedischen. Dieses bestand aus 13,000 zu Fuß und beinahe 9000 zu Pferd.[1] Das sächsische Heer mochte etwa von gleicher Stärke sein. Beide zusammen waren dem kaiserlich-ligistischen Heere überlegen.

Tillys Heer hatte innerlich gelitten. Die Plünderung von Magdeburg konnte nicht anders als demoralisirend einwirken. Dazu waren es nicht bloß seine Truppen, die er führte, die alt geschulten, alt gedienten Krieger, die im dänischen Kriege an ihn sich gewöhnt. Er hatte unter sich auch die ehemaligen Wallensteiner mit ihrem Führer Pappenheim, der für sich selber, wie Tilly sehr wohl wußte, lieber unter Wallenstein gestanden hätte, als unter Tilly.

Es war Tilly hauptsächlich und zunächst um Lebensmittel für sein Heer zu thun. Denn dieses litt daran Noth schon seit langer Zeit. Seine Forderung an die Stadt Merseburg betraf eine tägliche Lieferung von Brod. Die Stadt weigerte sich, bis Pappenheim sie mit Gewalt dazu zwang. Dieselbe Forderung von Brod stellte der Feldherr von Halle aus auch an Leipzig. Erst dann, als der Rath erklärte, daß er zuvor den Kurfürsten befragen müsse, forderte Tilly auch Quartier in der Stadt und schleunigen Entschluß. Er rückte vor die Stadt.

Die Schweden erzählen, daß Tilly gedroht habe mit Leipzig ärger zu verfahren als mit Magdeburg.[2] Dieß ist unwahrscheinlich in sich, weil sonst Tilly niemals droht, sondern nur auf die unvermeidlichen Folgen des Widerstandes aufmerksam macht, auf Dinge, die jeder einzelne Bürger einer Stadt ebenso wohl wußte, wie Tilly selbst. Die Drohung ist ferner höchst unwahrscheinlich, weil, wie wir gesehen haben, nicht Tilly Magdeburg zerstört, sondern soviel in seinen Kräften stand, gerettet hatte.

Es sind wenige Züge aus dem Bilde, welches die Schweden und schwedisch Gesinnten uns von Tilly in Kursachsen gezeichnet, wenige Züge, welche dem geschichtlichen, wirklichen Tilly entsprechen. Es ist seine Freundlichkeit gegen die Abgeordneten der Stadt Leipzig, die vor ihm im Lager erscheinen.[3] Der Rath der Stadt beschloß am $^{4}/_{14}$ September ohne einen Schuß zu accordiren. Er schickt dem Feldherrn Wein, Brod und andere Dinge hinaus vor das Hallische Thor, und fügt dazu die Bitte: der Feldherr wolle seine Forderung schriftlich übergeben. Tilly willfahrt und sendet einen Hauptmann mit dem Schreiben in die Stadt. Aber es ist hier dieselbe Erfahrung wie aller Orten. Die niederen Bürger widersetzen sich. Der Hauptmann kehrt zurück mit einer verneinenden Antwort. Im selben Augenblicke lodern auch die drei schönen Vorstädte von

[1] Chemnitz 203 a.
[2] a. a. O. 202.
[3] Chemnitz 201 b. Theatrum Europ. II. 431.

nicht möglich sein würde: die absolute Direction des Krieges. Er mußte dem Sachsen sein eigenes, besonderes Feld anweisen.

Am $^{7}/_{17}$ September stand das vereinte sächsisch-schwedische Heer dem ligistisch-kaiserlichen gegenüber. Wir haben uns zu erinnern, daß der Name schwedisch nicht zu stark auf die Nationalität gedeutet werden darf. Kaum ein Drittel des schwedischen Heeres bestand aus wirklichen Schweden, ein anderer noch kleinerer Bruchtheil aus Engländern, Schotten und allerlei anderen Nationen: die Hälfte, wo nicht mehr, war deutsch. Das sächsische Heer konnte kaum anders als ganz aus Deutschen bestehen. In dem ligistisch-kaiserlichen Heere gab es Wallonen, Kroaten: die Hauptmasse war deutsch. Das Treffen bei Breitenfeld ist wesentlich von Deutschen gegen Deutsche geschlagen.

Es hat eine Reihe von Schriftstellern gegeben, kundige und unkundige, welche sich berufen fühlten die Fehler aufzuzählen, die Tilly gemacht hat, oder gemacht haben soll. Welche Fehler man auch immer ihm vorwerfen möge: das Eine steht fest, daß Tilly nicht hat schlagen wollen. Daß es Tillys Vortheil war nicht zu schlagen, wissen wir von dem kundigsten Zeugen, dem Schwedenkönige.[1] Gustav Adolf erklärte, Tilly werde nicht so vermessen sein sich ohne Noth aus seinem Vortheile in's freie Feld zu begeben. Wenn Tilly mit seinem mächtigen Heere eine feste Stellung ergriffe und dort sich wohl verwahrte: so würden er und der Kurfürst ihm nichts anhaben können, vielmehr auf die Dauer zu einem nachtheiligen Rückzuge gezwungen sein. Also war es offenbar Tillys Plan. Dennoch wurde er wider seinen Willen fortgerissen, er wurde gezwungen. Es ist in der deutschen Geschichte bräuchlich Pappenheim neben Tilly mit Lob zu überschütten. Gustav Adolf nannte Pappenheim vorzugsweise den Soldaten. Wenn es auf die stürmische Tapferkeit ankam: so mochte der Name immerhin im vollen Rechte sein; aber es fehlte dem Pappenheim die Ausbildung einer anderen nicht minder wesentlichen Tugend des Soldaten: es fehlte ihm der völlige Gehorsam.

Pappenheim liebte den alten Tilly nicht. Er hätte lieber Wallenstein an der Spitze des Heeres gesehen.[2] Namentlich waren die Maßregeln Tillys in den letzten Monaten nicht nach Pappenheims Sinne, nicht der Rückzug von Magdeburg, nicht das Abwarten und Zaudern gegen Kursachsen. Tilly wußte das. Vielleicht war er darum nachgiebiger gegen Pappenheim, als er sonst aus sich gewesen wäre.

Tillys Plan war dieser.[3] Er wollte die mit aller Nothdurft versehene Stadt Leipzig in den Rücken nehmen, sich zwischen zwei vortheilhaft gelegenen Hügeln befestigen und also Aldringer erwarten. Als die Befestigung ziemlich weit vorgerückt und zugleich Meldung kam vom Herannahen des Feindes, bat Pappenheim, Tilly wolle ihn mit 2000 Cürassieren auf Kundschaft ausreiten

[1] Chemnitz S. 204 *.

[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 107. Pappenheims Brief nach dem Treffen. cf. Khevenhiller XI. 1875.

[3] Erneuerter deutscher Florus S. 236, die Bemerkung des Generals Fugger

Voraus seine Getreuen von der Achtung vor dem Eigenthum der Deutschen, die unter geistlichen Fürsten leben.

Auch dem alten Tilly werden verschiedene Reden zugelegt; doch wissen wir nicht, mit welcher Glaubwürdigkeit. Die Schweden bemerkten, [1] er habe ihren Aufmarsch verhindern können, wenn er sogleich auf sie eingebrochen wäre, als sie einen engen Paß beim Dorfe Podelwitz passiren mußten, und die Sachsen eine ähnliche Schwierigkeit links davon fanden. Tilly that es nicht. Man meinte, er habe ohne solche Vortheile seinem Feinde auf ebenem Felde obsiegen wollen.

Das sächsische und schwedische Heer standen unvermengt neben einander, jenes an der linken Seite von Arnim geführt, dieses rechts. Das Treffen begann nach Mittag. Das sächsische Heer hielt den Angriff der kaiserlichen Truppen nicht aus: es zerstreute sich bald. Anders das schwedische. Tilly hatte sich so gestellt, daß der Wind, der von Westen wehte, ihm günstig war. [2] Aber der Wind drehte sich und trieb, wie anfangs den Schweden, nun den kaiserlichen Truppen den Staub in's Gesicht. Auf dem rechten Flügel gewann der schwedische General Banier die Oberhand. Das erkräftigte auch die anderen schwedischen Reihen, die schon im Gedränge waren. Ihr König entwickelte alle Vortheile, welche er durch eigene geistige Kraft in der Erfahrung seines Kriegeslebens sich ausgedacht. Die Kaiserlichen begannen zu weichen. Noch hielten Tillys alterprobte Krieger das Gefecht. Gegen Abend brach seine Schlachtreihe. Tillys Wallonen umringten und deckten ihren Vater mit den eigenen Leibern. Auch das reichte nicht mehr. Ein schwedischer Rittmeister, der lange Fritz genannt, gelangte herdurch und bot dem Feldherrn Quartier, wenn er er sich gefangen gäbe. Tilly weigerte es. Jener schlug auf ihn ein mit dem Kolben seiner Pistole, auf den Kopf, auf die Arme, zerquetschte ihn. Da nahte zur Rettung der Herzog Max von Sachsen-Lauenburg und schoß den langen Fritz durch den Kopf. Es war keine Aussicht mehr das Gefecht zu halten. Tillys Wallonen starben am Rande eines Holzes auf dem Flecke, wo sie gestanden. Der Feldherr selbst ward in einen Wagen gedrängt, mit ihm jener Herzog Max und der General Fürstenberg. Sie fuhren ab nach Halle. Pappenheim blieb als der letzte auf dem Platze, um zu sammeln und zu retten, was noch zu retten war. Er hatte, sagte man, vierzehn Feinde mit eigener Hand erschlagen. Erst am anderen Morgen im hellen Sonnenschein zog er mit seinen Reitern ab.

Der Sieg des Schwedenkönigs war vollständig.

Die Schlacht bei Breitenfeld am $^{7}/_{17}$ September 1631 ist der entscheidende Punkt im Leben Tillys und Gustav Adolfs. Wäre der fremde König dort unterlegen: so würden die Deutschen insgesammt von ihm geredet und geschrieben haben wie von einem Räuber, der seine verdiente Züchtigung empfangen. Bis dahin hatte, abgesehen von dem Landgrafen von Hessen-Cassel, von den

[1] Chemnitz 209 f.

[2] Förster, Wallensteins Briefe II 121

ögen von Weimar kein deutscher Fürst, geschweige denn irgend eine conservative
poration des deutschen Landes sich freiwillig seiner angenommen. Sein Heer
gelebt vom Raube. Er war nirgends mit Freude begrüßt. An seine
ensheldenschaft glaubte noch Niemand, als vielleicht einige Theologen und
geringere durch diese Männer bethörte arme Volk. Der sächsische Kurfürst
geschwankt. Er hatte die Partei des Schweden nicht ergriffen aus freier
rzeugung, nicht um bleibend dem Schweden dienstbar zu sein, nicht um
ernd fernerhin gemeinschaftliche Sache mit demselben zu machen, sondern um
h da noch an seinen schwächlich ehrgeizigen Planen einer dritten, Entscheidung
ebenden Macht festzuhalten. Deshalb hatte er vor den Drohungen Tillys sich
zu dem Schweden gestellt, für dießmal, nicht für immer. Aber dieß eine Mal
hatte entschieden. An der schwachen Persönlichkeit dieses Johann Georg hing
das deutsche Geschick nicht für jene Zeit, nicht für den Krieg, sondern für die
Jahrhunderte. Seine Verirrung, die er bald zu bereuen anfing, stürzte Deutschland ins Verderben.

Hätte Gustav Adolf die Schlacht bei Breitenfeld verloren: so würde er eben dadurch allen Deutschen entlarvt sein, so würde er dagestanden haben als der treulose Verräther und Vernichter von Magdeburg, und Tilly würde anerkannt sein als der Held und Retter der deutschen Nation.

Allein die Menschen urtheilen nach dem Erfolge. Die Niederlage Tillys bei Breitenfeld zog durch alle seine Siege den langen Strich der Vernichtung, und schleuderte Deutschland zurück auf die Zeit des böhmischen Aufruhres.

Der Tag von Breitenfeld ist einer der unheilvollsten Tage für die deutsche Nation. Er stempelte uns den nordischen Barbaren zum Helden des Protestantismus, oder um den beliebteren Ausdruck zu gebrauchen, zum Helden der Gewissensfreiheit. Es ist das Wort, welches man um so höher zu preisen pflegt, je weniger man damit einen klar umgrenzten und in sich bestimmten Begriff verbindet. Der Tag ist der Wendepunkt des deutschen Geschickes. Was das Reich bis dahin eingebüßt, ließ sich ersetzen. Was Deutschland bei Breitenfeld verlor, war unersetzlich. Dort erst ward Deutschlands Einheit zertrümmert, der kaiserlichen Macht, in welcher die politische Existenz der Deutschen als Nation beruhete, eine unheilbare Wunde geschlagen. Dort erst ward das deutsche Nationalgefühl, das bis dahin in allen Phasen des unseligen Krieges bei dem Kerne der Nation, bei dem wohlhabenden und gebildeten Theile derselben entschieden jede Verbindung mit dem Fremden zurückgewiesen, zerknickt und gebrochen. Fortan mußten die deutschen Städte und der deutsche Adel dem fremden Könige dienen, und in dem unendlichen Jammer der folgenden Tage während des Krieges und nach demselben erwuchs der unselige Wahn: daß sie gern und bereitwillig das gethan, gern und bereitwillig dem fremden Könige und seinen Söldnerbanden gehorcht, gern und bereitwillig die Freiheit, deren sie unter ihrem deutschen Kaiser genossen, ihren Wohlstand und ihre Bildung geopfert, was der fremde König und die gleichgesinnten kleinen Eroberer ...ngelische Wesen nannten. Dort erst auf den blutgedüngten Aeckern von

Breitenfeld gewann der fremde König in Deutschland festen Fuß, nicht eher. Dort erst eröffnete sich die begründete Aussicht auf die Durchführung des Planes, den der fremde Eroberer mehrere Jahre zuvor noch am Ufer des Mälarsees in die Worte kleidete: Das höchste und letzte Ziel der ganzen Sache ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte. Das Mittel dazu ist die allgemeine Leitung des Krieges. Wer diese hat, ist Herr.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Tilly floh in der Nacht nach Halle. Mit dem Seelenschmerze über die erlittene Niederlage verbanden sich die körperlichen Leiden seiner Wunden. In Halle ließ er sie untersuchen. Man fand, daß er drei Verletzungen hatte, die eine an der rechten Brust, die andere in der Seite, die dritte am Schenkel.[1] Dazu war er an mehreren Stellen zerschlagen, namentlich auf den Armen und am Halse. Die Wundärzte sagten ihm, er sei nicht ohne Gefahr. Er kehrte sich nicht daran; denn gerade jetzt war seine Thätigkeit höchst wichtig. Sobald man ihn verbunden, fuhr er um 9 Uhr Morgens wieder von Halle ab, in derselben Richtung, nordwestwärts.

Er gelangte ohne länger zu rasten nach Alfeld an der Leine, nicht weit von Göttingen, und suchte hier die verstreuten ligistischen Truppen an sich zu ziehen. Er war sehr krank. Pappenheim fühlte sich schon bewogen an Wallenstein zu melden, daß er ihn als den einzigen ansehe, durch welchen dem Kaiser und dem Vaterlande geholfen werden könne.[2] Pappenheim ist rastlos thätig. Er ist sich bewußt, daß er geleistet habe, was nur ein ehrlicher Soldat in und nach der Schlacht habe thun können. Es scheint uns nicht ohne Gewicht, daß Pappenheim nicht daran denkt auch das Wort vor der Schlacht hinzuzufügen. Er geht darüber hinweg.

Aber erwähnt es etwa Tilly? Wir haben gesehen, wie er vor der Schlacht bei Pappenheims eigenmächtigem Vorgehen zürnend zugleich und wehklagend ausrief, daß Pappenheim ihn um Ehre und Reputation, den Kaiser um Land und Leute bringen werde. Der Bericht des Feldherrn an den Kaiser enthält von der begründeten Klage des schwerkranken Greises über Pappenheim auch nicht die leiseste Spur.[3] Dagegen zollt ihm Tilly für das Verhalten während des Treffens das wohlverdiente Lob. Er bemerkt ausdrücklich, daß mehr Leute

[1] Soldat suédois I. 170.
[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 108 29. September.
[3] a. a. O. S. 119.

Breitenfeld gewann der fremde König in Deutschland festen Fuß, nicht eher. Dort erst eröffnete sich die begründete Aussicht auf die Durchführung des Planes, den der fremde Eroberer mehrere Jahre zuvor noch am Ufer des Mälarsees in die Worte kleidete: Das höchste und letzte Ziel der ganzen Sache ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen und solchem Haupte. Das Mittel dazu ist die allgemeine Leitung des Krieges. Wer diese hat, ist Herr.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Tilly floh in der Nacht nach Halle. Mit dem Seelenschmerze über die erlittene Niederlage verbanden sich die körperlichen Leiden seiner Wunden. In Halle ließ er sie untersuchen. Man fand, daß er drei Verletzungen hatte, die eine an der rechten Brust, die andere in der Seite, die dritte am Schenkel.[1] Dazu war er an mehreren Stellen zerschlagen, namentlich auf den Armen und am Halse. Die Wundärzte sagten ihm, er sei nicht ohne Gefahr. Er kehrte sich nicht daran; denn gerade jetzt war seine Thätigkeit höchst wichtig. Sobald man ihn verbunden, fuhr er um 9 Uhr Morgens wieder von Halle ab, in derselben Richtung, nordwestwärts.

Er gelangte ohne länger zu rasten nach Alfeld an der Leine, nicht weit von Göttingen, und suchte hier die verstreuten ligistischen Truppen an sich zu ziehen. Er war sehr krank. Pappenheim fühlte sich schon bewogen an Wallenstein zu melden, daß er ihn als den einzigen ansehe, durch welchen dem Kaiser und dem Vaterlande geholfen werden könne.[2] Pappenheim ist rastlos thätig. Er ist sich bewußt, daß er geleistet habe, was nur ein ehrlicher Soldat in und nach der Schlacht habe thun können. Es scheint uns nicht ohne Gewicht, daß Pappenheim nicht daran denkt auch das Wort vor der Schlacht hinzuzufügen. Er geht darüber hinweg.

Aber erwähnt es etwa Tilly? Wir haben gesehen, wie er vor der Schlacht bei Pappenheims eigenmächtigem Vorgehen zürnend zugleich und wehklagend ausrief, daß Pappenheim ihn um Ehre und Reputation, den Kaiser um Land und Leute bringen werde. Der Bericht des Feldherrn an den Kaiser enthält von der begründeten Klage des schwerkranken Greises über Pappenheim auch nicht die leiseste Spur.[3] Dagegen zollt ihm Tilly für das Verhalten während des Treffens das wohlverdiente Lob. Er bemerkt ausdrücklich, daß mehr Leute

[1] Soldat suédois I. 170.
[2] Förster, Wallensteins Briefe II. 108 29. September.
[3] a. a. O. S. 119.

in der That hinderten unseren Briefwechsel fortzusetzen, machte ich mir große Hoffnung Ihnen endlich einmal eine wichtige und zugleich vortheilhafte Neuigkeit berichten zu können. Allein es ist Gottes Rathschluß gewesen unseren Sachen ein anderes Ansehen zu geben, und uns endlich mit einer augenscheinlichen Züchtigung heimzusuchen. Denn als ich gemäß dem erhaltenen, nach Beschaffenheit der Umstände eingerichteten Befehle am 6. dieses die Stadt und das Schloß zu Leipzig eingenommen hatte, um den Kurfürsten von Sachsen zum Gehorsam gegen den Befehl des Kaisers und zum Verzichte auf das Leipziger Bündnis zu nöthigen: so kam der König von Schweden, zu welchem auch sowohl der Kurfürst von Sachsen, wie derjenige von Brandenburg ihre Truppen hatten stoßen lassen, unerwartet über mich und zwang mich zu einem allgemeinen Treffen. Unsere Truppen, die an Zahl schwächer und durch Staubwolken und das unaufhörliche Feuer der feindlichen Artillerie sehr belästigt waren, hatten nach einem langen und hartnäckigen Streite das Unglück unvermerkt in Unordnung zu gerathen und endlich das Schlachtfeld aufzugeben. Dieses kann mit Recht der Umsturz unseres ganzen vorigen Glückes genannt werden, nach welchem wir uns, statt unsere Absichten muthig durchzusetzen, den Schlummer erlaubten. Gott, der uns vielleicht aufzuwecken und durch dieß Unglück zu ermuntern gedenkt, kräftige uns inskünftige mit einer doppelten Aufmerksamkeit und doppeltem Eifer. Der Verlust und die Unordnung auch auf Seiten der Feinde war sehr beträchtlich. Sie verfolgten deshalb ihr Glück nicht so geschwind, daß sie einem Theile unserer Truppen hätten wehren können sich ganz sicher zurückzuziehen. Diese suche ich gegenwärtig so gut wie ich kann wieder zu bilden und in Ordnung zu bringen. Was meine Person betrifft, so hat mich Gott so weit behütet, daß unter den zwei Schüssen, die mich getroffen, nur einer durch meine Kleidung gegangen ist. Der andere verursachte mir am Beine eine Quetschung, die jedoch keine gefährliche Folgen zu haben scheint. Ich bin u. s. w.

Tilly scheint durch seinen Zug in nordwestlicher Richtung gesucht haben zu bewirken, daß der Schwedenkönig dahin ihm folgen werde. In diesem Falle wäre Süddeutschland zunächst vom Kriege verschont geblieben. Nicht also war es der Plan des Schweden. Eben dahin wollte er den Krieg bringen. Wenige Tage nach dem Treffen sah der kaiserliche Feldherr um sich nur 5000 wehrfähige Männer. Diese verstärkten sich nach und nach durch Zuzüge. Unterdessen war Tilly hergestellt, und wandte mit dieser Macht sich südwärts dem Schweden nach. Betrachten wir die Fortschritte, die derselbe inzwischen gemacht.

Von dem Schlachtfelde zu Breitenfeld wandte sich der Schwedenkönig nach Halle an der Saale. Es erging ihm von dem Tage des Sieges an, wie es damals in solchen Fällen fast jederzeit zu geschehen pflegte. Gustav Adolf war mit 13000 Fußgängern bei Wittenberg über die Elbbrücke marschirt, vor Halle musterte er ungeachtet der Verluste durch die Schlacht 18,000 Mann.[1] Ihi

[1] Chemnitz S. 213.

daß der Schwede besonders darauf ausgehe die Selbstständigkeit der deutschen Städte zu zerknicken.

Erst einige Monate später fand die Erbhuldigung statt, in welcher sich die Bewohner des Erzstiftes Magdeburg dem fremden, undeutschen Könige durch den Eid der Treue zu verpflichten hatten. Zunächst geschah dieß zu Halle, und wir finden dort als Kanzler für das Erzstift denselben Stalmann thätig, der im scheinbaren Interesse des Markgrafen Christian Wilhelm ein so wirksamer Mitarbeiter am Verderben der Stadt Magdeburg gewesen war. Noch einmal wagte der Rath von Halle einen Versuch wenigstens nicht völlig den Kopf in die Schlinge zu stecken. Er bat denselben Eid schwören zu dürfen, wie früher den Erzbischöfen. Es ward ihm nicht verstattet. Er mußte geloben und schwören seinem Könige und Herrn, den Erben und Nachfolgern desselben an der Krone Schweden getreu, hold und gewärtig zu sein, wie es gehorsamen Unterthanen geziemt. Damit war Halle eine schwedische Stadt geworden. Was auch anders hätte der König Gustav Adolf wollen können?

Dieß Verhältnis erklärt nun auch im Voraus die Berathung, welche der König mit dem sächsischen Kurfürsten zu Halle hielt über den Weg, den Jeder von ihnen einschlagen wolle. Denn zusammen konnten sie nicht bleiben wegen der Oberanführung. [1] Die absolute Direction des Krieges konnte Gustav Adolf dem Kurfürsten gegenüber nicht fordern. Dem kaiserlichen Feldherrn Tilly nach Nordwesten wollten sie nicht folgen. Also blieben zwei Wege: der eine in die kaiserlichen Erblande und je nach den Umständen auf Wien, der andere in die Bisthümer am Main und am Rhein. Johann Georg, dem vielleicht doch ein wenig schon das Gewissen schlug, hätte gern dem Könige den Weg gegen den Kaiser überlassen. Auch Oxenstjerna und Spätere haben gemeint, dieß würde besser gewesen sein, um schnell von dem Kaiser einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen. Allein wollte denn Gustav Adolf einen Frieden? Weder die bisherigen Schritte des Schwedenkönigs haben bewiesen, noch die späteren zeigen es, daß ein Friede sein Wunsch und Wille war. Zunächst die deutschen Wahlfürstenthümer als erbliches Besitzthum für sich, als Grundlage seiner Hausmacht: das war sein Plan, nicht um sie wieder herauszugeben, sondern um sie zu behalten. Wer ein Land wieder geben will, fordert nicht den Huldigungseid für sich und zugleich für seine Nachfolger mit.

Der Schwedenkönig wollte rechts, der Kurfürst sollte links. Aber freilich hatte der König gar keine Neigung seinen wahren Grund zu sagen. Er fädelte es anders ein. Er versprach dem Herzoge Wilhelm von Weimar ein Bisthum in Franken. Ob es dem Könige mit einem solchen Versprechen Ernst war: diese Frage warf Wilhelm nicht auf. Er glaubte damals, der Schwede wollte ihm etwas geben. In Folge dessen machte Wilhelm den Vorschlag, daß der König in die Pfaffengasse ziehen müsse. Wir haben die Gründe nicht zu erörtern, da sie ja nur zur gegenseitigen Täuschung vorgebracht wurden. Der einzig wahre Grund für den König

[1] Chemnitz S. 216 f. — Röse, Bernhard I. 154. Geijer I. 196 Nr. 2.

[illegible]. Er [illegible] sich [illegible] die Gedanke des Herzogs Wilhelm für [illegible]. Der [illegible] zog links, der König zog [illegible]. [illegible] in der [illegible] vor der Schlacht angekündigt.

[illegible] ist [illegible], weil er und den König zeigt in seiner [illegible] in der [illegible] eines Predigers. Während er [illegible], die eine Hand [illegible] zur Beteuerung [illegible] Evangelium u. dergl., läßt er die andere [illegible] Richtung auf die [illegible]. Zunächst galt es Erfurt. Die Stadt [illegible] Richtung [illegible], und da kommen sollte, [illegible] entgegen zu senden:[1] der König [illegible] gelten. Er wolle sie mit [illegible] Sieger, [illegible] auch die [illegible]

[illegible]

[1] [illegible]

Die Stadt sah keine Mittel zum Widerstande. Auch die mainzischen Diener und katholischen Geistlichen riethen zur gütlichem Nachgeben. Also faßte der Rath den Beschluß. Der König dagegen scheint der Willfährigkeit nicht sehr getraut zu haben. Am 21. September/1. October erschien der Herzog Wilhelm von Weimar vor der Stadt in einem Wagen. Das Thor ward ihm geöffnet. Aber Wilhelm hielt so lange unter demselben, bis sein nahes Regiment herzueilte und die Soldaten das Thor besetzten. Er forderte die Schlüssel, und der Rath gab mit Sträuben sie her. Am anderen Tage hielt der König seinen Einzug, und redete sofort wieder vom evangelischen Wesen. Er mahnte die Stadt an das leidige Exempel in der Nachbarschaft, wo man zu sehr an sich gehalten, wo man um des gemeinen evangelischen Wesens nicht etwas Erkleckliches habe thun wollen und darüber ins äußerste Verderben gerathen sei. Man möge daran sich spiegeln.

Ist es denkbar, daß bei den Thatsachen, wie sie in Erfurt vorlagen, bei dem friedlichen Zusammenleben der Anhänger zweier Bekenntnisse unter einem protestantischen Magistrate, unter einem katholischen Erzbischofe und Landesfürsten, der die einmal bewilligten kirchlichen Rechte seiner Unterthanen nie zu kränken gesucht, ist es denkbar, fragen wir, daß vor einer solchen Bürgerschaft die Rede des fremden Königs anders als mit Verwunderung und Widerwillen über die Unwahrheit und Lüge aufgenommen sei?

Der Schwedenkönig mochte erkennen, daß die Stimmung dieser Bürger von Erfurt seinen Hoffnungen und Wünschen auch nicht von fern entsprach. Er berief am Nachmittage des 24. September den Rath, die Vorsteher der Zünfte und andere Männer von Gewicht und Ansehen in sein Quartier, und hielt ihnen abermals eine lange, ausführliche Rede über sein Thun und Wollen. „Es wird Viele von euch wundern und befremden," begann der König, [1] „welche Ursachen mich bewogen meine Königreiche und Erblande, die ich in Ruhe besaß, freiwillig zu verlassen, und mich in diesen Krieg und diese Unruhe zu stürzen. Nun bezeuge ich mit Gott, daß etwaiger Ehrgeiz oder die Begier mein Königreich durch fremde Eroberungen zu erweitern, mich nicht dazu gebracht. Vielmehr bin ich gezwungen worden die Waffen zur Rettung zu ergreifen für die Sicherheit meiner Person, meiner Königreiche und Länder, welchen die Kaiserlichen feindlicher Weise, heimlich und öffentlich nachgestellt, ferner wegen der unvermeidlichen Noth, da bei meinen Gegnern für keine Billigkeit Raum war. Der grundgütige Gott hat meine Waffen so gesegnet, daß ich meine nahen Blutsfreunde und Religionsgenossen befreien konnte aus ihrem jämmerlichen Zustande, ihrer Bedrängnis, ihrer Sklaverei des Leibes und der Seele, in welche der Kaiser und die Liga sie gestürzt."

Erwägen wir abermals, daß der fremde König diese Rede hielt zu Erfurt, in einer Stadt des Mainzer Erzbischofs, der ein so wesentliches Glied der Liga war. Erwägen wir ferner, daß die Stadt Erfurt selber seit langen Jahren ihren Beitrag zahlte für das Heer der Liga. Erwägen wir ferner das Verhalten Tillys

[1] Chemnitz S. 222.

gegen [illegible]. Noch lang vorher hatte Tilly nahe bei dieser Stadt gestanden. Es lag in seiner Hand eine Besatzung in sie hinein zu legen und zwar zum großen Nachtheile seiner Stellung zwischen Kursachsen und Hessen-Cassel. Auf die Bitte um Wagen hatte er sich begnügt mit Tuch für seine Soldaten. Und zu diesen [illegible] Wagen mußte nun ein fremder König aus eigenem Munde solche Dinge und [illegible] [illegible] [illegible] unbedachtsam!

Der König fuhr fort zu reden in dieser Weise. Bereits habe er in Deutschland große Fortschritte um Religion und Freiheit. Er habe, sagte er, Pommern, Mecklenburg, Brandenburg und das Erzstift Magdeburg befreit. Dann folgte die Ermahnung. „Wir müssen aber alle das Werk recht angreifen," sagte er, „die gemeine Noth nicht bloß bei uns beklagen, nicht bloß andächtig dagegen beten, sondern auch Hand anschlagen. Es ist jetzt mit uns Evangelischen allen, wir [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible], als wenn wir mit einander auf dem wilden wüsten Meere in einem Schiffe führen, das von grausamen, ungestümen Winden umgetrieben wird und gar versinken will. Da schickt es sich nun nicht, daß etliche fleißig arbeiten und den Schiffbruch abzuwenden sich bemühen, die Anderen aber dem Ungewitter zusehen, die Hände in den Schoß legen, im Schiffe still liegen und dabei ruhen wollen. Sondern in der allgemeinen Gefahr hilft ein Jeder, so viel er vermag, wirft auch wohl einen Theil seiner Waaren über Bord hinab in das Meer, damit nur das Leben gerettet werde."

Von hier an konnten sich die Erfurter den letzten Zweck der Predigt des Schwedenkönigs [illegible] selber ausdeuten. Es bedurfte kaum weiterer Worte, als daß [illegible] [illegible] ihnen dazu [illegible] Belohnung im Himmel in Aussicht stellte für Alles, was sie zur Ausbreitung des heiligen allein seligmachenden Wortes thun würden. Dennoch aber [illegible] der König seine Rede nicht. Auf den Gesichtern der Erfurter [illegible] aber [illegible] zu lesen sein, daß die bisherige Wirkung der [illegible] [illegible] seiner Worte nicht entsprach. Er wendet den Gedanken abermals hin und her. Er [illegible] über die vielen Orter, die er gebracht. Er [illegible] [illegible], daß er nicht gern Jemanden beschwere. Er kenne die Last der Erfurter, [illegible] [illegible], [illegible] er erkenne sie, daß ihre bisherigen Darleistungen — z. B. der Beitrag [illegible] der [illegible] — wider den evangelischen Glauben und darum gegen sie selbst verwandt waren. Er bittet sie, wie er sagt, um der blutriefenden Wunden unsers Herrn Jesu Christi willen, daß sie dies hohe Werk recht bedenken, [illegible] [illegible] [illegible] vor Augen stellen und das übrige gleichfalls thun wollen. Er erinnert abermals an Magdeburg. Er warnt, wie so nöthig es sei, Besatzung in die Stadt Erfurt zu legen und sie wohl zu befestigen, damit ihr nicht dasselbe Schicksal widerfahre. Er fordert die Stadt, daß jetzt die Gemeinden [illegible] eine [illegible] [illegible] zu werden, und die Gerechtigkeiten, die bisher der [illegible] [illegible] [illegible] der Erzbischof von Mainz behauptet, nun für die Stadt zu erwerben. Auch werde der König ihnen sein ganz besonderes Vertrauen [illegible], indem er seinen werthen Schatz auf dieser Erde, die schwedische Königin und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] lasse.

Das Ende der langen Verhandlung war, daß der Rath, die Viertelsherren

und Gildemeister von Erfurt sich verpflichteten dem Könige zu Schweden, dessen Erben und Königreichen, so lange dieser Religionskrieg währe, treu, hold und gewärtig sein, [1] d. h. mit anderen Worten: Erfurt war eine schwedische Stadt. Der Zusatz, so lange dieser Religionskrieg währe, war den Umständen nach nur eine einstweilige Beruhigung der Schwachen, wie sie in solchen Fällen üblich ist. Es könnte nur noch die Frage sein, ob die Erfurter den Eid freiwillig geleistet, wenn das eine Frage sein kann. Sie erhielten schwedische Einquartierung.

Dann nahm der Schwedenkönig die Pastöre und die anderen geistlichen Personen, die evangelischen Professoren der Universität Erfurt, die Lehrer der Schulen in seinen besonderen Schutz, sprach sie frei von aller Einquartierung und allen Kriegsbeschwerden. Man fand und findet auch noch darin eine besondere Fürsorge für die evangelische Religion. Wir haben gesehen, wie Tilly in den rein protestantischen Ländern zwischen Elbe und Ems alle geistlichen Personen bis auf die Küster hinab von Einquartierung und Kriegsbeschwerden befreite.

Die katholischen Geistlichen dagegen zu Erfurt befreite Gustav Adolf nicht von der Einquartierung. Er legte ihnen eine furchtbare Betheuerung auf bei der heiligen Dreieinigkeit, daß sie dem Könige getreu, hold und gewärtig sein würden, daß sie sich von diesem Eide durch kein päpstliches oder anderes Recht und Privilegium entbinden lassen wollten. Es ist seltsam, wie hier der König sich in den Irrgängen seines eigenen Verfahrens verstrickte. Er hatte auf deutschem Boden noch keinen Eid gefordert, dessen Leistung nicht unmittelbar einen Eidbruch voraussetzte. Jeder Fürst, jede Stadt, die ihm schwor, brach den früheren Eid gegen Kaiser und Reich. Dieser frühere Eid beruhte in der natürlichen Ordnung der Dinge, in der Stellung des Kaisers als Oberlehnsherr und Quelle aller Gerichtsbarkeit. Dieser freiwillig geleistete Eid ward gebrochen, weil Gustav Adolf mit verständlicher Hindeutung auf die Mündungen seiner Kanonen, oder auch durch den vorgehaltenen Köder eines Versprechens einen anderen Eid für sich forderte. Durfte er hoffen, daß die Menschen dann, wenn etwa eine stärkere Macht über sie kam als die seinige war, fester an dem erzwungenen Eide halten würden, als sie seiner Macht gegenüber gehalten hatten an dem freiwillig geleisteten? Die einzige praktische Folge solcher neuen Eide war die Verwirrung und Bekümmernis der Gewissen rechtlicher Menschen: vertrauen und sich verlassen auf solche Eide durfte der König nicht. Wenn Tilly ihn einmal wieder schlug, so zerschnitt das Schwert alle Bande solcher erzwungenen Eide für den Fremden.

Auch die Jesuiten von Erfurt traten vor ihn. [2] Sie vor Allen hatten ihn zu fürchten. Sie wußten, daß der Jesuit, der den schwedischen Boden betrat, eben darum sterben mußte von Henkershand. Waren sie sicher, daß der Schwedenkönig die Stadt Erfurt nicht als seinen Boden betrachtete? Sie warfen sich ihm zu Füßen. Er gebot ihnen aufzustehen, und hielt auch ihnen eine besondere

[1] Chemnitz S. 227 und Theatrum Europ. II. 463 sprechen von der Huldigung an Gustav Adolf und seine Allirten, der Soldat suedois setzt I. 148 das Haus Sachsen ausdrücklich zu. Eben so Khevenhiller XI. 1880.

[2] Soldat suedois I. 148.

In ähnlicher Weise verfuhr der Schwedenkönig gegen alle Städte. Er schickte seine Boten voraus nach Schweinfurt. Sie redeten von Gewissensfreiheit, Erlösung von Glaubensdruck, um derenwillen der König gekommen sei. Zum Schlusse folgte die übliche Hinweisung: wenn man die angebotene Freundschaft in Güte nicht annehmen wolle: so seien Kanonen da. Das wirkte. Die Schweinfurter unterhandelten.

Und weiter sendete der König seine Boten aus an die deutschen Reichsstädte, nach Nürnberg, nach Ulm, nach Straßburg. Der Sieg von Breitenfeld gab Nachdruck. Tilly war geschlagen. Das kaiserliche und das ligistische Heer war zerstreut. Eine Aussicht des Widerstandes dieser Mächte gegen den Schweden schien nicht mehr da zu sein. Was also sollten die Patrizier der deutschen Reichsstädte thun? Der Rath der Stadt Nürnberg berief sich auf Eid und Pflicht gegen Kaiser und Reich. Er berief sich darauf, daß er erst neulich noch auf die Forderung des Generals Aldringer im Namen des Kaisers das Gelöbnis der Pflicht erneuert und zwar härter als zuvor. Es war ferner erst kurz vorher im Namen des Kaisers ein Abgeordneter, Namens Dr. Poppe, in Amberg eingetroffen, hatte den Nürnbergern große Versprechungen gethan, hatte ihnen versprochen ein Blanket mit des Kaisers Hand und Siegel auszuwirken, auf welches die Stadt diejenige Versicherung schreiben könne, deren sie vom Kaiser begehrte.[1] Wahrlich, wenn eine solche Stadt, die dazu in sich die Mittel besaß auch allein für sich dem fremden Könige zu widerstehen, wenn diese Stadt eid- und pflichtvergessen von ihrem Kaiser abfiel, der ihr nicht die geringste Zumuthung einer Bedrängnis jemals gemacht: so war ein solcher Abfall nicht die Schuld des deutschen Kaisers. Das lag offen vor Augen. Die Nürnberger, meinten die Schweden, wollen sich nicht gern einer Untreue beschuldigen, wollen sich nicht nachreden lassen, als ob sie liederlicher Weise, ohne Noth und Ursache vom Kaiser abtrünnig und wortbrüchig geworden seien. Deshalb mußte die Ursache und die Noth gefunden werden. Auf den Bericht des schwedischen Abgeordneten Chemnitz[2] aus Nürnberg an den König meldete Gustav Adolf den Patriziern: „Weil ihr euch auf meine Anmahnung nicht nach meinem Willen entschließt, sondern in kaiserlicher Treue, oder mindestens neutral beharren wollt: so erkläre ich, daß ich von keiner Neutralität etwas wissen will, sondern vielmehr diejenigen Protestanten, die sich darauf berufen, nicht anders wie meine Feinde behandeln will. Wenn die Stadt Nürnberg sich nicht eines Anderen und Besseren besinnt: so werde ich sie und ihre Unterthanen mit Schwert, Mord und Brand, wie die ärgsten Feinde verfolgen, so werde ich die Bürger und Einwohner, wo ich sie finde, niederwerfen, ihre Güter preis machen."

Das Schreiben des Königs ward gelesen im größeren Rath der Nürnberger, der aus etwa hundert Patriziern bestand. Es erschien ihnen die genügende

[1] a. a. O. S. 217.

[2] Es waren drei da cf. Murr, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 40.

auch von diesem noch keinen bestimmten Befehl habe, so solle er sich zurückziehen, um Böhmen decken zu helfen.[1]

Dieser Befehl indessen kam zu spät. Bei Fritzlar in Hessen stießen am 30. September / 10. Oktober Aldringer und Fugger zu Tilly.[2] So nahe nun der Gedanke lag, dessen Ausführung Maximilian von Bayern wünschte, den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel, der durch unsägliche Brandschatzungen seiner Nachbaren ein Heer zusammen gebracht, einmal für immer schnell zur Ruhe zu bringen: so konnte doch Tilly diesen Plan nicht ausführen. Ihn rief der größere Gegner. Er wandte sich von Fritzlar aus über Fulda nach dem Frankenlande. Er hatte wieder 18,000 Mann zu Fuß und eine starke Reiterschaar.

Es war die Absicht Tillys Gustav Adolf aufzusuchen und abermals mit ihm zu schlagen. In späterer Zeit, schon ein Jahr hernach, ward gegen den Kurfürsten Maximilian von Bayern die Anklage erhoben: Tilly habe es also gewollt, und der Kurfürst habe ihm durch seine Instructionen die Hände gebunden.

Nicht also liegt die Sache. Tilly hat allerdings in jener Zeit eine Abmahnung gegen ein neues Treffen empfangen, nicht von München her, sondern von Brüssel. Die Infantin vernahm die Nachricht, daß Tilly abermals auf ein Treffen ausgehe, mit großer Sorge. Sie bat ihn: er wolle nicht die katholische Religion und das deutsche Reich dem Entscheidungswurfe einer einzigen Schlacht anheimstellen.[3] Die Antwort Tillys beweist, daß er sich an diese Bitte, diesen Rath der Infantin — denn einen Befehl ihm auszusprechen hätte sie kein Recht gehabt — nicht binden wollte. Er weist den Rath zurück.[4] Er sucht es der Infantin klar zu machen, daß die Kriegführung in Deutschland von der herkömmlichen in den Niederlanden ganz verschieden sei. In den Niederlanden pflege ein Kriegeszug ein bestimmtes, fest abgegrenztes Ziel zu haben. Dem entspreche die jedesmalige geringere Heeresrüstung, sowie die Vorräthe an Lebensmitteln und Kriegeszeug nach einer festen Ordnung. Anders sei es in Deutschland, wo jegliche Stunde Veränderungen eintreten, wo die Zahl und die Kräfte der Feinde groß sei und an verschiedenen Orten, wo man darum größerer Heeresmassen bedürfe, wo man ferner wegen der Veränderungen genöthigt sei Entschlüsse zu fassen nach den Umständen. Wir sehen aus diesen Worten: Tilly lehnt es ab sich nach fernher gegebenen Instructionen zu richten. Indem er nachweist, daß die alte Methode des niederländischen Krieges auf denjenigen in Deutschland nicht mehr anwendbar sei, sagt er deutlich genug, daß er freie Hand haben wolle zu thun und zu unterlassen nach den Umständen und nach eigenem Urtheile.

Diese freie Hand beließ ihm sein eigentlicher Kriegsherr Maximilian von Bayern. Auf die Nachricht daß der Schwedenkönig bereits zu Coburg angelangt,

[1] a. a. O. S. 123.
[2] Chemnitz 234.
[3] Das Schreiben der Infantin bei Villermont, Tilly II. 434. Nr. 195.
[4] a. a. O. S. 438. Nr. 198.

Thore der Stadt Würzburg schwedische Trompetenstöße.[1] Der Trompeter forderte freien Durchzug für das Heer durch die Stadt. Im Falle gutwilliger Oeffnung der Thore verhieß der König seinen gnädigen Schutz. Wo nicht, so werde er Gewalt brauchen, alle Greuel der Plünderung und Verheerung loslassen, des Kindes im Mutterleibe nicht schonen und das grausame Verfahren Tillys gegen Magdeburg an der Stadt Würzburg vollkommen rächen. Schon nach einer Stunde gewahrte man den schwedischen Vortrab. Ein Oberstallmeister des Königs ritt an das Thor und redete zu dem Stadtrathe in ähnlichen Worten, wie vorhin der Trompeter. Die Stadt war nicht zu halten: man hoffte nur Schonung für dieselbe zu erwirken. Der Bischof war schon vorher geflüchtet. Seine Räthe und der Magistrat entwarfen eine Capitulation, schickten sie an den König und baten um Genehmigung und Unterschrift. Die Antwort lautete: die Schrift sei zu weitläufig. Der König könne die Punkte nicht einzeln erwägen; doch gebe er sein Ehrenwort, daß er sie halten und vollziehen wolle. Das genügte den besorgten Beamten nicht. Sie schickten die Capitulation abermals zurück mit der Bitte um die Unterschrift des Königs. Gustav Adolf war oder stellte sich durch das Mistrauen sehr beleidigt. Er versprach am folgenden Morgen in der Stadt zu unterschreiben, und drohte, wenn man ihm die Thore nicht zur bestimmten Stunde eröffne. Man öffnete. Gustav Adolf zog ein und forderte zunächst von der Stadt 150,000 Rthlr. Kriegssteuer. Man bat die Summe auf 100,000 herab.

Die Stadt war in schwedischen Händen. Nur das Schloß Marienberg, das am anderen Ufer des Mainstromes von einem jähen Felsen auf die Stadt hernieder schaut, mußte mit Gewalt genommen werden. Auch das gelang dem stürmenden Muthe, dem das Glück lächelte. Doch wiederholen wir das früher schon Erzählte. In dem Marktflecken Lauringen hatte ein Hauptmann mit einer Compagnie der Landesmiliz ein steinernes Haus eine zeitlang vertheidigt. Die Bauern wurden sämmtlich niedergemacht, der Hauptmann gefangen vor den Schwedenkönig geführt. Dieser gebot den Gefangenen sofort aufzuhängen, weil er sich an einem so schnöden Orte widersetzt. Der Profoß war nicht zur Stelle. Der Gefangene bat um sein Leben, und erhielt dasselbe endlich geschenkt für das Versprechen: er wolle dem Könige Ort und Stelle anweisen, wo das Schloß von Würzburg am bequemsten anzugreifen sei.[2]

Beim Eindringen der Schweden in die erstürmte Burg baten viele Stimmen um Quartier. Also auch war es in Frankfurt a. d. O. geschehen. Dort hatte die Antwort gelautet: Quartier von Neubrandenburg. Dieß trat fortan in den Schatten gegen das größere, gegen Magdeburg. Zu Marienberg lautete die Antwort: das Quartier von Magdeburg. Was immer dort lebendig war: Soldaten, Geistliche, Mönche, die Weiber der Soldaten: es ward alles niedergehauen. Mit Grauen und Entsetzen, mit Furcht und Beben vernahmen die

[1] Scharold, Geschichte der schwedischen Zwischenregierung in Würzburg S. 15.
[2] Chemnitz S. 230.

Schweden erfahren habe.[1] Also könnte sich die Sache verhalten, wenn man den Reden des Schwedenkönigs Glauben schenkt. Er hatte in Erfurt den Bürgern erzählt,[2] seine Soldaten seien früher so wohl disciplinirt gewesen, daß keiner von denselben wider den Willen des Eigenthümers eine Traube in einem Weinberge angerührt haben würde. Aber vom Feinde seien viele Undisciplinirte zu ihm übergelaufen, und es koste ihm viele Mühe diese zur Ordnung zu bringen. Also hatte der Schwede zu den Bürgern von Erfurt öffentlich geredet. Wer mochte es da wagen ihm zu widersprechen? — Allein die Briefe des Königs an seinen Kanzler, die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, haben uns gezeigt, daß das schwedische Heer von Anfang an auf deutschem Boden nur gelebt hatte vom Raube. Im Frankenlande bestand der Unterschied gegen früher nur in der Maßlosigkeit. Die schwedischen Soldaten unterhielten unausgesetzt an den Gittern vor der Domkirche vier offene Spieltische, wo sie ganze Säcke mit Dukaten und Thalern stehen hatten.[3] Dagegen konnte der Bürger nicht einmal einen Sack mit Getreide oder Mehl zu oder von der Mühle bringen. Die Soldaten nahmen es ihm unter dem Thore oder in der Mühle ab und verkauften es. Das Land war gesegnet und reich. Nach wenigen Wochen der Anwesenheit der Schweden stieg das bleiche Gespenst des Hungers drohend empor.

Der Schwedenkönig war, wie immer in solchen Fällen, mit gütigen Worten mild und freigebig. „Wir haben erwartet," sagt er,[4] „daß die Fürsten der Liga als redliche Patrioten die Einführung des absoluten, allen Deutschen verhaßten Dominates misbilligen und gegen uns nicht feindlich verfahren würden. Diese unsere Ansicht stützte sich darauf, daß das Collegium der Kurfürsten zum öfteren, namentlich auf dem letzten Convente zu Regensburg öffentlich erklärt: der Krieg gegen uns sei ohne ihr Wissen und Willen und wider die Fundamentalgesetze des Reiches unternommen und darum auch von ihnen nie gebilligt worden." An diesen Reden war nur so viel wahr, daß die Kurfürsten dem Kaiser mit besonderer Rücksicht auf Wallenstein eine leise Rüge über den Mangel an Vorsicht ausgesprochen hatten. Aber der Schwede fuhr fort. Dessen ungeachtet habe die Liga sich feindlich gegen ihn gestellt. Er habe zwar, meint er, alle erwünschte Gelegenheit, auch Fug und Macht alsbald nach dem Rechte der Wiedervergeltung dasjenige vorzunehmen, was anderen getreuen Reichsständen und vielen Millionen seiner Glaubensgenossen, den armen Leuten, ganz unverschuldeter Weise von seinen Feinden begegnet sei. Aber sein königliches Gemüth sei zu dergleichen Extremitäten nicht geneigt, sondern suche den Frieden. Wir kennen bereits die Weise des Schweden mit solchen Worten etwas Neues und Besonderes einzuleiten. So ist es auch dießmal. Das Land ist verwaist, erklärt der Schwedenkönig. Es hat keinen Herrn. Einige haben Niemandem geschworen, die anderen haben dem Bischof Franz allerdings gehuldigt, sind

[1] Gfrörer S. 880 (3te Auflage).
[2] Theatrum Europ. II. 460.
[3] Scharold S. 48.
[4] Arlanibaeus, arma S. p. 235.

von diesem ohne Noth verlassen worden. Deshalb erbietet sich der Schweden-
gnädig, wie er sagt, hält es auch für durchaus nöthig sich des Landes
r armen Unterthanen anzunehmen. Er bestellt eine Landesregierung,
len Beamten und Unterthanen derselben gehorsam zu sein. Die
.. von Würzburg wird auf das Juliushospital berufen, und schwören
dem Schwedenkönige den Eid der Treue. Würzburg ist eine schwedische
t, und ferner dann läßt sich der Schwedenkönig huldigen als Herzog des
enlandes.[1]

Aber eben dasselbe Herzogthum Franken hatte der Schwedenkönig wenige
chen zuvor dem Herzoge Wilhelm von Weimar versprochen. Dieser mahnte
und erinnerte daran durch einen Gesandten. Der Schwedenkönig erwiederte:
„Es gibt noch der Länder genug zu verschenken, wenn euer Herr treu und
fleißig ist.“ Das brachte damals die weimarischen Herzöge und später den Geschichtschreiber ihres Hauses in nicht geringe Aufregung.[2] Uns Späteren will es scheinen, daß der Unmuth über diese Behandlung uns mehr befremdet, als die Behandlung selbst. Durften diejenigen, welche Eide brachen oder hielten je nach den Umständen, welche den Kaiser um Verzeihung baten, wenn er mächtig war, und wieder von ihm abfielen, wo sich ihnen eine Aussicht auf Kriegführen und Beutemachen eröffnete, durften diese Fürsten erwarten, daß der Schwedenkönig sein Versprechen halten werde, auch gegen seinen Vortheil? Gustav Adolf that nicht bloß dieß. Während er Franken für sich nahm, das er an Wilhelm von Weimar versprochen, erschien bei ihm in Würzburg der Herzog Georg von Lüneburg-Celle, um gleichfalls ein Bündnis mit dem Schweden abzuschließen. Gustav Adolf hatte den Weimarer Herzögen auch das mainzische Eichsfeld versprochen: nun, da Georg von Lüneburg es sich ausbat, versprach er es auch diesem.[3] Auch der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel bat damals dasselbe Eichsfeld sich aus, zunächst zur Contribution für sein Heer. Gegen diesen war der Schwedenkönig etwas offener. Er war anfangs nicht abgeneigt dasselbe Land auch diesem dritten Bittsteller zu bewilligen. Dann jedoch strich er die Forderung mit dem Bemerken, daß er selber das Eichsfeld für seine Reiterei nicht entbehren könne.[4]

Dessen ungeachtet ward Gustav Adolf durch seine Politik nicht behindert dieß Land zugleich diesem und jenem zu versprechen. Es gelang ihm durch solche Versprechungen die Fürsten einstweilen an sich zu binden, sie zum Verrath an ihrem Kaiser und dem Reiche zu bewegen, sie zu hindern, daß sie nach Pflicht und Recht mit dem Kaiser gegen den fremden Eindringling standen. Daß nachher weder der Eine noch der Andere das Versprochene erhalten, daß Gustav Adolf es nur für sich selber nehmen würde, hätten sie nach dem bisherigen Verhalten des Schwedenkönigs, nach seinem Verfahren in Pommern wider seinen Schwager

[1] Gropp, Würzburger Chronik I. S. 431. Scharold, Beilage II.
[2] Röse, Bernhard &c. I. 76.
[3] v. d. Decken, Herzog Georg, Band II. S. 21. cf. Aktenstücke Nr. 119
[4] Rommel VIII. 156 Nr. 197.

von Brandenburg sich selber sagen können. Welches Recht hatten die deutschen Fürsten bei dem Schwedenkönige eine Gewissenhaftigkeit vorauszusetzen, die ihnen selber abging? — Die eine Gewissenhaftigkeit war der anderen werth, sagt der schwedische Geschichtschreiber.[1] In der That, das Wort faßt die ganze Sache in sich.

In zwei Erzbisthümern des deutschen Reiches, in Magdeburg und in einem Theile von Mainz, hatte der fremde König für sich und seine Erben den Eid der Erbhuldigung von den Deutschen erzwungen. Würzburg war gefolgt, und der Schwedenkönig nannte sich nun Herzog von Franken. Gegen Bamberg entsendete er den General Horn. Er selber brach im Anfange Novembers von Würzburg auf nach Mainz. Er hatte kaum 12,000 Mann.

Es ist die Frage, ob nicht auf diesem Marsche Tilly leicht ihn hätte angreifen können. Man hat gesagt: der Schwedenkönig sei wie in Tillys Hand gewesen. Tilly habe nur die Hand zu schließen brauchen, um den Schwedenkönig darin zu erdrücken. Von dem etwa zersprengten Schwedenheere würde in den Schluchten des Spessart den Bauern auch nicht ein Mann entkommen sein. Also auch sei es Tillys Wille gewesen, sagt man. Er habe sich auf den Schwedenkönig stürzen wollen. Da sei ihm Befehl von München zugekommen nichts zu wagen, weil man keine Reserve habe.[2] Mit Thränen in den Augen habe der alte Tilly sein Unglück beklagt, daß es ihm nicht gestattet sei den Feind und Verderber zur gerechten Züchtigung zu ziehen; aber er habe gehorcht, weil es die Pflicht des Soldaten sei zu gehorchen. Er habe dem Gehorsame des Soldaten den Ruhm des Feldherrn zum Opfer gebracht.

Es ist unverkennbar, daß die persönliche Stellung des Schweden Gustav Adolf dem deutschen Feldherrn gegenüber damals dem ersteren mehr als je zuvor einen großen Vortheil sicherte. Dieser Vortheil war die Einheit des Willens und des Planes. Gustav Adolf war König, war unumschränkter Herr seines Thuns und Lassens. Tilly war General nicht bloß eines, sondern verschiedener Kriegsherren, des Kaisers und der Liga. Dieser Nachtheil klebte von Anfang an seinem obersten Generalate an. Die ungünstige Wendung der Dinge hatte diesen Nachtheil weiter entwickelt. Im Grunde war Tilly der General des Kurfürsten Max von Bayern. Denn wir haben hier Maximilian und den Bund zu unterscheiden. So lange das Glück der Liga lächelte, waren die Mitglieder mit der Leitung durch den Bundesobersten wohl zufrieden. Es verstand sich das alles, wie es schien, von selbst. Tilly siegte nah und fern, und der Bund bemaß seine Ansprüche und seine Stellung nach den Siegen, welche Tilly errang. Als das Unglück an die Thüre pochte, verlangte jeder Einzelne zuerst und zunächst Schutz für sich. Der Kurfürst Anselm Casimir von Mainz erhob laute Klage,[3] daß Tilly über den Main südwärts fortziehe nach dem Odenwald. Er fragt, ob denn sein Erzstift

[1] Geijer III. 195.
[2] Khevenhiller XI. 1881.
[3] Theatrum Europ. II. 474. Schreiben vom 26. October.

Würzburg nach Hanau aufbrach.[1] Es ist nicht anzunehmen, daß der umsichtige, alles berechnende Schwedenkönig in solcher Weise diesen Marsch unternommen haben würde, wenn derselbe so gefährlich war. Seine Briefe aus damaliger Zeit, auf welche man Gewicht gelegt hat,[2] verrathen Unruhe und Sorge, aber nicht sosehr in Betreff dieses seines Marsches, als vielmehr seiner ganzen Stellung. Der Marsch wurde vielmehr sehr ruhig vollzogen. Ein alter schwedischer Oberst meinte:[3] dieser fünftägige Marsch von Würzburg nach Aschaffenburg habe eher das Ansehen einer Lustreise als einer Kriegsunternehmung gehabt. Die Soldaten hatten Zeit genug auf dem Marsche keinen katholischen Marktflecken, kein Dorf ungeplündert zu lassen.[4]

Dennoch war ungeachtet aller Erfolge des Schwedenkönigs seine Lage noch immer nicht glänzend. Täglich noch fand er Gewaltmaßregeln nöthig, um stark zu werden an Geld und Mannschaft.[5] Er fälschte die Münze, um in schlechtem Gelde den Soldaten den rückständigen Sold zu bezahlen. Es bedarf nicht einer Erörterung, daß die Soldaten des Königs keine Neigung hatten den Schaden selbst zu tragen, sondern ihn dem deutschen Bürger und Landmanne aufwälzten. In Schweden gab der König dem schlechten Kupfergelde Zwangscurs. Eben so sehr als Geld lag ihm die Verstärkung an Mannschaften am Herzen. Jeder Brief von ihm an seine Generale athmet den Eifer dafür. „Gebt Werbepatente aus!" schreibt er im December 1631.[6] „Bestimmt die Sammelplätze. Nehmt dabei weder auf Freunde, noch auf Unfreunde Rücksicht, wenn ihr nur an Leuten euch verstärkt. Benutzt dazu alle Mittel, sowohl bei Feinden, als bei Freunden!"

Erwägt man die Tragweite dieser Vollmacht? Sehen wir an einem Beispiele, wie dieselbe ausgeführt wurde. Die kaiserliche Besatzung zu Wismar capitulirte im Januar 1632.[7] Der schwedische Feldmarschall Ako Tott machte am 6. Januar dem kaiserlichen Obersten Gram Vorwürfe, daß er die Capitulation nicht halte, nicht zur bestimmten Zeit ausziehe. Gram entschuldigte sich über den Verzug, und stellte den Tag des Auszuges in den Befehl des Ako Tott. Demgemäß ward der 12. Januar 1632 dazu bestimmt.

Die Kaiserlichen ziehen aus, unangetastet. Unterwegs versucht ein Lieutenant unter den Marschirenden heimliche Werbung für Schweden. Der Oberst Gram läßt ihn erschießen. Der offizielle schwedische Geschichtschreiber, dem wir folgen, fügt hinzu: „aus Jähzorn, unbedachtsamer Weise." Es wäre die Frage, ob dieser Jähzorn nicht die Anwendung des Kriegsrechtes war, das allen civilisirten Völkern gemein ist. Aber Ako Tott erfährt es. Es verdrießt ihn heftig. Dazu erwägt er nun, daß Gram seinen Abzug so lange verschoben. Aber

[1] Geijer III. 200.
[2] a. a. O.
[3] Harte, Gustav Adolf II. 37.
[4] Arlanibaeus, a. S. p. 241.
[5] Geijer III. 202.
[6] Geijer III. 200
[7] Chemnitz I. 255.

es ab. „Ich selbst," erklärte er, „bin jetzt für euch der Kurfürst von Mainz; denn ich habe seine Stadt Aschaffenburg in meiner Gewalt." Dieser schwedische Grund mochte den Frankfurtern sonderbar erscheinen; aber wer durfte denken an einen Einwurf gegen diesen Mann und seine Kanonen? — „Ich will euch," fuhr der König fort, „eben so kräftige Absolution ertheilen, wie der Prälat. Ich sehe wohl, ihr wollt mir nur den kleinen Finger reichen; aber ich will die ganze Hand."

Der letzte Grund des Königs gegen eine Stadt, die sich des Kaufhandels beflis und nicht der Waffen, war entscheidend wie immer. Bevor noch die Boten des Rathes wiederkehrten, stand Gustav Adolf vor den Thoren. Der Rath fügte sich. Nur die Einlegung einer Garnison, bat er, möge der König nicht verlangen. Die Bitte des Rathes mochte für erst weniger wirksam sein, als die Erwägung das Heer nicht zu schwächen. Der König legte nur 600 Mann in Sachsenhausen.

Und dann zog er durch die Stadt Frankfurt a. M., der fremde Eroberer, der erste, der jemals sie betrat, seitdem es ein heiliges römisches Reich deutscher Nation gab. In derselben Stadt, die bei jeder Kaiserwahl eifrig ihre Rechte wahrte vor dem Kaiser und den Fürsten des deutschen Reiches, jauchzte nun der große Hause jubelnden Beifall dem fremden Könige entgegen, der alle Ordnungen dieses Reiches mit Füßen trat. Er verstand es ja so meisterlich die Gemüther der Menge zu gewinnen. Er brachte grüßend und neigend den Hut nicht wieder auf den Kopf, sagen die Berichterstatter. Was auch wollte man mehr? Die Weiber von Frankfurt waren tief gerührt. Und doch wurden noch andere Erwartungen übertroffen. Der König hatte geboten, daß das Heer in fest geschlossener Ordnung die Stadt durchziehe. Zwei Soldaten mochten glauben, daß das nicht so buchstäblich zu nehmen sei. Sie verließen ihre Reihen, um zu plündern. Sie wurden festgenommen, und der König erklärte den Frankfurtern, daß sie gehängt werden sollten.

Es ist wichtig zu bemerken, daß dieß Festnehmen zweier Soldaten in den menschengefüllten Straßen von Frankfurt gemeiniglich als der stärkste Beweis für die gute Mannszucht des Schwedenkönigs gilt. Wir haben aus seinen eigenen Berichten im Sommer desselben Jahres, wir haben aus dem Verfahren in dem wehrlosen Franken gesehen, ob von einer eigentlichen Manns- und Kriegeszucht im schwedischen Heere unter Gustav Adolf die Rede sein kann. Nur auf diese Zeugnisse legen wir Gewicht, und nicht auf eine Meinung.

Damals hatte der alte Tilly sich von Rothenburg an der Tauber weiter ostwärts gezogen und bedrohte die Reichsstadt Nürnberg, die so gewissenlos auf die Drohung des noch fernen Schwedenkönigs eid- und treubrüchig geworden war an Kaiser und Reich. Gustav Adolf erfuhr es zu Frankfurt, und meldete damals das auffallende, in jener Zeit bedeutungsvolle Wort heim: Der alte Teufel mit allen seinen Jüngern liegt vor Nürnberg.[1] Wir werden später auf dieses Wort zurückkommen. Gustav Adolf entschloß sich sofort dahin zu eilen.

[1] Geijer III. 202.

Er berichtet weiter, daß der Kaiser immer wieder darauf zurückgekommen sei: er habe mit großem Verlangen die Rückkehr Questenbergs erwartet, er habe eine bessere Antwort gehofft. Und dann setzt sich der Kaiser nieder und schreibt selber an Wallenstein.[1] Er hält demselben vor, wie die Gefahr wachse von Tag zu Tag. Der Kaiser bittet den Wallenstein näher nach Wien zu kommen, auf daß er dann seine Räthe zu ihm senden könne. Der Kaiser spricht seinem Unterthan die Hoffnung aus: dieser werde in der gegenwärtigen Noth ihm nicht aus den Händen gehen, viel weniger ihn verlassen.

Also der Kaiser. Dann berief er auf den folgenden Tag[2] eine Versammlung des Staatsrathes. Ob er dort mittheilte, was zwischen ihm und Wallenstein bereits geschehen? Man sprach über Wallenstein.[3] Es erhoben sich einige Stimmen mit Nachdruck gegen ihn. Es war der spanische Botschafter vor Allen, der vorschlug lieber dem Sohne des Kaisers, dem Könige von Ungarn den Oberbefehl zu geben, und ihm erfahrene Kriegeshäupter an die Seite zu stellen. Ihm stimmten Andere bei. Dem jungen Könige, sagten sie, wird Jedermann vertrauend entgegen kommen, ihm bereit sein mit Opfern: Wallenstein dagegen ist sehr verhaßt im Reiche, ihm trägt Niemand willige Gesinnung entgegen. Die Kurfürsten, die so viel sich bemüht, um ihn zu beseitigen, werden sich fürchten vor seiner Rachgier. Die feindselig Gesinnten werden noch mehr verbittert, die Anderen, die bisher noch vertraut, werden durch die Wiedereinsetzung des Friedländers dem Kaiser abgewendet werden. — Sie haben hervor, daß Wallensteins Nachgiebigkeit bei der Entlassung nur Schein und Verstellung gewesen, daß er sich mit Leib und Seele dem höllischen Rachen verschworen, wenn er dem Kaiser jemals wieder dienen würde. Allzu gefährlich sei es einem Manne, der sich beleidigt glaube, den alle Welt und auch seine Freunde für rachgierig halten, das Schwert und die gesammte Macht wieder in die Hände zu geben. Es sind Abgesandte von Schweden, von Holland, von Arnim zu Wallenstein gegangen: was hatten sie mit ihm zu thun?

Der Kaiser jedoch, dessen Glaube an Wallenstein in Kern und Wesen bis dahin nie erschüttert war, blieb fest. Wallenstein schlug zur Antwort auf den Brief des Kaisers mehrere Orte vor. Der Kaiser erwählte davon Znaym in Mähren. Mithin hatte das Podagra bei Wallenstein bereits abgenommen. Es war die Absicht des Kaisers den Antrag zu thun, daß Wallenstein das Commando unter dem Könige Ferdinand von Ungarn übernehme.[4] Der junge König machte sich diesen Gedanken ganz zu eigen. Er schrieb an Wallenstein einen freundlichen Brief.[5] Er versicherte im Voraus, daß er für die willfährigen Dienste desselben immer erkenntlich sein werde. Kannten sowohl der Vater, wie der Sohn so wenig diesen Mann? Wallenstein beugte vor. Man möge sich

[1] Dudik a. a. O.
[2] Dudik S. 153. 154
[3] Khevenhiller XI. 1931.
[4] Khevenhiller a. a. O.
[5] Förster II. S. 191 Nr. 312. 8. December 1631.

aber der Herzog erklärte nach einem Besuche in München ihnen zu Donauwörth, daß er heimziehen wolle.[1] Also geschah es. Tilly hatte am Ende des Jahres 1631 noch 5000 bis 6000 Mann.[2] Was konnte er noch ausrichten gegen den übermächtigen Schweden?

Gustav Adolf hatte im December 1631 freie Hand gegen Mainz. Er benutzte dieß.

Bevor wir dahin ihm folgen, haben wir nachzuforschen, ob denn nicht auch aus jenen traurigen Tagen eine andere Stimme, als die des Schweden oder der Widerhall derselben unser Ohr erreicht. Wir sehen, wie aus so vielen Deutschen alle Ehrfurcht und Scheu vor beschworenen Eiden und Pflichten gewichen, wie der Name einer deutschen Nation unterzugehen scheint, wie so viele in der Furcht vor den Drohungen des Schweden anscheinend willig seinen Lockungen folgen, und eben so wie er seine Gewalt, sie ihrerseits ihre Furcht unter den wohlklingenden Namen des Eifers um die Religion und das Wort Gottes verstecken. Ist denn nicht auch ein Lichtblick vorhanden?

Wir vernehmen diese Stimme, wir ersehen diesen Lichtblick in Hessen-Darmstadt. Während in Hessen-Cassel jederzeit Fürst und Stände in erbittertem Streite begriffen sind, weil die Ritter- und Landschaft deutsch und treu, der Landgraf bald französisch, bald holländisch, bald schwedisch, immer aber undeutsch gesinnt ist, sehen wir in dem Lande Hessen-Darmstadt erst Ludwig, dann seinen Sohn Georg in völliger Eintracht mit den Ständen, weil nämlich beide Theile deutsch und kaiserlich gesinnt sind. Mehr als einmal taucht in den Landgrafen von Cassel, in Moritz und Wilhelm, die Besorgnis auf, daß ihre Stände lieber dem Vetter von Darmstadt huldigen würden. Wie Wilhelm in Cassel den Spuren des Moritz folgte, so trat Georg in Darmstadt in die Fußstapfen seines Vaters Ludwig. Wo immer eine Aussicht zum Frieden für das gequälte Deutschland sich bot, wo ein leiser Hoffnungsschimmer auftauchte, da war Georg rastlos thätig zur Vermittelung.[3] Er genoß Vertrauen von beiden Seiten, weil seine Anhänglichkeit an Kaiser und Reich eben so unzweifelhaft war, wie sein Lutherthum. Vor allen Dingen hatte er noch zuletzt sich um den Frieden redlich bemüht auf dem Tage zu Frankfurt im August desselben Jahres, wo die Gesandten katholischer und protestantischer Fürsten sich beredeten über das Restitutionsedict. Die zweideutige Haltung von Georgs Schwiegervater, dem Kurfürsten von Sachsen, hatte damals, wie wir gesehen haben, alles vereitelt.[4] Der Kaiser und der katholische Reichstheil trugen nur die unfruchtbare Anerkennung davon, daß die Frage des positiven Rechtes zu Gunsten des Restitutionsedictes sei. Georg kehrte bekümmert heim, um doch sogleich nach der Kunde des Tages von Breitenfeld abermals sein Anerbieten zur Vermittelung des Friedens zu erneuern.

[1] Dudik S. 201.

[2] Also der Bischof F. W. von Osnabrück an die Infantin zu Brüssel. Jan 1632 Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[3] Rommel VIII. 168.

[4] Sogar Rommel VIII. 170 Nr. 219 gibt verblümt dieß zu.

Wir werden auf das Schicksal dieser Friedenserbietungen zurückzukommen, werden zu ersehen haben, wie der deutsche Kaiser Ferdinand, wie der
enkönig Gustav Adolf dieselben aufnahm.

nterdessen nahten Gustav Adolf von einer, der gierige Vetter von Cassel
er anderen Seite dem Lande Hessen-Darmstadt. Schon zog Wilhelm ohne
agen und zu bitten, durch Oberhessen, ordnete Quartiere an nach eigenem
efallen und schrieb Brandschatzungen aus im Lande seines Betters.[1] Man
-ußte, daß der Schwede eine Neutralität nicht dulde. In dieser Bedrängnis rief der Landgraf Georg seine Stände, Prälaten, Ritter und Landschaft nach Gießen, und verlangte von ihnen ein offenherziges und ganz freies Gutachten, ob er bislang einen sicheren, zur Verschonung von Land und Leuten dienlichen Weg eingeschlagen.[2] Er fragte ferner, wenn er darin gefehlt, wie das zu verbessern sei. Er fragte, was er dem Schwedenkönige antworten solle, der die Festungen des Landes und den Anschluß an Schweden bereits gefordert habe.

Wenn in ähnlicher Weise auch das Geschlecht der Landgrafen von Cassel vor dem Verrathe an Schweden die nicht minder kaiserlich und deutsch getreu gesinnten Stände von Cassel hätte fragen wollen und dürfen: so hätte der Quell des Elendes und Jammers, welches die Eigenmacht und Habgier dieses Hauses über Deutschland und Hessen insbesondere brachte, im Voraus gestopft werden können.

Die Stände von Hessen-Darmstadt thaten am $^{14}/_{24}$ November zu Gießen ihrem Landgrafen einhellig ihre Meinung kund. Sie sind überzeugt, sagen sie, daß der Landgraf bisher den besten und heilsamsten Weg eingeschlagen. Deshalb preisen sie voll aufrichtigen Dankes gegen seine bisherige landesfürstliche Fürsorge die Vorsehung, welche so christliche Gedanken in sein Herz gelegt. Indem sie ferner betrachten, daß weder der Landgraf, noch sein Land bisher auf kaiserlichen Befehl feindlich überfallen, noch des kaiserlichen Schutzes beraubt worden sei, finden sie trotz aller Beschwerungen, die in Kriegszeiten unvermeidlich sind, keine verantwortliche Ursache aus dem hochbetheuerten schuldigen Gehorsam gegen die kaiserliche Majestät zu treten, sich mit dem Könige von Schweden zu vereinen, ihm feste Plätze zu übergeben, und dadurch die Mittelstraße der strengen Parteilosigkeit zu verlassen.

Es ist die Erklärung einer conservativen protestantischen Corporation, das Wort unabhängiger Lutheraner. Eben dieses Wort, das auch in Darmstadt nur noch so lange frei an's Licht treten konnte, als weder schwedische, noch casselische Söldner im Lande standen, eben dieses Wort muß uns späten Nachkommen maßgebend sein für die Auffassung des Krieges selbst. Jede Zeile des Gutachtens der lutherischen Prälaten, Ritter und Landschaft von Hessen-Darmstadt athmet deutsche, dem Kaiser und dem Reiche getreue Gesinnung. Die Lüge des Religionskrieges wird nicht einmal erwähnt. In der That, sie mußte ehrliebenden, unabhängigen Männern allzu verächtlich sein.

[1] Senkenberg XXVI. S. 407.
[2] Rommel VIII. 171.

Wir fügen ein anderes Zeugnis hinzu. Im Namen des Königs Gustav Adolf forderte Salvius den Grafen Ulrich von Ostfriesland, den Blutsverwandten des Königs, auf zu einer Beisteuer für das evangelische Wesen.[1] Ulrich erwiederte: seine Stände erklärten, sie hätten mit diesem evangelischen Wesen nichts zu thun. Salvius meldete zur Antwort: das sei dem Könige schmerzlich und unvermuthet vorgekommen. Der König könne nicht glauben, daß Ulrich als sein Blutsverwandter, die Hand von so christlichen Werken abziehen wolle. Wenn es aber denn nicht anders sein könne, so werde er dem Herzoge Franz Carl, der bereits mit Werbepatenten vom Könige versehen sei, die Sache anbefehlen. Die Stände von Ostfriesland wandten sich nach ihrer Gewohnheit mit flehender Klage an die Generalstaaten. Abermals, sagten sie, drohe ihrem Lande Unheil, Handel und Wandel werde niedergelegt, Jedermann abgeschreckt dort zu wohnen. Denn der schwedische Resident Salvius mache ihnen Zumuthungen und bedrohe sie. Sie faßten abermals einstimmig den Beschluß der Verweigerung jeglicher Beihülfe für den Schweden. Salvius setzte dennoch seine gleisnerischen Reden fort. Der evangelische Glaube des Grafen, meldete er dem Ulrich, sei wohl gut: dennoch müsse nach den Worten der heiligen Schrift der Glaube ohne Werke für todt gehalten werden. Das leuchtete den Ständen ein, nur in etwas anderer Weise. Ein Erbieten der Stände an Salvius persönlich von 1200 Rthlr. überzeugte ihn, daß der Glaube der Stände an seine Sinnesart nicht ein todter Glaube ohne Werke sei, und er fühlte sich nicht bewogen diese Art von Glauben mit dem entsprechenden Werke des Irrthumes zu zeihen. Er machte keine weitere Anforderung.

Die Ostfriesen waren fern von den Kanonen des Schweden: mithin waren sie in der Lage ihre Meinung über das evangelische Wesen desselben in dieser Weise kundgeben zu dürfen. Die Stände von Hessen-Darmstadt waren nicht in gleicher Lage; aber sie redeten, wie wir gesehen haben, durch ihr Schweigen.

Noch während der Versammlung kam Nachricht: der Schwedenkönig habe die Feste Rüsselsheim am Main gefordert und wolle im Falle des Widerstandes das Land Hessen-Darmstadt heimsuchen mit Feuer und Schwert.[1] Der Landgraf Georg eilte nach Höchst, wo Gustav Adolf bereits eingetroffen war. Georg war unermüdlich in seinen Vorstellungen. Er erreichte endlich, daß der Schwedenkönig in Rücksicht auf den Schwiegervater Georgs, den Kurfürsten Johann Georg, für die Einräumung der Feste Rüsselsheim ihm zusagte: Georg dürfe in kaiserlicher Devotion verharren und sein Land solle frei bleiben von Durchzügen und Einquartierung. Der Schwedenkönig nannte den braven deutschen Fürsten höhnend über Tische: des heiligen römischen Reiches Erzfriedensstifter. Auch fernerhin hätte Georg den Namen, der für die späte Nachwelt allein genügt das ehrenwerthe Bestreben des wackeren Mannes zu kennzeichnen, mit vollem Rechte sich

[1] Rathhausarchiv zu Emden. Man vergl. Aitzema III.[b] p. 179, und Wiarda, ostfriesische Geschichte. Bd. IV. S. 345.

[2] Rommel VIII. 172.

anen dürfen. Allein es erging ihm, wie den anderen wenigen edlen Männern
eit. Die Nachkommen derselben Vorfahren, von denen Georg das un-
Leid mit Aufwand aller seiner Kräfte abzuwehren sich bemühte, haben
nen Namen als den eines Schwächlings und Achselträgers in den
getreten. Die Sache liegt anders. Georg hat nicht auf schwedische
getragen: er hat der schwedischen Gewalt nachgegeben, weil er nicht
konnte; aber der Vorwurf des Bruches von Eid und Treue fällt ihm
zur Last. Seine Stände empfingen ihn mit Dank, daß die angedrohte
ahr noch so leidlich abgelaufen, und waren ihm für eine regelmäßige Kriegs-
fassung zu Bewilligungen bereit, welche die Casseler Landgrafen von ihren
tänden nie hatten erlangen können. Das Casseler Heer bestand durch Brand-
tzung der Nachbaren, das kleine Darmstädter durch die Bewilligung der
ande.

In denselben Tagen nahte der bereits fast vergessene Pfalzgraf Friedrich
s Holland herzu.[1] Er hatte zuvor an den Schweden denselben Slawata
idt,[2] der zwei Jahre früher mit plumpem Kunstgriffe von Amsterdam
den alten Tilly bei Wallenstein zu verläumden gesucht. Slawata brachte
t dem Schwedenkönige seinem Herrn die Antwort, daß er willkommen sein
urde. Da endlich schien diesem verblendeten Friedrich die Zukunft licht und
hell wieder aufzugehen. Er hatte vertraut so oft und viel. Er hatte vertraut
auf die Generalstaaten. Sie hatten ihn benutzt, wozu er gut war. Er hatte
vertraut auf Mansfeld, auf Christian von Braunschweig. Sie waren als
Abenteurer ihren Zwecken nachgegangen, sie hatten Krieg geführt um des
Krieges willen, und nichts für ihn gethan. Er hatte vertraut auf den Dänen-
könig. Der Däne hatte seinen Frieden geschlossen mit dem Kaiser, ohne des
Pfalzgrafen, für welchen er den Krieg zu führen vertragsmäßig sich verpflichtet
hatte, auch nur Erwähnung zu thun. Nun endlich war der Schwede gekommen
als der langersehnte Helfer und Erretter, und Friedrich vertraute ihm ganz und
gar. Seine Brust schwoll von Hoffnung. Nur für ihn, für seine Sache schien
Gustav Adolf den Krieg zu führen. Also ja verkündete es der großmüthige
Schwede, daß er die Waffen ergriffen zur Herstellung seiner Freunde. Bevor
Friedrich aus seinem Exile in Holland aufbrach, nahm er feierlichen Abschied
von den Generalstaaten. Sie erwiesen ihm die Ehre eines regierenden Königs.
Die ganze Versammlung empfing ihn an der Thür, nur der Vorsitzende blieb
auf seinem Stuhle. Die Hochmögenden gaben ihm 100,000 fl. als Reisegeld.[3]
Friedrich kam mit 40 Karossen und 70 Reitern nach Frankfurt, und begrüßte
am anderen Tage den Schweden in Höchst. Dieser hätte lieber gesehen, wenn
Friedrich das Geld für Reiter und Knechte ausgelegt. Einstweilen erwies er
ihm alle Ehre, nannte ihn König und ließ ihn zu seiner Rechten reiten. Friedrich

[1] Aitzema III a. 180.
[2] Senkenberg XXVI. S. 424.
[3] Aitzema III a. p. 363.

war überzeugt, daß alles in guten Händen stehe, und begleitete fortan den Freund und Retter auf den Triumphzügen desselben im deutschen Lande, acht Monate lang.

Bevor Gustav Adolf völlig aus Frankfurt a. M. abzog, mußte auch diese Stadt sich ihm verpflichten.[1] Er gab nicht viel auf mündliche Versprechungen: der Rath von Frankfurt mußte ihm einen schriftlichen Revers ausstellen, daß er die Stadt für den König, die Krone Schweden und das gemeine evangelische Wesen zu Dienst und Versicherung bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen und jederzeit schwedische Garnison nach dem Befehle des Königs einnehmen wolle. Ausdrücklich mußte der Rath den Lieblingsausdruck in die Urkunde setzen, daß dem Könige das absolute Directorium des Krieges zustehe; denn dieses ja verbürgte nach dem Ausdrucke des Königs alles andere.

Wir sehen den Schweden immer dasselbe Verfahren einschlagen. Und immer wieder drängt sich uns dabei die Frage auf: wie durfte der König hoffen, daß dieselbe Stadt, die eben noch aus Furcht vor seinen Kanonen dem Kaiser, der niemals sie in Worten noch in Werken auch nur von ferne gekränkt, diesem Kaiser und dem Reiche Eid und Pflicht gebrochen, den neuen Revers halten würde, wenn etwa andere Kanonen eine ebenso eindringliche Sprache führten und dieß Papier durchlöcherten?

Am 7/17 December 1631 ging der Schwedenkönig über den Rhein, etwa eine Stunde oberhalb Oppenheim.[2] Es war vier Uhr Morgens, der König selbst befand sich auf dem ersten Fahrzeuge. Es stand am linken Ufer ein spanischer Posten; dennoch geschah die Landung unerwartet. Bevor der Posten die nah gelegene Reiterschaar von 500 Mann herbeizog, standen schon 2000 Schweden am linken Ufer. Die Reiter durchbrachen zweimal die Reihen der Musketiere, bis sie Halt machen mußten vor dem Stachelwalde der Piken. Die Reiter wichen ab. Der König zog in Oppenheim ein. Dort fand er 300 spanische Söldner. Sie wurden sofort untergesteckt.

Mit 9000 Mann stand der Schwedenkönig vor Mainz. Die kleine Besatzung der Spanier wagte nicht eine energische Vertheidigung. Gegen die Bedingung der freien Religionsübung ergab sich die Stadt Mainz dem Schwedenkönige am 13/23 December. Der Schwedenkönig zog ein. Am selben Tage noch hallte die Schloßkirche zu Mainz wieder von dem Liede: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort, und steur des Papsts und Türken Mord." Jeder Tag verkündete neue Siege, neue Erfolge fern und nah.

Mainz hatte sich dem Schwedenkönige ohne Widerstand ergeben; dennoch mußte die Plünderung abgekauft werden.[3] Der König forderte von den Bürgern 80,000 Rthlr. Man berechnete, daß zum Abtrage dieser Summe jeder Bürger das Achtzehnfache der bisherigen Schatzung geben müsse. Dazu forderte

[1] Chemnitz S. 243.
[2] Beilage LXXIX.
[3] Moser, patriotisches Archiv VIII. 540.

König von der Geistlichkeit 200,000 Rthlr., von den Juden eine besondere ...me. Die Uebung der katholischen Religion ward gestattet, auch die Mönche ...konnen in den Klöstern belassen, mit dem Bedinge, daß keine Neulinge ...ommen würden. Die Klöster sollten aussterben, um Anderen ihren Besitz ...terlassen. Die katholischen Geistlichen wurden genöthigt auf der Kanzel ...n, daß Gott das Vorhaben des Schwedenkönigs segnen wolle. Sollte in ...weit wiederum hier Gustav Adolf geglaubt haben die Unglücklichen durch den Zwang solcher Gebete an sich zu binden?

Der Schwede stand in Mainz auf dem Gipfel seiner Macht und Herrlichkeit. Und hier nun ist der Ort zurückzublicken auf den Zweck und das Ziel dieses Mannes. Erinnern wir uns, wie er selbst es sich vor dem Beginne des Krieges gesteckt.[1] Das höchste und letzte Ziel, sagt er, ist ein neues evangelisches Haupt, das vorletzte eine neue Verfassung unter den evangelischen Ständen. Das Mittel dazu ist die unbedingte Leitung des Krieges. Wer diese hat, ist Herr, wenn er anders die Zeit recht gebraucht. Die Leitung des Krieges bedingt alles.

Wir haben gesehen, wie jeder Schritt des energischen, alles berechnenden Mannes auf deutschem Boden diesen Plan ausprägt, wie jeder Schritt beweist, daß jener Entwurf nicht die Eingebung eines Augenblickes war, die man bei näherer Prüfung wieder aufgibt, sondern das Ergebnis einer durchdachten, wohl überlegten Erwägung. Der Plan duldete keine Neutralität, und Gustav Adolf hat sie im Bereiche seiner Kanonen nie verstattet. Die Verheißung an den Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt bestand nach Ueberlieferung der Feste Rüsselsheim nur in Worten. Gustav Adolf schonte den Darmstädter einstweilen wegen des Schwiegervaters von Kursachsen; doch machte er ihm dann noch andere deutliche Hinweisungen, daß er eine Befreiung von allgemeinen Lasten der sogenannten evangelischen Partei nicht lange nachsehen werde. Wir erfahren dies namentlich in den Worten und Reden zu Mainz. Erwägen wir die Aeußerungen des Schwedenkönigs in dieser Stadt.

Zuvor indessen haben wir zurück zu blicken auf die Bemühungen des Landgrafen Georg von Hessen und des Kaisers Ferdinand um den Frieden.

Es ging dem Kaiser der Gedanke schwer ein, daß der Kurfürst Johann Georg von Sachsen auf die Dauer zusammen halten könne mit dem Fremden gegen Kaiser und Reich. Deshalb war sofort nach dem Bruche das Bestreben Ferdinands gerichtet auf Wiederanknüpfung.[2] Dasselbe entsprach den Wünschen der Kurfürsten von Bayern und Mainz, welche Tillys Schritte im August 1631 gegen Johann Georg weder vorher noch nachher gebilligt hatten. Aus diesem Wunsche der Versöhnung hieß der Kaiser den Verkehr Wallensteins mit Arnim gut, aus demselben Grunde billigte er die Thatsache des brieflichen Verkehrs zwischen Wallenstein und dem Dänenkönige. Ein gleiches Vertrauen ...

[1] Söltl III. 277.
[2] Hurter, Friedensbestrebungen S. 16.

Ferdinand II. auf Georg von Hessen, den Schwiegersohn Johann Georgs von Sachsen.

Bereits am 26. October machte Georg seinen ersten Versuch bei Gustav Adolf.[1] Er versichert, daß er denselben lediglich aus sich thue, daß er aber fest glaube, der Kaiser und die Liga würden darauf eingehen. Wenn es dem Könige lieb sei: so wolle er zu einer Besprechung herbeikommen. Gustav Adolf erwiederte am 2. November aus Ochsenfurt: er habe bei den Waffen, die ihm aufgedrungen seien, niemals ein anderes Ziel gehabt, als nächst der Ehre Gottes für sich und sein Land, für seine Freunde und Glaubensgenossen einen ehrenhaften Frieden zu erringen. Er habe auch zu mehreren Malen mit vielen tausend frommen Christen inniglich beseufzt, daß nur durch die Gewalt der Waffen dieses möglich sei. Er könne aber aus den Erbietungen des Landgrafen nicht ersehen, sagt der Schwede, ob es dem Kaiser und der Liga wirklich Ernst zum Frieden sei. Der König versendete Abschriften dieses Schreibens hierhin und dahin, an deutsche Fürsten und Städte.

War es dem Kaiser wirklich nicht Ernst damit?

Ferdinand legte in denselben Tagen seinen Geistlichen eine Reihe von Zugeständnissen vor, die er etwa machen wollte.[2] Er fragte um ihr Gutachten, ob er Gewissens halber es thun dürfe. Sie bejahten die Frage, die hauptsächlich den Verzicht auf eine Reihe von Bisthümern betraf.

Immerhin, erwiedert man uns; aber diese Thatsache war Gustav Adolf nicht kund. Er konnte dennoch zweifeln.

Nicht also liegt die Sache. Gustav Adolf redete in dieser Weise, bevor eine Unterhandlung stattgefunden, weil er nämlich eine Unterhandlung zum Frieden nicht wollte.

Damit indessen war der Landgraf Georg nicht abzuweisen. Er wendet sich an den Kaiser um eine Vollmacht.[3] Ferdinand begrüßte jeden auftauchenden Schimmer mit froher Hoffnung.[4] Er ertheilte die Vollmacht für eine Beredung in Mühlhausen. Dennoch kam dieselbe nicht zu Stande. Der Siegeslauf des Schweden rollte darüber hinweg. Er verlangte Anerbieten;[5] denn er habe nicht freiwillig die Waffen ergriffen: er sei durch die Hülfe an die Polen zum Kriege gezwungen. Er verlangte Sicherstellung für seine Mühe und Kosten; denn mit Worten und Schriften könne er sich nicht begnügen. Er verlangte Leitung der Unterhandlungen durch ihn persönlich. Was Anderes war der Kern solcher Sätze, als das entschiedene Nichtwollen? Die Vollmacht des Kaisers dagegen enthält den Beweis seines Wollens.

[1] Die Schreiben im Archive der Landschaft Calenberg zu Hannover an die Stadt Braunschweig gerichtet, ferner dort im Königlichen Archive an Friedrich Ulrich gerichtet.

[2] Hurter, Friedensbestrebungen S. 19.

[3] Schreiben vom 25 October 1631. Abschrift im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[4] Beilage LXXX.

[5] Hurter, Friedensbestrebungen S. 10.

herzlich gern dem deutschen Lande den Frieden wünschen, auch meinen Privatnutzen, den ich doch nicht gering schätzen kann, wollte ich für den edlen Frieden gern an die Seite setzen. Aber ich sehe nicht ein, welche Mittel dazu sind. Wir würden sicherlich zwei Jahre mit Tractaten zubringen. Und zuerst muß Kursachsen auf seinen Privatnutzen verzichten, den es durch die Trennung der Union erlangt." Wir sehen, wie geschickt der König seinem Verbündeten den Boden unter den Füßen abgräbt. Er fährt in seiner Rede fort zu Friedrich von der Pfalz gewendet: „Also würde ich viel weniger von Ew. Liebden als meinem Blutsfreunde, dem von Rechtswegen die Kur angeerbt und gegeben worden, im Geringsten nicht weichen, weil ich meinen Theil jetzo an Orten des deutschen Landes, besonders an Magdeburg habe, das mir viel gekostet und das ich mit dem Schwerte gewonnen habe." Der König meinte nicht die Stadt, sondern das Erzstift. Er kündigt hier also den Fürsten seine Absicht an das Erzstift zu behalten, wie es ja freilich von Halle her nicht mehr zweifelhaft sein konnte.

Der alte Pfalzgraf von Lautereck nahm wieder das Wort. — „Es dürften sich wohl Mittel zum Frieden finden," sagte er, „wenn nur die Ligisten den eingewurzelten Grundsatz aufgäben, daß den Ketzern nicht Treue und Glauben zu halten sei." Der Schwede erwiederte schnell: „Ich weiß wohl ein Mittel dagegen: wir müssen eben dasselbe praktisiren, und allesammt fest und einig halten. Ich für meine Person bin also gesonnen, daß ich sie alle wohl aus der Welt jagen wollte, wenn es möglich wäre. Ich bilde mir zu Stockholm so viel ein, und meine in meinem Reiche so viel zu sein, wie der Kaiser in Wien. Fragt er nichts nach mir, so frage ich nichts nach ihm. Ich will noch in Schweden von meinen Unterthanen mehr erlangen, und sie sollen auch mehr mir gehorchen, als des Kaisers jemals gethan und noch thun." Dabei wurde der König sehr eifrig und heftig. Man vernahm, der Kaiser solle sich geäußert haben: er frage nichts nach dem Schweden. Der Schwede wendete sich zum Landgrafen Georg: „Ew. Liebden können ihm das wohl wieder sagen; denn ich weiß, daß Sie gut kaiserlich gesinnt sind." Der bedrängte Landgraf wich aus; allein der König fuhr fort: „Wer 30,000 Rthlr. zur Belohnung bekommt, kann wohl gut kaiserlich sein." Der Landgraf entfärbte sich. Welche Regung mochte nach solchen Worten des fremden Eroberers den Mann durchdringen? Der Schwede aber fuhr fort: „Wenn ich einem etwas verehren sollte, so muß derselbe es wohl verdient haben; aber die am meisten es genossen und nun zur Erhaltung ihres Staates, zur Vertheidigung der Religion, ihrer Unterthanen etwas an Geld hergeben sollen, die wollen damit sich los machen, daß man über den Frieden unterhandeln solle. Das wäre mir wahrlich leicht, wenn ich nicht die Gefahr derer bedächte, die sich willig zur Wiederbringung der wahren Religion hervor gethan. Gesetzt ich wollte jetzt Frieden eingehen: so müßte mir die Liga die Kriegskosten erstatten. Von wem würden sie dieselben fordern, als von euch? Sie würden euch mit starken Garnisonen drücken. Sie würden dazu leicht Ursache finden euch von Land und Leuten zu jagen, und also die Unterthanen um Leib und Seele zu bringen. Deshalb ist es zu dieser Zeit nimmer

wo Gustav Adolf im Januar 1632 als der Herrscher und Gebieter weilte, von Fürsten und Gesandten in ähnlicher Weise umdrängt und umlagert, wie etwa 180 Jahre später Napoleon I. in Erfurt. Wir haben zu fragen, welche Verbindlichkeiten er den Fürsten für seine Geschenke auferlegte.

Schon zuvor hatte der Schwede ähnliche Forderungen an die Herzöge von Mecklenburg erhoben.[1] Obwohl diese gemäß den Schritten der Kurfürsten auf dem Convente zu Regensburg mit Sicherheit hätten erwarten dürfen, daß sie nach Wallensteins Entlassung in Frieden wieder zu ihrem Besitzthume kommen würden: so verdankten sie doch thatsächlich ihre Rückführung den Waffen des Schweden. Immerhin also durfte er Forderungen an sie stellen. Dieß geschah schon im August 1631. Die Herzöge wichen aus. Es sei doch gar zu wichtig, meinten sie, für sie selbst und ihre Nachkommen. Mehrmals ward die Sache angerührt. Es hatte keinen Erfolg. Endlich begab sich Adolf Friedrich zum Könige; denn in einer solchen mündlichen Zusammenkunft, hoffte er, würde die Sache leichter sein. Es ist ein seltsamer Gedanke Tractate abschließen zu wollen in der Höhle des Löwen. Die Mecklenburger Herzöge versprachen dem Könige nicht bloß Entrichtung von Contributionen für sein Heer, sondern Anlage von Zöllen in ihren Häfen, und was das Wichtigste und Entscheidende war, treue Anhänglichkeit an die Krone Schweden, die Erben und Nachkommen des Königs.

In Frankfurt a. M. schenkte Gustav Adolf an den Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel die Abtei Fulda, das Stift Paderborn, das Stift Corvey eigenthümlich und erblich für den ganzen Mannsstamm von Hessen-Cassel, unter Vorbehalt des Rückfalles an Schweden.[2] Er versprach ihm ferner das Stift Münster. Diese Schenkung wurde am 28. Februar 1632 zu Frankfurt verbrieft. Der Landgraf nahm sie an, wie er ausdrücklich sagte, ohne einigen Respect gegen den Kaiser, als ein nicht unterworfener, sondern freier Fürst und freier Verbündeter der Krone Schweden. Er machte sofort Ernst aus der Sache, schickte Commissarien hin, und forderte von den Deutschen, die das Unglück hatten also von Schweden an ihn verschenkt zu werden, den Eid der Treue.

Wir sehen, Gustav Adolf waltete über deutsche Länder ganz anders, wie ein Kaiser je gethan. Ungeachtet der hochtrabenden Worte des Landgrafen war derselbe dem Schwedenkönige mehr unterthan, als jemals zuvor dem Kaiser. Diesen band die Reichsverfassung, der Standesgeist der deutschen Fürsten, die mächtige Corporation des Kurfürstencollegiums. Wenn im Jahre 1624 und ferner Tilly nicht Feldherr der Liga, sondern lediglich derjenige des Kaisers gewesen wäre: so hätte 1630 bei Gustav Adolfs Einbruch ein Landgraf von Hessen-Cassel an einen Bund mit demselben nicht denken können. Denn Friedrich von der Pfalz war der Felonie gegen Kaiser und Reich kaum schuldiger, als Moritz. Ein lediglich kaiserlicher General würde ohne allen Zweifel andere

[1] Chemnitz 283.
[2] Rommel VIII. 183.

ermächtigte ihn im Namen des Schweden mit den anderen Ständen Bündnisse abzuschließen. Er versprach ihm das Eichsfeld und das Bisthum Minden. [1]

Der König hielt von diesen Versprechungen auch nicht eine. Minden vergab er an den Landgrafen von Cassel, das Eichsfeld diesem und jenem. Georg bemühte sich seinen vorsichtigen Bruder Christian von Celle zum Abschlusse eines Bündnisses zu bewegen. Christian sträubte sich. [2] Seine Räthe und Landstände waren mit ihm einstimmig der Meinung, daß jede Verbindung mit dem Schwedenkönige zu vermeiden sei. Denn es kann nicht genug hervorgehoben werden, daß überall, wo den mittelbaren Angehörigen des Reiches, den Ritter- und Landschaften eine freie, durch Waffen nicht gehinderte Erklärung verstattet war, diese conservativen Corporationen im Protestantismus sich alle ebenso deutsch und kaiserlich gesinnt erklärten, wie diejenige von Hessen-Darmstadt. So geschah es in Celle, so in Calenberg. Dennoch gab Christian von Celle den Bemühungen seines Bruders, den Aufforderungen des Schwedenkönigs endlich nach. [3] Die ritterschaftlichen Räthe protestirten heftig. Aber Georg holte den schwedischen Minister Salvius aus Hamburg herbei. Der Vertrag ward aufgesetzt. Salvius fand ihn einstimmig mit seiner Instruction. Der Vertrag ward dem Könige eingesendet. Er verschob die Unterzeichnung. Er hat sie nicht vollzogen. [4] Der Grund war, weil darin die Anerkennung der schwedischen Oberlehnsherrlichkeit fehlte.

Noch deutlicher trat diese Forderung hervor in dem Benehmen des Königs gegen den Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Gustav Adolf hatte den Herzog Georg beauftragt diese besonderen Verträge abzuschließen; dennoch ging er, als Friedrich Ulrich selber seine Boten sandte, gern auf eine besondere Unterhandlung ein. Die Braunschweiger Abgeordneten redeten vor ihm in Mainz sofort in der Tonart, welche der Schwede von den Deutschen wünschte. Sie nannten den König einen Moses, der das betrübte Häuflein aus der Papisterei und der ägyptischen Dienstbarkeit herausreißen wolle. [5] Der Schwede antwortete in derselben Weise. Dann kam die eigentliche Unterhandlung mit dem Dr. Steinberg im Namen des Königs. Man einte sich. Es wird ein Bericht über die Sache gemacht, und von beiden Seiten genehmigt. Es fehlt nur noch die Unterschrift des Königs. Sie bleibt lange aus. Nach langem Treiben und Drängen erfolgt endlich am 1. Januar 1632 eine Abschrift des Actenstückes mit der Unterzeichnung des Königs zurück.

Die Braunschweiger lesen und starren befremdet diese Worte an. Es sind darin schwere Punkte enthalten, über die bei der Berathung auch nicht ein Wort gefallen ist. Es ist vor allen Dingen die Forderung an die Herzöge dem Schwedenkönige und seinen Erben an der Krone Schweden den Eid der Treue

[1] a. a. O. Beilage 119. 120.
[2] a. a. O. S. 29.
[3] a. a. O. S. 25.
[4] a. a. O. S. 21.
[5] a. a. O. S. 294 Beilage 83

seine Person, sondern an die Krone Schweden. Nicht jedoch bloß Fürsten und Städte erhielten solche Geschenke, welche sie an den Schweden banden.

Der General Banier erhielt drei Aemter im Erzstifte Magdeburg.[1] Verwundert schaueten es die protestantischen Domherren. Das Verfahren war doch noch ein wenig anders, als dasjenige des Kaisers. Was halfen ihre machtlosen Bitten? Der König hatte Anderes im Sinne. Wir haben die Schenkungen einer Gegend von Deutschland besonders zu beachten.

Nirgends erwies der Schwedenkönig sich so freigebig wie im Frankenlande.[2] Dort erhielten nicht bloß seine Officiere, oder die Kinder derselben hier eine Abtei, dort ein Kloster, ein Amt, sondern auch die Mitglieder der Ritterschaft, oder Städte, welche sich besonders willfährig bewiesen, wurden entsprechend belohnt. Man sieht, wie die Verwirrung aller bisherigen Rechtsbegriffe die unvermeidliche Folge dort war, wie als letzte Quelle alles Rechtes nur übrig blieb das Schwert des Schweden, und seiner Söldnerbanden von Ost und West, von Nord und Süd aus allen Nationen Europas. Was in solcher Weise unmittelbar als Folge hervortrat, war nicht bloß Folge, sondern war zugleich wohlberechnete Absicht. Nur das Schwert des Schweden verbürgte den Besitz, den es verliehen.

Jedoch nicht das allein war die Absicht. Der König Gustav Adolf war im Frankenlande Herr über Katholiken. Sollte er diese mit offener Gewalt zu Protestanten machen? Seinem Feldgeschrei des Religionskrieges auf deutschem Boden hätte das entsprochen, nicht jedoch seinem Bündnisse mit Richelieu. Er fing es anders an. Er verkündete,[3] daß es den Einwohnern frei stehe die evangelische Predigt zu hören. Wie war das mild und gütig in jener Zeit! Er verkündete ferner, daß die Einwohner durch etwaiges Abmahnen und Bedrohen von Seiten der katholischen Geistlichen, die man auf angelangte eigentliche Nachricht, Anderen zum Exempel, ernstlich züchtigen und abstrafen werde, sich davon nicht abhalten lassen möchten. Wir haben zu erwägen, daß dieser Befehl erging in einem katholischen Lande, daß die Abmahnung der Natur der Sache nach nur von katholischen Geistlichen an ihre katholischen Pfarrkinder kommen konnte. Und was war eine Abmahnung? Die Tragweite solcher Befehle richtete sich nach den ausführenden Personen. Directer verfuhren die Besitzer der neu verschenkten Güter und Klöster.[4] Sie griffen rascher durch. Sie wandten jeder an seinem Orte das landesherrliche Reformationsrecht an: cujus regio ejus religio. Also mußte es sein, damit die schwedische Gier nach deutschem Besitze sich verhülle unter das wohlklingende Wort des evangelischen Wesens.

Wir sehen, wie die Corruption aufwachsen muß auf allen Gebieten des Lebens. Der Schwede erschüttert und zerrüttet alle bestehenden Verhältnisse in

[1] Senkenberg XXVI. 431. N. u.
[2] Scharold, Würzburg S. 33.
[3] Das Patent bei Moser, patriotisches Archiv VIII. 544.
[4] Scharold a. a. O.

[illegible], denn aus den Trümmern [illegible]

[illegible] Der Tod hat ihn [illegible] in Frankfurt und Mainz hinweggerafft, [illegible] zu vermuthen, wo er sich [illegible] „[illegible] keine Ruhe als im Grabe," hatte [illegible] zum Kriege dem schwedischen Reichs- [illegible] hätte er sie finden können! [illegible] unvermeidlich, daß nicht auch [illegible] ihm entfuhr. Um so eher [illegible] und ihren Weihrauch [illegible] die Stimme solcher Menschen er [illegible] sie wird doch in einem [illegible] sich regen, und der [illegible] Wir verdanken [illegible] Selbstschilderung bei [illegible]

[illegible] zu Breitenfeld [illegible], er sei [illegible] ein Geschenk des Himmels [illegible] „[illegible], er sei ein Merkmal des himmlischen [illegible] so ist er doch viel [illegible] gegen sein [illegible] Derjenige, welcher [illegible] überirdische Rathschläge. [illegible] Wenn er seinen Geschäften ob- [illegible]

[illegible]

rfolgen. Es waltet in ihm fort und fort ein Drang, dem er nicht widerstehen unn, ein Drang, der nur Ruhe findet im Grabe, oder auf einer einsamen elseninsel im Oceane.

Derartige Reden waren Lichtblicke, die aus dieser dunkel verhüllten Seele ervorbrachen, der Tribut, den der Mensch, weil er Mensch ist mit nur menschchen Kräften, irgend einmal, und wäre es nur im Drange des Augenblickes, er Wahrheit zollen muß. Wo Gustav Adolf vorbedacht und überlegt handelte, a ist er aus seinen Worten nicht leicht zu erkennen. Es lag ihm wie allen roberern daran als der Friedliebende zu erscheinen, der ungern, der nur gewungen zur Wehr gegriffen. Während seine Seele nur sann auf Krieg, während er im vertraulichen Kreise den Landgrafen von Hessen-Darmstadt als riedensstifter verhöhnte, flossen seine Schreiben an die armen Deutschen, an ie Magistrate der Städte, an die Fürsten über von rührend erbaulichen Reden ber den Jammer und das Blutvergießen, das er mit so vielen frommen hristen beseufze. Nicht ihm ja durfte das zur Last fallen.

Allein was denn wollte er?

Während er zu Mainz weilte, hatten die Bemühungen des Darmstädter andgrafen Georg wenigstens den Erfolg, daß der Kaiser durch den Kurfürsten on Mainz die Bedingungen des Schweden für den Frieden erfragen ließ.[1] Dieselben waren so maßlos, daß der Schwede auf die Verwerfung derselben sich chere Hoffnung machen durfte. Aber sie waren berechnet auf die Meinung erjenigen, die er an sich geknüpft. Sie handelten fast nur von Religion und irchengütern, um die Glaubensheldenschaft des Schweden eindringlich nahe zu egen, und nur ein Punkt bezog sich auf die Person des Schweden selbst. Es war die zehnte Forderung: aus Dankbarkeit für die Rettung des Reiches soll ie königliche Majestät von Schweden zum römischen Könige erwählt werden.[2] In Verbindung mit den anderen aufgestellten Forderungen, welche sehr annehmich klingen mochten für die Ohren derjenigen protestantischen Fürsten und Herren, die von dem Schwedenkönige etwas zu erwarten hatten, hatte dieser ehnte Artikel augenscheinlich den Zweck die Gemüther der Menschen für eine twaige Wendung der Dinge in diesem Sinne vorzubereiten. Daß es Gustav Adolf mit diesen Forderungen, die er verbreiten ließ, nicht Ernst zum Abschlusse ein konnte, bewies namentlich die eine derselben, daß der Pfalzgraf Friedrich eine verlorenen Länder wieder erhalten sollte. In Wahrheit war der einzige, er damals sie ihm abschlug, der König Gustav Adolf selbst. Die ganze Reihe

[1] Theatrum Europ. II. 592[b].

[2] Geijer III. 249 berichtet nach einem Briefe des Salvius vom 21. October 1631 n den schwedischen Reichsrath: der Kurfürst von Sachsen habe dem Schwedenkönige ie römische Krone angeboten. Ein solches Angebot von Johann Georg, der wahrlich icht einen Herrn an dem Schweden haben wollte, ist höchst unwahrscheinlich. Da die Berichte des Salvius an den schwedischen Reichsrath tendentiös sind, wie z. B. derjenige ber Magdeburg, und in wesentlichen Dingen falsch: so mag auch hier die Tendenz vorwaltet haben.

politischen. Auch verwiesen die Schweden es dem Rathe der deutschen Stadt: derselbe habe nicht hinzugesetzt, daß dieser politische Körper auch nach geschlossenem Frieden, einen Tag wie den andern, beständig bleiben solle. Ferner müßten sie erwägen, fügte Sattler hinzu, daß an einem so beschränkten Einflusse im Reiche, wie der Kaiser bisher gehabt, der König sich nicht genügen lassen könne. Wenn mit der Zeit der Schwedenkönig zum Kaiser wolle erwählt werden: so werde er die im Reiche gewöhnliche Capitulation nimmermehr beschwören. Auch wolle der König die Führung des Kriegskörpers nicht von der Krone Schweden trennen lassen.

Das hieß mit anderen Worten: der Schwedenkönig Gustav Adolf will erblicher und zwar unumschränkter Kaiser von Deutschland sein: er will über Deutschland eben so absolut, eben so unbedingt gebieten, wie über Schweden.

Aber einer solchen unbedingten Herrschaft hätten ja auf jeden Fall die deutschen Fürsten entgegen gestanden?

Was mit der Zeit diesen deutschen Fürsten bevorstand, war nicht schwer zu errathen. Von einigen derselben, von den Mecklenburgern hatte der Schwede die Erbhuldigung bereits empfangen. Der Braunschweiger hatte sich noch zeitig aus dem Fallstricke des Betruges gezogen, durch welchen er schwedischer Unterthan werden sollte. Er konnte daraus ersehen, was man vorhatte. Er konnte sich selber sagen, was in Güte oder Gewalt geschehen würde, wenn einmal die Umstände danach lagen. Der Schwede hatte einstweilen nicht einmal alle Länder der Kirchenfürsten, die er erobert, für sich genommen. Er hatte den Landgrafen von Hessen-Cassel mit einigen derselben beschenkt. Allein welche Bürgschaft hatte dieser Hessen-Casseler, daß er das einmal Geschenkte auch behalten werde? Wer gab nach seinem Gefallen, konnte auch nehmen nach seinem Gefallen. Und um einen Grund seines Thuns war ja Gustav Adolf noch niemals in Verlegenheit gewesen. Auch diese Absicht hat der Schwede nicht bloß durch die Reden seiner Secretäre vor den Patriziern von Nürnberg, sondern durch seine eigenen Worte uns angedeutet. Reichlich ein halbes Jahr später beklagte sich der König gegen Oxenstjerna, daß er nichts Anderes wünsche als baldigen Tod, weil er einen Krieg entstehen sehe mit seinen Freunden ihrer großen Untreue wegen; aber die Welt würde die rechte Ursache eines solchen Krieges nicht begreifen.[1] Entkleiden wir diesen Gedanken der salbungsvollen Umhüllung, in welche Gustav Adolf seine Absichten einzuwickeln pflegt, so heißt er kurz und bündig: ich nehme alle Geschenke zurück für mein erbliches Reich. Wollen sie nicht gutwillig sie hergeben: so werde ich sie zwingen. Es ist die Sprache des Löwen, der mit drei Genossen auf Beute ausgeht, und dann die Beute so theilt, daß die vier Viertel derselben zurückkehren zu ihm.

Wo hinaus die weiteren Ziele des Schweden gelegen hätten, wer vermag es zu ahnen? Damals war Siegmund von Polen todtkrank. Unter den Bewerbern um die Krone war Gustav Adolf. Er stellte in Aussicht, daß er Ungarn

[1] Geijer III 298. Anm. 1.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Die Unternehmung des Schweden hatte, wie wir gesehen haben, von Anfang an eine doppelte Seite. Die Schweden selbst und die Deutschen sollten glauben an das nebelhaft zauberische Wort des Religionskrieges. Sie sollten in diesem Worte der Religion eine Berechtigung finden, auf welche gestützt der Schwedenkönig seine Unterthanen gegen die Deutschen, und wiederum die Deutschen unter einander zusammen führte zu Blut und Mord. Die katholischen Franzosen, das verbündete Venedig, im Hintergrunde der Papst und der Sultan sollten glauben, daß der Krieg mit der Religion nichts zu thun habe, sondern lediglich ein politischer Krieg gegen das Haus Oestreich sei. Gustav Adolf stellte sich die schwierige Aufgabe beide Theile zu täuschen. Die Deutschen, die an den Religionskrieg nicht glauben wollten, mußten in diesen Glauben hineingerissen, dazu je nach den Umständen durch die Ueberredungskraft der Kanonen gezwungen werden. Die Anderen, die vielleicht zu diesem Glauben geneigt waren, mußten davon abgelenkt werden durch dieses oder jenes Mittel, mußten dahin gebracht werden diese Reden vom Religionskriege für eine Erfindung des Hauses Oestreich zu halten. Wir sehen Gustav Adolf auf diesem Gebiete sich bewegen mit staunenswerther Meisterschaft. Blicken wir hier zurück.

Zunächst enthielten seine Kriegesmanifeste, die für die Oeffentlichkeit aller Länder bestimmt waren, von der Religion nicht ein Wort. Er versprach in dem Vertrage von Bärwalde an Frankreich, daß er die katholische Religion aller Orten belassen werde, wie er sie finde. Der Cardinal Richelieu konnte immerhin diesen Vertrag allen Prälaten der katholischen Kirche und dem Papste selbst vorlegen. Es war ja daraus klar, daß der Krieg nur um weltliche Zwecke geführt wurde. Auch in etwaigen Verhandlungen mit deutschen katholischen Fürsten, mit den Bischöfen, die der Schwede verjagte, erwähnte er nicht des Evangeliums. Er durfte denselben nicht die Mittel in die Hände liefern, mit welchen sie vor dem Cardinal Richelieu, vor dem Papste den Beweis hätten darlegen können, daß der Schwede einen Religionskrieg führe. Anders stand die Sache mit den Reden, die der König in Schweden und in Deutschland hielt, anders ferner mit den Bündnissen, die der Schwede mit den einzelnen protestantischen Fürsten und Städten in Deutschland schloß. Hier war das erste und das letzte Wort das Evangelium, und die Betheuerung des Königs, daß er nur für Gottes Wort und Gottes Ehre zu den Waffen gegriffen.

Blicken wir auch zurück auf den Plan des Cardinals Richelieu. Derselbe liegt nicht fern. Richelieu wollte den katholischen Bund der Liga von dem Kaiser trennen. Er wollte diesen isoliren, damit das Haus Oestreich allein dem Stoße des Schweden nicht gewachsen wäre. Auch war ja das bislang nicht ohne Erfolg geblieben. Richelieu hatte in den Spalt gegriffen, welcher in Folge der Gewaltherrschaft Wallensteins zwischen dem misleiteten Kaiser und den katholischen Kurfürsten klaffte. Richelieu hatte denselben weiter gerissen. Schon im Mai 1631,

ligionskrieg verneinten, wie sie mit voller Entschiedenheit denselben zurück-
esen. Wir haben ferner gesehen, wie bei dem Friedensschlusse von Lübeck der
nenkönig selbst mittelbar seine Lüge widerlegte, indem er sie fallen ließ.

Die Schwierigkeiten des Religionskrieges für den Schweden waren unleugbar
r groß.

Dieser Ansicht entsprach der Empfang des Schweden auf deutschem Boden.
emand hatte ihn gerufen, Niemand hieß ihn willkommen. Wir haben in
mmern und ferner gesehen, daß der Schwedenkönig im ersten Jahre seines
rweilens auf deutschem Boden mit seinem Vorgeben vom evangelischen Wesen
d dergleichen Dingen geringen oder gar keinen Glauben fand. Man wußte,
ß dieß evangelische Wesen nur eine Tünche war für das schwedische Interesse.
emand nahm freiwillig die Schweden auf. Das Heer bestand, wie der König
bst es heim berichtet, nur durch Raub, Plünderung und Erpressung.

Inzwischen ward nichts versäumt das Wort vom Religionskriege und evan-
lischen Wesen oft und oft zu wiederholen. Gustav Adolf selbst gebraucht es
ablässig. Er kennt ferner die Macht der Presse, die stille Macht der gedruckten
ätter, welche zu tausenden unter die Menschen geworfen in verschiedenen Weisen
mer dasselbe sagen. Es macht doch Eindruck. Es haftet doch etwas. Wir
en Flugschriften auftauchen in großer Zahl. Sie reden von Gideon und der-
ichen Helden des alten Testamentes.[1] Wir finden sogar eine derselben mit
r blasphemischen Hinweisung, daß Sued rückwärts deus heiße. Man erkannte
er von Seiten der schwedischen Partei sehr wohl das Hinderniß, welches die
rsönlichkeit Tillys selbst bereitete. Schon früh hatte die Partei oder diejenigen,
lche in Deutschland im Interesse derselben arbeiteten, sich bemüht aus der
eundlichkeit und Milde selbst Nahrung für das Mißtrauen zu saugen. „Denn
n furios katholischer Officier hat unverholen gesagt: je eifriger päpstlich sie
ien, desto weniger müßten sie es noch zur Zeit sich merken lassen, sondern
rch gelinde Mittel erst die Gemüther gewinnen und aller Orten sich versichern.“[2]
s ist möglich und wahrscheinlich, daß Tilly selbst hier gemeint ist. Es ist
glich und wahrscheinlich, daß er nach seiner Denkungsweise seinen Soldaten
sagt hat: sie möchten ihre Religion beweisen durch Milde gegen Andersgläubige.
so ja verfuhr er selbst in seiner Sorgfalt für das protestantische Kirchen- und
hulwesen in den Ländern, welche er besetzt hielt.

Tilly und das ligistische Heer machen überhaupt dieser schwedischen Partei
anches Hinderniß, welches sie denn mit größerem oder geringerem Geschicke je
ch den Umständen zum Vortheile des Schweden zu drehen sucht. Eine heftige
ugschrift[3] fordert auf zum allgemeinen Kriege gegen die verteufelten Papisten.
un haben aber die deutschen Evangelischen, sagt die Schrift, nicht einen Cavalier,
r dem Tilly gewachsen wäre. Deshalb kann nur der König von Schweden der

[1] Freudenpost aus Usedom vom 25., 26., 27. Juni 1630.

[2] Hansischer Wecker, Flugschrift von 1629.

[3] Bericht und Beweis des trifftigen Effektes und Ausganges, welchen die Leipziger
chlacht u. s. w. 1631.

einige Aenderung hervorgebracht haben. Durchgreifend war sie sicherlich nicht. Was auch konnte alles Geschrei von Befreiung helfen, wenn täglich der Augenschein lehrte, daß ein Söldner derselbe sei in Raub und Plünderung, mochte der Schwedenkönig selbst vor seinem Einbruche in Deutschland sie zusammen gelesen haben aus allerlei Völkern und Nationen, wie er sagt, mochte der Söldner von Wallenstein und Conti zu Gustav Adolf übergelaufen sein oder zurückkehren zu den Kaiserlichen. Kein ursprünglicher Bericht meldet, daß irgend eine deutsche Stadt in den nächsten Monaten nach dem Falle von Magdeburg den Schweden freiwillig aufgenommen, ihm gar willkommen geheißen habe. Wie seine Söldner vorher von Raub und Erpressung gelebt hatten: so thaten sie auch nachher.

Auf den Fall von Magdeburg folgte die Schlacht von Breitenfeld. Sie mag von vielen Theologen, deren Beruf gar leicht die Neigung erweckt die Schicksale der Menschen einem unmittelbar göttlichen Causalnexus zuzuschreiben und denselben erkennen zu wollen, — von vielen dieser Theologen als eine Art Gottesgericht für die Zerstörung von Magdeburg angesehen sein. Denn den wahren Zusammenhang derselben zu übersehen, waren ja doch so wenige im Stande. Dazu halfen nun zwei deutsche Fürsten mächtig mit. Namentlich erscholl von Kursachsen aus nach dieser Schlacht laut und heftig dieser schauerliche Ruf des Religionskrieges.[2] Der Kurfürst, der wenige Wochen zuvor noch geschwankt hatte, ob er seiner Pflicht gegen den Kaiser treu bleiben, ob er zum Schwedenkönige übertreten solle, bedurfte nun, nachdem er den letzteren Schritt gethan, einer Rechtfertigung desselben vor seinen Unterthanen. Er befahl dem Hofprediger Hoe ein Gebet abzufassen wider die Feinde Gottes und der Kirche. Hoe überbot sich. Er leistete Außerordentliches. Er übertraf selbst den Schwedenkönig. Es ist ein Gebet, wenn das Wort hier gestattet ist, zusammengestückt aus den ingrimmigsten Stellen der Rachepsalmen des alten Testamentes. „Zerstoße unsere Feinde wie den Staub vor dem Winde, räume sie hinweg wie den Koth von der Gasse! Gedenke doch, o Herr, daß der Feind, der Papst und sein Haufen dich den Herrn schmähen. Stürze das antichristliche Papstthum.“ In solchem Sinne ging es fort und fort. Der Kurfürst befahl, daß das ein Gebet sei. Er befahl ferner ein allgemeines Bet- und Danksagungsfest, und alle Kirchen des sächsischen Landes mußten widerhallen von diesen entsetzlichen Worten. Die kursächsischen Theologen konnten fernerhin nicht anders: auf den Befehl des Herrn, in dessen Hand sie standen, mußten sie den Religionskrieg predigen.

In gleicher Lage waren die Theologen von Hessen-Cassel. Diejenigen von ihnen, welche früher der Ansicht des alten Landgrafen Moritz zugethan gewesen waren, daß es Tillys Endabsicht sei Hessen-Cassel wieder lutherisch zu machen, mochten dabei in einigen Zweifel gerathen, ob die Predigt des Religionskrieges gegen die Katholiken oder die Lutheraner zu richten sei. Ward dadurch

[2] Arlanibaeus, arma S. p. 228 hat darüber die ausführlichste Nachricht.

Restitutionsedict. Was denn hatte die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, welche der norddeutsche Bürger und Landmann im Herzen tragen sollte, zu thun mit dem Besitze von Bisthümern, Abteien und Klöstern für die Fürsten und Herren? Dennoch nahm dieß Geschrei zu. Man hörte die Predigt, daß sich in Sachen der Religion durchaus nicht lasse neutral sein oder zaudern; denn unser Herr Christus verwerfe ausdrücklich die Neutralität Luc. 2, wo er spricht: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich u. s. w.

Wo schwedische, kursächsische, hessen-casselische Waffen geboten, war fortan keine andere Redeweise der Geistlichen nicht mehr gestattet. Auch Arnim, derselbe Mann, der drei Jahre zuvor unter Wallenstein in Diensten des Kaisers den Bürgern von Stralsund es nachdrücklich verwiesen, daß sie ihren Widerstand zur Sache der Religion machen wollten, zog nun gegen den Kaiser raubend und plündernd durch das böhmische Land, mit dem Rufe: es gelte die Religion. Das meiste Gewicht auf diesen Ruf indessen legte persönlich Gustav Adolf. Wir haben gesehen, wie er auch katholische Geistliche zu Erfurt und Mainz zwang öffentlich für ihn zu beten. Ein Gleiches mußte geschehen in den Ländern der Kleineren, die sich mit ihm verbündeten. Auch dort mußten die Kirchen widerhallen von dem Rufe des Religionskrieges. Denn diese Bethörung der Gewissen, diese Verwirrung der Rechtsbegriffe bei dem armen deutschen Volke war das einzige Mittel einen Krieg gegen den Kaiser, gegen das geheiligte Oberhaupt, gegen den Schlußstein alles Rechtes im Reiche als erlaubt erscheinen zu lassen.

Und doch müssen wir wiederholen, daß das nicht so leicht war. Der Entschluß des Kurfürsten Johann Georg zur Vereinigung mit dem Schweden gegen Kaiser und Reich war darum noch keineswegs ein Entschluß der Sachsen mit ihm. Johann Georg führte seine Söldner dem Schweden zu: nicht darum auch sein Volk, nicht die conservativen Corporationen seines Landes. Wir sehen es aus den Folgen. Der wüste Traum des Religionskrieges dauerte für Sachsen nur vier Jahre, dann kam auch Johann Georg selbst zur Einsicht. Er war schon vorher dazu gekommen. Wir haben gesehen, wie Gustav Adolf schon im Januar 1632 zu Mainz es nöthig hielt die Friedensneigung seiner Bundesgenossen bei den anderen deutschen Fürsten, die ihn umgaben, zu verdächtigen. Johann Georg mochte andere Regungen in seinem Lande spüren. Als der Jahrestag der Schlacht bei Breitenfeld herannahte, fragte es sich um eine Feier desselben in Sachsen.[1] Man wollte lange nicht daran. Es gab in der Umgebung des Kurfürsten Männer genug, welche eine solche Feier ernstlich widerriethen. Hoe und die schwedische Partei setzten sie dennoch durch. Die Schweden erlangten noch mehr. Ungeachtet des Bruches mit dem Kaiser dauerte in allen Kreisen des Sachsenlandes das sonntägliche Gebet für den Kaiser fort als die höchste Obrigkeit. Die Schweden eiferten dagegen. Es gelang ihnen den Oberhofprediger Hoe zu gewinnen. Er ging seinem kirchlichen Befehle mit seinem Beispiele voran. Er bewies in einer Predigt ausführlich die Grausamkeit und

[1] Beilage LXXXI.

als unzweifelhaftes Ergebnis, daß in Sachsen nach einem Jahre des Krieges das Wort Religionskrieg gegen den Kaiser noch keineswegs in Blut und Leben des Volkes übergegangen war, daß dem Worte nicht die Kraft ingewohnt hatte die Ehrfurcht vor dem Namen und der Würde des Kaisers, dem Quell des Rechtes im Reiche zu bewältigen.

Und doch ist dieß nur ein geringeres Anzeichen der Stimmung, wenn verglichen mit dem wichtigeren.

Wenn die Deutschen der Zeit in denjenigen Ländern, deren Fürsten den Religionskrieg proclamirten, selbst erkannt hätten, daß der Kaiser, die Jesuiten oder wen immer sonst man nennen mochte, die heiligsten menschlichen Güter, die Religion und die Freiheit bedroheten: so hätte sich bei diesen Theilen der deutschen Nation irgend eine Opferwilligkeit für diesen Kampf um diese heiligsten Güter finden müssen. Wir suchen danach. Es ist vergeblich. Eine Opferwilligkeit, ein selbstthätiger Eifer irgend welcher Art ist nicht vorhanden, weder vor der Ankunft des Schwedenkönigs, noch nach derselben. Die Nation läßt den Krieg an sich führen; aber sie führt ihn nicht mit. Sie leidet geduldig, was sie nicht ändern kann. Die Grundzüge der deutschen Nation zu jener Zeit sind leider aller Orten und immer dieselben wie in Magdeburg. Die conservativen Corporationen erkennen die Sachlage so klar, wie wir sie erkennen; aber es fehlt ihnen aller selbständige Muth und alle Kraft. Der große Hause dagegen weiß nicht was er thut. Er wird bethört, verlockt von einigen Stimmführern, welche die Dinge darstellen nicht wie sie sind, sondern wie es der Vortheil jener erheischt, welche der Sehnsucht des Volkes nach einer Erleichterung von seinen Bedrängnissen diejenigen Rettungsmittel vorspiegeln, die den Jammer und das Elend nur noch steigern. Der Hause schreit mit in seiner trostlosen Bethörung, und schreit so lange, bis an ihn selbst die Forderung ergeht Opfer zu bringen für seine vermeintliche Rettung. Dann wandeln sich die Dinge. Der Eifer ist erstorben. Nicht von sich selber will man etwas erwarten, sondern alles von Anderen. Von der wahren Begeisterung, die Alles wagt, um Alles zu gewinnen, ist da keine Spur. Man will Religion und Freiheit den Söldnern verdanken, die jeder ruhige und friedliche Bürger mit Furcht und Entsetzen betrachtet. Die Freiheit, welche Söldner bringen, ist sehr wurmstichig.

Treten wir jedoch näher herzu und fragen: wo denn ist der Glaubensretter Gustav Adolf mit Jubel und Entzücken aufgenommen und begrüßt? Weder Erfurt, noch Frankfurt öffnen eher ihm die Thore, als nach dem sehr deutlichen, sehr ausdrücklichen Fingerzeige auf die Kanonen. Hat sich diese Furcht bei seinem Eintritte sofort in Jubel verkehrt? Wenn das ist, wie es allerdings die schwedischen Geschichtschreiber über Frankfurt berichten: so gilt dieser Jubel zu nicht geringem Theile der persönlichen Erscheinung des Schwedenkönigs. Er ragte an geistiger und körperlicher Begabung vor allen Männern hervor. Er, der berühmte Kriegesheld, der den alten, bis dahin unüberwindlichen Tilly geschlagen, nicht bloß ein Kriegesheld, sondern zugleich ein König mit dem vollen Anstande eines Königs, brachte grüßend und lächelnd in den Straßen von

Frankfurt den Hut nicht wieder auf das Haupt. Eine solche Königskunst hat bei dem Volke noch niemals ihren Dienst versagt.

Ob dagegen der Rath und die besonnenen Bürger von Frankfurt, denen nie ein kaiserlicher Feldherr eine Zumuthung irgend einer Art gemacht, welche dagegen den schwedischen Kanonen ihre Thore hatten öffnen müssen, welche demnächst sich zu Eiden der Treue für diesen Schweden und seine Kanonen verpflichten sollten: ob auch denen leicht gewesen sei bei dem Gedanken an den Glaubenshelden, der sie, die bis dahin ruhig am Ufer zuschauend gestanden, mit hineinriß in die wilden Wirbel seines Krieges: das ist eine Frage, die sich auch ohne specielle Nachricht beantworten läßt aus dem allgemeinen menschlichen Gefühle.

Denn wenn auch immer die conservativen Corporationen im Bereiche schwedischer Waffen schweigen mußten bei dem Rufe des Religionskrieges: so stimmten sie darum doch nicht ein. Und diejenigen, welche noch nicht im Bereiche derselben waren, wagten wenigstens noch so lange zu reden. Wir haben die einstimmige Antwort der Stände von Ostfriesland gehört. Wir haben die einhellige Meinung der Ritter und Landschaft von Hessen-Darmstadt vernommen. Sie waren alle lutherisch. Von einem Religionskriege wußten sie nichts. Sie waren für den Kaiser und gehorchten dann nur der schwedischen Gewalt, der Furcht vor den schwedischen Kanonen. Diese und nur sie sind der Schlüssel des Religionskrieges der Deutschen gegen den Kaiser, gegen sich selbst, gegen ihre Einheit und ihre Freiheit.

So stand der Schwedenkönig zu den deutschen Protestanten.

Daß man von katholischer Seite jeden Gedanken eines Religionskrieges bis gegen Ende des Jahres 1631 zurückwies, liegt nahe. Gustav Adolf hatte in seinen Schreiben an den Kaiser, an die Kurfürsten, in seinen Manifesten, mit den bekannten Gründen der Religion nicht gedacht. Er war für den Kaiser und sämmtliche Kurfürsten zu Regensburg im Sommer 1630 der Reichsfeind, der ohne gegebene Ursache, selbst ohne eigentliche Kriegserklärung, die der Schwede vermied, um nicht der Religion erwähnen zu müssen, auf deutschen Boden einbrach und sofort mit Gewalt gegen den Herzog von Pommern begann. Auch nachher kam bei dem Kaiser und den katholischen Kurfürsten der Gedanke des Religionskrieges noch lange nicht auf. Noch im Sommer 1631 schrieb der Mainzer Kurfürst an denjenigen von Sachsen: er möge verhüten, daß ein Zwiespalt im Reiche entstehe, daß Katholiken und Lutheraner feindlich sich trennten. Die Möglichkeit einer Verbindung des Kursachsen mit Schweden lag damals schon vor: aber sie war unwahrscheinlich, weil der kursächsische Gesandte zu Regensburg Theil genommen hatte an dem Beschlusse, welcher den Schweden für den Reichsfeind erklärte.

Erst der Einbruch des Königes ins Frankenland, seine Besitznahme von Würzburg für die Krone Schweden rief die Besorgnisse des eigentlichen Religionskrieges wach. Indem der lutherische König sich zum Herzoge von Franken erklärte, den Eid der Huldigung erzwang, verband sich mit einem solchen Ac

unmittelbar der Gedanke, daß der Schwedenkönig das Land lutherisch machen würde. Also entsprach es, wenn der König rechtmäßiger Inhaber des Frankenlandes war, oder als solcher anerkannt wurde, dem Rechte des Religionsfriedens von Augsburg: cujus regio, ejus religio. Der König gebot nicht die sofortige Protestantisirung; allein die Maßregeln in Würzburg, in Mainz waren danach getroffen, daß nur dieses das Ergebnis sein konnte. Er ordnete protestantische Consistorien an. Es geschah nicht bloß dort, wo er selbst sich aufhielt. Er schickte aus Frankfurt a. M. den schwedischen Bischof Bedrid von Linköping nach Halberstadt, damit er dort die reine Religion nach der unveränderten Confession von Augsburg herstelle.[1]

Es war nach den Schritten des Königs in den katholischen Gegenden des deutschen Reiches nicht mehr zweifelhaft: der Religionskrieg war da.

Und man wolle doch hier den Unterschied beachten, der statt hatte zwischen dieser Absicht, diesen Planen des Schwedenkönigs, seinem Streben überhaupt und demjenigen des Kaisers und der Liga. Weder der Kaiser, noch die Liga hatten jemals den Protestantismus anders gefährdet, als gemäß dem bestimmten Gesetze des Religionsfriedens von Augsburg. Sie hatten das Restitutionsedict erlassen. Es war ein politischer Fehler, unzweifelhaft, ein arger Misgriff. Allein es war nicht mehr als das. Sie stützten sich dafür auf den Buchstaben des Rechtes. Einen Religionskrieg hatten sie dadurch weder erregt, noch erregen wollen. Sie wiesen eine solche Anklage von sich ab, und subjectiv mit Recht.

Anders der Schwede Gustav Adolf. Er hatte, um in katholischen Ländern des deutschen Reiches den Protestantismus zu verkünden, kein anderes Recht, als dasjenige der Waffen, die Gewalt des Schwertes. Indem er seine Maßregeln so traf, daß die Würzburger, die Mainzer in den Protestantismus hinein gedrangsalt werden sollten, gab er dem Kaiser, der Liga und allen Katholiken das Recht gegen ihn die begründete Anklage des Religionskrieges zu erheben.

Es geschah sofort, sowohl von den Häuptern, als den Einzelnen. Frankreich füllte sich mit flüchtigen Jesuiten aus Deutschland.[2] Sie erhoben dort gegen den Schweden die laute Anklage der Verfolgung. Die Franzosen murrten, daß ihr König einem solchen Bedränger der katholischen Kirche Beistand gäbe. Hier kam es für Gustav Adolf und seine Freunde darauf an der bösen Nachrede entgegen zu wirken.

Zuerst schickte Gustav Adolf von Höchst aus noch im November 1631 einen Gesandten nach Frankreich.[1] Der König von Schweden, also mußte dieser Bote berichten, habe mit den Ligisten gern Frieden zu halten gewünscht; aber die Liga habe nicht gewollt. Das sei der Grund, weshalb der König ins Priesterland habe einbrechen müssen. Der Gesandte soll Acht geben, wie der französische König Ludwig das aufnimmt. Er soll ausführen, wie der Schwedenkönig

[1] Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover: ut sinceram Religionem in Confessione Augustana invariata comprehensam restitueret.

[2] Theatrum Europ. II. 485 *.

[1] Geijer III. 203. 28. Nov. 1631.

würden, als sei es die Absicht die römisch-katholische Religion in Deutschland zu ändern oder zu unterdrücken, und ferner, als dächten die Hochmögenden selbst an Unterhandlungen mit Spanien zum Frieden.

Und obwohl es ja offenkundig ist, sagen die Generalstaaten,[1] daß die Spanier durchgängig solche Listen und Kunstgriffe zu ihrem Vortheile zu gebrauchen suchen, obwohl es ja genugsam vorliegt, daß der Krieg in Deutschland nicht ein Religionskrieg, sondern ein politischer Krieg, und zwar gegen das Haus Oestreich ist, und daß der König zum allgemeinen Besten darin so löblich wie rechtmäßig verfahre: so möge doch der König nach seiner hohen Weisheit erwägen, ob er nicht gut finde derartige Kunstgriffe, die man bei Frankreich übe, abzuschneiden, und den Feinden jegliche Gelegenheit und Vorwand zu benehmen, wodurch dieselben zwischen dem Schwedenkönige und Frankreich Mistrauen auszusäen trachten.

Wie so grell tritt uns auch bei diesen Hochmögenden der Zwiespalt ihrer Worte entgegen, je nachdem an welche Personen sie gerichtet waren! Von dem böhmischen Aufruhre an hatte Niemand in Deutschland für die Protestanten so eifrig den Religionskrieg gepredigt, als die Emissäre und Söldlinge der Hochmögenden. Damals bedurften sie dieses Mittels, um Deutschland in Flammen zu setzen. Nun war ein anderes gefunden: der Schwede, der vor Frankreich seinen Religionskrieg nicht offen aussprechen wollte, um nicht die Franzosen zu erzürnen. Und sofort sehen wir die Hochmögenden bereit das Wort vom Religionskriege, welches sie früher gepredigt, wo es erlogen war, nun wo es zur Wahrheit geworden war, eine spanische und östreichische Erfindung nennen.

Es wäre seltsam, wenn diese Politiker, die Hochmögenden und der Schwedenkönig, selbst einander Glauben bewiesen, nicht sich gegenseitig zu täuschen gesucht hätten. Nicht also standen sie zu einander. Indem die Hochmögenden auf die Spanier die Anklage des falschen Vorgebens von einem Religionskriege brachten, bemerkten sie dem Schweden weiter: Spanien streue auch das Gerücht aus, als stehe es mit den Hochmögenden in Unterhandlung über den Frieden. Der König Gustav Adolf möge das nicht glauben, sagten sie, es sei daran kein wahres Wort. Viel eher sei es ihre Absicht die spanische Macht einmal für immer gänzlich niederzuwerfen, namentlich, wenn der Schwedenkönig seine Siege verfolge.

In derselben Zeit hatte die Infantin zu Brüssel den Hochmögenden Unterhandlungen angeboten.[2] Die Hochmögenden überlegten, ob sie diesen Weg versuchen sollten. Sie waren mit Entwürfen dazu in derselben Zeit beschäftigt, als sie den Schweden baten solche böswillige Gerüchte, welche die Spanier ausstreuten, nicht zu glauben. Daß der kluge Schwedenkönig die Lüge seiner Freunde nicht durchschaut haben sollte, ist sehr unglaublich. Aber man pflegte einander darin etwas zu gute zu halten. Der Schwedenkönig entließ den Holländer mit

[1] Beilage LXXXIV.
[2] Aitzema III.b p. 51 ff.

Gustav Adolf in Genf schreiben ließ. Derselbe kehrt wieder [1] in den verschiedensten Gestaltungen: der Krieg hat mit der Religion nichts zu thun.

Also verbreitete man es in Frankreich und Italien. Auch war das nicht ohne Erfolg, zumal an solchen Orten, wo man wünschte, daß es wahr sein möchte. Zunächst in Italien. Es thut sich uns da ein seltsamer Gegensatz auf. Die schwedisch-protestantischen Flugschriften in Deuschland wiederholen einmüthig: der König Gustav Adolf sei des Papstes und der Cardinäle abgesagter Feind. In demselben Sinne predigt in Dresden Hoe von Hoenegg. Ein neuer Römerzug [2] erfüllt die Köpfe der schwedisch-protestantischen Theologen. Alle Streitigkeiten, die nur je ein Kaiser mit dem Papst gehabt, werden in Luthers Sinne wieder erzählt, um den Fanatismus zu stacheln, um den Wunsch hervorzurufen: der Tag der Rache sei gekommen, es gelte Rom. Katholische Domkirchen hallten wieder von dem Singen schwedischer Söldner: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort, und steur des Papsts und Türken Mord“ u. s. w.

Wir werden auf das Verhältnis des Schweden Gustav Adolf zu dem Türken nachher zurückkommen, und sehen, ob es freundlich, ob feindlich.

Aber Urban VIII. im Vatican?

Urban VIII. ist französisch gesinnt gegen den Kaiser. Die weltliche Politik streitet in ihm mit der kirchlichen. Die Leidenschaft jener gibt ihr das Uebergewicht. Es ist nicht zweifelhaft, daß der Vertrag von Bärwalde zwischen Richelieu und Gustav Adolf ihm vorgelegt, von ihm genehmigt ist. Auf diesen Vertrag gestützt, konnte Urban mit Richelieu sagen: der Krieg des Schweden habe mit der Religion nichts zu thun. Dennoch ist Urban VIII. wieder im Schwanken. Als Tilly Magdeburg erobert, sieht Urban VIII. das an als einen Sieg über die Feinde der katholischen Kirche. Er freut sich darüber. Er bringt dem alten Feldherrn seinen Glückwunsch dar, und betrachtet den Brand der Stadt als die Strafe Gottes über sie.[3]

Als die Gefahr näher rückt, schickt der Kaiser Ferdinand einen Gesandten zu ihm. Die spanischen Cardinäle fordern ein allgemeines Bündnis wider den Schweden.[4] Urban läßt sie nicht mehr vor. In ihrem Namen tritt der Cardinal Pidone zu dem Papste. Urban erklärt: er sei zu jedem Bündnisse für die katholische Religion bereit. Das betreffe jedoch nicht den König von Schweden. „Bei ihm,“ sagt Urban VIII., „handelt es sich nicht um die Religion. Er verfolgt die Katholiken nicht. Und wenn er gegen die östreichischen Katholiken Krieg führt, so führt er ihn nicht deswegen, weil sie katholisch sind, sondern weil sie die Protestanten zuerst beraubt haben. Wenn wir sähen, daß der König aus Haß gegen die katholische Religion die Vernichtung der Katholiken beabsichtigt,

[1] a. a. O. S. 341 361. 389 und sonst.

[2] Der neu Römerzug das ist Discurs ob d. K. M. zu Schweden u. s. w. 1632. Discursus ob zu vermuthen sei, daß sich der kleine Hauf der Christen u. s. w. 1632.

[3] Beilage LXXXV.

[4] Söltl III. 293. Man vgl. Ranke, Päpste II., ferner auch Chemnitz S. 296. Soldat suédois I. 361.

Ein solches Verfahren entsprach nicht dem Wunsche, nicht dem Plane Richelieus. Auf die erste Nachricht von diesem Vorgehen des Schweden wurde sofort wieder Charnacé entsendet, noch nicht drei Wochen nach der Schlacht von Breitenfeld.[1] Er sollte mit Maximilian von Bayern abermals über die Neutralität unterhandeln. Wenn der Kurfürst von Bayern und die katholische Liga die Neutralität annehmen, der Schwede und die protestantischen Fürsten dagegen sie verweigern: so will der französische König Ludwig der Liga eine Hülfe schicken von 15,000 Fußgängern und 2000 Reitern.

Die Ereignisse rollten rasch. Der Schwede zog nach dem Rheine. Er ging hinüber. Er stand nahe an der französischen Grenze. Er machte auch am linken Rheinufer die Länder geistlicher Fürsten zu seinem Eigenthume. Er bedrohte hier nicht bloß mehr die katholische Kirche. Diese Gefahr dehnte sich weiter aus. Sie war unabsehbar.

Im Namen der Liga erschien der Bischof von Würzburg am französischen Hofe und klagte, daß die Fortschritte des Schweden, die Gefahr der katholischen Kirche durch ihn nur möglich sei in Folge des Bundes mit Frankreich. Dieselbe Klage führten Gesandte von Bayern, Köln und Trier. Richelieu erwiederte, daß die Liga unklug gethan sich in einen Krieg einzulassen, der nur den Kaiser betreffe. Es war ein seltsamer Vorwurf, nur von einem Franzosen möglich, daß die Liga, welche die Sache ihres Kaisers nach Pflicht und Recht stets als die eigene erkannt, in der Stunde der Gefahr sich eidbrüchig von dem Kaiser hatte trennen sollen. Ungeachtet seiner Reden konnte dem Cardinal dabei nicht wohl zu Muthe sein. Wenn Gustav Adolf weiter ging, wenn er seine Eroberungen fortsetzte, ein neues Reich gründete: so hatte Frankreich in Zukunft statt des friedliebenden deutschen Kaisers, der nie zu den Waffen griff, als wenn er nicht anders konnte, einen jungen Eroberer, dessen Ziel in weiten Fernen lag.

Die Vorstellungen der ligistischen Abgeordneten waren sehr nachdrücklich.[2] Der Cardinal Richelieu betheuerte in voller Versammlung des königlichen Rathes mit weinenden Augen seine Condolenz. Auch der päpstliche Nuntius stellte sich hier nachdrücklich auf die Seite der Liga. Er forderte mit derselben eine runde Erklärung. Eine solche indessen lag nicht im Sinne Richelieus und seines Gehülfen, des Kapuziners Joseph. Frankreich sei nicht gerüstet, erwiederte dieser. Es habe höchstens 18,000 Mann. Auch würde den Spaniern ein Bruch zwischen Frankreich und Schweden ganz nach Wunsche sein. Nicht das sei im Interesse Frankreichs. Aber man wolle Abgeordnete an den Schwedenkönig schicken, zu erforschen, was er im Sinne habe. Auch dürfe die Liga nicht ablassen zu rüsten. Der päpstliche Nuntius versicherte den Abgeordneten der Liga: es habe die Rädelsführer in Frankreich, welche dem Schweden in den Sattel geholfen, schon mehr als tausendmal gereut.

[1] Die Instruction für Charnacé ist von Ludwig XIII. unterzeichnet am 7. Novbr. in castello Theodorici. Ehemaliges Domcapitelarchiv in Osnabrück.

[2] Beilage LXXXVI.

legte zugleich auch, daß der kaiserliche Hof völlig rath- und hülflos sei. Allerdings war Wallenstein bereits beschäftigt ein neues Heer zu errichten: aber welche Hülfe hatten sich von Wallenstein der Kurfürst Max und die anderen katholischen Stände zu versprechen, die ja zu Regensburg und früher oft so eifrig gegen diesen Mann gesprochen? Die eigene Bundesarmee war im mißlichen Zustande. Nachdem der Kaiser den Gallas mit 10,000 Mann abberufen, nachdem Tilly am 24. November ungern denselben entlassen, zählte der General unter sich noch 8400 Mann.[1] Neue Werbungen anzustellen war nicht thunlich; denn es fehlten Muster- und Sammelplätze in Norddeutschland, wo am ehesten die Söldner zu liefen. Das Heer des Gustav Adolf wuchs täglich. Holland und England schoben hinterdrein. Der englische König Karl I. entwarf bereits Plane, wie er die Münchener Bildsäulen und Gemälde, die als sein Prisenantheil von dem großen Raube an den Deutschen ihm zufallen würden, daheim bei sich verwenden wolle.[2] Der Kurfürst Max warf sich die Frage auf, ob es nicht der Klugheit angemessen sei auf die eigene Rettung zu denken. Der Gedanke verklärte sich zu der Aussicht, daß durch die Neutralität der Liga der König Gustav Adolf bewogen werden müsse die katholischen Länder zu verlassen, welche zur Zeit ihm die Mittel hergäben gegen Oestreich. Auch selbst der Friede würde dadurch beschleunigt: denn nach dem Berichte des französischen Gesandten war Gustav Adolf bereit über den Frieden zu unterhandeln, sobald die Liga neutral sei.

Es ist möglich, daß sich der Cardinal Richelieu das so gedacht habe. Aber war dem nun auch wirklich so? Hatte der schlaue Cardinal den schlaueren Schweden so am Gängelbande, wie er selber es wohl meinte?

Die Neutralität der Liga paßte nicht in den Plan des Schweden. Die Liga zunächst war es, welche er suchte: die Länder derselben als sein Eigenthum. Er durfte freilich auch die Forderung des Cardinals nicht geradezu abweisen. Deshalb gab er dem französischen Gesuche,[3] wie er sagt, so weit nach, daß er allerdings die Liga neutral sein lassen wollte, aber nicht nach den Bedingungen, die der Cardinal Richelieu vorschlug, sondern nach seinen eigenen. Er faßte diese derartig ab,[4] daß er sicher sein durfte: ein Mann von Ehrgefühl werde sie nicht annehmen. Es waren Bedingungen von ähnlicher Art, wie einst der römische Senat sie denen zu stellen pflegte, die er vernichten wollte. Vor allen Dingen forderte der Schwede die fast völlige Wehrlosigkeit. Die Franzosen versuchten zu mildern. Es war klar, daß die Milderung in Gustav Adolfs Augen zu viel sein würde, in den Augen des Kurfürsten zu wenig.

Indessen willigte doch der König ein vierzehn Tage lang Stillstand zu halten. Eins der Schreiben[5] des Königs darüber ist merkwürdig. Er berichtet

[1] Dudik, Waldstein u. s. w. S. 210.
[2] Harte, Gustav Adolf I. 583.
[3] Dudik, Waldstein S. 289.
[4] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 318.
[5] Dudik a. a. O.

bemerkt, daß von schwedischer Seite alles nur auf Betrug und Gewinn von Zeit abgesehen sei. Auch sie können nicht glauben, daß der König von Schweden es ernstlich meine, namentlich daß er alle geistlichen und katholischen Kurfürsten und Stände herstellen wolle wie zuvor."

In der That, wer auch konnte das glauben? — Aber vergleichen wir diese letzten Worte mit denen des Schweden. Wie klafft zwischen denselben ein so weiter Spalt der Verschiedenheit! Wie ist derselbe zu erklären? — Aller Wahrscheinlichkeit nach haben die Franzosen, deren sich Richelieu bediente, mit oder ohne Auftrag ihres Meisters hier kalt dort warm geblasen je nach den Umständen. Sie haben der Liga geschmeichelt mit der unerfüllbaren Hoffnung der Herstellung, dem Schweden mit der Annahme seiner Bedingungen. Der Erfolg war unabwendbar das Fehlschlagen ihrer Unterhandlung auf beiden Seiten.

Aldringer bat Wallenstein den Befehl zurückzunehmen. Es geschah. Denn an demselben Tage, als Aldringer diese Bitte stellte, wußte Wallenstein auch seinerseits, daß die Neutralität nicht bestehe. Er sprach es vor Aldringer aus, daß die Hülfeleistung an Bayern pünktlich zu leisten sei. [1] Wir werden später sehen, wie er dieß Versprechen hielt.

Der Kurfürst Max entschuldigte sich bei dem Kaiser: er habe diese Unterhandlung nur angeknüpft, um Frankreich von der Ausführung verderblicher Plane abzuhalten. [2] Das war offenbar nicht die Wahrheit; aber der Kaiser erkannte den Werth der Einigkeit in der trüben Bedrängnis, und nahm die Erklärung als genügend an. Gustav Adolf dagegen fing einen Brief auf, in welchem der Kurfürst von Bayern für Pappenheim eine Geldhülfe in Aussicht stellte. Er erhob ein lautes Geschrei: das sei wider den Vertrag. Der Kurfürst wolle keine Neutralität. Allein es fehlt, wie wir wiederholen müssen, an allem Nachweise, daß der Kurfürst von Bayern diesen Stillstand nach der schwedischen Auffassung jemals eingegangen ist.

Auch scheint Richelieu ungeachtet seiner Thränen im vollen königlichen Rathe über die allzuraschen Fortschritte des Schwedenkönigs dennoch sich wieder mit demselben verständigt zu haben. Zunächst scheuchte der Schwede dem Franzosen den Kurfürsten-Erzbischof von Trier völlig in die Arme. Philipp Christoph von Sötern war längst mit dem Gedanken des Verrathes umgegangen. Schon seit 1627 stand er in bleibender Correspondenz mit Richelieu. Im Jahre 1630 zu Regensburg fiel sein häufiges Unterhandeln mit dem Capuziner Joseph auf, dem schlauesten Werkzeuge Richelieus. Seit der Zeit bezog Philipp Christoph eine französische Pension von 36,000 Livres. Als der Schwede sich dem Rheine näherte, war sofort auch ein französischer Gesandter in Trier. Der Kurfürst meldete schon am 21. December 1631 dem Könige Ludwig, daß dieser Gesandte, der Graf von Bruslon, ihm gekommen sei wie ein Engel vom Himmel. [3] Er

[1] a. a. O. S. 301.

[2] Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse S. 311.

[3] Nach Briefen im ehemaligen Domcapitelarchiv in Osnabrück.

nicht entfernt im Plane Wallensteins darauf einzugehen. Er wollte zunächst das Heer sammeln, nicht mehr. Es sollte kräftig, mit Nachdruck auftreten können. Das Hauptmittel war die Regimenter zuerst in die Winterquartiere zu legen. Wallenstein betrieb das sehr nachdrücklich. [1] Gallas, der bis dahin bei Tilly stand, hatte auf den Befehl des Kaisers und Wallensteins von dort abmarschieren müssen. Sollte er gegen die Sachsen unter Arnim dienen, die in Böhmen standen? Dem war nicht so. Bei der Ankunft erhielt Gallas von Wallenstein Befehl seine Regimenter nach Oestreich ob der Enns in die Winterquartiere zu legen.

Die Friedensunterhandlungen des Kaisers durch Wallenstein mit Kursachsen hatten damals schon aufgehört. Dennoch hatten sie für Wallenstein persönlich ein Ergebnis gebracht, das auch ferner blieb. Seine eigenen Güter in Böhmen wurden nach dem besonderen Vertrage zwischen ihm und Arnim geschont. [2] Nur die Exulanten, die mit dem Heere Arnims aus Sachsen nach Böhmen rückkehrten, vereinten sich mit den Unterthanen Wallensteins zu Gewaltthaten gegen sein Besitzthum. Auf Wallensteins Beschwerde schaffte Arnim auch das ab. Wallensteins Güter waren sicher. Mithin hatte er nicht ein persönliches Interesse in Böhmen sogleich mit Nachdruck gegen die Sachsen aufzutreten. Er rechnete auch ferner auf die Unthätigkeit derselben. [3]

Das Heer schwoll an. Wallenstein war rastlos thätig für die Ausrüstung. Zugleich war er es für die Disciplin. Er handhabte dieselbe mit eiserner Strenge. Die Soldaten wurden auch wegen leichter Excesse, die im Frieden oft ungeahnt hingehen, mit dem Tode bestraft. [4] Er wollte ein Musterheer ins Feld stellen. Vor solchen Anstalten, vor solchem Eifer erstarb jeder Zweifel an der Befähigung dieses Mannes. Das Talent Wallensteins zum Werben und Organisiren zeigte sich im glänzenden Lichte. Aber Wallenstein hatte es nur unternommen das Heer zu Stande zu bringen. Der Ablauf des Termines der drei Monate stand nahe bevor. Wessen hatte dann der Kaiser sich zu versehen? Wallenstein ließ nicht ab laut zu erinnern, daß er nur auf das eine Vierteljahr den Oberbefehl übernommen, nicht länger.

Man hat wohl einmal gesagt, daß Wallenstein ernstlich und aufrichtig die Absicht gehabt habe nach den drei Monaten das von ihm errichtete Heer abzugeben, sich ins Privatleben zurückzuziehen und fortan zuzusehen, was ein Anderer mit diesem Heere beginne. Diese Meinung widerspricht der Analogie der gewöhnlichen Verhältnisse der Menschen. Darum freilich an sich ist sie noch nicht unhaltbar. Ein solcher Verzicht ist wenn auch unwahrscheinlich, doch möglich. Derselbe würde hervorgehen aus einer Art von Edelmuth. Es würde sich dann fragen, ob Wallenstein in seinen bisherigen Thaten eine Gesinnung bewiesen hat, welche diesem Edelmuthe entspräche. Sein Verhalten gegen die Herzöge

[1] a. a. O. S. 271 ff.
[2] Dvorsky S. 127.
[3] a. a. O. 142.
[4] a. a. O. S. 273.

gedrängt, daß Wallensteins wahre Absicht war beim Commando zu beharren. Allein je mehr er sich bitten ließ, je fester nach seinen öffentlichen Worten seine Absicht des Verzichtes zu stehen schien: desto höher schwollen seine Ansprüche empor.

Und schon ist es nicht mehr der Kaiser allein, welcher bittet. Maximilian von Bayern hat seinen Kanzler nach Wien geschickt. Dieser hat den Auftrag den Vertrauten Wallensteins auszusprechen, wie dringend der Kurfürst die Aussöhnung mit Wallenstein wünsche.[1] Maximilian ließ sagen: es sei in Regensburg Unrecht geschehen. Der Kurfürst von Mainz habe die Sache betrieben, nicht Maximilian von Bayern. Dieser sei dawider gewesen.

Dahin also war es gekommen! Wie tief mußte ein Mann wie Maximilian seine Bedrängnis fühlen, wenn er sich hergeben mochte zu solchen Reden, solchen Bitten!

Die Unterhandlung mit Wallenstein sollte durch den Fürsten Eggenberg geschehen. Er war der Mann des vollsten Vertrauens zugleich bei dem Kaiser und bei Wallenstein. Aber Eggenberg war krank. Er konnte bei dem besten Willen nicht reisen. Deshalb that er seine Bitte schriftlich. Er versichert dem Wallenstein, daß er ein aufrichtiges und von Herzen getreues Mitleiden mit dem Zustande und den Beschwernissen desselben empfinde. Er sieht ein, sagt er, daß man Wallenstein nicht zumuthen dürfe auf diese Art fortzufahren. Aber dann bittet er um Gottes willen, daß Wallenstein ihm die Gnade nicht abschlage, daß Wallenstein sich nur noch so lange in seiner hohen Stellung gedulde, bis er mit ihm reden könne.[2] Eggenberg verwahrt sich hoch und theuer: es sei das kein Vorwand von ihm, um Wallenstein zurückzuhalten. Er verspricht, daß er reisen wolle, sobald er die Bewegung einer Sänfte ertragen könne. Er verbindet sich im Voraus, daß neben der Wohlfahrt des Kaisers und des gemeinen Wesens ihm nichts höher, nichts angelegener sein werde, als Wallenstein alle mögliche Genugthuung und Willen zu thun. „Denn das," sagt Eggenberg, „erfordert die Schuld und die Liebe, mit welcher ich E. L. kräftig verbunden bin." Also der Fürst Eggenberg acht Tage vor dem Ablaufe des Termines, den Wallenstein für sein Commando bestimmt.

Wie wachsen aus solchem Schreiben eine Reihe von Fragen empor! Wallenstein hat als Hauptgrund gegen die Fortdauer des Commandos seine Kränklichkeit geltend gemacht. Eggenberg bedauert ihn. Eggenberg selbst ist krank, augenscheinlich. Aber dieser selbe kranke Mann muthet einem anderen kranken Manne die Fortführung eines Commandos zu, das alle geistigen und leiblichen Kräfte im höchsten Grade in Anspruch nimmt. Und zwar stellt Eggenberg dem Wallenstein dafür in Aussicht alle mögliche Genugthuung. Kann man das Hindernis, welches aus einer körperlichen Krankheit erwächst, überwinden durch irgend welche Genugthuung? Es scheint, daß Eggenberg hier nicht mehr fest an die Unabweislichkeit des Hindernisses bei Wallenstein durch die Krankheit

[1] Dudik, Waldstein S. 318. 21. Februar 1632.
[2] Förster II. S. 200. Nr. 317. vom 12. März.

Unterdessen rang der alte Tilly mit dem Feinde.

Wir haben ihn verlassen, wie er im November 1631 sich nach Nördlingen wandte. Dort schieden von ihm die zügellosen Haufen des Lothringer Herzogs, von dort mußte er die kaiserlichen Truppen unter Gallas entlassen. Die Macht Tillys bestand im Beginne des Jahres 1632 nur noch aus höchstens 8000 Mann. Er weilte mit derselben längere Zeit zu Nördlingen.

Wir treffen in Nördlingen wieder den Obersten Fahrensbach. Es herrschte längst allgemeines Mistrauen gegen ihn. Man nannte sein Betragen sträflich, und wir erfahren, daß nur Tillys Nachsicht ihn noch duldete.[1] Sein Benehmen in Nördlingen ist höchst auffallend. Fahrensbach war katholisch. Das hatte ihn nicht gehindert von den Polen zu dem Schwedenkönige überzulaufen, und wiederum dann von Wallenstein aus denselben Weg zu machen. Bei dem Ueberlauf von dem Schweden zu Tilly betheuerte er, daß er allein der katholischen Religion wegen den Dienst des Schweden verlassen.[2] Wir erinnern an das früher bereits Gesagte, daß das Kriegsgericht nachher ihn des Versuches des Verrathes von Ingolstadt an den Schweden schuldig sprach. Es ist in Rücksicht auf die ganze Laufbahn dieses Menschen mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er mit Wissen und Wollen des Schweden in die Dienste der Liga getreten, um den Schweden mittelbare Dienste zu thun.

Wir haben die Thatsache von Nördlingen zu berichten.

Fahrensbach, der zuvor im Auftrage Tillys die Stadt Nördlingen besetzt, klagte bei Tilly den Rath und die Bürgerschaft der protestantischen Stadt Nördlingen an wegen ihrer schlechten Gesinnung gegen den Kaiser.[3] Auf diesen Bericht fragte der General zwei Mitglieder des Deutsch-Ordens in Nördlingen, wie sich der Rath und die Bürgerschaft gegen sie als Katholiken verhalten, und ob der Kaiser auf die Stadt zählen könne. Die beiden Männer erwiederten — und diese Erwiederung ist abermals ein Maßstab für die Gesinnung der deutschen Lutheraner, denen noch nicht die drohenden Mündungen schwedischer Kanonen den Religionskrieg aufgezwungen: — der Rath und die Bürgerschaft von Nördlingen hätten gegen sie stets freundlich sich benommen. Jedermann begegne ihnen mit Achtung, und bezeige sich zu angenehmen Diensten bereit. Was die Gesinnung der Stadt gegen den Kaiser betreffe: so haben die beiden Ordensherren niemals einen Abfall von der schuldigen Treue gegen den Kaiser wahrnehmen können. Man bete fleißig für den Kaiser in Kirchen und Schulen. Offenbar müsse derjenige, welcher die Bürger einer rebellischen Gesinnung beschuldige, ein Feind der Stadt sein.

Demgemäß verfuhr Tilly nach seiner Art. Die strengste Mannszucht verstand sich bei seinem Heere von selbst. Aber zugleich bewies der Feldherr dem Rathe von Nördlingen Vertrauen. Nur zu zweien der Thore ließ er sich die

[1] Dudik S. 305 Nr. 1. 27. Februar. Aldringer an Wallenstein.

[2] Hormayr, Taschenbuch 1852-53 S. 325. Ruepp an den Kurfürst Maximilian 1. Mai 1631.

[3] Weng, die Schlacht bei Nördlingen S. 27 ff

[illegible] zu legen, dem Schweden [illegible]

[illegible] 1632 [illegible] Tilly [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Maximilian billigte [illegible]

Böhmen zu schaffen geben, damit derselbe sich nicht gegen die Oberpfalz wende und dort dem kaiserlichen und dem kurfürstlichen Lande Ungelegenheit zufüge. Deshalb habe ich dem Obersten Gallas befohlen mit möglichst vielen Kräften dem Feinde in Böhmen zu thun zu geben, damit er nicht auf die Oberpfalz dringe."

Es scheint, daß diese beiden Actenstücke, die Bitte um Hülfe und die Art und Weise der Gewährung nicht völlig zu vereinen sind. Maximilian hatte um beides gebeten: um die Zusendung von Hülfe, weil dieß die höchste Nothdurft sei, und um nachdrückliche Beschäftigung der Feinde in Böhmen. Wallenstein erwähnt dem Kaiser gegenüber nur das letztere, von dem ersteren schweigt er.

Es wäre möglich, daß Wallenstein die Bitte des Kurfürsten irrig aufgefaßt. Dieß wäre dann möglich, wenn nur die eine Bitte vorläge. Allein der Kurfürst Max hatte deutlicher geredet. Er selbst hatte an Gallas, der in Pilsen stand, die Aufforderung geschickt zu Tilly zu stoßen. Wallenstein wußte dieß bereits am 26. Februar, drei Tage bevor er dem Kaiser jenen Bericht erstattete. Er hatte dem Gallas untersagt dieser Aufforderung des Kurfürsten Max zu gehorchen. Er betheuert dem Gallas, daß er, so lieb wie er das Leben habe, diese Vereinigung desselben mit Tilly gern sehen wolle; aber es sei in Böhmen nicht Volkes genug, um die Posten zu besetzen. Er empfiehlt ihm Behutsamkeit. Tilly und Aldringer seien dem Horn genugsam gewachsen. Ja Wallenstein geht noch einen Schritt weiter. Er könne dem Gallas keine Hülfe schicken, sagt er. Die Werbung sei noch nicht vollendet, erst Pfingsten werde sie es sein. Deshalb soll Gallas sich bemühen das Corps des Obersten Aldringer, der bei Tilly stand, zu sich heranzuziehen. Er soll fleißig deshalb mit Aldringer correspondiren. [1]

Das heißt also: indem Tilly den Schweden Horn im Stifte Bamberg angreifen will, indem er dazu nach dem Vorhergegangenen, nach der Aufforderung des Kurfürsten an Wallenstein und Gallas von Böhmen aus Succurs erwartet, trachtet Wallenstein dahin den Obersten Aldringer nicht durch eigenen Befehl, sondern mittelbar durch Gallas von Tillys Heere abzurufen.

Und wiederum hatte eben derselbe Wallenstein drei Tage vorher dem Obersten Defours gemeldet, [2] daß er von verschiedenen Seiten, von Oestreich, von Mähren, von Schlesien Truppen herbeiziehe, die sich sämmtlich mit Tilly vereinigen sollten. [3] Was denn war die Wahrheit?

Nach dem 21. Februar brach Tilly von Nördlingen auf. Am 27. war er in Neumarkt, am 29. zu Amberg. [4] Dort vereinigten sich mit ihm der bayerische General Cratz und die bambergischen Truppen. Sein Zug war auf Bamberg gerichtet, und zwar in der bestimmten Hoffnung und Erwartung, [5] daß gleichzeitig

[1] Dudik S. 333 ff. besonders des Pb. S. 334 vom 26. Februar.

[2] a. a. O. S. 335 vom 23. Februar.

[3] a. a. O. S. 343 Ein Schreiben an Wallenstein vom 21 Februar aus Nördlingen.

[4] a. a. O. S. 381.

[5] a. a. O. S. 382. 383.

dem Gallas und dem Maradas den Weg anweisen, wie sie sicher bis zu ihm gelangen können. Also schrieb Wallenstein an Tilly den 12. März.

Es ist die Zeit, in welcher das Einverständnis des Kurfürsten Maximilian mit Wallenstein ganz nach Wunsche zu sein scheint. Mit Verwunderung bemerkten die Agenten der geistlichen Fürsten der Liga, mit Freuden der Kaiser, daß Maximilians Abgeordnete am kaiserlichen Hofe dem Wallenstein den Titel eines Herzogs von Mecklenburg gaben.[3] Fern dagegen vom kaiserlichen Hofe vernahm der Bischof Franz Wilhelm zu Osnabrück unter den Edelleuten seines Stiftes das sonderbare Wort: Wallenstein werde mehr für den König von Schweden thätig sein, als für den Kaiser.[4] Worauf konnte sich das gründen? Der Bischof wies derartige Reden von sich. Er hegte dasselbe Vertrauen, wie sein Vetter Maximilian: Wallenstein trage in sich die Kraft und den Willen den Kaiser und das Reich zu retten.

Maximilian schüttet vor Wallenstein alle seine Sorgen aus.[5] Der Schwede zieht heran gegen Schwaben und gegen die Donau. Nur noch der schwäbische, der bayerische, der östreichische Kreis sind frei von diesem Feinde, und auch dort hat er Verständnisse. Die Stadt Ulm ist in Verbindung mit ihm. Sie hat seine Besatzung eingenommen. Die protestantische Bürgerschaft von Augsburg ist willig für ihn. Es handelt sich darum, wie man sich dieser Stadt durch eine stärkere Besatzung für Kaiser und Reich versichere. Maximilian schildert die Lage Pappenheims in Niedersachsen. Er legt dar, daß derselbe nicht hergerufen, sondern dort mit Geld unterstützt werden müsse. Er selbst hat Geld dahin geschickt. Er bittet Wallenstein dafür Sorge zu tragen, daß mehr geschickt werde, von Wien und von Brüssel. Denn Spanien thue gar zu wenig für die gemeinsame Sache, und der Schwede rühme sich laut und offen, daß er von den Spaniern gar nichts zu befahren habe. Es sei dringend Noth, daß Hülfstruppen geschickt werden, damit man Schwaben sichere.

Eben dasselbe meldet Maximilian dem Kaiser.[1] Er hat durch seinen Kämmerer, den Baron von Kurz, die Bitte um Hülfe stellen lassen, vor allen Dingen um Reiterei. Er wiederholt diese Bitte. Er fügt hinzu, daß diese Reiter ohne Verzug gesendet werden mögen. Also am 10. März.

Wir haben gesehen, wie Wallenstein am 12. März dem General Tilly diese Versicherung gegeben: er wolle 5000 Reiter in Marsch setzen zu Tilly. Auch dem Kurfürsten Maximilian hat der Baron Kurz diese Nachricht durch einen Courier überbringen lassen.[2] Maximilian ist darüber sehr erfreut. Er sagt Wallenstein seinen Dank, daß er die nöthigen Befehle zur Absendung dieser 5000 Reiter alsogleich gegeben. Er rühmt den treumeinenden löblichen Eifer,

[1] Berichte an den Bischof F. W. v. O. im ehemaligen Domcapitelarchiv zu Osnabrück.

[2] a. a. O.

[3] Dudik S. 351. Schreiben des Kurfürsten aus München vom 10. März 1632

[4] Dudik S. 364 ff. 10. März 1632

[5] Dudik S. 367. 18. März.

r gerechte Gott in die Hände des Schwedenkönigs geben wolle.[1] Am 5/15 März
ach der König von Höchst auf. Schon am 11/21 vereinigte er sich in Kitzingen
it Horn. Er zog auf Nürnberg.

Es lag für Tilly die Gefahr nahe bei und um Nürnberg von der Ober-
alz und Böhmen abgeschnitten zu werden.[2] Deshalb zog er sich mit seinem
eere aus dem Stifte Bamberg nach Neumarkt in der Oberpfalz, um zu er-
arten, was etwa der Schwedenkönig unternehmen wolle. Dort war er am
). März. Bis dahin war ihm von den 5000 Reitern, die Wallenstein drei
ochen vorher zu senden versprochen, noch nicht ein Mann zugekommen.[3] Seine
ge war sehr schwer. Er war dem Schwedenkönige nicht gewachsen. Er sah
raus, daß Gustav Adolf sich der Donau bemächtigen würde. Deshalb baten
und der Kurfürst Maximilian flehend und dringend, einer über den anderen:
allenstein möge die versprochenen 5000 Pferde schicken. Er möge es thun,
zeitiger, desto besser. Er möge auch noch einige Infanterie dazu geben.
Wenn das geschieht," meint Tilly, „wenn E. F. G. zugleich an Ihrem Orte
h rühren und den Angriff unternehmen, dem nichts im Wege steht: so ist nicht
ran zu zweifeln, daß unsere Schritte von Erfolg sein müssen."

Wallenstein war zu Znaym in Mähren. Dort erhielt er die dringenden
riefe der beiden Häupter. Er erwiederte[4] dem Kurfürsten am 3. April, daß
000 Reiter schon auf dem Marsche seien, daß 1000 Kroaten bald folgen sollen.
ieselben sind bereits auf der Heide in Oestreich gemustert. Er gibt den Rath,
ß Tilly sich in einem sicheren Posten halte, bis die Truppen von beiden Seiten
reinigt werden können.

Fast täglich kommen diese Schreiben von Maximilian und Tilly nach Znaym.
er Kurfürst schreibt am 23.,[5] am 25.,[6] am 28. März, am 1. April. Tilly
reibt am 27.,[7] am 30. März. Der Inhalt ist derselbe immerdar. Es ist
e Bitte, der dringende, mahnende Ruf um die versprochene Hülfe. Sie war
zugesagt, fest und sicher. An ihr hing ja alles, nicht bloß die Sicherheit der
onau und des bayrischen Landes. Wenn es dem Schweden gelang Tilly
überwältigen: so ergoß sich der ganze Schwall über die kaiserlichen Erblande
lbst. Bayern war die Vormauer derselben. Darum mußte Wallenstein helfen.
so dachte der Kurfürst Maximilian.

Denn Maximilian wußte ja von Wallenstein selbst, daß Wallenstein eine
here unmittelbare Gefahr für die kaiserlichen Erblande außer Böhmen nicht
orgte. Wallenstein hatte ihm gemeldet,[8] daß er am 14. April und in den

[1] Chemnitz S. 301.
[2] Dudik S. 391. Schreiben des Kurfürsten Max an Wallenstein, München 28. März.
[3] a. a. O. 394. Schreiben Tillys vom 30. März.
[4] a. a. O. S. 393. 3. April.
[5] a. a. O. S. 398.
[6] a. a. O. S. 411.
[7] a. a. O. S. 396. Nr. 2.
[8] Dudik S. 373. Schreiben des Kurfürsten Max aus München vom 27. März,
n den Kaiser.

die er doch vor zwei oder drei Jahren schon in seiner Gewalt gehabt. Da ist er von der göttlichen Allmacht gleichsam zurück gehalten, daß er nicht hat zugreifen dürfen."

Wie seltsam mußten solche Worte an das Ohr der Patrizier von Nürnberg schlagen! Ein fremder König verkündigt ihnen hier, daß die Achtung des Kaisers vor Recht und Gesetz, vor bürgerlicher Freiheit, die Haltung beschworener Eide eine Verblendung sei von Gott? Ob nicht bei solchen Worten das allzu spät erwachende Gefühl der Scham und des Zornes den Bürgern das Blut in die Wangen trieb über die frevelnde Blasphemie dieses Fremden? Keiner berichtet es uns. Doch zur Ehre des menschlichen Rechtsgefühles, das nie so völlig sich ersticken läßt, wie vielleicht der Schwede es erstickt zu haben wähnte, zur Ehre aller sittlich gesellschaftlichen Ordnung unter den Menschen müssen wir es annehmen. Aber der Schwede kannte seine Zeit und die Menschen, die ihm gegenüber standen. Er wußte aus tausendfacher Erfahrung, daß sein verachtendes Wort über das saeculum ignavum, über die Mattherzigkeit der Zeitgenossen nirgends besser angebracht sei, als auf deutschem Boden, gegenüber den deutschen Fürsten und den Geschlechtern der Patrizier in den Reichsstädten. Wenn auch die Bürger von Nürnberg im Grunde ihrer Seele ergrimmten über diese schnöden Worte, was noch half es ihnen da? Sie waren umstrickt, gefangen in dem Zauberkreise dieser Worte vom evangelischen Wesen. Freiwillig konnten sie sich nicht mehr lösen, und nach beiden Seiten hin hatten sie fortan nur zu fürchten.

Der Schwede fuhr fort in seiner Rede. Ein Bibelspruch, eine salbungsvolle Ermahnung folgte der anderen. Er selbst erkannte, daß er noch niemals so gepredigt habe. „Es wird euch Gott nicht alle Tage einen solchen Prediger schicken, wie ich bin," sagte er, „der ich nicht allein begehre zu trösten, sondern auch zu helfen." Dann jedoch hielt er es als praktischer Mann für besser nicht bloß auf seine Predigten und die guten Worte der Nürnberger zu vertrauen, sondern auch etwas Schriftliches in Händen zu haben. Auch die Stadt Nürnberg stellte einen Revers aus,[1] daß sie getreulich bei dem Könige stehen und halten wolle, daß sie ihm und der Krone Schweden nun und künftig zur Ausführung seines Krieges nach äußerstem Vermögen beispringen wolle, daß sie ihm und seinem Heere, wann und so oft es die Noth erfordere und er es begehre, sicheren Zug und Rückzug verstatten werde. Dagegen will die Stadt auf keine Weise den Feinden des Königs, also dem eigenen Kaiser, Hülfe noch Vortheil erweisen. Eine förmliche Erbhuldigung an Schweden leistete Nürnberg noch nicht; doch zog ja mit der Zeit der erste Schritt unvermeidlich den zweiten nach sich.

Wir haben bereits früher gesehen, wie der Schwedenkönig vor den Patriziern in Nürnberg offener als irgendwo bisher sich über den Plan eines neuen absoluten Kaiserthums ausgesprochen.[2] Die Nürnberger erwiederten, daß sie

[1] Chemnitz S. 307.
[2] Breier, Beiträge zur Geschichte des 30jährigen Kriegs S. 207.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Türken Mord. Und zur selben Zeit war dieser fremde König, der das fanatische Lied zu singen befahl, mit dem Papste in Frieden und Freundschaft. Zur selben Zeit ferner suchte der fremde König, der dieß Lied zu singen befahl, von Nürnberg aus die Freundschaft des Sultans in Constantinopel und des Chans der Tataren. Türken und Tataren sahen mit großem Wohlgefallen die Fortschritte des Schwedenkönigs und jauchzten ihm zu.[1] Nur sie selber wollten nicht. Es ist eine merkwürdige Fügung in diesem Kriege, daß weder Friedrich von der Pfalz, noch Christian von Dänemark, noch der Schwede Gustav Adolf, noch die Späteren es vermocht haben die Türken zur thätigen Theilnahme an diesem Kriege gegen das deutsche Reich, die Nation und die menschliche Cultur zu bewegen. Nicht an diesen drei Fürsten hat es gelegen, daß nicht Deutschland zu einem Tummelplatze der Türken ward. Sie haben dazu nach Kräften gearbeitet. Aber die Türken wollten nicht, auch selbst später nicht, obwohl Oxenstjerna nicht aufhörte zu reizen und zu stacheln.[2] Der Schwede suchte wenigstens den Fürsten Ragotzi von Siebenbürgen in die Waffen zu bringen. Durch einen Angriff auf das Haus Oestreich, ließ er melden, werde Ragotzi sich einen unsterblichen Namen erwerben. Ragotzi habe nicht zu befürchten, meldete derselbe Schwedenkönig, der in Deutschland an die friedebedürftigen Städte erbauliche Briefe voll von seinen Wünschen nach Frieden schrieb: Ragotzi habe nicht zu befürchten, daß der Krieg sobald aufhöre. Es sei sehr nöthig, sagte er, daß Ragotzi sich wehre. Auch gibt der Schwedenkönig dafür besondere Gründe an. Denn der kaiserliche Hof, sagt Gustav Adolf, habe fest beschlossen den Ragotzi auszurotten, wie den Schwedenkönig. Er lasse daran durch gewisse auserlesene Werkzeuge fleißig arbeiten. Zu einem Beweise für eine solche Anklage hat sich der Schwedenkönig, so weit sich aus der Nachricht des bestellten schwedischen Geschichtschreibers ergibt, nicht verpflichtet gehalten. Eben darum blieben seine Worte an Ragotzi fruchtlos.

Der Schwedenkönig selbst dagegen führt im Großen, wie im Kleinen den Krieg fort nach derselben Weise, wie wir ihn kennen. Seine beständige Taktik ist durch die Leidenschaften entweder der Furcht oder der Habgier zum Bruche der bisherigen Verpflichtungen zu verleiten. Er kommt vor Wilsburg im Lande von Anspach.[3] Der junge Pappenheim befehligt an diesem Orte. Wie Gustav Adolf früher in Polen regelmäßig gethan: so fügt er auch hier der Forderung der Uebergabe die Drohung hinzu: er werde das Haus Pappenheim und alle Schlösser des Grafen dem Erdboden gleich machen. Pappenheim hält fest, und bewahrt seine Ehre und den Platz. Also berichten die Schweden selbst.

Bevor wir den Schwedenkönig das eigentliche Bayerland betreten sehen, haben wir noch einmal zurückzublicken auf die Kriegeszucht seiner Schaaren auf deutschem Boden. Daß Gustav Adolf vor der Schlacht von Breitenfeld keine

[1] Chemnitz S. 451. 423. Adlzreitter, Annales B. G. III. 286.
[2] Beilage XC und XCI.
[3] Soldat suédois I. 466. Arlanibaeus, arma S. 281.

Man müsse mindestens 10,000 Rthlr. haben. Die Stadt wollte nicht. Der Herzog Friedrich Ulrich schlug vor: 5000. Die Schweden setzten hinzu: aber baar. Also geschah es.

Es ist ein Beispiel, wie man verfuhr in Süd und Nord des deutschen Vaterlandes. Es ist ferner ein Beispiel zur Beantwortung der Frage, ob irgend eine Corporation, die nicht unmittelbar im Bereiche schwedischer Kanonen war, geglaubt haben kann an die Reden des Schwedenkönigs von Freiheit und Evangelium. Die ähnlichen Verhältnisse kehren wieder in jeder deutschen Stadt, nur daß, wie wir gesehen haben, das Patrizier-Regiment der freien Reichsstädte in moralischer Schlaffheit zu allem fähig war.

Ein Heer von solcher Beschaffenheit, von solchen Streitern für das was man Religion nannte, näherte sich dem Bayerlande, wo das Volk unter der fürsorglichen Regierung des Kurfürsten Max bislang vom Kriege wenig berührt, sich eines behaglichen Wohlstandes erfreute. Die Kraft war noch nicht durch Kriegsleiden geknickt, wie anderswo. Dazu war das Land katholisch und fürchtete also aus zwiefachem Grunde die Glaubenskämpfer des Schweden. Wenn es Tilly nicht gelang den Schwedenkönig vom Betreten Bayerns abzuhalten: so stand diesem Lande unnennbares Weh bevor.

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Am 1. April 1632 brachen Tilly und Aldringer von Neumarkt in der Oberpfalz auf, und zogen auf Berching.[1] Dort erfuhren sie, daß der Schwede zu Nürnberg angekommen, daß er von den Patriziern dieser Stadt begrüßt sei als Retter und Befreier. Es lag nicht klar vor Augen, was er weiter vorhatte: ob er gerades Weges von Nürnberg aus auf die Donau ziehen werde gegen Ingolstadt, Neuburg oder Donauwörth, oder ob er zunächst das Heer unter Tilly angreifen wolle. Denn es schien unzweifelhaft, daß der Schwede ein Treffen suchen werde.[2] Tilly bemühte sich auszuweichen. Deshalb zog er von Berching auf Berngrieß in der Absicht dort eine solche Stellung einzunehmen, daß er ohne zum Schlagen gezwungen zu werden, in Sicherheit das Hülfscorps erwarten konnte, welches Wallenstein ihm zu senden versprochen, welches nach Wallensteins Briefe an Tilly vom 12. März bereits vorher Marschbefehl erhalten hatte.[3]

[1] Aldringers Bericht bei Dudik S. 404, vom 21. April.
[2] Brief des Kurfürsten Maximilian an Wallenstein vom 12. April bei Dudik S. 398.
[3] Wallensteins Schreiben vom 12. März 1632 bei Dudik S. 389 f.

Neigung und Sorgfalt, gemäß der kaiserlichen Vertröstung und gemäß dem geleisteten Versprechen mich in dieser Noth nicht hülflos lassen: Sie wollen mir ohne den geringsten höchst schädlichen Zeitverlust die hülfreiche Hand bieten. Sie wollen mir nicht bloß die versprochenen 5000 Pferde, von denen bis auf diese Stunde auch noch nicht ein Mann bei dem Grafen Tilly angekommen, sondern auch noch mehr Hülfe zu Roß und Fuß, eiligst heranziehen lassen. Sie wollen erwägen, daß dem Schwedenkönige nicht so viel daran liegt dem Kurfürsten von Sachsen zu helfen, als vielmehr seine eigenen Absichten auszuführen, daß es deshalb nöthiger ist zum Schutze der kaiserlichen Erblande dem Schweden hier entgegenzutreten, als einen Angriff auf Sachsen zu thun. Enge und vertrauliche Correspondenz beider Heere ist durchaus nothwendig, und ich meines Theiles bin Willens nicht nur zu meiner Vertheidigung, sondern auch zu derjenigen des Kaisers und der Erblande das Aeußerste aufzusetzen mit Gut und Blut."

Das ist der Inhalt des Schreibens, welches der Kurfürst Maximilian an Wallenstein richtet am 5. April. Der Kurfürst hat den Brief dictirt. Dann, indem er ihn unterschreibt, gibt er mit eigener Hand noch einmal seinem Gefühle einen stärkeren Ausdruck. „Weil ich mich von Ihrer kaiserlichen Majestät nicht habe absondern und trennen lassen, sondern standhaft bei derselben verblieben bin: so muß ich dessen jetzt bei dem Schweden entgelten. Ich hoffe zu Gott, der Kaiser und E. Liebden wollen mich nicht lassen zu Schanden werden. Unterdessen will ich thun, was möglich ist, bis die Hülfe von E. Liebden kommt."

Wann denn sollte diese Hülfe kommen? An dem Tage, an welchem der Kurfürst diese Worte niederschrieb, dem 5. April, waren drei und eine halbe Woche vergangen seit dem Briefe Wallensteins an Tilly vom 12. März, [1] in welchem jener sagt, daß 2000 Reiter schon Marschbefehl erhalten, daß die anderen 3000 in kurzem folgen sollen. Es war bis dahin kein Mann gekommen. Aber vielleicht waren sie auf dem Wege?

Wallenstein nennt in jenem Briefe vom 12. März die Generale, welchen er diesen Befehl hat zukommen lassen. Es sind Don Balthasar Maradas und Gallas. Der letztere stand in Pilsen.

Gallas berichtet am 27. März, also reichlich fünfzehn Tage nach jenem Befehle, daß aus hochwichtigen Ursachen erst dann einige der Truppen, die zur Verstärkung für Tilly bestimmt seien, ihren Weg dahin angetreten haben. Mithin war, obwohl am 5. April noch nichts angekommen war, doch einige Verstärkung auf dem Wege. Aber wie viel? Wallenstein berichtete darauf am 3. April [2] dem Kurfürsten, daß bereits 4000 Pferde auf dem Marsche seien, daß 1000 Kroaten bald folgen sollten.

Hatte das Grund und Wahrheit?

Am selben Tage, an welchem Wallenstein dem Kurfürsten Maximilian dieses

[1] Dudik S. 389. 390.
[2] Dudik S. 393.

es einstweilen hin. Er erwartete den Fürsten Eggenberg, der im Namen des Kaisers mit ihm über die definitive Annahme des Commandos unterhandeln sollte. Eggenberg kam am 13. April zu Wallenstein nach Göllerdorf, und meldete zugleich, daß der Kurfürst Max einen eigenen Gesandten an Wallenstein abgefertigt. Auf diese Meldung, sagt Wallenstein, wolle er seine Antwort nicht länger verschieben. Er wolle zur Antwort nur das versichern, daß bei der zunehmenden Gefahr der Kurfürst und Tilly nicht hülflos gelassen, sondern mit so vielem Volke als nur immer menschlich und möglich sei, wirklich und förderlich unterstützt werden solle.

Es war der 13. April, mehr als eine Woche nach dem letzten flehenden Gesuch des Kurfürsten um schleunigen, um augenblicklichen Beistand. Der Fall von Donauwörth am 6. April war dem Wallenstein am 13. April längst bekannt; denn wir sehen, daß ein Courier von Ingolstadt nach Znaym höchstens drei Tage bedurfte. Wallenstein wußte, daß Tillys kleines Heer dem schwedischen nicht gewachsen war. Nach aller Wahrscheinlichkeit durfte er annehmen, daß in derselben Stunde, wo er abermals in allgemeinen Ausdrücken sein Versprechen erneuerte den Kurfürsten und Bayern nicht hülflos zu lassen, dem Schweden bereits die Bahn offen lag das Bayerland zu durchschreiten mit Fackel und Schwert. Wallenstein wußte es. Weil er es wußte und abermals doch nichts that: so wollte er es. Sein Versprechen der Hülfe war ein Hohn. Vergeblich hatte Maximilian sich vor ihm gedemüthigt: Wallenstein hatte nichts vergessen.

Gustav Adolf hatte den Vorsprung. Er gelangte vor Tilly an Donauwörth. Ueber die Stadt ragte der Schellenberg hervor, der nicht genügend befestigt war. Der Schwede besetzte den Berg, pflanzte darauf sein Geschütz und beherrschte von da aus die Stadt und die Donaubrücke. Der Herzog Rudolf Max von Sachsen-Lauenburg, der in Donauwörth commandirte, erhielt um Mitternacht von Tilly den Befehl die Stadt und die Truppen nicht nutzlos zu opfern, sondern sich zurückzuziehen.[1] Es geschah in der Nacht vom 5/6 April, und zwar mit großem Verluste, weil die Donaubrücke im Bereiche der schwedischen Geschütze war.

Bei dem schwedischen Heere war Camerarius, der längst bekannte Werkmeister am Unheile des deutschen Vaterlandes. Er sah am andern Tage die schwedischen Söldner über die Donaubrücke ziehen. „Das Heer ist stark und schön," ruft Camerar[2] triumphirend aus. „Bayerland zittert vor uns." Freilich es zitterte. Es sah mit bangem Entsetzen die heimathlosen Söhne des Verbrechens aller Länder und Völker seine Grenze betreten. Hatte ein deutscher Mann Ursache zu jubeln über den Einbruch der Entsetzlichen in ein unglückliches deutsches Land?[3] —

[1] Schreiben des Kurfürsten Maximilian vom 6. April aus Ingolstadt an den Kaiser. Dudik S. 415, ferner des Generals Aldringer S. 418.

[2] Briefe des Camerar in den handschriftlichen Papieren der Königl. Bibliothek zu Hannover.

[3] Dudik S. 415 ff.

Aexte und Hämmer ihrer Gegner zum Bau einer Brücke, ohne sie hindern zu können. Als der Morgen anbrach, lag ein dichter Nebel auf dem Lande.[1] Der Schwede stellte seine Geschütze auf, und ließ zugleich an der Brücke arbeiten. Mehrere Stunden lang dauerte das Schießen hüben und drüben. Der Kurfürst war mit im Felde. Während des Kanonendonners dictirte er abermals einen Bericht an Wallenstein. Er sah, daß der Uebergang nicht verwehrt werden könne. Denn man bemerkte deutlich, wie eine Abtheilung der Schweden sich weiter südwärts hinauf gegen Augsburg wandte. An mehreren Orten zugleich den Uebergang zu wehren, war das bayerische Heer nicht im Stande. Der Kurfürst berichtet das. Er setzt seine Vermuthung hinzu, daß der Schwedenkönig sich bemühen würde das bayerische Heer von den Hülfstruppen Wallensteins abzuschneiden. Er hofft, daß dieß ein Sporn sein werde für Wallenstein zur schleunigen Sendung der Hülfe. So schreibt der Kurfürst,[2] indem er ja nicht zweifelt, daß Wallenstein helfen wolle. Während er noch schreibt, gelangt zu ihm eine schmerzensvolle Trauerkunde.

Der Kurfürst Max hatte seinen Tilly gebeten: er möge sich auf das Amt des Feldherrn beschränken, er möge nicht wieder sich in den Bereich der feindlichen Geschütze begeben. Es war eine alte Warnung, die Max mehr als einmal an Tilly gerichtet. Es war dagegen die Weise des alten Generals soweit wie möglich immer selber zuzusehen. Aus demselben Grunde war er fünf Jahre zuvor bei Pinneberg verwundet. Also ritt er auch dießmal nahe an das Ufer des Lech hinan. Während er hinüber spähte, traf ihn dort eine Falconetkugel am rechten Bein oberhalb des Knies. Eben vorher war der General Aldringer am Kopfe schwer verletzt. Max erhielt beide Nachrichten fast zugleich.[3]

Man trug den schwer getroffenen alten Feldherrn zurück. Der Kurfürst beharrte dessen ungeachtet, daß die Stellung noch festgehalten werden müsse. Die Heerführer riethen ab. Zu der Ueberlegenheit des schwedischen Heeres und den anderen Gründen kam nun noch die Bestürzung der Gemüther durch die Verwundung des alten Feldherrn. Tilly selbst rieth den Rückzug an auf das feste Ingolstadt. Es ging gegen Abend. Die Dämmerung würde den Abmarsch erleichtern. Also geschah es. Das ganze Heer gelangte unversehrt[4] in guter Ordnung nach Ingolstadt. Nur etwa dreißig Bayern überhaupt waren gefallen.[5] Dennoch war der Zug ein Trauerzug. Mehr als einmal ward der schwer verwundete Greis in seiner Sänfte ohnmächtig. Man fürchtete unterwegs seinen Tod. Indessen es gelang ihn lebend nach Ingolstadt zu bringen.

Am 6/16 April überschritt der Schwedenkönig den Lech.[6] Seine Schaaren

[1] a. a. O. S. 425.
[2] Dudik S. 421.
[3] Adlzreitter, A. B. G. lib. XVII. p. 274. cf. das Schreiben des Kurfürsten bei Dudik S. 425.
[4] Dudik S. 425.
[5] Adlzreitter a. a. O.
[6] Chemnitz 313.

völlig geschah: so waren in der Hand des Schweden die Mittel zur Nachhülfe. Er ging dabei mit gewohnter Umsicht zu Werke. Er ließ zuerst der Bürgerschaft den Eid der Huldigung vorlegen, mit dem Bedeuten: wer solchen Eid zu leisten Bedenken trüge, der solle sich melden. Es meldete sich Keiner. Mithin war nach seiner Weise der Schwedenkönig überzeugt, daß sie alle willig seien. Er wohnte im Fuggerschen Hause. Auf dem großen Platze vor demselben standen einige Regimenter Fußvolk aufmarschirt. Dann erschienen der neue Rath und die Bürgerschaft. Der König stand am Fenster, entblößten Hauptes und redete zu ihnen.[1] Alsdann verlas sein Geheimsekretär Sattler, zufällig wieder derselbe Mann, der in Mainz vor den braunschweigischen Gesandten die Schuld der Fälschung des Vertrages auf sich hatte nehmen müssen, dem Rathe und der Bürgerschaft von Augsburg den Huldigungseid an den König und die Krone von Schweden. Rath und Bürger von Augsburg schworen alles zu thun, was Unterthanen ihrem natürlichen Herrn und ihrer rechtmäßigen Obrigkeit zu thun schuldig sind, so wahr ihnen Gott helfe an Seele und Leib. So unbeschränkt, so unbedingt hatte noch keine deutsche Stadt geschworen. Man wandelte den Namen Augusta in Gustava.

Es sind über Augsburg in Folge der Verbindung mit dem Schwedenkönige schwere Leiden und unsägliche Trübsal gekommen. Darf man sagen, daß diese Trübsal eine unverdiente war?

Die schwedischen Waffen waren siegreich. Die freien Reichsstädte von Schwaben schlossen eine nach der anderen ihr Bündnis mit dem Schweden, als Vorstufe zu dem, was ferner kommen würde.

Unterdessen war der todeswunde Tilly und ein Theil des bayerischen Heeres in Ingolstadt, mit dem anderen stand der Kurfürst neben der Stadt im Lager. Ein eigentliches Treffen hatte bei Rain nicht stattgefunden: das Heer war noch eben so stark wie zuvor, nur daß ihm der Führer fehlte. Der alte Feldherr lag schwer wund auf seinem Krankenlager; aber der Geist war noch nicht gebrochen. Am 15. April hatte die Kugel ihn getroffen, am 20. April meldete Wallenstein von Znaym in Mähren aus seine Condolenz, daß ihn dieß Unglück in der Seele betrübe.[2] Am selben Tage unterzeichnete der kranke Tilly an Wallenstein die Bitte,[3] daß Wallenstein in dieser höchsten Noth bei Tag und bei Nacht die Hülfe beschleunige, damit der Feind durch eine Schlacht zurückgeworfen werden könne. Das Vertrauen zu dieser Führung setzt Tilly auf Gallas.

Der 20. April ist noch nicht zu Ende, als Tilly durch Aldringer eine andere Nachricht von Wallenstein erhält. Wallenstein meldet, daß er in Person mit der lang ersehnten Hülfe sich dahin wenden wolle. Tilly ist erfreut über den hochlobwürdigen Eifer. Er zweifelt nicht, sagt er,[4] Wallenstein werde zur

[1] Theatrum Europ. II. 633.
[2] Dudik S. 422. Nr. 1.
[3] Villermont. Tilly II. 443. Nr. II.
[4] a. a. O. S. 444. Nr. III.

aber sie ist erklärlich aus dem Egoismus der Menschen. Auf
...nlich lastet eine andere Schuld, unendlich schwerer, als auf
Er versprach jene Hülfe und hielt sie nicht. Indem er sie ver-
... nicht die Absicht sein Versprechen zu halten. Er wollte es
... wußte, daß der Kurfürst, daß Tilly auf sein Versprechen
... er dasselbe gab mit der Absicht es nicht zu halten, indem er
... beiden ihm vertraueten, that er, so viel an ihm war, alles
..., um den Kurfürsten und Tilly ins Unglück zu führen. Indem
..., verrieth er sie.
... Anklage ist nicht neu. Sie ist bald nachher erhoben von dem
...lbst.[1] Aber die wunderbar seltsame Verkennung der Geschichte
..., die Tendenz, welche den edelen Mann herabzuwürdigen, den
... erheben trachtete, bedeckte die Anklage mit Vergessenheit, bis sie
... Tagen aus den Beweisstücken selbst mit siegender Gewalt wieder
... Fassen wir sie noch einmal zusammen: Wallenstein hat den Kur-
...ximilian, den General Tilly und das bayerische Land nach seinem
... der Hülfe dennoch absichtlich hülflos gelassen, und also verrathen.
... war doch diesem Manne alles bis dahin so wunderbar gelungen! Werfen
... Blick zurück auf sein Verhältnis zu dem Kaiser. Ferdinand II. hatte
... Regensburg, noch später dem Vertrauen auf diesen Mann entsagt.
... ihn entlassen, weil er gedrängt, nicht anders konnte. Wallenstein
...durch an Ansehen bei ihm nicht verloren. Indessen Tilly ward kaiser-
...berfeldherr. Die Liga wollte nicht dem Kaiser den Greis völlig über-
und in Folge dessen stieg in dem Kaiser wieder der Wunsch nach einem
... Feldherrn empor. Der Wunsch war bei dem Oberhaupte des Reiches
...echtigter. Die Unfälle Tillys dienten zur Reife dieses Wunsches. Das
... des Kaisers fiel der Natur der Sache nach, und durch das Zuthun der
...de Wallensteins, durch Eggenberg und die Anderen, Questenberg, Werden-
..., die sämmtlich ihre Verpflichtungen gegen Wallenstein betheuern, auf diesen
...in. Die Briefe des Kaisers machen einen schmerzlich traurigen Eindruck.
... Kaiser schildert seinem Unterthan seine große Noth, seine Verlegenheit. Er
...et ihn. Er fleht ihn an zu seiner und seines ganzen Hauses Erhaltung.
...allenstein steht von ferne. Die Art und Weise, wie man ihm die Sache an-
...g, legte von Anfang an klar zu Tage, daß man keinen anderen hatte. Um
... spröder konnte er thun. Um so höher konnte er seine Bedingungen hinauf
...rauben. Wenn es ihm Ernst war mit seinen Vorwänden und Ausflüchten
... von Gicht und Krankheit, wenn er durchaus nicht gewollt hätte: so hatte er
nur einmal so zu antworten, daß man ihm nicht wieder kam. Er hatte nur
einmal ein entschiedenes Nein zu sprechen. Er hütete sich davor. Er schloß die

[1] Ausführlicher und gründtlicher Bericht der vorgewesenen Friedtländtischen und seiner Adhaerenten abscheulichen Prodition, in Murrs Beiträgen zur Geschichte des 30jährigen Krieges S. 214.

derer Ansprüche. Er verlangt das Recht der Confiscationen im Reiche unbe-
chränkt mit Ausschluß des Kaisers und des Kammergerichtes. Er verlangt freie
rfügung über Pardon. Er verlangt, daß auch ein Pardon des Kaisers ohne
ne Genehmigung keine Kraft habe.

Der Kaiser genehmigte alles. Sein Vertrauen war unerschöpflich. Er er-
lt den um Hülfe flehenden Bericht des Kurfürsten von Bayern nach der
onade von Rain, nach dem Rückzuge des Kurfürsten mit Tilly nach Ingol-
dt. Der Kaiser überschickt das Schreiben an Wallenstein, damit der General
: Lage der Dinge nach verfüge, was die Wohlfahrt des gemeinen Wesens
eische. „Denn mein ganzes Vertrauen ist nach Gott und seiner gebenedeieten
utter in Euer Liebden gestellt."

Also der Kaiser Ferdinand II. mit eigener Hand.[1] Es ist der Gipfel-
nkt des Vertrauens. Wenn einem solchen Vertrauen nicht entsprochen wird
rch Thaten: so beginnt unvermeidlich der Zweifel, und wächst heran.

Unterdessen wendete der Schwede von Augsburg aus seinen Schritt. Am
/28 April erblickte man von den Wällen von Ingolstadt die schwedischen Fahnen.
ı der folgenden Nacht geschah ein heftiger Sturm.[2] Er ward abgeschlagen
it beträchtlichem Verluste für die Schweden. War es der Sinn des sterben-
n Mannes, der noch einmal hier seine Getreuen kräftigte, damit ihr Vater
den letzten Stunden verschont bleibe von den Griffen des Schweden?

Und doch war auch in diesen letzten Stunden der Verrath geschäftig in
ner Nähe. Der Verdacht stieg sofort empor. Es erschien auffallend, daß
r Schwedenkönig so bald nach seiner Ankunft in der Nacht einen Sturm hatte
ternehmen können.[3] Das Auffallende ward gesteigert durch die Berichte der
oldaten, daß die Schweden herangekommen seien mit großer Zuversicht, daß
: den Vertheidigern zugerufen: also sei es die Uebereinkunft. Der aufsteigende
erdacht haftete auf Fahrenkbach. Es lag vor, daß dieser Oberst am Tage
vor seinen Diener in auffallender Weise hinausgeschickt, wo er den Feinden
die Hände fallen mußte. Es lag ferner vor, daß Fahrensbach freiwillig mit
nem gewissen Ungestüm für sich die Vertheidigung eines ausgesetzten Punktes
fordert. Man erinnerte sich an den raschen Fall von Frankfurt a. d. Oder,
m wo ein Schatten auf Fahrensbach haftete, den man doch nicht beweisen
onnte. Man wußte nur, daß an seinem Posten dort der rasche Ueberfall ge-
hehen war. Man erinnerte sich ferner an sein wiederholtes Ueberlaufen in den
hwedischen Dienst und zurück. Der Kurfürst Max ließ ihn verhaften. Das
riegsgericht sprach ihn schuldig; doch erst im folgenden Jahre ward er zu
egensburg hingerichtet.

Wenn es, wie nach dem Spruche des Kriegsgerichtes fast mit Sicherheit
nzunehmen, die Absicht des Fahrensbach gewesen ist das feste Ingolstadt und

[1] d. 21. April 1632 bei Dudik 471. Nr. 2.
[2] Adlzreitter, A. B. G. p. 278.
[3] Man sehe Adlzreitter II. 280.

Summe an die noch übrigen Soldaten der Regimenter vermacht, welche in der Schlacht bei Breitenfeld zuletzt ihn gedeckt hatten mit ihren eigenen Leibern.[1]

Und dann war die Zeit gekommen. In der Abenddämmerung des 30. April 1632 fühlte der alte Feldherr seine Todesstunde nahen. Der Greis gebot seinem Beichtvater im letzten Kampfe ihm die Worte zuzurufen, mit welchen er oft sich aufgerichtet: Domine in te speravi, non confundar in aeternum, Herr auf dich habe ich gehofft, nicht werde ich zu Schanden werden ewiglich. Er berief seinen Neffen Werner Tilly an sein Bett, reichte ihm die Rechte dar, und legte segnend sie ihm aufs Haupt. Herzu traten dann auch Tillys Vetter Witzleben, und der Baron Ruepp, der seit langen Jahren als Commissär des Heeres bis an die Nordsee und wieder an den Fuß der Alpen mit ihm umhergezogen war. Tilly empfahl ihm seine Dienerschaft. Die Schatten des Todes traten näher. Es faßte den Greis wie mit kalter Hand, seine Augen wendeten sich seitwärts. Der Beichtvater erkannte es. Er hob das Kreuz empor und rief: Domine in te speravi, non confundar in aeternum. Noch einmal schlug bei diesen Worten der Sterbende die Augen auf, seine Blicke suchten das Kreuz, ein Lächeln überflog seine Züge, und seine Seele war entflohen.

Draußen stürmte der Schwede, und seine Kugeln umheulten die Stätte des Friedens.

Der Edle war dahin. Seine Krieger feierten sein Gedächtnis in dem Heldenklang oder Klagelied, gesungen dem weitberühmten Helden Herrn Johann Tillyo:[2]

Hört zu, ihr Helden alle,
Das Lied ist euch gemacht,
Daß breit und weit erschalle:
Darum hab ichs gemacht.
Graf Tilly der kühne Helde
Und aller Ehren werth,
Zieht nimmer in das Felde,
Hat eingesteckt sein Schwert.

Kein Held ist nie gewesen
Viel hundert Jahren her,
Hab auch von keinem g'lesen,
Der Tillyo gleiche wär,
An Herz, an Glück, an Siegen —
Ihr Römer, schweiget still,
Ihr müßt da unten liegen,
Wenn mans vergleichen will.

[1] Den Ursprung dieser nicht unwahrscheinlichen Erzählung vermag ich nicht anzugeben. Adlzreitter sagt nichts davon.

[2] Das Lied vollständig in Hormayrs Taschenbuch für 1848 S. 49, und in Gödekes eilf Büchern deutscher Dichtung. I. S. 264 f.

Aber die Krieger aus Tillys Schule feiern nicht bloß seine Thaten, sondern den ganzen Mann.

Vielmehr sein Gottsfurcht zu loben,
Dieß that er mit der Hand,
Er sah auf das, was oben,
Der Welt ist es bekannt,
Daß Tillyus verachtet
Reichthum und große Ehr.
Hätt er nach diesen trachtet:
Wer hätt derselben mehr?

Sie loben seine Keuschheit, seine Mäßigkeit, seine Frömmigkeit, seinen G horsam, seine Großmuth. Sie nennen ihn ihren Vater.

Derhalben er gestorben
So gottselig und wohl,
All Sakrament erwerben,
Wie's ein Christ haben soll.
Sein Feind hat ihn berennet,
Freund gingen ihm nicht ab.
Der solches Leben führet,
Dem drückt nicht schwer das Grab.

Wir haben den edlen Mann begleitet auf seinen Heereszügen von der Il den Donaustrom hinunter nach Oestreich, sind mit ihm gezogen von da na Böhmen und nach Prag. Wir haben ihn den Main hinab sein Banner trag sehen an den Rhein, wo Sieg auf Sieg an ihn sich bindet. Wir sind wei ihm gefolgt nach dem Hessenlande, nach Westfalen, in den niedersächsische Kreis. Wir haben ihn dort siegreich zugleich und milde jahrelang verweile sehen. Wir sind mit ihm gegangen nach Regensburg, haben gehört, wie d friedensbedürftige Greis gedrängt wurde den Oberbefehl, den Schutz des deutsche Vaterlandes zu übernehmen gegen den Schweden. Wir haben ihn abermal dort gesehen, thätig, emsig, und doch mit aller Thatkraft, aller Umsicht nic mehr fähig fremde Fehler wieder gut zu machen, und das treulos dem Jüngere zugewandte Glück wieder an seine Fahnen zu binden. Wir haben vor alle Dingen ihn kennen gelernt in dem brennenden Magdeburg, haben gesehen, w selbst er das höllenartige Stratagem seines Gegners nicht durchschaute, no weniger ahnte, wie weit dasselbe auch für ihn persönlich sich erstrecke. W haben ihn begleitet in die Schlacht von Breitenfeld, die verderblichste, die un heilvollste, die je in Deutschland ist geschlagen worden. Wir haben ihn beglei auf seiner Flucht, zum erstenmale im dreiundsiebenzigsten Jahre seines sieg füllten Lebens. Wir haben gesehen, wie er mannhaft diesen Schlag ertrag wie er dann noch wieder die letzte Kraft zusammenrafft. Es ist vergeblic Unglück und Verrath umlauern ihn von allen Seiten. Wir haben gesehen, wi auch das ihn nicht bricht, wie trotz alledem der Greis mild und gütig bleibt w

zuvor. Wir haben gesehen, wie er den letzten Kampf wagt gegen den fremden König zum Schutze seiner zweiten Heimath, wie endlich ihn die Todeskugel trifft, wie mit ihm die Säule des alten Reiches deutscher Nation zusammenbricht. Wir haben niemals diesen Mann abweichen sehen von der Bahn des Rechtes und der Ehre, der Milde und der Menschlichkeit.

Und diesen selben Mann, einen der edelsten, die der deutsche Boden je getragen, hat dieselbe deutsche Nation, deren Vorkämpfer, deren Schützer, deren Schwert er war, beladen mit ihrem Hasse. Derselbe Mann, der mahnend und warnend stets seine Zeitgenossen hinweist auf den Werth eines ehrlichen Namens vor der Nachwelt, derselbe Mann steht in der traditionellen Ueberlieferung, welche ein großer Theil der deutschen Nation Geschichte nennt, da wie ein Wütherich, ein Bösewicht, ein Ungeheuer, das mit frevler Lust seine Augen weidet am Morde. Derselbe Greis, der in dem brennenden, einstürzenden Magdeburg schützend seine Hand ausbreitet über Kinder und Frauen, rettend, helfend, überall selber ordnend und wachend, wo noch etwas zu erhalten, zu bewahren ist — derselbe Mann wird in der traditionellen Ueberlieferung der deutschen Nation der muthwillige Verderber dieser Stadt genannt, einer Stadt, die zu retten Niemand mehr beflissen war als er!

Und warum das? Mit unabweisbarer Gewalt drängt sich uns die Frage auf: wer ist der Urheber dieser unseligen Tradition?

Indem wir dieselbe zu beantworten versuchen, haben wir zuerst noch den Schritten des Schwedenkönigs in Bayern zu folgen, und Acht zu geben auf seine Reden. Er vermochte Ingolstadt nicht zu gewinnen, hob die Belagerung auf und zog gegen Landshut.[1] Voran ging ihm der Oberst Hebron mit seinem Regimente, der nach dem Berichte der Schweden sehr eifrig katholisch gewesen ist.[2] Verfuhr er vielleicht darum schonender als die Anderen gegen das unglückliche Bayerland? Diese Anderen kannten keine Schonung. Wir vernehmen die klagende Stimme des Kurfürsten:[3] „Der Schwede haust in meinem Lande ärger als der Türk mit Brennen und Niederhauen sowohl der Weiber als auch der Kinder von 5 und 6 Jahren. Das hat er bislang in anderen Ländern nicht gethan. Es ist daraus zu spüren, wie er gegen mich gesinnt ist.“[4] Hebron dagegen hielt in Landshut, das jedem Heere offen war, gute Mannszucht. Der Gottesdienst ward nicht gehindert. Am 10. Mai Mittags um 1 Uhr traf der Schwedenkönig vor dieser Stadt ein. Es war der Jahrestag von Magdeburgs Zerstörung. Vor dem Thore erschienen der Rath, die Geistlichen, der Adel der Stadt und baten fußfällig: der König wolle der Stadt schonen, die keine Gegenwehr gethan.[5] Nach allem Kriegs- und Völkerrechte hätte es einer solchen Bitte

[1] Theatrum Europ. II. 614.
[2] Chemnitz S. 322.
[3] Schreiben an Wallenstein vom 22. April bei Dudik S. 428.
[4] Adlzreitter p. 282 und Theatrum Europ. a. a. O.
[5] Vgl. auch den Brief des Kurfürsten an die Infantin zu Brüssel, vom 5. Juni 1632, in Beilage XCIII.

[illegible] keinen Nicken. [illegible] Sie erbeten [illegible] seinem Worte be- [illegible] Wahrnehmungen, nicht [illegible] dem Lande [illegible] „Barmherzigkeit erweisen!“ [illegible] noch [illegible] [illegible] Schwester, „ich nicht [illegible] hinter ihr [illegible] meinen [illegible] gewogen [illegible] [illegible] bis er [illegible] hinter ihrem [illegible] nicht [illegible] [illegible] rief er, „ich [illegible] [illegible] Welche [illegible] [illegible] zu [illegible], wenn ich [illegible] zu werden.“ [illegible] Nach ein- [illegible] Gnade von sich geben. [illegible] Ewigkeit [illegible] [illegible] in banger Sorge [illegible]

[illegible] zum [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

seinem Gefolge: hier könne man Vergeltung üben für Magdeburg, Vergeltung ferner für alles, was Maximilian in München erwogen und beschlossen. Der Franzose that es der Stadt kund und rieth zur Bitte. Also geschah es. Die Münchener Deputirten erschienen zu Freising vor dem Könige und baten um Verschonung. Der Schrecken von Landshut scheint noch nachgewirkt zu haben. Für 300,000 Rthlr. — fast die Hälfte der Summe, welche jährlich [1] das ganze Königreich Schweden aufbrachte — verschonte Gustav Adolf die deutsche Stadt München mit Brand und Plünderung. Abermals erbat [2] sich als eine besondere Gnade der katholische Oberst Hebron das Commando in München. „Er hat der Bürgerschaft trefflichen Schutz gehalten und wider diejenigen, welche einiger Gewalt sich schuldig machten, mit scharfer unnachlässiger Strafe verfahren."

Der König zog in München ein. Dort ward alles eingepackt, [3] was kostbar war als Werk der Kunst oder durch den Werth des Metalles und der Steine. Gustav Adolf verfuhr in München, wie er gethan in Würzburg und Mainz und aller Orten. Gediegene goldene Kreuze, Bischofsstäbe, Altargeräthe, priesterliche Gewänder, Gemälde, Edelsteine, Handschriften und seltene Bücher: alles gehörte ihm und wurde nach Schweden geschickt, um fortan in diesem armen Lande Staunen und Bewunderung zu erregen. Dabei zeigte sich der König herablassend und freundlich gegen den großen Haufen. Derselbe Firnis der Leutseligkeit, den er mit so vieler Geschicklichkeit aller Orten da aufzulegen wußte, wo es nicht seinem Zwecke entsprach die Wahrheit seines Wesens hervortreten zu lassen, dieselbe äußere Glätte ward auch in München angewandt. Der König war belesen, sprachkundig, und nach Maßgabe der theologischen Richtung, die ihm diente, waren ihm Controversen nicht fremd. In München ging er zu den Jesuiten und disputirte. Dann wandte er die Rede auf ein anderes Feld. „Nun," sagte der Schwedenkönig, [4] „habt ihr denn auch für den Tilly ein Seelenamt gehalten? Wo glaubt ihr, daß der Tilly jetzt sei?" — Der Pater Rector äußerte: er müsse hoffen, im Himmel. Der Schwedenkönig stampfte mit dem Fuße und rief heftig aus: „Er war ein Barbar, ein Tyrann."

Ein solches Wort über Tilly gebrauchte bis dahin einzig und allein der Schwedenkönig Gustav Adolf.

Wir haben schon berührt, daß auch nicht eine der Flugschriften über die Zerstörung Magdeburgs von den Augenzeugen oder Nahestehenden 1631 ein Wort des Vorwurfs gegen Tilly persönlich enthält. Ebenso war es noch 1632. Nachdem Magdeburg 1632 in schwedische Hände gekommen war, druckte man dort eine Schrift, [5] in welcher blasphemische Vergötterung des Schwedenkönigs und mordschnaubender Fanatismus sich die Hand reichen. Sie predigt Rache,

[1] Geijer III. 52.

[2] Chemnitz S. 322.

[3] Barthold, Geschichte des deutschen Krieges I. 15, aus Caroli Ogerii Ephemerides.

[4] Hormayr Taschenbuch 1839, S. 177.

[5] Des mitternächtigen Postreiters adliges und unadliges dreifaches Paßwort. Gedruckt in dem erlös'ten Magdeburg 1632.

der sein Buch verfaßte im Auftrage des Schwedenkönigs Gustav Adolf. Spanheim hat nicht also geschrieben aus sich selbst, etwa in einer bösen Absicht. Er schreibt nieder was ihm berichtet ist; allein er selbst will nicht verantwortlich dafür sein. Er weist diese Verantwortlichkeit von sich. Er schreibt nieder; aber indem er schreibt, zweifelt er, und gibt seinem Zweifel Worte. Er selber fügt hinzu: wenn es wahr ist, was man berichtet. Er drückt sich schärfer aus: was man beharrlich[1] berichtet.

Wir haben diese Worte zu erwägen. Der Genfer Professor Spanheim gibt seine Quelle über Magdeburg nicht näher an: er bezeichnet dieselbe mit dem unbestimmten Worte: man. Wer ist das? Wir wiederholen mit Nachdruck, daß kein unmittelbarer Bericht von Augenzeugen oder sonst Nahestehenden vorhanden ist, der auch nur in der entferntesten Weise den leisesten Anhaltspunkt für eine solche Erzählung böte. Wir wiederholen es, daß diejenige Schrift von Magdeburg, welche den Höhepunkt des Fanatismus darstellt, uns sagt:[2] Das Verfahren in Magdeburg habe dem General Tilly nicht gefallen. Mithin kann mit dem unbestimmten Worte man nur das Material gemeint sein, welches von dem Auftraggeber selbst gekommen ist. Und weiter verwahrt sich Spanheim durch das Wort beharrlich. Nicht einmal ist es ihm berichtet, sondern wiederholt, mehrmals. Auch nicht von verschiedenen Seiten ist ihm die Nachricht zugekommen, sondern von derselben Stelle. Das liegt in dem Worte: beharrlich. Dasselbe zwingt uns zu der Annahme, daß Spanheim dem Urheber seiner Nachricht seinen Zweifel an derselben ausgesprochen, daß diese Nachricht ihm darauf von Seiten dieses Urhebers wiederholt ist. In Folge dieser Wiederholung, dieser Beharrlichkeit hat Spanheim sich veranlaßt gesehen den Bericht aufzunehmen, jedoch so, daß er denselben trotz alledem mit seinem Zweifel begleitet.

Der Bericht des Spanheim, um es mit einem Worte zu sagen, ist das Meisterstück der Tücke des Schwedenkönigs: es ist die Vollendung seines Werkes von Magdeburg. Denn sehen wir genauer zu: wie ist das alles so planmäßig und kunstreich ausgedacht! Es ist da nicht ein Verdacht, der aufgeworfen, nicht eine Vermuthung, die ausgesprochen wird: fertig und vollendet tritt uns ein abgerundetes Bild entgegen, fertig und vollendet selbst in den Einzelheiten der Ausmalung. Was half es dem Spanheim, daß sein Gefühl sich empörte gegen das Bild, welches man ihm zu fixiren gebot, daß er das Grausige niederschrieb mit innerem Widerstreben! Er hat es fixirt, einmal für immer, oder wenigstens für so lange Zeit, als diese Lüge gegolten hat. Sie hatte Erfolg. Der Erfolg war größer, als selbst Gustav Adolf in seinen kühnsten Erwartungen hoffen durfte. Wir werden diesen Erfolg näher betrachten. Richten wir zuvor unsere Aufmerksamkeit auf die Absicht des Schwedenkönigs, auf die anderen Mittel, welche er zu diesem Zwecke anwandte.

[1] a. a. O. constamment. Die Stelle lautet französisch: Et certes si ce qu'on rapporte constamment de luy se trouue veritable u. s. w.

[2] Fax Magdb. bei Calvisius 61.

Georg ihn nicht hören wollte. Er rief und klagte die neuen Vertheidiger der deutschen Freiheit an, ob es recht sei die jedenfalls unschuldigen Angehörigen, die Frau und die Kinder eines ungehört Verurtheilten zu mishandeln. Er suchte bei dem schwedischen Statthalter in Magdeburg, bei Ludwig von Anhalt, um Verwendung nach. Bei diesem Fürsten hatte damals Stalmann, der Verführer des blinden Haufens der Magdeburger, zum Lohne für seine Thaten die Würde eines Kanzlers für das Erzstift Magdeburg.[1] Durfte Alemann dort auf eine Erhörung seiner Bitte hoffen? Er wandte sich an den General Banier. Er bat bei dem Commandanten in Goslar um Paß und Rückpaß, damit er sich verantworten könne. Man gab ihm einen Empfangschein seines Gesuches.

Alemann wendete sich am 3. Februar 1632 an den Rath von Magdeburg. Er erhob den Vorwurf, daß man die Verleumdung gegen ihn wohl hätte hindern können, wenn der Rath Gott dem Allmächtigen zu Ehren, der Wahrheit zur Steuer, dem eigenen Gewissen zur Rettung einen klaren und wahrheitsgetreuen Bericht erstattet, wie die Stadt Magdeburg zu dieser Belagerung gekommen, und wie es damit ergangen sei.

Der Rath von Magdeburg hätte das auch damals noch thun können; aber dann hätte er es thun müssen gegen die Gewalt, die über ihm stand, und gegen den Strom der durch diese Gewalt herrschenden Meinung. Die Fortschritte des Schwedenkönigs verhinderten, daß die Wahrheit an's Licht trat. Dieß ist sehr wichtig. Das wahre Verhältnis konnte von Magdeburg aus nicht mehr an den Tag kommen, weil die Enthüllung desselben eine Anklage gegen die siegreichen, gewaltherrschenden Schweden gewesen wäre. Der Rath von Magdeburg mochte immerhin auch da noch das ganze Bubenstück, dem die Stadt zum Opfer gefallen war, nicht durchschauen; aber daß eine Untersuchung sehr viele unangenehme Dinge zu Tage fördern müsse, lag gar zu nahe. Wie waren die unbedingten Versicherungen des Königs zum Entsatze mit seiner Entschuldigung nachher in Einklang zu bringen? Wie reimte sich der Vertrag, den er im August 1630 mit der Stadt abgeschlossen, daß er ihr helfen wolle auf seine Kosten, ohne ihr Zuthun, daß sie nichts beitragen solle, mit seiner nachherigen Anklage, daß die Stadt nichts für ihn habe thun wollen? Wie konnte man öffentlich die Erörterung von Fragen beginnen, die so viele andere und zwar sehr verwickelte nach sich zogen? Alemann läßt darum freilich den Rath nicht los. Er wiederholt seine Forderung. „Ich berufe mich kecklich mit gutem Gewissen auf den Rath, und fordere unbedenklich ihn auf nach seinem guten und besseren Wissen die Wahrheit zu bekennen, mein Zeuge und mein Richter zu sein." Was sollte dieser Rath von Magdeburg? Für Alemann auftreten durfte er nicht, wider ihn konnte er nicht. Er schwieg.

Ein ähnliches Verhältnis wie mit dieser Anklage des Verrathes gegen Alemann waltet ob mit der Anklage gegen Tilly. Einestheils verhinderte die allgemeine Noth und Trübsal der unmittelbaren Gegenwart jede Prüfung und

[1] Harte, Gustav Adolf I. 689.

dem Lager Tillys fast wörtlich auf, doch so, daß es hier ein wenig wegläßt, dort ein wenig zusetzt, immer zum Nachtheile der Persönlichkeit Tillys. Es nennt ihn den Bluthund.[1] Also gefiel es den Herren, den Schweden.

Die Lage der Dinge in Deutschland aus welcher dieß Theatrum Europäum hervorging, hatte einige Aehnlichkeit mit der Zeit des Rheinbundes. Eben so wenig wie die Bücher in dem halb französischen Deutschland jener Tage uns ein ungetrübtes Bild der Thatsachen und Meinungen der Menschen geben, eben so wenig auch die Bücher aus dem schwedischen Deutschland. Nur war leider der Unterschied in den Erfolgen des corsischen und des schwedischen Eroberers so groß. Weil der Wechsel des Geschickes es so fügte, daß jener hinabgeschleudert wurde von seiner Höhe, und zwar hinabgeschleudert hauptsächlich durch die Deutschen: so hat Napoleon mittelbar und negativ der deutschen Nation große Dienste erwiesen. Des Schweden dagegen wurden die Deutschen nicht wieder los. Sein eherner Fußtritt, seine gleißende, heuchlerische Predigt erstickte das deutsche Nationalgefühl. Der schwedische Eroberer ist unendlich schädlicher und gefährlicher gewesen, nicht bloß wegen der Stücke, die er für ein Jahrhundert bleibend von Deutschland abriß, sondern mehr noch wegen des falschen Scheines, den der Erfolg um ihn breitete.

Dennoch muß anerkannt werden, daß sogar dieses Theatrum Europäum, welches den Schweden und ihrem Religionskriege zu Liebe den Schatten des Fanatismus über Tilly zu breiten sucht, dennoch die Lüge, welche Gustav Adolf durch den Genfer Professor Spanheim über Magdeburg hat in die Welt bringen lassen, noch verschmäht. Das Theatrum Europäum hat seinen Bericht abgefaßt nach Magdeburger Flugschriften. Es hat sich bemüht hier und da auch auf Tilly ein Streiflicht fallen zu lassen, von welchem die Quellen nichts wissen. Weiter indessen geht es in der Sache von Magdeburg nicht. Wenn der Frankfurter Gelehrte Abelin den Bericht Spanheims gekannt hat: so hat er nicht gewagt, denselben sich zu eigen zu machen, vielleicht auch, weil ihn die zweifelnden Worte Spanheims selbst zur Vorsicht mahnten.

Denn obwohl die Saat, die Gustav Adolf ausgesäet, sofort aufgeht: so ist es doch wieder bemerkenswerth, daß in der ersten Zeit bei den Schriftstellern der hauptsächlich von Magdeburg her dem Bilde Tillys angeworfene Fleck noch äußerlich ist. Er hat sich mit dem Bilde noch nicht verbunden, ist nicht damit zusammengewachsen, ist noch leicht davon ablösbar. Es ist das namentlich nicht schwer im Theatrum Europäum. Wir wiederholen es, daß die Verquickung, durch welche dasselbe den Schweden genehm gemacht werden sollte, besteht im Hinzufügen von tadelnden und verunglimpfenden Worten und Bezeichnungen zu dem Namen Tillys.

Wir haben schon gesehen, daß von den beiden ersten schwedischen Berichten über den Krieg auf deutschem Boden der eine[2] nichts weiß von einer Grausamkeit

[1] Ich habe dieß dargethan an einem besondern Beispiele in den Forschungen auf dem Gebiete deutscher Geschichte. Band I. Heft 1. S. 128. Jeglicher andere Vergleich solcher Art wird dasselbe Ergebnis bringen.

[2] Arlanibaeus, arma S. 1632. p. 140 und 173.

hat nur Spanheim und sonst Niemand. Auch diese Worte mithin sind ihm zugekommen aus derselben Quelle, wie alles andere. Sie lösen sich leicht ab, und es bleibt dann die Zeichnung Tillys von Spanheim übrig als unvereinbar mit dem Bilde, das er von dem Zerstörer Magdeburgs uns hingestellt hat.

Hören wir den Deutschschweden Chemnitz. Dieser Mann erhielt 1642 von dem schwedischen Reichskanzler Oxenstjerna den Auftrag eine Geschichte des deutschen Krieges aus den Relationen und Reden abzufassen, und dieselben zu berichtigen nach des Reichskanzlers Warnungen.[1] Der ganze Senat fand das gar gut und nützlich. Dieß Werk, welches Chemnitz im schwedischen Interesse, nach den Warnungen des Reichskanzlers verfaßte, wurde die Grundlage der Anschauung über das Eingreifen des Schwedenkönigs in den deutschen Krieg. In Chemnitz wurzeln alle die unzähligen deutschen Bücher, in denen deutsches Recht dem Schweden gegenüber kaum zur Erwähnung kommt. Chemnitz zuerst hat uns in dem Schwedenkönige das Bild eines alttestamentlichen Helden oder richtiger eines kriegenden lutherischen Geistlichen gezeichnet, wie es seitdem traditionell geworden ist. Es ist ein wenig abgeblaßt; aber die Grundzüge sind dieselben. Abgeblaßt ist es insofern, als Chemnitz sogar so weit geht den Schwedenkönig zu einer Art von Wunderthäter zu machen. Auf Gustav Adolfs Gebiet legen sich Wind und Wellen, so daß Gottes gnädiger Beistand augenscheinlich verspürt wird.[2] Wir bezweifeln, daß die Idololatrie gegen Gustav Adolf auch heute noch so weit sich erstreckt. Hören wir diesen Chemnitz über Tillys Tod in Ingolstadt.

„Dieß ist das Ende des alten hochberühmten Generals Johann Tserklaes Grafen von Tilly.[3] Von Jugend auf dem Kriegswesen ergeben, hat er nicht durch einen schleunigen Sprung, sondern allgemach von Staffel zu Staffel ansteigend den höchsten Grad im Dienste und das Generalkommando erlangt, auch von Anfang an in allen seinen Chargen, die er bedient, gegen seinen Herrn sich getreu und aufrichtig, gegen seine Feinde sich unverdrossen und unerschrocken erzeigt. Er mag wegen seiner guten Resolution und Tapferkeit, wegen seiner langwierigen Experienz und Erfahrung, seines scharfsinnigen Verstandes, seiner vorsichtigen Führung und gewaltig verrichteten Thaten wohl unter die vornehmsten Kriegshäupter unserer Zeit gerechnet werden. Nur haben zuletzt unlängst vor der Leipziger Schlacht die unbarmherzigen Prozeduren zu Magdeburg und der Rauch, von dieser eingeäscherten Stadt entstanden, solches Lob in etwas zu verdunkeln angefangen. Worauf sein Glück zum Falle sich geneigt, so bald hernach bei Leipzig erfolget."

Man sieht hier unverkennbar das Bestreben die Niederlage von Breitenfeld als eine Strafe Gottes für Magdeburg darzustellen.

Chemnitz setzt dann das Lob Tillys fort mit den bekannten Worten über die Mäßigkeit desselben, daß er zeitlebens alles übrigen Trunkes, aller ungebührlichen Unzucht sich enthalten, und bis zu dem Treffen von Breitenfeld während

[1] Geijer III. 193 Nr 1 ff.
[2] Chemnitz S. 60.
[3] a. a. O. S. 311.

an der Weser das Buch des herrlichen Mannes Spee gedruckt, welches dem Ungeheuer der Lüge und der Tücke die Todeswunde schlug. Damals noch stand es in voller Kraft, schwelgend in Blut und Mord, und machte mit Hülfe der Folter auch das Undenkbare möglich.

Der Hexenwahn war allgemein. Er war vor Anderen stark in dem Schwedenkönige Gustav Adolf.

In dem ersten Abschnitte des schwedischen Kriegesrechtes,[1] welches Gustav Adolf selber ausarbeitete und erließ, ist der erste Artikel gerichtet gegen die Zauberer. „Mit Abgöttern, Zauberern und Waffenbeschwörern, und wer mit Zauberei umgeht, soll nach göttlichem und schwedischem Rechte verfahren werden.“

Als der hauptsächlichste Nutzen, welchen ein Soldat durch ein Bündnis mit dem Teufel erlange, ward das Fest- oder Gefrorensein angesehen. In diesem Falle ging eine gewöhnliche Kugel nicht durch. Sie machte höchstens etwa Quetschungen. Darum gebrauchte man, wo ein solcher Verdacht des Gefrorenseins der Feinde sich erhob, andere rechtswidrige Geschosse. Als Pappenheim im Jahre 1629 die Stadt Magdeburg belagerte, schickte er einen Trompeter hinein mit dem Begehren, daß die Belagerten ferner nicht mehr mit so ungebührlichen Kugeln schießen sollten, in denen man Stahl, Weizen, Glas, Stücke von Donnerkeilen und dergleichen eingegossen finde. Die Antwort lautete: die Magdeburger hätten das von den Kaiserlichen gelernt, und müßten, weil diese fest und gefroren, und sonst nicht zu verwunden seien, dieser Kugeln sich auch ferner bedienen.[2] Die gewöhnliche Meinung dagegen war, daß die Gefrorenen nur mit Keulen zu erlegen seien.

Es ist aus der Geschichte der Hexenprocesse eine bekannte Thatsache, wie so oft zum Erheben dieser furchtbarsten aller Anklagen, die unrettbar die äußerste Schande, den entsetzlichsten Schmerz des Körpers und der Seele, den schimpflichsten Tod nach sich führte, der leichteste aller Verdachtsgründe, die ausgesprochene Vermuthung irgend einer beliebigen Person hinreichte. Nun war aber die Aussage eines Baders oder Wundarztes in einem solchen Falle als diejenige eines Sachkundigen ein Zeugnis von schwerem Gewichte. Wäre Tilly ein gewöhnlicher Mann, etwa ein Söldner unter der Gerichtsbarkeit eines der damaligen Stadträthe gewesen: so war die unvermeidliche Folge einer solchen Aeußerung des Stadtbaders die Folter und zuletzt der Scheiterhaufen. Dieß war bei Tilly nicht thunlich; aber war darum die Erklärung des Stadtbaders von Halle nicht von Gewicht, nicht von Einfluß auf die Menschen?

Die Berichte über die Ereignisse jener Tage gedenken fast sämmtlich dieser Erklärung des Stadtbaders in Halle. Wenige ferner Stehende[3] nannten sofort

[1] Schwedisches Kriegsrecht oder Artikelsbrief u. s. w. Nürnberg 1632.

[2] Die andere Belagerung der Stadt Magdeburg oder warhafftige Beschreibung u. s. w. 1630.

[3] Aitzema III[a]. p. 563 fügt der Erzählung hinzu: Dese inventie die men de passausche kunst noemde, hebben geduyrich beyde partyen elck ander opgedicht: synde niet als een fantasie.

doch nur eine Aeußerung, nur ein Mittel des Systemes, welches den Schweden von ihrem Könige hinterlassen war, welches von den Schweden aus auf die Deutschen wirkte. Auch lagen ja die Umstände dafür günstig. Werfen wir einen Blick auf die weitere Entwickelung des Krieges.

Wir haben gesehen, wie Tilly menschlich und mild alles anwandte, was er vermochte, um die unsäglichen Kriegesleiden von den Menschen abzuwehren. Sein strategischer Grundsatz ist das Ziel des Schlagens: den Krieg rasch und schnell zu enden durch ein Treffen. Also sehen wir ihn verfahren gegen den böhmischen Aufruhr, gegen Mansfeld, gegen Christian von Halberstadt, gegen den Dänenkönig, gegen den Schweden, wenn nur dieser gewollt hätte. Sein anderer Grundsatz, wo er nicht zum Schlagen kommen konnte, ist derjenige der möglichsten Erleichterung des besetzten Landes. Wir haben gesehen, wie er seine Kriegesherren drängte und mahnte um richtige Zahlung des Soldes, damit Soldat, Bürger und Bauer neben einander bestünden. Die Liga hatte eine Kriegeskasse, die sich füllte durch regelmäßige Steuern, die darum wieder regelmäßig sich leeren konnte. Nach Tilly wurden seine Grundsätze von keinem mehr folgerecht angewendet, und konnten nicht mehr folgerecht angewandt werden, weil alle Länder gleichmäßig verödeten. Das Wallensteinische System der Kriegführung ohne das Wagnis eines entscheidenden Treffens, der Unterhaltung des Heeres allein durch die Contribution der besetzten Länder, mit allen Greueln der Willkür desselben gelangte zur vollen Herrschaft. Mehr oder minder handelten alle gleich, nur daß dennoch die Schweden und die, welche unter dem Namen derselben fochten, die anderen übertrafen. Also lehrt es die Auffassung im Munde des deutschen Volkes selbst. Eine der schwersten unmenschlichsten Qualen zur Erpressung; welche erweislich bereits vor der Ankunft der Schweden geübt worden ist, wurde nach den Schweden benannt: der Schwedentrank. Das Landvolk nicht bloß in Bayern, sondern auch im lutherischen Sachsen hat noch bis auf unsere Zeiten der Schweden nicht vergessen. Im Sturme und Drange des Jahres 1813 erinnerten sich die Sachsen bei dem Durchzuge schwedischer Truppen an den Jammer und das Leid ihrer Väter. Sie gaben ihre Furcht so unverholen zu erkennen, daß man von den Schweden die merkwürdigen Worte vernahm:[1] „Fürchtet euch nicht. Wir sind nicht die Schweden des dreißigjährigen Krieges."

Weder in Sachsen noch in anderen deutschen protestantischen Ländern hat man bis auf den heutigen Tag des einen kurzen Wortes vergessen, das in sich kurz die Lage der Dinge schildert. Versetzen wir uns hinein in jene Zeit. Man hört Trompeten in der Ferne. Der Hausvater ruft die Seinen zusammen und spricht mit schreckensbleichem Angesichte, von Angst und Seelenqual zerrissen die Worte: „Betet Kinder, die Schweden kommen."

Der Krieg war grausam, schauerlich, nicht wegen der Thaten der Heere gegen einander, sondern wegen ihres Nichtsthuns, ihres Abwartens, ihres

[1] Man sehe die Schrift: Die Einnahme und Einäscherung der Stadt Sonnenwalde durch die Schweden, von Superintendent Ziehme. Leipzig 1841.

land im allgemeinen Interesse der Engländer, der Franzosen, der Holländer. Darum haben die Schriftsteller dieser Nationen insgesammt gewetteifert im Lobe und Preise des Schwedenkönigs. Darum haben diese Fremden den Schweden verklärt zu einer Lichtgestalt, und das Bild seiner Gegner verdunkelt zu Kindern der Finsternis. Der hauptsächlichste, wesentlichste Gegner des Schweden aber war der alte Tilly. Darum mußte das Bild Tillys bei den fremden Völkern in demselben Maße düster werden, wie dasjenige des Schweden Gustav Adolf ihnen licht und hell erschien.

Was auch immer die Nachbarvölker der Deutschen über unsere Geschichte der drei letzten Jahrhunderte gedacht und geschrieben: sie sahen dabei hinweg über den vielgegliederten, rechtlichen Organismus des einstigen deutschen Reiches. Sie sahen den Zustand, wie er erst in Folge des Friedens von Münster und Osnabrück sich bildete, als denjenigen an, der auch früher schon bestanden oder wenigstens hätte bestehen sollen. Die Schriftsteller anderer Nationen Europas sahen in dem deutschen Reiche ein Conglomerat von Staaten, die Oberhäupter derselben gleich berechtigt, den Kaiser ausgestattet mit dem Principat der Ehren und nicht mit mehr. Auch deutsche Fürsten und demgemäß ihre Historiographen machten sich diese Anschauung zu eigen, lange bevor das Band des alten deutschen Reiches zu einem bloßen Namen wurde. Nach solchen Vorstellungen wurden die Anschauungen über den dreißigjährigen Krieg und die in demselben wirkenden Männer gestaltet, und den Deutschen dargeboten. Wie die deutsche Nation in dem unseligen Kriege, der an ihr und auf ihre Kosten gegen ihre Interessen geführt wurde, sich ihre Schicksale hatte auferlegen lassen von Fremden und Abenteurern aller Art: so ließen auch die Nachkommen sich die Leiden ihrer Vorfahren darstellen von Fremden, die dabei entweder die eigenen Absichten ihrer Nation und Regierung verfolgten, wie der Deutschschwede Chemnitz, oder das eigene Halbwissen mit phantastischen Einbildungen der Vergötterung des Schweden ausschmückten. So der Engländer Harte.

Wir nennen den Einen statt Vieler, weil seine Einwirkung auf die Gestaltung der Tillytradition bedeutsam war. Harte fand den Soldat suédois des Genfer Professors Spanheim. Harte nahm aus diesem Buche die pikante Schilderung der Grausamkeit Tillys in Magdeburg, welche Chemnitz, der nicht mehr im unmittelbaren Auftrage des Schwedenkönigs schrieb, welche später Puffendorf verschmäht hatten. Der Genfer Professor hatte sein Mistrauen, seinen Zweifel gegen die ihm anbefohlene Nachricht sehr deutlich ausgedrückt. Der englische Geistliche ließ diesen abschwächenden Zusatz, welcher der Erzählung die Spitze abbrach, im Eifer seines hochkirchlichen Protestantismus völlig weg, und schmückte statt dessen weiter aus im Geiste und Sinne Gustav Adolfs. Der Schwedenkönig hatte dem Professor Spanheim die Verschwärzung Tillys befohlen für die Länder, in welchen er für sich den Religionskrieg ableugnete: der englische Hochkirchenmann brachte diese Verschwärzung von dort zurück in die protestantischen Länder, für welche er gleichwie Chemnitz den Schweden darzustellen sich bemühte wie einen Geistlichen betend und predigend im Harnische, in Wehr und Waffen.

Das bunte Gewand dieser Schiller'schen Rhetorik errang den Sieg über den allzu schüchternen Protest.[1] Der große Haufe, den das Pikante lockt, folgte nur seiner Spur. Wir meinen nicht bloß die Ungelehrten. Die Frage, ob Schiller im eigentlichen Sinne als Geschichtsschreiber anzusehen sei, wird unbedenklich von Vielen verneint, die in ihrer eigenen Auffassung der Geschichte sowohl des Abfalles der Niederlande von Spanien als des dreißigjährigen Krieges, wesentlich von den Phantasien Schillers abhängig sind. Das Wort, welches der Schiller'sche Tilly im Anblicke des brennenden Magdeburg spricht, ist fast wie ein Gemeingut der sogenannten Bildung vieler Deutschen geworden. Man glaubt daran. Man spricht, man schreibt, man druckt es nach. Man verkündet es von Lehrstuhl und Katheder. So viele auch seit zwanzig Jahren aufgetreten sind für das Recht und die Wahrheit: ihre Beweisführung ist von Wenigen halb widerwillig vernommen: die Mehrzahl hat davon nichts gehört.

Also ist es die Frucht der langen Verblendung. Der fremde König, der ungereizt und ungekränkt, nur aus Lust zu kriegen und zu erobern, unserer Nation das unendliche Wehe anthat, der unsere Städte plünderte, unsere Cultur vernichtete, uns politisch zerriß und zersplitterte, uns zum Spielball der Fremden machte, der uns zurückschleuderte um Jahrhunderte, der, um alles dieß zu thun, sich umgab mit dem Heiligenscheine der Heuchelei und der Lüge bis in seine Seele hinein — dieser Barbar des Nordens, der zugleich sein Volk zertrat wie das unsrige, dieser kaltblütige, fast übermenschlich treulose Mörder und Vernichter von Magdeburg — ist in den Augen vieler Deutschen wie ein Heiland und Erretter. Der fromme alte Held, der sprach wie er dachte, und dachte wie er handelte, der treue, ehrliche Mann, der fest und unwandelbar in seinem eigenen Glauben jede fremde Gottesverehrung schützte, wie Niemand sonst in seiner Zeit, der Mann, dem seine Mitwelt ein Zeugnis zuerkannte, wie es niemals einem Feldherrn zuerkannt ist, zugleich der Vater zu sein der wilden Krieger, die in ihm das Vorbild und das Muster ihrer Pflicht verehrten, und zugleich die Zuflucht der Schwachen und Hülflosen: dieser Mann, eine der edelsten Zierden unserer Nation, die letzte Säule des einstigen alten deutschen Reiches voll Kraft und Herrlichkeit, ist in den Augen eines großen Theiles der deutschen Nation, für die er handelte und litt bis zum letzten Athemzuge, ein Verlorener, ein Scheusal.

Gustav Adolf und Tilly stehen in einem unversöhnlichen Widerspruche, wie die Lüge und die Wahrheit. Der Eine kann nicht bestehen neben dem Anderen. Indem der Scharfblick, den wir mit Grauen und Entsetzen an dem Schweden bewundern, dieß richtig erkannte, war es ihm nicht genug durch die Gunst mannigfacher Umstände in dem wechselnden Geschicke der Schlachten dem Greise den Vorrang abgewonnen zu haben: er sorgte auch für die Nachwelt, indem er durch Rede, Schrift und Druck die Ehre und den guten Namen seines Gegners zu vernichten strebte. Durch die abermalige Gunst der Umstände ist für eine

[1] Westenrieder, Beiträge VIII. 231.

Beilagen.

Nro. LII.

Archiv zu Brüssel. Corresp. du duc de Bavière avec A. et J.

Der Kurfürst Maximilian am 20. Juni 1628 an die Infantin.

— — E. L. werden ohne Zweiffel albereith anderweittig vernommen haben, das der Kayser ettliche in der Vnterpfaltz gelegene Embter vndt darunter auch die haubtstatt Heydelberg sambt der einverleibten Vniuersitet vnß eigenthümblich einremmen laßen. Nuhn erfordert die höheste vnumgengliche nohttnrfft, sonderlich zur forttpflantzung der cath. Religion, das erstgemelte Vniuersitet, welche durch die langjährigen schwehren Krigsleuffte mercklich in abgang gerahten, widerumb aufgeholffen, die studia daselbst in vorigen schwung vnd flor gebracht, vndt also vermittelst derselben sowoll zur seelsorge, alß zu den Embtern taugende leutte gezogen werden. u. s. w. (Die Renten kommen aus Aemtern, welche die Truppen der Infantin besetzt haben. Deshalb bittet der Kurfürst die Infantin ihre Truppen dort wegzuziehen. Er erneuert diese Bitte dringender am 15. August 1628.)

Eben so verwendet sich Max bei der Infantin für die Erleichterung der Stadt Gelnhausen, theils aus Mitleid mit den gedrückten Bürgern, „vndt damit wir auch mit der in Krafft vnß von Churpfaltz wegen alda zustehender Pfandt — schutz vnd schirmes gerechtigkeitt daselbsten vorhabenden introduction der cath. Religion desto fueglicher verfahren vnd vorkhomen khönnen. Regenspurg den 28. August 1630."

Nro. LIII.

Archiv des ehemal. Domcapitels zu Osnabrück.

Tilly an den Bischof Franz Wilhelm am 30. März 1620, aus Buxtehude. Der Brief halb in Ziffern.

Hochwirdiger, Hochgeborner, genediger F. v. H., Ewr. F. Gnaden soll ich hiemit gehorsamblich vnuermelt nicht laßen, welcher gestallt ich bewustes negotium wegen administration vnd coadjutoria deß Ertzstifftes Bremen durch eine vertrawte catholische geistliche Persohn, so bey dem Hern Ertzbischouen zu Bremen sonderlich wolgelitten, E. F. G. ohnlengst gebührlich eröffnen vnd vortragen laßen. Nun hinterpringet vnd referiret mir vorgedachter mein abgeordneter, das S. Hochw. der Ertzbischof F. G. sothane seine werbung nit allein in eigener Persohn angehört vnd vernommen, sondern auch sich darueber in gnaden erclehret, das ob sie zwar nicht abgenaigt weren

Nro. LV.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Der Kaiser Ferdinand II. an den Bischof Franz Wilhelm zu Osnabrück.

— — D. A. hat sich zu erinnern vnd auß vorigen vnseren schreiben verstandten, waß gestalt wir bey der vermöge Vnseres publicirten Kays. Edictes vnd derentwegen angeordneten Executions-Commission erfolgenden restitution der Geistl. Stiffter, Clöster vnd guetter zu mehrer fortpflantzung Vnseres vralten allein Selig machenden catholischen Religion vndt befürderung deß wahren cath. Gottesdienstes gnedigst für guett angesehen, daß in des heyl. Reiches Craißen für die Patres Societatis Jesu, alß welche mit haltung der Schuelen, embsiger Vnterweisung der Jugend, auch fleißiger Exercirung anderer christlich cath. Officien nicht wenig frucht schaffen können, gewisse Örtter vnd plätze zu erbawung von Collegien vnd Seminarien außgesehen werden möchten, darueber wir vnß auf einkommenden Bericht, waß hierin weitter vorzunehmmen ferner in gnaden resolviren wollen.

Demnach wir vnß den dieses Werckh auß dem zu propagirung deß cath. Wesens tragendem eyffer sonders angelegen seyn laßen, auch gnedigst gern sehen möchten, wie vnter anderen auch in vnserm vnd des heyl. Reiches Ober- vnd Niedersächsischen Crayßen, benorab aber in den Stetten Bremen, Braunschweig, Hamburg vnd dergleichen ortten, die Patres Societatis Jesu introducirt, Collegia oder auch Seminaria auffgerichtet, vnd dazu gewisse Einkhommen auß der vermöge Vnseres publicirten Kays. Edictes zu restituirenden geystl. Guettern applicirt werden mögte — u. s. w. Der Kaiser erwartet darüber Bericht.

Nro. LVI.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Der Kf. Maximilian von B. an Johann G. von Kursachsen, 2. Mai 1629.

— — Dieweill aber E. L. Vnder solchen interessirten Partheyen nit sein, noch wegen Ihrer so lang eingehabter stiffter mit beclagt, sondern mit Ihren aigenen sonderbahren juribus gehört worden sein. Vnd wehre der Vnuorgreifflichen meinung, Ihre K. M. werde diesen articul, waß gestallt er so gar dem buchstabben nach nicht zu verstehen, vnd zwar auf solche Weise bald erleutern, das E. L. zu sehen, das J. K. M. daßienige nit suechen, deßwegen E. L. dieß Werckh sich zu gemüethe geführt.

Nro. LVII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Der Bischof Franz Wilhelm an Ferdinand von Köln, 4. Mai 1628.

— — — Der von Tilly ist gewaltig übell zufriden, daß Raueußperg also überzogen, hat dem Obristen Leutenant beuelch geben solches mit gewalt wider zu recuperiren, weiln dieß sein quartier sein, wie dan zu solchem endt verschienen montag albereit auß der Statt (nämlich Osnabrück) fünffhundert man genommen, Aber denselben Tag abend ist von Tilly ein anderes kommen daß dieße impresa eingestellt werden solle nachfolgender Zeitung halber. Interim trawen ietz die auff Raueußperg nit sondern haben sich mit 60 mann gesterckt vnd prouiandirt welches den Stifftern noch übell wirdt bekommen, dan es ein rechtes raubhauß sein wirdt.

nsum copias hinc inde colligat. Inter caetera vero loca venit nobis in mentem Vrbs vestra tam colligendis quam recipiendis militibus alibi collectis commoda. Visum itaque est literis hisce nostris praefatum Praetorii nostri praefectum et negocium sibi commissum vobis benigne commendare, postulantes gratiose, si forte nostro nomine ab eo compellandi sitis, velitis in gratiam nostri non modo collectionem militis in urbe vestra permittere, sed et alibi auctoratorum militum concursum in eandem concedere, tum cives etiam vestros inducere, ut naues suas ad collectas copias transferendas, iusto pretio et sine recusatione subministrent. Haec si a vobis, prout speramus, obtinuerimus, et commodis nostris optime consultum iueritis, et nos vicissim ad Vrbis vrae utilitatem prosequendam, Vosque singules et vniuersos quouis regio fauore complectendos, mirifice allicietis. Quod superest Deo Opt. Max. vos clementer commendamus. Dabantur in regia nostra arce Stocholmensi die 16 Meñ. Januarii Anno MDCXXIX.

Gustauus Adolphus. mpp.

Nro. LX.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

A. Ferdinand von Köln an Franz Wilhelm von Osnabrück, 1. October 1629.

Er berichtet über die Rundreisen des Marcheville bei den deutschen Kurfürsten. Dann folgt in Ziffern:

Über diese general proposition aber hat ermelter Marcheuille gegen mich sich noch mehres in specie außgelaßen, vnd vnterschiedtliche sachen so schrifft- alß mündtlich angebracht, welche vnsicherheit halben zu überschreiben fast bedenckhlich. Es ist aber der effectus gewesen, daß der König in Frankreich zwar nicht gesint das Hauß Östreich zu vnterdrücken, er könne aber nicht zusehen, daß selbiges solche macht ergreiffen solle, daß sich andere dadurch zu befahren haben musten, daß das Römische Reich durch ermeltes Hauß Östreich so gar subjugirt, dessen libertät herunter gepracht, den Churfürsten des Reiches die Freiheit der wahl benommen vnd dieselben gleichsamb ein neues Hauß zu designiren angezwungen werden sollen, vnd weill der König sein Königreich nunmehr zu ruhe vnd völligem gehorsamb gebracht, daß er willig die Churfürsten mit aller macht zu assistiren, damit Sie bey ihrer vhralten, frey- vnd gerechtigkait verpleiben vnd das heil. Reich bei seiner libertät erhalten werden möge. Dabey er auch soweit gegangen, daß mann bey künfftiger wahl vom hause Österreich niemahl abzusehen vnd auß einem anderen hause einen Röm. König zu erwehlen, welchen falß Er auf meines Herrn Bruders Ldt. außdrücklich genugsamb anzeige gethan, dabey er auch so viel zu verstehen gegeben, daß sein König zu dem nechsten conuentu im Reiche woll eine ansehentliche Abordnung zu thuen nicht vnterlassen würde; dessen allen aber hat er bey Chur Maintz Ldt. außer der generalität nicht gedacht, weilln dieselbe Ihme nit separatim, sondern im beiwesen ihrer Rhete (vor welchen er sich des Secreti halber so weit bloß zu geben bedenckhnis gehabt) audientz gegeben. Deß Churfürsten zu Trier Ldt. hat mir noch zur Zeit nicht communicirt, waß bey derselben Ermelter Marcheuille geworben haben mögte, darab ich doch durch den von Metternich etwaß zu vernemmen vermein. Eß ist aber der Marcheuille nachdem er sich mit dem Churbrandenburgischen Rhat Grauen von Schwartzenburg zu Cölln abbochirt, nacher Frankfurt geraist, in mainung von dann

Nro. LXII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Bericht aus Wien an den Erzbischof Ferdinand von Köln vom 19. Januar 1630. Ganz in Ziffern.

Es beklagen sich viele guetherzige Räthe, daß fast alle guete consilie ietzo alhie verkehrt vnd die Kays. ministri theils von den Spaniern, theils von dem von Friedlandt mit geldt corrumpirt werden. Es ist albereits hier in consilio geschloßen gewesen, daß man alle conditiones so die Bundtsstende vorschlagen würden, eingehen wolte, damit man dieselben zur assistenz wider die Hollender bringen möchte. In specie ist auff des von Wallenstein amotion geschloßen, vnd demselben albereits angedeuttet worden, daß er sich seiner Charge abtuhen wolte. So ist auch bewilligt, daß man die Spanische vnd alle andere außlendische Soldatesca auß dem Reiche außführen solte. Item von abschaffung der vnordnung bey der Kays. arma: Inmittelst aber ist ein schreiben von dem Abte zu Crembsmünster einkommen, mit auiso, daß die Bundtsstende sich albereits zu der assistenz wider Hollandt erklehrt. Auff solchen eingelangten bericht werden von den Spanischen vnd Friedtländischen fauoriten allerhandt listige vorschlege vnd consilie suggerirt, wie man die Bundtsstende auff vorstehende zusammenkunfft mit gueten wortten, versprechung Kays. genaden vnd dergleichen begegnen möchte, damit die Bundtsstende ohne eigene condition die handt mit anschlagen. So hat auch ein gueter Mann berichtt: Er weiß gewis, daß Caesar vornemblich obgemelte conditiones würde eingehen, wenn nur allein die Bundts-Stende auff Ihrer meinung beharren vnd auff conditiones bringen würden. Endtlich hat selbiger gesagt, der von Friedlandt habe Caesari vnd anderen geheimen Räthen geschriben, es wehre eines Kaysers im Römischen Reiche genueg. Man solte zusehen, daß man nicht noch einen Kayser zu München machte.

Nro. LXIII.

Geijer III. 159 n 2. enthält die Erwiederung des Johann Skytte an den König: Esset contra Deum et conscientiam tentare subversionem monarchiae. Diese drei letzten Worte erklärt der schwedische Professor, Herr Geijer: „Der König setze seine Monarchie aufs Spiel.“ Die Auffassung erscheint uns irrig. Tentare subversionem ist nicht aufs Spiel setzen, es enthält die Absicht. Eine solche Absicht in Bezug auf Schweden ist für den König undenkbar, und Skytte hätte auf keinen Fall sie ihm vorhalten dürfen. Die Monarchie ist Oestreich, ist das Kaiserthum. Nur bei dieser Auffassung ist Sinn in der folgenden Antwort des Königs: omnes monarchias transivisse de una familia in aliam — non consistit in personis, sed in legibus monarchia.

Nro. LXIV.

Aus den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Hannover.

Ludwig XIII. an den Schwedenkönig.

— — Aussi que nous avons telle confiance en vostre jugement et prudence que nous croyons que vous sçaurez bien dans les interests particuliers peser et considérer ceux de toute la Germanie, et quelles peuvent estre les fins de ceux qui vous recherchent de traicter d'accord etc.

Dort auch die übrigen Schreiben.

schuldt, alß ob wir an Vnßerm ermahnen vnd sollicitiren waß hetten erwinden lassen, zugemeßen werden könde, müssen wir E. L. auch wider Vnßern willen mit dißen sachen abermalß molestiren vnd ersuchen, daß sie nit allein vor sich selbsten, ihres Ertzstifftes angebührnuß an den zu Mergentheim von den Rheinischen Steuden auff die zween termini, Innocauit vnd Ostern, welche beide numehr verstrichen, bewilligten Contributionen ohne lengeren auffzug zur gewöhnlichen legstatt hinschicken, sonder auch andere ihrem directorio zugewandte Stende, zu einem gleichmeßigen zu ermahnen vnd zu ersuchen, ohnbeschwerth sein wollen u. s. w.

Das Schreiben ist sehr lang und ausführlich, die Grundgedanken desselben jedoch in dem Vorstehenden bereits enthalten. Es ist nur noch der eine Gedanke des Kurfürsten hervorzuheben, daß einer der Bundesstände auf den anderen sieht, und Jeder vor seinem Nachbar zu viel zu thun glaubt.

Die Antwort des Kurfürsten von Mainz vom 22. April ist berührt Seite 103. Sie beginnt mit dem Vorwurfe über den immer klagenden Tilly. Anselm Casimir meint, er habe seine Pflicht gethan und thue sie noch.

Nro. LXVII.

Aus den handschriftlichen Papieren der Königl. Bibliothek zu Hannover.

Daß der Cardinal Richelieu und sein König sich durch den Vertrag von Bärwalde ausdrücklich gegen jeden Religionskrieg verwahren wollten, lehrt nicht bloß der Vertrag an sich, sondern der französische Gesandte La Grange aux Ormes hielt dieß den Mitgliedern des Heilbronner Bündnisses $\frac{30.\ \text{August}}{9.\ \text{September}}$ 1633 nachdrücklich vor.

Vostre oppression a toujours touché fort sensiblement le coeur de S. M. laquelle a travaillé la première à vous relever par l'Alliance qu'elle contracta pour cest effect a Beruuald auec le feu Ser. Roy de Suede d'heureuse memoire et par plusieurs autres effects de La Puissance Royale. Mais comme Elle a de bonne foy stipulé et receu promesse, que sa Religion et les ministres d'icelle vous seroient recommandéz et exempts de toutes persécutions, Jugez, Messieurs, par vos propres sentiments, à quels debvoirs vous provoquez S. M. et tous les autres Potentats adhérents à sa personne et à sa Couronne par le traictement contraire que vous leur faites etc.

Die Worte des Franzosen gegen die Verfolgung, welche die Schweden und die mit ihnen verbündeten deutschen Fürsten an den Katholiken übten, sind sehr scharf.

Vous ne pouves effacer ce bruit par des seules apologies et Justifications de vostre proceder. Il y faut absolument un restablissement, qui tesmoigne hautement aux scauants et aux ignorants, qu'en effect vous n'auez aucun desseing, qui aille à l'offence ou dommage de la Religion Romaine. Ce point est de telle jalousie, qu'il faut éviter d'en estre suspect: autrement au lieu de sortir d'un peril vous vous precipiterez en plusieurs autres et donnerez ombrage à vos plus loyaux amis, finalement entre vous mesmes le parti Lutherien comme plus puissant sera en terreur au Calviniste, si vostre modération pour la protection des trois Religions ne previent toutes ces craintes. L'Espaignol a son dernier refuge à ce prétexte de Religion etc.



schon die 60 tausend Thaler, so gleichwol noch nit erfolgt, darzu einkommen vnd bezalt werden, zue vnterhaltung einer solchen anzall Volckhes zuezuelangen oder aufzuekommen.

Waß auch die Kays. Armada belangt, da ist Ewr. Ch. D. vnuerborgen, welcher gestalt dießelbige der bundts Armada bey weittem veberlegen also daß Sie ahn manschafft noch einmahl so starckh sei als diese ist. Dagegen aber ist die Bundts Armee der Kayserlichen mit den Quartieren veberlegen, indeme der Quartiere halber das Bundtsvolckh vor dem Kays. respective loquendo (vneracht es auch wohl besser damit sein Köndte vndt solte) in weitterem begrieff vndt besserem standt ist, vndt willigerige contributionen vnder sich hat, vnd also herwieder die Kays. ahn denen Ortten vndt Quartier begrieffen, wo ipsa sedes belli, vndt also zue grundt ruinirt vndt eröset, vndt allenthalben mit mahlcontentis vndt desperation Leutten, von denen nichts mehr zu erlangen, zu thun haben. Damit nun also die Kays. soldatesca dem total ruin nit vnderworffen, besondern Ihro entweder mit den contributionibus oder waß sonnsten beschehen Kündte, etwaß geholffen werden möchte, So hätte ich hiemit aber einß vndertheinigst zu bitten, auf daß den Kays. die obige Quartiere weil ich ohne daß selbige caualllerie ietz teglich im Veldt wider den Feindt zu gebrauchen habe, nunmehr ohne weitteren verzug gereumbt vndt nit lenger vorendthalten vndt also hierdurch auch alle schedtliche weitterunge vndt vngelegenheiten zwischen beeden Armaden wie zuegleich bey den contribuirenden protestirenden Stendten vndt Quartierherren verhüettet werden, zumahl E. Ch. D. auß meinen sieder ahn Sie einkommenen berichtenn mit anderem gnedigst werden vernohmen haben, waß dieß fallß albereit für vngelegenheit herfür brechen wollen, indeme von dem Obersten Ossa dem Commissario Massoni die Wetteraw Westerwaldt vndt hessen Casselische Quartiere zu occupirn beuelcht worden, welches allein die vermuetliche vrsache ist, daß ihnen, den Kayserl. die obige Quartier bißhero vorendthalten worden, vndt haben die H.H. Bundtsstendt dabey fürnemblich zu consideriren, daß eine Armada ohne die andere nit besteht, vndt dahero die bundts Armada ohne die Kays. nit seyn kan, also daß beede mit einander nothwendig in der That helfflich zusammen halten müßen.

Solte nun gleichwohl gegen alles bessere verhoffen mit dißer so hochnothwendigen vndt continuirlichen vnderhaltshülf hinderhalten oder lang verzogen werden: so müsse es außer allem zweifell mit dem volckh so biß dato mit ahnsehnlich großer Costspildung vnterhalten werden müßen, zue der gesambten Catholischen H.H. Chur-Fürsten vnd Stendé Landen höchstem prejudiz, Schaden vnd Verderb zue gründlichem ruin gerathen.

Nun hett es zwahr ahn seitten E. Ch. D. (gestalt es zum Vberfluß am Tag notorium ist mit waß für angelegenem eifer Sie daß Ihrige bis dahero beharlich gethan vndt beigesetzet haben) niehmalß im geringsten abgangen, vndt ermanglet, hingegen ist es auch von mir gahrnit dahin angesehen, daß Sie etwa die obhandenen defecten auß dem ihrigen ersetzen möchten, sondern es ist allein darumb zu thun, wanß etwa mit der Catholischen partey ein bößen auegang (welches der Allmechtige vätterlich verhueten wolle) gewinnen solte, daß einer mit dem anderen leiden müste.

Vndt geruhen Sich sonsten E. Ch. D. gnedigst zu versichern, daß ich hohe scheu trage vndt mich vorhero wohl bedenckhen wolte die noth vnd gefhar so hoch exaggeriren vndt so groß zu machen, wanß mit derselben nit also in warheit vnd der that beschaffen vndt allein nit noch größer vnd hefftiger wehre, alß Sie ahn sich selbsten größer ist, dan ichs dictire vndt fürbringe. So wollen imgleichen E. Ch. D. darfür halten, daß mit den geltern so genau vndt sparsamb, vndt nützlich es immer mensch-

[illegible]

Nro. LXIX.

[illegible]

[illegible] den 27. Februar 1631, [illegible]

— — — [illegible] beschreiben, wie Ihr [illegible]

[illegible] Commissarius [illegible]

Nro. LXX.

[illegible]

[illegible] 2. [illegible] 1631.

— — — [illegible]

Nro. LXXI.

[illegible]

[illegible] 3. [illegible] 1631.

[illegible] le Duc[illegible] Savelli a rendu Dem[illegible] [illegible] seulement deux iours, on craingt [illegible] [illegible] le Roy seroit vers Wismar, il auroit [illegible] seulement faict venir la plus[illegible] [illegible] l'Oder et tirant en Compagnie ses gar[illegible] [illegible] Kniphausen s'est aussy ioinct à luy [illegible] [illegible] a prins [illegible] à Neuenbrandebourg, de

façon que tout est icy en tres mauvais estat, et qu'il fauldra peut-estre faire des resolutions que l'on n'attend point, si les cheuaux de l'artillerie qui vienne Densau (sic) ne seroient encore arriué, donnez ordre que se hastent et faictes aussy venir le reste de nos cheuaux d'Artillerie, je veux dire de la ligue, iusques au Pays de Brunschwick et faictes tenir tout en ordre et perceu (sic) pour l'occasion d'un besoing, ie demeure etc.

Nro. LXXII.

Es ist hier nöthig einige Worte über das Verhältnis der Chronik von Gerike zu sagen. So wichtig dieselbe ist, so erfordert sie doch hier die größte Vorsicht. Gerike wurde Mitglied des neuen Rathes, der aus der Umwälzung hervorging. Gerike geht nicht darauf aus die Schritte des neuen Rathes zu rechtfertigen; aber er hat das natürliche Interesse den illegalen Ursprung der Behörde, deren Mitglied er war, zu verdecken und zu verhehlen. Um die wahre Sachlage zu enthüllen, hat man seinen Bericht zu vergleichen mit demjenigen der ausführlichen und wahrhafften Relation, bei Calvisius S. 81. Der inneren Wahrscheinlichkeit nach ist der Verfasser derselbe, der sich nicht nennt, ein Mitglied des alten Rathes, den man beseitigte. Gericke verschweigt nicht bloß das wahre Verhältnis des alten Rathes zu der Umwälzung, durch welche die ochlokratische Partei emporkommt, er bringt eine entschiedene Unwahrheit vor. Er sagt S. 7 daß die Veränderung geschehen sei mit Bewilligung des regierenden Rathes. Dieser Behauptung stehen die Protestationen des alten Rathes schnurstracks entgegen. Auch Hoffmann III, S. 74, Nr. 2 hat darauf hingewiesen; aber seine Darstellung im Texte vorher (S. 73 unten) könnte zu der Annahme verleiten, als sei der alte Rath doch einigermaßen auf die Sache eingegangen. Die Relation bei Calvisius S. 82 sagt ausdrücklich, daß die Deputirten der Hanse ihrer Instruktion zuwider den alten Rath mit seiner Nothdurft nicht gehört, sondern auf der Plenipotenzer bloßes Angeben connivendo verhängt, daß nicht allein eine innovatio, sondern totius reipublicae inversio vorgenommen und zu Werke gerichtet würde u. s. w. — Mithin waren die hansischen Deputirten nicht, wie Hoffmann S. 73 sagt, „zum Theil vom Rathe selbst und anderen Bürgern hinsichtlich der Mishelligkeiten gehörig unterrichtet." Dieß ist sehr wichtig.

Abgesehen davon stehen die Ansichten Gerikes und des Verfassers der ausführlichen und wahrhafften Relation einander nicht sehr fern.

Nro. LXXIII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Pappenheim an den Kurfürsten M. v. B. 27. Febr. 1631.

— — Daß die Magdeburger mir ein Quartier vffgeschlagen haben solten, seindt E. Chf. G. (Gott sei gedanckt) viel zu milt berichtet. Ohn ist es zwar nicht, daß selbige zu Vnterschiedlichen mahlen zimblich starckh außgefallen, aber gleichwol noch alle zeit mit verlust 20 vndt 10 Mann, so gefangen vndt nidergehawet, vndt ich der mühe nit werdt achte E. Chf. D. damit zu beschweren, wiederumb biß in die Statt zurückh gejagt worden, Vndt kan E. Chf. D. Ich deß gewiß versichern, daß seit die plocquirung gewehrt, Ich nit einen Mann in redlicher occasion verlohren, sondern haben dieselben nur eine Salue Guard vndt ein anderen, so Sreiben (sic) an mich

Puncte ganz einig, vor allen Dingen dahin zu trachten, wie man die beede Seporten, Rostock vnd Wißmar, wegen Befreyung der Ostsee möge von der kays. Soldatesca entledigen, vnd alßdann Dennemarckh mit anderer zugleich begerten versicherung biß zur endigung der vorsteenden motuum in handen stellen.

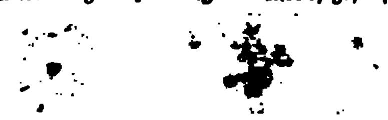
. Zum 2ten, weyl nit rathsamb befunden, daß Schweden mit Sr. Hochgr. Excellenz in ein Feltschlacht sich einlassen solte, viel weniger man die wirckliche coniunction Chursaxen mit Schweden dieser zeit thuenlich erachtet (da nach deß Oxensterns angezogenen moti) hiedurch der ganze Sedes belli in Chursaxen Landt transplantirt werden würde, alß solte das new geworbene volckh auß Weimar, Altenburg vnd dere vmbligenden Landen durch Düring vff Cassel gefüreth, alsda ein volliges corpus zusammen zu bringen, auch durch solche vermitlung den weserstromb wiederumb in seine vorige freyheit zu stellen, zu welchem vorhaben der Landtgraff in Hessen vnd Herzog von Braunschweig gantz gehaimb mit Graff Ernst von Nassaw communicirung thun.

3) Solte Chursaxen wegen iüngsten Kays. anbringens noch dissimuliren; vnd zu einer inuasion kein anlaß geben, sondern dieselbe mit schönen complimenten so lang vffhalten, biß an allen ortten die Fürsten vnd Stände ihre Verfassung in ein ordnung gesetzt vnd beysammen gebracht. Sonsten were nit ohne, daß Cursaxen erste verfassung von 11000 Mann fast mehrtheyls beisammen, vnd noch anders 4000 volgen sollen, verhofft ohne deß Schweden Armee, vnd des Volckhs in Hessen vnd Schwaben mit hülff des chfl. Haußes Brandenburg in wenig tagen ein corpus von 28000 M. zusammen zu bringen. Darburch sie hoffen, den lang gesuchten Religionsfrieden zu extorquiren.

4) Hette sich Oxenstern in iüngster session vernemmen laßen, „weylen sein „König Magdeburg ohne veltschlacht nit endtsetzen könde, vnd solcher orth der Schlüssel „zum ober- und niversächsischen Crayß, hette sein König gern gesehen, daß Falckhen- „berg die Statt in Brandt gesteckht, damit solche die Kayserl. zu Irem gesuechten „intent nit gebrauchen möchten." Damit aber sein König zum intent gelange, hette er beschlossen, ehendist nach der Tessawer Brückh ab voranzugehen, vnd dardurch Chur-Saxen von der feindtlichen Inuasion zu befreyen, vnd Sedem belli öber den weserstromb zue füehren.

5) Berichtet bewußte Persohn, daß deß Königs zue Engellandt abgesandter Ambsterrenther genanth vor seiner abreyse von Kays. hoff deß niders. Crayßes anwesende Gesandte versichert, daß die angestelten tractaten wegen Pfaltz ihren actionibus nit praejudicirlich sein noch sollen, sondern daß Marquis de Hamelton corpus vnderm praetexto Schweden an dem Elbstrombe werde anlanden, vnd dann nach dem weserstromb verwenden. Hiedurch die Kays. macht in diuersion zu ziehen, Sintemahlen sie verspüerten, daß die gesuchte occasion schliesslich eröffnen thete, nicht allein die restitution der Lande pro Palatino, sondern auch wiederumb die Chur vff seine Posteritet zu erzwingen, vnd wenn Chur-Bayern mit einwilligen wolte, hette man ietzo genuegsamb mittel vi armorum solches zu extorquiren.

Endt- vnd letzlich aduertirt er, daß der angesezte conuentus zue Hamburg noch weret, vermeine solchen innerhalb 6 tag zue concludiren. Sonsten gibt man eußerlich vor, alß wenn pr aemulationem Dennemarckh nit mehr so groß vertrawen zu Schweden alß zuvor, welches zue wünschen; doch ist es nicht darauff zue verlassen. Denn alles waß anietzo beschicht; beschicht pro forma, vnd suochen dardurch Securitäten. Die werbung in Hamburg vnd Lübeckh gehet starck fort. Deß Niedersäxischen



ihme ihr Seel, Leib, Leben, Haab, Ehr, Gut und Blut auffzusetzen, Endlich et apposito sigillo manibusque et dolo malo, ratihabitione, approbatione et confirmatione ex post facto sequuto verbunden, welcher sich auch contra jus diuinum, humanum, commune gentium et civile, Item constitutiones Imperii frembter Vnterthanen und Ihne nicht angehenden oder gehörigen Sachen unterwunden, vnd deß H. Röm. Reiches und Käys. Mayt. eynzig unnd allein angehörigen angenommen, Sie aller Rettung, Beysprungs, Hülff und Erlösung wider Ihr Käys. May. vertröst, und ihre Hertzen also erhärtet, daß deren auff einmal über die 30,000 und besorglich mit Seel und Leib, Haab, Ehr, Gut und Blut, Weib und Kind, in Flammen, Rauch unnd Verzweyffelung zu Grund unnd Boden gangen. Soll nun dieses dem H. Euangelio, unnd unserer Augspurgischen Confession auch einem Kön. Heroischen facto gemäß, oder auch bellum justum et legitimum, quod 1) Imperatoris Authoritate fieri debet, 2) cum justa belli causa, 3) cum obseruatione Juris fecialis, seyn, lasse ich hierüber die gantze weite Welt, unnd was ein Tröpfflein Vernunfft unnd Verstandt hat, judicirn, unnd am jüngsten Tag verantworten. Ja wenn ich nicht, wie angezogen, von Jugend auff Euangelisch, würde mich diß VnEuangelisch, mehr dann Türckisch unnd Barbarisch Werck unnd Gründlichkeit (sic!) zu einem anderen bewegen. Ich bleibe aber bey meinem alten Glauben, unnd greife doch mit Leiblichen Händen, daß die Röm. Käys. May. zu denen mir überschickten Mandaten, Schrifften und Befelch nit allein höchlich verursacht u. s. w. u. s. w. (Der Schluß ist der Rath des Rechts-Consulenten: die Stadt möge sich von dem Leipziger Schlusse lossagen und treu zum Kaiser stehen.)

Wir bemerken, daß dieß Gutachten den Untergang von Magdeburg, „diß VnEuangelisch, mehr denn Türckisch und Barbarisch Werck“ lediglich dem Schwedenkönige zuschreibt, und zwar nicht als etwas Neues, als eine Ansicht, die der Verfasser zu beweisen habe, sondern als eine solche, die er als dem Rathe der Reichsstadt ganz bekannte voraussetzt. Durfte er das, wenn die Schuld Gustav Adolfs lediglich in der Unterlassung der Hülfe bestand? — Die Anklage des mehr als türkischen und barbarischen Werkes erscheint uns für ein Vergehen der Unterlassung zu schwer. Sie hat nur dann Sinn, wenn nach der Meinung des Gutachters auch ein positiver Vorwurf auf Gustav Adolf fällt. Indem wir von der einen Seite bedauern, daß derselbe seine Anklage nicht näher motivirt hat, spricht das Unterlassen dieser Motivirung, das Voraussetzen derselben als etwas allgemein Bekanntes dafür, daß man von protestantischer Seite, ohne die Dinge im Einzelnen zu kennen, doch sich gedrungen fühlte zu einer positiven Anklage gegen Gustav Adolf.

Nro. LXXVI. (zu Seite 278.)

Einer der neuesten Geschichtschreiber für Magdeburg, F. W. Hoffmann, hat neuerdings (1856) vielen Fleiß aufgeboten, um für Magdeburg die schwedische Tradition zu retten, daß es durch das kaiserliche Heer unter Tilly verbrannt worden. Sein Ergebnis, die größere Glaubwürdigkeit der Anzündung durch die Kaiserlichen, resultirt aus einem sonderbaren Verfahren. Er addirt zusammen (S. 108), daß ein protestantische und neun katholische Zeugnisse einander gegenüberstehen. Also der numerus soll entscheiden, wie er leider auch im Februar 1630 in Magdeburg entschied und die Stadt den Demagogen in die Hände lieferte? Zuerst nun müssen wir darauf

Das Theatrum Europaeum hat diesen Bericht neben der Fax Magd. mit schwedischer Verquickung benutzt. Und gehört denn auch etwa die Fax. Magd., so fanatisch wie sie ist, nur auf die Seite derjenigen, welche den Kaiserlichen die Brandstiftung zuschieben? — Sie sagt bei Calvisius S. 62: „Die Bürgerschaft ist beschuldigt worden, als sollte sie in allen ihren Häusern Pulver gehalten und die Stadt selbst angezündet haben, welches, wenn es wahr und sie solches Willens gewesen, sie vielleicht nach dem Exempel der Numantiner gethan hätten" u. s. w., d. h. die Fax M. verneint es nicht so völlig, trotzdem daß sie dann ihre Anklage gegen Pappenheim wiederholt.

Wenn wir nun das Hoffmannische Additions-Exempel nachmachen wollten, so möchten sich die Zahlen sehr zu Ungunsten der Magdeburger Tradition herausstellen. Nicht das kann unsere Absicht sein. Wir haben lediglich zeigen wollen, daß der letzte Vertheidiger der schwedisch-magdeburgischen Tradition nicht ein Verfahren eingeschlagen, das zum Ziele führt. Hoffmann hat die so wesentlichen inneren Gründe möglichst bei Seite geschoben. Er sagt z. B. S. 159: „mit dem Einwande, es sei aller Vernunft zuwider und durchaus unglaublich, daß die kaiserlichen und ligistischen Soldaten durch Feuer und Brand sich selbst der Beute, welche bereits sicher in ihren Händen, hätten berauben wollen, steht es um nichts besser." Mit einer solchen Redensart: „steht es um nichts besser," ohne weitere Begründung warum nicht, möchte doch wohl dieser entscheidende innere Grund nicht abgethan werden. Eben die inneren Gründe sind durchschlagend.

Ich verkenne nicht den schweren Stand, den Hoffmann hatte. Er möchte so gern den alten Ruhm von Magdeburg, daß es um seines Glaubens willen von Tilly zerstört sei, so lange halten wie es geht. Diese Tradition ist ja einmal jedem Magdeburger anerzogen, es ist ein Stück seines geschichtlichen Daseins. Und doch kann auch Hoffmann nicht anders: er muß das Wesen der Sache fallen lassen: die böse Absicht Tillys S. 164. Er nennt Tilly den Zerstörer nur „aus eben dem Grunde, aus welchem man ihm den Ruhm der Eroberung beilegte — er war Oberbefehlshaber und leitende Hauptperson aller Unternehmungen des Belagerungsheeres." Wir müssen anerkennen, daß das Festhalten auch nur dieser Position nach der Schrift von Heising eine feste Zähigkeit erfordert.

Um diese Position halten zu können, darf Hoffmann einen gewissen Punkt nicht berühren. Ungeachtet aller Andeutungen, die H. über Falkenberg bringt, wagt er nicht diese Persönlichkeit näher ins Auge zu fassen. Da eben steckt der Knoten. Nicht die Bürger von Magdeburg als Bürger sind anzuklagen — sie hatten von den alten Numantinern auch nicht eine Ader —, sondern Falkenberg und seine grausige Rotte: Stalmann, Pöpping, Herkel, Cummius, die sämmtlich, wie er, in Magdeburg nichts zu verlieren hatten. Diese Scheusale waren die Werkzeuge der Gustav-Adolfinischen Plane. Seite 130 unten kann bei der Erzählung über Falkenbergs Verhalten am Morgen des 20. Mai Hoffmann sich des Prädikats „unverzeihlich" für F. nicht erwehren. Hier drängte die tiefere Untersuchung sich auf. Allein Hoffmann geht ihr dann dennoch aus dem Wege.

Nro. LXXVI. (zu Seite 815.)

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Resolutio der Löbl. Ertzstifft Bremischen (Stände) vff die In Namen Herrn Obristen von Reinach Ihnen beschehene proposition den 8. Julii ao 1631 zu Bastall geben.

sachen Vberseiths vnd Andere öhrter zu transperiren (sic), welches sie dan ~~nicht wenniger mehrstens gefolgt~~, weillen eine Große Summa ~~welches vom Feinde dieser~~ Orthen ~~einkommen sollen, und sie dahero feindlicher Gewaldt~~thätigkeiten In etwaß befürchtet, wehre aber kheineßweges darauff angesehen worden, Als ob man wider sie In böße gedanckhen gerathen möchte, vnd verargwohnen, daß die Ebenwohl mit solchen Conspirationibus vmbgingen, Sondern Seye ihre sambtliche Resolution In Ihr Röm. Khays. Mayt. Allerunterthenigster Deuotion Jedensmahlen gethreylich zu verharren.

Nro. LXXVII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv zu Osnabrück.

Devotions-Erklärung für den Kaiser von den Vertretern des Landes Wursten. $^{12}/_{22}$ Juli 1631.

Wir Vögte, Gauobmechtigte vnd Gemeine Eingeseßene deß Landes Wursten thun hiemit khundt vnd Oeffentlichen bekhennen, alß wir nuhnmehr für Vndenckhlichen Jahren dem heyl. Röm. Reich incorporiert geweßen, vnd also dero Röm. Khay. May. Vnserem Aller Genedigsten herrn aller Vnderthenigsten Gehorsamb vnd Threue zu bezeugen vnß obliegen thuet etc.

Demnach verpflichten wir vnß nochmahlten bestendigblichen vnd auß wolbedachtem gemüethe, daß wir in solcher vnß obligendem Alderunderthenigisten deuotion Je vnd allewegen allergetreulicheßt verbleiben, vnd nichts daß der Röm. Khays. Mayt. allerhöchstgedacht, vnd dem gantzen Röm. Reiche vnd Ihr Kays. Mayt. im Ertzstiffte Armee In einiger weiß zu schaden oder nachteill gereichen möchte, nichtes Attentieren oder vornehmen, sondern vilmehr alle vnheill vnd abbruch vnserem geringen vermögen vnd khräfften nach, mit Abwenden vnd wehren wollen, deß zu wahrend vhrkundt haben wir vögt nebens etzlichen Gauobmechtigten vnd eingesessenen dißes mit eigener handt unterschriben. So geschehen in Dorumb dem $^{12}/_{22}$ Julii 1631 Jahres.

(Folgen 17 Unterschriften.)

Nro. LXXIX.

Archiv zu Brüssel.

Mémoire de ce qui s'est passé dans l'armée du Roy de Suède depuis son arrivée au Palatinat.

Rapport d'un envoyé du comte d'Emden.

— — — Le Roy a passé le Rhin entre Oppenheim et Worms à une heure d'Oppenheim, environ les quatre heures du matin avecq des pontons etc. justement à l'endroit où estoit une sentinelle de nos gens, mais comme il passoit à grandes trouppes, nostre cavaillerie qui estoit de garde ne sceut sitost arriver qu'il ne furent passé 2000 hommes d'infanterie. Nostre cavaillerie les chargea qui pouvoit bien estre 500 chevaux si bien qu'ils rompirent par deux fois leurs mousquéteries et vindrent jusqu'aux piques, lesquelles jamais ils ne scurent rompre. Nos gens ont esté constraincts de quitter et leur abandonner le passage. Le Roy y estoit en propre personne et a passé sur la première barque.

Nro. LXXXI.

Aus den Handschriften der königl. Bibliothek zu Hannover.

Schreiben des schwedischen Residenten Laurenz Nicolai in Dresden an den Sekretär des Schwedenkönigs, Philipp Sadler, 31. August 1632.

Ihre Churf. Durchlaucht haben durch öffentl. außgeschickte Patente über das gantze Land supplicationes decretirt, wegen des vor einem Jahre von Gott dem Allmächtigen verliehenen Sieges und victoriae vor Leipzig, welche den 6ten und 7ten septembris nächstkünftig sollen gehalten werden: auf maß und weiß, wie es in beyliegender instruction vnd formale begriffen, man hat lange nicht daran gewollt, ist woll zu verwundern, daß alhie Leute gefunden, die sich hiewieder gesetzet vnd den Churfürsten haben hiervon abhalten wollen. Vor 3 wochen bin ich an sicherem ort zu gast geladen bey ansehnlicher gesellschaft allda auch Dr. Hoe scitus und praecipuus conviva gewesen. Es fielen allerley tischgespräch für, von der Catholicorum, insonderheit den Kayser- vnd Spanischen consiliis, wohin sie von anfange gezielet, waß für effecta darauß hin und wieder resultieret, wie statlich man von diesen seiten dazu geholffen hat, und wie man sich entlich abusirt befunden. Dr. Hoe mußte es contractis scapulis bekennen, gestalt erß auch durch einen außführlichen vernünfftigen discours beklagte. Zugefragt warumb man denn noch in allen Kirchen über das ganze Churfürstenthumb für den Kaiser so vleißig bittet? Antwortete er, eß seye bißher certo respectu so verordnet vnd gehalten worden; da aber seine Stim im Capitel gelten möge, solle es hinfüro eingestelt werden vnd nicht mehr geschehen. Er wolle die abrogation vnd abschaffung bey dem Churfürsten zu wege bringen oder seine dimission begehren. Wenige Tage darnach ist im Ober-Consistorio quaestionirt worden, orandumne sit porro, rebus sic stantibus, pro Caesare. Darüber consultiret, vnd negative concludiret. Den Sontag folgende hat der Oberhoffprediger eine herliche predigt gehalten, beweglich die grausambkeit und sanguinolenta adversae partis consilia amplificirt, vnd nach der predigt den Kayser auß der gewöhnlichen gebets formula außgelaßen. Solcheß ist ebenmeßig in den anderen Kirchen auch geschehen, cum summa auditorum admiratione, deren insonderheit, welchen die vrsach dieser schleunigen Verenderung vnbewust.

Nro. LXXXII.

Eben daher.

Bericht des schwedischen Residenten Laurenz Nicolai in Dresden an den Sekretär des Königs, Philipp Sadler, den 13. März 1632.

Es gehet alles so woll in Politicis alß militaribus Schlefrig vnd langsamb zu. Der Feindt rühret sich nicht allein an allen örtern, sondern gehet albereit ins felt. Die Chursächsische trouppen liggen noch so dissipirt, daß sie nicht können so baldt zusamen stoßen. Scheint auch, daß der v. Arnheimb nicht große lust hat in Böhmen zu gehen, oder mit der armee lang darin zu bleiben, dörffte sich woll, wan er Vertig wirdt, mit dem volck nach Schlesien wenden vnd die Oerter, da etwas zu holen ist. Geschieht daß, so werden sie alles kahl machen vnd eben so in Schlesien haußhalten, wie Sie gethan haben in Böhmen, wo alles in eine solche confusion gerathen, daß es nicht genugsamb zu verwundern. Die Inwohner, Adel vnd Unadel seind Ihres Vermögens priviret, waß vorrath da gewesen von Korn, Wein vnd

genoechsaem kennelyck, dat het Oorloge in Duytslandt geen Oorloge van Religie, maer van Staet, ende tegen het Huys van Oostenryck aengenomen was, ende Syne Coninckl. Majesteyt hem daerin soo loffelick ende rechtmatich, ende allein voor het publycke beste was quytende, dat nochtans Syne Maj. na syn hoochste wysheyt soude gelieven te overwegen, of deselve sodanige practycken by Vranckryck niet soude goet vinden te doen stuyten enz.

Nro. LXXXV.

Archiv zu Brüssel.

Corresp. du duc de Bavière avec A. et J.

Papst Urban VIII. nach dem Falle von Magdeburg am 18. Juni 1631 an Tilly.

Madeburgensis Civitas experta tandem est ultoris Numinis furorem coruscantem in dextra Nobilitatis tuae etc. Contorqueri voluit Omnipotens per manus Cath. exercituum fulmine coelestis indignationis, quae incolas et tecta civitatis Ecclesiam aspernantis devoravit sicut stipulam etc.

Vive ac triumpha feliciter, nobilis vir, tu laus Israel, tu honorificentia populi nostri etc. Nulla plane natio in hoc urbis theatro de tuis laudibus conticet. Diceris enim munivisse semper sanctimonia fortitudinem, nec minus foeliciter cupiditates in corpore quam hostes in variis provinciis edomuisse. Auch fernerhin spricht in diesem Schreiben der Papst: catholica castra u. dgl.

Nro. LXXXVI.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Bericht des H. E. v. Griesheimb, trierischen Gesandten in Frankreich, vom 20. Januar 1632 (in Ziffern).

Alß von dem hochwürdigsten F. v. H, H. Philipps Christoph Ertzbischoff vnd Churfürst zu Trier ich endts benanter ad regem christ. Galliae zu dem endt vnd zweckh abgeschickht worden J. K. M. vor die ahnerpottene assistenz contra Suecum dienstlich Danck zu sagen, sodann vmb fernere continuation dieser königl. favor anzuhalten, auch in ipso negotio dero real aceeptation mich mit dem Chur Cölnischen abgesandten Herrn von Teuff zu vergleichen, gedachter von Teuff aber dann meistentheils darumb eilig weggezogen, damit J. F. Gn. von Würzburg reise möchte vnuerzüglich fortgesetzt werden,

So habe ich keine gewisse Instruction auff solchen Fall gehabt, auch weiter nicht alß auff curialia interpositioni conformiter mit dem Chfftl. höchstgeehrten Collegio vel majori parte vnd generalia mich beziehen können, wie auch mit solchen generalibus — — — — —, mit der beschlossenen legation des Herrn Marggraven nach Brüssel (sic), vnd darauf fernerer künfftigen speranzen mit wircklicher assistenz, sofern Schweden die königl. französische autoritet nicht comiter conseruiren, vnd die occupirten örtter restituiren, die übrigen catholischen Churfürsten vnd Stäbe aber vnbeleidigt verbleiben laßen würde, etliche tage vffgehalten worden. Weill eß aber zum treffen kommen vnd mir nachgeschrieben worden, ob solte die Vestung Ehrenbreitstein, darauff Ihre Chfftl. Gn. in der presse sich befinden thäten, realiter bloequirt sein: so habe ich ex necessitate etwas fieber auff wirckliche assistenz

Nro. LXXXVII.

Handschr. Papiere der Königl. Bibliothek zu Hannover.

Schreiben des französischen. Gesandten St. Etienne aus München an den Kurfürsten von Sachsen, 30 Decbr. 1631.

Etienne macht dem Kurfürsten Vorstellungen, daß er Feindseligkeiten begehe contre un Prince aussi plein d'affection et de bienveillance pour V. A. que de déplaisir de ce qui s'est passé avant la bataille de Leipsig sans son sceu et contre son consentement. Je supplie tres humblement V. A. de commander, que cela n'arrive plus, d'autant que le Roy mon maistre auroit un extrême déplaisir, qu'il se passast quelquechose, qui peut altérer l'amitié, la bonne intelligence et union, que S. M. desire procurer entre Vos Altesses comme chose très utile, tant au bien général de l'Alemaigne et au repos publicq, qu'au particulier de vos Maisons et de vos amis. Cependant afin qu'il ne reste rien sur le coeur de V. A. de ce qui a été commis par le général Tilly sur ces estats contre le sceu, l'intention et le consentement de Monseigneur le duc de Bavière, qui en a eu un extresme desplaisir, comme il vous a desia tesmoigné etc.: so will Etienne zu diesem Zwecke einen besonderen Gesandten schicken.

Dann fügt Etienne in einem PS. bei: Mais j'oublie a vous dire le principal subject du voyage de ce gentilhomme qui est que Msgr. le duc de Bavière desirant donner d'esclaircissement a Monseigneur l'Electeur de Saxe de tout ce qui s'est passé tant devant la bataille de Leipzig jusqu'a present que de ces intentions pour l'advenir, en attendant qu'il puisse conferer luy mesme avec Msgr. l'Electeur de Saxe etc. Einstweilen ergeht die Bitte: que Msgr. de Saxe n'altere rien et ne vienne à rupture avec Msgr. l'E. de Bavière, lequel a alliance avec S. Maj. T. Chr., laquelle est obligee à la défense de ses Estats.

Nro. LXXXVIII.

Ehemal. Domcapitel-Archiv in Osnabrück.

Rundschreiben des Kaisers an die Fürsten der Liga, vom 28. Januar 1632. Der Kaiser warnt die rc. Fürsten, daß eine solche Neutralität unklug sei, ferner auch unmoralisch. Er fährt fort:

Wir befünden in Deutschen Historien kein solch Exempel, daß die auffrichtige edle deutsche Nation durch eußerliche Feindts gewalt sich jemahls von ihrem Oberhaubte, dem Römischen Kayser abzusagen, vnd denselben in gefhar zu stellen bewegen laßen, dessen Wir Vnß vmb so viel weiniger billich zu versehen, weil nicht allein die unbilligkeit dieses schwedischen Krieges, vnd daß derselbe einige rechtmeßige vrsache nicht gehabt daß Römische Reich dergestalt feindtlich zu überfallen von dem gesambten Churfürstl. Collegium zu Regenspurg öffentlich declariet, sondern auch die catholischen Curfürsten darneben sich erklehrt, das da sich der König von Schweden gelüsten lassen sollte den fuß auff des Reiches Boden zu setzen, vnd dasselbe feindtlich anzufallen, auff solchen fahl vns sie, die gehorsamen Chur-, Fürsten vnd Stände alle schuldige hülff vnd beistandt leisten, auch für Vns, die catholische Religion vnd gemeines wesen alles auffsetzen wollen. Dieses ist vmb so mehr billiger, weillen die Gegner

di. Satis nunc ex voce multorum constat nobis et vestra persona, quod sit digna ut ab omnibus lumen mundi admiretur (sic!). Et quia obsequuntur fideles amicos Christi. et veri non potuimus quin eodem affectu Excellentiam compelleremus per breves istas syllabas signi- Majestati Sueciae misi librum manuscriptum. qui expositionem in Jobum, quae cum non sit impressa, desideratur. Et esset bonum, si sua Sacra Regia Ma- suis Theologis, ut librum reviderent, et si dignum et utilem rent, dare operam, ut imprimatur. Rem gratam sentiet Oriens teris ad sacram Regiam Majestatem, nec saltem de libro men- io, nisi quod Illustriss. D. Paulum Strasburgk allocutus sim, sed vestrae Illmae explico, ut sua prudentia dignetur, quod ei videtur iens terminare, in gloriam Domini nostri J. Christi et memoriam sempi- am celeberrimi et gloriosi Nominis serenissimi et christianissimi magni egis Gustavi. Ista breviter habuimus. Et proinde a Dom. Jesu Chr. pre- camur Excellentissimae Excellentiae vestrae Illustrissimae longos annos om- nemque felicitatem.

Dab. Constantinopoli, 3. Julii 1632.

Excell. etc.

servus in Domino
Cyrillus Patriarcha Constantinopolit.

Cyrill schreibt im folgenden Jahre an Oxenstjerna noch einen anderen Brief, in welchem er ausführlich erzählt, daß auch die Griechen bei der ottomannischen Pforte viele Streitigkeiten cum Papistis hätten, betreffend namentlich die heiligen Stätten in Palästina. Er vindicirt Gustav Adolf die Märtyrerkrone.

Nro. XCII.

Die Ostentation, mit welcher der neueste schwedische Geschichtschreiber, Geijer III, 210 Nt. 1 der deutschen Uebersetzung, über diese Predigt berichtet, auf der anderen Seite die Unwahrscheinlichkeit der Behauptungen des Hofpredigers Fabricius, zwingt uns den Becan zur Hand zu nehmen, und jene Stelle nachzusehen. Sie findet sich in der Mainzer Ausgabe: Becani opera omnia I. 467. Es fragt sich vor allen Dingen, was Becanus mit dem Worte haereticus bezeichnet. Er sagt so: Christiani possunt non quidem ex feritate et barbarie, sed ex zelo Christi et studio conservandae veritatis fidei, coercere et si opus sit interficere haereticos, quando pacis et veritatis turbatores sunt. Zu diesen haeretici indessen rechnet Becanus die Lutheraner nicht. Becanus erörtert nämlich die Sache weiter und sagt, daß in der Erklärung des Unkrautes unter dem Weizen er mit den Lutheranern nicht einig sey. Instant Lutherani per zizaniam solos haereticos et non alios malefactores intelligendos esse. Er gibt ihre Gründe an, sucht sie zu widerlegen und schließt: Quod non potest intelligi de solis haereticis, sed de omnibus peccatoribus. Becanus erörtert S. 465, was ein Ketzer sei. Zu den Kennzeichen gehört vor allen Dingen die pertinacia. Er bezieht sich ausdrücklich auf

atque eam amice salutandi. Satis nunc ex voce multorum constat nobis et christianissima et sapientissima vestra persona, quod sit digna ut ab omnibus colatur et revereatur, nec non ut lumen mundi admiretur (sic!). Et quia nos ex iis sumus, qui amant et obsequuntur fideles amicos Christi, et veritatis Evangelicae promotores, non potuimus quin eodem affectu Excellentiam vestram Illust. in sinceritate compelleremus per breves istas syllabas significantes quod sacrae regiae Majestati Sueciae misi librum manuscriptum, qui continet praeter alia expositionem in Jobum, quae cum non sit impressa, admodum in Oriente desideratur. Et esset bonum, si sua Sacra Regia Majestas mandasset suis Theologis, ut librum reviderent, et si dignum et utilem ecclesiae judicarent, dare operam, ut imprimatur. Rem gratam sentiet Oriens noster in litteris ad sacram Regiam Majestatem, nec saltem de libro mentionem facio, nisi quod Illustriss. D. Paulum Stransburgk allocutus sim, sed Excell. vestrae Illmae explico, ut sua prudentia dignetur, quod et videtur expediens terminare, in gloriam Domini nostri J. Christi et memoriam sempiternam celeberrimi et gloriosi Nominis serenissimi et christianissimi magni Regis Gustavi. Ista breviter habuimus. Et proinde a Dom. Jesu Chr. precamur Excellentissimae Excellentiae vestrae Illustrissimae longos annos omnemque felicitatem.

Dab. Constantinopoli, 3. Julii 1632.

Excell. etc.

servus in Domino
Cyrillus Patriarcha Constantinopolit.

Cyrill schreibt im folgenden Jahre an Oxenstjerna noch einen anderen Brief, in welchem er ausführlich erzählt, daß auch die Griechen bei der ottomannischen Pforte viele Streitigkeiten cum Papistis hätten, betreffend namentlich die heiligen Stätten in Palästina. Er vindicirt Gustav Adolf die Märtyrerkrone.

Nro. XCII.

Die Ostentation, mit welcher der neueste schwedische Geschichtschreiber, Geijer III, 210 Nt. 1 der deutschen Uebersetzung, über diese Predigt berichtet, auf der anderen Seite die Unwahrscheinlichkeit der Behauptungen des Hofpredigers Fabricius, zwingt uns den Becan zur Hand zu nehmen, und jene Stelle nachzusehen. Sie findet sich in der Mainzer Ausgabe: Becani opera omnia I, 467. Es fragt sich vor allen Dingen, was Becanus mit dem Worte haereticus bezeichnet. Er sagt so: Christiani possunt non quidem ex feritate et barbarie, sed ex zelo Christi et studio conservandae veritatis fidei, coercere et si opus sit interficere haereticos, quando pacis et veritatis turbatores sunt. Zu diesen haeretici indessen rechnet Becanus die Lutheraner nicht. Becanus erörtert nämlich die Sache weiter und sagt, daß in der Erklärung des Unkrautes unter dem Weizen er mit den Lutheranern nicht einig sey. Instant Lutherani per zizaniam solos haereticos et non alios malefactores intelligendos esse. Er gibt ihre Gründe an, sucht sie zu widerlegen und schließt: Quod non potest intelligi de solis haereticis, sed de omnibus peccatoribus. Becanus erörtert S. 465, was ein Ketzer sei. Zu den Kennzeichen gehört vor allen Dingen die pertinacia. Er bezieht sich ausdrücklich auf

ciborium cum scypho pro communicantibus et pixide sacri Chrysmatis, thuribulum et naviculam, duo vascula lustralia pro aqua benedicta, omnia ex argento. His ille heros in castris utebatur; quibus adjectae sunt sex tapetes coccineae ex panno subtilissimo ac pretioso: octo item coriaceae variis coloribus et figuris pictae. Ill. ipse Wernerus sub finem Augusti humanissime R. P. Rectori valedixit, commendans Patrui sui funus, ac obtenta ab Electore licentia Viennam contendit.

Am 10. Januar 1642 schrieb Werner G. v. T. dem Rektor des Collegs zu Ingolstadt, welcher Brief im Original vorhanden.

Admodum Reverende in Christo Pater!

Quamvis semper mihi in animo fuerit ex pecuniis Charissimo Domino Patruo meo Comiti Tillyo ill. mem. a Ser^mo Bavariae Electore et caeteris Cath. Ligae statibus optimo jure debitis, quae adhuc summam $\frac{M}{100}$ tallerorum excedunt, condignam illi sepulturam in vestro templo exstruere, et sicut admodum R^dus P. Generalis vester jam pridem concesserat annuum sacrum ab uno et e vestris pro anima ejus celebrandum fundare; cogor tamen, quia inde nihil aut parum sperandum, Bona denique mea et hypothecae, tam in superiore Palatinatu, quam in Ducatu Brunsvicensi, non solum bellis devastata, sed etiam periculo restitutionis obnoxia sint, sententiam mutare, et quibus adhuc possum mediis, antequam ipse moriar, optimi Patrui mei ossa sepelire, quapropter funus illius, quod usque nunc apud vos asservatur, quam primum per Danubium descensus patebit, ad locum sepulturae transvehi cuperem: cuius rei interea V. R^ae hisce volui reddere certiorem: valeat ad multos novos annos, meque suis ac suorum precibus commendatum habeat.

Dabam in arce Weissenburg 10. Jan. 1642.

Reverentiae V^rae

Addict. semper

Wernerus Comes T.

Dem Wohlehrwirdigen u. s. w. Herrn Johann Bläbch Pr. und Rector des Collegii zu Ingolstadt.

Die obige historia meldet endlich weiter:

1652.

Hoc tandem anno ossa Johannis Tserclais Comitis de Tilly, quae in tumba stannea ab anno 1632 ad haec usque tempora in nostro conditorio deposita fuere, Oetingam Veterem deportata sunt, digniore ibi Mausoleo decoranda.

G.

M.

N.

O.

P.







